This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

DOMI
NUS
ILLU
MINA
TIO
MEA
Taylor Institution

SIPPURIM,

Sammlung

jüdiſcher Volksſagen, Erzählungen, Mythen, Chroniken, Denkwürdigkeiten

und

Biographien berühmter Juden

aller Jahrhunderte, beſonders des Mittelalters.

Vierter Band.

Sechſte Auflage.

Prag, 1883.
Eigenthum und Verlag von Jakob B. Brandeis.
Buchhandlung Altſtädter Ring, 5 neu.

K. k. Hofbuchdruckerei A. Haase Prag.

Jajin Kidusch

oder

falsche Beschuldigung.

Nach einer Sage von L. Weisel.

I.

Während der Regierungszeit Johanns von Luxemburg stand unweit der Schloßkirche ein kleines hölzernes Häuschen, worin eine arme Kriegerswittwe mit ihren vier unerwachsenen Kindern wohnte, die sie kümmerlich mit Händearbeit ernährte. Ihr Gatte war auf dem Felde der Ehre geblieben, und hatte ihr nichts hinterlassen, als den leeren Ruhm seiner Heldenthaten, die er in fremden Landen für den Kaiser Heinrich VII., des böhmischen Königs Vater, verübt hatte. — Es war an einem unfreundlichen Dezembertage; draußen fiel Schnee in großen Flocken vom düstern Himmel herab, der rauhe Nordwind kräuselte den frisch gefallenen Flaum wieder in die Luft, wodurch die Dunkelheit des Tages vermehrt ward, und es schien, als wollte heute die Nacht früher als gewöhnlich einbrechen. In der kleinen, doch reinlichen Stube, saß Ludmilla neben dem Krankenlager des ältesten Kindes, eines achtjährigen Knaben, mit Wollspinnen beschäftigt. Doch ging ihr die Arbeit nur langsam von statten; denn die zarten Sorgen der liebenden Mutter ließen sie nicht lange ruhig, und mehr auf dem kranken Kinde als auf der Arbeit haftete der kummervolle Blick. Die andern Kinder, die bis jetzt gespielt hatten, wurden durch die Dunkelheit im Spiel gestört, der unerbittliche Vogt Hunger meldete sich mit Ungestüm bei den Müßigen, und sie verlangten weinend Brod. Mit thränenvollen Augen nahte sich die Mutter einem Schrank, holte einen kleinen Brodrest daraus, und vertheilte ihn mit den Worten: „Da, esset euch satt, Kinder, es ist das letzte; morgen mag euch der helfen, der viele Tausend mit zwei Broden einst gespeist hat.“ In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und eine hagere Mannsgestalt, in einen

grauen Mantel gehüllt, das Haupt mit einem breitkrämpigen Filzhut bedeckt, trat in die Stube. „Guten Abend, Frau Ludmilla!“ begann der Gast, indem er den Schnee von Hut und Mantel schüttelte, und den durchnäßten Bart abtrocknete. „Wie geht's? Muß doch mal schauen, was ihr treibt. Der kleine Trotzkopf ist auch schon vierzehn Tage nicht bei mir gewesen.“ „Ach, seid ihr's? Gottlob, daß wir euch einmal wieder sehen!“ rief die Wittwe freudig. „Glaubt mir, guter Salum, wie ein Engel des Herrn erscheint ihr heute in der größten Noth.“ „Noth? Was giebts?“ fragte besorgt der Jude und blickte in der Stube umher. „Ist vielleicht Jemand krank?“ „Ach, der Heinrich liegt schwer darnieder,“ entgegnete die Frau. „Wie? der Junge ist krank, und ihr habt mir nichts sagen lassen? Wißt ja, wie ich den Buben lieb hab, das war auch nicht recht gethan, Frau. Ihr habt wohl einen geschickten Arzt holen lassen? was sagt er zu der Krankheit? ist's gefährlich?“ „Ach, braver Mann! wie konnte ich in meiner Lage die Hilfe eines Arztes verlangen, da ich nur von eurer Mildthätigkeit lebe?“ „Was! Ihr lebt von meiner Mildthätigkeit? seid doch nicht so wunderlich, Frau! Was ich euch jetzt gebe, sind nur die Zinsen von dem großen nicht zu bezahlenden Kapital, das euer Vater in die Hand des meinigen gelegt hat. Ihr und eure Kinder sollt immer zu meiner Familie gehören und mit mir genießen, was Gott beschеert. Da nehmet Geld, so viel ihr benöthigt.“ So sprach der Jude, indem er einen vollen Geldbeutel der Frau hinhielt. „Ihr seid zu gut, Salum!“ entgegnete diese, „es hat mein Vater euch nie Geld geborgt, und was ihr mir seit zwei Jahren gegeben, sehe ich nur als ein geliehenes Gut an, das ich euch schulde.“ „Ihr seid mir keinen Denar schuldig,“ fiel Salum treuherzig zürnend ein, „wie oft soll ich die Geschichte noch auftischen? Wie euer großherziger Ahn, der Oberst der Söldner, durch seine Macht das Leben meines Vaters gerettet, als ihn ein wüthender Pöbelhaufe in die Flammen seines brennenden Hauses werfen wollte. Vergiß nicht, mein Sohn, so sprach sterbend der Vater zu mir, die Familie des edlen Waclaw von Roghan, theile mit seinen Kindern, wenn sie einst bedürfen sollten, deinen letzten Bissen, damit man uns nicht undankbar schelte. Ich, der Erbe, halte meines sterbenden Vaters letzten Willen und zahle die Zinsen an euch.“ „Edler Mann! wie seid ihr doch zur rechten Zeit gekommen,“ sprach die Frau weinend, „sehet, bevor ihr hereingetreten, hab' ich das letzte Brod unter die Kleinen vertheilt. Ohne eure Hilfe müßten meine Kinder darben und Hunger leiden.“ „Allmächtiger Vater im Himmel! die Kinder unsers Beschirmers hungern, wo ich, ein wohlhabender Mann, mit ihnen in einem Orte lebe! Nein, Frau! ihr seid ein frommes und tugendhaftes Weib, aber verzeihet mir, ein wenig stolz, nichts für ungut. Da! ich bitte euch, nehmt den Beutel hin, er brennt in meinen Händen!“ „Zürnt mir nicht, guter Salum! der Junge, der sonst als Vermittler stand zwischen eurer Milde und meiner Noth, wurde krank, und ich selbst konnte mich nicht entschließen, euch ferner mit Bitten lästig zu fallen.“ „Es ist

gut, nehmt nur hin und sagt, wie geht's dem Kleinen? Ist's gefährlich?" „Die größte Gefahr scheint vorüber zu sein; aber, lieber Salum, das ist zu viel, ich möchte nur das Nothwendigste," erklärte die Frau, indem sie den schweren Beutel in der Hand wog. „Na, na! nicht zu viel," wendete Salum gutmüthig ein, „wer kann wissen, wie lang der Junge noch im Bett bleiben muß, ob ich so bald wieder nach der Kleinstadt komme, ich bitte, nehmet ohne Umstände!" „Tausend Dank, edler Mann, ja ich will ohne Zagen aus eurer wohlthätigen Hand das Gute empfangen und in mein Gebet zum Allvater euch einschließen, damit himmlischen Segen auf euer Geschäft und Gewerbe herabflehen." „Thut das, gute Frau! denn das Gebet eines reinen Herzens ist nie ohne Bedeutung, es mag der Betende zu was immer für einem Glauben sich bekennen." Indessen war der kranke Knabe aus seinem Schlummer erwacht und wie er die Stimme des Juden vernahm, richtete er sich im Bette auf, streckte die Arme aus und rief: „Seid ihr da, Vetter Salum? wie freue ich mich, euch einmal wieder zu sehen! Vetter, ich wäre bald gestorben, hätte die schöne gute Dina nicht wieder gesehen." „Nun Gott sei Dank, daß du wieder genesest," erwiderte innig froh der Jude, „aber wie du einmal wieder laufen kannst, sollst du zu mir kommen." Dabei streichelte er des Knaben blasse Wangen mit Zärtlichkeit, setzte sich neben ihm auf's Lager, wo ihn auch die andern Kinder umringten, und zutraulich, eines mit seinen silbernen Schnallen, das andere mit den Stahlknöpfen am Rocke spielte. „Ja, ihr möchtet auch was Mitgebrachtes haben?" sprach lachend Salum „nu, wir wollen sehen." Dabei suchte er alle Taschen durch, vertheilte die Pfefferküchlein und andere darin mitgebrachte Süßigkeiten unter die jauchzenden Kinder, und schäkerte mit den Fröhlichen eine lange Zeit, während welcher die Mutter mit thränenden Augen die Herzlichkeit des gutmüthigen Mannes wohlgefällig anschaute. In der Stube ward's immer dunkler und Salum nahm den abgelegten Mantel wieder um und schickte sich zum Gehen an. „O weilet noch bei uns, guter Salum! Mir ist wohl, wenn ihr in unserm Hause seid," bat Ludmilla. „Kann nicht länger bleiben, liebe Frau," entgegnete der Jude, „hab heute noch ein wichtiges Geschäft abzumachen, die Nacht wird gleich da sein. Ich muß euch auch anzeigen, daß ich heute meine geliebte Dina zur Braut mache, und möchte ich doch etwas früher nach Hause kommen." „Wenn's so ist, will ich euch nicht länger halten. Gehet mit Gott und nehmet meine innigsten Wünsche für eure Tochter mit. Möge der Allbarmherzige ihr die Tugenden ihres Vaters zu Gute rechnen, und sie an der Seite eines biedern Gatten recht glücklich werden lassen." „Amen! Gott gebe es!" antwortete darauf mit Andacht Salum, „doch die Zukunft," setzte er hinzu, „ist in einen dichten Schleier gehüllt; kein Menschenauge kann schauen, was dahinter verborgen liegt; oft glauben wir der Kinder Glück fest gegründet, aber die Folge zeigt uns, daß wir uns getäuscht. Ueber die Sabbathspeisen und Heirathen giebt es unter uns ein Sprüchwort:

Es kommt auf's Gerathen an! Lebt indeß gesund, Frau, ich muß fort, hab einen weiten Weg noch." Salum reichte der Wittwe die Hand zum Gruße und entfernte sich.

Obgleich das Schneegestöber aufgehört hatte, und der Himmel klar und heiter geworden war, so förderte doch der Jude seine Schritte. Schnell passirte er die Kirche zu St. Veit, und lenkte des kürzeren Weges wegen in ein Seitengäßchen ein, das gerade über den Berg hinab auf den Marktplatz führte. Jetzt erinnerte sich Rabbi Salum, daß die Zeit des Vespergebetes gekommen, und da er unmöglich vor Nacht seine Wohnung erreichen konnte und das Gebet dann nimmer dieselbe Kraft gehabt hätte, beschloß er nach Vorschrift des Talmuds an Ort und Stelle das sogenannte „kurze Gebet" zu verrichten. Er wusch seine Hände mit Schnee, stellte sich, mit dem Angesichte gegen Sonnenaufgang, in einen abseitigen Mauerwinkel und begann sein Gebet in stiller Andacht. Plötzlich ward er durch die Worte: „Haben wir dich, Halunke!" aus seinen frommen Betrachtungen aufgeschreckt, und ehe er sich noch umkehren konnte, fühlte er sich fest gepackt und mit kräftiger Faust rücklings zu Boden geworfen. Zwei bewaffnete Schaarwächter hatten ihn ergriffen und suchten geschäftig des wehrlosen Mannes Arme mit Stricken zu binden. „Was wollt ihr, meine Herren, von mir?" stotterte Salum, nachdem er sich wieder gesammelt. „Wollt ihr Geld? ich will euch's ja gerne geben, laßt mich nur leben!" „Hund! wir brauchen nicht dein Geld, auf dem Scheiterhaufen wollen wir deinen ausgetrockneten Leib flackern sehen, und deine verfluchte Seele dem Satan überliefern," antwortete einer der Söldner mit rauher Stimme. „Weßhalb denn? Was habe ich verbrochen?" fragte angstvoll der Jude. „Verfluchter Jude! was du verbrochen hast? Die Kirche hast du beraubt, und fragst noch, was du gethan?" versetzte der zweite Häscher. „Ich bitte euch, meine Herren, seid barmherzig, glaubt mir, ihr irrt euch in der Person, ich bin ein ehrlicher Mann. — Laßt mich ungestört ziehen, verlangt, was ihr wollt, ich will es euch geben," bat der Jude. — Doch die Männer waren unerbittlich, sie lachten vielmehr über die Angst des zaghaften Juden, richteten ihn vom Boden auf und suchten ihn durch Stöße und Schläge eine Strecke vorwärts zu bringen. Als der Jude sah, daß all sein Flehen vergebens sei, daß kein Versprechen ihn aus den Händen der hartherzigen Söldner befreien könne, da gab die Verzweiflung dem schwachen Manne den Muth sich zu widersetzen. „Ich gehe keinen Schritt weiter!" rief er entschlossen und warf sich auf die mit Schnee bedeckte Erde nieder. „Ei, seht mir doch den Hund, wie er sich sträubt! Prokop, faß ihn bei den Füßen und schlepp ihn bis zum Viertelsmeister," sprach der eine Häscher, und wirklich schickten sich Beide an, den armen Juden mit Gewalt fortzuschleifen; aber in diesem Momente trat eine kräftige Mannsgestalt von vornehmer Haltung und edlem Wesen aus dem bischöflichen Palaste, und schritt auf die Gruppe zu.

Wie der Jude den Mann von ferne erblickte, ließ er's an Hilferufen nicht fehlen, hoffend, der vornehme Herr werde ihn aus den Händen der Schaarwächter befreien. Er hatte sich auch nicht getäuscht. „Was geschieht mit dem Manne? Warum zerrt ihr den schwachen Alten so hin und her?" fragte der unbekannte Herr die Söldner. Dies gab dem Juden neuen Muth und ohne die Antwort der Letzteren abzuwarten, begann er: „Ach, gnädiger Herr, helft mir! Sie haben mich überfallen im Gebet. Ich bin kein Verbrecher! Die Herren müssen sich geirrt haben." „Schweig still, verdammter Jude, oder ich schlage dir deinen Schelmenschädel in Stücke," unterbrach ihn einer der Söldner, dann zu dem Fremden sich wendend: „Es wird euch wohl nicht unbekannt sein, welche Frevel seit einiger Zeit in unserer Stadt geschehen, daß fast jede Nacht eine Kirche ausgeplündert wird. Wir sind bestellt, diese Kirche hier zu bewachen, und da haben wir den schuftigen Judenhund erwischt, und wollen ihn jetzt zum Viertelsmeister bringen." „Seid ihr denn ganz gewiß, daß dieser Mensch ein Dieb ist?" fragte der Fremde. „Vielleicht habt ihr einen Unschuldigen ergriffen? laßt uns früher ihn anhören." „Schuldig oder nicht," fiel der andere Söldner ein. „Ihr seid kein Richter, wir brauchen euch nicht Rechenschaft zu geben, geht eures Weges und lasset uns unsern Dienst ausüben." Ohne auf die Reden der groben Kriegsknechte zu achten, näherte sich der Fremde dem Juden und frug ihn nach der Ursache seiner Verhaftung. Dieser erzählte, was geschehen, gab alle seine Geschäfte des heutigen Tages an, berief sich dabei auf das Zeugniß der Frau Ludmilla, beschrieb mit Genauigkeit seine Wohnung, nannte seinen Namen und bat, die Herren möchten sich nur die Mühe nehmen, mitzugehen, um sich von der Wahrheit seiner Aussage zu überzeugen. „Lasset den Mann gehen, ich kenne ihn und bürge für seine Unschuld," sprach der Fremde in sanftem Tone. „Hm! wer bürgt denn für euch?" nahm der Söldner wieder das Wort, „was mengt ihr euch in fremde Händel? geht von hier, oder wir nehmen auch euch mit!" „Das will ich sehen!" antwortete der Unbekannte, schleuderte den Kriegsknecht mit kräftigem Arm von sich, löste Salums Hände von den Banden, und wollte ihn mit sich fortführen; allein mit gesenkter Hellebarde stellte sich der erzürnte Söldner ihm entgegen. Da nahte sich der zweite etwas höflichere Krieger seinem Kumpan und sprach: „Sei ruhig, Prokop, laß sie ziehen, kennst ihn denn nicht? Es ist der Herr Leibdoktor." Darauf ließ der strenge Gerichtsdiener seine Waffe sinken, und der Jude und dessen Beschützer entfernten sich eiligst. Nachdem Beide einige Gassen passirt und nahe an der damaligen langen hölzernen Brücke waren, sprach Salums Befreier: „Ich will mit euch bis in euere Wohnung gehen, damit euch nicht eine neue Unbill widerfahre, denn in unserer Stadt geht's jetzt gar unruhig her." „Mein gnädiger Herr, wie soll ich euch für so viel Güte danken?" erwiderte demüthig der Jude. „Ist es doch, als hätte euch Gott in meiner höchsten Noth herbeigeführt, mich aus der Hand strenger Richter zu retten, wo

meiner, wenn auch ohne Schuld, Folter und Schmach warteten. Denn ach!“ setzte er nach einigem Zögern hinzu, „mit einem armen Juden macht man nicht viel Federlesens. Auf die Folterbank mit ihm, und dort gesteht er euch Alles, was ihr hören wollt, selbst Verbrechen, die er verabscheut, vor welchen sein Herz sich empört. Ach Gott! schon der Gedanke, vor den Richterstuhl hinzutreten, erregt Todesangst, wie denn erst, wenn man die grausamen Werkzeuge vor Augen sieht, die dem armen zaghaften Sohn des Elends Geständnisse erpressen sollen? Ja, mein Herr! Ihr wart heute mein Schutzgeist und habt mich vor Schande, und die Meinen vor Verzweiflung gerettet; darum sagt an, womit ich euch dienen kann. Vergebt mir, ich weiß, die jungen vornehmen Herren sind nicht immer bei Geld! Ich bin reich, befehlt über mein Vermögen, Herr! Alles, was ich besitze, soll euch zu Gebote stehen!“ „Alles? Seid nicht voreilig!“ sagte der Unbekannte. „Ihr vergeßt im Eifer, daß ihr doch noch manches Kleinod besitzt, das ihr um keinen Preis hergeben würdet!“ „Mein Herr! Kommt mit mir, wählet das Schönste, Kostbarste meines Hauses, und es soll euer sein!“ „Habt ihr niemals im Buche der Richter die Geschichte von Jephtah gelesen? Salum, ihr habt eine schöne Tochter, wie, wenn ich diese von euch verlangte? Ha! ihr verstummt?“ Wirklich war der Jude überrascht, faßte sich aber bald und sprach: „Mein hoher Herr, das werdet ihr nicht begehren! Ich weiß es, euer hoher Stand verbietet euch eine niedrige Magd aus dem verachteten Volke zur Gattin zu wählen, und sie zur Kurzweil zu verlangen, dazu seid ihr zu edel, zu hochgesinnt.“ Unter diesem Gespräch waren Beide vor der Wohnung des Rabbi Salum im sogenannten Schulhof angelangt. Die Nacht war bereits da, die Hausthür, wie immer, vorsichtig verriegelt, und Rabbi Salum mußte einigemal mit dem eisernen Klöppel an die Thür schlagen und seine Stimme hören lassen, ehe sie geöffnet ward. Sämmtliches Hausgesinde stürmte mit Licht und Lampe dem Angekommenen freudig entgegen, dessen langes Ausbleiben alle in Sorgen versetzt hatte. „Gottlob, daß du einmal kommst!“ rief die Hausmutter. „Wir waren schon alle in der größten Angst!“ „Ja, meine Kinder! lobt und preiset den allmächtigen Gott, denn euere Sorge war heute nicht ohne Grund; ich schwebte in größter Gefahr, da schickte mir der Herr der Heerschaaren einen Schutzgeist in der Gestalt dieses Mannes. — Sind die Fremden schon beisammen?“ fragte er weiter, die Gattin bejahte es kopfnickend, und ihr fragender Blick, der bald auf dem Fremden, bald auf dem Gatten ruhte, veranlaßte Rabbi Salum zu den Worten: „Kommt, kommt nur weiter, laßt den Herrn nicht im Vorhause stehen, du sollst gleich die ganze Geschichte vernehmen, Weib, habe nur Geduld.“ Damit führte er den vornehmen Gast eine schmale Treppe hinauf in die Zimmer des obern Stockes, aus welchen der Lärm der hier bereits versammelten Gäste ihnen entgegen scholl. So unansehnlich die Wohnung des Rabbi Salum von Außen schien, so ausgedehnt und bequem war sie im Innern. Da herrschte überall Rein-

lichkeit und Ordnung, alles verrieth Wohlhabenheit und Fleiß und zum Theil fürstliche Pracht und orientalischen Glanz. Die Zimmer zu ebener Erde hatten zwar ein schlechtes Aussehen, wie die Stuben der gemeinen Juden; denn sie wurden blos an Werktagen bewohnt, und waren auch nur zu Handel und Gewerbe bestimmt. Doch die Fest- und Feiertagszimmer im obern Stocke zeigten Salums großes Vermögen und seine Vorliebe zu Glanz und Prunk. An den Wänden sah man die kostbarsten Tapeten, die Fenster waren mit schweren Seidenvorhängen versehen, damastene Polstersitze, reichvergoldete Spiegel, Leuchter vom feinsten Krystallglase schmückten die geräumigen Zimmer, Kasten vom kostbarsten Holze, Glasschränke mit künstlichem Schnitzwerk standen in wohlgewählter Ordnung umher, und die Fußböden waren mit orientalischen weichen Teppichen bedeckt. In den Glaskasten prangten silberne Geschirre; Perlenschnüre, Diamantringe und andere Juwelen blitzten aus den Schmuckettuis, die geöffnet in den Schränken zur Schau aufgestellt waren. Obgleich es dem ängstlichen Juden eigen ist, arm zu scheinen, so giebt es doch Zeiten, wo er seine Reichthümer mit wohlgefälliger Freude zeigt, und sich seines Vermögens gerne rühmt. Diese Zeiten sind Fest- und Feiertage, Hochzeiten und andere Freuden-Gastmähler. In solchen Fällen werden die Kasten geöffnet, das Schönste und Kostbarste herausgeholt und zur Schau gestellt, um des besuchenden Nachbarn Verwunderung und Neid zu erregen, oder ihn zu demüthigen. Ohrgehänge und Halsgeschmeide blitzen an den Frauen, die Finger werden mit Ringen verschiedener Art vollgedrückt, die theuersten Stoffe umgehängt, die Kinder wie kleine Fürsten herausgeputzt. Die Zeit einer solchen Vermögensschau war auch heute im Hause Salums, wo die Verlobung seiner Tochter geschehen sollte, darum waren auch die Zimmer so hell erleuchtet und mit Gästen angefüllt. Mehr denn zwanzig Personen, lauter Verwandte, waren zu dieser Feierlichkeit geladen, die jetzt, festlich geschmückt, in den weitläufigen Gemächern umherschlenderten, auf verschiedene Weise die Zeit verkürzten, und die Ankunft des Herrn erwarteten. In dem einen Zimmer saß die Mutter des zukünftigen Bräutigams auf einem weichen Polstersitz; ein rauschendes golddurchwirktes Seidenkleid umhüllte die kurze dicke Frau, eine goldene, mit Perlen und Rubinen besetzte Haube umschloß das wackelnde ziemlich große Haupt, und um den unförmlich dicken Hals schlang sich eine Schnur großer Perlen, an welcher wieder verschiedene Goldmünzen hingen. Sie plauderte in einem fort mit einer ebenfalls reichgeputzten Verwandten von den Vorzügen ihres Sohnes und von dem hohen Glücke ihrer künftigen Schwiegertochter. Rabbi Chaim Klebler, ihr Gatte, stand mit einem geehrten Talmudisten in einer Fenstervertiefung und horchte voller Verwunderung auf die witzigen Glossen des scharfsinnigen Forschers. In einem andern Zimmer ging der beliebte Chasan Reb Harsch von seinen Meschorerim (Sangbegleiter) umgeben, auf und ab, die Gesangstücke brummend, womit sie heute der Gäste Ohren zerreißen wollten. Hinter ihnen trippelte Lippert,

der Schalksnarr, und ſchnitt Fratzengeſichter, um die Anweſenden zum Lachen zu reizen. Auch der Vielfraß Jekel löſte den Gurt von ſeinem zuſammengeſchnürten und in Falten gelegten Wamſe, um ſeine Freßexperimente in Gegenwart der Gönner auszuführen.

Dieſe zwei Perſonen, nämlich der Narr und der Vielfraß, ſpielten vor Zeiten unter den Juden bedeutende Rollen, und durften bei keiner Feſtlichkeit fehlen. Sie waren gewöhnlich mit den Verhältniſſen der Häuſer ſehr vertraut und in Familiengeheimniſſe eingeweiht. Dieſe Schmarotzer wurden von den jungen Leuten mit beſonderer Aufmerkſamkeit behandelt, theils aus Furcht, von ihren Reimwitzen bei öffentlichen Luſtbarkeiten beſchämt zu werden, theils um ſich durch Freigebigkeit ihre Gunſt zu erwerben, damit ſie bei Heirathsanträgen, wo ſie faſt immer zu Rathe gezogen wurden, ein günſtiges Wort ſprächen. Noch in der neuern Zeit wurden die Hochzeitsſpaßmacher von den jüdiſchen Mädchen gefürchtet, und bei den Müttern iſt das Sprüchwort noch heute im Brauch: „Durch Narren, Dienſtboten und Schnorrer (Bettler) verſorgt man die Kinder.“ Dies wären die Nebenperſonen beim heutigen Feſte im Hauſe des Rabbi Salum; die Hauptperſonen wollen wir nun genauer ſchildern.

In dem letzten, kleinſten Gemache ſaß auf einem niedrigen Sopha eine geſchmückte Frauengeſtalt, die man beim erſten Anblick für eine morgenländiſche Prinzeſſin gehalten hätte. Auf dem lieblichen Geſichte ruhte anmuthige Schamhaftigkeit, aus dem großen dunkelbraunen Augenpaar leuchtete das milde Feuer weiblicher Unſchuld, um die weichen Roſenlippen lagerte ein holdſeliges Lächeln, und durch den halbgeöffneten kleinen Mund blickte eine Reihe geſunder Zähne, wie Perlen ſo weiß und gleich. Das niedliche ovale Haupt ward von einer Fülle ſchwarzer Locken umſchattet, wodurch der Karmin der von Geſundheit ſtrotzenden Wangen und das blendende Weiß der hohen Stirne erſt recht hervortraten, wie der Glanz der Edelſteine durch die Folie gehoben wird. Eine lange Perlenſchnur ſchlang ſich in zierlichen Windungen durch das gelockte Seidenhaar, goldene Ohrgehänge, mit Diamanten beſetzt, blitzten von den kleingeformten Ohren, und eine künſtlich gearbeitete Kette umgab den alabaſternen Nacken und Hals; den wogenden jungfräulichen Buſen bedeckte ein engumſchließendes violettes Sammtkleid, das an den Hüften durch einen golddurchwirkten Gürtel zuſammengehalten ward, und dann in weiten Falten hinabfloß bis zu den niedlichen Füßen. Die ſchön gerundeten vollen Arme umſchloſſen goldene Spangen, mit Rubinen beſetzt, und die zarten Finger waren mit koſtbaren Ringen überfüllt. Dieſe herrlich geſchmückte Jungfrau war Dina, die Tochter Salums. So lieblich und erfreulich dem Auge die Geſtalt der ſchönen Dina war, eben ſo widerwärtig erſchien der neben ihr ſtehende Mann, wenn man überhaupt eine ſolche ſtümperhafte Zuſammenfügung lebender Gliedmaßen Mann nennen kann. Das große, beinahe viereckige Haupt mit grobem ſtruppigen Haar, die kleinen zuſammengezwickten grauen Augen von ſtarken

Brauen beſchattet, die hervorſtehenden Backenknochen mit dem braunen narbenvollen Angeſichte gaben ihm eine Aehnlichkeit mit irgend einem Bewohner des Nordpols, wenn nicht die ſcharfe, ſtark gebogene Naſe über dem breiten Mund wie ein Pelikanſchnabel ſich endigend, den Abkömmling des Orients verrathen hätte. Dieſes unförmliche Haupt bewegte ſich auf dem kurzen Halſe, wie der wackelnde Kopf einer Gipsfigur, und wenn es ruhte, glaubte man, es wäre zwiſchen den beiden erhöheten Achſeln feſt eingekeilt. Der Bruſtkorb war zwar von weitem Umfange, vorn ſehr ſtark gewölbt, ſtand aber mit den übrigen Gliedmaßen in gar keinem Verhältniſſe. Nur an den Extremitäten hatte die Natur, wie es ſchien, die Vernachläſſigung am Körper einbringen wollen. Dieſe waren gegen den Rumpf unverhältnißmäßig lang, muskulös und ſehr beweglich. Nun denke man ſich die Kalibangeſtalt im jüdiſchen Feſtanzuge der damaligen Zeit gekleidet, der in kurzen Atlaskleidern, weißen Strümpfen, Schuhen mit ſilbernen Schnallen, in einer langen goldgeſtickten Weſte mit Silberborden beſetzt, breiter weißer Halskrauſe, veilchenblauem Frack von eigenthümlichem Schnitt und einem runden Filzbarett beſtand, und nebenan die ſchöne reizende Dina! Es war als ſtände ein Pavian neben einem himmliſchen Gebilde, ein Faun neben einer Grazie. Hier ein Muſter weiblicher Schönheit, daneben eine Karrikatur des ganzen Männergeſchlechtes, und dennoch ſollten dieſe Gegenſätze heute mit einander verbunden werden, dieſer formloſe Gliederhaufe ſollte heut noch Dina's Verlobter werden, denn er war der einzige Sohn eines der reichſten Männer aus der Breitengaſſe, und obendrein ein hochgelehrter „Bocher", im Talmud ſehr erfahren. —

Mit lärmendem Geſchrei und Freudenausrufungen ward der Hausherr empfangen; doch hatte ſich der Tumult gleich in ein leiſes Flüſtern verwandelt, als die anweſenden Gäſte den vornehmen Fremden gewahrten, da gab's neugierige Fragen, verſtohlene Augenwinke, heimliches Achſelzucken ohne Aufhören. Es bildeten ſich verſchiedene Gruppen in den Gemächern, jeder brannte von Neugierde, zu wiſſen, wer der Fremde wäre, und die frühere ungebundene Fröhlichkeit verwandelte ſich in eine gezwungene ſteife Förmlichkeit. Der Fremde hatte die ſchnelle Veränderung gemerkt, er wollte den Ton wieder herſtellen und ſprach lächelnd: „Laßt euch nicht ſtören, ich bin gekommen, einen Abend unter euch angenehm zu verbringen!" „Ja, meine Freunde," nahm der Hausherr das Wort, „ſeid nicht furchtſam, dieſer Herr iſt ein guter edler Mann, der uns wohlwill, vor ihm braucht ihr euch nicht zu ſcheuen. Er hat mich und die Meinigen vor Schande gerettet." Rabbi Salum erzählte kurz, was ihm widerfahren, die Verſammlung horchte aufmerkſam zu, Schrecken und Freude wechſelten auf den Geſichtern. „Und wiſſet," beſchloß Rabbi Salum ſeine Erzählung, „dieſer hochherzige Mann, der jetzt unter euch ſteht, iſt Doktor Leon, Leibarzt unſeres Statthalters, des weiſen, frommen und gerechten Erzbiſchofs Peter von Mainz." Kaum hatte Rabbi Salum die letzten Worte ausgeſprochen, als ſchon jeder Mann

nach seiner Kopfbedeckung griff, und in einem Augenblick stand die ganze Versammlung, ehrfurchtsvoll sich verbeugend, vor dem hohen Gaste. „Was für ein Fest feiert ihr denn heute?“ fragte dieser. „Die Verlobung meiner Dina,“ antwortete freudig lächelnd Rabbi Salum. „Kommt, mein Herr, ich will euch zu meiner Tochter führen, damit auch sie euch ihren Dank für meine Rettung abtragen kann,“ setzte er hinzu, indem er den Gast in das letzte Zimmer, worin Dina und ihr Gespons sich befanden, führte. Eine düstere Wolke lagerte sich auf des Arztes hohe Stirn, es schien, als hätten ihn des Alten Worte unangenehm berührt, doch folgte er der Einladung, und trat nicht ohne Befangenheit vor die schöne Jungfrau. „Tochter!“ begann hier Salum, „dieser edle Herr da hat mich vor einer Stunde aus der höchsten Gefahr gerissen, ohne ihn wäre ich jetzt im Kerker, und ihr Alle würdet verzweifelnd die Hände über euer Haupt zusammenschlagen, darum dank' ihm nach Gebühr, du verstehst es besser, die Worte zierlich an einander zu fügen, auch klingt die Stimme eines jungen Mädchens lieblicher, als die leere Rede eines einfachen alten Mannes; nicht wahr, gnädiger Herr? Nun, mein Kind, ist es dir überlassen, unsern ehrenwerthen Gast zu bewirthen und seine Rittertugend zu würdigen.“ Dann wandte sich der geschwätzige Alte zu seinem künftigen Schwiegersohne, der ganz verblüfft dastand und sprach: „Kommt, R. Izzig, wir haben noch manches Wort zu reden, einige Schriften zu unterschreiben,“ worauf er sich mit seinem künftigen Eidam in die andern Zimmer begab, den Arzt mit der holden Dina allein zurücklassend. Lange Zeit ruhte des Mädchens schwarzes Auge auf der schönen männlichen Gestalt des Fremden. Verwunderung und inniges Vergnügen malten sich auf dem lieblichen Gesichte, höher färbte sich die volle Wange und der kleine Mund lächelte holdselig. Ihr war's, als hätte sie diesen Mann schon früher gekannt, doch wagte sie es nicht, ihre Vermuthung auszusprechen. So entstand eine Pause. Leon brach zuerst das Schweigen: „Jungfrau!“ begann er, „mir kommt es vor, als wäre euch meine Gegenwart nicht ganz erwünscht, es würde mich sehr schmerzen, wenn ich nur einen Augenblick eure Freude gestört hätte.“ „Vergebt, gnädiger Herr, mein ungebührliches Betragen! bedenkt, daß auch die Freude unser Herz erzittern macht, wenn sie unvermuthet kommt. Ich höre, daß der theure Vater in Lebensgefahr schwebte und gerettet ward, sein Beschützer steht vor mir, sind das nicht genug Ursachen, ein schwaches Mädchen einige Augenblicke aus der Fassung zu bringen?“ „Ei was!“ fiel Leon ein, „euer Vater überschätzt die kleine Gefälligkeit, es lohnt sich gar nicht davon zu reden!“ „Ja wohl, mein Herr, für euren hohen Sinn mag die That, eines niedrigen Juden Leben gerettet zu haben, von geringem Werth sein. Ihr haltet solche Kleinigkeiten nicht einmal des Dankes werth, und weiset mit Stolz die Anerkennung eines solchen armseligen Schützlings zurück. Mein gnädiger Herr! glaubt es mir, wir Juden haben auch Herz und Gefühl, auch uns drückt der Undank, auch wir möchten gerne das Gute vergelten, das man uns erweist,

allein der ſtolze, wenn auch edle Chriſt, verſchmäht eines gemeinen Juden Dankbarkeit. Er ſchätzt das Verdienſt, das Leben eines Juden gerettet zu haben, nicht hoch, that ſeine Pflicht und begehrt nicht einmal Dank dafür.“ „Jungfrau, wenn ihr dieſes ſtrenge Urtheil ohne Bedingung über Alle fället, ſo thut ihr Unrecht! Es giebt Männer unter den Chriſten, die den Menſchen zu würdigen wiſſen, die nicht nach dem, was er glaubt, ſondern was er thut, fragen.“ „Verzeihet, Herr, wenn meine Zunge einige Worte geſprochen, die euch mißfallen; meines Vaters heutiges Begegniß erinnert mich an eine vergangene Geſchichte. Auch mir hatte vor zwei Jahren ein vornehmer Herr ritterlichen Beiſtand geleiſtet, dafür ich noch heutigen Tages den Dank ſchuldig bin.“ „Ein braver Ritter braucht keine andere Anerkennung, als ſein eigenes Bewußtſein,“ fiel Leon ein. „Genug des Lohnes, zum Dienſte eines ſo holden Kindes erleſen zu ſein. Ich würde mich glücklich preiſen, euch, ſchöne Jungfrau, dienen zu können, ein freundlicher Blick eures himmliſchen Auges, ein holdes Lächeln eures Roſenmundes könnten mich für ewig zu eurem Sklaven machen.“ „Hoher Herr! ſpottet nicht einer niedrigen Maid! Was kann euch die Schönheit einer Jüdin werth ſein? Eine Tochter Iſraels gleicht einer Blume in einem Gewächshauſe. Sie wird von der Welt nicht geſehen, von Niemand bewundert, ſie blüht nur für den gleichgültigen Eigenthümer, der ſie oft mit kalter Hand bricht und hinwirft.“ „Wahrlich, ein trauriges Bild, doch will ich glauben, nicht auf euch paſſend. Euer Vater ſcheint mir ein zartfühlender Menſch zu ſein.“ „O, der zärtlichſte Vater, der edelſte Menſch gewiß; aber unſeres Volkes eingewurzelte Sitten halten auch ſeinen Geiſt gefangen. Ein Vater kann mit ſeiner Tochter nach Willkür ſchalten, er allein hat die Gewalt, über ihr Lebensglück zu beſtimmen; der Mann, der ihm gefällt, muß auch der Tochter gefallen!“ „Ein hartes Loos! Wenn ihr auf dieſe Art verkauft wurdet, bedaure ich euer Geſchick!“ „Nicht doch, mein Herr, wir Judenmädchen ſind nicht ſo unglücklich, als ihr glaubt, es kommt nur auf Gewohnheit an. Freilich für eure Mädchen würde ein ſolcher Zwang quälend ſein, denn ſie wandeln frei in dem großen Garten Gottes umher; mit Schönheit und Tugenden reich begabte Jünglinge werben um ſie; ausgezeichnete Helden, hochgeehrte Künſtler huldigen ihnen, und die himmliſche Gabe, die alles belebende Liebe, findet in ihren fühlenden Herzen reichlich Nahrung. Doch wir Töchter Jehudas, wo iſt ein Gegenſtand, der in unſerem Herzen den göttlichen Funken anfachte? Wir ſehen nie oder äußerſt ſelten einen Mann in ſeiner vollen Kraft, es iſt uns nicht vergönnt, mit tapferen, muthigen Jünglingen, die ruhmgekrönt aus den Schlachten zurückkehren, umzugehen. Die Jünglinge unſeres Volkes ſind entweder zählende, kalkulirende Kaufleute, die nur am Sabbath Zeit zum Lieben haben, oder mürriſche, grübelnde, zuſammengeſchrumpfte Talmudgötzen, denen jedes edlere Gefühl, jede zartere Regung des Herzens fremd iſt. Und ein ſolcher wird dann unſer Gatte, oder beſſer, unſer Brodherr!“ Dina ſchwieg eine Weile und fuhr mit der kleinen Hand über das Geſicht,

als wollte sie dies Bild aus dem innern Sinn verwischen. Leon stand gegenüber und weidete sich an den Reizen des Mädchens. „Wollt ihr nicht, lieber Herr, anhören, was mir vor zwei Jahren begegnete? Ich habe die Geschichte so oft schon wiederholt, daß sie meine Hausleute nicht mehr anhören wollen. Schenket mir einige Augenblicke Gehör und setzt euch neben mich, vielleicht interessirt sie euch." — So sprach das Mädchen, und ein anmuthiges Lächeln verbreitete sich über ihr liebliches Antlitz. Leon that schweigend, wie ihm geboten, und die Jungfrau begann: „Es war den 14. Mai, der Tag, wo unser Prinz Wenzel geboren ward. Welche Freude damals in unserer Stadt herrschte, als die frohe Nachricht sich verbreitete, die tugendreiche Elisabeth sei von einem Knäblein entbunden, werdet ihr wohl noch wissen, denn durch die Geburt dieses Prinzen hoffte man die Mißhelligkeiten zwischen König und Adel wieder beigelegt zu sehen. Man schmeichelte sich, der neue Sprosse des edlen Premysliden-Stammes werde den leichtsinnigen Johann in Böhmen an der Seite seiner schönen Elisabeth zurückhalten, ihn hindern, im fernen Luxemburg die Zeit mit Banketten und Ritterspielen zu vergeuden, und unser Gold zu verschwenden. Die vornehmsten Herren, sämmtliche Bürger, die Zünfte und Innungen, Alle zogen hinauf ins Schloß mit rauschender Musik und flatternden Panieren, ihre Freude zu bezeugen, und ihre Glückwünsche und Huldigung dem Kronerben darzubringen. Gerne hätte auch ich diese Festlichkeit mit angesehen, ich bat den Vater, mich dahin zu führen, allein er verweigerte dies und sprach: Mein Kind, bei solchen lärmenden öffentlichen Freuden der Christen muß der verachtete Jude bescheiden zurückbleiben. Da ich ihn aber ohne Aufhören plagte, erlaubte er mir, mit einer Magd nach der Kleinseite zu gehen und von der Ferne den Zug mit anzusehen; dann sollte ich sogleich wieder heimkehren. Ich, ein leichtfertiges Mädchen, von Neugierde getrieben, eilte bis ins Schloß, die Magd hinterdrein, ohne auf das, was neben oder hinter mir geschah, zu achten. Plötzlich hörte ich das Trappen von Rossen in der Nähe, mich umschauend sah ich eine Schaar Reiter gerade auf mich zusprengen. Erschrocken floh ich seitwärts in eine Gasse, allein auch von da kamen Krieger auf mich zu; meine Begleiterin hatte mich in der Angst verlassen, und ehe eine Minute verstrichen, war ich von Reitern und Söldnern fast ganz eingeschlossen. Ich schrie und rannte ängstlich hin und her, einen Ausweg zu finden, doch umsonst, überall sah ich nur gewappnete Männer. Der Rosse Hufschläge kamen immer näher, schon glaubte ich von den Reitern zerstampft zu werden, und die Menge lachte von ferne über meine Angst. Da trat ein junger Mann aus dem Volkshaufen, faßte mich bei der Hand und sprach mit sanfter Stimme: fürchte nichts, mein Kind! komm nur mit mir, dort sollst du ungestört Alles ansehen. Mir war indessen die Lust zum Sehen vergangen, ich verlangte nur zurück in meine Wohnung und alle liebreichen Worte des schönen Mannes halfen nichts, ich wollte nur nach

hause. Nun, wenn du nicht bleiben willst, sagte der Herr zu mir, so will ich dich in deine Wohnung führen, sage mir, wohin ich dich bringen soll, in welcher Gasse wohnen deine Eltern? Ich nannte ihm die Gasse, den Namen meines Vaters, darauf nahm der freundliche Herr mich beim Arm, führte mich durch die gaffende Menge, die ihm willig Platz machte, den Schloßberg hinab bis vor die Wohnung meiner Eltern, und ohne meinen oder der Eltern Dank abzuwarten, eilte der edle Mann hinweg," beschloß Dina ihre Geschichte. Mit sichtlichem Wohlgefallen horchte Leon auf die Erzählung, und als sie geendet, fragte er lächelnd: „Und euer Ritter, holdes Mädchen, hat er sich seitdem nicht wieder sehen lassen?" „O ja, gar oft hat ihn meine Seele geschaut," erwiderte unschuldsvoll Dina, „im Schlafe, im Gebete, in den arbeitsfreien Festtagen, da schwebte mir sein Bild stets vor Augen, aber nur sein Bild, wie es mein Geist aufgefaßt, ihn selbst habe ich bis heute nicht gesehen." „Das war nicht recht von deinem Freunde, ich an seiner Stelle hätte mir mehr als einmal den Dank von deinem schönen Munde geholt." „Ach mein Gott, was liegt einem solchen Herrn an einem Judenmädchen; er hat längst die ganze Geschichte vergessen, mir aber wird sie ewig im Herzen eingeprägt bleiben, und selbst in den letzten Augenblicken, wo wir hinüber in das Land der Seligen wandern, wird seine Gestalt vor mir wie ein verklärter Schutzengel stehen, und durch sein freundliches Lächeln mich zur bevorstehenden Reise stärken." Namenloses Entzücken durchbebte Leon's Seele, sein ganzes Wesen schwamm in einem Meer von Wonne, als er diese Worte aus dem Munde des holden Mädchens vernahm. Ihm war's, als lispelte eine himmlische Gestalt zu ihm von Liebe und paradiesischer Seligkeit; er faßte des Mädchens Hand und sprach mit weicher Stimme: „Ist es denn möglich, Holde, daß deine reine Seele jenen unbekannten Mann so hochverehrt, und du dennoch das Weib eines Andern werdest?" Dina sah ihn mit ihren schwarzen Augen verwundert an und sagte: „Warum? was hat denn meine Verehrung mit meiner Heirath zu thun? Ich liebe den Mann, der sich einst meiner angenommen, wie meinen guten wohlwollenden Engel. Mein Gatte ist mein Brodherr, dem ich diene und gehorsame." „Wenn aber dieser dein Schutzengel vor dich träte, dir seine Hand anböte, dich zur Gattin verlangte, würdest du einwilligen?" fragte Leon. „Was redet Ihr Herr von Unmöglichkeit? Ihr vornehmen Herren dürfet ja nicht einmal ein Bürgermädchen wählen, nur ebenbürtige, von edlem Stamme entsprossene Frauen können eure Gattinnen werden, um so weniger könnt ihr euch mit den Töchtern der verachteten Juden verbinden." „Wenn es aber doch möglich wäre? Betrachte mich, mein Kind, vielleicht habe ich mit deinem verehrten Ritter Aehnlichkeit?" „Aehnlichkeit? Ihr seid es selbst," versetzte Dina und ihr schönes Antlitz färbte sich höher. „Glaubt mir, ich habe euch gleich erkannt. Ich wollte nur sehen, ob auch ihr das ängstliche Mädchen, das ihr vor zwei Jahren in euern Schutz genommen, wieder erkennen

würdet!" „Nun du weißt, wer ich bin, so gieb mir auf meine Frage Bescheid: Möchtest du meine Gattin werden, wenn ich um dich anhielte? Ja, ich gestehe es, du warst mir schon vor zwei Jahren lieb, und in diesen wenigen Augenblicken heute hast du mein Herz ganz gewonnen, ich will dich wie eine Heilige anbeten, an deiner Seite will ich durch's stürmische Leben wandeln und mich selig preisen, im Bewußtsein, dich mein nennen zu können," sprach Leon, die Hand der Jungfrau fassend und sie fest an seine Lippen drückend. Das Mädchen ließ es gewähren; jungfräuliche Scham und inniges Entzücken kämpften in ihrer reinen Brust, kaum vermochte sie die Worte zu lispeln: „Aber Herr, ich bin eine Jüdin!" „Holdes Kind," fuhr der stürmische Freier fort, „fürchte diese Scheidewand nicht, sie verschwindet vor dem Zauber allmächtiger Liebe. Ein Wort aus deinem Munde vernichtet jedes Hinderniß." In diesem Augenblicke klirrte in den vordern Zimmern eine auf den Boden geworfene Schale, ein vielstimmiges oft wiederholtes „Maseltob" erschallte darauf, Dina's Antlitz erblaßte, schnell entzog sie ihre Hand dem Arzte, ihr schwarzes Auge füllte sich mit Thränen und bebend flüsterte sie: „Hört ihr's nicht? die Schale ist gebrochen, mein Loos ist entschieden, ich bin die Verlobte eines Andern!" Jetzt erschien der Rabbi im Gemach, ließ die neue Braut den Zipfel seines Mantels, „Maseltob" wünschend, fassen, diesem folgte der Bräutigam und überreichte der Verlobten ein Kästchen mit Goldmünzen gefüllt als Brautgeschenk, dann kamen Vater und Mutter des Bräutigams mit ansehnlichen Geschenken und küßten die künftige Schwiegertochter; endlich stürmten die übrigen Gäste herein, jeder mit einer Gabe und Maseltobwünschen. Salums Tochter war betäubt. Sie hörte weder den lustigen Sang des Chasans, noch die witzigen Stegreifreime des Schalksnarren, ihre Seele schien abwesend und mit ganz andern Gedanken beschäftigt zu sein. Ihr Auge haftete bald auf dem Bräutigam, bald auf dem neuen Anbeter, und welch ein Kontrast zeigte sich da! Hier stand ein Mann in der Fülle seiner Kraft, das Haupt majestätisch stolz auf dem Nacken wiegend. Aus dem schwarzen Auge leuchtete Sanftmuth und Liebe, von der hohen freien Stirne glänzte männliche Würde und kühne Entschlossenheit. Die hochgewölbte Brust und die im schönsten Ebenmaße geformte Schulter waren von einem Sammtwamms eng eingeschlossen, an die Schenkel schmiegten sich die knappen Beinkleider von elastischem Wollstoffe, Halbstiefel mit rothem Sammt ausgeschlagen und goldbordirt umgaben den schön gebildeten Fuß. Ein breites Schwert hing an einem Gürtel um den schlanken Leib, und der dunkelbraune Krausbart um das Kinn, so wie die langen geringelten Kopfhaare, gescheitelt und über den Nacken herabwallend, vollendeten das Bild männlicher Schönheit — und neben dieser Gestalt die stümperhafte regellos zusammengefügte Fleisch- und Knochenmasse, die widerwärtige Figur Izzigs. In den vordern Zimmern ward es jetzt immer lebhafter, die Tische wurden gedeckt, es klangen die Kannen, es klirrte das Eßgeschirr, das Hausgesinde rannte eilfertig hin

und her; der eigens bestellte sogenannte „Server" oder Tafeldecker ordnete die Sitze, und die Gäste setzten sich dem Rang nach um die Tafel, nachdem Jeder bei der sprudelnden Gießkanne die Hände gewaschen. Leon konnte nicht länger bleiben, ein mächtiger Kampf wüthete in seinem Busen, er liebte die Tochter Salums mit aller Leidenschaft eines jungen Mannes, und vermochte den Gedanken nicht zu denken, daß dieser Engel einer solchen Kreatur, wie der junge Klebler war, gehören sollte. Sein früher munteres Wesen war dahin, auf dem sonst freundlichen Antlitze lagerte sich Mißmuth und Verdruß, er nahm von dem Hauswirthe kurzen Abschied und entfernte sich schnell. Mitternacht war nahe, als Leon in seine Wohnung zurückkam. Welche ungewohnten Empfindungen wogten in seiner aufgeregten Brust! Vergebens suchte er den Schlaf; unablässig verfolgte ihn das Bild der schönen Dina, immer und immer sah er ihr sanftes Auge, ihre zum Kusse lockende Rosenlippe, ihr herzbezwingendes Lächeln. „Ich muß das Mädchen besitzen," sagte er heftig auf- und abschreitend, „und sollte ich mir's mit meinem Blute erkaufen. Aber wie? wenn dich Dina nicht liebte? Sie ist die Verlobte eines Andern! Ha, vernichten will ich dieses Ungethüm, bevor es den reinen Engel mit seiner Umarmung entwürdigt. Aber wohin bin ich gerathen! Leon, sei nicht ungerecht! Handle männlich! Hat nicht dieser Mensch gerechtere Ansprüche auf das Mädchen? Ist es denn entschieden, daß dich die Tochter Salums liebt? Gut! Ich will das Herz Dina's beobachten, ehe ich der Stimme meiner Liebe folge und mich ganz erkläre!" Es war das erste Mal, daß sich unser verliebter Doktor allein und fremd unter Fremden fühlte; wie sehr sehnte er sich einem theilnehmenden Freunde sein volles Herz auszuschütten; doch als Ausländer konnte er auf keine Freundschaft rechnen, und der Einzige, der ihn liebte, war sein Gönner und Herr. Erst gegen Morgen warf er sich aufs Lager, wo bald ein sanfter Schlaf den Sturm seiner Seele beruhigte. Die Sonnenstrahlen sahen durch die Fensterscheiben, als Leon erwachte. Schnell warf er sich in die Kleider, um den Morgenbesuch bei seinem Herrn zu machen. Da trat sein Diener in das Zimmer und überreichte ihm ein zierliches Kästchen von feinpolirtem Ebenholze mit den Worten: „Ein Mann hat am frühesten Morgen mir dies mit der Weisung übergeben, es euch beim Erwachen sogleich einzuhändigen." Der Doktor erbrach hastig das Siegel, öffnete das Kästchen und siehe, es war mit Goldstücken angefüllt, worunter sich ein kostbarer Diamantring an einem zusammengerollten Papier vorfand. Er entfaltete neugierig das Blatt und las: „Nehmet dieses kleine Geschenk als einen Beweis unserer Erkenntlichkeit. Solltet ihr einst irgend eines Dienstes bedürfen, so bin ich zu jeder Minute bereit." Leon zweifelte gar nicht, daß der erkenntliche Salum der Geber sei, und nahm sich vor, dem Juden wenigstens die Goldstücke wieder zurückzustellen; denn sein stolzes Herz sträubte sich dagegen, sich seine Gutthaten mit Gold bezahlen zu lassen. Mit diesem Vorsatz eilte er zu seinem Herrn.

II.

In der Zeit, in welcher unsere Erzählung handelt, herrschten in Böhmen große Unruhen. König Johann, der die meiste Zeit in seinem Luxemburg in Saus und Braus verlebte, kümmerte sich um seine böhmischen Unterthanen sehr wenig, und überließ die Regierung des Landes solchen Menschen, die ihren Vortheil vor Augen hatten und, anstatt die Ruhe herzustellen, ihre Störung vielmehr durch Ränke und gewaltige Erpressungen verursachten. Ein solcher Landesverweser war Heinrich Lipa. Dieser drückte das Volk mit Steuern und Abgaben dergestalt, daß fast das ganze Land in Aufruhr kam und sich beim König beschwerte, der dann den tyrannischen Lipa seiner Würde entsetzte und an seiner Stelle den frommen, gerechten Peter, Erzbischof zu Mainz, zum Statthalter des Königreichs erwählte. Mit dieser Wahl waren aber wenig Böhmen zufrieden, besonders hatte sie den Unwillen des Adels erregt, der sich niemals unter die Herrschaft eines Ausländers fügen wollte. Man legte allen Anordnungen des neuen Statthalters und seinen zweckmäßigsten Anstalten Hindernisse in den Weg, und der edle tugendhafte Peter konnte bei all seiner Sanftmuth, Rechtlichkeit und Weisheit dennoch nicht die Herzen der Böhmen gewinnen. Die meisten Bürger Prags und die der Provinzstädte verlangten, der König möchte im Lande bleiben, oder die Regierung seiner Gemahlin Elisabeth, dem letzten Sprossen des verehrten Premysliden-Stammes, überlassen. Dieser Meinung waren auch einige vom Adel; doch der stolze, herrschsüchtige Lipa mit seinem Anhange widersetzte sich dem Ansinnen, von einem Weibe beherrscht zu werden; sie verlangten einen Statthalter aus ihrer Mitte, und so waren Bürger gegen Bürger, Adel gegen Adel in immerwährendem Zwist und Hader; eine Partei suchte der andern wo möglich zu schaden, in den Gasthäusern ward gestritten und gerauft ohne Unterlaß, und fast jeden Tag gab's blutige Auftritte. Prag war der eigentliche Tummelplatz dieser politischen Zänkereien. Abenteuersuchende Ritter und anderes müßige Gesindel benutzten diese Unruhen, kamen von allen Gegenden herbei, um hier, wo sie den Arm der Gerechtigkeit wenig zu fürchten hatten, ihre Streiche ungestört ausführen zu können. Sie wurden auch bald von dieser, bald von der andern Partei unterstützt und zu schändlichen Zwecken verwendet; so hatten Meuterei, Raub und Mord ihre Höhle zwischen den stolzen Palästen der Großen, und in Libussa's weltberühmter Stadt wimmelte es von Landstreichern, Gaunern und Mordbrennern. Von all den Gräuelthaten, die um diese Zeit geschahen, machte nur eine Art großes Aufsehen, nämlich der häufige Kirchenraub, sowohl in der Stadt als auf dem Lande. Fast jede Nacht wurden einige Kirchen ausgeleert, und man konnte trotz der weisen Vorkehrungen des Erzbischofs die Verbrecher nicht ertappen. Die Ohn-

mächtigkeit der Sicherheitsorgane erregte bei den Bürgern den Verdacht, als wäre der Statthalter und der König mit den Kirchenräubern im Einverständniß, um auf dieſem Wege alle Schätze aus dem Lande zu ſchaffen. Heinrich von der Lipa mit ſeinen Freunden ſuchten ganz natürlich dieſen Verdacht bei den Pragern zu erhalten. Das gemeine Volk aber meinte, dieſe nächtlichen Kirchenräuber könnten nur die Juden ſein, welche damals, die Zeit benutzend, ungemein viel Reichthümer geſammelt hatten. Es wurden auch viele Juden angeklagt und eingezogen, jedoch wirkliche Beweiſe hatte man niemals auffinden können. Hajek, der böhmiſche Livius, beging gar oft den Fehler, daß er die Sagen des gemeinen Volks für erwieſene Thatſachen ausgab, und ſo wimmelte ſeine Chronik von Laſtern und Gräuelthaten, welche die Juden in Böhmen verübt haben ſollten.

Der Erzbiſchof von Mainz ſchien heute nicht wie ſonſt heiter und freundlich. Eine finſtere Wolke lagerte auf der ehrwürdigen Stirne des biedern Prälaten. Ehrfurchtsvoll erkundigte ſich der Arzt nach dem Geſundheitsſtande ſeines Gebieters. „Der Leib, lieber Freund, wäre wohl geſund; aber die Sorgen drücken meinen Geiſt nieder," erwiderte der Greis. „Glaube mir, Leon, das Regieren iſt keine kleine Aufgabe, zumal in dieſem Lande, wo das Volk ſtolz und halsſtarrig, der König ein junger lebensluſtiger Mann, den des Landes Wohl wenig kümmert. Da ſoll nun ich, ein ſchwacher Greis, das Ruder lenken und den Staat aufrecht halten; doch ginge noch Alles, wenn wir nur Gold hätten. Der König verlangt ſchon wieder Gold für ſeine Luxemburger, die Krieger, die Beamten ihren Sold, die Königin hat bereits zweimal um ihr Ausgeſetztes angeſucht, und unſere Kaſſen werden von Tag zu Tag leerer. Der Bürger und Landmann klagt über Willkür und Druck des Adels, dazu treibt der hochmüthige Lipa ſein Weſen im Lande, ſchmiedet Ränke, wirbt ſich mit ſeinem früher geſammelten Vermögen gute Freunde, die ihm zu ſeinen ſtolzen Plänen behilflich ſind; ſo muß die Gährung im Lande bald ausbrechen." Der ehrwürdige Greis ſchwieg und betrachtete aufmerkſam den Leibarzt, der in Nachdenken verſunken, den Blick auf den Boden geheftet, vor ihm ſtand. „Euer Geiſt ſcheint mit andern Dingen beſchäftigt, als mit unſern Staatsangelegenheiten," nahm der Erzbiſchof wieder das Wort. „Verzeihet, gnädiger Herr! Ich dachte nur nach, wie dem Uebel abzuhelfen wäre. Die Großmuth Eurer Gnaden hat meine Sparbüchſe gefüllt, ich habe einiges Vermögen als Zehrpfennig für das Alter erübrigt, dazu bekam ich noch heute ein namhaftes Geſchenk von mehr denn hundert Goldſtücken. Wenn die Beträge hinreichten, für den erſten Augenblick die Ordnung zu erhalten, ſo wäre ich —" „Nicht doch, lieber Leon," fiel der Statthalter raſch ein. „Ein Staat bedarf mehr, als ein Einzelner ſich erſpart. Ich kann von eurem mühſam erworbenen Vermögen keinen Gebrauch machen, aber um ſo mehr rechne ich auf euere Perſon ſelbſt." „Sprecht, gnädiger Herr! womit kann ich meinem Gebieter und dem Staate dienen? ich bin zu Allem bereit," verſetzte mit Feuer der Arzt.

„So hört denn!“ fuhr der Bischof fort. „Das meiste Gold befindet sich in den Händen unserer fleißigen, sparsamen, mitunter auch wuchernden Israeliten. Jene Staatspolitik, die Juden, nachdem sie im Lande Schätze gesammelt, gewaltsam zu plündern, wie es im Frankenlande oft geschehen, halte ich für schändlich und allen Rechten der Menschheit zuwider. Wenn aber ein oder mehrere reiche Männer dieses Volkes sich fänden, die dem Staate gegen Schuldschein und billige Zinsen einige hundert Mark Silber vorstreckten, so wäre dem Uebel abgeholfen. Zu diesem Geschäfte habe ich euch gebrauchen wollen. Leon, ihr seid mit diesem Volke bekannt, kennt ihre Schwächen und Tugenden, euere Beredsamkeit, euer einnehmendes Wesen wird sie geschmeidiger machen.“ Leon hörte aufmerksam des Erzbischofs Reden, und als dieser geendet, erwiderte er: „Herr! es soll geholfen werden! Wie viel verlangt Ihr?“ „Zwei tausend Mark wäre hinreichend,“ war die Antwort. „Gut. Ich kenne einen reichen, ehrlichen Mann, an den will ich mich halten.“ —

Der erste Gang des Arztes war auf die Altstadt zu Salum, der ihn freudig empfing und alles aufbot, seinen werthen Gast nach Gebühr zu bewirthen. Dina war heute, wenn gleich nicht geschmückt, doch nicht minder reizend als vergangene Nacht. Sie saß im einfachen Hausgewande in einer Fenstervertiefung, mit weiblicher Handarbeit beschäftigt; die Hausmutter ging hin und her, die Wirthschaft zu besorgen. Nach einigen gleichgültigen Gesprächen begann der Gast: „Lieber Salum, als ihr mir gestern euere Dienste angeboten, hätte ich nicht gedacht, daß ich sobald eure Güte in Anspruch nehmen würde. Ja, staunt nur, ich bin gekommen, euch an euer gestriges Wort zu erinnern.“ „Gnädiger Herr! was Salum einmal ausgesprochen, wird er auch halten.“ „Daran zweifle ich nicht! Ihr habt eure Erkenntlichkeit zur Genüge bewiesen, indem ihr mir ein so bedeutendes Geschenk überschicktet. Lieber Salum, es ist zu viel für einen kleinen Dienst, der nichts als Pflicht war. Ich nehme den Ring zum Andenken, doch die Goldstücke bringe ich euch zurück;“ so sagte Leon, indem er den Beutel vor sich hin auf den Tisch legte. „Guter Herr,“ bat Salum, „thut mir das nicht! nehmt hin, was ich leicht entbehren kann. Glaubt nicht, daß der Jude wirklich geizig ist und mit unlöslichen Banden an seinem Gold hängt; er ist haushälterisch, giebt keinen Pfennig gern überflüssig aus, doch zur Zeit, wo es nöthig, da hat Geld keinen Werth für ihn.“ „Aber laßt mich doch ausreden,“ fiel der Doktor ein. „Ich gebe euch euer Geld zurück, um weit mehr zu begehren.“ „Ja, wenn dies ist, so laßt hören.“ Darauf machte ihn Leon mit dem Verlangen des Statthalters bekannt und erklärte ihm deutlich den Zustand und die Verhältnisse des Landes. „Zwei tausend Mark? Viel, sehr viel für mich allein! Schuldschein!“ setzte er kopfschüttelnd hinzu, „der Schuldschein eines Staates in der Hand eines Juden nur ein schwaches Papier. Bei wem soll ich mein Recht suchen, wenn der Schuldner selbst der Richter ist? Doch euch zu lieb will ich das Ge-

schäft mit dem Statthalter eingehen, wenn ich noch Einige dazu bereden kann. Wie gesagt, für mich allein ist die Summe zu groß. Verweilet noch einige Zeit in meinem Hause, ich werde euch bald Antwort bringen." Rabbi Salum nahm hierauf sein Barett und seinen Stock und entfernte sich. Indessen unterhielt sich der Doktor mit der Tochter des Hauses. Diese war aber heute bei Weitem nicht so gesprächig als gestern. Sie horchte zwar auf Leon's Worte, erwiderte kurz dessen Fragen; doch jenes hingebende Vertrauen, das er gestern an der Jungfrau wahrgenommen, konnte er heute in ihrem Betragen nicht finden. Das Mädchen schien ihm zurückhaltend, ja mißtrauisch zu sein, und der sanfte Blick ihres himmlischen Auges, der ihm vor wenigen Stunden so wohlthuend begegnet, hatte sich in einen düstern, wehmuthsvollen umgewandelt. Leon schrieb diese Umwandlung ihrem Brautstande zu. „Sie kann den widrigen Menschen unmöglich lieben," dachte er bei sich selbst, „und eine verlobte Braut kann immer noch das Weib eines Andern werden." Nach einer Stunde kam Salum zurück. Freude malte sich auf seinem Antlitz. „Gelobt sei der Herr Zebaoth! die Sache hat sich gut gemacht," sprach er lächelnd zu Leon. „Ihr könnt unserm gnädigen Statthalter die frohe Nachricht bringen, daß er noch heute die verlangte Summe erhält. Ich habe mit den Reichen und Wohlhabenden unserer Gemeinde gesprochen. Jeder ist bereit, so viel als möglich beizutragen." Mit inniger Freude vernahm dies der Arzt, dankte Salum, verbeugte sich vor Dina und wollte sich entfernen, aber der Hausherr faßte ihn beim Arm und drückte ihm den Beutel mit den Worten in die Hand: „Nehmet, Herr! Was wir euch zu Liebe dem Staate thun, hat mit meiner Dankbarkeit und eurem Edelsinn nichts gemein. Vergebt, daß ich, ein unwissender Jude, euch belehre. Ihr seid ja hier ein Fremder, nur eures Fürsten Diener. Die Huld der Vornehmen ist oft nichts als Traum. Ihr könnt einst das Gold noch brauchen, vielleicht zu einem edlen Zwecke, denn auch dazu braucht man oft Geld." Der Arzt fühlte sich von der Wahrheit des gutmüthigen Salums getroffen, nahm den Beutel, drückte des Gebers Hand mit Wärme und eilte davon. Noch an demselben Tage wurde das Geld dem Erzbischof übergeben und — die Ruhe war auf einige Zeit im Lande hergestellt. —

Von nun an war Leon fast täglicher Gast bei Salum, und je öfter er ins Haus kam, um so mehr entfaltete sich ihm Dina's Lieblichkeit, um so höher wuchs seine Neigung, die endlich zur Leidenschaft wurde. Mit unwiderstehlicher Gewalt fühlte er sich zu der schönen Jüdin hingezogen, es war ihm, als sei sein Leben mit dem ihrigen verschmolzen, und seine Seele nur ein Theil der ihrigen. Dina blieb sich hingegen in ihrem Benehmen immer gleich. Sie verehrte den Mann, der ihr selbst und ihrem Vater zur Zeit der Noth einen mächtigen Dienst geleistet, wie einen schützenden Genius, aber sie betrachtete ihn zugleich wie einen vornehmen Herrn, der sich blos aus Güte zu ihr herablasse, und niemals nahm sie die

ſchmeichelnden Worte des beredten Doktors für Wahrheit. Ihr Auge und Ohr lauſchte mit Wohlgefallen auf den Klang ſeiner Laute und ſeine ſüßen Liebeslieder, und ihr reines Herz fühlte himmliſches Entzücken, wenn der kraftvolle feurige Mann ihr die Freuden reiner Liebe ſchilderte; wie der Strahl der Frühlingsſonne in die ſchlummernden Keime friſches Leben haucht, ſo weckten ſeine glühenden Seelenergüſſe nie gefühlte Regungen in ihrer Bruſt. So oft er aber von Verbindung und Ehe ſprach, ſchüttelte ſie bedächtig das niedliche Köpfchen und erwiderte: „Verlangt, Herr, nicht das Unmögliche, ich bin eine Tochter Iſraels, die erklärte Braut eines Andern, und kann nie euer Weib werden.“

So verſtrichen mehrere Wochen, und Leon war in ſeiner Liebesangelegenheit um keinen Schritt weiter gekommen. Im Gegentheil! Es ſchien ihm, als werde das Mädchen immer kälter und vermeide abſichtlich mit ihm allein zu ſein. Oft mußte er es zum Verdruſſe mit anſehen, wie zuvorkommend und liebreich Dina ihrem abgeſchmackten Spons begegnete, wie ſie deſſen Zärtlichkeiten gern annahm und nicht ſelten züchtig erwiderte. Schon wollte Leon verzweifeln und den Vorſatz, das Mädchen zu gewinnen, aufgeben. Seine Beſuche wurden ſeltener und wenn er kam, blieb er nicht lange. Warum ſollte Dina eine Ausnahme ſein? dachte er, ſie iſt allen Töchtern Iſraels gleich. Gold iſt die einzige Männertugend in ihren Augen! Ich will meine Leidenſchaft bekämpfen. Doch ein unvermuthetes Abenteuer änderte ſeinen Vorſatz. — Vor Zeiten war das ſogenannte Purim oder Hamanfeſt mehr als heutzutage gewürdigt und von den Juden aufs Glänzendſte gefeiert. Die Verfolgungen und Schreckensſcenen der Gegenwart hatten ihnen die Vertilgungs-Edikte des böswilligen Haman zu ſehr in Erinnerung erhalten, ſo daß jeder ſich glücklich pries, wenn er den 14. Adar friedlich im Familienkreiſe zubringen konnte. Der Purimtag war ein Tag allgemeiner Freude, an dieſem durfte kein Jude trauern. Der grämliche Rabbi, der durchs ganze Jahr über dem Talmud brütete, ſich um die Welt und ſämmtliche Menſchen darin nicht kümmernd, am Purim legte er ſeine theuern Manuſkripte aufeinander, öffnete die Stube und das verſchloſſene Herz der Freude. Luſtige Masken, von lärmender Muſik begleitet, zogen bei ihm den ganzen Tag aus und ein, an Würfelſpiel und anderm Zeitvertreibe nahm er heute Theil. Selbſt der finſtere Chaßd, der ſich von Sabbath zu Sabbath mit Faſten kaſteiete, in Gebeten und Betrachtungen den größten Theil ſeines Daſeins verbrachte, am Purim heiterte ſich ſein faltenreiches Geſicht, der Sohar ward zugeſchlagen und der fromme Sonderling lachte und ſcherzte wie ein Lebemann. In den Häuſern der Reichen gab's große, ſtark beſetzte Tafeln, wozu arme Verwandte eingeladen wurden, werthvolle Geſchenke ſchickte ein Nachbar dem andern, und in den Gaſſen wimmelte es von komiſchen Masken und muthwilligen Geſellen. Doch war die Luſtbarkeit des Tages nur ein Vorſpiel der Freuden der folgenden Nacht. Da wurden die Zimmer erleuchtet,

Lustern und Lampen gossen ein Lichtmeer in die erwärmten traulichen Wohnungen, die Tische waren mit allerhand Bäckereien und Leckerbissen besetzt, wobei ein abgesottener, mit rothen Bändern verzierter Kalbskopf als Sinnbild des verruchten Hamanskopfs besonders paradirte. Wein und andere Getränke flossen in Menge. Die Häuser blieben in dieser Nacht immer offen. Gäste kamen und gingen, Maskenzüge, Scenen aus der jüdischen Nationalgeschichte darstellend, zogen von Haus zu Haus, von jüdischen Musikanten begleitet, die hierbei Proben ihrer Geschicklichkeit ablegten. Jünglinge und Mädchen führten Tänze und Schäferspiele auf, und dieses Treiben dauerte fast die ganze Nacht. Der vornehme Hausherr saß an seinem Tische oben an, eine große Schüssel mit kleinen Münzen vor sich und einen Beutel mit größeren Münzen zur Seite, die er freudig lächelnd unter die Gäste nach dem Verhältnisse ihrer Witze oder zwerchfellerschütternden Späße austheilte. Essen und Trank war in dieser Nacht frei. Jeder durfte ohne Scheu nehmen was ihm am besten mundete, die Scheidewand zwischen Herr und Diener war gefallen, der Patron scherzte mit dem einfältigen Knechte, die vorwitzige Magd neckte ihre strenge Gebieterin. Der Becher kreiste fröhlich, Flaschen wurden geleert, Kinder, Greise, junge und alte Männer, Weiber, alles war heute dem Gott des Trinkens verfallen; denn so lautet auch die Talmudische Vorschrift: Trinke bis du im Rausche zwischen: Gesegnet sei Mordechai und verflucht sei Haman keinen Unterschied zu machen weißt! Auch erzählt der Talmud neckische Geschichten von berauschten Rabbis, die einander im Uebermaß der Freude die Köpfe abschnitten, zum Glück aber durch die Macht der Kabala wieder anwachsen machten (Trakt. Megilla). In dieser Purimnacht hatte Leon den sonderbaren Einfall, das Haus des Salum in Maske zu besuchen. Vielleicht wollte er die geliebte Dina beobachten, ihr Herz erforschen, vielleicht war's blos Laune, wie denn oft der vernünftigste Mann schwache Momente hat, wo er eine Thorheit begeht; genug, er kleidete sich in die damalige Tracht eines jüdischen Heirathskandidaten, und, um den Scherz zu erhöhen, ganz so, wie Izzig am Tage der Verlobung gekleidet war. Eine Karrikaturlarve vor dem Gesichte mischte er sich unter einen Trupp anderer Masken und trat in die Wohnung Salums. Da er die Verhältnisse des Hauses gut kannte und den jüdischen Dialekt nachzuahmen verstand, war es ihm leicht, unter die versammelten Gäste einige Witze zu streuen und dadurch ihre Neugierde zu reizen. Am meisten erfüllte die frappante Aehnlichkeit mit Izzig Klebler die Anwesenden mit Verwunderung, und der Doktor, der sich in seiner Mummerei gefiel, unterließ es nicht, auch die Geberden und Eigenheiten Kleblers anzunehmen. Man rieth hin und her, wer diese neckische Maske sein möge und lachte von Herzen. Auch Dina ließ sich mit ihm ins Gespräch ein und sie suchte durch Widerspruch des Unbekannten Redseligkeit zu reizen. Ihr Scharfblick hatte bald im zärtlichen Händedruck, im schmelzenden Ton der Stimme und im dunkeln Feuer der durch die Larve

funkelnden Augen den Doktor erkannt. „Ach ihr seid es, Herr? Es gefällt euch mit der armen Dina Scherz zu treiben! Das thut wehe, Herr!“ flüsterte das Mädchen dem Doktor zu und entfernte sich aus dem Zimmer. Leon fühlte sich beschämt, er sah ein, wie unzart er gehandelt und verließ augenblicklich das Haus. Die Luft war feucht und neblig, nur spärlich durch den dichten Wolkenschleier beleuchtete der Mond die Gassen, die noch immer von herumziehenden Masken belebt waren. Kaum hatte der Doktor einige Schritte vorwärts gethan, ward er von einem Weibe, das sich ihm in den Weg stellte, aufgehalten: „Ihr sollt sogleich zu uns kommen, Izzig. Mein Mann liegt schwer krank, ein Häscher hat ihn in die Lenden gestochen,“ sprach das Weib so leise, als fürchtete sie von jemand Andern gehört zu werden. „Wer ist dein Mann, wo wohnt ihr?“ fragte Leon mit verstellter Stimme. „Ei, ei! Ihr seid heute wunderlich! Wie oft seid ihr schon bei uns gewesen. Noch keine acht Tage sind's, als ihr die goldenen Borden von dem Meßgewande abgeholt, und heute thut ihr so? Fürchtet nichts und kommt mit, denn die Wunde ist gefährlich.“ Dem Arzt schien das Ganze verdächtig, er ahnte, daß irgend eine Schurkerei dahinter stecke und nahm sich vor, seine Rolle als Izzig Klebler fortzuspielen. „Gehe voran, ich werde dir folgen,“ sprach er, und das Weib führte ihn durch mehrere abgelegene Gassen bis in die Gegend des Moldauufers. Hier blieb sie bei einem niedrigen Häuschen stehen und sprach: „Gehet nur hinein, ich muß noch anderswohin eilen, dem Pawel die Geschichte melden und die versprengten Kameraden aufsuchen.“ Das Weib eilte davon und Leon trat nicht ohne Grauen in das Häuschen, das eher einer Mördergrube, als einer Menschenwohnung ähnlich sah. Die ziemlich große Stube ward von einem düstern Kaminfeuer nur schwach beleuchtet und noch schwächer erwärmt, die Wände waren rußig, die kleinen Fenster fast ganz verklebt, die Tragbalken des Gesimses verfault, durch die Ritzen des Daches tropfte der zerfließende Schnee, und das Innere war fast ganz von Hausgeräth entblößt. Auf einem armseligen Strohlager wimmerte ein Mann und stieß von Zeit zu Zeit Flüche und Verwünschungen aus. Er schien den Angekommenen gar nicht zu bemerken und in Fieberhitze zu reden. Leon horchte den verworrenen Reden eine Weile zu: „Verfluchter Hund! Willst du nicht kommen? Was? sollen wir für dich Kirchen plündern und unser Leben daran setzen, während du Possen treibst? Aufs Rad sollst du mir, Izzig Klebler.“ Leon nahte sich schauernd dem Lager und sprach, Klebler's Stimme annehmend: „Da bin ich ja! Was verlangt ihr denn?“ Der Mann schlug die Augen auf. „Daß dich der Teufel in den Höllenpfuhl schleudere und deine verfluchte Seele mit aller Höllenpein martere,“ entgegnete er mit schwacher Stimme. „Warum flucht ihr mir, sagt, was ist euch widerfahren?“ fragte Leon. „Was geschehen ist? Siehst du denn nicht, daß ich in Blut schwimme? Laß mir geschwind einen geschickten Bader holen, dem man sich anvertrauen kann! Mir fehlt's an Geld! Der Teufel hat uns das Spiel verdorben.

Weißt ja, es war heute auf die St. Markuskirche abgesehen. Alles ging prächtig, wir waren ihrer drei in der Sakristei versteckt, die Andern sollten kommen und das Hinterpförtchen öffnen. Schon hatten wir Monstranz und Kelch sammt silbernen Leuchtern zusammengepackt, als das besagte Pförtchen aufgeriegelt ward, doch schien mir's gleich etwas zu früh. Seid ihr's, Kameraden? fragte ich. Ja, ja, wir sind's, war die Antwort, und im Nu waren wir von einem Haufen Söldner umringt. Meine zwei Gesellen, vorsichtiger als ich, waren, von der Dunkelheit begünstigt, glücklich bis zur Kuppel gekommen und wahrscheinlich durch eine Oeffnung entwischt. Ich aber, der zu weit vorgedrungen, sah keine andere Rettung, als mich mit Gewalt durchzuschlagen. Vertrauend auf dein Amulet entriß ich dem Nächsten die Hellebarde, schleuderte die Söldner rechts und links und erreichte glücklich den Ausgang. Ich floh was ich konnte bis zur Moldau, hinter mir drein die Häscher, denen ich nur dadurch entging, daß ich mich in den Strom stürzte. Ich schwamm eine Strecke unter dem Wasser und nahm dann die Richtung nach dem andern Ufer. Aber dein sogenannter Talisman besitzt nicht viel Wunderkraft; du versicherst mich, er mache hieb- und stichfest, und doch hatte das spitzige Eisen eines Söldners mir den Schenkel durchbohrt. Da nimm deinen trügerischen Talisman wieder zurück, er hilft eben so viel als die Salbe der alten Zigeuner von Podol." Dies sagend warf er ein auf Pergament geschriebenes Amulet, welches die Juden an die Pfosten der Thüren annageln, dem erstaunten Leon zu, und sank, vom vielen Reden erschöpft, ohnmächtig auf's Lager zurück. Durch die Bewegung ward die Wunde wieder aufgerissen, und ein neuer Blutstrom quoll hervor. Leon vergaß seine Rolle und eilte, als Arzt die Wunde, so viel es sich thun ließ, zu verbinden und den Ohnmächtigen wieder in's Leben zurückzurufen. „Ich gehe jetzt einen Arzt zu holen, haltet euch nur ruhig, damit der Verband nicht verschoben werde, die Wunde wird bald heilen," sprach Leon, nachdem der Verletzte wieder zu sich gekommen. „Fahre zur Hölle, spitzbübischer Jude, laß einen Barbier kommen, der nicht plaudert, vergiß auch nicht einen Beutel mit Groschen zu schicken," erwiderte Waclaw Rybar.

Leon hatte genug erfahren. Ihn graute, länger in der Wohnung des Verbrechers zu weilen und nachdem er dem Kranken einige Silberstücke in die Hand gedrückt, verließ er eiligst das unheimliche Raubnest. — Ein schwerer Kampf war es, der jetzt in Leon's Brust vorging. Sollte er als redlicher Mann seine Entdeckung der Behörde anzeigen, Salum und die geliebte Dina der Schande und dem Verderben Preis geben, oder sollte er das Schändliche verschweigen und die Entdeckung dem wachenden Auge der bürgerlichen Gerichte überlassen? Die Liebe verlangte Stillschweigen, die Pflicht gebot zu reden. Gern hätte er dem Gerichte die Verbrecher überliefert, wenn er nur die unschuldige Familie Salums retten konnte. Das Verbrechen des Eidams hätte aber auch den Schwäher mit ins Verderben gerissen. Da schlug seine Ueberlegung den Mittelweg ein. Erst sollte

das Bündniß zwischen Salum und Klebler gelöst werden, dann die Gerechtigkeit ihr Opfer hinnehmen. Diese Vorstellung that dem liebenden Manne wohl, er dachte sich die schöne Dina frei und die Hoffnung, sie zu besitzen, lebte in seinem Herzen wieder auf. Unter diesen Betrachtungen kam er zum zweiten Male vor die Wohnung Salums, in welcher es noch lebhaft zuging. Er trat vermummt wie früher unter die fröhlichen Zecher. „Izzigs Ebenbild ist schon wieder da!" schrieen die Gäste und sammelten sich um die Maske; diese aber verlangte blos mit dem Hausherrn im Geheimen zu reden und Salum führte sie in ein besonderes Gemach. „Salum," begann hier Leon, „trachtet so schnell als möglich das Verhältniß zwischen euch und dem Klebler aufzulösen, denn ich schwöre euch bei dem Allmächtigen, dem die tiefsten Geheimnisse nicht verborgen sind, des Kleblers unvermeidlicher Sturz ist nahe und wenn ihr euch nicht bald von ihm lossagt, reißt er auch euch mit in den Abgrund." Leon sprach dies mit so viel Ernst und Nachdruck, daß es der Jude unmöglich für einen Purimspaß halten konnte und erschrocken erwiderte Salum: „Was kann dem Klebler widerfahren? er ist ein steinreicher und grundehrlicher Mann." „Reich mag er sein, doch von Redlichkeit ist keine Spur an ihm, denn wisset, dieser Klebler, euer Eidam, ist ein Geselle der Kirchenräuber und Wegelagerer!" „Um Gotteswillen, was sprecht ihr da? Welche Beweise könnt ihr mir geben, daß eure Aussage nicht Verleumdung ist? Jeder Mensch hat seine Feinde." „Ich habe euch bei dem höchsten Wesen geschworen, euer Eidam ist ein niederträchtiger Mensch. Laßt ihn rufen, nennt ihm die St. Markuskirche, den Namen Waclaw Rybar, und zeigt ihm dieses Pergament, das er als ein schützendes Amulet dem Spießgesellen gegeben." Mit diesen Worten überreichte er das Stück Pergament dem fast zur Bildsäule erstarrten Juden und entfernte sich rasch aus dem Hause.

Wie ein Blitzstrahl hatten diese Reden den gutmüthigen Salum erschüttert, er konnte lange nicht zu sich kommen und stand wie vernichtet da, bis ihn die Gattin aus seiner Betäubung weckte. „Was ist geschehen," fragte sie mit Besorgniß, „wer war die sonderbare Maske und was hat sie dir gesagt?" „O viel, sehr viel, Weib!" erwiderte Salum, trat zur Thüre und rief seinen Eidam und dessen Vater, die in dem andern Zimmer waren, zu sich. „R. Chaim," begann Salum mit erzwungener Ruhe, „ich habe wichtige Dinge mit euch zu reden. Die Welt zweifelt an eurer Redlichkeit, und heute hat mich jemand versichert, ihr seid nicht auf redlichem Wege zum Vermögen gekommen." „R. Salum, was denkt ihr von mir? Wodurch habe ich solchen Verdacht in eurem Herzen erregt? Oder scherzet ihr vielleicht?" entgegnete der alte Klebler. „Nein, nein, ich bin von Scherz weit entfernt! Wirklich wahr! Mich hat jemand gewarnt vor euch." „Vater," fiel der junge Klebler lachend ein, „siehst du denn nicht, daß der Purimtrank meinem Schwäher ein wenig in den Kopf gestiegen und ihm den Verstand verrückt?" „Schweig!" donnerte Salum aus der Fassung gebracht,

„rede nicht früher, bis ich dich frage! Ja, so ist's R. Chaim," wandte er sich zu dem Alten. „Man spricht sonderbare Dinge von eurem schnell erworbenen Reichthum. Ich wollte keinen Theil dabei haben!" Der alte Klebler schwieg. Izzig hingegen gerieth in Zorn und fragte: „Wer ist der Schurke, der uns etwas Unrechtes nachweisen kann!?" „Poche nicht so sehr auf deine Ehrlichkeit," unterbrach ihn Salum, „ich könnte dir Namen ins Ohr schreien, die dich wie der Donner zerschmetterten!" „Nun, so laß hören; wie lauten diese Schreckensworte?" entgegnete trotzig der Schwiegersohn. „Kennst du einen gewissen Waclaw Rybar?" Bei diesem Namen erblaßte der alte Klebler und begann am ganzen Leibe zu zittern; der junge aber lachte hell auf und sprach: „Der arme Kerl, was ist's mit ihm? er verdient öfters einen Kreuzer bei mir, weiter nichts." „Und die Kirchenplünderei ist auch nichts?" „He! will's da hinaus? Seht Schwäher, wenn wir zuweilen so einem Tropf einige Stück Silber abkaufen, so ist das ein gutes Werk, das Gott gefällt, denn die verfluchten Gojim plündern auch unsere Schulen, die doch heilig sind." Länger konnte Salum nicht an sich halten. „So ist es also doch wahr? Fort, niederträchtiger, abgefeimter Schurke!" rief er entrüstet. „Sorget, daß ihr aus meinem Hause kommt, ehe ich euch hinauswerfen lasse! Mein Gott! warum hast du mir das zugeschickt? Geht, Hunde! Von diesem Augenblicke an soll jede Verbindung zwischen uns aufhören." Jetzt trat auch Dina in's Zimmer; der Vater faßte ihre Hand. „Kind, preise unsern Gott, der dich aus den Händen der Verruchten erlöste." Das Mädchen sah verwundert bald den Vater, bald die Mutter an. „Ja, meine Tochter," fuhr Salum weiter fort, „von diesem Augenblicke bist du frei und hörst auf, die Braut dieses elenden Menschen zu heißen." „Kommt, laßt uns gehen Vater! Der hohe Rabbi soll entscheiden, ob ein ächter Bekenner des Gesetzes Wort und Handschlag seinen Glaubensgenossen wegen einer so unwichtigen Sache brechen dürfe!" sprach der junge Klebler, indem er den ganz zerknirschten Vater gewaltsam fortzog. „Geht zu Scharsch und Asasel," rief der erzürnte Hausherr ihnen nach; dann wendete er sich an die anwesenden Verwandten. „Ihr staunt über die plötzliche Veränderung? Ich kann die Ursache euch jetzt nicht sagen, mit der Zeit werdet ihr einsehen, daß Salum recht gethan." Schweigend verloren sich die Gäste Einer nach dem Andern; in Salums Wohnung ward es still und die Fröhlichkeit des Purimfestes, die überall noch herrschte, hatte hier auf einmal geendet.

Am Morgen des nächsten Tages ward Salum zum Oberrabbi vors Gericht geladen, wo sich bereits die beiden Klebler befanden. Der Rabbi, ein ehrwürdiger Greis mit langem Silberbarte, saß in einem gepolsterten, etwas erhöhten Lehnstuhle und horchte mit ernster Miene auf die Anklage, die der junge Klebler gegen seinen ehemaligen Schwäher führte. „Was habt ihr, Salum, dagegen zu erwidern?" fragte der Rabbi, nachdem der Kläger geendet hatte. „Hoher Rabbi!" entgegnete Salum, „nichts anderes, als

daß ich früher in der Einbildung war, mit redlichen Söhnen Israels in Verwandtschaft zu treten, nun aber habe ich mich überzeugt, daß ich mit Niederträchtigen in Verbindung gestanden." „Womit könnt ihr eure Aussage beweisen? Die Klebler sind stets fromm und gottesfürchtig gewesen." „Wohl, der Schein hat auch mich betrogen; aber Gott sei gelobt dafür, daß er mir bald die Augen geöffnet." Hierauf erzählte er die Verbrechen des Klebler. Des Rabbi's Antlitz verdüsterte sich immer mehr und mehr, und als Salum zu Ende war, sprach der Greis mit Zorn: „Und ihr, Chaim, wußtet um die Thaten eures Sohnes und habt ihn auf dem Wege der Sünde gehen lassen?" „Hoher Rabbi!" nahm der alte Klebler demüthig das Wort, „ich wußte zwar, was mein Sohn unternahm, doch war mir unbekannt, daß sein Thun Sünde gegen Moses Gesetze sei. Er ist in der Thora und im Talmud wohlerfahren, dachte ich, er wird besser wissen, was recht oder unrecht ist, als ich, ein ungelehrter, einfältiger Mann. Mein Sohn hat mir oft bewiesen, daß es ein gottesfürchtiges Werk sei, der Gojim unreine Bethäuser zu plündern und ihren Baaldienst zu stören." „Hast du das gethan, Izzig?" fragte der Rabbi. „Woher hast du diese falschen giftigen Lehren gesogen?" „Hm! woher anders als aus unsern heiligen Büchern," entgegnete grinsend der junge Klebler. „Du sollst ihre Altäre vernichten, ihre Haine umhauen, ihre Bildsäulen niederreißen," lautet das Gesetz, und ich halte es für ein verdienstliches Werk, wenn man den verfluchten Gojim einen Schaden zufügt uud besonders wenn man sie in ihrem Götzendienste hindert." „Schweig, elender Heuchler, und entweihe mit deiner Lästerzunge nicht das heilige Wort des Herrn!" zürnte der Rabbi. „Hast du darum so viele Jahre das schriftliche und mündliche Gesetz durchforscht, um es zu deinem Vortheil und niederträchtigem Eigennutze auslegen zu können? Wenn die Thora befiehlt, der Heiden thörichte, widersinnige und verderbliche Vielgötterei von der Erde zu vertilgen, so hat sie darunter den Gottesdienst der Christen, die auch an den ewigen Gott glauben, nicht verstanden, auch nicht verstehen können, weil damals noch keine Christen waren, und wenn das Gesetz verlangt, der Heiden Altäre zu zerstören, so verbietet es zugleich: Laß dich das Silber und Gold daran nicht gelüsten. Du aber hast dich bereichert mit dem, was dir hätte ein Abscheu sein sollen." „Hoher Rabbi," sprach jetzt der alte Klebler, von den Worten des Rabbi zur Reue geführt, „sagt nur, was soll ich thun, um die Sünde rein zu waschen? Ich will einen Theil meines Vermögens zu frommen Werken hergeben." „Schweigt!" unterbrach ihn der fromme Greis, „meint ihr, man kann solche Verbrechen mit Geld sühnen? Habt ihr daran gedacht, daß durch solche That Jehova's Name und das ganze Israel entweiht werde, daß, wenn man die Schurkerei entdeckt, das Leben unserer sämmtlichen Brüder in Gefahr stehe. Für euer Verbrechen giebt's gar keine Sühnung, das ungerechte Gut könnt ihr nicht zurückgeben und so müsset ihr in Sünden zur Gruft fahren!" Und der Rabbi schwieg eine Weile und schien nachzudenken.

Zitternd ſtand der reuige Chaim vor ihm und flehte mit thränenden Augen um Buße und Verſöhnung. „Noch iſt euch zu helfen," nahm der Rabbi wieder das Wort: „Entſaget allen euern geſammelten Schätzen, vertheilt ſie unter die Armen der Chriſten und bleibet ein frommer, reuiger Sohn Iſraels." „Und was ſoll aus mir werden?" fragte hämiſch lächelnd der junge Klebler, „giebt's für mich keinen Balſam, muß ich ewig ein Sünder bleiben?" „Auch dir kann vergeben werden, wenn du mit wahrer Reue und zerknirſchtem Herzen zu Gott wiederkehrſt und die Buße, die ich dir auferlege, vollſtändig ausübeſt. So höre denn: Ausgeſchloſſen ſollſt du ſein von jeder Gemeinſchaft mit Iſrael, kein Sohn des Glaubens ſoll dir einen Genuß zukommen laſſen, noch von dir einen annehmen. Weder Trank noch Speiſe, weder Herberge noch Ruheſtätte ſoll dir von einem Glaubensbruder gegeben werden. Die Thüren der Schulen ſeien für dich verſperrt, es werde dein Name nie vor der Thora geleſen, kein Prieſter möge Segen über dich ausſprechen. Arm wie ein Bettler ſollſt du umherirren von Ort zu Ort, und faſten ſollſt du zweimal der Woche den ganzen Tag. Ein harter Stein ſoll dein Kopfpolſter, eine Strohmatte deine Decke ſein. Und wenn du dieſes durch volle zwölf Monde geduldet und ernſtlich dich gebeſſert haſt, dann erſt wollen wir dich wieder in die Gemeinde Iſraels aufnehmen." „Rabbi, dein Urtheil iſt fürchterlich," nahm hierauf Izzig das Wort, „es iſt kaum zu ertragen; doch ſaget, wenn die Bußzeit vorüber ſein wird, habe ich dann noch auf die Tochter dieſes Mannes Anſpruch? Bleibt Dina meine Braut?" „Elender, Verworfener!" fiel Salum zürnend ein, „du wagſt noch den Wunſch zu hegen, dieſen reinen Engel an dein boshaftes Herz zu drücken? Beim allmächtigen Gott Abrahams! eher würde ich dem Kinde einen Stein an den Hals hängen und es in die Gewäſſer der Moldau ſtürzen, als zugeben, daß ſie dein Weib werde." „Nun, ſo verachte ich euern ohnmächtigen Bann, Rabbi!" rief Izzig mit kreiſchender Stimme, aus ſeinen Augen funkelte es wie ein verderbender Blitzſtrahl, auf dem widerwärtigen Geſichte wechſelte Zorn und Rachgier, und das krampfhafte Zucken der Lippen, das Zuſammenballen der Fauſt verrieth die furchtbare Aufregung ſeines Innern. „Gut!" fuhr er nach einer Weile fort, „ihr habt mich aus eurer Gemeinde ausgeſtoßen, ſo will ich auch weiter nicht zu euch gehören. Aber du, Salum und die ganze Gemeinde, ihr ſollt Ach und Weh ſchreien über mich!" Mit dieſen Worten ſtürzte er wüthend aus dem Zimmer. „Izzig, mein Sohn! Gott ſteh mir bei, rette den Verirrten! Er hat nichts Gutes im Sinn!" rief der alte Klebler, dem Sohne nacheilend. Salum betrachtete ſchweigend den ſinnenden Rabbi. Dieſer ſchien ſeine Gedanken zu errathen und ſprach in wehmüthiger Stimmung: „Ach, Viele ſind wider uns, Herr! Viele trachten nach unſerm Leben, aber Du, mein Gott, machſt ihre böſen Anſchläge zu nichte und fängſt den Argliſtigen in ſeiner eignen Schlinge. Sieh, Salum, dieſer Menſch hat, ich weiß es, Böſes im Sinn, aber laß uns auf den vertrauen, der ſein Volk Iſrael ſo oft ſchon aus Gefahr und

Drangſal gerettet.“ Salum verneigte ſich ehrfurchtsvoll, und geſtärkt durch des Rabbi Troſtworte kehrte er heim zu den Seinen.

Dina's Liebreize entfalteten ſich jetzt von Tag zu Tag mehr, die frühere Befangenheit in Gegenwart des ſchönen Leon's verlor ſich nach und nach, und die Hochachtung verwandelte ſich in zärtlichſte Neigung. Dem ſcharfſichtigen Arzte blieb es nicht lange verborgen, er ſah ſich von dem holdeſten Mädchen wahrhaft geliebt und dies Bewußtſein machte ihn zum Glücklichſten der Erdbewohner. Doch ſollte das liebende Paar die Wonne reiner Liebe nicht lange genießen; unbemerkt hatte ſich eine verderbliche Wolke zuſammengezogen, die alle ihre Wünſche und Hoffnungen mit einem Male zu vernichten drohte.

Nun kehren wir, lieber Leſer, wieder einmal in die Wohnung der Witwe Ludmilla ein und horchen auf das Geſpräch, das darin gehalten wird. Frau Dorka, eine fromme, gottergebene Nachbarin, hatte Ludmilla beſucht, um mit ihr bei Beginn der Charwoche Andachtsübungen vorzunehmen. Hierbei entſtand folgendes Geſpräch zwiſchen beiden Weibern: „Wo habt ihr denn, Frau Ludmilla, euern Knaben Heinrich? Iſt er ſchon ganz geſund?“ fragte Frau Dorka. „Geſund wie ein Fiſch, Nachbarin. Er wollte ſich nicht länger halten laſſen, ich mußte ihn in die Judengaſſe erlauben, den guten Salum heimzuſuchen.“ „Das hättet ihr, Frau Ludmilla, nicht zugeben ſollen, jetzt gar nicht; denn die Oſtern ſind nahe und es iſt ganz gewiß, daß die Juden ihre Kuchen um dieſe Zeit mit Chriſtenblut beſtreichen.“ „Ei, ei! glaubt ihr auch an ſolches Gerede? Mein ſeliger Vater hat uns immer ausgeſcholten, wenn wir Kinder dergleichen Dinge ſchwatzten. Er meinte, die Juden dürfen nicht einmal Thierblut, viel weniger Menſchenblut genießen.“ „Sagt was ihr wollt, ich glaube es; mir hat ein gelehrter Mann geſagt, daß der Talmud den Juden ausdrücklich befiehlt, am Oſterabend Chriſtenblut zu trinken, und er erzählte mir viele grauenvolle Geſchichten, die ſich in andern Ländern zutrugen, wie Kinder auf einmal verſchwunden ſind, die man ſpäter mit abgeſchnittenem Halſe im Waſſer oder in Kloaken gefunden.“ „Verleumdung! Der Jude hält ſeine Gebote ſtrenger als wir, und ihm ward das Geſetz: du ſollſt nicht morden, früher noch als uns verkündigt. Und gar der gutherzige Salum, der für mich und meine Kinder in der Hungersnoth geſorgt, uns täglich mit Wohlthaten überſchüttet und wie ein zärtlicher Vater behandelt, wie könnte der meinem Heinrich was Leides anthun?“ „Ihr ſeid in dieſer Hinſicht, Frau Ludmilla, zu leichtgläubig; trauet nur der Güte eines Juden nicht! Die feine Geſchmeidigkeit ihrer glatten Zunge gleicht dem ſchönen Silberglanz der Schlange. Thut ein Jude einem Chriſten wohl, ſo geſchieht's gewiß in böſer Abſicht und ehe der Menſch ſich's verſieht, fühlt er den giftigen Stachel in ſeinem Herzen und iſt ohne Rettung verloren, hier und dort.“ „Kenntet ihr den guten Salum, ihr würdet nicht ſo übel von den Juden denken, und wenn es auch wahr iſt, daß alle Juden in die

hölle kommen, Salum findet gewiß ein Plätzchen im Himmel." „Hilft nichts, Jude bleibt immer Jude, er mag sich noch so gut stellen, im Herzen trägt er den grimmigsten Haß gegen uns. Ich fürchte, ihr werdet es einst bereuen, Wohlthaten aus der Hand eines Juden genommen zu haben." Bei diesen Worten erhob sich die plauderhafte Dorka, um wegzugehen, denn der Abend war bereits herangerückt. Frau Ludmilla begleitete sie eine Strecke, wobei sie von Zeit zu Zeit mit einiger Unruhe nach der Gegend schaute, wo ihr Heinrich herkommen mußte. So sehr Ludmilla die Juden vertheidigt hatte, konnte sie dennoch die Unruhe nicht beschwichtigen, welche ihr das lange Ausbleiben des Knaben verursachte.

Es ist etwas Schreckliches um die Vorurtheile, die wir in der Kindheit einsaugen; unzerstörbar graben sie sich in unser Herz ein, kein Vernunftschluß vermag sie zu vertilgen. Wenn auch Ludmilla von Salums edlem Sinn, seiner Herzensgüte genugsam überzeugt war, so konnte sie jetzt doch nicht den Gedanken los werden, ihr Kind sei vielleicht von den Juden geschlachtet, und je mehr der Abend heranbrach, um so ängstlicher wurde sie; endlich warf sie sich sogar vor dem Bildniß des Heilandes nieder und betete, der Erlöser möchte ihr Kind schützen vor jedem Unheil, besonders vor der Grausamkeit der Juden, wenn es wirklich in ihre Hände gerathen sollte. In der Stube wurde es immer dunkler, der Knabe kam nicht, der Mutter Angst stieg aufs Aeußerste; schon wollte sie die andern Kinder allein lassen und dem Knaben entgegen eilen, als sich leise die Thür öffnete und eine männliche Gestalt, dicht in einen Mantel gehüllt, hereintrat. In der Dunkelheit konnte man des Fremden Antlitz nicht erkennen; die Hausfrau fragte wer er sei und was er begehre. „Was ich thu begehren?" entgegnete der Unbekannte mit kreischender Stimme. „Ich thu nichts begehren, Frau! Ich kam nur zu sehen, ob euer Jüngelchen daheim ist oder nicht." „Um Christi willen, was liegt euch an meinem Kinde? Sagt, was ist geschehen?" fragte Ludmilla, von böser Ahnung erfüllt. „Was geschehen ist? — Nichts ist noch geschehen," erwiderte höhnischen Tones der Unbekannte, „wird aber bald geschehen, so ihr nicht eilet!" — „Mensch! wer bist du? Sei doch barmherzig, foltere nicht ein ängstliches Mutterherz, sag' was soll geschehen, wo ist mein Heinrich, weißt du von ihm? Komm, führe mich! Ich beschwöre dich, laß mich nicht länger verzweifeln," — sprach die Frau und faßte den Fremden bei der Hand, um ihn mit sich fortzuziehen, er machte sich aber los und sagte: „Wozu braucht ihr mich? wißt ja den Weg zu eurem Wohlthäter Salum — dort ist euer Jüngelchen eingesperrt im Keller, um heute Nacht geschlachtet zu werden." — Ein Schrei des Entsetzens entfuhr Ludmilla's Brust und ohne weiter zu fragen, unbekümmert um die Kleinen, die sich um sie versammelt hatten, verließ sie die Wohnung und eilte hastigen Schrittes durch die Gassen der kleineren Stadt über die Brücke in das Quartier der Juden. —

„Lauf nur, du wirſt ihn doch nicht mehr finden," murmelte der Unbekannte und rannte von dannen.

Wer vermag das Entſetzen zu ſchildern, das die Familie Salums ergriff, als Ludmilla verzweiflungsvoll in die Stube ſtürzte und ſchreiend ihr Kind verlangte. „Um Gottes Barmherzigkeit willen, Salum, gebt mir den Knaben zurück! Ich will ſtumm ſein, ich ſchwöre es beim Dreieinigen, will euch nicht anklagen, gebt mir nur das Kind!" ſo rief ſie und fiel halb ohnmächtig auf den Boden. — Salum nahete ſich ihr und ſprach mit beſänftigendem Tone: „Liebe, gute Frau, beruhigt euch, euer Kind muß ſchon längſt zu Hauſe ſein." „Nein! er iſt hier bei euch im Keller eingeſperrt, ihr wollt ihn ſchlachten, mir hat's ein Fremder hinterbracht," fiel Ludmilla ein. „Frau! womit hab' ich das verdient, daß ihr mich einer ſolchen grauſen That fähig haltet?" verſetzte der Jude. „Ich hätte nie gedacht, daß die Tochter des weiſen und edeln Horamir auch von den Vorurtheilen des gemeinen Haufens befangen ſei. Geliebt habe ich euch und eure Kinder, als wäret ihr aus meinem Blut und Fleiſch, und das iſt der Dank meiner Liebe?" — „Ich erkenne ja, was ihr mir Gutes gethan, aber ach, mein Kind iſt noch nicht zurück, und der Fremde hat mich verſichert, ſein Leben ſei bedroht — führt mich in den Keller, laßt mich ſehen ob es nicht dort iſt," flehte Ludmilla. „Weib!" rief zürnend der bedrängte Salum, „ihr ſeid von Wahnſinn ergriffen; denn unmöglich kann die geſunde Vernunft ſolche Albernheiten ſprechen. — Euer Sohn iſt wohlbehalten aus meinem Hauſe gegangen und wenn ihm unterwegs ein Unglück zugeſtoßen, ſo wäre dies nicht meine, ſondern eure Schuld, indem ihr ihn allein gehen ließet." Da wandte ſich Ludmilla an die fern ſtehende erblaßte Dina: „Euer Vater iſt hart, ihr aber ſcheint mir ſanft und gut, ſprecht für mich, daß er mir mein Kind zurückgebe; was kann euch ſein junges Blut nützen?" „Liebe, gute Frau," erwiderte Dina mit bebenden Lippen, „laßt euch nur beſcheiden, glaubt mir, euer Kind iſt munter von hier gegangen, er hat ſich vielleicht beim Spiel verſpätet oder verirrt, und wenn ihr jetzt heimkehrt, wird er euch jauchzend entgegeneilen." — „So zeigt mir zuvor eure Stuben und Kammern und auch den Keller, dann will ich euch glauben," bat die immer noch mißtrauiſche Ludmilla. — „Führt ſie, wohin ſie verlangt," befahl Salum, „denn wo einmal Verdacht und Mißtrauen ſich eingeniſtet, da ſind alle Vorſtellungen vergeblich." Darauf ward die Frau in alle Zimmer wie auch in den Keller geführt und da nirgends eine Spur von ihrem Kinde zu finden war, ward ſie ruhiger. Dina's liebreiches Zureden hatte Eingang in ihr Herz gefunden; ſie bat um Verzeihung ihres Ungeſtüms und eilte ſchnell von dannen.

Aber in der Wohnung des Juden herrſchte jetzt Furcht und Schrecken. Das Hausgeſinde zitterte vor den Folgen, eingedenk der Beſchuldigungen früherer Zeit. Salums Gattin weinte ohne Unterlaß und rief in Einem fort: „Daß ſich's Gott erbarme — mir hat's geahnt, deine Zuneigung zu

dieſer Gojim-Familie wird noch unſer Verderben ſein." — „Seid nicht verzagt, Kinder, Gott iſt ja mit uns, ſein Wille geſchehe! Wer recht thut, hat nichts zu fürchten," tröſtete Salum ſeine Hausleute. Doch ſchien es, als ob dieſe Troſtworte dem frommen Manne nicht ganz von Herzen gingen, denn Kummer und Sorge lagerte ſich auf ſeinem Geſichte und die Stirne furchte ſich mehr als gewöhnlich. Bald hatte ſich die Schreckensmähr unter den benachbarten Juden verbreitet, Jammer und Wehklagen erfüllte alle Wohnungen und die Aengſtlichen packten ihre Habſeligkeiten zuſammen, um ſie an geheimen Orten zu verwahren. Die Thüren wurden mit doppelter Vorſicht verriegelt, die Fenſterläden geſchloſſen und Alles war aufs Aeußerſte vorbereitet. Dieſe Furcht und Vorſicht war keineswegs unzeitig, denn ehe zwei Stunden vergingen, wurde Salums Haus von Söldnern umringt, das Innere der Wohnung durchſtöbert, wobei die Schaarwächter zur Schadloshaltung für ihre Mühe das, was ihnen am beſten gefiel, mitnahmen, und obgleich man im ganzen Hauſe nicht das geringſte den Verdacht Beſtätigende gefunden hatte, wurde Salum und ſein Hausgeſinde als des Mordes verdächtig in Ketten geſchloſſen und mit fortgeſchleppt, ohne auf die Seufzer und Thränen der Schuldloſen zu achten. Zum Glück geſchah dies Alles zur Nachtzeit, wodurch der Auftritt der Aufmerkſamkeit des gemeinen Volkes entging und Mord und Plünderung verhütet ward.

Die Urſache von Salums ſchneller Verhaftung war keine andere, als die: Ludmilla kam in ihre Wohnung zurück, der Knabe war nicht da, in der Angſt eilte ſie zur Nachbarin, dieſe ging ſogleich zum Viertelsmeiſter, der es dem Hauptmann der Schaarwächter anzeigte, und dieſer begab ſich auf der Stelle mit ſeinen Trabanten nach der Wohnung der Juden.

Auf dem Poric, welcher damals, weil er von lauter Deutſchen bewohnt war, die „Stadt der Deutſchen" genannt ward, befand ſich die berüchtigte Schenke der Frau Sabina, welche der Sammelplatz alles lüderlichen und ſchlechten Volkes war und daher von jedem ordentlichen Bürger geſcheut wurde. Aber deshalb blieb die Schenke doch nicht unbeſucht, im Gegentheil herrſchte in ihr mehr Leben und Lärm als in jedem andern Gaſthauſe; denn hier hatten Gauner, Taſchendiebe und anderes Geſindel, das ſich um dieſe Zeit ſo zahlreich in Prag umhertrieb, ihr Hauptquartier, und jeder, der die Verfolgung der Häſcher in der Stadt zu fürchten hatte, flüchtete ſich nach dem mit beſonderen Rechten und Freiheiten ausgeſtatteten Poric, und war im Hauſe der Wirthin Sabina ſicher und geborgen. So lebhaft es in Sabinens Schenke am Tage zuging, ſo ſtill und ruhig war es doch darin zur Zeit der Nacht; denn Frau Sabina hielt ſehr auf Ordnung. Es durfte kein Gaſt länger als die beſtimmte Stunde bleiben, und wie die Glocke zehn geſchlagen, ward nicht mehr eingeſchenkt und die Zecher ſahen ſich gezwungen, von dannen zu gehen. Wehe dem, der ſich gegen dieſe Hausordnung ſträuben wollte, das kräftige deutſche Mannweib ver-

ſtand es, den Friedenſtörer im Zaum zu halten: wer ſich nicht im Guten fügen wollte, ward mir nichts dir nichts zur Thüre hinausgeworfen. Auch heute war bereits die Schenke leer; nur ein Mann, breitſchulterig und mit glühendem Fleiſchgeſichte, worauf Verworfenheit und Laſter ihre Zeichen tief eingegraben, ſaß noch vor ſeinem Bierkruge und betrachtete ſchweigend die geſchäftige Wirthin, welche die leeren Kannen ſcheuerte und ſie nach einander in den Schrank ſetzte. „Nun, Rybar, wie lange wollt ihr noch da ſitzen?“ fragte die Hauswirthin, nachdem ihr Geſchäft zu Ende war. „Euer Kumpan ſcheint euch vergeſſen zu haben.“ — „Daß ihn alle Donnerwetter tauſend Klafter tief in die Erde ſchmetterten! Läßt mich der Hund ſo lange da ſitzen!“ ſagte Rybar und that einen kräftigen Schluck aus dem Kruge. „Aber Frau,“ ſetzte er in ſanftem Tone hinzu, „daß ja dem Kinde kein Leid widerfährt! Hört ihr? ſonſt — beim Cernabog — kräht auf eurem Hauſe der rothe Hahn!“ — „Ei du ausgepichtes Bierfaß!“ lachte die Wirthin, „ſeit wann regt ſich in deinem verſtockten Herzen etwas von Mitleid? Hat der Lanzenſtich dich ſo zahm gemacht und dein längſt todtes Gewiſſen wieder aufgeweckt?“ „Lacht immerhin; mein Entſchluß ſteht feſt — die letzte Gefahr und wunderbare Rettung hat mich auf einen beſſern Weg geführt. Will mein Handwerk aufgeben und ein ordentliches Leben führen,“ verſetzte der Gaſt und that abermals einen kräftigen Schluck. — „O, ich zweifle gar nicht an eurer Beſſerung. Ihr wollt von jetzt an die Spitzbüberei nur im Kleinen betreiben, wobei es weniger Gefahr giebt, nicht wahr?“ — „I nu, der Menſch muß ja doch leben! Was liegt auch daran, einer reichen Frau den Schmuck vom Halſe zu ſtehlen? dem ſtolzen Bürger die goldenen Knöpfe vom Rocke zu ſchneiden, dem wohlhabenden Krämer einige Säckelchen unter der Hand wegzuzaubern? Dieſe Leutchen werden dadurch nicht arm; aber mit den heiligen Kirchen und ihren Schätzen mag ich nichts mehr zu thun haben; rein ſollen meine Hände von jetzt an von Kirchenraub bleiben!“ — „Du gute ehrliche Haut! ſag, welchem Prieſter haſt du die Laſt deiner zahlloſen Schurkereien anvertraut? möchte ſelbſt zum Seelenrath, dem frommen Diener der Kirche, von dem man für ſolche Sünden die Abſolution erhalten kann.“ — „Wer ſagt euch, daß ich einem Prieſter gebeichtet? Ich bin von ſelbſt zur Einſicht gekommen, daß man mit der Kirche keinen Muthwillen treiben ſoll; das ſag' ich!“ — „Gut, ich habe nichts gegen euern frommen Sinn, allein erklärt mir das Räthſel, warum der Knabe hier verſteckt bleiben ſoll?“ — „Laßt Euch beſcheiden: der Knabe iſt verſchwunden und wird geſucht werden, natürlich kommen die Juden in Verdacht; verſteht ihr mich jetzt?“ — „Jetzt noch weniger als vorher. Was ſollen die Juden mit dem geſtohlenen Chriſtenkinde haben?“ — „Ei, Frau Sabina, Ihr ſeid heute ganz verwirrt. Muß euch die ganze Geſchichte erzählen: Heute Abend kommt der ſchuftige Izzig in meine Stube, den Knaben an der Hand, ruft mich auf die Seite und ſpricht: Rybar, wollt ihr zwei Schock Groſchen verdienen? — O ja, recht gern, antwortete

ich. — Nun, so schneidet mir dem Kleinen die Gurgel ab! sagt der Lump. Da erbarmte mich der schöne Junge und ich nahm mir vor, ihn zu retten und den blutdürstigen Izzig anzuführen. Lehnte ich die That ab, so würde der Schuft vielleicht seine Feigheit überwunden und das Kind mit eigner Hand getödtet haben. Ich willigte daher lieber ein und bestellte ihn hierher, die verlangte Flasche mit dem Kinderblut abzuholen." — „So ist's denn doch wahr, daß die Juden in der Osterzeit nach Christenblut verlangen?" fragte erstaunt die Wirthin. — „Seid doch nicht so kindisch, die Albernheit zu glauben. Das Ganze geschieht aus Rache. Sie haben dem Izzig die Kalle weggeschachert, das thut dem Lumpenhund so weh, daß er sich vornahm, der Altschuler Judengemeinde einen Streich zu spielen, woran sie lange Zeit denken wird. Der Knabe war früher bei Salum, dem ehemaligen Schwäher Izzigs, zu Besuch und ist jetzt verschwunden; der Mutter sagt man, er sei im Hause der Juden geschlachtet worden und —" „Ich begreife" fiel Sabina in die Rede, „und die Judenhäuser werden überfallen, dabei giebt's Plünderung und Raub — aber du bist eine durchtriebene, abgefeimte Bestie, foppst den Izzig und nimmst noch Geld dafür!" — „Ich werde doch nicht wegen eines Judenhundes, wie der Izzig ist, Christenblut vergießen? Das Kind bleibt, wie gesagt, hier verborgen, bis der Spektakel mit den Juden angeht, dann lassen wir den Kleinen laufen. Indessen gebe ich dem Izzig eine Flasche mit Kalbsblut; ich weiß nicht, was er damit thun will, aber ich glaube, es wird ihm denselben Dienst leisten." „Eine fein durchdachte Schurkerei," versetzte die Wirthin, „wenn zwei Spitzbuben einander betrügen, es ist eine Lust für den Teufel, und es thut mir ordentlich wohl, darum zu wissen. Sagt doch, wie viel bekomme ich dafür, daß ich euch den Jungen füttere? Der Izzig scheint mir ein filziger Jude." — „Frau, ich kenne den furchtsamen Hasen mit der Wolfsnatur, wir müssen den Kerl zapfen. Horcht, man klopft! Er ists! Füllt geschwind die Flasche mit Blut, stellt sie auf den Tisch!" Wirklich ward an der Hausthür gepocht und nachdem die Wirthin die Flasche mit dem Blute einer Gans angefüllt und vor Rybar hingestellt hatte, ging sie die Thüre zu öffnen, worauf Izzig in die Stube trat. „Guten Abend, Frau Sabina, wie geht's? Schon lange hab' ich euch nicht gesehen." — „Ja, seit ihr Bräutigam seid, habt ihr mein Haus ganz vergessen," erwiderte spottend die Wirthin. „Die Pest und tausend Flüche über die Braut," murmelte Izzig zähneknirschend zu dem Spießgesellen. „Nun, Rybar, ist's schon vorüber, kann ich haben das Flaschel Blut? He, ihr seid verdrießlich!?" — „Der Teufel soll nicht verdrießlich sein, wenn einem das Winseln und Röcheln eines sterbenden Kindes noch in den Ohren gellt. Mich reut es, dir gefolgt zu haben, ich hätte Lust, die ganze Mordgeschichte dem Gericht anzuzeigen," entgegnete Rybar. „Seid ihr bei Sinnen? Wollt ihr euch aufs Rad flechten lassen wegen einer Bagatelle?" „Bagatelle? ein Christenkind ist bei dir eine Bagatelle, blutdürstiger Hund!? meinst du, wir haben gar kein Gewissen?" „Mai! Ge-

wiſſen! was iſt das Gewiſſen? Anfangs iſt es ein junges Füllen, das ſich ſträubt und bäumt gegen die kleinſte Sünde, nach und nach wird es zahm und läßt ſich ruhig die ſchwerſten Verbrechen aufpacken. Gewiſſen, ſag' ich euch, iſt nur ein leeres Wort. Viel Geld, ja viel Geld iſt ein gutes Gewiſſen. — Da nehmt den Beutel und beruhigt euer Gewiſſen!" ſprach Izzig und reichte das Geld dem noch immer verdrießlich thuenden Rybar. — „Ich mag nicht dein Blutgeld," entgegnete dieſer, „dich will ich auf dem Scheiterhaufen lodern ſehen, dann ſelbſt ſterben durch des Scharfrichters Beil und meine Sünde büßen." — „Aber ſeid ihr denn heute betrunken oder verrückt? Sind ein Schock Groſchen euch zu wenig, ſo ſollt ihr noch einmal ſo viel bekommen; denkt an die Zukunft, welche Vortheile ſich euch bieten bei dem bevorſtehenden Spektakel in der Judengaſſe," ſprach Izzig mit furchtbarer Angſt und reichte dem Spießgeſellen noch einen zweiten Beutel hin. — Dieſer nahm ihn mit den Worten: „Ich will diesmal ſtill ſein; da haſt du deinen Lieblingsſaft." Izzig nahm die Flaſche, hielt ſie gegen das Kaminfeuer, ſich vom Inhalt zu überzeugen, doch immer noch nicht recht trauend ließ er einige Tropfen auf die flache Hand fließen. „Hm, ein ſchönes Blut, das Kinderblut!" grinzte der entmenſchte Jude, hölliſche Freude malte ſich auf ſeinem Paviangeſichte, und aus den tiefliegenden Augen ſprühten die Flammen der Rache und Mordgier. „Dieſe Flaſche voll Blut ſoll ganze Fäſſer voll koſten. Ihr habt mich ausgeſtoßen und ich gehöre nicht mehr zu euch, gut, ich bin euer Feind, und ihr ſollt erfahren die furchtbare Rache Izzigs!" Jetzt trat die Wirthin, die während der ganzen Zeit ſchweigend das Geſpräch mit angehört, zu dem Juden und ſprach: „Lieber Klebler, vergeßt mich nicht; wie viel bekomme ich für's Schweigen?" — „Weh mir! Hab ich denn nicht theuer genug das Biſſel Blut gekauft? Bedenkt, zwei Schock Silbergroſchen," kreiſchte wehmüthig der Jude. „Hund, ſträube dich nicht! Heraus mit dem Gelde!" donnerte ihm Rybar zu. „Glaubſt du, daß wir eine Chriſtenſeele ſo wohlfeil hingeben? Wenn wir für euch Schufte ſündigen, ſo zahlt uns dafür!" — Izzig ſah wohl, daß er ſich hier in Alles fügen müſſe und holte abermals einen Beutel aus der Taſche, ihn ſeufzend der ehrſamen Hausfrau darreichend. So war denn der Bluthandel unter den Dreien abgemacht. Rybar leerte den Krug, ſteckte ſein Geld ein, Izzig verbarg die Flaſche unter dem Mantel, Frau Sabina öffnete die Thür, und das würdige Kleeblatt trennte ſich.

In ſeinem Arbeitszimmer ſaß der ehrwürdige Peter, Erzbiſchof von Mainz, und vor ihm ſtand ehrſuchtsvoll der Leibarzt Doktor Leon, die Aufträge ſeines Gebieters erwartend. „Doktor," begann nach einer Weile der Statthalter, „heute bedarf ich keines Rathes für meinen Leib, aber eure Beleſenheit in den Schriften aller Völker, beſonders eure Bekanntſchaft mit den Sitten und Gebräuchen des jüdiſchen Volkes möchte ich in Anſpruch nehmen." „Gnädiger Herr! So viel mein geringes Wiſſen euch dienen kann, bin ich bereit, Auskunft zu geben. Ich habe mich zwar viel mit

den Studien des Talmuds befaßt, doch ich zweifle, daß ich Ew. Erzbiſchöflichen Gnaden werde genügen können.“ „Sagt mir, Doktor, wie hat ſich die Sage unter den Chriſten verbreitet, daß die Juden zu Oſtern Chriſtenblut brauchen? Keine Sage, ſie mag noch ſo albern ſein, iſt ganz ohne Grund. Findet man vielleicht in myſtiſchen Büchern oder Handſchriften Andeutung davon, oder iſt's mündliche Ueberlieferung, ein Nationalgeheimniß, dem Eingeweihten nur bekannt?“ — „Hochwürdiger Gebieter! Weder im Talmud noch in einem geheimen Buche findet ſich eine Spur, auf welche man die abſcheuliche Beſchuldigung ſtützen könnte; ſie iſt eine boshafte Verläumdung der Feinde der Juden, eine Ausgeburt des Haſſes.“ — „Es mußte doch einmal etwas geſchehen ſein, was zu einer ſo allgemeinen Meinung Anlaß gegeben.“ „Ich denke, Ehrwürden, die Sage ſtammt von den Juden ſelbſt her; die Hartnäckigkeit, mit welcher dieſes Volk an kleinlichen Obſervanzen hängt, mag den Stoff dazu gegeben haben. Ein Rabbi hatte die Caprice, ſeinen Schülern anzurathen, an den beiden Paſſah-Abenden nur rothen Wein zu trinken, damit ſie ſich an die Verwandlung des Nilfluſſes in Blut erinnerten. Ein nachfolgender Frömmler ſetzte noch hinzu: damit die Grauſamkeit des ägyptiſchen Königs, der ſich in jüdiſchem Kinderblut gebadet, ſtets in friſchem Angedenken bleibe. Dieſe Abſurdität eines von kabaliſtiſchem Wahn verbrannten Gehirns ward mit der Zeit ein unlösliches Geſetz, man trank an Farbe dem Blute ähnlichen Wein und gab den Judenfeinden ein Mittel an die Hand, die ſchreckliche Sage zu verbreiten.“ „Eure Vermuthung ſcheint mir einleuchtend; allein die eigenen Geſtändniſſe der Gefolterten, wie wollt ihr dieſe widerlegen?“ „Wo, wann hat man dem Volke ſolche grauſame That nachgewieſen? Auf bloße Muthmaßungen wurden die armen Juden gepeinigt und ihnen Geſtändniſſe von Verbrechen erpreßt. Um nicht länger gequält zu werden und die Marter mit dem Tode zu enden, redeten ſie was der Richter verlangte. Hätte man aber die Sache genau unterſucht, wäre der Richter nicht ſelbſt von Haß befangen geweſen, ſo würde ſich jedesmal die Schuldloſigkeit des Angeklagten, die Richtigkeit der Sage gezeigt haben.“ — „Ich lobe den Eifer, womit ihr das arme Volk vertheidigt; allein ich fürchte, daß ihr euch täuſcht. Was werdet ihr ſagen, wenn ich euch verſichere, daß eben jetzt in unſerer Stadt ein ſolcher Prozeß vorkommt, daß man einen Juden eines Chriſtenkindesmordes anklagt, den man durch unverwerfliche Zeugniſſe beweiſen will.“ — „Wie? In unſerer Stadt? Ein Jude ein Chriſtenkind gemordet?“ — „So iſt's, Doktor, tretet in das Nebenkabinet und höret mit eigenen Ohren!“ — ſprach der Erzbiſchof und der Leibarzt that, wie ihm geboten ward. Der Biſchof ſchellte einem ſeiner Diener. „Laßt das Weib vor!“ befahl er. — Der Diener entfernte ſich und bald darauf trat Ludmilla mit verſtörtem Antlitz und gebeugt von Kummer ins Gemach. — Sie fiel vor dem Statthalter nieder und flehte unter Weinen und Schluchzen um Gerechtigkeit. — Auf des Biſchofs Verlangen erzählte

ſie, wie der Jude Salum ſie lange mit Wohlthaten überhäuft, wie ſie auf deſſen Scheingüte vertrauend ihren Knaben oft in das Judenhaus geſchickt, wie das Kind geſtern nicht mehr zurückgekommen und wahrſcheinlich nach der Ausſage des Unbekannten umgebracht worden ſei. Der Biſchof hörte ſie aufmerkſam an, ließ ſich manche Umſtände nochmals erzählen, und nachdem die Klägerin nichts mehr vorzubringen wußte, ward ſie mit den Worten entlaſſen: „Gehet heim, Frau, wir werden die Sache genau unterſuchen und findet ſich beſtätigt, weßhalb ihr den Juden anklagt, ſoll euch Genugthuung werden. Nur ſtöret nicht durch euer übermäßiges Klagen und Weinen den Gang der Geſetze; denn wo der gemeine Haufe tumultuariſch ſich zuſammenrottet und ſelbſt den Strafrichter macht, da werden auch Redliche und Schuldloſe mit ins Verderben geſtürzt. Verhaltet euch daher ruhig und verlaßt euch auf mein Wort.“

Ludmilla entfernte ſich und Leon ſtürzte bleich und zitternd herein und flehte mit Ungeſtüm: „Hochwürdiger Gebieter! Keine Uebereilung! Unterſucht die Anklage genau, prüfet, forſchet, ehe ihr ein Urtheil fällt, ſeid gerecht und weiſe in dieſem Falle, wie ihr's immer wart. Ich ſetze mein Leben zum Pfande, der Jude, den das Weib beſchuldigt, iſt ſchuldlos!“ — „Euch intereſſirt der Jude? Ihr müßt ihn genau kennen, da ihr euer Leben für ihn einſetzen wollt.“ „Es iſt derſelbe, Euer Gnaden, bei dem ich das Anlehen gemacht; ſeitdem bin ich öfters in ſein Haus gekommen, der Mann iſt, glaubt mir, einer ſolchen That nicht fähig.“ „Seid ohne Kummer, Leon, dem Manne ſoll kein Haar gekrümmt werden, ſo lange ſeine Schuld nicht klar und offen vor uns liegt; doch hört das ſonderbare Zuſammentreffen der Umſtände. Nicht blos die Anklage des Weibes, das ihr gehört, macht die hieſigen Juden verdächtig, ſondern noch eine andere. Ein jüdiſcher Glaubensgenoſſe hat ſich dieſer Tage bei mir gemeldet, der mir mit unwiderlegbaren Thatſachen beweiſen will, daß die Juden wirklich Chriſtenblut trinken.“ — „Wie, ein Jude hätte ſein eigenes Volk angeklagt? Nun erkenne ich, warum der Höchſte ſo lange dem Volke zürnt. Giebt es ſolche Niederträchtige unter einer Nation, die ſich für die auserwählte Gottes hält, ſo verdient ſie, daß andere Nationen ſie unterjochen und wie Sklaven behandeln!“ — „Ihr ſeid entlaſſen, Doktor,“ nahm der Erzbiſchof das Wort, „handelt vorſichtig, es würde mir leid ſein um euch, denn ich merke, daß ihr mit dem Volke in näherer Verbindung ſteht, als ſchicklich iſt.“ Schweigend verneigte ſich Leon und verließ das Gemach. Die ernſte Warnung ſeines Herrn lag ſchwer auf ſeinem Herzen. Umſonſt war ſein Sinnen und Grübeln, woher das plötzliche Ungewitter kommen mochte. Er fühlte auch ſeine Ohnmacht, es abzuwenden; denn wenn ein Jude ſeine Brüder ſolcher Verbrechen beſchuldigte, welcher Arm vermochte in jener fanatiſchen Zeit das winzige Häuflein vor der Wuth des rohen Pöbels zu beſchützen? In dieſen peinlichen Betrachtungen war Dina ſein Hauptgedanke: dieſe wenigſtens wollte er warnen und wo möglich der Gefahr

entziehen, ehe der Sturm losbräche. Er eilte sogleich nach Salums Wohnung, aber ach! sie stand leer und verödet. Er erfuhr bald, was vorgefallen, und sein Herz erbebte bei der Schreckensnachricht, daß Salums ganze Familie bereits im Kerker schmachte. Er dachte sich die zarten Glieder seiner geliebten Dina unter der Folter schonungsloser Schergen, stellte sich das verzerrte Gesicht des redlichen Salum im Geiste vor, er glaubte ihr Schmerzensgeschrei zu hören und eilte ohne Säumen wieder auf die Kleinseite, um nochmals die Gnade seines hohen Gönners anzuflehen. Den edlen hochherzigen Greis rührte die Angst des Leibarztes und er gewährte dessen Bitte, die Angeklagten im Kerker besuchen zu dürfen.

So kam Leon in das Gefängniß, worin die ganze Familie das erste Verhör mit Angst erwartete. Noch war keiner von ihnen vor dem Richterstuhl gestanden, ihre Körper waren noch von keinem Marterwerkzeug berührt worden, und dennoch saßen die Unglücklichen weinend, mit gesenkten Häuptern auf dem schmutzigen Boden des dumpfigen Kerkers. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr den Dreien, als Leon hereintrat; sie meinten, man komme, sie vor Gericht zu führen; und umhalsten und küßten sich wie zum ewigen Abschiede. Als sie aber den Doktor erkannten, verwandelte sich die Wehklage in Freudenrufe: „Gelobt bist du Gott meiner Väter, der du uns einen deiner Engel schicktest, uns zu trösten in der Noth!“ rief Salum mit emporgehobenem Arm. „Hochgepriesen sei der gewaltige Gott Israels, dessen Hülfe am nächsten ist, wo Gefahr droht!“ jauchzte die Gattin — und Dina stürzte an des Geliebten Brust, klammerte sich fest an seinen Nacken und flüsterte: „Mein Herz hat mir ja immer gesagt, ihr werdet uns nicht verlassen!“ Leon vermochte nicht seine Gefühle zu bemeistern; die Hingebung und das Vertrauen der furchtsamen Jungfrau waren ihm Beweise von inniger Liebe; denn ein liebendes Weib dünkt sich in der größten Gefahr in den Armen des geliebten Mannes vollkommen sicher. Mögen Stürme brausen, die Wogen wie Berge sich thürmen und Blitze die Luft durchkreuzen, an der Seite des geliebten Mannes fühlt das schwächste Mädchen weder Furcht noch Angst. So ward auch Dina wieder von Hoffnung erfüllt, als sie sich von Leon's Armen umschlungen fühlte, die Gefahr war verschwunden und eine heitere Zukunft öffnete sich vor ihrem geistigen Blicke. — „Nicht wahr, ihr werdet uns retten, Herr?“ sprach sie kindlich vertrauend. — „Ja, holdes Mädchen, das will ich, oder mit dir zu Grunde gehen!“ entgegnete Leon. „Doch sagt, wie ist dieses Elend so plötzlich über euch gekommen?“ — „Die Wege des Allmächtigen sind unerforschlich!“ entgegnete der gottergebene Salum, „wie kann ich wissen, warum mich Gott seine Strafruthe empfinden läßt, daß Angst und Schrecken mich überfallen wie gewaffnete Männer! Beim Namen des Höchsten, den meine Lippen nicht aussprechen dürfen, ich bin schuldlos!“ — „Nicht nur schuldlos,“ fiel die Gattin ein, „er hat die Christenfamilie mit Wohlthaten überschüttet und dafür den Dank geerntet, daß wir wie Verbrecher eingesperrt

ſind.“ „O! redet nicht ſo viel von eurer Unſchuld,“ nahm die Tochter das Wort; „dieſer edle Mann zweifelt gewiß nicht an unſerer Redlichkeit; ſolche niederträchtige Anſchuldigungen finden nur in der Hefe des Chriſtenvolkes Anklang. Nur die Dummheit und der Haß, dieſes fürchterliche Paar, das ſich von Menſchenblut nährt und die Völker gegenſeitig aufhetzt, hat auch die Meinung ausgeheckt: der Jude ſei ein „Chriſtenkinderfreſſer“ — doch es kommt die Zeit, wo die Enkel ſich der Thorheit und Grauſamkeit ihrer Väter ſchämen und die blutigen Auftritte aus ihren Geſchichtsbüchern ſtreichen werden,“ ſo ſprach die Jungfrau und ihr Antlitz leuchtete in verklärtem Lichte einer Seherin. „Du haſt wahr geredet, himmliſches Mädchen,“ ſprach Leon und drückte die Holde feſter an ſich. „O könnte alle Welt dich ſehen und hören ſo wie ich, der alte Haß würde ſchwinden vor der Macht deiner Unſchuld, und die grimmigſten Feinde würden zur Vernunft kommen und ſagen: „Wenn dieſes holde Weſen mit Laſter befleckt iſt, welchen Unterſchied giebt's zwiſchen Engeln und Höllenfratzen? Wer wird noch an die Tugenden glauben, wenn das Laſter ſich in himmliſchem Glanze zeigt?“ „Gnädiger Herr!“ nahm Salum wieder das Wort, „ihr wißt, daß ich unſchuldig bin, aber die Andern werden es nicht glauben. Ich weiß, was mir bevorſteht. — Ihr ſeid der Nächſte bei unſerm Statthalter, redet ein günſtiges Wort für mich. Die Schuldbriefe ſollen vertilgt ſein, wenn man nur den gerechten Weg geht und uns nicht ohne Beweis verurtheilt.“ „Seid ohne Furcht; ſo lange euere Schuld nicht offen vor Augen liegt, ſoll euch nicht das Geringſte geſchehen; aber geſtehet mir: habt ihr denn gar keine Muthmaßung irgend eines Feindes, der euch aus Rache dieſen Streich geſpielt hätte? Es ſoll Einer von euern Glaubensbrüdern euch angeklagt haben.“ — „Herr! Vermuthung? Gott vergebe mir die Sünde, wenn ich Jemand mit Unrecht beſchuldige! Der Izzig Klebler, Dina's ehemaliger Bräutigam, hat uns gedroht.“ „Alter, Du wirſt recht haben! Daß ich doch nicht gleich auf den Buben verfallen bin! — Ja, der Schuft! kein Anderer iſts, der fähig wäre, ſein Volk zu verrathen und es dem Verderben preis zu geben. Ein niederträchtiges Bubenſtück ſteckt dahinter! — Lebt wohl, ich will nicht ruhen, nicht raſten, als bis ich die Wahrheit herausgebracht,“ ſprach Leon und eilte haſtig davon.

III.

Zu jener Zeit, wo unſere Erzählung ſpielt, beſtanden die Juden in Prag aus zwei Gemeinden, die ſich ſowohl durch Charakter als auch durch religiöſe Gebräuche genau unterſchieden. Die größere, auch alte Gemeinde genannt, bewohnte die eigentliche Judenſtadt; ſie beſtand größten-

theils aus den Nachkommen der in den früheſten Zeiten eingewanderten Iſraeliten. Dieſe hingen an dem Ritus der polniſchen Rabbiner und trugen auch in dem gewöhnlichen Leben den Charakter und die Sitten der polniſchen Juden an ſich. Die kleinere, neue Gemeinde, die außerhalb der Judenſtadt in der Gegend der Kreuz- und Geiſtgaſſe beiſammen wohnte, beſtand aus neuen Ankömmlingen der ſüdlichen Länder, daraus die Juden damals verjagt wurden oder auszuwandern ſich bewogen fanden. Dieſe hatten andere Synagogengebräuche, andere Gebete und waren überhaupt an Bildung und Sittlichkeit vor den länger einheimiſchen Juden voraus. Sie wurden allgemein wegen ihrer Landesabkunft und eigenthümlichen Sprache „Franken“ oder „Portugieſen“ genannt. Nach und nach hatten ſich die ausländiſchen Juden mit den einheimiſchen durch Ehen vereinigt, ihre Gebräuche und Sitten angenommen, bis auf einige Synagogen-Obſervanzen, welche noch in der jüngſten Zeit beibehalten wurden. Erſt in unſern Tagen ward die ehemalige Schule der Franken, „Altſchule“ genannt, zum Tempel des neuen geregelten Kultus umgewandelt.

Es iſt bei den Iſraeliten eine talmudiſche Vorſchrift, daß in der Nacht vor dem erſten Paſſahabend alles Geſäuerte, „Chomez“ aus dem Hauſe geſchafft werde. Daher iſt jeder Hausherr verpflichtet, mit einer leuchtenden Wachskerze alle Ecken und Winkel der Stuben und Kammern durchzuſtöbern, ob nicht irgendwo ein Stückchen Brod oder ſonſtiges Chomez liegen geblieben. Da über dieſe Ceremonie der Segen geſprochen werden muß, und im Falle der Sucher nichts fände, der heilige Spruch ohne Anwendung bleiben würde, ſo werden abſichtlich da- und dorthin einige Brodkrumen, Pfefferkuchen und dergleichen am Paſſah verbotene Speiſen gelegt, damit ſie gefunden werden. Der Hausherr kehrt, was er findet, ſorgfältig in einen Lappen und bindet dieſen zuſammen, um das Päckchen am nächſten Morgen zu verbrennen. Dieſe Ceremonie heißt Chomez-Batteln. Der Rabbi der Altſchuler-Gemeinde, deſſen Wohnung nahe an der Synagoge ſtand, hatte mit frommer Andacht dieſen religiöſen Gebrauch vollendet und ſich bald darauf zu Bette begeben. Kaum entſchlummert, ward er durch die Worte: „Steh auf! Du haſt noch nicht recht Chomez gebattelt,“ geweckt. Erſchrocken ſprang der Rabbi vom Lager auf, zündete die Kerze an und durchſuchte abermals alle Winkel des Hauſes; da er aber nichts finden konnte, glaubte er nur geträumt zu haben. Er legte ſich wieder nieder, doch kaum war er eingeſchlafen, ſo ließen ſich die obigen Worte wieder vernehmen, und abermals ſtand der Rabbi auf, nachzuſuchen und fand wieder Nichts. Als ihn aber zum drittenmale die nämlichen Worte geweckt hatten, fragte er, wo denn der Sauerteig eigentlich liege? — „In der Wohnung des Herrn unter der heiligen Bundeslade liegt der Sauerteig und deiner Gemeinde Verderben verborgen!“ war die Antwort. Sogleich ließ der Rabbi den unter ihm zu ebner Erde wohnenden Schammes (Synagogendiener) wecken, und Beide betraten nicht ohne Grauen um Mitternacht die ſchauerliche Halle.

Der Rabbi nahte sich der Lade und nahm aus der Nische unter derselben die Weinkanne und den silbernen Pokal, die zum Einsegnungswein bestimmt sind, hervor. Wer malt das Entsetzen der beiden Männer, als sie den Inhalt der Kanne erkannten. Es war Blut. „Gelobt bist du, Gott, unser Herr, der du dein Volk rettest aus der großen Gefahr, und der Feinde Tücke vernichtest," sprach der Rabbi mit andächtiger Stimme. — „Gewiß, ein böser Mensch hat dies hieher gestellt, um uns zu verderben!" wandte er sich dann zu dem bebenden Schammes. — „Komm, laß uns eilen, dieses verderbliche Chomez wegzuschaffen." Ein Feuer ward angeschürt, das Blut verbrannt, Kanne und Pokal rein gescheuert, mit Wein angefüllt und an die frühere Stelle gebracht. — „Leget die Hand an den Mund, schweiget still und wartet ab, was da kommen wird," sprach der Rabbi zum Synagogendiener. „Zeitig früh gehet von Haus zu Haus und verkündigt in meinem Namen, daß nicht nur die männlichen Erstgebornen, sondern die ganze Gemeinde faste, und fragt euch Jemand nach der Ursache, so saget: Es geschehe wegen des frommen Salum, der im Kerker schmachtet." — Der Schammes verneigte sich ehrerbietig und ging; der Rabbi hingegen betete inbrünstig die ganze Nacht hindurch, der Herr möge alles Unheil, das den jüdischen Einwohnern Prags drohe, abwenden und zum Guten umwandeln. Am ersten Passahabend hatten sich die Israeliten der Altschuler Gemeinde in ihrer Synagoge zum Abendgebet und zur Einweihung des Festes versammelt; aber diesmal waren sie nicht wie sonst in festliche Gewänder gekleidet, und die Heiterkeit, die gewöhnlich in den Mienen der frommen Feiertagsverehrer sich spiegelte, war heute verschwunden. Des Vorbeters übliche Gesänge verstummten, murmelnd und eintönig wurden die Gebete verrichtet, in die sich mancher Seufzer mischte, und fast in jedem Auge sah man Thränen. Nur schwach war das Bethaus beleuchtet; es schien, als wäre heute der Vorabend des neunten Ab, an dem man über die Zerstörung Jerusalems trauere. Unsägliche Angst und böse Ahnung erfüllte die Gemüther der ganzen Versammlung, und man eilte die Gebete zu enden, um früher in die Wohnung zurückzukehren. — Doch ehe noch die letzte Betformel begonnen, verwandelte sich die Angst in Entsetzen. — Die Pforte der Synagoge ward mit Heftigkeit aufgerissen, — eine große Anzahl obrigkeitlicher Personen, Quartiermeister und Kommissäre drang herein, ihnen folgte eine Schaar bewaffneter Söldner und füllte den ganzen Raum der Synagoge. Verzweiflung malte sich auf den erblaßten Gesichtern der Israeliten. Hie und da konnte man den Ausruf: Herr Israels! Auf deine Hülfe hoffe ich — in deine Hand befehle ich meinen Geist! zwischen dem Gemurmel vernehmen. Da verließ der Rabbi seinen Sitz neben der heiligen Lade, bestieg den in der Mitte der Schule stehenden Almemor und gebot mit kräftiger Stimme Ruhe und Stille. — Alles horchte aufmerksam, Niemand wagte einen Laut, denn die hohe Gestalt, imponirende Haltung des Greises flößte selbst den anwesenden Christen Ehrfurcht ein. Hierauf begann der

Rabbi: „Fürchtet nicht, verzaget nicht, Männer Israels, der Herr der Heerſcharen iſt mit uns, die Feinde können uns nichts anhaben. Und du, Ausgeburt der Hölle, tritt hervor, zeige dich, verleumderiſcher Satan, und vollende dein teufliſches Werk!“ Lange herrſchte ſchauerliche Stille. Da trat aus dem gedrängten Menſchenhaufen teufliſch lachend Izzig Klebler hervor; ſchnell beſtieg er die Stufen vor der Lade, nahm die Kanne und den Kelch aus der Niſche und überreichte beides einem der Beamten; dieſer erhob die Kanne hoch über den Kelch, um ihren Inhalt darein zu gießen, damit jedes Auge es ſehe, und — wie flüſſiger Rubin ſprudelte der reinſte Wein rings umher, Wohlgeruch verbreitend, hinab in den Pokal. — „Ha! was iſt das? treibt der Kerl ſein Spiel mit uns?“ erſcholl es von mehreren Seiten, und Izzig glotzte auf den herabfließenden Wein; blaß und ſtarr ſtand er da wie eine Bildſäule. — „Schurke!“ rief der erſte Kommiſſär, „iſt das Blut? Dieſer Spaß ſoll dir theuer zu ſtehen kommen!“ — „Wehe über mich! Israels Gott kann Wunder thun!“ ſchrie Izzig, die Hände zuſammenſchlagend und ſtürzte ohnmächtig nieder. — „Elender Schuft! nenne nicht mit deiner verruchten Zunge den Namen des unerforſchlichen Weſens! Geh von dannen und entweihe nicht mit deinem Leib die gottgeweihte Wohnung,“ donnerte der Rabbi von der Tribune herab. Alles war voll Verwunderung und Staunen über das Vorgefallene, Einer fragte den Andern und Keiner konnte genügende Auskunft geben. Da nahm der Vornehmſte der anweſenden Beamten das Wort. „Ihr ſtaunt, meine Herren, mit Recht! Ein Bubenſtreich ohne Gleichen iſt an den Tag gekommen. So mag's oft ſchon geſchehen ſein, daß unſere leichtgläubigen Brüder die Ausſage eines Schurken für Wahrheit nahmen und ohne Unterſuchung die größten Gräuelthaten an den armen Juden verübten. Ergreift den Schurken, werft ihn in den Kerker, jetzt wollen wir Seiner Hochwürden, dem Herrn Statthalter anzeigen, was wir gefunden.“ In dem Augenblicke, als die Beamten die Synagoge verlaſſen wollten, hörte man in der Vorhalle ein Weib aufſchreien und einen Knaben weinen. Jedes Auge war auf den Eingang gerichtet. Da trat Doktor Leon herein; mit der rechten Hand hielt er die vor Freude bebende Ludmilla, an der linken führte er den kleinen todtgeglaubten Heinrich. — „Meine Herren,“ ſprach der Arzt, „die Schurkerei, die ihr entdeckt, iſt noch nicht die ganze geweſen. Die Verhaftung des redlichen Salum war auch ein Streich des Elenden; der Zufall führte mich zu ſeinem Spießgeſellen; durch freundliches Zureden und Vorſtellungen gelang es mir, ſein noch nicht ganz verſtocktes Herz zu bewegen, daß er mir das niederträchtige Gewebe entdeckte. Der ſchuftige Izzig wollte das Kind wirklich tödten laſſen und Salum in den Verdacht des Mordes bringen; allein er ward von dem menſchlicher geſinnten Spitzbuben getäuſcht. Das iſt der Knabe, meine Herren, den Salum im Keller geſchlachtet haben ſollte!“ Freude glänzte in den Augen aller Anweſenden und tiefe Stille herrſchte, als Leon die Geſchichte erzählte, wie er den Knaben gefunden. Waclaw Rybar war der Schlüſſel

zu dem verbrecherischen Räthsel. Indessen hatte Izzig Klebler sich wieder aufgerichtet und die Erzählung Leon's ruhig bis zu Ende angehört; dann erhob er seine widrig kreischende Stimme und schrie: „Gott ist wahrhaft und gerecht, ich aber bin der größte Sünder! Führt mich auf den Richtplatz, ich werde Alles öffentlich bekennen und Jehovahs Namen heiligen." Auf einen Wink des Kommissärs ward Izzig fortgeführt.

Die erstaunten Israeliten vergaßen das Heimgehen; die so schnell auf einanderfolgenden wunderbaren Ereignisse hatten sie dergestalt verwirrt, daß sie nicht mehr wußten, welches Gebet sie zu beten hatten. Nur der Rabbi blieb gefaßt. „Freut euch, meine Brüder," sprach er, „die Gefahr ist vorüber — der allmächtige starke Gott Israels war unser Hort gegen boshafte Verläumdung. Stimmet mit mir das Loblied „Hydal" an und gehet dann heim in eure Wohnung — doch esse Niemand einen Bissen, bevor unser Bruder, der fromme Salum befreit ist." „Das ist bereits geschehen. Salum und die Seinigen sind frei," versetzte Leon. — „Nun laßt uns frohlockend den Passah beginnen," sprach fröhlich der Rabbi. „Gesegnet bleibe diese Stadt auf ewige Zeit, geehrt und hochgeschätzt sollen immer sein ihre Oberherren, gerecht und weise ihre Richter, auf daß nimmermehr Verrath und Gewaltthätigkeit in ihren Mauern das Haupt erhebe." — „Amen, Amen!" erwiderte das Volk, und begeistert stimmte der Chasan mit den Sängern das Loblied „Hydal" an, freudig sang die Versammlung mit, und der erste Osterabend ward dies Jahr weit fröhlicher als gewöhnlich gefeiert. Zum Andenken der wunderbaren Rettung aus dieser Gefahr ward in der Altschulsynagoge der Brauch, mit Wein die Feste einzusegnen „Kidusch" abgeschafft, was sich noch bis auf die jüngste Zeit erhalten, während in den andern Synagogen der Segenswein „Jajin Kidusch" zum unabänderlichen Ritus gehört.

Ist die Geschichte schon zu Ende? Was ist denn aus der Liebschaft des Doktors mit dem schönen Judenmädchen geworden? fragen meine geneigten Leserinnen. — Recht! Obgleich diese Liebschaft nur eine Episode der Erzählung ist, will ich mir dennoch Ihre Gunst nicht verscherzen, und von dem verliebten Paar noch ein kleines Kapitel nachfolgen lassen.

Einige Tage nach dem begebnißvollen Passahabende sehen wir Salum abermals in der Wohnung des Rabbi, um sich in einer wichtigen Herzensangelegenheit Raths zu erholen. — „Hoher Rabbi," begann er, nachdem er Sitz genommen, „der Gott meiner Väter hat mich hart heimgesucht, ich nehme Alles mit Ergebung und Liebe an, sein Name sei gepriesen! — Noch jetzt stellt er mich auf die Probe, um zu sehen, wie stark ich an seinem heiligen Wort halte." — „Heil dem Manne, den der einige Gott züchtigt in diesem irdischen Leben; groß wird der Lohn jenseits sein, wenn wir hienieden durch Leiden unsere Schuld abgebüßt und jeder Versuchung widerstanden haben," entgegnete der Rabbi. — „Wie oft aber," nahm Salum das Wort, „ist die Versuchung für das schwache Herz eines

Erdensohnes zu groß. Sehet, ich bin jetzt in einer Lage, die mich sehr beunruhigt und mein Gewissen peinigt; ich bin gekommen, von euch zu vernehmen, wie ich mich aus dieser Verlegenheit ziehen kann; ihr sollt mir sagen, was ich thun soll." — „Was kann wohl, mein Freund, solche Unruhe in eurem Gemüthe veranlassen? Redet!" — „Ihr wißt wohl, Rabbi, wie gütig des Erzbischofs Leibarzt gegen mich und überhaupt gegen sämmtliche Altschuler gehandelt; durch seine Verwendung wurde meine Schuldlosigkeit und das Verbrechen unserer Widersacher an's Tageslicht gebracht. Nun, für dies Alles verlangt dieser Mann meine Dina zum Weibe. Ich habe ihm Vorstellungen gemacht, habe ihm mein ganzes Habe geboten; allein er besteht auf seinem Verlangen. Saget nun, was soll ich thun?" — Der Rabbi schüttelte bedächtig das greise Haupt und nach einigem Nachdenken sprach er: „Salum, das ist eine schlimme Sache. Ihr dürft gegen euern Wohlthäter nicht undankbar sein, doch auch nicht euer Kind vom Glauben abfallen lassen. Noch weiß ich keinen Ausweg. Wie aber ist eure Tochter gesinnt?" „Ach Rabbi, das Mädchen hängt mit ganzer Seele an ihm, ich fürchte, es kostet ihr Leben, wenn sie mit dem Manne ihres Herzens nicht vereint werden kann." — „Nicht werden kann!" sprach der Rabbi, „das ist's! nicht kann! — Werft euch nicht Undankbarkeit gegen euren, gegen unsern Wohlthäter vor, da es nicht in eurer Macht ist, ihm den geforderten Lohn zu geben. Fürchtet aber auch nicht neue Gefahren für euch und unser Volk aus eurer nothwendigen Weigerung; der Retter unserer Gemeinde ist ein edler Mann, der nicht dafür sich rächen wird, was er selbst zu achten gezwungen ist. Und wäre es anders, so haben wir einen noch mächtigeren Hort und Retter, ohne dessen Willen uns Nichts geschehen kann. Der Allmächtige wird sich eures Kindes erbarmen und sie euch erhalten! Schickt sie fort von hier; fliehet selbst mit ihr; die Entfernung, die Zeit werden heilend auf sie wirken, und auch auf ihn." — „Ich werde euch folgen, Rabbi!" nahm Salum das Wort, „aber eure Hoffnungen theile ich nicht, da ich die Stärke ihrer Leidenschaft besser kenne. Wollte Gott, es gälte blos meine Tochter; freudig, wenn auch mit gebrochenem Herzen brächte ich sie zum Opfer, wie Abraham seinen Einzigen darbot. Daß ich aber dem Glücke unseres Wohlthäters entgegen sein, daß ich undankbar in seinen Augen erscheinen muß —"

„Fürchtet das nicht, guter Salum!" fiel eine volle, wohltönende Stimme ein, die niemand Anderem angehörte, als unserm Leon. Die Erscheinung des vornehmen Herrn hatte dem Diener im Vorzimmer so imponirt, daß er es nicht wagte, ihn bis nach geschehener Anmeldung warten zu heißen, sondern ihn sofort einzutreten bat. Die in ihr Gespräch vertieften Männer hatten ihn nicht bemerkt, so daß er den letzten Theil desselben mit anhörte. „Fürchtet das nicht; und auch ihr, würdiger Rabbi, blickt nicht so trüb und traurig vor euch hin. Dina soll mein sein, meine Gattin werden, und dennoch Jüdin bleiben. Um eurer peinlichen Verlegenheit

ein Ende zu machen, nehmet hier dies Pergament und leſet; vielleicht findet ihr darin Auskunft." — Der Rabbi nahm die ihm dargebotene Rolle und las, ließ ſie aber nach einigen Augenblicken aus der Hand fallen und rief voll Verwunderung: „Was? Du, ihr wäret Jude, meines Bruders Sohn?" „Ja, theurer Onkel, der bin ich. Ich bin der leichtſinnige Junge, der euch ſo viel Kränkung verurſacht, weil er ſo wenig Luſt zum Studium des Talmuds hatte und ſich meiſtens mit weltlichem Wiſſen befaßte; ich bin der ungerathene Sohn, der ſeine Eltern und eure Schule heimlich verlaſſen, um in der weiten Welt ſeinen Durſt nach Wiſſen zu ſtillen," ſo ſagte Leon und nahte ſich dem Rabbi, ihn zu umarmen. Doch dieſer, obgleich in ſeinen Augen Freude glänzte, zog ſich zurück, als zweifle er noch an der Wahrheit dieſer Ausſage; nachdem aber der Doktor genau alle früheren Verhältniſſe angegeben und klar erwieſen hatte, daß er wirklich der Sohn des Bruders ſei, dann erſt reichte der Rabbi dem Arzte zum Gruße die Hand. „Doch ſag mir vor Allem, biſt du ein Sohn des Glaubens noch?" fragte er nach einer Weile. „Das bin ich!" erwiderte der Doktor. „Ich hatte zwar viel zu kämpfen; allein es giebt überall Menſchen, frei von Vorurtheil. Mein Wiſſen führte mich in die vornehmſten Häuſer, mein Glück als Arzt brachte mich auf die Stufe, wo ich gegenwärtig ſtehe, und auch die Umſtände, die mich bisher über meinen Glauben zu ſchweigen zwangen, erlauben mir nun frei als Jude aufzutreten." „Ja, das iſt ein Werk der Vorſehung," nahm hierauf der Rabbi das Wort, „der allmächtige Gott unſerer Väter hat es ſo gefügt, damit unſere Gemeinde zur Zeit der Noth einen Retter findet." Wer beſchreibt die Freude des alten Salum? Wer vermag die Empfindungen der ſchönen Dina zu ſchildern? Der Geliebte war kein Goi, ſondern ein Sohn Iſraels! Dieſer vornehme hochgeſtellte Mann kann jetzt ihr Gatte ſein nach dem Geſetz Moſes. Zu viel Glück auf einmal für das zarte Weſen eines Jungfrauenherzens.

Nach einigen Tagen ſehen wir abermals die Wohnung Salums mit fröhlichen Gäſten gefüllt, die das Verlobungsfeſt des Doktor Leon mit der ſchönen Dina mit feierten und „Lag Beomer" (33. Tag vom erſten Oſtertag) wurde das Paar vom Rabbi der Altſchule nach Moſes Satzung getraut.

So hat Gott der Herr der Böſen Tücke zu Nichte gemacht und den Thränenkelch in den Becher des Heiles verwandelt!

Statthalter-Wirthschaft

in Jerusalem

im Jahre 1625.

Aus dem Hebräischen von Dr. M. Steinschneider.

„Sollte ich Dein vergessen Jerusalem, so versage meine Rechte!“ (Psalm 137, 5).

Vorbemerkung des Uebersetzers.

Es dürfte kaum ein besonderer Theil der Geschichte der Juden weniger erforscht und gekannt sein, als derjenige, der uns Auskunft geben soll über das Schicksal des freilich geringen Häufleins in dem ehemaligen — und, wie man uns so oft vorwarf — künftigen Vaterlande, insbesondere in der heiligen Stadt, an welche sich große Welt-ereignisse von der ältesten Zeit bis auf unsere Gegenwart knüpfen. Berühmte christliche Reisende haben in neuerer Zeit eigene wissenschaftliche Pilgerfahrten angestellt, um Geschichte, Geographie und Alterthumskunde Palästinas zu fördern; den wenigen jüdischen Gelehrten, welche in neuerer Zeit das Gebiet der jüdischen Geschichte mit Erfolg bebaut, war es nicht gegönnt, Pilgerfahrten dahin zu machen, wo die Quellen für ihre Studien unter Staub und Moder versiegen — nach den Bibliotheken zu Oxford, Paris und Parma, wo manches wenig gekannte handschriftliche und selbst gedruckte Werk von dem Leben und — Leiden der Juden in Palästina Kunde giebt. Dem Schreiber dieser Zeilen ist das seltene Glück zu Theil geworden, in den ehrwürdigen Mauern des „Oppenheim-room“ der Bodlejanischen Bibliothek monatelang Bücher und Handschriften zu durchsuchen, und obwohl seine nächste Aufgabe meist an den „Pforten“ (Titeln) der Bücher zu lösen war, so hat er es sich doch nicht versagen können, hin und wieder tiefer einzudringen, namentlich aus Quellen für Geschichte zu schöpfen, um seiner Zeit davon Gebrauch zu machen.

Was wir diesmal dem Leser bieten, ist eine treue, nur hin und wieder gekürzte, nirgends jedoch durch eingeschmuggelte Betrachtung oder rednerische Ausschmückung gefälschte Wiedergabe einer Erzählung, welche eine fast ungekannte, in ihrer Tragweite wichtige Katastrophe in dem Gemeindeleben der Juden in Jerusalem behandelt.

Unsere Quelle ist das höchst seltene anonyme Schriftchen Chorbot Jeruschalajim, zu Venedig 1636 gedruckt.*) Der unbekannte Verfasser, welchem zu Ende des

*) Das Nähere darüber findet sich in meinem erst theilweise gedruckten Catalog unter N. 2547. Eine kurze Notiz fand ich später in Schwarz: „Das heilige Land“.

Werkchens ein Dank ausgesprochen wird, beabsichtigte zunächst bei Herausgabe desselben die Theilnahme seiner europäischen Glaubensgenossen für ihre Leidensbrüder in der heiligen Stadt zu erwecken, in welchem Sinne sich auch die Schluß-Empfehlungen angesehener Männer aus Palästina und Venedig aussprechen.

Die Vorrede geht von der Hauptsache aus, daß die portugiesische Gemeinde in die außerordentliche Schuld von fünfzigtausend Grossos*) gesunken sei, welche sie an die muhamedanischen Gläubiger mit zwanzig Prozent(!) verzinsen müsse**), und richtet einen erschütternden Hilferuf an die Glaubensgenossen aller Länder. Der Verfasser sucht die Gründe für die Erhaltung einer Gemeinde in Jerusalem zusammenzustellen. Unter Andern haben sich Christen, wie es scheint, gerühmt, die Schuld bezahlen zu wollen, wenn die Juden Jerusalem verlassen wollten, was der Verfasser zwar für eine Prahlerei hält, da die Juden das Joch der Christen erleichterten; dennoch möge man verhüten, daß die Muhamedaner etwas davon erführen.***) Es wäre eine Schande (Chillul haschem), meint er, wenn der „Sohn der Magd" (Ismael) die Söhne Israels vertreiben sollte! Auch gehe man schon mit dem Gedanken um, die heiligen Gräber zu entweihen und in Acker zu verwandeln! — Der Verfasser ist als Augenzeuge, wenn auch als Partei, eine schätzenswerthe Quelle, und wir lassen nunmehr seinen, in einfachem aber fließendem Hebräisch abgefaßten Bericht selbst folgen.†)

*) Ein Grosso hatte sonst 50—70 Asper nach Zunz, Zur Gesch. S. 548.

**) Wie würde man solche Gläubiger nennen, wenn sie nicht zu jenen „Ungläubigen" gehörten?

***) Von dem Judenhaß palästinensischer Christen erzählt Moses Chagis in seinem פרשת אלה מסעי ein sonderbares Beispiel, welches ich in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft Bd. V. S. 380 mitgetheilt habe.

†) Einige türkische Bezeichnungen habe ich auch im Texte unverändert wiedergegeben; die mir bekannten arabischen stets in der Uebersetzung.

Im Jahre 5385, im dritten Jahre des Sultan Murad, war Muhammed Bascha Statthalter[1]) in Jerusalem. Unter seiner gerechten Herrschaft wuchs die israelitische Bewohnerschaft Palästinas, außer den Pilgern, zu einer seit dem Exil unerhörten Zahl; sie besaßen Grundstücke, es blühte die Gelehrsamkeit und die Armen wurden reichlich verpflegt. Da kaufte der einäugige Muhammed Ibn Faruch(?)[2]) vom Großvezier[3]) die Statthalterschaft auf eine bestimmte Zeit und zog mit 300 Söldnern[4]) ein. Er bedrückte Christen, Muhammedaner und Juden in unerhörter Weise, und seine Wächter brachten unter Mißhandlungen jeden Flüchtling zurück. Man beklagte sich allseitig beim damaligen Kadi, Scheich Efendi, der dem Statthalter ernstliche Vorstellungen machte und ihn vor dem Zorn des Sultans warnte, aber Muhamed zuckte das Schwert gegen den Kadi, den die Umstehenden jedoch retteten. Letzterer befahl hierauf, die Gerichtsstätte[5]) für zwei Tage zu schließen, in der Erwartung, daß das Volk den Tyrannen vernichten oder wenigstens verjagen werde, wozu es aber zu feige war; man suchte vielmehr Kadi und Statthalter zu versöhnen. —

Um dieſelbe Zeit zog der greiſe Abdallah Efendi als neuer Kadi langſam nach Jeruſalem und ſandte einen proviſoriſchen Richter dahin voraus. Kaum hatte aber Scheich Efendi die Stadt verlaſſen, ſo wüthete Muhammed noch ſchlimmer als zuvor, er übertrug dem Bruder ſeiner Frau, Ibrahim Aga[6]), alle Gewalt, räumte ihm die Macht zu plündern ein, welche dieſer auch rückſichtslos gegen Jedermann ausübte. Er ließ muhammedaniſche Kaufleute vom Markt weg ins Gefängniß ſchleppen, um Tauſende von ihnen zu erpreſſen, ſo daß eine allgemeine Flucht begann, aber die Söldner wachten an den Thoren und ließen Niemanden ohne Erlaubniß hinaus. „Doch," fährt unſer Autor hier fort, „ich will mich nicht bei den verderbenbringenden Unterdrückungen gegen Nichtjuden lange aufhalten, und nur mit bleiernem Griffel den tauſendſten Theil der Leiden und Qualen verzeichnen, welche uns durch zwei volle Jahre nicht zu Athem kommen ließen u. ſ. w.[7])

Gegen Anfang des Jahres 1625[8]) wurde die Stadt in die Hände des Muslim[9]) (oder Muſallim?) Ibn Faruch gegeben, welcher am Sonnabend, den 26. Tebet (5. Januar) einzog. Die jüdiſchen Vorſteher: der Arzt Jakob Ibn Amram und Iſak Gaon[10]) brachten ihm das übliche Geſchenk, drei Tage darauf forderte er für ſeine Ausgaben 1300 Groſſos, eine Summe, welche noch Niemand vor ihm verlangt hatte; ſie brachten dieſelbe, in der Hoffnung, daß er nicht lange in Jeruſalem hauſen werde, wie es auch die Chriſten und Muhamedaner wünſchten; leider fügte es der Herr anders — deſſen Thun ſtets das rechte iſt.[11]) Als man ihm den vom Sultan für den Statthalter, Kehaja[12]) und Schubſchi(?)[13]) beſtimmten monatlichen Tribut[14]) von dreißig Groſſos zum erſten Male überreichte, fand er dies zu wenig, erhöhte denſelben auf achtzig Groſſos und trug den Juden Schanzarbeiten auf[15]), eine harte Arbeit, welche viele Juden ungefähr dreißig Tage beſchäftigte, dabei verlangte er täglich Wollen- und Seidengewänder der theuerſten Gattung, Zucker, Wachs, Hühner, Eier und .....[16]) in Menge, ſo daß von ſeinem Einzuge bis Ende Schebat (fünf und dreißig Tage) mehr als dreitauſend Groſſos draufgingen! Außerdem plünderte er drei hundert Gr. von einer anſiedelnden Karavane jüdiſcher Ausländer[17]) und 1600 Gr. von dem zuvor gemißhandelten Immanuel Albahri.[18]) Wieder floh und verſteckte ſich, wer konnte. —

Ibrahim Aga erpreßte von den Vorſtehern zum Ankauf eines Sklaven 150 Gr., nachdem ſie ihm kurz vorher 200 Gr. gegeben und bald darauf wieder geben mußten. Im Adar des genannten Jahres (1625) verlangte er für Ibn Faruch fünf Tauſend Gr. Man machte ihm Vorſtellungen dagegen, verſammelte jedoch in der Nacht die Gemeinde, welche die Vorſteher zu Allem bevollmächtigte. Am anbrechenden Morgen mahnten ſchon die Boten des Aga, der ſich nach vielfachen Drohungen mit zweitauſendſechshundert Gr. zufrieden ſtellte und dieſe Summe bereits des andern Tages auf harte Weiſe eintreiben ließ. Hierauf ſollte R. Gedalja, der

Scheich al Jehud[19]) den Samuel Ibn Sid herbeiſchaffen „und wäre er jenſeits des Meeres,“[20]) dies koſtete wieder 300 Gr.

Man begann nun über die Verſpätung des erwarteten Kadi zu murren, auf deſſen Hilfe man rechnete, eine abermalige Täuſchung! Als derſelbe endlich im Niſſan ankam, ſchlichen Chriſten, Muhamedaner und Juden aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Nackt oder in zerriſſenen, verbrannten Kleidern zog man nun vor den Richter und ſchrie um Beiſtand gegen den Räuber, auch die muhamedaniſchen Kaufleute kehrten zurück, aber Ibn Faruch wußte den Kadi durch Worte und Geld zu gewinnen. Zu dem Kadi geſellte ſich noch ein Tſchauſch[21]) mit zwanzig Mann, und brachte einen fingirten Befehl des Sultans, die Juden bis auf vierzig zu vertreiben; dieſer verweilte lange Zeit, ließ ſich von den Juden täglich zehn Gr. geben und plünderte im Ganzen 1700 Gr., ſo wie ebenfalls Ibn Faruch bei dieſer Gelegenheit ſechshundert Gr. Letzterer fahndete nach Rab. Benjamin מילאלו"בוש, welcher entfloh; man ergriff ſtatt ſeiner Rab. Moſe Hakim[22]) und erpreßte fünfhundert Gr. Sonnabend den ſechsten Jjjar (1625) ſchickte man nach Samuel Tardiola,[23]) der die Gemeinde vertrat, an deſſen Stelle ſein Sohn David mit dem greiſen Moſes Romano ſich einſtellte. Ibn Faruch warf Erſterem Vernachläſſigung ſeiner Perſon und Letzterem die Anklage bei dem Kadi vor, ſie wurden die ganze Nacht vom Bulukſ[24]) Baſchi, Haupt der Söldner, gemartert und mit Erhängung gedroht, es wurde ihnen ſpitziges Rohr unter die Nägel geſteckt und eine Schwefelpfanne unter die Naſe gehängt. Der arme Makler David löſte ſich mit tauſend Gr., wozu die Frauen der Gemeinde ihren Schmuck hergaben und als Unterpfand brachten. Allgemeines Fliehen unter Verkleidung begann von Neuem, die zurückgebliebenen Armen darbten, der Synagogendienſt hörte beinahe auf, die Gemeindevorſteher verſteckten ſich, es hieß, ſie ſeien geflohen. —

Am erſten Tammuz fahndete man Abraham Esperial,[25]) unter dem Vorwande, er ſei ein Bruder des Iſak Aboab,[26]) der Ibn Faruch beim Statthalter von Damaskus verläumdet hätte. Nach tödtlichen Qualen erlöſten ihn fünfhundert Gr. Um dieſelbe Zeit ernannte der Statthalter von Damaskus Ibn Faruch zum Haupt der Mekka-Karavanen, letzterer fürchtete zwar anfangs eine Falle und ſträubte ſich dagegen; aber der Kadi gab ihm die beſten Zeugniſſe, und ſo zog er am neunten Tammuz aus, ſandte vorher Geſchenke an den Statthalter (von Syrien?), welcher ihn ſehr freundlich aufnahm, und auch Ibrahim Aga zog mit ihm. In Jeruſalem blieb als Stellvertreter[27]) der Bruder ſeiner Frau, Othman Aga, der ſich ſehr ſchlau benahm, indem er in der erſten Zeit das Zutrauen zu erwecken und die Geflohenen und Verborgenen herbeizulocken ſuchte. Nach Verlauf eines Monats verlangte er von Simon Saul, dem neuen Scheich al-Jehud, tauſend Gr. für ſich ſelbſt; man ſandte nach Gat, genannt Ramla, an den Greis Chajjim di Xeres,[28]) der ſich an den Statthalter von Damaskus wenden ſollte; dem Othman gegenüber erklärte man ſich unfähig, das Verlangte zu

leiten. Er wollte sich zwar mit fünfhundert Gr. begnügen, aber aus seiner Milde und Nachgiebigkeit schloß man, daß er keine Vollmacht zu Erpressungen habe und wollte nicht Veranlassung zu weiteren ungeziemenden Forderungen geben; er schwieg auch hierzu und die Verborgenen kamen nun wieder hervor. Am zehnten Elul, am Vorabend ihres Festes, begehrte Othman in milder Weise statt der gebührenden zehn Gr. einen seidenen Kleiderstoff, und beinahe wären die Vorsteher am folgenden Sonnabend [11. Elul] in die Synagoge gegangen, wäre dieser Tag nicht in einen Trauertag verwandelt worden. Othman ließ in der sefardischen und deutschen Synagoge folgende sechszehn Männer ergreifen: den Rabbiner Jesaia Levi,[28a]) Jakob Romano, Samuel Chamiz, Mose Trinco[28b]), Elia Rabba, Jehuda Esperial, Mose Lublin, den Arzt Isak מאבילייו, Elia Israel, Mose Baba (sic), Jakob Lewi, Menachem Nahar[29]), Elia Ibn טיטא, Mose Aschkenasi und den Jüngling Mose Cordova. Im Hause des Samuel Ibn Sid ergriffen sie seinen Schwiegersohn Asaria Seebi, ferner Israel b. Jechiel Aschkanasi. Rabbi Joel Levi begab sich selbst in die Gefahr, den Othman aufzusuchen, der, wie gewöhnlich, betrunken war und alle Gefangenen hängen zu lassen drohte, wenn er nicht zwanzigtausend Gr. bekomme! Dies rief allgemeinen Jammer hervor, man suchte Schutz beim Kadi, der aber die Klagenden wiederholt zurücktreiben ließ. Es wurden nun Boten zum Statthalter nach Damaskus gesandt, inzwischen boten die Gefangenen vermittelst Joels und Simons eilftausend Gr. und erhielten in den nächsten Tagen die Freiheit, bis auf sechs, die das Geld nicht aufbringen konnten und gemißhandelt wurden. Chajim di Xeres begab sich mit anderen Juden in Trauer zum Statthalter von Damaskus, welcher einen Tschausch mit dreißig Mann an Othman und den Kadi sandte, mit dem Befehl, die gefangenen Juden frei zu geben, als diese gerade durch ihre Dränger — in der Nacht des Neujahrs 5386 — in die größte Angst versetzt waren. Die Juden begaben sich auf die Gerichtsstätte, wo der Tschausch und der Kadi sie ruhig nach Hause gehen hießen. Am ersten Neujahrstage ließ Othman die Gefangenen frei und am zweiten begaben sie sich auf die Gerichtsstätte, um das Urtheil wegen der zehntausend Gr. zu vernehmen; allein der Richter war bestochen, der Schubschi mit seiner Mannschaft trieb sie auseinander; auch der Tschausch mußte Jerusalem verlassen, aber Othman sandte 700 Gr. für ihn und 5000 Gr. für den Statthalter von Damaskus nach, welches alles die Juden ersetzen mußten, so daß einzelne genöthigt waren, am Hosiannafest ihre Kleider als Pfänder herzugeben.

Im Cheschwan 5386 drohte der Kadi, eine Mühle aus einer Synagoge zu machen, welche vierzig Jahre vorher ein judenfeindlicher Mufti zur Moschee[30]) bestimmt und geschlossen hatte, und in der bereits allerlei gemeines Werk getrieben würde. Othman ließ daselbst Kaufläden bauen und vermiethen, als man aber dem Richter einen Kaufbrief vorwies, so verlangte Othman tausend Gr. Ersatz, welche die verschuldete Gemeinde nicht aufbringen konnte;

da man jedoch aus dem Munde des Richters vernahm, daß Othman andere Vorwände zur Erpressung dieser Summe finden werde, so borgte man Geld auf Zinsen und ließ sich ein Document ausstellen, daß die Benutzung der Synagoge gestattet sei.

Am 23. Cheschwan (5386) kam die Kunde von Ibn Faruchs Rückkehr aus Mekka; die bisherigen Vorsteher verlangten eine Neuwahl von Mitbürgen für die Schuld und man wählte Salomo Chadid(a), Joel Levi, Isai Mognon[31]), Salomo Romano, den Arzt Jakob Aboab, Ahron לנזיז(?) דינר מערבי(?), Salomo Ibn Sangui(?)[32]) als Collegen. Am 2. Kislew traf Ibn Faruch ein, der beim Empfang nur den Monatstribut verlangte und dreizehntausend Gr. entnahm.(!)

Ibn Faruch ließ nun öffentlich verkünden, fernerhin nur Recht und Gerechtigkeit üben zu wollen, entfernte die Söldner von den Stadtthoren und setzte wieder Ibrahim Aga ein, welcher bei dieser Gelegenheit 300 Gr. von den Juden entnahm. Zwanzig Tage blieb nun alles ruhig, am einundzwanzigsten passirte Ibn Faruch vor dem Thore der Festung, dem David-thurm, wo der Aga des Sultans Kaffee[33]) trank, den Faruch begrüßte und mitzutrinken einlud; dieser erwiderte: Es sei, drang mit seiner bewaffneten Mannschaft ein, vertrieb den Aga, setzte Othman zum Befehlshaber ein und ließ die Festung Tag und Nacht ausbessern und verstärken. Der Statthalter von Damaskus ließ ihn zur Uebergabe der Festung auffordern, worauf er unter Einsendung von Geschenken erwiderte, daß er nicht Ungehorsam gegen den Sultan, sondern eine bessere Aufsicht und Pflege der Festung beabsichtige, die vom Aga vernachlässigt worden, und bestärkte dies mit einem Zeugnisse des Kadi.

Ibn Faruch erneuerte nunmehr seine Erpressungen, plünderte Privatfelder so wie die Getreidevorräthe des Muhamed Bascha zur Verpflegung seiner Garnison. — Am 13. Tebet kam ein נוגש(?) genannt פיזאריקו ein Tyrann, Bösewicht und Mörder, welchen Ibn Faruch benutzte, den Juden Furcht einzujagen, ein Mann, „bei dessen Anblick Schwangere abortirten und Säugenden die Brüste verdorrten," ins Haus des Isak Gaon, der ihm angeblich zehn Gr. versprochen, und erbrach die Thür; aber Isak Gaon und der Arzt Ibn Amram waren geflohen. Am sechzehnten forderten die andern Collegen diese beiden auf, vor dem Tyrannen zu erscheinen, welcher ihnen vorwarf, dem Kadi tausend Gr. für die Eröffnung der Synagoge gegeben und sich nicht an seinen Stellvertreter gewendet zu haben; er verlangte trotz aller jammervollen Betheurungen fünftausend Gr., behielt durch zehn Tage den Ibn Amram, für welchen nächtliche Collecten bis zu 5200 Gr. gemacht wurden. Die sefardischen Vorsteher blieben in ihrem Versteck, und die deutschen, an deren Spitze Jesaia Levi[34]), flohen mit Lebensgefahr nach Safet.

Am zweiten Schebat zogen Ibn Faruch und Ibrahim Aga zum Vezir, der in Bagdad Krieg mit dem Kadi von Persien führte, ihn wegen

der Festungsangelegenheit zu versöhnen; letzterer ließ aber Ibn Faruch gefangen nehmen; durch fünf Monate erfuhr man weiter nichts von ihm, während Othman über Jerusalem fortwaltete und sich am fünften Schebat von den Juden 1300 Gr. geben ließ. — Darauf schickte der Statthalter von Damaskus seinen Vezir[35]) mit einem Musallim[36]), um Jerusalem zu nehmen. Derselbe forderte von Ramla aus den Othman zur Uebergabe auf; dieser erklärte, zu gehorchen, traf aber alle Vorkehrungen zur Vertheidigung; pflanzte sogar eine rothe Fahne als Kriegszeichen auf, umgab die Festung mit Artillerie, zog alle Nahrungsmittel in dieselbe und stopfte viele Privatbrunnen zu. Er ließ Niemanden aus der Stadt, und wenn die Juden eine Leiche hinausbrachten, so stach man in dieselbe, um sich zu überzeugen, daß kein Lebender auf diese Weise entfliehe. In Ramla zog sich ein Heer zusammen, und ein Theil der Bewohnerschaft Jerusalems fand, in Verzweiflung über solche Herrschaft, selbst in den Kriegsaussichten einen Trost.

Zwei Monate bedrohte das Heer die Stadt; da aber Othman sich nicht einschüchtern ließ, so zog es wieder ab, worauf jener noch hochmüthiger wurde und der Drohbriefe aus Damaskus spottete.

Im Adar 1626 raubten seine Leute ein Kameel, mit Kostbarkeiten beladen, welches die Frau ברוילה nach Gaza an Rabbi Elieser Archa[37]) geschickt hatte. Sie wandte sich an Samuel Levi, Arzt des Othman, um Fürbitte, Othman bestellte ihn auf den andern Tag, wo er ihn fesselte und ihm vierhundert Gr. abnahm, gab aber doch auf Verwendung des Fürsten von Gaza, dessen Leibarzt ebenfalls Sam. Levi war, Einiges von dem Geraubten zurück. — Zur selben Zeit erwählte der Sultan zum Kadi den Hassan Efendi an der Stelle des Abdallah Efendi, welcher, nebst seiner Habe, aus Furcht vor Othman, am fünfzehnten Adar zur Freude der Jerusalemer mit .....[38]) davonging, während Muhamed ראזי provisorisch als Richter fungirte.

Am zehnten Nissan erpreßte Othman von den muhamedanischen Juden 1300 Gr.; am zwanzigsten faßte er den Muchsin[39]), der über die Bauten und Gebäude gesetzt war, ließ ihn geißeln und sprach ihn nur um den Preis von sechstausend Gr. vom Stricke frei; auf diese Summe gab der Muchsin einen noch nicht fälligen Wechsel der Juden über siebenhundert Gr. an. Der in dieser Angelegenheit herbeigerufene Joel Levi erklärte in der Angst die auf den Wechsel unterschriebenen Ibn Amram und Isak Gaon für die alleinigen Schuldner; die fliehenden Vorsteher wurden eingefangen, und da man das Geld nicht aufbringen konnte, verlangte Othman 10,000 Gr., ließ sie mit Stricken um den Hals als Delinquenten durch die Straßen schleppen, so daß Simon, der Scheich al-Jehud, eine Vermittelung versuchte. Die Gefangenen sollten 5200 Gr. geben; da sie aber dreißig Tage Frist zur Aufbringung dieser Summe verlangten, so befahl er zornig dem Schubasch sie aufzuhängen. Unter dem größten Jammer entschloß sich die Gemeinde zu den schwersten Opfern; die Vorsteher, auf das Aergste gefaßt,

ſuchten Troſt im Looſe aus ihren Büchern[40]), Jakob Ibn Amram fand: „Gott erlöſt den Jakob", Iſak Gaon: „der Feind wird ihn nicht bedrücken" u. ſ. w. — Die Juden beſtachen indeß den angeſehenen Buluk Baſchi, der ihnen eine Friſt von 10 Tagen verſchaffte, ſie blieben aber noch 45 Tage gefangen, bis die 5200 Gr., die ſiebenhundert des Muchſin und als Zugabe noch 1300 Gr. erlegt waren.

Im Sivan 1626 kam Huſſein[41]) Efendi nach Ramla und vernahm dort die Klagen der Jeruſalemer. Othman ließ ihn nach Jeruſalem laden, doch er wollte nicht eher hinkommen, als bis letzterer mit den Seinen die Stadt verlaſſen, und kehrte nach drei Monaten nach Konſtantinopel zurück, wo er nebſt Sam. Ibn Sid, Samuel Tardiola[42]) und Chajim di Feres mit den Angeſehenen Konſtantinopels dem König die Sachlage ſchilderte und auf die Gefahr des rebelliſchen Beiſpiels aufmerkſam machte.

Der Sultan befahl hierauf dem Vezir, bei Lebensſtrafe die Partei des Ibn Faruch mit Gewalt aus Jeruſalem zu vertreiben. Am 10. Sivan 1626 zogen zwanzig Juden aus Jeruſalem, welche in Siliguan, das iſt am Bach Siloah[43]), Eſel mietheten, es drängten ſich aber mehrere Leute auf, und da man ſie nicht brauchte, ſo denuncirte einer derſelben die Fliehenden. Die Söldner brachten ſie zurück und nahmen ihnen Alles ab; von den Frauen des Jakob Levi Sekendri[44]) ſollen ſie allein Kleinodien ꝛc. im Werthe von 8000 Gr. erbeutet haben. Am 25. kam Ibrahim Aga nach Jeruſalem mit einem Muſallim, der im Namen Huſſein Baſcha's, des Bruders des Vezirs, Jeruſalem übernehmen ſollte. Ibrahim Aga fand ſeinen Bruder Othman ſchlafend, und befahl ihm, die Stadt zu übergeben, im Namen des beim Vezir gefangenen Ibn Faruch, welcher nach Sichem verſetzt worden, wohin ſie beide ihm folgen ſollten, da Ibrahim Aga von Ibn Faruch zum Kehaja ernannt ſei, es ſtehe Ibn Faruchs Leben auf dem Spiel. Othman erwiderte: „Was geht Dich das Leben Ibn Faruchs an, laß uns lieber auch die Feſtung behalten und uns einen Namen machen unter den Großen." Er zeigte ihm die erbeuteten und erpreßten Schätze, machte ihn abwendig und ließ ihn nach Sichem ziehen. Als nun der Muſallim ſich auf die Gerichtsſtätte begab und dem Kadi befahl, den Bruder des Vezir als Statthalter anzuerkennen[45]), ſo ließ es Othman nicht zu, auch den Muſallim ließ er nicht weg, aber behandelte ihn ehrenvoll. Inzwiſchen entfloh Ibn Faruch nach Jeruſalem und kam am letzten Tamuz 5386 an; ſeine Mutter erzählte ihm nun die Anmaßung Othmans, der ſich als Statthalter benähme, ſie ſelbſt verächtlich behandelte und die Favoritin des Ibn Faruch bezwingen wollte. Ibn Faruch beſchloß, den Othman zu tödten, der ſeines Lebens nicht geachtet. Er hielt bis zum ſechsten Ab 1626 an ſich, wo er ihn in einem von Othman über der Feſtungsmauer erbauten Gemache[46]) erſtach, welches allgemeine Freude verurſachte.

Ibn Faruch ließ ausrufen, er wolle allen Raub Othmans erſtatten, was er aber nicht erfüllte; auch er hielt den Muſallim mit dem Verſprechen zurück,

die Stadt zu übergeben, wenn nicht in einigen Tagen seine Wiedereinsetzung von Seiten des Vezirs erfolge; hierauf ließ er einen solchen fingirten Befehl kommen und entsendete den Musallim mit Geschenken.

Nun gab es wieder Reiseunkosten zu decken, und die Juden mußten sechshundert Gr. hergeben. Da schieden aus dem Vorstande Jakob Ibn Amram und Isak Gaon, die aber nominell, den muhamedanischen Gläubigern gegenüber, Vorsteher blieben. Der Nachfolger Othmans, Muhammed Ibn Faruch „nomen et omen“ [47]), ließ Joel Levi, der angeblich ihn nicht, wie früher den Othman, bediene, gefangen nehmen; das kostete wieder fünfhundertundzwanzig Gr. Hierauf zog Ibn Faruch nach Gaza und hinterließ seinem Stellvertreter den schriftlichen Befehl, 4000 Gr. und extra Unkosten zehn Pr. Ct. betreffend, bis etwa 1300 Gr., von den Juden zu nehmen. Am Hosiannafest 5387 faßten sie beim Ausgang des Morgen-Gottesdienstes den Jak. Ibn Amram und Isak Gaon, da sie keinen andern Vorsteher kannten. Den sie begleitenden David Tardiola und Simon Scheich al-Jehud zeigte der Stellvertreter den schriftlichen Befehl des Ibn Faruch, ließ Alle, bis auf den Scheich al-Jehud, einsperren, — das Simchattorafest ward hierdurch in einen Trauertag verwandelt, an dem sich wieder Alles versteckte, — hielt sie acht Tage fest, drohte mit Leibesstrafen, bis sie sich zu tausendsechshundert Gr. verstanden, worauf David allein frei wurde, um das Geld zu verschaffen, bis er tausend Gr. aufgezählt.

Der zurückkehrende Ibn Faruch, der nunmehr seine Unhaltbarkeit erkannte, drängte mit Drohungen zur Tilgung des Restes; da sie aber nicht wußten, woher das Geld zu nehmen, so versteckten sie sich, und Ibn Amram und Isak Gaon wurden gefangen genommen und mußten von Neuem die Last der Gemeinde tragen. Ihr Gefängniß wurde zehnmal täglich gewechselt, sie wurden gemartert und in der Synagoge vor den Augen der Gemeinde gemißhandelt, bei den Bärten gezerrt, die Hände mit denen des Nachbars rückwärts zwischen Stöcken festgebunden, auch andere Männer dazu genommen, bis sich selbst der grausame Bulut Bascha ihrer erbarmte, nachdem er sich überzeugt, daß die Gemeinde nichts mehr habe. Er versicherte dem Ibn Faruch, daß er alles aufgeboten, es sei aber nicht mehr als circa 1000 Gr. aufzubringen. Bevor sie jedoch dieser — Mitternachts des Sabbaths den siebenundzwanzigsten Cheschwan 5387 — entließ, überfiel man den Isak Szabach [48]), der sich von Dieben bedroht glaubte und nicht öffnen wollte; man erbrach die Thür, wobei der fliehende Isak in der Hand verwundet wurde; man plünderte nun 25 [49]) Gr. Werths, zwang die Frau durch Androhungen des Todes, den Weg des Fliehenden anzugeben, den man einsperrte; ebenso erging es dem Chajjim Fra und Josef Ali, welche sich lösen sollten. Des Morgens brachte man wieder Jakob Ibn Amram und Isak Gaon und mißhandelte Alle, ließ sie halbnackt im Regen stehen; den Chajjim Fra hängte man, die Hände auf den Rücken gebunden, auf, und begoß ihn mit kaltem Wasser ꝛc., bis er dem Statthalter 3000 Gr. und

dem Stellvertreter 300 Gr. verſprach. Endlich kamen auch Jakob Leiria der Fromme[50]) und Salomon aus Terracina[51]) an die Reihe. Man bemühte ſich, Geld zu bekommen, nur von Iſak Szabach, der im Blute ſchwamm, wollte der Tyrann nichts nehmen. Jene Drei bemühten ſich vergeblich, Geld herbeizuſchaffen, und es galt wieder, für ſie bei Groß und Gering zu ſammeln.

Da kamen achtbare Boten aus Damaskus, welche dem Ibn Faruch riethen, die Stadt dem Muſallim des Huſſein Baſcha zu übergeben, da der Sultan alle benachbarten Fürſten gegen ihn aufgeboten. Ibn Faruch verſprach in einigen Tagen Folge zu leiſten. Man erzählt ſich, König David ſei ihm im Traume erſchienen und habe ihn zu erwürgen gedroht, wenn er noch eine Nacht verweile, ſo daß er am folgenden Morgen, nachdem er Jeruſalem völlig ausgeleert, nach Sichem zog, welches ihm der Vezir angewieſen.

Die Gefangenen blieben bis Dienſtag Abend den zwölften Kislew 5387 in Gewahrſam. Chaj. Fra hatte ſein Drittel von 1100 Gr. gezahlt, von den andern beiden erpreßte der Gefängnißwärter noch zwölf Gr. Ibn Faruch führte aber den Tobia Campos(?)[52]) und Joſef Ali mit ſich, weil der erſte nur hundert und der andere nur vierhundert Gr. gezahlt hatte. Jak. Ibn Amram und Iſak Gaon entgingen ihm nur durch die Flucht. Die Juden hatten nun ein Freudenfeſt, bedachten die Armen und auf Verwendung Haſſan Baſcha's wurden auch die beiden Gefangenen unentgeltlich in Sichem entlaſſen (am 15. Kislew).

Am zwölften Kislew wurde die Stadt dem Muſallim des Haſſan Baſcha übergeben, am ſechszehnten zog letzterer ſelbſt ein; am zweiundzwanzigſten, am Jahrestage der Feſtungseinnahme durch Ibn Faruch, wurde der Aga[53]), der damalige Commandant, vor dem Thore derſelben aufgeknüpft, und ausgerufen: „So ergeht es dem Manne, der die Feſtung des Sultans nicht gegen Rebellen vertheidigt.“ Die Leiche wurde drei Tage hängen gelaſſen. —

Hier endet der traurige Bericht, der unbekannte Verfaſſer reſumirt noch einmal die Gewaltthaten des Ibn Faruch, und die außerordentlichen Spenden und Mittel, zu welchen die Gemeinden Jeruſalems durch dieſelben gezwungen waren, ſo z. B. mußte man häufig, um Geld aufzutreiben, von muhammedaniſchen Kaufleuten Waaren auf Zeit kaufen und dieſelben ſofort um viel billigere Preiſe veräußern, ſo daß die portugieſiſche Gemeinde zur Zeit mit ihren Mitgliedern allein auf eine zu 10 Prozent verzinsliche Schuld von fünfzigtauſend Groſſos perſönlich verpfändet blieb.

Anmerkungen.

[Die vom Ueberſetzer angeführten hebräiſchen Wörter ſind aus typographiſchen Rückſichten meiſtens mit lateiniſchen Lettern umſchrieben worden.]

1) Scholet.

2) Fafuch, das hebräiſche Chaf kann ein arabiſches Kaf oder ch vertreten.

3) Mischneh lemelech.

4) Seimines, ſpäter häufig Seiminim.

5) Machkamah.

6) Agah vgl. weiter unten Anm. 53.

7) Der Verfaſſer ergeht ſich hier in einen Ausbruch ſeines tief betrübten Gemüthes, den wir unüberſetzt laſſen.

8) Ich habe kein Hilfsmittel zur Hand, um zu berechnen, in welchen Monat (Dezember, Januar) die Sidra Schemot im Jahre 5385 fiel.

9) Muslim, ſpäter auch musilim und musialim.

10) „Iſak Gaon" heißt ſchon ein Rabbiner, deſſen arabiſche Predigten und Predigtentwürfe aus dem erſten Drittel des 13. Jahrhunderts ſich in Oxford handſchriftlich befinden. Ich erwähne dies als Beleg, daß der Name Gaon hier kein bloßer Ehrentitel, ſondern wirklicher Familienname ſei. — Ueber die hier und weiter unten vorkommenden Männer kann man Conforte, Kore hadoroth fol. 49. vergleichen.

11) Hazur tamim poalo u. ſ. w.

12) K. Moschel hair.

13) סובסי

14) Muschharah vom arab. schahar (chald. sahar) Mond.

15) Lachpor ulhaamim sabib lechomath jeruschalajim.

16) Nesarim Bretter? vielleicht nisachim?

17) Loasim, gewöhnlich Italiener, was ich nicht geradezu in den Text aufnehmen mochte.

18) Albachri.

19) Scheich al-jehud kann, nach dem arabiſchen Sprachgebrauch, auch den Oberrabbinen u. dgl. bedeuten.

20) Daß Samuel Ibn Sid ſich verſteckt hielt, muß man hieraus erſt ſchließen, der Verfaſſer nennt ihn hier zum erſten Mal. — Vgl. weiter unten.

21) Giausch, Berittener, Cavalleriſt.

22) Chachim, vielleicht Namen einer Familie (wie alchachim, z. B. im 16. Jahrh.), deren Ahn ein Arzt war.

23) Tardiula? vgl. auch bei Conforte, Kore Haddorot, Bl. 49.; vgl. Tordeſilla bei de Roſſi (Wörterbuch: Moſ. Kohen), wofür otur di silijia in der Handſchrift Michaels (Regiſter S. 342).

24) Buluk mit p.

25) Ischpriel, ein nicht unbekannter Familienname.

26) S. oben S. 54.

27) Mischneh.

28) Schihis vgl. weiter unten, wo richtiger schiris. schin vertritt häufig das ſpaniſche X.

28a) Der bekannte Verfaſſer des Buches schelah, über deſſen hier erwähntes Schickſal noch in neuerer Zeit Zweifel aufgeworfen worden, ſ. Anm. 34.

28b) Trinchi in der von ihm veranſtalteten Ausgabe der Kawanot des Iſak Loria, Venedig 1620.

29) Nahar mit ה

30) Nitkadasch leschem marges belaas maschkitah. Der Verfaſſer ſcheint das arab. misgad zu vermeiden, weil es auch hebräiſch einen Ort der Anbetung bezeichnen könnte.

31) Munijon.

32) Schangi vielleicht Schandschi zu leſen.

33) Kahwi, nach arabiſcher Orthographie.

34) Gewiß kein andrer als der oben an der Spitze der 15 Gefangenen genannt iſt. Es iſt dieß die letzte authentiſche Nachricht über dieſen Gelehrten; vgl. Catalog. S. 1387.

35) Mischneh.

36) Musialim vgl. oben Anm. 9.

37) ein bekannter Gelehrter.

38) Im naare הנוערים

39) Muchsin, wovon bekanntlich Magazin herkommt.

40) d. h. ſie ſchlugen ihre Bücher auf, und die erſte in die Augen fallende Stelle ward als vorbedeutend betrachtet. Aehnliches thun die Muhamedaner mit dem Koran.

41) Chuan, fehlt ein Jod.

42) Oben Anm. 23.

43) Siligoan d. i. me schiloach haholechim laat.

44) Sechendri, wohl aus Alexandrien, Joſef und Abraham Ischendri aus Kahira nennt Conforte a. a. O., vgl. Aſulai I. S. 14.

45) Welichtom eth maamar hamischneh ascher minnah eth achiw lesar al jeruschalajim bezieht ſich wohl auf eine Unterzeichnung der Ernennungsurkunde.

46) Alijath hamikreh.

47) Schemo keschem rabo.

48) Zabach, Conforte Bl. 49a ſchreibt Sebaach nach dem Laute.

49) כ"ה dürfte wohl ein Druckfehler ſein. Vielleicht 2500?

50) Hachasid ascher bisechuto nigmar wenischlam gesar din.

51) Mitiruzinah.

52) Kanphos, Canfos? Campos?

53) Haazah iſt wohl Druckfehler für haagah, ſ. oben Anm. 6.

Der Weinhändler und sein Kutscher.

(Charakterbild aus dem Leben des Rabbi Jecheskeel Landau.)

Mitgetheilt von L.....d P....r.

I.

Es sind so eben an hundert Jahre her, als eine große Geistesschlacht auf jüdisch religiösem Gebiete gekämpft wurde. Zwei mächtige Geister, anerkannte Heroen, vor denen Viele Haupt und Knie beugten, standen einander, jeder mit seinem Anhange, gegenüber, in unermüdlicher Ausdauer in grimmigem Kampfe. Wie immer, so hatten auch damals die Strahlen des Lichtes bei ihrem Durchbruche auf religiösem Gebiete unendliche Schwierigkeiten zu überwinden, und fast jeder Erleuchtete, der seine Ueberzeugung dem Wahne und dem herrschenden Vorurtheile nicht opfern wollte, dem die Wahrheit das heiligste, unveräußerlichste Gut war, der wurde von der vorurtheilsvollen Wahrheit verkannt, und fanden seine Ansichten in den Herzen Einiger einen fruchtbaren Boden, so war Neid und Verfolgung sein Schicksal, und nicht Wenige wurden auf diese Art Märtyrer ihrer Ueberzeugung. Eine von jenen Persönlichkeiten will ich Dir nun vorführen, lieber Leser! Es ist der berühmte Rabbi Jonatan Eibenschitz, auch ein Großer unter den Großen, ein Kämpfer für Licht und Wahrheit —; aber auch ein um seiner Vorzüge willen Beneideter, ein seiner Ehrlichkeit wegen Verfolgter. —

Weil er die Lichtfackel der Aufklärung in der Hand, die treueste Hingebung für die angestammte Religion im Herzen, das beredteste Wort auf den Lippen trug, „darum entstand Feuer in Jakob und die Flammen zischten in Israel."

Die Reihen seiner Anhänger waren bald gelichtet, und die Schaar seiner Gegner, der Anhang seiner Neider und Verfolger ward täglich größer, und das Wesen des Kampfes gestaltete sich der Art, daß es für einen besonderen Vorzug galt, ein Antijonataner zu sein.

An der Spitze derselben, welche ihren Zelotismus durch ihre Ueberzeugung zu motiviren suchten, stand ein Mann, Namens Rabbi Jakob Emden,

der durch seine scharfe Feder die Thorheiten der Zeit (worunter er zwar Vieles rechnete, das eben nichts weniger als Thorheit war) geißelte.

Um nun dem entschiedenen Einflusse des hochgelehrten und dabei mit den seltensten Eigenschaften des Gemüthes ausgestatteten Rabbi Jonatan auf den religiösen Entwickelungsgang jener Zeit einen Damm zu setzen, begann man zuerst durch allerlei kleine Neckereien seine Geduld auf die Probe zu stellen; da aber dieselben bei seinem sanften Charakter völlig fruchtlos waren, so wurde er mit seinem Anhange endlich von den Gegnern, an deren Spitze erwähnter Rabbi Jakob Emden stand, excommunicirt und zugleich das Anathema über seine Schriften ausgesprochen.

Um aber vor den Augen der Lichtfreunde diese unerhörte Ungerechtigkeit zu bemänteln, wurden allerlei Scheingründe hervorgesucht*), um diese finstere That zu rechtfertigen. Bald hatte sich der Zwist, der anfänglich blos einzelne Personen umfaßte, weit verzweigt, und die Brandfackel ward binnen Kurzem nach allen jüdischen Gemeinden Europas geschleudert, so daß man eine Gemeinde nur nach dem Standpunkte ihrer Theilnahme an dem obwaltenden Streite, ob pro oder contra, beurtheilte.

Doch wozu die bösen Geister der Vergangenheit wieder heraufbeschwören? Wozu so lange bei dem Bilde jener schrecklichen Unduldsamkeit verweilen, über die bereits ein Jahrhundert hinweggeschritten ist? Gott hat bereits gerichtet, und die Weltgeschichte hat ihr Urtheil gesprochen! Mögen die Wahrheit und ihre Anhänger nie mehr verkannt werden, mögen sie ihr Panier für immer auf Erden entfalten, und mögen sich Alle als ihre Jünger darunter scharen, und der Lüge und Finsterniß Ende kommen: dann wird der reinste Glanz des Lichtes die Erde erleuchten und Glück und Frieden in Paläste wie in Hütten bringen.

II.

So wie aber die Emdensche Partei mit Eifer die Verdächtigung des Rabbi Jonatan betrieb, und zuweilen auch nichts weniger als redliche Mittel dazu anwandte: so hatte sich auch die Partei des Rabbi Jonatan nicht still zurückgezogen, sondern focht, zwar nur mit der Feder, jedoch einen hartnäckigen Vertheidigungskampf, und die Macht der Ueberzeugung, mit welcher sie diese Vertheidigung führte, hatte bereits in den gesinnungstüchtigen Herzen vieler edler Männer tiefe Wurzeln gefaßt.

Einer derselben, ebenfalls ein treuer Kämpe für Recht und Wahrheit, der seine Uneigennützigkeit und seine unbegränzte Wahrheitsliebe bereits früher bei einer andern Gelegenheit durch muthiges und entschlossenes Benehmen bekundet hatte, war der durch seinen Scharfsinn berühmte junge Rabbiner

*) Man lese hierüber das Werkchen Thorath hakenaoth, welches auch Simson Bloch in seinem Shilo Aulam öfters anführt.

zu Jampola in Polen, Namens Jecheskeél Landau. Dieſem gelang es trotz ſeiner Jugend (er zählte damals ungefähr 30 Jahre), durch ſein imponirendes Auftreten den Streit zu ſchlichten, die gezogenen Schwerter wurden in die Scheiden geſteckt; es beruhigten ſich die Gemüther, die Parteien kamen ſich auf halbem Wege entgegen, und ſo endete eine Fehde, die für das Judenthum in Europa von den verderblichſten Folgen hätte werden können.

Dabei wurde der Mann, durch deſſen überzeugenden Einfluß der Impuls zum Schluſſe dieſes Streites gegeben, und dem Frieden eine Ehrenſäule errichtet wurde, nicht vergeſſen.

Das Prager Oberrabbinat war damals durch die Abberufung des berühmten Rabbi Jonatan Eibenſchitz zur Verweſung des Rabbinatsſprengels von Altona, Hamburg und Wandsbeck vakant.

Rabbi Jecheskeél Landau, Rabbiner zu Jampola, — der ſich außer den bereits erwähnten rühmlichen Eigenſchaften auch durch beſondere Frömmigkeit auszeichnete; er, der während ſeiner früheren Amtsthätigkeit mitten unter den Anhängern des kraſſen Chaſidismus und Obſkurantismus mit ſtrengſter Gewiſſenhaftigkeit alles Fanatiſche*) von den Heiligthümern der Religion verbannte, und ſich bei den Helldenkenden, zu welchen ſchon damals ein großer Theil der Prager Judengemeinde zählte, einen Ruf erworben hatte, — wurde für dieſe erledigte Stelle in Vorſchlag gebracht; und nach langer Debatte, bei welcher die Gegner nichts zu ſeinem Nachtheile vorzubringen wußten, als ſeine Jugend, welche aber gerade von ſeinen Verehrern als Vorzug betrachtet wurde, entſchied ſich die Majorität für ihn, und Rabbi Jecheskeél erhielt ſein Anſtellungs-Diplom.

Welche Feder vermag nun die Neugierde der durch dieſe Eigenſchaft damals berühmten Prager Juden zu ſchildern, als erwähnter Beſchluß von den Gemeinderepräſentanten auf dem jüdiſchen Rathhauſe gefaßt wurde! Das Volk ſtand in bunten Maſſen gedrängt längs der Belelesgaſſe, und erwartete mit unbeſchreiblicher Sehnſucht das Ende dieſer Sitzung, die zum größten Leidweſen ſo Vieler diesmal gar nicht enden wollte; denn in jener Zeit war eine Rabbinerwahl in Prag ein Ereigniß, das keine Seele in der Gemeinde gleichgültig ließ. Außer dem erwähnten Volke, beſtehend aus Männern, Frauen, ja ſogar Mägden mit Säuglingen auf den Armen, ſtanden am Anfange der jetzigen Hahnpaßgaſſe (damals Beth-Chajim-Gaſſe genannt) etwa fünfzig Jünglinge, die, wie es ihre gelehrten Mienen und lebhaften Geſtikulationen vermuthen ließen, dem damals in Prag ſo beliebten Bachurimſtande angehörten.

Obwohl ſie nicht darauf hingewieſen waren, ihre Studien bis zur Ankunft des erwarteten neuen Lehrers zu ſiſtiren (denn die meiſten von ihnen waren

*) Einen Brief an einen lieben geſinnungsverwandten Herzensfreund ſchloß er einſt mit folgendem Bibelvers: „Gerade ſind die Wege Gottes, die Gerechten wandeln auf ihnen, Chaſidim aber ſtraucheln.“ Er gebrauchte anſtatt des im Texte ſtehenden Wortes „die Frevler“ den Ausdruck Chaſidim, hielt dieſe beiden Ausdrücke daher für ſynonym.

Schüler des zu jener Zeit berühmten Rabbi Sarach Eidlitz): so lag ihne doch der Erfolg jener Verhandlung sehr am Herzen, theils aus Neugierd theils, weil sie die Doctrinen des jedesmaligen Rabbi in ihren Studien sic mehr oder weniger zur Richtschnur nahmen.

Diese, so wie ein anderes Häuflein starkbärtiger Männer, die in stille Zurückgezogenheit mitten auf der Rabbinergasse, wo diese in die Ufergass mündet, standen, besprachen sich eifrig über den ersten Chiluk,*) den de neue Rabbiner halten und wie er darnach am besten zu beurtheilen sein wird Plötzlich nahm ein Jubelgeschrei, das aus der Belelesgasse herübertönte, ihr Aufmerksamkeit in Anspruch. Alles lärmte und tobte durcheinander, so daß man Mühe hatte, sein eigenes Wort zu hören. Nur aus ein Paar jugendlichen Kehlen ertönte der laute Ruf: Masel Tob! Die Masse, die nun einem gordischen Knoten glich, wich dem Stocke des eben aus dem Gemeindehause tretenden Meschores, der für den Rosch hakohol Bahn machte, und jubelte neuerdings auf, als dieser mit wichtiger Amtsmiene seinem Mechuten, der eben vom Pilsener Markte zurückkehrte, das Resultat der Rabbinatswahl verkündete, nämlich, daß dieselbe auf den Jampolaer Rabbiner Rabbi Jecheskél Landau gefallen sei.

In jener Zeit, wo es nicht nur keine Lokomotive und Telegraphen gab, sondern auch die Postanstalten nicht so verläßlich wie heut' eingerichtet waren, war der Verkehr mit Personen in so weiter Entfernung, wie z. B. von Prag nach Jampola sehr erschwert, und man konnte trotz aller angewandten Vorsicht von gutem Glücke sagen, wenn Briefe gehörig an ihre Adressaten gelangten. Um daher einem solchen Unfalle vorzubeugen, wurde, nachdem die Bewilligung der hohen Behörde zur Anstellung des oftgenannten Rabbiners durch einflußreiche Protection bald erlangt war, das Rabbinatsanstellungsdiplom von den Gemeinderepräsentanten ausgestellt und durch einen eigen hiezu erwählten Morenu an den Gewählten überschickt, und dieser wurde von der Gemeinde mit vielen Segnungen und Gebeten für das Gelingen seiner Sendung entlassen.

Ohne mich lange bei der Hin- und Rückreise dieses Deputirten aufzuhalten (denn davon schweigen auch die Annalen jener Tage), versetze ich Dich, lieber Leser, gleich hinein in die Altneu-Schule am Tage der Ankunft des Erwarteten. Es war ein Dienstag (welcher Tag in der Woche nach einem etwas zu buchstäblich aufgefaßten Talmudspruche für einen Glückstag gerechnet wird); um zwei Uhr Nachmittags sollte der Einzug des Rabbi Jecheskél stattfinden. Viele fromme Männer, in der Befürchtung, der kleine Raum würde die Menge der Neugierigen nicht fassen können, und sie selbst dadurch verhindert werden, das erste beseligende Wort des großen Lehrers, dem ein so trefflicher Ruf voranging, zu hören, blieben gleich vom Schachrisgebete an daselbst. Viele Andere, ja ein großer Theil der Gemeinde (außer

*) Talmudische Disputation.

den Honoratioren) konnten ihre Neugierde nicht bezähmen, und fuhren oder gingen, je nachdem es ihre Finanzzuſtände geſtatteten, bis Biechowitz, Auwal, Böhmiſchbrod, ja ſogar bis Kollin entgegen. Endlich ſchlug die Glocke am jüdiſchen Rathhauſe die von der ganzen Gemeinde heißerſehnte Stunde, und der große Zug kam heran; in ſeiner Mitte der große Lehrer, ein junger Mann von hoher ſchlanker Statur mit überaus einnehmenden Zügen, die ihm ſogleich viele Herzen gewannen. Die Antrittsrede war ganz zeitgemäß nach damaligem Geſchmacke. In kurzen Umriſſen entwarf der biedere Seelenhirt ein gedrängtes Bild ſeines jungen Lebens und des vorgeſetzten Zieles ſeines neuen Wirkungskreiſes; und nachdem er vorher eine gelehrte Diſſertation über einen talmudiſchen Stoff hielt, bat er Gott um Beiſtand und Segen und die Gemeinde um ihre Mithilfe zur Erreichung ſeines Zweckes. — So ſchön und begeiſtert hatte man in Prag noch ſelten Jemand ſprechen gehört, und von dieſer Stunde an war das glückliche Loos des ſpäter ſo berühmt gewordenen Mannes entſchieden. Er hatte die meiſten Gemüther für ſich gewonnen; faſt Alles war ihm zugethan, der erſte Eindruck war ein ſehr günſtiger — aber leider kein dauernder.

III.

Viele meiner Leſer werden es gewiß ſonderbar, vielleicht ſogar einen Widerſpruch in der Behauptung finden, daß der günſtige erſte Eindruck des Rabbi Jechesked kein dauernder war, und daß dieſer dennoch von der erſten Stunde an ſein Glück machte. Doch das Folgende gibt die Auflöſung.

Die erſten Flitterwochen waren angenehm verſtrichen, dem neuen Rabbiner wurden nach damaliger Sitte von Seiten der Gemeindemitglieder in beſtimmter Reihenfolge die Honneurs gemacht; auch predigte er an neun nach einander folgenden Sabbathen in den neun großen Synagogen Prags, und erregte bei den Talmudiſten durch ſeine ſehr gewandte Pilpuliſtik große Senſation; er verließ ſtets den Kampfplatz als Sieger, und wenn ſeinen Erklärungen noch ſo viele Einwürfe entgegengeſtellt wurden, er wußte ſie alle zu entkräften. Aber auch ſeinen Moral-Vorträgen wurde zahlreich gehuldigt; ſowohl bei Talmudiſten als auch bei Nichttalmudiſten fand er mit ſeinen moraliſchen Prinzipien entſchiedenen Anklang.

Das hervorragende Talent des jungen Rabbi war aber einigen alten Talmudgelehrten, zu welchen erwähnter Rabbi Sarach Eidlitz [ſelbſt ein ſehr tüchtiger Gelehrter und tiefer Denker] zählte, ein Dorn im Auge. Dieſe ſtrebten daher immer irgend einen Plan zu erſinnen, wie ſich der Rabbi Blößen geben müſſe. Er wurde ſehr oft myſtificirt, aber ſtets ohne Wirkung, denn ſein heller Geiſt durchblickte alle Ränke und ließ ihn leicht dieſen Schlingen entſchlüpfen. So ſollte er zuweilen auch durch gewiſſe Wortſpiele

in Verlegenheit gesetzt werden*); aber auch diese verfehlten den Zweck; denn sein Witz war eben so scharf als sein Scharfsinn witzig war. Er war daher in allen Waffen seinen Feinden überlegen und diese mußten nolens volens stets das Feld räumen. Trotzdem verursachten ihm diese kleinen Neckereien manche trübe Stunde. Diese Gegner, zuweilen über das Unrechtmäßige ihres Verfahrens von competenten Persönlichkeiten zur Rede gestellt, erwiederten stets, daß sie noch von der vielgerühmten Weisheit des Rabbi nicht überzeugt wären, und daß sie durch diese Reibungen sich nur von dieser erstaunlich großen Weisheit zu überzeugen suchten.

„Wenn der Herr Wohlgefallen hat an den Wegen eines Mannes, so zwingt er dessen Feinde mit ihm Friede zu schließen". Auch die Feinde des Rabbi Jechesk'eél sollten bald zur Ruhe und zum Stillschweigen gebracht werden, und zwar durch einen sehr eigenthümlichen Zufall.

Eines Tages saß der Rabbi in seinem Lehnstuhle, die Stirne in Falten gezogen, und vor ihm lagen auf einem langen Tische unzählige Folianten, theils geöffnet, theils auch mit eingebogenen Blättern zugeschlagen, da wurde er plötzlich in seinem Studium gestört und seine Aufmerksamkeit von der Beschäftigung ab- und zur Thüre hingezogen, welche knarrend in den Angeln bei der ungestümen Oeffnung kreischte. Herein traten zwei Männer, welche der Oberrabbi an ihrem Kostüme sogleich als seine Landsleute (Polen) erkannte, und sie nach Brauch und Sitte mit dem gebräuchlichen Gruße: „Friede mit Euch" willkommen hieß. Nach den gewöhnlichen Fragen: Woher des Landes? Wohin die Reise? Wie weit des Weges? ꝛc. kam nun auch die Frage des Rabbi: Was ihr Begehr sei? Da aber hierauf beide zugleich in dem den Polen eigenen schnellen Jargon antworteten, mußte der Rabbi den einen der Männer zu schweigen und den andern zu reden ersuchen. Dieser begann also: „Ich heiße Josef Kohen und bin der Sohn des Simon Kohen, Weinhändlers aus Warschau. Dieser Mann hier heißt Cheim Geilis und ist bereits seit fünf Jahren bei mir als Kutscher bedienstet. Derselbe hat sich bisher, während er mich auf meinen Geschäftsreisen begleitete, stets redlich und ehrlich betragen. Diesen Rosch Chodesch aber stehe ich des Morgens auf [wir waren gerade in Oesterreich], und suche meinen Geldbeutel, welcher verschwunden war und noch verschwunden ist; in demselben befand sich aber meine ganze Baarschaft, bestehend aus tausend Dukaten. Ich rufe nun den hier stehenden

*) So erzählt die Sage aus jener Zeit: „Am ersten Sabbath nach seiner Ankunft in Prag war in seiner Behausung der Sitte der damaligen Zeit gemäß gegen Abend eine große Mahlzeit (schalausch seudaus), zu welcher die Gemeinde- und Vereinsvorstände so wie auch andere Honoratioren geladen waren. Da Rabbi Jechesk'eél, wie bereits gemeldet, ein Mann von sehr schlankem Wuchse war, konnte er nicht gut von seinem Lehnstuhle den Tisch erreichen, und mußte zu diesem Zwecke sich öfter bücken, wobei er scherzweise die Bemerkung fallen ließ: „Der Tisch sei für seine Person zu niedrig." Einer der Anwesenden suchte in diesem Scherze eine die Gemeinde beleidigende Anspielung und entgegnete rasch: „Nein Rabbi! Der Sitz ist zu hoch für Euch."

Chajim und frage denſelben, ob er nicht wiſſe, wo mein Geld ſei? Dieſer entgegnete höhniſch: Wie kommt Ihr denn mit einem Male zu ſo vielem Gelde, Ihr ſeid doch mein Fuhrmann? Habt Ihr etwa Jemand beraubt? Ich glaubte anfänglich, Cheim ſcherze, was noch nie ſtattgefunden hatte, und verwies ihm dieſe Anmaßung, aber nach mehrmaligem Hin- und Widerreden merkte ich, daß jene unſinnige Behauptung zur fixen Idee bei Cheim geworden ſei, und da er mit eben ſolcher Gewißheit, wie ich das Gegentheil, behauptet, daß ich ſein Fuhrmann und er mein Dienſtgeber ſei, ſo entſchloſſen wir uns endlich, Euch, würdiger Rabbi! deſſen Weisheit berühmt iſt von einem Ende der Welt bis zum andern, zu bitten, den Schuldigen unter uns zu ermitteln. Vorzüglich aber bitte ich, als Betrogener, mir zu meinen tauſend Dukaten zu helfen; Gott wird es Euch gewiß lohnen. Denn ich habe Weib und Kind zu Hauſe, und die verlorene Summe iſt mein ganzes Vermögen. Dieſer Verluſt würde mich und meine ganze Familie zu Bettlern machen." In dieſem Tone ſprach Joſef Kohen noch lange fort, und als er endlich zu Ende war, und der Rabbi der langen Rede kurzen Sinn reiflich überdacht hatte, gebot er dem Chajim zu reden. Dieſer aber erzählte daſſelbe, wo möglich mit noch größerem Nachdruck und höchſt mitleiderregenden Ausdrücken in der Art, daß er, Cheim, der Betrogene, und Joſef Kohen der Betrüger ſei.

Als auch dieſer mit ſeinem Vortrage zu Ende gekommen war, blätterte der weiſe Rabbi einige Minuten in den vor ihm offen liegenden Folianten; gleichſam als ſtünde darin, wer der Weinhändler und wer der Pferdelenker ſei! Dann ſchlug er plötzlich dieſelben zu, und redete zu dem Herzen der beiden vor ihm ſtehenden Männer: Es möge der Schuldige ſich bekennen, daß er nicht umkomme in ſeiner Miſſethat, ſondern ihm Verzeihung von Gott und Menſchen werde. Allein dies war tauben Ohren gepredigt — der verſtockte Böſewicht wollte durchaus nicht bekennen. Da mußte nun der kluge Rabbi auf ein recht draſtiſches Mittel ſinnen, um dem ſchlauen Betrüger den Mund zu öffnen. Wie meinſt Du wohl, lieber Leſer! daß er dies bewerkſtelligte?! Höre und ſtaune. Er lud die Beiden auf einen Tag ſpäter zu ſich ein, um zu einer beſtimmten Stunde bei ihm zu erſcheinen, gebot aber gleichzeitig ſeinem Diener, an dieſem Tage Niemandem unangemeldet in ſein Studierzimmer den Eintritt zu geſtatten.

Die feſtgeſetzte Stunde am feſtgeſetzten Tage erſchien und mit ihr die beiden Polen im Hauſe des Oberrabbi, wo ſie, während der Diener ſie anmeldete, in der Hausflur verweilten. Der Diener kam auch bald mit dem Beſcheide zurück: ſie mögen einſtweilen doch im Vorzimmer warten; denn der Rabbi könne ſie noch nicht empfangen. Geſagt, gethan. Während aber die Beiden im Vorzimmer ſich in ein Geſpräch einließen, polterte Rabbi Jecheskeél in ſeinem Studierzimmer herum, riß aber plötzlich und ganz unerwartet die Eingangsthüre auf, und ſchrie mit barſcher Stimme: „Der Kutſcher ſoll herein gehen." Dieſer, welcher kein anderer als Chajim war, den dieſe Liſt ganz unvorbereitet fand, da er gewöhnlich blos unter dieſem Namen

gerufen wurde, ging in die Falle, und lief sogleich, dem Aufrufe folgend, ins Zimmer. Hier wurde er von dem halb ob der Verstocktheit des Böse-wichtes erzürnten, und halb ob des Gelingens seines Planes erfreuten Rabbi mit einer donnernden Strafpredigt empfangen, wobei es auch an Flüchen nicht mangelte, weniger für die jetzige Bereitwilligkeit, mit welcher er dem Rufe des Rabbi folgte, als für das frühere hartnäckige Läugnen. Bald gestand auch Cheim, da seine Schuld nicht mehr zu läugnen war, reuevoll und unter Thränen dieselbe, und erstattete auch sogleich die entwendeten tausend Dukaten zurück.

Die Kunde dieser gelungenen List hatte sich bald in der ganzen prager Judenschaft verbreitet, und es war ordentlich ein Gedränge in den Gassen, um die beiden ohne ihr Verdienst berühmt gewordenen Polen zu sehen. Den besten Einfluß aber übte diese Begebenheit auf die Gegner des Oberrabbi, welche nach solch einem Beweise von Weisheit und kluger Umsicht die Waffen beseitigten und nun erst seine besten Freunde wurden.

Allein nicht nur Prag, sondern ganz Böhmen jubelte bei Verbreitung der Kunde dieses kleinen Geniestreiches, welcher die Wahrheit so schnell zu Tage förderte, und wo zu jener Zeit in einer Judengemeinde ein kleines Häuflein sich zusammenfand, ward von nichts Anderem gesprochen, als von Rabbi Chaskele Jampolis (denn unter diesem Namen war er vorzüglich bekannt, weil ihn die Polen häufig so zu nennen beliebten) und von seinem Begegnisse mit den beiden Polen. So klein und unansehnlich dies Ereigniß an und für sich war, so sehr wurde eben dadurch der Ruf seiner vorzüglichen Weisheit für alle Zeiten begründet, von welcher er natürlich während seiner vierzigjährigen Amtsthätigkeit in Prag sehr zahlreiche Beweise lieferte. Noch heute hört man alte Leute in Prag, die erwähnten Oberrabbi persönlich kannten, öfter sagen: „Der Zadik war ein Nizuz von Schlaumau hamelech.“ *)

Seit jener Zeit lebte Rabbi Jecheskeél unangefochten in vollem Frieden in seiner Gemeinde, und seine später erschienenen Werke: **Noda bijhuda, Zlach** u. s. w. errichteten ihm im Herzen aller tüchtigen Talmudgelehrten weit hinaus über die Gränzen des österreichischen Kaiserstaates ein ewig unzerstörbares Monument.

Friede seiner Asche!

Unter seinen Nachkommen gab es viele ausgezeichnete Männer, und noch nicht lange her ist es, als wir an dem Sarge seines Enkels, des vorzüglich um die Prager Judenschaft sich verdient gemachten berühmten Gelehrten M. J. Landau, Stadtrath zu Prag, weinten.

Die irdische Hülle ist geschieden. Möge sein Geist fortleben in uns für alle Zeiten!

*) Der Fromme war ein Funke von Salomons Weisheit.

Der Lieferant.

Novellette.

Aus den Ereigniſſen des Jahres 1848

von L. Herwert.

In einem Zimmer des Hôtels zum „weißen Roß“ in Wien ſehen wir ungefähr gegen vier Uhr in der Frühe einen jungen Menſchen, nachdenklich in halb ſitzender, halb liegender Situation auf einem Sopha. Vor wenigen Stunden war er auf der Eiſenbahn aus Ungarn angekommen, und er befindet ſich noch in ſeinem Reiſeanzuge. Das zu ſeiner Aufnahme beſtimmte Bett iſt von ihm unberührt geblieben. Seine Seele ſcheint von Gedanken wach gehalten zu werden, die keinen Schlaf zulaſſen. Plötzlich ſpringt er von ſeinem Sitze auf, ſchlägt die geballte Hand vor die Stirn und ruft im kläglichen Tone: „Was hab' ich gethan, ich Unglückſeliger!“ Nachdem er einige Mal im Zimmer auf- und abgerannt, bleibt er ſtehen, ringt die Hände und fährt im Selbſtgeſpräche fort: „Die einzige Gelegenheit, welche mir die Mittel bot mich an das Ziel meiner heißeſten Wünſche zu bringen, warum floh ich ſie? Warum habe ich mir ſelbſt den Weg verrammelt? ... . Doch was ſage ich? verrammelt? kann ich denn nicht umkehren? — kann ich denn nicht noch ...?“ Er endigt den Satz nicht und nach wenigen Augenblicken iſt er in der Vorhalle, ſein heftiges Zerren an dem Glockenzuge führt alsbald den Kellner herbei.

„Wann geht das Dampfboot nach Peſth?“ fragte er dieſen. „Mit dem Schlage ſechs Uhr,“ war die Antwort. „Schicken Sie mir den Hausknecht, damit er mir ſogleich meinen Koffer an den Abfahrtsort bringe.“

Da wir dieſen jungen Mann nach wenigen Stunden auf einem Dampfſchiffe ſehen, das ſeinen raſchen Lauf nach der großen Ungarſtadt verfolgt, wollen wir die Zeit benutzen, dem geehrten Leſer eine nähere Auskunft über ihn zu geben.

Sebastian — das ist der Name des jungen Mannes — ist der Sohn armer jüdischer Eltern aus P..s in Ungarn. Seine Neigung zum Studium weltlicher Wissenschaften ließ ihn schon in seinem frühern Jugendleben manche Entbehrung willig ertragen, und lehrte ihn manches Hinderniß muthig und beharrlich bei Seite schaffen. Nach zurückgelegtem Gymnasial-Unterricht ging er nach Pesth, wo er die medizinischen Studien mit ungeschwächtem Eifer verfolgte, und nach mehrjährigen schweren Kämpfen gelangte er endlich an die letzte Pforte, zu welcher ihm aber der Schlüssel fehlte: er hatte kein Geld, um das Rigorosum zu machen.

An einem Markttage begegnete er zufällig Herrn Heller, einem wohlhabenden Tuchhändler aus seiner Heimath, dem er sein schweres Leid klagte. „Ich will dir, lieber Sebastian, einen freundschaftlichen Rath geben," sagte Herr Heller. „Ich habe daheim zwei hoffnungsvolle Knaben, für die ich einen Hauslehrer suche, und ich bin bereit dir ihre Erziehung zu übertragen. Nebst Quartier, Kost und sonst noch manchen Vortheilen erhältst du fünfhundert Gulden jährlich; somit bist du nach zwei Jahren in der angenehmen Lage, dir das erwünschte Diplom zu verschaffen." Sebastian fand in seiner gegenwärtigen Lage den Vorschlag seines Landsmannes annehmbar, er schlug ein, wiewohl es ihm schmerzlich fiel, das so glänzend geträumte Ziel wieder auf zwei lange Jahre hinausgerückt zu sehen.

In dem Hause des Herrn Heller traf ihn aber das sehr menschliche Unglück, den seltenen Reizen Johannens, der ältesten Tochter vom Hause, nicht widerstehen zu können. Leider ging es Johannen in Bezug auf den liebenswürdigen Hauslehrer nicht besser, und wenige Monate reichten hin zu einem Einverständnisse zwischen den jungen Leuten. Obschon sie sich innerhalb der Grenzen strenger Sittlichkeit bewegten, entgingen ihre Vertraulichkeiten doch dem Scharfblicke des Hausherrn nicht; und da dieser seine Tochter für seinen schönsten Tuchballen hielt, den er nur um den höchsten Preis an den Mann zu bringen entschlossen war, erschien ihm Sebastian als ein viel zu armseliger Käufer. Er ließ diesen eines Tages zu sich bescheiden, und redete ihn also an: „Mein Freund! indem ich dich in meinem Hause aufnahm, vertraute ich dir meine Knaben an, und behielt mir es stillschweigend vor, für meine Tochter selber zu sorgen. Da ich aber zu meinem Leidwesen bemerke, daß du meine väterliche Sorgfalt mit mir zu theilen dich berufen glaubst, erachte ich es als meine Pflicht, etwaigen schlimmen Folgen bei Zeiten vorzubeugen. Seit sechs Monaten bist du in meinem Hause, hier sind zweihundertundfünfzig Gulden als dein entfallender Lohn, und binnen drei Tagen kannst du wieder nach Pesth, oder wohin es dir sonst beliebt, reisen.

Während dieser niederdonnernden Ansprache fühlte sich Sebastian wie von einem Blitzstrahl gelähmt, und erst nachdem bereits Herr Heller das Zimmer verlassen hatte, versuchte er einige Worte herzustottern. Was konnte er unter den obwaltenden Umständen thun? Es blieb ihm nichts übrig, als

ſein Bündel zu ſchnüren, und er that es auch. Er war jedoch vorſichtig genug, das Haus erſt nach einer heimlich gepflogenen Unterredung mit dem Gegenſtande ſeiner Herzensflamme zu verlaſſen. Das Reſultat dieſer Zuſammenkunft war ein gegenſeitiger Schwur ewiger, unverbrüchlicher Treue.

Der eben erzählte Vorgang ereignete ſich im Monat Auguſt des Jahres 1848, als das Ungarland eben in vollem Aufruhr war.

Die übel berathenen Magyaren ſchaarten ſich rebelliſch zuſammen, und bereiteten ſich auf einen blutigen Kampf vor. Auch zu P..s bildete ſich ein ziemlich zahlreicher Trupp von ſogenannten „Honweds“ und man trug unſerm Sebaſtian eine Lieutenants-Charge an, die er aber ausſchlug. „Ich ſoll, ſprach er, mein Blut verſpritzen für einen Boden, der mich nicht als einheimiſch erkennen will? Ich ſoll ausziehen gegen den rechtmäßigen Monarchen an der Seite von Jenen, die mich niemals als Bruder betrachteten, und mich aller Gleichheitsrechte naturwidrig beraubten? Wollen die Ungarn etwa für die Freiheit kämpfen? Wo iſt eine Nation freier und ungebundener als die Ungarn? Nein, für die Unterjochung Anderer wollen ſie ſtreiten; und wehe den armen Iſraeliten, wenn die Ungarn aus dem nächſten blutigen Kampf als Sieger hervorgehen! Wehe alsdann uns, wiewohl man uns heute ſo brüderlich und ſo vielverheißend die Hand reicht!“

Es iſt leicht zu begreifen, daß Sebaſtian zu jener aufgeregten Zeit mit ſolchen Geſinnungen nicht lange unter dem fanatiſch wüthenden Volkshaufen ſich lebensſicher fühlte. Nur wunderähnlichen Zufällen verdankte er einige Mal ſeine Lebensrettung, und endlich ſah er ſich genöthigt in dunkler Nacht zu entfliehen. Ohne einen beſtimmten Plan für die nächſte Zukunft, war es ihm vor der Hand nur darum zu thun, den raſenden Magyarromanen auszuweichen. Er floh nach Wien.

Kaum aber hier angelangt, fiel die Frage mit Bleiesſchwere auf ſein Herz: was nun anfangen? Was ſollte er an einem fremden Orte, ohne Freunde, ſelbſt ohne Bekannte und ohne Baarſchaft unternehmen, um ehrlich das Leben zu friſten? Während dieſer, gewiß nicht ermuthigenden, Reflexionen ergriff ihn noch ein anderer drückender Zweifel, der nämlich: ob er überhaupt recht gehandelt habe zu entfliehen? „Kann mich ja doch — dachte er — nur das Kriegsglück meiner Johanna, in den Augen ihres Vaters, ebenbürtig machen! Hätte ich die mir angebotene Charge angenommen! ich wäre gewiß dabei nicht ſtehen geblieben, und — ich hätte ja nicht für die Ungarn, ſondern für meine Johanna gekämpft!“ Nicht ſobald fuhren ihm dieſe Gedanken durch den Kopf, als er auch den Entſchluß faßte, nach Ungarn zurückzukehren, um — ſich einreihen zu laſſen. Wir haben im Eingange dieſer Erzählung geſehen, daß er ſeinen Entſchluß auch raſch ausführte.

In ſeiner hoffnungsvollen Freudigkeit vergaß er es wohl zu bedenken, daß bis zu dem in Ausſicht ſtehenden Avancement auch die kaiſerliche Armee ein Wörtchen werde mitzureden haben; er war jedoch durchaus kein Politiker: „Johanna“ war ſein Loſungswort, und hätte man ihm dieſe gegeben, ſo

würde er recht gern die Aufständischen mit Stumpf und Stiel haben ausrotten lassen. —

Einige Monate später finden wir Sebastian als Honwed-Lieutenant in einem Dorfe in der Nähe von Komorn.

„Herr Lieutenant," referirte ein Feldwebel, „wir haben auf unserm Streifzuge einen guten Fang gemacht. Ein verrätherischer Lieferant, der zwei mit Tuch beladene Wagen in das feindliche Lager zu führen im Begriffe war, wurde von uns aufgefangen und sammt der Waare hierher gebracht. Bei unserm Anblicke wollte er entfliehen, wurde jedoch von uns ereilt."

— „Was wollen wir hier mit ihm machen? ich werde ihn nach Komorn transportiren lassen."

— „Nehmen Sie, Herr Lieutenant, vorerst ein Verhör mit dem Kerl vor; vielleicht ist es ein Spion, und wir könnten Dinge von ihm erfahren, die uns Vortheil und Nutzen bringen dürften."

— „Gut, bringen Sie ihn herein!"

Der Feldwebel entfernte sich, und kam bald mit dem gefangenen Lieferanten zurück. Es war dieses niemand anders als — Herr Heller aus P..s.

Von den eigenthümlichen Empfindungen, welche die zwei nun einander gegenüberstehenden Individuen ergriffen, da sie einander im ersten Augenblicke erkannten, läßt sich kaum eine Beschreibung geben. Wir wollen also die Vorstellung davon dem Leser überlassen. Doch waren sie bei Sebastian von minder betäubender Natur, und sonach stellte sich bei ihm auch zuerst wieder die nöthige Fassung ein.

„Wer sind Sie? und wie heißen Sie?" fragte er in rauhem Tone.

Der arme Gefangene, der sich seit einer Stunde mit dem Gedanken an des Seilers Erzeugniß vertraut machte, fühlte durch diese barsche Ansprache den Strick sich fest zuschnüren, konnte also kein Wort der Erwiederung hervorbringen, und sah nur stier und glotzend den Frager an.

„Wollen Sie antworten?" herrschte ihn Sebastian an. Ein unartikulirter Ton, der ungefähr wie ein „Ja!" lauten sollte, wälzte sich schwerfällig über die gelähmte Zunge.

„Wer sind Sie, und wie heißen Sie?" wiederholte der Lieutenant. — Keine Antwort erfolgte.

„Herr Lieutenant," nahm der Feldwebel das Wort, „ich denke, zwölf Pillen a posteriori werden dem Hallunken die verdammte Zunge lösen."

Daß der freundliche Feldwebel eine psychologisch richtige Bemerkung gemacht haben müsse, läßt sich daraus schließen, daß schon die bloße Vorstellung von dem angedrohten Mittel nicht ohne Wirkung blieb. Mit bebender Stimme zwar, jedoch verständlich genug, stotterte der Examinirte: „Ich bin Kaufmann aus P..s, und heiße Abraham Heller."

„Geben Sie mir Ihre Papiere!" gebot der Lieutenant. Zitternd holte der Inquisit eine Brieftasche aus einer Seitentasche seines Rockes; sein

Peiniger riß ſie ihm aus der Hand, und nahm die darin befindlichen Papiere heraus. Während er dieſe Schriften vor ſich auf den Tiſch niederlegte, wendete er ſich zu dem Feldwebel mit den Worten: „Unterſuchen Sie die Tuchballen auf den Wagen ganz genau und ſtrenge, ob ſich nicht ſonſt verdächtige Gegenſtände unter denſelben befinden.“ — Der alſo Beauftragte entfernte ſich, und der Tuchhändler befand ſich mit ſeinem ehemaligen Hauslehrer allein.

„Sie liefern der ungariſchen Armee, nicht wahr?“ fragte Sebaſtian in einem bedeutend gelindern Tone, indem er die eben empfangenen Papiere ungeleſen zu ſich in eine Seitentaſche ſteckte.

Wie ein elektriſcher Schlag traf nun den Gefragten der Gedanke: ſein vermeintlicher Todtfeind vor ihm wolle ihn nicht verderben, und mit der zitternden Hand über die ſchweißtriefende Stirn fahrend, ſtotterte er ein: „Ach ja!“ hervor.

„Wenn Sie alſo unſeren Freunden liefern,“ fuhr Sebaſtian fort, „warum ſuchten Sie zu entfliehen, als Sie der befreundeten Militärs anſichtig wurden?“

Herr Heller wiſchte noch immer, konnte aber den ſtets zunehmenden Schweißtropfen nicht ſteuern, und blieb die Antwort ſchuldig.

— „Glaubten Sie in Ihrer Angſt vielleicht, Sie würden von den Kaiſerlichen verfolgt, und wollten in Ihrer Unbekanntſchaft mit dem Terrain, zu den Ungarn fliehen?“

— „Ach ja!“

— „Die Furcht hat Sie geblendet, ſo wie Sie noch jetzt nicht aufhören zu zittern, obſchon Sie wohl wiſſen, daß Sie ſich unter Freunden befinden. Gehen Sie in Gottes Namen nach Komorn und liefern Sie dort die Tücher ab. Ich werde Ihnen zwei Mann als Begleiter mitgeben, und einen Brief an den Hauptmann D..., der die Waare übernehmen und die Bezahlung veranlaſſen wird. Machen Sie ſich dann ſogleich auf den Weg nach Ihrer Heimath, und laſſen Sie das halsbrecheriſche Liefern. Nicht einmal den Ungarn liefern Sie; Sie könnten wirklich den Kaiſerlichen in die Hände fallen, und es wäre um Sie geſchehen.“

Nach dieſer wohlmeinenden Zuſprache ſetzte er ſich nieder und ſchrieb den verheißenen Brief an den Hauptmann D..., verſah ihn mit Unterſchrift und Siegel, und übergab ihn dem ehemaligen Prinzipale, der ſich vor Freude kaum zu halten vermochte; denn er fühlte den Strick um ſeinen Hals ſich löſen, und das zu einem neuen Leben erweckende ſüße „Pardon!“ durchzitterte wonnig alle ſeine Nerven. Eben begann er eine improviſirte Dankrede, als der Feldwebel erſchien mit dem Berichte, Nichts Verdacht erregendes gefunden zu haben.

„Das finde ich ganz natürlich, verſetzte der Lieutenant; denn die Tücher waren für die Unſrigen nach Komorn beſtimmt, wie mich die Dokumente deutlich belehren; allein dieſer furchtſame Haſenfuß floh vor ſeinen eigenen

Freunden, da er sie irriger Weise für Oesterreicher hielt.“ Ohne dem überraschten Feldwebel Zeit zu gönnen, irgend einen Zweifel auszusprechen, wendete er sich an Herrn Heller. „Wissen Sie aber,“ sprach er, „daß dieser wackere Feldwebel sich um Sie sehr verdient machte, und daß Sie ihm zu großem Danke verpflichtet sind? Hätte er Sie nicht aufgefangen, dann wären Sie wirklich in die Gewalt der Oesterreicher gerathen, und es wäre Ihnen sicherlich sehr übel ergangen.“

„Allerdings, Herr Lieutenant!“ sprach hierauf Herr Heller, der nunmehr seine ganze Fassung wieder gewonnen hatte. Er zog seine Börse hervor, beschenkte den Feldwebel mit zwei Dukaten, und übergab ihm einige Zwanziger für die Mannschaft, die bei seiner Gefangennehmung thätig gewesen war, indem er noch einige Worte des Dankes hinzufügte. Jedenfalls waren die zwei Dukaten ein wirksames Mittel, die bedenklich aufsteigenden Zweifel in der Brust des tapfern Magyaren niederzuschlagen.

Nach Verlauf von zwei Stunden saß Herr Heller auf einem seiner zwei bepackten Wagen, welche ihre Richtung nach Komorn nahmen. Zwei bewaffnete Honweds folgten.

* * *

„Halt!“ donnerte es aus drei kräftigen Kehlen zugleich, welche drei heransprengenden Küraſſieren gehörten, dem Fuhrmann entgegen. Die beiden Honweds waren kaum der drohenden Gefahr gewahr, als sie die Waffen von sich werfend ihr Heil in der Flucht suchten; allein nur Einem von ihnen gelang es, unter dem Schutze des nahen Waldes und des Abenddunkels zu entkommen; der Andere sank, von einem Pistolenschusse wohlgetroffen, entseelt zu Boden.

Die Wagen folgten dem mächtigen Gebote, und blieben stehen.

„Wohin des Weges?“ wurde nun Herr Heller gefragt. Dieser, nunmehr in der frohen Hoffnung, unter dem Schutze der Kaiserlichen vollkommen frei zu sein, begann sein gehabtes Abenteuer zu erzählen. — „Davon verstehen wir nichts,“ unterbrach ihn Einer der Küraſſiere, „Rechtsum, Marsch!“

Die beladenen Wagen wurden auf eine andere Fährte gebracht, und nach Mitternacht langten sie in einem Dorfe an, worin sich kaiserliche Kavallerie befand. Herrn Heller wurden Fesseln angelegt, und trotz seiner Protestation wurde er in ein Zimmer des Kastells gesperrt.

Am nächsten Morgen nahm der stationirende Rittmeister mit dem Gefangenen ein Verhör vor. Bei seiner Durchsuchung hatte man Sebastians Brief gefunden, und dieser war keineswegs geeignet, den Unglücklichen einem kaiserlichen Offizier zu empfehlen; die Erzählung von der zweifachen Gefangennehmung erschien ebenfalls sehr zweifelhaft, wiewohl sie von dem Verdächtigen der Wahrheit getreu mitgetheilt wurde, so daß der Rittmeister ihn

nach einem halbstündigen Examen mit den nicht sehr beruhigenden Worten wieder in den Kerker zurückführen ließ: „Ihr Mährchen wird Sie schwerlich vom Galgen retten.“ Am nächstfolgenden Tage wurde der beklagenswerthe Heller unter schwerer Bedeckung nach R.. geführt, um dort vor das Kriegsgericht gestellt zu werden. — Die große Anzahl von Schuldigen und Verdächtigen, welche zu jener grauenhaften Zeit die Gefängnisse füllte, besonders an Orten, wo Kriegsgerichte eingesetzt waren, machte, daß unser Deliquent erst nach mehreren Wochen zu einem ordentlichen Verhöre konnte vorgenommen werden; und als dieses endlich geschah, wurde er — zum Tode durch den Strang verurtheilt.

Meine Leser, die mit mir von der vollkommenen Unschuld des Verdammten überzeugt sind, mögen sich keineswegs über dieses harte Urtheil wundern; sie wollen vielmehr bedenken, daß alle Umstände gegen den Unglücklichen waren, daß seine Erzählung wirklich mährchenhaft und also unglaublich klang; sie mögen ferner erwägen, daß sich das Gericht auf einem blutgedüngten Boden befand, wo ringsumher die Fahne des Aufruhrs ausgesteckt war; und daß endlich unleugbar die Insurrektion viel schneller und minder blutig hätte unterdrückt werden können, wenn sie nicht von so vielen Verblendeten durch Lieferungen aller Art unterstützt worden wäre.

Zum Glücke noch für den unglücklichen Heller bekam der Kommandant in dem Augenblicke, da ihm das Verdammungsurtheil zur Bestätigung unterbreitet wurde, den hocherfreulichen Bericht von dem Waffenstrecken Görgey's bei Világos. Die Revolution war als beendigt zu betrachten, und in seiner Freude darüber fühlte er sich bewogen, die verhängte Todesstrafe in eine lebenslängliche Haft zu verwandeln.

* * *

Der Vorgang bei Világos verfehlte natürlicher Weise auch die erhoffte Wirkung nicht. Das Waffenstrecken von dreißigtausend Aufständischen lähmte die Insurrektion nach allen Seiten. Auch die Festung Komorn ergab sich, und die kaiserliche Gnade amnestirte die Besatzung. Unter den Amnestirten befand sich auch Sebastian, der sich nun nach P..s, seinem heimathlichen Orte begab.

Ach, in welch einem bejammernswerthen Zustande traf er hier die Familie seines ehemaligen Prinzipales! Der Judengemeinde zu P..s wurde wegen der vermeintlichen Verrätherei des Herrn Heller, als ihres Commune-Mitgliedes, eine Strafe von vierzigtausend Gulden auferlegt. Ganz natürlich, daß man zu allererst nach der Habe des verrätherischen Urhebers griff, wodurch dessen Familie in die äußerste Dürftigkeit gerieth. Johanna arbeitete Tag und Nacht, um das Haus zu erhalten, was ihr aber nur kärglich gelang. Diese ungewohnte Anstrengung, verbunden mit dem tiefen Grame über das harte Schicksal ihres unglücklichen Vaters, hatte ihre sonst

roſigen Wangen gebleicht; ihre ſchönen blauen Augen, ſonſt die Wahrzeichen ihres heitern Gemüthes, waren jetzt matt und geröthet. Unter dieſen Umſtänden war das erſte Wiederſehen der Liebenden kein freudenvolles; ihre Thränen galten nicht der frohen Hoffnung einer baldigen Vereinigung; ihre Zukunft lag grau und düſter vor ihren Augen.

Um der Geliebten wenigſtens einige Erleichterung zu verſchaffen, bewarb ſich Sebaſtian eifrig um den Stundenunterricht, wiewohl dieſer hier eben nicht glänzend honorirt wurde; er ſuchte ſogar und fand als Abſchreiber Beſchäftigung für die Nacht, lebte für ſeine Perſon ſehr eingezogen, ja nothdürftig, um nur die herabgekommene Familie unterſtützen zu können. Es waren ja dieſe die einzigen freudigen Momente für ihn, wenn er zu Ende des Monates der Heißgeliebten den zurückgelegten Schatz übergab, und in ihrem warmen Kuß den belohnendſten Dank fand. All ihr Zureden und Bitten, doch auch für ſich etwas zurückzubehalten, und ſich auch einmal „einen guten Tag anzuthun," war da umſonſt: der beſte Tag, betheuerte er, ſei für ihn derjenige, an dem er ſie minder angeſtrengt wiſſe. Das Traurigſte für ihn war die Ausſichtsloſigkeit auf ein heiteres Ende ſeines trübſeligen und mühevollen Zuſtandes, und einſchließlich die Hoffnungsloſigkeit, jemals zu dem vollen Beſitz der theuren Johanna zu gelangen; denn, im Falle er auch einen großmüthigen Wohlthäter fände, der ihm verhülfe die Doktorwürde zu erlangen — er träumte wohl bisweilen von einem ſo großmüthigen Wohlthäter — und käme er auch dadurch in die angenehme Lage einer Haushaltung anſtändig vorzuſtehen, ſo kannte er doch auch die zu ehrende kindliche Pietät ſeiner Johanna zu ſehr; er wußte nur zu gut, daß ſie ſich um keinen Preis entſchließen würde, ihr Glück in einem ehelichen Bündniſſe zu ſuchen, ſo lange ihr unglücklicher Vater in Ketten ſchmachtete.

* * *

Sechs jahreähnliche Monate dauerte dieſer des Mitleids würdige Zuſtand, da hatte der Herr Erbarmen, und rief ein beglückendes „Genug!"

Eines Morgens kam Sebaſtian ungewöhnlich aufgeregt und blaß zu Johannen, bat ſie, nicht zu erſchrecken darüber, daß er ſo eilig und unvorbereitet auf acht Tage verreiſen müſſe; und beſchwor ſie, nicht in ihn zu dringen, da er vor der Hand genöthigt ſei, aus der Veranlaſſung zu ſeiner Entfernung ein Geheimniß zu machen. Zugleich betheuerte er, ſie habe keine Urſache deswegen irgend einer Beſorgniß in ſich Raum zu geben. All ſein Bitten und Betheuern vermochte wohl, daß ſich das arme Mädchen endlich beruhigt ſtellte; innerlich aber war ſie es nicht; ihr beklommenes Herz ließ es nicht zu.

Wenn aber Sebaſtian Urſache hatte gegen Johanna geheimnißvoll zu ſein, um ihre Seele nicht mit Hoffnungen zu füllen, deren Verwirklichung

noch in so dunkler Aussicht standen: so haben wir keinen Grund, dem geneigten Leser den Thatbestand vorzuenthalten.

In der verflossenen Nacht, da Sebastian eben keine andere Beschäftigung hatte, fiel es ihm ein, seine Schriften zu sichten, und diejenigen, welche eine verdächtigende Deutung zuließen, dem Feuertode zu übergeben. Da kamen ihm die von weiland Lieutenant dem Herrn Heller abgenommenen Schriften in die Hand. Mit ahnender Gier durchlas er sie, und fand den Inhalt vollkommen geeignet, die Unschuld des Verurtheilten zu beweisen. Sogleich beschloß er in der Sache Alles zu thun, was in seiner Macht stünde, und es schmerzte ihn nur tief in seiner Seele, so lange unthätig gewesen zu sein, während er allein im Besitz von Dokumenten war, die im Stande wären, für die Unschuld des Vaters seiner Angebteten zu sprechen.

Er reiste nach R.., wo er sich bei dem Kommandanten eine Audienz verschaffte.

„Ew. Excellenz!" redete er diesen an, „ich komme, um mich selbst als Austausch für einen Unglücklichen anzubieten, der trotz seiner völligen Schuldlosigkeit von dem hiesigen hohen k. k. Kriegsgerichte zu harter Strafe verdammt wurde, blos weil er die Wahrheit seiner Aussagen nicht zu beweisen vermochte. Wenn aber in dem fraglichen Falle irgend Jemand eine Schuld zu sühnen hat, so ist es kein Anderer, als ich selbst."

Als von ihm eine nähere Aufklärung verlangt wurde, erzählte er mit der glaubwürdigsten Treuherzigkeit den Vorgang von der ersten Gefangennehmung des Herrn Heller, und wie er kein anderes Mittel hatte, denselben zu retten, als indem er ihm die Dokumente, die er hier präsentire, entzog, und ihn anstatt derselben mit einem Briefe an einen Hauptmann D.. in Komorn versah. —

Die augenscheinliche Theilnahme, mit welcher der leutselige General seine Erzählung anhörte, erweckte seinen Muth, und er gab nun eine eben so getreue und rührende Schilderung von dem jammervollen Zustande, in dem sich eine redliche Familie seit so vielen Monaten befindet, blos weil das Oberhaupt im treuen Dienste für die kaiserliche Armee das Unglück gehabt hatte, in die Gewalt der Insurgenten zu gerathen.

Als er schwieg, sagte der wackere Kommandant mit sichtbarer Rührung: „Bleiben Sie, mein Freund, bis auf meine weitere Ordre hier; und nehmen Sie die Versicherung, daß ich mich der Sache auf das Thätigste annehmen werde. Wir haben leider! so viele wirklich Schuldige zu verurtheilen, und müssen Gott danken, wenn wir unter den Angeklagten solche finden, die sich rein zu machen vermögen." — Schon am darauf folgenden Tage wurde Sebastian vorgeladen, und von einer zu diesem Behufe niedergesetzten Kommission vernommen; und nach acht Tagen ließ ihn der edle Kommandant zu sich bescheiden, und gab ihm den Auftrag, nach der Heimath zu reisen, und der trauernden Familie die Befreiung ihres Hauptes anzukündigen. Es ist leicht zu errathen, daß der überglückliche junge Mann mit Hast seine

Rückreise betrieb. Und als er dort angelangt, seine Botschaft überbrachte; als der Freudenruf durch die Räume des Hauses erscholl; als die beiden Knaben, wonneberauscht nach einem Tehilin*) griffen, um Danhpsalmen anzustimmen; als Johanna dem Wonnebringer um den Hals fiel und „Unser Engel!“ schluchzte; und als auch die Hausfrau unter einem Strom von Thränen nicht aufhören wollte auszurufen: „Gott! mein Gott! laß' mich's nur erleben!“ . . . . . Soll ich, freundlicher Leser, zu beschreiben versuchen, was bei all Dem in der Seele Sebastians vorging? . . . . ich schweige!

Das erste Anzeichen von der Verwirklichung dessen, was der wackere Kommandant verheißen, bestand darin, daß der Gemeinde von Seiten der Ortsbehörde die Anzeige gemacht wurde: es werde ihr die bereits eingezahlte Straf-Kontribution von vierzigtausend Gulden wieder zurückerstattet werden. Bald auch kam ein eigenhändiges Schreiben von Herrn Heller selbst. Er war bereits frei; da er jedoch den bedeutenden Betrag für seine ihm abgenommene Waare reklamirte, ihm auch die Bezahlung zugesichert worden war, wollte er vor seiner Heimkehr dieses für ihn und seine Familie so wichtige Geschäft gänzlich in Ordnung bringen.

Eine freudige Bewegung erfüllte auch die ganze Gemeinde zu P...., der mit der Rückerstattung der mühsam aufgebrachten Summe zugleich eine Ehrenerklärung gegeben war. Der Obmann des Kultus-Vorstandes ließ Sebastian zu sich rufen, und redete ihn also an: „Die ganze hiesige Gemeinde ist Dir, lieber Sebastian, zu großem Dank verpflichtet, und sie will sich desselben mit Vergnügen entledigen. Reise daher alsogleich nach Pesth und verschaffe Dir Dein ärztliches Diplom; Du bist alsdann mit einem fixen jährlichen Gehalte von achthundert Gulden als Armenarzt angestellt. Hier sind überdies tausend Gulden zu Deiner Verfügung, die Du später in beliebigen Raten abzahlen kannst.“

Gern hätte Sebastian die Rückkehr des Herrn Heller abgewartet; man drang jedoch auf die Beschleunigung seiner Abreise. Er mußte nachgeben.

Acht Monate später sehen wir Sebastian als Doktor zu P... fungiren, und in seinem Hause waltet die überselige Johanna als Frau Doktorin.

---

*) Lobllieder Davids.

Der Traum.

(Nach einer Erzählung des ehrw. Herrn Rabbiners J. W. zu Nikolsburg.)

Mitgetheilt von L——d P——r.

I.

Es war an einem schönen Junimorgen des Jahres 1829 ungefähr um 3 Uhr. Der israelitische Wächter der Judengasse zu Nikolsburg in Mähren hatte seiner Pflicht gemäß eben durch ein schönes gemüthliches Lied in herrlicher Melodie den Tagesanbruch besungen, und kehrte in seine Wächterhütte zurück, nicht um der sehr benöthigten Ruhe zu pflegen, sondern um seine Feiertagslivrée, bestehend aus einem tuchenen braunen Fracke und Beinkleidern, eingefaßt mit hellrothen Streifen, nebst einem Chevalierhute, anzulegen. Als er dies kleine Geschäft beendet hatte, pochte er an mehrere Fenster, um die Bewohner dieser Häuser aus ihrem sanften Schlafe zu wecken. Zu jener Zeit war nämlich Nikolsburg eine sehr wohlhabende gewerbreiche Stadt; denn sie bildete zwischen Brünn und Wien die Hauptstation, da es damals noch keine Eisenbahn auf österreichischem Gebiete gab. Vorzüglich begütert waren aber die Bewohner der Judengasse zu Nikolsburg, deren Handel durch die treffliche Lage ihres Wohnortes zwischen beiden Hauptstädten sich einer segensreichen Blüthe erfreute. Der Wächter der Gemeinde bekam daher oft von manchen Gemeindegliedern den Auftrag, dieselben zu einer gewissen Nachtstunde zu wecken, in welcher die damals bestandenen zahlreichen Messagerien und Postfuhren von dort nach allen Seiten hin abgingen. So war es auch an dem eben beschriebenen Morgen der Fall. Während der kleinen Wanderung des Wächters zu den verschiedenen Häuserpforten und Fenstern des Ghettos, hielt er plötzlich still; denn er sah eine unter der Wucht ihrer Last gekrümmte Gestalt auf sich zukommen, in welcher er bei der Annäherung sogleich Reb Mosche Schliferls, einen alten Dorfgeher erkannte, welcher so eben aus Oesterreich heimkam, und es entspann sich folgendes Gespräch zwischen Beiden:

Wächter. Schalom aléchem[1]) Reb Moſche! Wo kommt Ihr ſo zeitig her?

Reb Moſche. Ich komme nicht zeitig, ſondern ſogar ſehr ſpät, weil mir die Achſe an dem Wagen gebrochen iſt, und ich von Poisdorf zu Fuße gehen mußte. Ich habe geſtern Abend Jahrzeit anzünden ſollen, und hier ſein wollen, aber es iſt nicht von Gott geweſen, habe ich mir wenigſtens in Poisdorf Minjan[2]) gemacht, aber heute muß ich in der Altſchul dawenen[3]). 30 Jahre bin ich zu Guten ein Balbos[4]), aber das iſt mir noch nicht zugekommen. Jetzt muß ich nach Hauſe, mich ein Bischen ausruhen. Apropos. Wann klopft man in Schul? — Du! was ſeh' ich? Ihr traget die Jontoffkleider[5]). Kommt denn heute der Kaiſer?!

Wächter. Nein! der Kaiſer fährt fort.

Reb Moſche. Ich verſtehe euch wirklich nicht! Was heißt das?

Wächter. Schämen ſollt Ihr Euch, 30 Jahre ſoll man ein Nikolsburger Balbos ſein, und ſoll das nicht wiſſen, daß heute unſer Zadik der Rabbi Reb Mordchai fortfährt.

Reb Moſche. So iſt das! jetzt danke ich erſt Gott, daß er mir in Gedanken gegeben hat, nach Hauſe zu gehen. Schein Maktopf und Wolf Enegls haben mir ſehr ſtark zugeredet, ich ſoll in Poisdorf über Nacht bleiben, und mir daſelbſt heute Morgen Minjan machen. Aber wohin fährt denn der Rabbi?

Wächter. Nach Karlsbad ſchicken ihn die Doktoren. Ich glaube kaum, daß ihm das Bad etwas nützen wird.

Reb Moſche. Wie könnt Ihr nur ſo ſprechen, Cheim Wolf! Seid Ihr ein Doktor?

Wächter. Das wohl nicht, ſonſt hätte ich beſſere Zeiten, als ich jetzt habe. Aber ſo viel weiß ich doch, daß ein kranker Menſch ſich ſchonen und Ruhe haben muß. Der Rabbi ſoll hundert Jahre leben, iſt das aber nicht im Stande. Geſtern Abend hat mir erſt ſein Schammes[6]) Perez erzählt, daß der Rabbi noch einige Fragen von Rabbinern zu beantworten hätte, ohne deren Beantwortung er nicht abreiſen will, und wirklich habe ich heute die ganze Nacht Licht in ſeinem Zimmer geſehen, aber nicht Licht wie bei Unſereins, ſondern als wenn die heilige Schechina[7]) im Zimmer wäre.

Reb Moſche. Ihr werdet allerlei gewahr. Nun guten Morgen. Ich will mich noch ein Bischen niederlegen, um mich auszuruhen.

Wächter. Was Niederlegen? Jetzt iſt halb vier Uhr, in einer Viertelſtunde wird man in Schul klopfen, weil heute in allen elf Schulen[8]) Haſchkomo[9]) gemacht wird, denn die meiſten Leute werden den Rabbi begleiten.

Reb Moſche. Wenn dem ſo iſt, ſo muß ich gewiß nach Hauſe gehen.

---

[1]) Friede mit Euch! ſo viel als: Willkommen! [2]) Privatgottesdienſt bei 10 männlichen Perſonen im Alter von wenigſtens 13 Jahren und 1 Tag. [3]) Beten. [4]) Familienvater, verheirathet. [5]) Feiertagskleider. [6]) Bedienter. [7]) Gottheit. [8]) Synagogen. [9]) Frühgottesdienſt vor oder mit Aufgang der Sonne.

Wächter. Nun wisset Ihr jetzt schon, warum ich mein Jontofgewand trage, weil Kohol[1]) und das Besdin[2]) bis Raigern mitfährt, und wo Kohol ist, da bin ich auch. Bald hätte ich zu viel geplaudert. Ich muß jetzt den Rosch hakohol[3]) Reb Henoch Abelis aufwecken. Guten Morgen.

Die Beiden schieden, der Wächter nahm seinen Weg gegen die untere Gasse; Reb Mosche Schliferls aber begab sich über die Bruck, eine sehr schief liegende Gasse, welche an beiden Seiten noch heut zu Tage Seile hat, um ohne Lebensgefahr, besonders im Winter, dieselbe passiren zu können, nach seiner Wohnung, welche im Gärtel lag. Dieses Gärtel ist die Rückseite der Nikolsburger Hauptjudengasse, welche einen rechten Winkel bildet, und sieht echt ghettoartig aus. Sämmtliche Häuser daselbst sind bloß ebenerdig in einer sehr niedrigen sumpfigen Gegend gelegen, voll Schmutz von Außen wie von Innen, und beherbergen zumeist Leute aus der Hefe des Volkes. Sonderbarer Weise ist das Gärtel noch heute, wie ehedem, und man fühlt sich zum Staunen hingerissen, wie die Bewohner zweier benachbarter Straßen solche Gegensätze in jeder Beziehung bilden können, wie es mit dem Gärtel und der Hauptgasse der Fall ist.

* * *

Bald nach der eben geschilderten Unterredung wurde es sehr lebhaft in allen jüdischen Gassen Nikolsburgs. Die während der Nacht verschlossenen Häuserthüren wurden allmälig geöffnet, und in geschäftiger Eile traten einzelne Männer mit ihren großen Talisbeuteln[4]) in der einen und dem Häubelbretl[5]) in der andern Hand hinaus, um sich in das Gotteshaus zu begeben; denn der Schulklopfer Reb Itzik hatte durch drei donnernde Schläge an jeder Hausthüre des Ghetto's den im süßen Schlummer Begrabenen das Signal zum Aufbruche gegeben. Und wenn dies Zeichen stets elektrisch auf die Hörer wirkte, so war dies heute in um so höherem Grade der Fall, als doch Niemand unter den Begleitern des hohen Rabbi fehlen wollte. Es war daher bald in den Judenstraßen (wenn diese Häuserreihen diesen Namen verdienen) ein buntes Gewirre und Gedränge zu bemerken. Greise mit weißen in Falten gelegten leinenen Kragen, Kröfen genannt, bekleidet, Männer, Jünglinge, auch viele Frauen mit reichen goldgestickten Hauben befanden sich auf dem Wege zum Gotteshause. Auch die spekulative Gewinnsucht hatte nicht vergessen, sich geltend zu machen bei der bevorstehenden zahlreichen Versammlung der Gemeindeglieder, denn in der Hauptstraße bewegten sich die ambulanten Straubenverkäufer[6]), Knaben im Alter von 13 bis 15 Jahren boten nämlich unter besonderer Anpreisung mit gellender

[1]) Gemeindevorstand. [2]) Religiöser Vorstand aus Mehreren bestehend. [3]) Erster Vorsteher. [4]) Betmantel. [5]) Barett, wird in den älteren Gemeinden Mährens noch immer bei jeder religiöser Handlung getragen. [6]) Feines Buttergebäck.

Stimme ihr Gebäck feil, und fanden auch nach der Gebetsbeendigung reißenden Absatz, da Niemand erst seinen Morgenimbiß zu Hause einnehmen wollte, in der Befürchtung, den Abschied des weisen Lehrers zu versäumen. — Mitten der jüdischen Hauptgasse zu Nikolsburg, gegenüber der Altschule, steht ein palaisartig gebautes Haus. An der Außenseite dieses Hauses sind 4 Marmorsäulen, an welchen man beim Eintritte in die Hausflur vorüber schreiten muß. In diesem Hause wohnte Rabbi Mordchai Bnet in letzter Lebenszeit abgeschieden von den Seinen, um sich ungestört der Gotteslehre und dem Gottesleben widmen zu können. An jenem heiteren Junimorgen, mit welchem unsere Geschichte beginnt, saß der Rabbi nach dem Morgengebete noch mit Talis[1]) und Tefilin[2]) bekleidet in seinem Lehnstuhl, umgeben von den durch rabbinisches Wissen ausgezeichneten Notabilitäten seiner und anderer Gemeinden Mährens. Im Hintergrunde des düsteren Zimmers stand sein Sohn Naftali, umgeben von den wißbegierigen Jüngern seines hochgelehrten Vaters, mit welchen er sich in theologische Disputationen eingelassen hatte. Da meldete ein eintretender Diener, daß Alles zur Abreise bereit sei, indem die Vorkehrungen schon alle getroffen seien. Rabbi Mordchai, der vor seiner Abreise noch den Gelehrten und Jüngern einige kasuistische Fragen mitzutheilen hatte, zu deren Beantwortung er den Zeitpunkt seiner Rückkunft anberaumt hatte, hatte erwähnte Fragen nebst den erforderlichen Erläuterungen noch nicht beendet, und ließ sich auch durch die gemachte Meldung in seinem Vortrage nicht beirren, sondern fuhr in seinem Eifer fort, die geringsten Einzelnheiten zum klaren Verständniß zu beleuchten, bis er nach ungefähr einer Stunde damit zu Ende kam. Sodann verabschiedete er sich bei den zahlreichen Besuchen, dankte für die frommen Wünsche, die aus so Vieler Mund zu ihm emporschallten, segnete die in tiefster Ehrfurcht ihn Umstehenden, küßte die heiligen Röllchen an den Thürpfosten aller Zimmerthüren und ging in Begleitung aller Anwesenden über die Treppe hinab zu dem ihn längst erwartenden Wagen, in welchem an seiner Seite der Rosch hakohol Reb Henoch Adelis und vis à vis die Dajanim[3]) Platz nahmen. Der Platz vor dem Hause des Rabbi Mordchai war, wie man zu sagen pflegt: „schwarz von Menschen"; wer nur das Haus verlassen konnte, drängte sich mit Ungestüm, um noch einmal vor seiner Abreise das Antlitz des unsäglich geliebten Seelsorgers zu sehen. Schon im Wagen sitzend, grüßte und segnete er noch freundlich die ganze des Segens harrende Menschenmasse, und endlich setzte sich der Wagen- und Menschenzug in Bewegung. Wessen Vermögensumstände es nur einigermaßen erlaubten, schloß sich fahrend dem unübersehbaren Zuge an. So lange die Fuhrwerke sich innerhalb der jüdischen Gassen bewegten, waren sie durch den stürmischen Andrang von Neugierigen gezwungen, gemäßigten

---

[1]) Betmantel. [2]) Denkriemen. [3]) Unterrabbiner, auch Juristen genannt. In Prag haben dieselben in alter Zeit den eigenthümlichen Namen „Appellanten" geführt.

Schrittes zu fahren; sobald sie aber die Stadt im Rücken und die Stadtmauth an der Brünner Straße passirt hatten, hieben die Kutscher tüchtig auf die Rosse ein. Unweit Pohrlitz, ebenfalls an der Hauptstraße zwischen Brünn und Wien, erschienen der dortige Rabbiner, der Gemeindevorstand und einige jüdische Gelehrte, welche es zu jener Zeit in jeder noch so kleinen Gemeinde gab, zur Begrüßung des Rabbi Mordchai. In Pohrlitz selbst, wo die Postpferde gewechselt wurden, schieden die Nikolsburger Begleiter bis auf den Gemeindevorstand und die Dajanim, welche bis Raigern mitfuhren. Hinter Pohrlitz blieben die Pferde plötzlich stehen, und wollten nicht von der Stelle. Dies verursachte einen Aufenthalt von mehreren Minuten, während welcher Zeit der Rabbi durch heftiges Kopfschütteln und unzweideutige Mienen seine Besorgniß zu erkennen gab. Bald liefen die Pferde wieder ihrem Ziele entgegen — Rabbi Mordchai's Ruhe und Freundlichkeit aber war nicht wiedergekehrt; düsterer Trübsinn umlagerte seine Stirne, der auch später nur selten ihn verließ und im Zunehmen begriffen war, als seine Begleiter, mit Ausnahme seines Sohnes Naftali, in Raigern sich bei ihm verabschiedeten. Dieser, an seinem Vater solche Gemüthsstimmung ungewohnt, fragte zögernd mit inniger herzlicher Theilnahme nach der Ursache dieser befremdenden Erscheinung, worauf Rabbi Mordchai in sichtlich gerührter Stimmung erwiderte: „Liebes Kind! Es ist allerdings thöricht und irreligiös, an Ahnungen zu glauben, das Buch aller Bücher verpönt dies mit der strengsten Strafe, die in demselben verzeichnet ist, mit dem zeitlichen und ewigen Tode; aber ich fühle heute ein Etwas in mir, das mein Herz erbeben macht, und von dem ich mir keine Rechenschaft zu geben vermag. Ich höre wie eine Stimme, welche ruft: „Gott sagt Dir, du kehrst diesen Weg nicht mehr zurück.“ [1]) Bei einer solchen Gemüthsstimmung hat sonderbarer Weise das Stillstehen der Pferde auf mich einen furchtbaren Eindruck gemacht, und würde mich dieser geringfügige Umstand beinahe zur Rückkehr bewogen haben, wenn nicht — — — Doch wir wollen nicht mehr davon sprechen.“ — — — Und so wurde auch nicht weiter davon gesprochen. Die Reise ging so schleunig, als es dazumal möglich war, mit wenig Unterbrechung über Brünn nach Prag, allwo der Rabbi Mordchai über Sabbat blieb, und, immer umgeben von Gelehrten, sich fortwährend mit gelehrten Disputationen beschäftigte. In diesem seinem Elemente erheiterte sich sein ganzes Wesen wieder, seine Schwermuth schwand, und der Frohsinn gewann über ihn die Oberhand. Rabbi Mordchai war mit dem Anfange des Monates Juli 1829 zu Karlsbad in Böhmen zum Gebrauche der dortigen Kur eingetroffen.

[1]) Deuteron. Kap. 17, Vers 16.

II.

In Nikolsburg besteht noch heut' zu Tage, wie ehedem in allen größeren jüdischen Gemeinden, ein Beth hamidrasch. Dies ist ein Lehrhaus, in welchem die der jüdischen Theologie Beflissenen zu jeder Zeit des Tages und der Nacht freien Eintritt genießen, wo in einem oder in mehreren, in der rauhen Jahreszeit auch erwärmten und beleuchteten Zimmern von einheimischen oder auch von fremden Talmudjüngern im Gotteswort geforscht wird. Daselbst stehen jedem Eintretenden die mannichfaltigsten Werke der jüdischen Literatur zu Gebote, da ein solches Beth hamidrasch gewöhnlich mit der reichhaltigsten Bibliothek der jüdischen Theologie versehen ist. Von denjenigen Werken, welche nothwendig und öfter gebraucht werden, sind gewöhnlich mehrere Exemplare da. In Nikolsburg bestand seit undenklichen Zeiten die fromme Sitte, daß fast in jedem niedergeschriebenen letzten Willen eines vom Diesseits scheidenden Juden das Beth hamidrasch mit einem Legate bedacht wurde.

Außerdem hatten seine Verwalter auch mehrmals des Jahres Kollekten veranstaltet, wozu jeder Familienvater gern einen reichlichen Beitrag beisteuerte, um dadurch gleichsam als Laie die Thorapflicht zu erfüllen. Durch diese fromme Weise der verschiedenen Beiträge wurde bald ein großartiger Unterstützungsfond gegründet, und dadurch ermöglicht, das Beth hamidrasch in seiner jetzt bestehenden sehr vortheilhaften Einrichtung dauernd zu befestigen. Zu jener Zeit bestand das Beth hamidrasch aus 3 Zimmern, welche an einander gereihet waren, und zwar war das erste und dritte klein, das zweite aber ein großer geräumiger Saal. Diese Zimmer hatten folgende Bestimmung. Im ersten saßen die einheimischen talmudkundigen Familienväter, die sich in friedlicher Zurückgezogenheit jeder für sich mit irgend einem Traktate beschäftigten. Im großen Saale hingegen war ein wilder Tummelplatz für die fremden und einheimischen Jünger, deren Zahl oft hundert überstieg. Hier ertönten die sonoren Stimmen so laut, daß man in der nächsten Gasse oft glaubte, es sei irgend eine Revolte ausgebrochen, und wenn zuweilen sich Meinungsverschiedenheiten bei derartigen Anlässen geltend machten, so pflegten die Debatten auch durch eine Art Faustrecht entschieden zu werden, und nicht selten trugen die minder Nachgiebigen blutige Köpfe vom Kriegsschauplatze nach Hause, während zugleich die allerdings ordinären Meubel Spuren von Blessuren an sich trugen. Doch war selbst der Betroffene weit entfernt, diese Exekution übel zu nehmen, denn dies gehörte in der talmudischen Welt jener Zeit zum bon ton, und wurde mit dem schönen Namen hithlahawot (die Feuerflamme der Gotteslehre, die zünden und ohne Schonung verzehren muß, was nicht Feuer, wie sie ist) bezeichnet. Das dritte Zimmer war ein besonderes Kabinett für die Auserwählten. In demselben waren, was in den beiden ersten Zimmern

nicht der Fall war, die Bibliothekskasten verschlossen. Die Schlüssel hierzu hatte der Bibliothekar Reb Asriel, ein alter Lamden[1]), welcher täglich vom frühen Morgen bis zum späten Abend im Beth hamidrasch weilte und sich eifrig mit der Gotteslehre beschäftigte, vorzüglich aber sein Augenmerk pflichtgemäß darauf richtete, daß die Folianten, Quart- und Oktavbände oder andere Requisiten nicht beschädigt würden. Zu jenem dritten Zimmer und den in seinen Kasten verschlossenen sehr kostbaren theologischen Werken war der Zutritt nur einigen Begünstigten gestattet, welche diese Gunst erst durch Protektion bei der Lehrhausverwaltung erreichen konnten. Erwähntes Lehrhaus hatte nach streng jüdischen Prinzipien nicht nur der Gotteslehre, sondern auch dem Gottesdienste und der Wohlthätigkeit gedient. Nicht nur wurde täglich daselbst gebetet, sondern es wurden auch gewöhnlich Donnerstag um Mitternacht, bis zu welcher späten Stunde die meisten Talmudjünger an jenem durch die drei erwähnten frommen Uebungen geheiligten Ort mit ihren Studien beschäftigt verweilten, Trauerübungen wegen Zerstörung Jerusalems und des heiligen Tempels verrichtet. Vorzüglich erhebend und rührend waren diese Trauerbetübungen am 7. Adar, dem Todestage des großen Lehrers und Propheten Moses, in welcher Nacht oft nicht Raum genug war, alle zuströmenden frommen Beter zu fassen. Schreiber dieses wohnte mehrmals der religiösen Feier dieser Nacht bei, und fühlte sich stets tief ergriffen von den schmerzlichen Tönen, die hinaus in die lautlose stille Nacht erschallten. — Aber auch die Wohlthätigkeit hatte da ihr Zelt aufgeschlagen. Nicht selten sah man arme Bachurim[2]) mit ihren noch ärmeren Gefährten die Baarschaft, das frugale Mahl und dergl. theilen. Wohlhabende Lamdonim verließen nie das Beth hamidrasch, ohne die armen Bachurim beschenkt zu haben; ja Manche kamen nur zuweilen in der Absicht, um hier in bescheidener Stille ihre milden Gaben zu spenden. — — — —

Es war an einem Nachmittage am Ereb rosch chodesch Aw[3]) des Jahres 5589 (d. i. 1829 n. gew. Zeitr.). Man war eben vom Jom kipur koton[4]) heimgegangen, und das Lehrhaus, welches während der Dauer des Gottesdienstes geschlossen war, wurde nun wieder geöffnet, und bald hatten sich die leeren Räume mit Leuten gefüllt, die alle sehr kummervolle Mienen zur Schau trugen. In den Gesichtszügen Aller war bange Betrübniß und schwerer Kummer zu lesen, in Mancher Augen waren noch Thränenspuren zu bemerken, die beim heutigen Jom-kipur-koton so zahlreich, wie noch selten flossen; denn der Briefträger Reb Pinches Frankfurter hatte dem Gemeindevorstande und den Dajanim Briefe aus Karlsbad gebracht, welche von dem besorgnißerregenden Zustande der Krankheit des Rabbi Mordchai Bnet berichteten. Rabbi Bnet, ein alter Lamden, hatte seinen gewöhnlichen Platz

[1]) Talmudkundiger. [2]) Unverheirathete Talmudstudirende. [3]) Rüsttag des Neumondes zum 5. Monat nach jüdischer Zeitrechnung. [4]) Versöhnungs- und Bußgebetübung, welche am letzten Tage eines jeden Monates entweder Mittag oder Abend verrichtet wird.

im ersten Zimmer der Thür gegenüber eingenommen und saß bei seinem Schulchan Aruch[1]). Doch wollte es ihm diesmal nicht gelingen, seine Gedanken auf einen Gegenstand zu konzentriren; denn in gewissen kurzen Zeitperioden seufzte er immer sehr schwer und verbarg sein thränendes Gesicht in das stets an der aufgeschlagenen Stelle des Folianten bereitliegende Sacktuch. Plötzlich unterbrach er sich in dieser seiner Beschäftigung und frug den eben eintretenden Rabbi Chune: „Was sagt Ihr zu der traurigen Schmue[2]) vom Rabbi? Ich" — — Aber noch hatte er den angefangenen Satz nicht beendet, als auch schon mit stürmischer Hast die Thüre geöffnet wurde und herein trat der Bethdinschames[3]) Reb Bär mit dem Ausrufe: „Rabaustaj[4])! Alle Bne Tora[5]) sollen sogleich in die Altschul kommen Thilim[6]) sagen für den Rabbi." Kaum war diese Botschaft verkündet, als auch schon sowohl der Verkünder als die übrigen Bethhamidraschbesucher mit hastiger Eile die offenen Folianten zuschlugen und der Altschule zueilten. Bald hörte man auch ein herzerhebendes Geschrei, jammervolle Töne aus der Altschule in die Gasse herüberschallen, die ihr Echo in jedem Herzen der Nikolsburger Judenschaft fanden. Alle Kaufläden waren geschlossen, wer nur nothdürftig hebräisch lesen konnte, eilte, um sein Gebet mit dem Gebete so Vieler für die baldige Genesung des frommen vielgeliebten Seelenhirten zu vereinigen. Auch fehlte es bei dieser Gelegenheit, wie bei den Juden überhaupt, nicht an frommen Vorsätzen und guten Werken, und selbst Mancher, der sonst nicht zu den Freigebigsten gezählt werden konnte, spendete an diesem Tage für die Armen außerordentliche Geschenke, indem er seinen Purim-[7]) und Roschhaschono-[8]) Zettel hervorsuchte, und wie zu diesen beiden Festen, auch an diesem Tage eine Betheiligung vornahm. Viele Andere, die nicht mit Glücksgütern gesegnet waren, aber doch auch ihre Anhänglichkeit an den großen Lehrer bethätigen wollten, versammelten sich schaarenweise auf dem jüdischen Friedhofe, besuchten da die Gräber der berühmtesten Rabbiner, als da sind: Rabbi Schmelke Horowitz, Rabbi Mendel, Verfasser des Werkes „Zemach Zedek"[9]), Rabbi Gerson Pollitzer, Rabbi Gerson Chajos u. s. w. und beteten daselbst inbrünstig für das Wohl und das Heil des erkrankten Stadt- und Landrabbiners Rabbi Mordchai Bnet. Nach Beendigung des Gebetes wurde auf Veranlassung des Bethdin[10]) durch den bereits erwähnten Bethdinschames Reb Bär eine Kollekte veranstaltet, deren Ertrag unter arme Leute vertheilt, nach frommem heiligem Brauch früher zu einem Pidjon Nefesch[11]) verwendet wurde. Aber auch der Gemeindevorstand war nicht unthätig geblieben. Auf sein Geheiß mußten sich einige der tüchtigeren Bachurim auf der Gemeindekanzlei versammeln, um Depeschen

---

[1]) Religiöses Gesetzbuch, Codex. [2]) Nachricht. [3]) Kanzleidiener des Rabbinatskollegium. [4]) Meine Herren! [5]) Gelehrte. [6]) Psalmen für Kranke. [7]) Befreiungsfest am 14. Tag des 12. Monats. [8]) Neujahr. Zu diesen beiden Festen ist es gebräuchlich, die Armen zu beschenken. [9]) Blüten des Rechts. [10]) Rabbinatskollegium. [11]) Erlösung der Seele. Eine ceremoniöse Handlung, bestehend in Gebeten und Almosenvertheilen.

an alle 52 Gemeinden der Israeliten Mährens zu befördern, die bezweckten, die betreffenden Vorstände und Rabbiner zu ersuchen, in ihren Gemeinden Betübungen für den erkrankten Oberlandesrabbiner zu halten. Während dies auf der Gemeindestube und in der Gemeinde selbst vor sich ging, saß Rabbi Bnet mit Rabbi Chune wieder im Bethhamidrasch, aber nicht im Studium, sondern im Gespräche über das heutige Ereigniß vertieft. —

Reb Bnet. Ich sage Euch! Wenn man die halbe Welt ausreis't, findet man kein Nikolsburg, und so wie man kein Nikolsburg findet, so findet man keine Altschul, die ist ein kleines Beshamikdosch[1]).

Reb Chune. Ich weiß zwar nicht, aber wie ich gehört habe, hat man vor vier Jahren in Wien eine Schul[2]) gebaut, die noch viel größer und schöner sein soll.

Reb Bnet. Seid mir elef p'omim mochel[3]), wie könnt Ihr nur Das vergleichen, dabei müßt Ihr sagen lemawdil[4]). Die Wiener Schul ist gar nicht gebaut, wie ein Mokom kodosch[5]), sondern wie ein Theater, und dawenen[6]) thut man auch nicht, wie in einer jüdischen Schul, und darschenen[7]) thut man auch nicht, wie in einem jüdischen Gotteshause; memele[8]) wie könnt Ihr das vergleichen zu der Altschul?

Reb Chune. Ich habe gemeint, Ihr sprechet bloß von dem Bau; da soll die Wiener Schul wirklich schöner gebaut sein, aber wie Ihr jetzt sagt, nämlich mit der Awaudas hakodesch[9]) seid Ihr gerecht. Nur für die Wiener Poschè Jisrélim[10]) ist eine solche Schul auch gut genug.

Während Reb Chune und Reb Bnet so sprachen, hatten sie auch einen Zuhörer, Namens Selig Kobersdorf, ein Bochur aus letzterem Orte in Ungarn gebürtig, der mit äußerst gespannter Aufmerksamkeit auf jedes Wort lauschte, nun aber trat dieser aus der ihn verbergenden Fensternische hervor und gerade auf Reb Bnet zu, indem er in sehr höflicher Weise folgende Worte an ihn richtete: Lieber Reb Bnet! Ihr werdet schon verzeihen, daß ich als fremder Mensch ein Bischen neugierig bin, aber ich habe in der Welt vorzüglich auf den Jeschiboth[11]) schon so Viel von der hiesigen Altschule erzählen gehört, daß ich mich freue, jetzt Gelegenheit gefunden zu haben, von Euch ein Näheres zu erfahren, und ich möchte Euch sehr dankbar sein, wenn Ihr so gut wäret, mir Etwas über diese Merkwürdigkeit zu erzählen.

Reb Bnet. Eigentlich ist es eine Awéro[12]), im Bethhamidrasch D'worim b'télim[13]) zu sprechen. Da ich aber heute ohnedies wegen Schiwre Lém[14]) über des Rabbi Reb Mordchais Krankheit nicht lernen kann, so will ich Euch bekizur[15]) etwas erzählen. Wenn weiter gar nichts

---

[1]) Tempel zu Jerusalem. [2]) Synagoge. [3]) Verzeihen Sie mir tausend Mal. [4]) Zum Unterschied zwischen Heiligem und Unheiligem. [5]) Heiliger Ort, Gotteshaus. [6]) Beten. [7]) Predigen. [8]) Folglich. [9]) Heiliger Dienst. [10]) Abtrünnige von Israel. [11]) Talmudschulen. [12]) Sünde. [13]) Leeres Geschwätz. [14]) Kummer des Herzens. [15]) In Kürze.

geweſen wär', als daß ſolche große Geonim[1]) und Zadikim[2]), wie unſere Landrabbiner von jeher waren, in der Altſchul haben mißpallél[3]) geweſen, (ihr S'chus[4]) ſoll uns beiſtehen auf immer) wär' auch ſchon genug. Ihr habt ſchon gewiß gehört von unſerm Rabbi Schmelke, der war ein Gaon und ein Zadik, ein Peèr hador[5]) wie man wenig ſeines Gleichen findet in der Welt; der hat keine Matbéa[6]) gekannt. Er hat nie mit Geld verkehrt, denn er war ein kodoſch meréchem[7]), hat gar nicht gewußt, was Olam haſéh[8]) iſt. Jeden Freitag von 12 Uhr Mittag bis Moze Schabes[9]) nach Hawdolo[10]) iſt kein anderes Wort als Loſchon hakodeſch[11]) aus ſeinem Mund gekommen, der hat mit den Malochim[12]) geſprochen, als wären es ſeine Diener. Und unſer Rabbi Mordchai (er ſoll mèoh ſchonim[13]) leben), hat man von dem noch zu wenig Zidkes[14]) gehört? Wiſſet Ihr, wie der Rabbi iſt hier Landrof[15]) geworden; war hier ein gewiſſer Reb Awrom Leb Spitz, der war ein ſehr alter Mann und ein merkwürdiger Bal hauroo[16]) und derſelbe war in früheren Zeiten der Rabbi[17]) von Rabbi Mordchai, dann aber hier Roſchbesdin, als der Rabbi Mordchai Landrof wurde. Trotzdem nun unſer Zadik Landrabbiner war, hatte er doch nie die Achtung gegen ſeinen ehemaligen Rabbi vergeſſen, und war ſo beſcheiden und zuvorkommend gegen ihn, als wäre er noch ſein Schüler. Ja er ließ ſich ſogar manche Demüthigung gefallen leſchém ſchomajim[18]). Wiſſet Ihr was noch? Als Rabbi Mordchai hier ankam, lebte ſeine Mutter hier unter ſehr dürftigen Umſtänden. Der Zadik begnügte ſich nicht damit, ihr eine ſorgenfreie Exiſtenz zu gründen, ſondern er trug ihr außerdem täglich ſelbſt mit edler Selbſtverleugnung ihr Abendbrod eigenhändig in's Haus, um mekajem[19]) zu ſein kibudém[20]). Mi ſchema koſos, mi rooh koſos[21]). Vor unſerm Zadik war hier ein Landrabbiner, der hat geheißen Reb Gärſche Chajos, der iſt hergekommen, als man gezählt hat 5540 (1780) und iſt nifter[22]) geworden im Jahre 5549 (1789). Während der Zeit ſeiner Amtsthätigkeit ereignete ſich hier folgende ſehr merkwürdige Geſchichte: Im Jahre 5544 (1784) am erew roſch chodeſch Sivan erkrankte plötzlich ein jüdiſcher Jüngling. Dieſer hieß Simon, ſein Vater hieß Moſche und ſeine Mutter Jerucheme. Die Krankheit war eine Art Schigoon[23]), von welcher ſich kein Rófé[24]) eine Erklärung zu geben wußte. Der Jüngling Simon, der früher ſehr fromm und gottesfürchtig war, fing auf einmal an gegen ſeine Mutter widerſpenſtig zu werden, und that Dinge, die man

---

[1]) Hochgelehrte. [2]) Fromme. [3]) Gebetet. [4]) Verdienſt. [5]) Zierde des Zeitalters. [6]) Goldmünze. [7]) Heilig von Mutterleibe. [8]) Genüſſe dieſer Welt. [9]) Ausgang des Sabbats. [10]) Gebet beim Ausgange des Sabbats. [11]) Heilige Sprache, hebräiſche Sprache. [12]) Engel. [13]) 100 Jahre. [14]) Frömmigkeit. [15]) Landrabbiner. [16]) Gelehrter Kaſuiſt. [17]) Lehrer. [18]) Zur Ehre Gottes. [19]) Erfüllen. [20]) Ehrfurcht gegen die Mutter. [21]) Wer ſah je ſo etwas, wer hörte dergleichen (Jeſaias Kap. 66. Vers 8). [22]) Geſtorben. [23]) Wahnſinn. [24]) Arzt, Chirurg, Dr. der Medizin.

von keinem ehrlichen Jehudi[1]) ſieht. Auch beſaß er eine ſolche Wuth und Stärke, daß, wenn ſein Chalaas[2]) über ihn kam, zehn ſtarke Männer ihn nicht überwältigen und von ſeinen thörichten Handlungen abhalten konnten. Bald verbreitete ſich die Sage von dieſer ungewöhnlichen Krankheit in der ganzen Khile[3]), bis ſie auch zu den Ohren des Rabbi drang. Dieſer ließ die Sache durch einen frommen Mann, der Reb Harſch Menaker hieß, unterſuchen, und da der Rabbi ein tiefer Denker und zugleich eingeweihet in die Myſterien der Kabbala war, ſo brachte er bald heraus, daß ein Ruach hatumoh[4]) in dem Jünglinge ſtecke, der nun zu bannen ſei. Auf welche erſchütternde und zugleich heilſame Weiſe der Rabbi dies bewerkſtelligte, wäre zu weitläufig zu erzählen, genug, am Erew roſch chodeſch Eheſchwon 5545 (1785) wurde der Ruach in der Altſchul gebannt. Doch mir ſcheint, es muß Zeit ſein, zu Maariw biſmanoh[5]) zu gehen. Ich glaube, Ihr werdet jetzt zu erzählen wiſſen, warum unſere Altſchul ſo berühmt iſt. Guten Abend! —

III.

Es war der ſiebzehnte Aw des Jahres 1829, als die Trauerkunde von dem am 13. Aw zu Karlsbad erfolgten Ableben des am 14. Aw zu Lichtenſtadt in Böhmen begrabenen Rabbi Mordchai Bnet zu Nikolsburg erſcholl. Die Wirkung dieſer erſchütternden Nachricht auf die Bewohner der Stadt Nikolsburg ſollte eine geübtere und kundigere Feder ſchildern. In der ganzen jüdiſchen Hauptgaſſe ſowohl, als auch in den anderen kleinen Gaſſen, hatten ſich Gruppen von Trauernden gebildet, welche unter erſchütterndem Jammer- und Klagegeſchrei biographiſche Skizzen des verſtorbenen Seelenhirten entwarfen, und mit ihrem lauten Schmerze die Luft erfüllten. Hie und da ſah man auch alte Frauen ohnmächtig auf dem Straßenpflaſter liegen, welche von der immer noch unerwarteten Nachricht ſo hart getroffen waren. Am Stürmiſcheſten ging es wohl in dem bereits erwähnten Bethhamidraſch zu. Im großen Saale hielt ein Gelehrter aus dem Stegreif eine Leichenrede, die ihre Wirkung nicht verfehlte. Bäche von Thränen floſſen, alle Anweſenden zerriſſen, nach alter Sitte, ihre Oberkleider, Manche beſtreuten ſogar ihr Haupt mit Aſche, kein Herz blieb ungerührt, kein Auge thränenlos, ſelbſt der alte blödſinnige Hageſtolz Kalmen Schmelke, auf deſſen Lippen als unverkennbares Zeichen ſeiner Gutmütigkeit ein ewiges Lächeln ſchwebte, ſtand damals ganz in ſich gekehrt in einer Ecke des Bethhamidraſch und vergoß bittere Thränen über den Tod des Oberrabbi, von dem er auch ſehr viele Wohlthaten genoß[6]). —

[1]) Jude. [2]) Krankheit, Krampf, Convulſionen, Paroxysmus. [3]) Gemeinde. [4]) Der Geiſt der Unreinigkeit, Dämon. [5]) Das Abendgebet zur gehörigen Zeit, d. h. mit dem Erſcheinen der Sterne. [6]) Ein treffliches Charakterbild von Rabbi Mordchai Bnet, mit genauer Schilderung aller ſeiner trefflichen Eigenſchaften hat Herr Rabbiner Fürth in den Sippurim 2. Sammlung unter dem Titel: „Ehrendenkmal“, entworfen. Ich verweiſe die Leſer dieſer Geſchichte darauf.

Der Monat Tischri des Jahres 5595 war im Laufe. Die Schofartöne waren verhallt, die Bußetage waren vorüber, und die Festestage der Laubhütten waren herangekommen. Dieses Fest war stets mit außerordentlicher Freude in Israels Kreisen begangen worden. Denn so heißt es in der heiligen Schrift: Ihr sollt Euch freuen vor dem Ewigen Eurem Gotte[1]). Doch diesmal war die Freude nicht eingezogen in Nikolsburg, denn mit Schmerzen dachte jeder Einzelne an den verlorenen Schatz, welcher Verlust sich an den verflossenen Festtagen besonders herausstellte. Die durch 40 Jahre stets besetzte Kanzel stand nun leer und verwaist. Die Posaunentöne hallten schauernd durch den Raum der Altschule, ohne daß eines Priesters Wort sie begleitete; das Kolnidrè[2]) wurde mit seiner sanften melancholischen Melodie abgesungen, ohne vorher durch ein würdevolles Gebet und Aufforderung zur Buße eingeweihet zu werden, wie es in früheren Jahren immer durch den Landrabbiner zu geschehen pflegte. Alles dies hatte auf die frommen Mitglieder der Gemeinde große Einwirkung gemacht, und erneute täglich den Gram und Schmerz um den vielgeliebten Seelenhirten. Was aber vorzüglich das Vernarben der Wunde hinderte: das war die so weite Entfernung des Begräbnißortes Lichtenstadt von Nikolsburg. Es war der sehnlichste Wunsch der ganzen Gemeinde, den großen Lehrer, der so edel und treu mit seltener Uneigennützigkeit und Aufopferung durch so viele Jahre in der Gemeinde gewirkt, wenigstens als Leiche unter sich zu haben. Sein Grab sollte eine Zierde für den Friedhof, ein Andenken für kommende Geschlechter werden. Besondere Veranlassung zu diesem tiefgefühlten Wunsche gab der Oberrabiner selbst durch eine Aeußerung, mit welcher er seine Willensmeinung zu erkennen gab, entweder in Nikolsburg oder in Prag begraben zu werden. Der Schmerz und die Trauer über den Hingeschiedenen aber hatten sich weit hinaus über die Grenzen der Nikolsburger Gemeinde erstreckt. So wurden nicht nur in allen jüdischen Gemeinden Mährens, sondern auch in vielen Gemeinden Ungarns so wie in Böhmen und Galizien Leichenreden über das Hinscheiden des Verblichenen gehalten, denn in allen diesen Gemeinden lebten Schüler und theologische Korrespondenten des hochseligen Rabbi, die bei jeder schwierigen religiösen Angelegenheit sich brieflich an ihn wendeten. Mittlerweile waren die Halbfesttage des Laubhüttenfestes, Chol hamoéd, herangekommen, an welchen Tagen nach den alten Gemeindestatuten stets die Gemeindevorsteherwahl vor sich ging. Diesmal ging es bei dieser Wahl sehr stürmisch zu; nicht daß es Opponenten gegen den einen oder den anderen der Gemeindeglieder gab, um dieselben unwählbar zu machen; sondern die Mehrheit der versammelten Kontribuenten war in der traurigen Lage, nicht einen Mann zu kennen, der unter den obwaltenden Umständen die geeignete Energie und Ausdauer für die diesmal dem Vorstande bevorstehende Mission

[1]) Leviticus. Kap. 23. Vers 40. [2]) Eingangsgebet am Versöhnungstage.

beſeſſen hätte. Dieſe war durch den proviſoriſchen Rabbiner bei Eröffnung der Sitzung den Wählenden durch einen kleinen Vortrag bezeichnet worden, und beſtand darin, Leute in den Vorſtand zu wählen, die mit Aufbietung aller ihrer Macht und Kraft ſowohl bei den Landesbehörden einerſeits, als bei den religiöſen Autoritäten andererſeits die Erlaubniß zur Ausgrabung der Leiche des Oberrabbiners und ihrer Uebertragung nach Nikolsburg bewirken können. Aber unter den Anweſenden waren ſehr Wenige, die ſich ſo viel Machtvollkommenheit zutrauten. Der Eine fürchtete durch ſeine Xantippe ein Gewitter über den Ehehimmel heraufzubeſchwören, wenn er, den ſtrengen wiederholt eingeſchärften Ermahnungen ſeiner Ehehälfte zuwider, es wagen ſollte, ein Verwaltungsamt in der Gemeinde anzunehmen. Der Andere malte ſich die Renitenz der Steuerpflichtigen und die dabei oft nothwendigen ſtrengen Maßregeln; der Dritte die Beſchwerden der Aſſentirung und die gewaltſame Herbeiſchaffung der militärpflichtigen in Oeſterreich domicilirenden Jugend, welche zu Nikolsburg zuſtändig war; der Vierte die vielen Kabalen und Intriguen, die ein Gemeindevorſteher bei Verleihung der Geſchlechts- reſp. Familienſtellen zu üben hatte. Kurz, es war trotz aller Majorität kein Vorſteher zu finden. Endlich vereinigten ſich alle Anweſenden durch ſtürmiſche Acclamation in der Wahl des alten Vorſtehers Reb Henoch Abeles, der durch keine wie immer Namen habende Verhältniſſe und Rückſichten gezwungen war, die Wahl abzulehnen. Dieſer nahm nach einigem Zögern das Amt an und verſprach auch mit allem möglichen Kraftaufwand und Eifer für die Erfüllung des Gemeindewunſches zu ſtreiten. — Das Laubhüttenfeſt war noch nicht zu Ende, als ſchon die geeigneten Schritte ſowohl bei den landesfürſtlichen Behörden im Wege der Protektion durch Hochgeſtellte, wie auch bei den religiöſen Autoritäten des Judenthumes geſchehen waren, um die Ausgrabung und Verſetzung der Leiche des ehrwürdigen Landrabbiners zu erwirken. So ſehr auch die beſten Zuſicherungen von Seiten der Behörden für die angeſuchte Bewilligung erfolgten, ſo ſehr ſträubten ſich aus religiöſen Gründen mehrere Rabbiner gegen die Zumuthung, das Grab dieſes großen Mannes, wie ſie es zu nennen beliebten, zu ſchänden. Einer der in ſeinem Urtheile am hartnäckigſten Beharrenden dieſer Letzteren war Rabbi Moſes Sofer, der damalige Oberrabbiner zu Preßburg, der von der Mehrheit ſeiner Zeitgenoſſen als Neſtor mit dem Titel Rabon ſchel kol bnè hagoloh[1]) bezeichnet wurde. Er verdiente auch dieſen Namen nach dem einſtimmigen Urtheile der hohen und höchſten Gelehrten ſeiner Zeit im vollen Maße, wie wir noch jetzt aus ſeinem hinterlaſſenen Werke[2]), das einen ſeltenen Scharfſinn bekundet, und aus der theologiſchen Gelehrſamkeit tauſender ſeiner Schüler erſehen können. Dieſer bewies nun haarklein und ſcharf durch unzählige Talmudſtellen und

[1]) Vorzüglichſter Lehrer aller Juden im Exil. [2]) חתם סופר, leider nur als Bruchſtück erſchienen.

spätere Kasuistiker, daß der talmudische Wahlspruch: Mizwo lekajém diwré hamèß[1]), nicht so wichtig sei, um darum ein mosaisches Gebot zu übertreten, nämlich die Leiche eines Menschen zu schänden. — Diese Ansicht wurde von Rabbi Moses Sofer sehr vertheidigt, und alle Bitten der verschiedenen Betheiligten, um Aenderung in seinem Entschlusse, waren fruchtlos und vergeblich. Mittlerweile war der Monat Schwat 1830 und mit ihm die behördliche Bewilligung gekommen. Nun war ein förmlicher Krieg in der Nikolsburger Gemeinde entstanden, denn viele Gemeindeglieder wollten aus Liebe zu ihrem verstorbenen Seelenhirten nun, da die behördliche Bewilligung erlangt war, die Uebertragung seiner Leiche ungesäumt angeordnet wissen, während die Pietisten durchaus das Gutachten Rabbi Moses Sofer's beachtet wissen wollten. Aber ganz unerwartet kam, nachdem man alle Hoffnungen auf Erfolg aufgegeben hatte und ganz rathlos war, das bewilligende Gutachten des ehrwürdigen Rabbi Moses Sofer mit dem Beisatze, sobald als möglich die Uebertragung der Leiche zu veranlassen. Welchen Jubel diese Nachricht nicht nur in Nikolsburg, sondern in ganz Mähren verbreitete, läßt sich nicht in Worten wiedergeben. Niemand wollte diese freudige Ueberraschung glauben, der den felsenfesten unbeugsamen Charakter des Rabbi Moses Sofer kannte. Was zu dieser plötzlichen Entschlußänderung beigetragen, vermochte in jener Zeit Niemand zu errathen. Ich glaube nicht indiskret zu werden, wenn ich den Schleier des Geheimnisses mir zu lüften erlaube, um die Mittheilung eines ehrwürdigen, vollkommen eingeweiheten Vertrauensmannes einer weiteren Verbreitung zu überheben. — Rabbi Moses Sofer wachte in einer sehr strengen frostigen Winternacht im Monate Schwat bei seinen großen Folianten. Mitternacht war bereits vorüber und es heulte und brauste ein tobender Sturmwind, welcher den Schnee von den Dächern trieb, daß die Fenster klirrten. Nie war der Rabbi noch so zerstreut gewesen; er konnte seine Aufmerksamkeit nicht an den Gegenstand fesseln, der ihn beschäftigen sollte. Es lag dem edlen Mann sehr am Herzen, sein Gutachten in der Angelegenheit der Leichenübertragung des Rabbi Mordchai Bnet, welches, wie er wußte, von entscheidendem Einflusse sei. Da überfiel ihn, den ewig nüchternen Mann, ein tiefer Schlaf. Sein greises Haupt senkte sich und fiel allmälig auf den vor ihm liegenden Band. Doch nicht lange war der Schlaf so süß; bald mußten Träume ihn stören; denn der Rabbi bewegte sich während seines Schlummers gewaltig, sprach halbe gebrochene Worte, die bald Staunen und Verwundern, bald Freude ausdrückten; endlich erwachte er mit einem Seufzer. Die düsteren Falten seiner Gesichtszüge waren geglättet, und ein liebliches Lächeln umspielte seinen Mund, wie die wärmenden Strahlen der Alles beglückenden Frühlingssonne. Sein erstes Wort nach dem Erwachen war: Ezba elohim hie[2]).

[1]) Es ist ein gutes Werk zu erfüllen das Vermächtniß eines Dahingeschiedenen.
[2]) Ein Zeichen Gottes ist dies.

Sonach pochte er an die Thüre des anstoßenden Kabinettes, in welchem sein ihn stets bedienender Jünger schlief, um denselben zu wecken, und als dieser halbbekleidet erschien, erhielt er vom Rabbi den Auftrag, sogleich einen frommen Mann, Namens Reb Wolf, zu wecken und in die Wohnung des Oberrabbi zu bestellen, welcher sich als langjähriger Schüler des Rabbi Mordchai Bnet vorzüglich bemühete, auf ein bejahendes Gutachten Einfluß zu üben. Dieser erfuhr nun bei seinem Erscheinen in dem Hause des Rabbi, daß der Oberrabbiner Rabbi Moses Sofer sich endlich entschlossen, den Bitten der Nikolsburger Gemeinde nachzugeben, und zwar begann der weise Rabbi folgender Gestalt: „Wisset Reb Wolf! Euer Rabbi war ein seltener großer Zadik. Mi jiten Achrißi kamohu[1]). Er ist mir so eben heute Nacht im Traume erschienen und hat mich recht inniglich gebeten — noch sehe ich seine imposante Gestalt und seine gefalteten Hände — in seine Ausgrabung zu willigen. Es sei ihm nämlich bestimmt gewesen, sechs Monate in Lichtenstadt begraben zu sein, weil er einst sechs Monate mit der Frau des Lichtenstädter Rabbiners, die eben auf dem Lichtenstädter Friedhofe begraben liegt, verlobt war. Nun aber sei die Zeit um, und er bitte jetzt, da auch von Seiten der Behörde nichts mehr entgegenstehe, der Ausgrabung keine Hindernisse mehr in den Weg zu legen." —

Unsere Geschichte ist nun zu Ende. Der am 13. Aw 5689 zu Karlsbad verstorbene Rabbi Mordchai Bnet wurde am 10. Ador 5690 nach Nikolsburg gebracht. Da aber die Leiche am Freitag Nachmittag in Nikolsburg ankam, wo nach jüdischer Satzung keine Trauerfeierlichkeiten gehalten werden, so wurde das Begräbniß auf Sonntag den 12. Aw verlegt. Ueber Sabbat blieb die Leiche in einer Hütte auf dem Friedhofe unter Bewachung von zwei Talmide Chachomim[2]), die zugleich die üblichen Ceremonien, Gebete und Studien verrichteten. Die Leichenfeier war sehr erhebend; es wurde sowohl in der Gasse, als auch auf dem Friedhofe vier Mal in die Posaune gestoßen. Alle, die sich mit der Leiche zu beschäftigen gesonnen waren, mußten vorher ein vorgeschriebenes Reinigungsbad nehmen. An dem für den Verblichenen bestimmten Grabe hielten sieben Rabbiner aus Nah und Fern rührende Leichenreden, die von der frühesten Morgenstunde bis Mittag dauerten, ohne das zahlreich aus allen Gegenden Mährens herbeigeströmte Publikum zu ermüden. Ein einfacher Grabstein zeigt die Stelle, wo Rabbi Mordchai Bnet's irdische Hülle der Erde übergeben wurde; aber sein Geist, seine Mildthätigkeit, seine unbegrenzte Aufopferung und seine Uneigennützigkeit werden noch lange fortleben im Andenken der Judenschaft zu Mähren, besonders aber zu Nikolsburg. Im Jahre 1832 starb zu Karlsbad Rabbi Mordchai, Rabbiner zu Koßel in Mähren; — er wurde in das offen gebliebene Grab Rabbi Mordchai Bnet's gelegt. Friede ihrer Asche.

[1]) Wäre doch mein Ende dem seinen gleich! [2]) Talmudkundige.

Cholem.

Hiſtoriſche Thatſache in Form einer Fiction

von B. M. Altar.

Motto:

Vom Nektar trunken ſein und doch beſonnen,
In heitern Lügen ew'ge Wahrheit künden,
Aus Wahngebilden feſte Tempel gründen, —
So wird des Dichters Lorbeerkranz gewonnen!

Fr. v. Ballet.

Die Vorgeſchichte.

Der Jahrmarkt hat nun ſein Ende — und vor dem Orte, auf der großen Haide, da wo der Pferdehandel betrieben wird, muß jetzt die lärmende Geſchäftigkeit des Tages einer noch lärmenderen, tolleren Luſtigkeit Platz machen.

Nicht nur die Roßkämme, die ja ohnehin den Tag über hier ihren Stand hatten, ſieht man da um den reichbeſetzten Schenktiſch gereiht, ſondern es iſt auch aus dem Marktorte, wie auf ein Stelldichein, die bunteſte Geſellſchaft zuſammengekommen, um den herrlichen Sommerabend zu feiern, und es entrollt ſich nun dem Auge des neugierigen Zuſchauers das herrlichſte Bild echten magyariſchen Volkslebens.

Der Bauer, der kleine Gewerbsmann, in ihrer einfachen Tracht, der Czikós in ſeiner wilden, läßt hier ſeinem heißblütigen, kampfluſtigen, eigenthümlich ungebändigtem Weſen, noch ehe er vom Weine trunken geworden, in der ungebundenſten Weiſe vollen, freien Lauf. Selbſt der ſonſt ungeſellige Kondas, der, ſeiner ſchroffen Barbarei und rohen Einfalt nach zu urtheilen, als der echte Sprößling jener einſt ſo gefürchteten Horden gelten kann, die dreizehn Jahrhunderte vor dem Zeitraume der gegenwärtigen Erzählung, geführt von Etzel Godegiſel, unter dem Namen der Hunnen in die geſegneten Steppen Ungarns eingebrochen waren, — ſelbſt dieſer ungefüge Sohn der Wildniß hat ſich mitreißen laſſen, wenigſtens als Zuſchauer Theil zu nehmen an dieſer rührigen Lebendigkeit, die ſich nun entſpinnen ſoll. Für ihn jedoch war weder die lockende Haideſchenke, noch die muntere Freude des Getümmels der ziehende Magnet, der im Stande geweſen, ihn für einen

Abend ſeiner grunzenden Heerde zu entreißen; einzig dort jener phantaſtiſch aufgeputzten Truppe iſt dies gelungen, die, um ein bepacktes Eſelein theils gelagert, theils beſchäftigt, ſchon jetzt auf die ganze hier zuſammengewürfelte Menge den mächtigſten Zauber ausübt, ſo daß ſie würdig den Mittelpunkt der Scene inne hat. Und wie erſt dann, wenn ſie die Spiele wirklich beginnen, die ſie jetzt vorbereiten; wenn das Cymbal ſchallt, wenn ihre Mädchen tanzen, wenn das Tamburin ſo lieblich klingt und dröhnt, und wenn dazu in reizend origineller Weiſe die Geige ſingt und weint — Zigeunermuſik und Zigeunertanz! —

Aber ſieh! dort! der Haideſchenke gegenüber auf dem grasreichen Hügelrücken haben ſich einige vollbärtige Männer um ein Weinfäßchen gelagert, Handelsleute, wie es ſcheint; aber ſie blicken mit einer deutlich ſichtbaren Verachtung in den freien, frohbewegten Kreis vor ſich, und mit grämlichen, mißvergnügten Mienen ſchauen ſie dem ganzen Getreibe zu; und wann ſie plaudern und ein frohes Aufjauchzen der Menge, oder ein Chorus von allzulautem Gejohle ihre anſcheinend gleichgültigen Geſpräche ſtört, ſo kann man ihnen einen biſſigen und ſchmerzlichen Unmuth über dieſe Luſtigkeit deutlich vom Geſichte leſen. — Haben ſie denn gar keine Empfindlichkeit für die Luſt? — warum wird nicht auch ihnen ſo wohl ums Herz, wie dort dem ſchmierigen Kondas? oder was iſt es, das ſie noch ungeſelliger macht als ihn? — —

Horch! jetzt geht's an! das Cymbal ſchallt und ihre Mädchen tanzen, das Tamburin erklingt und dröhnt ſo lieblich, und die Geige brauſt darein und klagt und jubelt, als hätt' ſie Leben und Gefühl; und Leben und Gefühl überkommt ſie alle, die unwirſchen Geſellen, und wer nicht tanzt, dem tanzt doch in der Bruſt das Herz, und wenn ſie doch ſtill ſind, ſo lachen ſie doch mit den Augen, und ihre derben, lärmenden Flüche ſchweigen. —

Was wollt ihr jetzt, ihr finſtern Männer dort am Hügel? Warum ſchaut ihr immer noch ſo verdroſſen in die Gläſer, die ihr ſo ſchweigſam leert? Ihr könnt ja plaudern jetzt, und ungeſtört!! — —

Schwere Gedanken lagern auf den dichten Brauen der Alten in dieſer Gruppe; die Jüngern trinken haſtiger und oft, und von Zeit zu Zeit ſtiehlt ſich ihr Blick über die frohe, bunte Menge weg, hin zu dem reizenden Schauſpiel; und den jüngſten von ihnen, einen kräftigen, blühenden Mann, ſehen wir gar in großer Unruhe ſeinen Sitz verlaſſen, und augenſcheinlich bemühte er ſich, eine heftige Aufregung niederzukämpfen, die ſich ſeiner bemächtigt.

— — — „Da ſoll man ſehen," bricht er endlich los, „da ſoll man ſehen, was die Gojim ſind; dem Juden ſteckts gar nicht im Blut!" — — —

Das alſo war das große Geheimniß! Du gehörſt nicht zu den Gojim, du ſo wenig, wie deine Geſellſchaft, und darum habt ihr euch mit eurem Wein getrennt von ihnen?! — — Und dem Juden ſteckts nicht im Blut? was ſagt denn dein glühendes Auge? und verräth denn deine hochgeröthete

Wange nicht auch ein wenig Neid und ein ziemlich starkes Gelüste, es jenen gleich zu thun? —

Ich will es dir sagen: Dein Blut ist wie das ihre, aber dein Muth ist gedämpft; frisch und heiter ist an sich die Lebenslust, so wie ihre, aber der freie Ausbruch derselben ist gewaltsam unterdrückt, und niedergehalten wird das Aufbrausen oder Aufwallen deines frohen, an dem milden Feuer der Freude erwärmten oder gar kochenden Herzens, durch eine darauf lastende Atmosphäre düsterer Sorge und schweren Jammers und stummen Elends; und nicht einmal deines! es ist deines Volkes Noth und deiner Nation, die diesen schweren, trüben Nebeldunstkreis bildet, von welchem auf dein Herz nur eine Säule drückt, aber, wie in der wirklichen Atmosphäre auch, um so gewichtiger drückt, je größer dieses dein Herz ist, armer Jude!

Du gehörst dem Volke an, von dem es vorzugsweise gilt, das Wort jenes großen Menschen: Nicht ein reges, lautes, mitredendes, ja mitstürmendes, empfindliches Volk bezeichnet den gedrückten oder gar erdrückten Staat, sondern eines, das friedselig und schweigselig dasteht unter Jammer und Sturm und kaum die Zeitung begehrt. — So stehen im Winter die todten Bäume unter den Stürmen ohne zu rauschen und ohne zu wogen, fest und still, weil die entblätterten Aeste und Gerippe den Wind durchlassen. —

Aber sieh! Der junge rothbärtige Mann hat in seinem begonnenen Satze so plötzlich innegehalten, und nicht wir haben ihn darin unterbrochen, sondern von einer neuauftauchenden bizarren Erscheinung ist seine spähende Aufmerksamkeit so sehr gefesselt worden, daß er die Fortsetzung der angefangenen Rede vergißt. Denn, im Stehen die zu seinen Füßen lagernde Gesellschaft der ernsten Alten stattlich überragend, blickt er mit reger Neugier hinaus in die weite Steppe, wo unter kräftig schallendem Halloh- und Hussaruf ein Reiter auf den volkbelebten Haideplatz zugaloppirt, ein Mann, der so sonderbar auf seinem feurigen Ungarhengste sitzt, als er durch sein ganzes Wesen so sonderbar ihm auffällt. Wenn er nicht einzig durch die Kraft seiner Schenkel sein Rößlein regiert und lenkt, so muß er, wie ein echter Centaur, ein Geschöpf sein mit dem Pferde, ein Wesen Mann und Roß und ein Wille. Wie könnte dieses sonst so sicher Richtung und Ziel seines Weges wissen, da doch der Reiter, wie es scheint, schon seit lange, der Herrschaft über Zaum und Gebiß sich begeben hat; denn der Zügel hängt fast nachschleifend zur Erde nieder, und frei agirt und ficht der Mann mit beiden Armen in der Luft, bald in die Hände klatschend, und bald den breitkrämpigen, strohgeflochtenen Bänderhut in den Lüften schwingend. So, unter fortwährendem und weithin tönendem Jubelruf und Freudengeschrei stürmt er immer näher und näher heran, und sein langes schwarzes Haar fliegt ihm wild um den bloßen Nacken, und — jetzt erreicht er im gestreckten Lauf den Saum des Volksgedränges.

Schon wollen die dichten Maſſen, wie aufgeſcheuchtes Wild, überraſcht und erſchreckt, vor dem tollen Reiter auseinanderſtieben, als auch ſchon das ſchäumende, ſchnaubende Roß mit vorgeſtreckten Beinen, wie gebannt in dem Boden wurzelt; und unter höhnendem, wieherndem Gelächter ſpringt der muthwillige Reiter mit gleichen Füßen zur Erde nieder.

Nein, er iſt doch ſehr ſonderbar, der ganze Mann. Seine gedrungenen, knochigen Glieder ſcheinen die enge Haft der Kleider nicht ertragen zu können, und darum macht das ſchwarze grobe Hemde, welches aber die kräftig gewölbte Bruſt, ſo wie den breiten Hals frei und blos läßt und nur um den Leib, mit den weiten wehenden Gatyen zugleich, durch einen ſtrammen Gurt zuſammengehalten wird, ſeine Tracht aus, welche übrigens durch den ſchon erwähnten Strohhut noch vervollſtändigt wird; denn die leichten, engen Reiterſtiefelchen, die zuweilen unter den faltigen Unterkleidern hervorſchauen, verdienen zufolge ihres ſchlechten Zuſtandes und erſichtlich hohen Alters nicht eigentlich eine Kleidung genannt zu werden, und ſcheinen überhaupt nur der Sporen wegen beibehalten worden zu ſein, die daran ſo prächtig glänzen. Wahrhaft furchterregend und imponirend iſt endlich der dichte, ſchwarze, jedoch mit Grau ſchon bedeutend untermiſchte Schnurrbart, welcher aber dennoch ſteif und keck unter ſeiner ſtarken Adlernaſe nach beiden Seiten weit hinauszielt und dieſem trotzigen, ſonn- und wettergebräunten Geſichte ein recht martialiſches Ausſehen verleiht.

Jetzt hat er ſein treues Thier an einen rohgezimmerten eingerammten Krippſtock angebunden und bringt nun gewaltig durch das Gewühl an ſeinem ſo aufmerkſamen und ſcharfen Beobachter vorbei. Der verliert ihn nicht aus den Augen, auch aus dem wirrſten Menſchenknäuel findet er ihn heraus, und es entgeht ihm nicht, wie er in dem Gewoge auf einmal ſtehen bleibt, und mit der ſchwieligen Rechten über die buſchigen, finſtern Brauen fährt, während ein gedehntes, ſtöhnendes Athemholen ſeine weite Bruſt ſo gewaltſam hebt. Mag ſein, daß er den Schweiß will trocknen, mag ſein, daß er erſchöpft iſt, er hat einen ſcharfen Ritt gethan, — aber — hat ſich nicht ſeine eiſerne Stirne ſo düſter gefurcht? ließ er nicht das ſtolze Haupt ſo traurig niederſinken? und ſchien es nicht, als ob in dieſem Augenblicke der Trübſinn ſein blitzendes Auge wie ein Schleier verhing? — — und ſo mochte vielleicht ſeine Hand ein kummervolles Antlitz beſchatten ſollen, und ſein gedehntes Athmen vielleicht mehr bedeuten als nur dies — einen ſchweren, ſchmerzlich tiefen Seufzer!? — —

Wiewohl, da er nach einem Augenblicke den Kopf wieder hoch aufwarf und weiter ſchritt, war es der muthwillige, tolle Reiter wieder, und wieder daſſelbe luſtige, lachende Geſicht. —

Jetzt iſt er bei den Tiſchen angelangt vor der Schenke. Mit einem entſchiedenen Fauſtſchlag auf den Tiſch begleitet er einen kräftigen Fluch: „Bassam, Janos! ich habe Durſt!“ — und ohne Weiteres ergreift er das volle Humpenglas eines daſitzenden Landmanns, und leert es auf einem Zug.

Wieder dringt, reizend und verlockend, mitten durch das dumpfe Getöse, der süße Klang herüber, von der nimmer müden Truppe — aber ihn ficht das jetzt nicht an, er will satt sein erst.

Wer die Gastlichkeit des Magyaren kennt, insbesondere aber seinen Respekt vor einem Ungar und wackern Reiter, als welchen sich doch der Fremde so glänzend bekundet, der wird sich nicht wundern, daß der so beraubte Landmann nicht nur ruhig geblieben, sondern daß er sogar dem kecken Eindringling in seine Gastfreundschaft, da er sich zu ihm setzte, auch noch freigebig von seinem Käse und Schwarzbrod mitgetheilt, bis daß es des Essens genug war. Nun aber hält es auch den Reiter nicht länger da. Zu verführerisch klingt die neuangestimmte, sinnberauschende Tanzweise in sein Ohr. Er muß nun hin und da mit eines der Mädchen erfassen und im glühenden, wirbelnden Tanze umschlingen, und wahrlich, er bewies sich auch in dieser Kunst als einen nicht minder bewährten und wohlgeübten Meister.

Aber alter Geselle! das wird deinen unberufenen Kritiken wohl wieder nicht recht sein! Auch wirklich höre ich ihn schon seine tadelnde Stimme erheben. Derb schüttelt er seinen Nachbar an der Schulter, um seine Aufmerksamkeit, die auch dieser jetzt dem Tanzplatz zugewendet hat, auf sich zu lenken. „Seht nur an!“ ruft er, „ein bald sechzigjähriger Bursche, wie man sieht, bittere Noth, und so herzfreudig, und tanzt dort mit der Zigeunermagd — nein! das ist der Jude doch nicht im Stand! was sagt ihr!“

„Hast recht Hirsch!“ entgegnete ihm der Angeredete, ein hoch bejahrter Mann, „bittere Armuth, kein Brod im Haus und so herzfreudig — — doch möcht einen das nichts angehen; aber gar der, ich schäm' mich's nur zu sagen, dessen seine Seele hat auch auf dem Sinai gestanden, so wie meine und deine, — wie Du ihn da siehst, den schuftigen Hund, pfui über ihn! es ist ein Sohn Israels!“ — — —

Und warum lagert sich nun mit einem Male ein so entsetzenvolles Grauen auf die gespannten Mienen dieser Männer? warum starren sie so wild aufgeregt ihn an, den Fremden? was ist er ihnen, was sind sie ihm, daß sie auf sein Thun und Treiben ein so scharfes Auge haben? — daß sie nun sich seiner vollen freien Lust so schauernd schämen? daß sie nun in seinem ungezügelten Jubel auch für sich eine so namenlose Schmach zu finden scheinen, die sie jedoch durch ihre wegwerfende Verachtung, so wie auch durch die unzweifelhaftesten Kundgebungen des äußersten sittlichen Zornes zugleich von sich abwenden? daß sie mit einem Worte diese unerhörte, grausenerregende Lustigkeit als ein kräftiges, unwiderlegliches, auf sie jedoch immer geltendes Zeugniß gränzenloser Gesinnungsverworfenheit darzustellen scheinen — wie dies Alles in diesen stieren, von Entrüstung flammenden Augen deutlich zu lesen? — — —

Ein Verrauſchen, ein Verſchwinden
Alles Leben! — doch von wannen? —
Doch wohin? — — Die Sterne ſchweigen,
Und die Welle rauſcht von dannen!
Lenau.

Nicht den Bäumen gleichſt du Iſrael! nicht den todten Bäumen gleichſt du, die da feſt und ſtille ſtehen unter den Winterſtürmen, ohne zu wogen und ohne zu rauſchen — jenem Baume allein gleichſt du, von dem das Märchen ſpricht. Kennt ihr das Märchen von dem Baume?

Es ſtand vor grauen Zeiten ein Baum gar wundervoll auf einer reichen Trift. Sein Stamm, ſo äſtereich, feſt wurzelnd in dem Grunde, ſog allen Segen auf des fetten Erdreichs, auf dem allein er ſtand, und bildete in ſeiner ſchattenreichen Krone der Früchte mancherlei daraus in Ueberfluß. Und er gedieh, und allgemach erhob ſein üppig Mark hoch bis ans Himmelszelt ſein ſegenvolles Haupt zur Schau für unbegrenzte Fernen.

Des Feldes Thiere und die Vögel aus den Lüften erſahen ihn und kamen all herbei und lagerten in ſeines dichten Laubdachs duftvollem Schatten, und niſteten in ſeiner Zweige freundlich kühlem Schutz, und ſie genoſſen ſeiner ſüßen Koſt, und Freude war es um ihn her — allüberall. — Da traf auf ihn aus weiſem Aug' ein drohend ſchreckenvolles Strafgericht, und über ihn verfügte ſtreng des Erdballs heil'ger Wächter, und alſobald ward in Vollzug geſetzt des Richters Ausſpruch. — Und ihn verließ nun, aufgeſcheucht aus ſeiner ſichern Ruhe, Alles was da lebt, und man entkleidet ihn des reichen Blätterſchmucks, und ſeiner Schätze koſtbare Fülle wird ihm genommen, und abgelöſt ſo Zweig als Aſt, gefällt ſodann der ſtolze Stamm. — Verſchwinden ſollt' er von der Erde. —

Jedoch im Grunde tief die Wurzel ſollte lebend fortbeſtehn und ihr ein denkend Herz darum gegeben ſein, den Willen und die Möglichkeit ſo ſegenvollen Wirkens als ſtillen Schatz darin zu wahren und zu bergen, heimlich unvermerkt, und Zeiten, ungezählte, müſſen wechſeln über ihr, und überwuchernd Feldgras ſie in ihrer dunkeln Haft verborgen halten, preis ſie geben jedem Fußtritt, wie ſie preisgegeben iſt dem Thau des Himmels und den Wettern allen, die nicht ihr zum Segen ſind. Denn, lähmend den geſunden Kern der Wurzel und ihres Herzens kräft'gen Willen, ſind ihr ehrne Feſſeln angelegt, auf daß ſie nicht von Neuem ſprieße und ſich empor nicht

ſchwinge zum neuen kräftigen Baume, ehe denn die Zeit gekommen — den Zeiten, ungezählte, müſſen wechſeln über ihr. — —

Noch ſind ſie nicht verronnen dieſe Zeiten, und noch immer brütet dieſes gefeſſelte Herz mit ſeinem unmächtigen aber kräftigen Willen, mit ſeinen reichen, aber thatenöden Gedankenſchacht, vergeſſen und aufgegeben von den friſchen, wirkenden Leben, über reiche aber fruchtloſe Gedanken, und die nun Gedanken bleiben müſſen, bis die Zeit abgelaufen, — und ſo lebt und ſinnt es tief unten im Grunde — und ſinnt — — und ſinnt. — — —

Und ſo lebſt und ſinnſt auch du Iſrael! armer Reſt einer zertrümmerten Vergangenheit, und Wurzel einer ſichern, wenn auch ſpäten Zukunft ſo lebſt und ſinnſt auch du, unbeachtet oder gar vergeſſen von den friſch blühenden Völkern deiner Umgebung, hingegeben deinen alten, merkwürdigen Traditionen, über fruchtloſe, hohle Gedanken, Gedanken von der ungeheuerſten Tragweite, jedoch Gedanken nur, deren Ausführung nicht in deine Macht gegeben.

Wenn in den großen Körpern des zuſammenhängenden Staatenſyſtems auf unſerer Erde die einzelnen Völker nur Glieder dieſes großen Körpers ſind, ſo iſt ſicherlich Iſrael ſein Herz. Aber nicht ſeinen ſanften Eingebungen wollen die Glieder dienen, und dennoch, dennoch hält dieſes mißkannte Herz feſt an ſeinen alten Gedanken und wacht über ihnen, daß es ſie ja nie und nimmer vergeſſe, daß es ſie ja nie und nimmer aufgebe, denn es weiß ja recht wohl, daß dann auch die Wurzel des alten Baumes mitſterben müſſe, ſobald der allein ſie belebende Gedanke in ihr ſtirbt. Und darum brütet Iſrael über ſeinem alten Gedankenſchatze, darum ſinnt es unausgeſetzt und unermüdet, wenn auch thatenleer und erfolglos; es hat nichts anders vor, als zu denken und zu ſinnen, und ſcheut ſogar (als Volk) jede lebenskräftige Regung, die es ja am Sinnen ſtören könnte — — — es cholemt! — —

Das Geſpenſt einer längſt entſchwundenen Zeit feſſelt ſein inneres Auge, und vor ſich ſpähend forſcht es in ſchwanken Nebelgeſtalten einer dämmernden Ferne, während die Flucht der augenblicklichen Erſcheinungen ſchaal und wirkungslos an ſeinem Leibesauge vorüberzieht; die Gegenwart iſt ihm eine zerfließende Welle, und was feſt und glänzend in der Gegenwart ſcheint, das gleicht für Iſrael dem Sterne, der ja auch hell und unverrückbar — ſcheint! — woher? wohin? ſind ſeine ewigen Fragen, und in ſeinen alten Traditionen bewahrt es die ewige Antwort.

Auch noch in einer andern Beziehung ſteht Iſrael eigenthümlich da unter den übrigen Nationen und Völkern der Erde. Wer weiß es nicht, daß bei dieſen die ſtaatliche Einheit als das Product in metaphyſiſcher Ueberordnung über den Elementen ſteht und daß dieſe folglich für die Exiſtenz des Staates (in einem Sinne) auch gleichgiltig ſind; allein bei Iſrael beruht ſein Volksbeſtand einzig auf die Summe ſeiner Individuen und die Summe, als eine blos logiſche Unterordnung, läßt jeden einzelnen Summanden gleich wichtig als einen integrirenden Theil des Ganzen erſcheinen! Und ſo iſt es denn

auch begreiflich, daß die Gesammtheit jeden Einzelnen für ihre Existenz verantwortlich macht; und so ist es denn leicht erklärlich, wenn die Gesammtheit, oder, was diese repräsentirt, ihren vollen Zorn schleudert gegen jeden Einzelnen, der aus den gemeinschaftlichen Interessen freventlich heraustritt, oder wissentlich sich lossagt von dem, was der Summe gemeinsam. Denn ein solcher hat, so viel an ihm ist, die Existenz des Ganzen zerstört, da doch, wenn jeder Eine das Gleiche thäte, die Summe, und somit das Wesen des Ganzen von selbst verschwände.

So ungefähr sind die dunkeln, auch in den Herzen der bärtigen Männer schlummernden Gefühle zu deuten, welche ihnen diese extravagante Lustigkeit jenes wilden Gesellen in einem so verächtlichen, gräulichen Lichte erscheinen lassen, daß sie nur mit Abscheu dem Gedanken Raum geben können, einen Juden in ihm zu sehen.

Es ist dunkel geworden — die schlanke Pappel am Wiesenrande hatte bereits ihren längsten Schatten über den weiten Haideplatz herübergeworfen; es ist, als ob die hereinbrechende Nacht ihr Erscheinen durch diesen warnenden Riesenfinger hätte androhen wollen, und nun beginnt auch schon dieser allgemach in formlose Dämmerung zu verschwinden. —

Die Nacht zieht herauf.

Es ist kühl geworden; aber heißer wird's, wie's scheint, in den weinseligen, aufgeregten Köpfen der wilden Zecher und jene dichte Gruppe dort hat nichts Gutes im Sinne. Nicht auf Frieden deutet ihr wild Geschrei. — — Und horch! Diese heisere Baßstimme, die alle die andern übertönt — es ist der tolle Jude wieder! — wie wird das enden? —

Auf dem Hügelrücken die Männer dort strengen umsonst ihre Augen an, die Dunkelheit zu durchdringen, denn nur die Massenbewegungen lassen sich unterscheiden. Immer stürmischer wirds da unten, immer dichter wird der lärmende Haufen und nur noch die Zigeunertruppe steht müßig gaffend da und genießt nun auch ihrerseits ein Schauspiel, wie sie vorhin eins gegeben. Jetzt hat der Mond seine volle Scheibe am Horizonte hoch genug heraufgerückt und sein bleicher Silberschimmer beleuchtet matt die Scene; aber grell und unheimlich fällt sein Strahl auf des trunknen Juden wuthverzerrt Gesicht. So gewahrt ihn auch eines der Weiber aus der gaffenden Truppe und sie winkt ihm eifrig und ruft ihm zu, jedenfalls etwas Unheilvolles, denn der schadenfrohe Zug, der sich dabei über ihr scheußlich Unholdengesicht ergießt, hätte ihn unfehlbar müssen erbeben machen. Allein er bemerkt sie nicht und hört sie nicht und sie muß sich Bahn zu ihm erkämpfen. Jetzt umkrallt sie mächtig seinen thätigen Arm und: „Heimgeritten!" schreit sie ihm ins Ohr, wilder Wolf! bist lange weggeblieben! Heimgeritten! sag' ich Dir, und überleg' Dir fein, ob Du wirklich tauschen magst: Deine kranke Tochter für einen gesunden Enkel! he?

Diese Worte haben die Männer auf dem Hügel unmöglich hören können und mit um so größerem Befremden bemerken sie daher, wie den so

kräftigen Juden plötzlich eine erstarrende Lähmung überfällt und der Mark erschütternde Schmerzensschrei, der sich seiner schwer getroffenen Brust entringt, schlägt herzzerreißend an ihr Ohr. Es war ein Schrei, wie ihn nur die Löwin ihrem geraubten Jungen nachbrüllt, ein Schrei, auf den die andern Stimmen alle schwiegen. Plötzlich rafft er sich auf, wie mit Riesenarmen wirft er ganze Menschenhaufen vor sich nieder, und wie der Sturmwind fährt er dahin und wirft sich seinem treuen Thiere auf den Rücken. Das Roß zuckt unter ihm erschrocken zusammen und entfährt in rasenden, schwindelerregenden Sätzen in den nächsten Augenblicken den Augen der nachstaunenden Menge.

Es ist tiefe Stille geworden — nur noch schwach tönt der ferne Hufschlag aus der Steppe herüber — das Volk auf dem Haideplatze hat sich nach und nach verlaufen und verloren; — — es ist öde geworden. — Auf dem mondbestrahlten Hügelrücken steht die Gruppe noch der bärtigen Männer, versunken in der stillen Andacht des rechtzeitigen Nachtgebetes. Es ist fromm in ihrem Gemüthe; jenes schrecklichen Aufschreis schriller Hall tönt noch immer fort in ihrer Brust; — — es ist ja doch ihr Bruder! —

In der Synagoge.

Und so liegt denn ein ganzer Goldschatz von Liebe, wenig sichtbar, als bis auf ein kleines Flämmchen in der Brust verborgen, bis ihn endlich ein Geisterwort hebt und der Mensch den alten Reichthum entdeckt. Jean Paul.

Wir haben uns durch die Vorführung der bis jetzt beschriebenen Scene die Verpflichtung gegen Dich aufgeladen, geneigter Leser, Deine in Betreff dieses so auffälligen Mannes vielleicht erregte Neugierde schleunigst zu befriedigen. Allein, mit Dir aus gleicher Quelle können wir nur schöpfen, mein freundlicher Leser, und auch für uns war das Auftauchen, sowie der ganze Verlauf des unserer Anschau dargebotenen Bildes, viel zu flüchtig, viel zu nebelhaft, als daß wir daraus hätten gründliche Belehrung holen können. Denn gestehen wir es nur gleich: hehr und streng ist uns die Muse, keine Frage gestattet uns an sich die Göttliche, sie erzählt uns nicht und zeigt nicht anders ihre Gunst für uns, als daß durch ihre Huld dem Auge unserer willigen Phantasie Erscheinungen und Bilder sind gewährt, Erscheinungen voll tiefen Sinns und Bilder schöner Deutung; als daß sie huldvoll uns, um diese aufzufinden, heimlich leitet, auf sichern Wegen magisch führt, wenn uns die Spur verläßt, und können wir nichts anderes dann, als schmucklos wiedergeben, das was wir selbst gesehen. Auch ist uns nicht, wie bessern Günstlingen, gegeben, die Anschau zu vertheilen, auf zweierlei zu

gleicher Zeit mit unſerm Sinn zu haften, und ſo müſſen wir Dich bitten, geliebter Leſer, uns freundlich nun zu folgen, wenn wir aufs Neue zu ſuchen gehen, was uns Befriedigung ſoll geben.

Fremd war, wie wir geſehen, uns Allen dieſer Mann, uns Allen, denen er Intereſſe abgewonnen. So wird es wohl gerathen ſein, in Umgebungen von näherer und reicherer Beziehung auf ſeine Perſon ihn zu beobachten und am Beſten zwar in ſeiner Heimath, und dahin, ſcheint es, hat ihn ja an jenem wilden Abend ſein fliegend Roß davongetragen, als ihn die böſe Kunde rief. So folgen wir der Richtung dieſer Spur.

Schon angelangt am Saume faſt der meilenweiten Steppe, entdecken wir, noch fern von uns, die kleine Stadt aus Morgenſonnennebeln im Umriß ſich entfalten, die unſerer Vermuthung nach, auch unſern „wilden Wolf“ in ihrer Menſchen Zahl umſchirmend mitzählt.

Allein wir fürchten ſehr im Ghetto nicht der kleinen Stadt (wo er doch hingeführt) als heimiſch ihn zu finden. Denn gar zu ſchroff und feindlich ſtehen ſich die ruhigen, von einer ewig gedrückten Stimmung düſter umlorten, ſtets nüchternen Sitten der Bewohner dieſes Stadttheils und die ſeinen, die wir ſchon zur Genüge kennen, einander gegenüber, als daß er im Schooße ihres ſtillen Verbandes behaglich ſich hätte fühlen können. Siehe! hart vor unſern Augen die kleine Hütte da! warum gewinnt ſie nun mit einem Mal ſo viel Bedeutung doch für unſre Acht?

Einſam, noch auf freier Steppe ſteht ſie da, kahl, wie die Landſchaft hinter uns und unerquicklich, wie der dürre Grund, auf dem ſie ſteht, und zieht uns dennoch mächtig an, daß wir verweilen müſſen, um in das Innere ihr zu ſchauen. Der enge Raum, ihr einziges Gelaß, enthüllt ſich unſerm Blick und wir gewahren jetzt den heimlichen Magnet, der uns hier hergelenkt. — Der Mann iſt's, den wir aufgeſucht, es iſt der „wilde Wolf“! — Ach! nichts Wildes mehr in der ganzen Haltung, nichts Wildes in dieſem trüben Blick. Auf ſeiner Wange, ſonſt ſo weinig roth, welch bleicher Gram hat nun ſich eingeniſtet! Und warum ſo gallig finſtern Ausdrucks kauert er auf plattem Tenneboden ſo in ſich gekehrt und ſtumm? Sein ſchwergebeugtes vorgeſtrecktes Haupt, als könnt' es ferner nicht die eigne Laſt ertragen, iſt nun geſtützt auf eins der Knieen, das er mit beiden Armen eng umflicht. O! ſchwer und hart muß das Geſchick geweſen ſein, das dieſes kühne Haupt ſo tief hat beugen können, ob dieſes gleich hinwegzuleugnen die ſtolze Miene ſich vergeblich dennoch müht. — So mag es der vom Sturm zerſchellten Eiche ſein, wenn ſie nach langem Widerſtand dem Meiſter endlich doch darniederliegt! So ſtolze Trauer ſpricht, ſo trotzig tiefen Gram verräth ſein vorgequollen Auge, dies Auge mit ſo trübem Blick, das leuchtender doch aufblitzt, wenn ſein Licht auf das Geſchmeide jählings fällt, das dort im finſtern Winkel lehnt. Ein Laſſo iſt's und eine blanke Lanze, die dort die kahle Lehmwand zieren und die ihm fröhliche Erinnerungen vorzu-

gaukeln ſcheinen, um dann die tiefe Nacht des ſtummen Harms noch trauriger zu machen.

Und dann ſein Lederwamms, nach Kriegerart ſo ſorglich aufgeſchnallt — was klafft ſo weiter Riß an ſeinem obern Saum?

Ein ſtöhnend Athemholen droht faſt die Bruſt ihm zu zerſprengen — wir haben einmal ſchon ſo ſeufzen ihn gehört — verſtohlen gleitet dann ſein Blick zur Seite nieder, und auf dem Boden, eine Mulde fällt uns auf mit Linnen ausgepolſtert — ach! es liegt ein neugeboren Kind darin!

Ein ſtämmig Weib tritt mit Geräuſch jetzt in der Hütte friedlich ſtillen Raum; es iſt die Wärterin, vielleicht Ernährerin, doch ach, die Mutter nicht des Kindes. Es iſt ein fremd, ein ungeſchlacht Magyarenweib. Sie keift und zankt und wagt es ungeſtraft, des Mannes Zorn zu reizen; und doch — ſie weiß recht wohl, ſie hätte ſonſt ihm das nicht bieten dürfen, dem „wilden Wolf".

Es iſt vieles anders geworden in dieſer letzten Zeit. Allein wir werden wohl Belehrung hier vergeblich ſuchen, denn nur ſein Dach iſt's, was wir hier gefunden und ſeine Heimat nicht. —

Du haſt ohne Zweifel zuweilen ſelbſt ſchon die Bemerkung gemacht, lieber Leſer! daß jede Natur-Scene und jedes Naturereigniß von ſeiner rührenden und erhebenden Schönheit ſo unendlich viel verliert, ſobald ſein Schauplatz im künſtlichen Reiche der kalten Menſchen liegt, oder ſobald du es aus dem Fenſterglaſe deines ſteinernen Hauſes anſehen mußt. Sieh'! ich wende mich an dich, weil ich hoffe, daß du noch unermüdet mir auch ferner folgen willſt auf dieſer Wanderung. Wir ſind in einem weiten Thale, von Sorgen leicht und über uns den Himmel. —

Sprich! iſt es nicht ſo übermenſchlich ſchön hier draußen im Freien? Iſt es nicht ergötzlich mit anzuſehen, wie dort hinter dem ſchwarzblauen, weiten Wald das tief-azurne Himmelsſtück ſo mälig immer heller wird, und wie das weiße Licht von dort aus ſich ſo nach und nach auf dieſe ganze Gegend ſenkt — ſo weit dein Auge reicht? — Jetzt kannſt du ſchon die Felder unterſcheiden, und die fetten, grünen, buntbeblümten Wieſen, zwiſchen welchen du auf ſchmalen Wegen wandelſt. Noch iſt's ſtill und dämmerig und tiefe Ruh'; nur der ſcharfe Frühwind zieht, und dort im Walde rauſcht es dumpf, und die bewegte Luft iſt faſt ſichtbar zwiſchen den Bäumen, und du glaubſt zu hören, wie ſie dort viel anzuordnen hat, und Etwas vorbereitet. So rauſcht es dort geheimnißvoll. Jetzt ziehen dünne Nebel fort, und Niemand weiß, wer ſie hervorgerufen, und wer hinausgeſandt!

Schau dort! am Waldesſaume, ein Kaninchen iſt hervorgehüpft, macht ein Männchen, guckt dich wichtig an, thut als wär' es mit dabei geweſen, wie man drinnen tief die Nebel hat zurecht gemacht — jetzt, auf einmal reißt es aus, querfeldein — der Löffler! er eilt — ſein Frühſtück ſich zu mauſen!

Nun, ich wette, dir iſt's auch ſo wohl und ſelig hier, wie dieſem kleinen Schelm, wie hoch zwiſchen Tannenzweigen dem luſtigen Eichhörnchen oben, das auch ſchon munter worden.

Es iſt dies freilich im Grunde doch ein leichtſinnig müſſiggängeriſches Leben, wie's die im Walde führen, ſo ohne alle regelmäßig nützliche Beſchäftigung. Aber da iſt weiter nicht zu helfen! das macht, ſie haben keine — Schule, und ſind auch gram geworden aller Cultur. Denn ſieh! ſie haben da einen fernen Sipp in der Stadt, der zu vielerlei gar nützlichen Hantirungen und Künſten, als ſehr gelehrig und geſchickt, von geduldigen Meiſtern iſt unterwieſen und erzogen worden. Dieſer pflegt von Zeit zu Zeit mit ſeinen Meiſtern auf Beſuch zu kommen in den Wald; da fanden ſie, er ſei ganz anderer Natur geworden, äußerſt „practiſch" zwar, allein, der Himmel weiß, ſehr unangenehm zugleich. Er thut ſo fremd, ſo ſtolz, und fahren denn inſonderheit die armen Haſen ſchlimm, wenn er erſcheint; und auch der ganze Wald erſchrickt, wenn er in ſeiner ſchrecklich rauhen, barſchen Sprache auch nur von fern ſich hören läßt. Du kennſt ihn wohl, man ſieht ſehr häufig ihn und ſein Geſchlecht in jeder Stadt, er iſt da viel verwendbar, nützlich gar, und kehrt auch niemals wieder in den Wald zurück; denn wahrlich ſie paſſen nun und nimmermehr zuſammen, der leichte, heitere, gemüthlich-fröhliche Wald, und der gar ſo „practiſche".

Schau! jetzt iſt's auch in den Lüften lebendig worden! höre doch dieſen Vögelſchwarm! Ich glaube, die ſehen die Sonne ſchon, ſo hoch wie ſie geſtiegen. Die Luft iſt nun mit Einem Male durchſichtig und klar — wo ſind die leichten Nebel hin? — Jetzt! jetzt! dorthin ſchau! Des Morgenhimmels glüh'nde Purpurröthe iſt allmälig bleich geworden, und das große Licht, es zittert allgemach herauf, und ein goldig-rother Glanz deckt die weiten Wieſen, und jedes Hälmchen, jede Spitze trägt ein glitzernd Sonnenſternlein und die Demantpracht der Farben blendet dein entzücktes Auge. —

Es liegt der Thau! — — —

Sprich! iſt es dir nicht herzlich leid, jetzt einzuwandern in die graue Stadt, in dieſen regelrechten, kunſtgeformten Stein- und Schutthaufen, der dir im Thale vor Augen liegt. Ein dichter, ſchwerer, gräulichweißer Schleier überdeckt die Häuſermaſſe, und verhüllt ſie deinem Blick. Das iſt kein Morgennebel, das iſt ungeſunder Qualm, und auch das milde Auge des warmen Lichts hat ſich auf ſie noch nicht geſenkt; und in den Gaſſen iſt es dumpf und düſter und todt.

Mit ſtarren, finſtern Fenſter-Augen glotzen dich die öden Häuſer an;

deiner Füße hallender Tritt weckt ein mattes Echo, das dir selbst in deiner Seele bange macht.

Die Sonne steigt, der Nebelqualm beginnt zu sinken; es zieht ein wässeriger Hauch durch die trübe Luft, und bald bedeckt ein dunstig feuchter Niederschlag den trostlos fahlen Grund.

Das ist Stadt-Thau!

Schläfrig-gähnend knarrt ein Hausthor auf, und gähnend, schläfrig schlurft die Magd im trägen Schritt zum Wasserbrunnen hin; träg und schauernd kehrt sie wieder, und es schließt das Haus sich wieder.

Oedes, grauenhaftes Schweigen um dich her — vereinsamt und gelangweilt stehst du da — unendlich lange; und doch wagst du nicht dich zu regen und Geräusch zu machen. Allmälig wirkt entschiedener das Tageslicht und verscheucht die traurige Undeutlichkeit der Dämmerung; jedoch aus deiner Brust die bangen Zweifel nicht. Dir ist, als ob ein böser Zauber Alles um dich her gebannt, und nur an dich vergessen hätte; was gäbest du nicht um ein freundlich Menschenangesicht. Denn wahrlich, nirgends lastet sonst so niederdrückend und beklemmend lautlose Stille auf dem Menschengeist, als mitten auf dem Ringplatz regen Treibens, im Herzen einer volkbelebten Stadt — die eben schläft.

Horch! schien dies nicht auch, als träfe dein lauschend Ohr von schweren Tritten ein gedämpfter Schall? Oder hat vielleicht der harte Flügelschlag jener scheu aufflatternden Dohle das Gehör getäuscht? — — Nein! aus diesem Seitengässchen tönt es deutlicher herauf; gedulde dich, man kommt.

Ein alter Mann! gar dürftig anzuschaun, was stört ihn auf so früh? — An einer Last von dünnen Kerzchen scheint seine Rechte schwer zu tragen, und in der Linken hängt ein mächtiger Schlüsselbund. So geht er blöden Blicks an dir vorüber und achtet deiner nicht. Seltsam! seine dünnen, blassen Lippen sind in hastiger, bald zitternder, bald heftig zuckender Bewegung. Jetzt will er um die Ecke biegen; wir folgen ihm. Aus Neugier? — Aus Furcht vielmehr in der unheimlich stillen Einsamkeit zurückzubleiben.

Vor einem großen Hause bleibt er stehen — kein Wohngebäude offenbar, und einer seiner größten Schlüssel öffnet mit Getöse den schweren Pfortenflügel. Eine feuchte, moderige Luft weht aus einer finstern Halle nicht einladend uns entgegen; aber eben diese mysterienreiche Dunkelheit der Halle ist uns so vielversprechend, daß wir dem Führer in das eigentliche Haus zu folgen kein Bedenken tragen. Vor der Eingangspforte auf der Stufe weilt er abermals und das bewegliche Lippenspiel gewinnt an Lebhaftigkeit und endlich beschließen tiefe Verbeugungen in das leere Haus den momentanen Aufenthalt.

Nun dürfen wir mit ihm hinein. Da steht im Schiffe Pult an Pult und Sitz an Sitz nicht eben in erquicklichster Ordnung, doch zeigt uns dies, daß wir in einem Versammlungshause uns befinden, und daß die Menschen erst, wenn sie drinn sind, ihm den eigentlichen und bezweckten Werth ver-

leihen. Jetzt aber ist's hier im stockhohen Hause menschenleer und wird dem Auge nichts geboten in dem großen Raume, nur die Tribüne fällt uns auf in Mitten, und die Stufen, die — du merkst es wohl — zum Tabernakel führen; denn in einer Synagoge sind wir jetzt.

Von den hohen Decken schweben an langen Eisenketten nieder viele Hängeleuchter und unser Führer geht daran die mitgebrachten Kerzchen aufzustecken. Das muß verborgene Bedeutung haben, an einem gewöhnlichen Morgen für das gewöhnliche Frühgebet einen so solennen Aufwand zu machen.

Im Uebrigen ist's hier so traulich still. Wir lassen uns in einem Sitz behaglich nieder und hängen, während wir der langsamen Geschäftigkeit unsers Cicerone mit den Augen folgen, unseren eignen Gedanken nach.

Er scheint in dieser Dunkelheit zu Hause, oder doch eingewöhnt zu sein, so geläufig ist sein Thun; und doch — 's ist wirklich dunkel hier. Die langen, schmalen Fenster verrathen zwar den hellen Tag von außen, doch lassen sie nur den spärlichsten Schimmer ein, so verkehrt sich engend sind ihre Nischen angelegt.

Die Finsterniß ist künstlich hier und reicht doch hin, den Mangel allen Schmucks zu zeigen. An den hohen, düstern Mauern suchen wir vergebens irgend ein Zeichen, ein Symbol des Geistes, der hier weht in diesem Hause. So kahl ist alles, so nackt. Die Thora selbst, die ihn enthält und lehrt, den Geist des Judenthums — ist unsichtbar, ist wohl verborgen und verwahrt, dort oben in der Lade, und auch diese hüllt ein Vorhang ein.

Und wohl kann auch der bloße Anblick *keines* Buchs schon schließen lassen auf den Geist, und seinen Sinn verrathen. Und gar *dieses*, dessen tiefverborgene Weisheit nach schon tausend- und abertausendjähriger Forschung dennoch jeden Denker von Neuem wieder anregt, und gar gewaltig treibt die *Wahrheit* aufzusuchen und zu finden. Nicht die *Rolle* darf Symbol der Lehre sein, die in ihr ruht, und scheint es auch eine zwar pietätvolle, aber nichtsdestoweniger *meidenswerthe Verirrung* der Gottesfurcht, die auch dem Pergament Verehrung zollt.

Zu Füßen der hölzernen Stufen, die zum Tabernakel führen, ist ein isolirter Doppelsitz angebracht. Der Schames (dafür halten wir ihn längst) ist in diesem Augenblick beschäftigt, mit herbeigeschleppten Polstern beider Sitze Brett und Lehne zu bekleiden. Aus einer Ecke holt er dann ein kleines Fläschchen und eine harpunenartige Hakenstange, deren Spitze mit einem Endchen Wachsdocht versehen ist, und besteigt die Stufen bis zur Mitte ungefähr. Vermittelst des Hakens zieht er dann eine winzige unscheinbare Ampel, die da an Schnüren um fixe Rollen hängt, tief zu sich hernieder. Und wir gewahren jetzt den matten Feuerschein, der zwischen dieses engen Ziegels Wänden zittert. Aus der Flasche gießt er Oel hinein, und es gelingt ihm dann, an dem ersterbenden Flämmchen sein Wachslicht anzuzünden.

So ausgerüſtet geht er an den erſten Hängeleuchter, um ihm das Licht des Kerzchens mitzutheilen, als die erſten Synagogenbeſucher mit überraſchten und erſtaunten Mienen auf der Schwelle ſichtbar werden, und bald gruppirt ſich die kleine Schaar der zeitlichen Gäſte wie auf Kommando um den Schames, der doch um das Geheimniß der Feſtlichkeit Genaues wiſſen muß. Der aber guckt, unbekümmert um ihre Neugier, eifrig an den Hängeleuchter hinauf, und verſteht durch zeitweilig angebrachte Grobheit alle Fragen abzuſchneiden, und die Wichtigkeit ſeines Amtes, die ſo ſelten Gelegenheit ſich breit zu machen hat, in dieſem Falle gehörig auszubeuten.

Neue Ankömmlinge, die bald gedrängter auf einander folgen, werden mit ihren Fragen in gleicher Weiſe abgewieſen. Unterdeſſen gedieh das dem Schames anvertraute Werk der Erleuchtung unter ſeinen fleißigen und geübten Händen, und eben war er noch bemüht, die letzten Kerzen anzuſtecken, als ein Mann eintrat, rund und feiſt, mit einem ſo beſchränkten Geſichtsausdruck, daß man hätte glauben ſollen, es ſei auch ſeine Seele feiſt und könne ſich nicht recht bequemlich regen. Der nahm ſich nicht die Mühe überraſcht zu werden, ſondern trat ſogleich zum Schames hin: „Was Neues, Beer? — ein Briſſ'? Wer, he?“

Nun war aber der Fragende einer der wichtigern Gemeindeglieder, er hatte nicht nur ſeinen eigenen Sitz, ſondern war ſogar unmittelbarer Vorgänger des jetzigen Synagogenverwaltets (Gabbe) geweſen, und doch reichte dieſes Alles nicht an die Eigenſchaft, daß er ſich oft zum Thoraleſen „aufrufen“ ließ, was jedesmal eine kleine Spende für die Bedienſteten abwirft; und man begreift, daß dieſe letzte Tugend in den Augen des Schames ihn beſonders hob.

Ihm durfte er demnach nicht ſo rückſichtslos begegnen, hatte aber dies Mal doch nicht Luſt zu antworten, dafür die Geiſtesgegenwart, daß er ſeine unausgeſetzt „bräbbelnden“ Lippen mit der ernſteſten Miene von der Welt ſchnell und heftig arbeiten ließ. Und nun mußte man wohl, als wegen der Annahme, er ſei eben in der eifrigen Recitation irgend eines Pſalms begriffen, ſein unmanierliches Schweigen ſchon entſchuldigen.

Auch begab ſich der runde, feiſte Mann daher auf ſeinen Sitz, aber, wie man ihm wohl anſah, ziemlich verdroſſen, und ungeduldig, erſt der nächſten Stunde die Befriedigung ſeiner Neugier überlaſſen zu müſſen. Dennoch tauchte wieder eine neue Hoffnung in ihm auf, als bald neue Leute kamen, und dieſe riß den Wißbegierigen zu der Ungebührlichkeit hin, daß er mit lauter Stimme über einige Sitze weg einen der zuletzt Gekommenen um Auskunft bat. Nun iſt zwar dies eine Verletzung der heiligen Stille im Gotteshauſe, und in der That eine Ungebührlichkeit; deſſenungeachtet aber war's in jenen grauen, längſt verſtrichenen Jahren eine ſo ſehr eingeriſſene, ſo ſehr zur Gewohnheit gewordene Unart, daß ſie ſogar, wie wir ſehen, dem Ex-Gabbe entfahren konnte, der doch am Wenigſten hätte ein ſchlechtes Beiſpiel geben ſollen.

Nun hatte freilich der Angeredete, der selbst erstaunt in das Bethaus getreten war, keine genügende Antwort auf die Frage, welche Mutter eines Knaben gewesen sei (und doch macht dergleichen sonst in einer Khille wie ein Laufeuer schnell die Runde); er wollte aber doch, mehr aus Höflichkeit als aus Ueberzeugung, durch eine kühn combinirte Vermuthung auf die Spur verhelfen, welcher hinwieder ein Dritter aus einem fernen Winkel herüber energisch widersprach. Ein Vierter an dem entgegengesetzten Ende des Hauses versuchte jetzt aus freien Stücken seiner eigenen Conjunctur zur Lösung dieser wichtigen Frage Geltung zu verschaffen, und so entstand nach einigen Augenblicken ein ziemlich lärmender Streit, der schon unter allen Umständen die Grenzen des Anständigen bei Weitem überschritt. Obgleich nun dieses selbst nichts Seltenes war, so hielt es der noch immer „bräbelnde" Schames, der sich im Grunde an diesem lebhaften Streite sichtlich weidete, diesmal dennoch für angemessen, der Zügellosigkeit Einhalt zu thun und er ließ deshalb auf den Tisch des Almemors einen kräftig wiederholten Faustschlag dumpf erdröhnen.

Eigentlich aber wollte er sich, ohnehin gekitzelt von dem süßen Gedanken, ausschließlich und ganz allein im Besitze eines Geheimnisses zu sein, über dessen Lösung sich alle so vergeblich die Köpfe zerbrachen, auch noch für so manche Demüthigung, die mit seiner dienstbaren Stellung fast unzertrennlich verknüpft ist, und die er in und außer dem Gotteshause so oft erfahren muß, die Genugthuung gewähren, jetzt einmal die volle Gewalt seiner Autorität hervorleuchten zu lassen.

Nun aber, sollt ihr wissen, hat auch so ein abgedankter Gabbe aus dem beschwerlichen Dienste der Oeffentlichkeit ein sehr reizbares, und was den Ehrenpunkt betrifft, äußerst empfindliches Gemüth in sein stilles Privatleben mit zurückgebracht. Es wurmte ihn daher tiefinnerlich, daß der brummige alte „Beer" mit unter den anderen auch *ihn* sollte zur Ruhe gewiesen haben, und überdies mit vollem Recht und aus Amtspflicht — ihn, der doch vor noch nicht gar langer Zeit im Amte so hoch *über* ihm gestanden, wie er immer noch im *Ansehen* so hoch über ihm steht. Denn er war ja, mit ihm verglichen, so wohlhabend, reich sogar, wie man's an Allem ansah. Und freilich wohl, wäre er denn sonst auch Gabbe gewesen? —

Nicht etwa soll damit gesagt sein, als sei dies damals das *einzige* Verdienst gewesen, welches auf Erlangung einer solchen Ehrenstelle Anspruch gab; es soll damit nur auf die in den Gemeinden ehemals gewohnte Uebung hingewiesen werden, daß man stets den vom Glücke mehr Begünstigten auch die Bekleidung von Ehrenämtern zuwies, oder ihnen doch, unter sonst gleichen Umständen, in der Beziehung den Vorzug gab. Auch läßt sich's begründen: Einmal, weil man ihnen eine ungetrübtere Muße, und daher fröhlichere Bereitwilligkeit für die Ausübung ihrer übernommenen Pflichten zutraute, und dann — gehorcht es sich auch angenehmer solchen Männern, von denen man weiß, daß sie mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auf *viele*

Wochen hinaus ihren Tisch versorgt haben. Denn worin, sagt, bestünde sonst der Vorzug so kleiner Reichlinge vor den anderen Leuten, die so demüthig thun, weil sie ihr täglich Brod sich täglich schaffen müssen.

Reich also war der Mann, und auch lange noch so unmächtig nicht, wie du wohl glauben magst, alter, grämlicher Beer! — Unterstand nicht noch immer die Verwaltung wenigstens Einer Kasse seiner Leitung? — mußt du nicht ihn um die Pfennige angehen, die du für die Speisung der ewigen Ampel (Ner tomid) brauchst, und hat er die Aufsicht nicht über die Wartung selbst dieser Ampel? — Das soll dich kirre machen, alter, störriger Beer!

Eine ähnliche Maßregel, wie das verschmitzte Lippenspiel des ungefälligen Schames, war auch der Kniff, den der tiefverletzte Gabbe jetzt in Anwendung brachte. Nach einem minutenlangen, mürrischen, in sich gekehrten Sinnen, warf er plötzlich, in dem schönen Bewußtsein des eigenen Werthes, den dicken Kopf stolz und gemessen auf, und ließ dann wie zufällig seinen Blick auf jener Ampel des ewigen Lichtes haften. Sie oscillirte anhaltend und heftig und ihn schien das Spiel zu interessiren, so aufmerksam folgte er ihren Bewegungen lange mit den Augen. Es kam ihm endlich vor, als sollten ihre Pendelschwingungen gar kein Ende nehmen. Ach, es war ja dies die einzige Koketterie, mit der die Arme es zu wissen that, sie sei so eben neu versorgt und vorgerichtet worden. Wie hätte man es sonst auch wissen können?!

Ob wohl du, mein armes Lämpchen, das gesuchte Sinnbild sei'st? — Wer merkt auf dich? — wer denkt daran, daß es dir entströmt sei dieses große Feuermeer, welches jetzt tim ganzen Hause mit mattem, unangenehmem Zwielicht aller Augen blendet; — daß du's enthieltest, schon da es dunkel war, wenn auch „wenig sichtbar nur, als bis auf ein kleines Flämmchen." — Und doch blieb's dunkel um dich her, und hatteſt nicht die Kraft, die Finsterniß zu durchbrechen! Keine Flamme! Docht und Schnuppe hindern dich, und das Gefäß auch trägt die Schuld, so dich birgt, und das, verwahrlost und so gräulich schmutzig übertüncht, dein reines Licht entstellt, und deinen hellen Strahl nicht durch will lassen!

Lange hatte der Gabbe seine ausdauernde Aufmerksamkeit jener Lampe zugewandt und er wartete so nur den Moment ab, wo ein auf den Schames ausgesandter Zornesblick der Wahrnehmung desselben nicht entgehen konnte und nun fixirte er ihn mit durchdringenden Augen. Dieser, der seinen Mann sehr wohl kannte, gewahrte und verstand das ominöse Augenspiel, er merkte, es solle jetzt ein Zänkchen geben, und glotzte ihn erwartungsvoll mit dummen Augen an.

Mit einem faulen Fingernicken und einem Achtels-Augen-„Zwinkern" winkt er ihn zu sich heran. Er kam so eilig als es anging, ließ jedoch aus Vorsicht schnell wieder einen stillen Psalm über seine Lippen laufen.

„Beer"! fuhr er ihn an, — doch wir wollen lieber nur der langen leisenden Rede kurzen Sinn herſetzen: er hätte nämlich für die bevorſtehende Feſtlichkeit eines Briss auch das ewige Licht recht hell ſollen brennen laſſen, wie das in der Gemeinde ſo alte Sitte war.

Der Schames war wohl von dieſem plötzlichen Ausbruche eines ſo wortreichen Mißvergnügens von ſeinem quasi Vorgeſetzten keineswegs überraſcht, ſein Geſicht blieb auch das gleiche, dumme während der ganzen Standrede, und doch konnte man an der erhöhten Agilität ſeines pagodenartig klappenden Lippen-Mechanismus gegen Ende des bei den Haaren herbeigezogenen Zankes eine gewiſſe Ungeduld und ziemlichen Verdruß bemerken. Er war ſchlau genug, die Falle zu ahnen, und hinter dieſem ganzen Eifer nur Neugier zu ſuchen. Ein Wort, daß wußte er, mußte zu Beider Befriedigung Alles gut machen, nicht nur den Neugierigen belehren, ſondern ihn auch in Betreff jener ihm ſo hart vorgerückten Unterlaſſung entſchuldigen, ſogar, wie er glaubte, beinahe rechtfertigen. Dies drückte offenbar die abwehrende und verächtlich wegwerfende Handbewegung aus, mit der er die leicht bemerkliche Ueberſtürzung ſeines ſtillen Pſalms begleitete; denn um nicht maſik ſein zu müſſen und dennoch möglichſt bald dies Eine Wort hervorzuſtoßen, beſchleunigte er im höchſten Grade die ſchwindelnde Haſt ſeiner Andacht. Dabei war es komiſch anzuhören, wie ſeine haſtende Ungeduld ſchon den letzten Verſen des Pſalmes Hauch und Stimme gab, und denſelben Rhythmus und denſelben Ton des Unmuthes und der Entrüſtung einer gekränkten Seele, mit welchem er die eigentliche, wie in einem Guſſe unmittelbar ſich anſchließende Antwort ausſtieß; und noch komiſcher, wenn man ſich zugleich die Mühe gab, auch auf den Sinn dieſes gedankenlos hervorgebrachten Verſes einzugehen.

Die von Beiden ſo heiß erſehnte Antwort hieß:

„Eh! der Zigeuner aus'n Mokem!" und gewiß dachte er nicht an das, was er ſo eben nachdrücklich recitirte: „Ueberſatt iſt unſere Seele des Hohnes derer, die ſich ſicher wähnen, und von Verachtung Uebermüthiger"; auch fühlte ſich der Gabbe nicht getroffen, ihm klang dies Eine nur im Ohr: der Zigeuner aus'n Mokem!

Wir können nicht dafür, lieber Leſer! daß wir alle Anführungen ſo gewiſſenhaft getreu dir wiedergeben müſſen, ſelbſt auf die Gefahr, daß dieſe Mundart dir mißfallen ſollte. Jedoch, ſo weit wir es im Stande ſind, findeſt du uns auch gern bereit, die richtige, vielleicht auch nöthige Erklärung beizufügen. Ohnehin bleiben wir geraume Zeit uns ſelbſt überlaſſen wieder, und unſere Muße wird durch Nichts geſtört. Die Räume haben ſich gefüllt, der Vorbeter hat ſein Amt ſo eben angetreten. Ich fühle mich veranlaßt, hier ausdrücklich zu wiederholen, was bereits im Eingang unſerer Erzählung iſt angedeutet worden, daß nämlich der Zeitraum der Ereigniſſe in dieſem Theile derſelben in das letzte Viertel des 17. Jahrhunderts fällt, und in jenen Zeiten darf es nicht ſeltſam erſcheinen, auch an ganz gewöhnlichen

Tagen faſt die volle Gemeinde in der Synagoge verſammelt zu ſehen. O nein! es iſt rührend vielmehr und in den Zeitverhältniſſen begründet, daß ſie hier zuſammenkommen, hier wenigſtens an jedem Morgen ein Rendez-vous ſich geben, und auch treulich einhalten, weil ſie wiſſen, ſie würden tagesüber fremd einander ſein und fremd unter den Leuten, mit denen ſie verkehren werden, und thut es ihnen wohl, ſo unter den Seinen ſich zu wiſſen und fühlen ſie ſich ſo recht zu Hauſ' und heimiſch hier. Ja, in dieſem Lichte angeſehen, kann man es doch erklären, vielleicht auch entſchuldigen, daß ſie in dem ſüßen, kindlich-frommen Sicherheitsgefühl unter der Allmacht unmittelbarem Schutze, dieſem der Andacht und dem Ernſt geweihten Hauſe die Rechte eines Mutterhauſes und ſich mitunter einem naiv gemüthlichen Tone lauter Geſelligkeit hingeben — und plaudern.

Nach einem eifrigen, mit gedämpfter Stimme fortgeſetzten, dann aber plötzlich abgebrochenen Geflüſter, hatte ſich der Schames wieder auf ſeinen Poſten verfügt, auf das erhöhte Almemor nämlich; der Gabbe hingegen mit einem erſtaunten, jedoch gemächlichem Kopfſchütteln ſich herumgewandt — ſie beten jetzt.

Bedauerlich und doch auch komiſch iſt des alten Schames Lippengallopade anzuſehen. Sein Silbenmühlwerk geht, als hätt' es Noth, den reichen Vorrath zu bewältigen, der jetzt ihm zugeſchoben wird, als hätte er ſich vorgeſetzt, den redewackern Chaſen wett zu machen. Und doch auch geht ihm ganz was Anderes durch den Kopf, und doch auch „nutſcht" er noch an dem Geſpräch, an dem uns ungehört gebliebenen Geflüſter! Sein grauer Bart vermag die Miene nicht zu bergen, die um den breiten bleichen Mund ihm ſpielt, und die etwas von hämiſchem Vergnügen und von vielleicht unbewußtem Tugendſtolz verräth. Der denkt noch an den Zigeuner aus'n Mokem.

Dieſes „aus'n Mokem" war wie ein Wort ausgeſprochen worden, hat aber deſſen ungeachtet den Sinn eines ganzen, freilich eliptiſchen Satzes, und heißt: der außer dem Orte wohnt. Muthmaßlich wird dies hier von Jemand geſagt, dem die Bezeichnung Zigeuner nur als Spitzname aus irgend einem Grunde beigelegt wird. Aber um Alles wollte ich nicht behaupten, daß dieſer Jemand in hohem Anſehen bei dieſen Leuten ſteht; auch hätte man das grimaſſirende Naſenrümpfen nur mitbemerken dürfen, mit welchem der Gabbe dieſe Mittheilung aufnahm, um daraus auf die vernichtende Verachtung mit zu ſchließen, mit welcher man auf dieſen Jemand herabſehen mußte, wenn man überhaupt ihn eines Blickes würdigte.

Das Gebet iſt geendigt. Die Männer in ihren weißen Hüllen, ihrer Synagogentracht, ſtehen erwartungsvoll und nach der Thüre blickend an den „Ständern". Der Schames bringt zu den beiden gepolſterten und decorirten Sitzen einiges Geräth und mit rothem Wein gefüllte Gläſer. Aengſtlich eilt er dann auf ſeinen Almemor zurück, und ſpäht angelegentlich hinaus — läuft dann zum Gabbe wieder und in wenigen Sekunden ſteht ein Rädchen

aufmerksamer Lauscher um ihn versammelt, die sämmtlich nun vernahmen, wie er in Sorgen sei, daß der nicht kommen werde; es sei zwar eine gute halbe Wegstunde herein, aber er könnte doch schon da sein. Habe anfänglich auch nicht gewollt, und daß er eigentlich habe müssen gezwungen werden, durch Drohungen gezwungen werden. — Wer? — Der Zigeuner aus'n Mokem! — Der Schekez! — Durch Drohungen gezwungen werden, ehe er zu kommen eingewilligt. Habe den Kopf aber auch verloren über den Tod seiner Tochter, und ein jüdisch Herz hätte gar keine Schätzung. Niemand hätte von dem vermuthen können, daß der es so sich zu Gemüthe nehmen werde. Er (der Schames) sei zwei Mal bei ihm gewesen in dieser Trauerwoche, und habe einmal wie das andere ihn so gefunden, auf der Erde sitzend, neben sich das Kind, und sei kein überflüssig Wort aus ihm herauszubringen gewesen. Endlich, endlich habe er mit deutlichem Kopfnicken gesagt: „gut! — jetzt aber geht!" — und da habe er (der Schames) nicht rasch genug hinauszukommen gewußt, weil er entdeckt hätte, wie die Augen dieses gefürchteten „Zigeuners" zu funkeln angefangen.

Merkwürdig war das lebhafte Interesse, mit welchem die Glücklichen, die nahe genug waren, oder zeitlich genug sich herandrängen konnten, diesen Bericht entgegen nahmen, fast als ob von einem seltenen Curiosum, etwa von einer grimmigen Bestie die Rede sei, wo es so angenehm, so ganz ohne Gefahr, durch einen Augenzeugen doch etwas Näheres zu hören. So erfuhren hier erst viele der Zuhörer, daß der Mann, den sie immer so sorgfältig umgangen und gemieden hatten, überhaupt eine Tochter gehabt, daß diese vor Kurzem erst gestorben, und daß es deren nachgelassenes Kind sei, dem zu Ehren heute diese festliche Vorkehrung im Gotteshause getroffen worden sei. Es sollte dieser neue Weltbürger aufgenommen werden in den Bund seines Volkes.

Die gesammte Zuhörerschaft war noch zu sehr unter dem Eindruck der eben erhaltenen Mittheilungen befangen, als daß sie hätten bemerken können, wie das ängstlich gespannte Gesicht des Schames, der doch noch irgend ein besonderes Interesse an diesem fast ungekannten oder vornehm ignorirten Mann haben mußte, auf einmal nach sekundenlangem Lauschen eine eigenthümlich gemischte Miene von Ueberraschung und befriedigter Zuversicht angenommen hatte. Plötzlich machte er sich Bahn in dem gedrängten Häuflein, und hastig eilte er für einen Augenblick abermals auf das Almemar, wo er unverwandt nach der Thür schauend, bei'm ersten Auftauchen einer dunkeln Gestalt mit kräftiger, fast jubelnder Stimme hinausrief: „Gevatter!" und wieder dannhinunter eilte. Auf diesen Ruf hin erfolgte zunächst in den Räumen der Synagoge eine weitverzweigte große Bewegung.

Von ihren Sitzen weg traten Viele in den freien Raum vor den Stufen, Gruppen sammelten und bildeten sich an den Ecken. Alles drängte sich bei Zeiten nach dem Vordergrunde. Zwei steinalte Männer, die einzigen,

die völlig theilnahmslos und unbewegt, nicht einmal neugierig waren, das hohe Alter hatte sie schon stumpf gemacht, nahmen mit angezündeten Wachsfackeln in den Händen stillschweigend auf den Stufen Platz, die zu dem Tabernakel führen; ein Dritter und Vierter nahmen die bereits erwähnten Geräthschaften und die Weingläser an sich, und machten sich bereit, als Adlatus der Hauptperson, dem eigentlichen Funktionär zu ministriren, dem Mohel nämlich, der ganz isolirt vor die beiden Sitze hin sich stellte.

Auf den hellen Ruf des Schames, auf dieses Alles erweckende Signal, hätte eigentlich von den im Bethause versammelten Männern Einer an die Pforte des Hauses treten sollen, um den neuen in den Bund aufzunehmenden Sprößling herbeizubringen. Dies war zwar der wirklich zum Gevatter erwählte und ernannte Verwandte oder Freund der zunächst betheiligten Familie; und diesem vor Allem galt eigentlich der Signalruf. Diesmal aber schaute Jedermann eine ganze Weile mit Spannung diesem einleitendem Akte entgegen, doch Keiner machte Miene, in diesem Sinne das Gevatteramt auszufüllen. Freilich wohl, es war auch Keiner dazu ernannt worden, wer hätte auch als eine „Ehre" dem fatalen Umstand sich unterziehen wollen, für alle Zeiten als Gevatter des Zigeuners aus'n Mokem zu gelten und dadurch wohl oder übel in nähere Beziehung mit diesem selbst zu kommen.

Um den Schein zu wahren, wenigstens, oder um der Ordnungsmäßigkeit des gewöhnlichen Hergangs bei dieser Ceremonie keinen Abbruch zu thun, faßte endlich der Schames den Entschluß, wiewohl unberufen und unaufgefordert, in diesen sauern Apfel zu beißen. Er schritt auf die Thüre zu, und hatte offenbar die Absicht, der dort harrenden dunklen Männergestalt das Kind, welches diese auf den Armen hielt, abzunehmen. Aber da er der Thüre schon nahe war, trat der Mann draußen gegen alle Ordnung hastigen Schrittes selbst herein.

Was in eines Menschen Seele vorgeht
ist andern unbekannt.

Im Schu-king (Confucius).

In des großen Rafael meisterhaften Gemälden haben Kunstliebhaber und sogar Kenner lange das unbegreifliche, fast wunderbare Geheimniß angestaunt, welches bei vielen Personsgestalten mit vollkommener Genauigkeit die Situation errathen ließ, in welcher sich der hingemalte Mensch mußte befunden haben vor derjenigen, in der man sie auf dem Gemälde trifft, so daß, während doch nur ein Zeitmoment auf der Leinwand fixirt sein kann, dennoch auch der vorhergehende fast deutlich vor Augen des Beschauers liegt. Endlich ward es doch entdeckt, daß nämlich diese Wirkung in dem Faltenwurf zu suchen sei, der an den Kostümen so kunstreich angedeutet ist, daß Jedermann ohne über das Wieso? sich Rechenschaf-

zu wissen, nicht sowohl den gegenwärtigen Augenblick, als vielmehr einen Uebergang aus einer bekannten in eine zweite ebenfalls bekannte Bewegung, in der ganzen Schilderei gewahrt. —

Unwillkürlich denken wir daran, in dem Augenblicke, da wir mit begreiflicher Aufmerksamkeit in das scharf geprägte Mienenspiel des Mannes sehen, der eben eintritt. Du erkennst ihn doch, trotz seines veränderten und gewählteren, aber dessenungeachtet weniger kleidsamen Anzuges, auf den ersten Blick? — Leicht und deutlich lies't sich jede Regung seines Herzens in seinem Mienenspiel, in jeder seiner drastischen Bewegungen. Er fühlte und wußte es recht wohl, wie er mit diesen Leuten stand. Viele Jahre hatte er sie gemieden und umgangen, so wie sie ihn — und mehr — er haßte sie.

Jetzt sollte er erscheinen unter ihnen. Auf diesem seinem Gange hatte er einen Augenblick gehofft, ungesehen bleiben zu können und unbeachtet. Man werde ja an der Schwelle das Kind ihm abnehmen. Er hatte da gewartet eine geraume Zeit, und forschend in das Haus geschaut; doch Niemand regte sich.

Er grollte — nicht beleidigt ob der Schmach, die ihm geschehe, was fragte er auch nach all' den Männern; aber er war gekränkt im Namen seines Enkels, des Kindes seiner wirklich wackern Tochter. Jetzt sah er, daß der Schames kam und er errieth die Absicht. Da bäumte sich in ihm sein tief versteckter Stolz; der **Schames** sollte seiner unglücklichen Tochter ehrlich Kind nicht holen. Rasch entschlossen ging er selbst hinein. Streng und finster wirft er im Vorüberschreiten einen raschen Seitenblick auf den verdutzten Schames; er verachtete ihn zum wenigsten nicht minder, als dieser ihn. Der mit einer gewissen Scheu schaut auf seine hohe, kräftige Gestalt hinauf, blickt dann verwundert seinem rüstigen, fast imposanten Gange nach.

„Zusamm' in Cheder gangen!" murmelt er erstaunt, „kann nicht jünger sein wie ich!" — der schwache, alte Mann!

Die Menge in den vorderen Räumen hatte dies Manöver wahrgenommen, und war frappirt, den Mann hereintreten zu sehen.

Welch selt'ner Gast! Wolf in der Synagoge! Schweigend ließ man ihn den leer gewordenen Hintergrund des Hauses halb durchschreiten. Mit frostig mürrischer Miene würdigt er das Volk kaum seiner Beachtung, er hat ein Geschäft hier abzuthun, sonst nichts — und genirt ihn nur der Haufen, der dabei sein muß. Und doch ein milder Zug in seinem verwitterten Gesicht verräth: 's ist etwas sanft in ihm — die Beleuchtung thut ihm wohl.

Ein lauter Willkommengruß schallt aus dem Chor der Männer ihm entgegen.

Das gilt dem Kinde freilich, dem neuaufzunehmenden Bundesmitglied ein Gruß von den Bundesbürgern. Dennoch — ob er's nicht weiß? —

einen Moment lang bleibt er ſtehen: das Blut ſchießt ihm in's Angeſicht, in dem ſich keine Miene ändert.

Die Menge ſchafft ihm eilig Platz; in ihrem Zurückweichen liegt nichts Verletzendes, im Gegentheil! — Vielleicht, daß ſein ſo eingewohnter tiefer Ernſt ſie befremdet — es miſcht ſich ein wenig Achtung in die Neugier ihrer ausdauernden Forſcherblicken. Jetzt ſteht er vor der hohen Lade und vor den Polſterſitzen. Auf dem einen dieſer Sitze hat ein alter Mann von ehrwürdigem Anſehen Platz genommen, auf dem andern prangt in goldgeſtickter Schrift der Name des eifrigſten und kühnſten aller Verfechter der echten Gotteslehre und (wie man annimmt hier) des unſichtbaren wenigſtens erbetenen Zeugen dieſer heiligen Handlung, — des Propheten Elias!

Der Mohel iſt an den ſteif und ſchroff daſtehenden Wolf herangetreten, und hat das Kind ihm abgenommen. Er nicht und wohl auch Keiner außer uns hat es bemerkt, daß in dem Augenblicke, da jenem das Kind von den Armen ward genommen, dieſe Arme heftig zuckten; dann ſtand Wolf wieder ſteif und grade. Aber bleich iſt er geworden — leichenblaß! Reaction vielleicht von dem plötzlichen Blutandrang vorhin.

Der Mohel hat das Kind auf den leeren Sitz gelegt, gleichſam in des unſichtbaren Propheten heiligenden Schooß, und ſpricht ein ſtill Gebet dazu.

Lange — erſchrecklich lange! Wolf wirft einen ungeduldigen Blick durchdringend auf ihn hin, als wollt er ihm zuſchreien: Mach's kurz!

Er wäre gerne wieder hinaus. Er fühlt, wie ſie alle ihn anſchauen, ihre Augen ſcheinen ihn zu fragen: wie iſt dirs unter uns? — Der Mohel iſt noch immer nicht zu Rande mit ſeinem Gebet. Wolf muß ſich drein ergeben. Unmuthig und gedankenſchwer läßt er ſein trotzig Haupt ein wenig ſinken und ein lebendig wechſelnd Panorama zieht ihm durch ſein heißes Hirn.

Wer hat die Bilder jetzt ſo ſchnell mit einem Schlag heraufbeſchworen:

Sein frommer und gelehrter Vater, dem er viel Herzeleid gemacht — wie er dann aus der Schule, dann aus der Heimat ſei geflohen — die Abenteuer alle, die er in fremden Landen ſo muthig durchvagabondirt — — — wie er mit fremdem Namen als Kriegsknecht dann unter die Reiter ſei gegangen — — ſein jetziges wildes Leben, und ſein Umgang mit dem rohen Troß da draußen in der Puſzta — die ſeligen Stunden in ſeiner ſtillen Hütte, wie er Abends heimkam, und ſeine Kinder, ſeine Tochter — — und ach! der heiße Schmerz, die Tochter todt! — daß ſeine Tochter, ſein einzig Kind, auf welche, außer der gemeinen Vaterliebe, er auch die Liebe übertragen alle, die er an anderen Menſchen ſo geizig abgekargt; daß ſeine taubenfromme, geduldigſanfte Tochter, nachdem ſie Wittwe worden — geſtorben ſei in Harm! — — —

Und jetzt ihr Kind! — — —

Die Handlung war vorüber. Der Mohel kam, legte ihm das Kind auf seine Arme wieder und begann nun mit lauter fröhlicher Stimme die bekannte, die Namensbeilegung einleitende und begleitende Formel, unter der vielleicht uralten und darum zum Herzen dringenden, halb wehmüthig, halb fröhlich stimmenden Melodie zu recitiren.

Allen fiel es auf, daß jetzt Wolf mit einer gespannten Andacht seinen Worten horchte; und als die Stelle kam, gab er, ohne erst gefragt werden zu müssen, des Kindes Namen an: Löw; so hieß des Kindes nunmehr todter Vater auch. Und als die Stelle kam, in der es hieß: es möge das Kind eine Quelle sein der Freude für seinen Vater und des Frohlockens für seine Mutter; der besonnene Sprecher aber, mehr besonnen als gewandt, sich schnell verbesserte, und den Umständen gemäß die Stelle aus dem Stegreif änderte, — da schnitt ein jäher Krampf in die harten Züge des armen Wolf! Hieran schloß sich der Segen: Es wachse und gedeihe dieser kleine „Löw" und reife heran für Thora, für Tugend und für den Trauhimmel! — Welche mächtige Ueberraschung! Heftig, krampfhaft heftig, laut und plötzlich schluchzte der arme „Wolf"!

Wer hätte das erwarten können?! dieser steinharte, eisenfeste, trotzige „Wolf"!

Es muß ganz eigen sein um das Weinen eines Mannes, dem doch die Thräne so selten ist; eines starken, gehärteten Mannes, der doch so manchen herben Schmerz erfahren — und überwunden hat; eines alten Mannes, der doch die Thräne flieht, schon weil sie zu heiß aus ihm dringt und auch zu langsam trocknet. — Es muß ganz eigen sein!

Unhörbar fast schwebten auf seinen Lippen die Worte, die er mit unbeschreiblicher Inbrunnst wiederholte: für Thora, für Tugend und für den Trauhimmel — und „Amen"! setzte er hinzu. In diesem Augenblicke ward es wieder weit in seinem gepreßten Herzen. In diesem Augenblicke hatte das kleine schlummernde Wesen, das er hob und sanft an sich drückte, eine kostbare Erbschaft angetreten, die einzige Hinterlassenschaft seiner Mutter — der alte Wolf hatte ihm seine volle Liebe zugewendet, und er selbst war wieder Vater!

Die Rührung war allgemein geworden, und senkte sich wie milder Thau auf Aller Augen. „Wolf" gegenüber starrte ein weichmüthiger Alter mit verglas'ten Augen und halb geöffnetem Munde ihm in den Bart und Thrän' um Thräne rann die hohle Wange nieder. — Der Schames begann präludirend sein eifriges Lippenspiel, das sollte abfällige Aufmerksamkeit ablenken von seinen Augen, denn er fühlte sie wieder naß. — Der Gabbe verzwickte gräßlich sein Gesicht und that ganz ungeberdig wild, daß ihm etwas in die Augen kommen sei; und alle stierten angelegentlich in die blaue Luft, oder an die hohe Decke, oder auf einen sichern Punkt an dem hohen Almemar und jeder hütete sich dem andern ins Gesicht zu schauen, damit man in anerkennender Wiedervergeltung auch ihn damit

verſchone. Denn ſie ſchämten ſich, doch nur als Männer, nicht als Menſchen, der Thräne nicht des Mitgefühls. Nachdem der Mohel mit ſchwankender unſicherer Stimme geendigt hatte, ertönte von allen Seiten ein herzliches donnerndes Maſel tow! Der Schames war herangekommen; mit noch feuchtem Blick ergriff und drückte er die harte Hand des noch immer ſchluchzenden alten Mannes. „Maſel tow! Wolf," ſprach er zuthunlich, „denkſt du noch, wir ſind ja Chawerim geweſen," wandte ſich raſch und begann erſt recht zu weinen.

Man drängte ſich theilnahmsvoll heran. Der feiſte Gabbe, der noch immer ein ganzes Regiment von Mücken im Auge hatte, ward mit einem Male jovial, denn er erlaubte ſich, in harmloſem Scherz den armen Mann zu fragen, wann die Sude ſei? Damit jedoch wollte er ihm durchaus nicht wehe thun, nur Anlaß nehmen, ſämmtliche Anweſende zu ſich im Namen Wolfs auf ein improviſirtes Feſtmahl einzuladen, das er binnen wenigen Stunden zu Stande zu bringen ſich anheiſchig machte.

Das wird beſucht geweſen ſein!

Es entſtand ein ziemlich geräuſchvoller, fröhlicher Tumult, da man den abziehenden Wolf in pleno jetzt hinausbegleitete. — —

Ich glaube, wir haben jetzt mit ihm zugleich hier ſeine Heimath aufgefunden! —

Und das Kind, das Kind aber, mit dem ſo eben höchſt Bedeutſames vorgegangen. Das noch willenlos den erſten Kuß erhalten aus ſeinem Himmelreich in die — practiſche Welt, indem man es in eine Religion hat einregiſtrirt; und zwar in die — politiſche, indem man es hat Jude werden laſſen und dadurch gezwungen hat, fortan einen andern Standpunkt inne zu haben, als die andern Menſchen alle — das Kind aber — wußte von allem nichts — es ſchlief.

Ich will hier nicht phyſiologiſch unterſuchen, nicht einmal fragen, ob in einem ſo jungen Leibe die junge Seele ſchon denken kann und ſinnen; aber glauben will ich es. Ihr hat die Niederwelt noch keine Bilder eingeprägt, noch kein Erdeneindruck ihr die Kraft genommen in ihrer Welt zu denken;

Das Kind aber ſchlief — und hatte ſüße, himmliſch-ſchöne Träume.

Im Ghetto.

Motto:

Denn wer genießt als nur der ruhig Sinnende?
Wer sinnt, dem schweben Licht und Schatten wechselnd vor.

Platen.

Wenn man eine lange Zeit hindurch auf einen und denselben Erdflecken, im Ganzen unter denselben Menschen fortlebt, und das Alltägliche derselben Zustände, in gleichem Grade aber auch das Alltägliche der gewöhnlichen natürlichen Veränderungen mit zu erleben sich schon gewöhnt hat, wenn man so nach und nach, ohne daß jeder einzelne Fall einen sehr bedeutenden nachhaltigen Eindruck zurückgelassen hätte, eine zahlreiche Gruppe von bekannten, gewohnten oder gar befreundeten Gesichtern in den Zeitstrom hat hinabtauchen oder verschwinden gesehen: so wirkt es hingegen um so gewaltiger, um so erschütternder, wenn dann an einem späten, irgend bedeutsamen, elegischen, erinnerungsfrischen Tage, vor den Geistesaugen des so vorgelebten und überlebenden Menschen das Bild eines analogen, vor einer langen Reihe von Jahren aufgeblühten und abgeblühten Tages plötzlich sich aufrollt; wenn er dann gefühlswarm und wehmüthig vor seinem Seelensinn den ganzen dämmernden Kreis jener Personen festhält, welche damals, wie er jetzt erst staunend entdeckt, der ganzen Zeit und seinem Leben auch eine weit andere Physiognomie aufgeprägt haben. — Und über Alles dies ist ein furchtbarer Wechsel ergangen und nichts geblieben als die Erinnerung.

Aber nicht blos die so seltene, ins Bewußtsein heraufbeschworene, sondern auch eine unbewußte ist geblieben, eine, die als alte oder als ehemalige Gewohnheit immer noch Einfluß nimmt auf Jeden, der sie mitgelebt, die als alte, halbvergessene Gewohnheit immer noch ihn erzieht!"

Dem Einfluß einer solchen Erinneruug kann Niemand entgehen und jede Zeit erzieht ihre folgende! —

In unserer Erzählung sind über die zuletzt geschilderte Scene zwanzig Jahre hinweggeschritten und jetzt erst, da ein neues Bild unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht und unsere ganze Theilnahme fesseln soll, seien we-

nige curſoriſche Blicke in dieſen langen abgelaufenen Zeitraum zurückgeſendet, den wir mit Vorbedacht verhüllt und deinem Antlitz entzogen haben, lieber Leſer!

Was hätte es auch gefrommt, wenn du es hätteſt mit anſehen ſollen, wie unſer „Wolf“ ſo ſchleunig alt geworden? — — und hätte es dich etwa gefreut Augenzeuge zu ſein, der kalten Gleichgültigkeit, mit welcher man in der Nachbargemeinde ihn fortan kommen ſah und gehn, ſeitdem er oft da anzutreffen war? Hätteſt du dieſe vollkommene Kälte gegen den einſt ſo ſcheu angeſehenen und gefürchteten, ja gehaßten Mann, als das ſprechendſte Zeugniß von deſſen phyſiſchen und geiſtigen Verfallen nicht mit Unluſt wahrgenommen? Hätteſt du nicht vielmehr dem alten Haß ſelbſt, und die ausgeſprochenſte Verachtung und den regſten Abſcheu dieſer Leute gegen ihn, in ſeinem Intereſſe ſogar, zurückgewünſcht — wenn nur um dieſen Preis auch ſeine kräftige Originalität wieder hätte zurückgezaubert werden können? — —

Und doch wieder iſt es Schade um den Verluſt ſo mancher Scene, die im Stande geweſen wäre dir einen intereſſanten Einblick zu verſchaffen in die räthſelhaft verſchlungenen Gänge ſeines paradoxen Geiſtes; die dich hingeleitet hätten zu den dunkeln, ſonſt unzugänglichen und von der Aſche eines zu Trümmer und Ruinen niedergebrannten, einſt hoffnungsreichen Lebens arg verſchüttete Schachten ſeines in der That reichen und tiefen Gemüths.

Du hätteſt bei ſo mancher Gelegenheit in dieſem anſcheinend liederlich lockeren Geſellen einen hohen Grad von Stolz, ja von Stamm- und Ahnen-Stolz ſogar mit Erſtaunen zum Vorſchein kommen ſehen.

Du hätteſt die angenehme und gewiß unverhoffte Entdeckung gemacht, daß ſein ſo niedriger, ſich wegwerfender Leichtſinn lange nicht in der Geſinnungsverworfenheit ſeinen Grund hatte, deren Stempel allein ihn eingebrannt zu ſehen, man allgemein hat glauben müſſen; ſondern daß eine bei Weitem edlere, nur zur Leidenſchaft ausgeartete Herzensregung mit Theil hatte an dieſer Regelloſigkeit. Ehrgeiz wars, ungeheurer, ſchrankenloſer Ehrgeiz, deſſen Ziel jedoch, einmal gewaltſam verrückt, auch die falſche Stellung und Verſchiebung ſeiner Bahn und Richtung nach ſich hat gezogen.

Und wie hatte er nicht gerungen! Was hatte nicht ſein Feuergeiſt ihm Alles eingegeben, da er noch rüſtig war für jedes Streben und lebensfriſch und jung! — Sein heißer Kopf hat auch gewußt was ſpät nach ihm der edle Dichter ſang:

„Nichts iſt zu hoch, wornach der Starke nicht
Befugniß hat die Leiter anzuſetzen.“

und war er nicht ſtark! Sein Leben hatte er eingeſetzt für dieſen Lieblingstraum von „Größe“ und doch! was iſt er geworden?! — —

Als dann das Spiel war ausgespielt und er's verloren geben mußte, als ihn die weite Welt, die ihm der Schauplatz seiner Thaten war, nicht ferner berührte, als sie ihn ausspie, heim ihn jagte an seinen öden Herd; als seine Heimath ihn an Hoffnungen um so viel ärmer wieder aufnahm, als reicher er sie einst verlassen hatte: da fühlte es der arme Mann, er habe ausgelebt, und schlimmer noch, es sei sein Leben einem eitlen Trugbild hingeopfert und ohne sein Verschulden — eingebüßt! Was half die Einsicht auch, daß er auf andere Art beginnen mußte, jetzt, da kein zweites Dasein ihm vom Schicksal angeboten ward. Für ihn war's zu spät und blieb nichts Anderes, als seinen Grimm darüber auszutoben und, glücklich, wenn's gelang, vielleicht zu übertäuben.

Der wilde Wolf, zum Resigniren war er nicht gemacht!

Einst als er so saß an seinem öden Heerde; verloren in schwerem Unmuth und vertieft in drückenden Träumereien — sein vormals so beliebtes Narcotianum einer erzwungenen und künstlich unterstützten Lustigkeit war längst schon aufgegeben worden, hatte längst schon einer nüchternen, wenn auch wenig practischeren Grübelei Platz gemacht — als er so saß, den Ellenbogen aufgestemmt, sein mürrisch ernstes Haupt in beiden Händen stützend und begrabend, mit seinem träumerisch brütenden Geiste in weltenweiten Fernen sich verirrend und verlierend, da hatte er sich und das All der Gegenwart vergessen, und wußte er es folglich nicht, daß er in langen Pausen seiner vorgestreckten Beine Eines einzog, beinahe willenlos, mechanisch an sich zog, weil ein etwas Fremdes ihm unbequem von Zeit zu Zeit daran hinauf sich mühte. Auch mag er es wohl in einem matten flüchtigen Dämmer-Urtheil für seinen zudringlich freundlichen alten Köter gehalten haben, als er endlich barsch- und derb mit einem harten Ruck zu Boden stieß, so unsanft stieß, daß ihn der plumpe Fall zur vollen Besinnung jählings weckte. Unwillkührlich glitt zugleich sein Blick auf's Fallende hinab, aber, — o, mit welch überwallender, stürmischer Zärtlichkeit riß er es hastig vom Boden auf. Das Bübchen war's, sein kleiner Löw, der mit den feuchtblauen großen Augen ernst und still-verwundert an ihn hinaufgeschaut.

Wie liebevoll drückte er ihn an seine pochende Brust und eine tiefe weiche Wehmuth erglänzte dabei in seinen trüben Augen und verklärte sein hart Gesicht.

Aber warum nahm jetzt seine sonst so erklärliche Rührung plötzlich diesen Gang? warum legte er jetzt, so andächtig bewegt, auf das blonde Haupt des Knaben seine segnende Rechte? und hat es etwa zusammenhängende Beziehung auf sein stilles Sinnen, daß er jetzt so feierlich und halbweinend gar über ihn den Spruch erhebt, die im Volksmunde so geläufig gewordene Segensformel über ihn ausspricht: „daß er wachse und heranreife für Thora, für Tugend und für den Trauhimmel und „Amen"! setzte er hinzu, und noch setzte er hinzu, den verwunderten Knaben mit

heißen Küssen bedeckend: „Ja! fromm und alt sollst du mir werden! und ein Taul-Godel mußt du mir werden! mein liebes Kind!“

Es mag wohl jetzt ein zündender Gedankenfunke gefallen sein in seine Seele; oder war es der sinnige, tiefe Blick aus des schweigsamen Kindes großem blauen Auge, der ihn mit einem Male „das zweite, vom Schicksal ihm dargebotene neue Dasein“ erkennen ließ, in welchem er zu einem erreichbaren Ziele ein neues Leben sich anbahnen möchte?! — Das Kind nämlich selbst?! —

Das Kind nämlich selbst! — und ein Jüngling ist jetzt dieses Kind; denn sechzehn Jahre sind seitdem verstrichen!

Wie räthselhaft, wie schwankend und unbestimmt hätte nicht müssen so ein erster in die junge Seele eines entstehenden Menschen einfallender Lichtstrahl seine räthselhaften Farbentöne nachschimmern lassen; wie hätten diesen kargen ärmlichen Schimmer nicht müssen im Laufe so langer wechselnder Zeiten wohl tausend und aber tausend grellere und greifbarere Lichter und Farben überblenden und schwächen und gar ertödten, wenn nicht das stille, fromme Herz, in welches er einst gefallen war, der Strahl, die lichte Spur davon getreulich hätte dennoch aufbewahrt; wenn nicht dies stille fromme Herz jenem ersten Erkenntniß-Schimmer ein heimlich Zufluchtswinkelchen geboten hätte, um da sich scheu zurückzuziehen und sicher sich zu bergen vor den sengenden und verzehrenden Riesenlichtern des hellen schwülen Tags!

Aber nein! nur so tief, so abgrundtief ist das stille Herz des nunmehr zum Jüngling herangereiften „Löw“, daß er, sich da hineinversenkend, an seines hohen Geistes klarem Firmament, obgleich dort eine andre Sonne strahlte, den schwachen Lichtpunkt auch entdecken kann, der ihm zum erstenmal in seine Bahn hineingeleuchtet. So wie ja auch trotz Sonnenschein und Tageslicht das kleinste Sternlein wirklich sichtbar wird, wenn wir es nur versuchen, dem betäubend und verwirrend grellen Scheine aus dem Weg zu gehen — in die Dämmerung des tiefsten Schachts! —

Doch sieh ihn selbst, wie er im niedrigen Gemache seiner selbst vergessend steht, ausharrend überlange in derselben Stellung bleibt, ein aufgeschlagenes Buch ruht mäßig auf seinen geduldig tragenden Armen und darüber hinweg haftet sein starres Auge an einer der getünchten leeren Wände. Um ihn her die gräulichste Verwirrung überall; zwei Dienerinnen sind bemüht, die alte Ordnung zu zerstören, und schieben, was nicht Niet- und Nagelfest, von seinem alt gewohnten Platz. Aus seiner alt-gewohnten Ecke wird der plumpe Eichentisch schwerfällig vorgerückt, und mancherlei Geräthe blank gescheuert und gereinigt wird darauf gesetzt. Es sind die Fensterflügel ausgehoben worden, und lehnen jetzt sorgfältig rein gemacht und abgewaschen, an einer vorgeschobenen Bank; Bächlein Wassers tropfen ab von ihnen und rieseln durch's Gemach, so wie sie draußen in den Gassen strömen, weil's von den Dächern reiche Regenscheiben tropfte; denn es

ſchmolz der letzte Schnee. Ein verfrühter, feuchter Maiwind fuhr und fegte von den Dächern, auf den Straßen überall herum, und ſtreicht auch naß ſcharf durchs enge Kämmerlein, weil Thür- und Fenſterraum ihm offen ſtehen, und jagt mit raſchen Stößen hochauf des Träumers weiches Haar zu ſeinem wilden Spiel.

Ja, draußen auch im Haushalt der Natur wird jetzt gereinigt, „aufgeräumt"; — und ob's auch unbehaglich war, ob auch die Vielgeſchäftigkeit von Wind und Waſſer der Verwirrung ähnlicher, als jeder Ordnung ſah: ſo ſchaute doch die liebe Wirthin, die alte Sonne nämlich, die all den Unfug angerichtet, mit ihrem freundlich warmen Blicke ſo vergnüglich und ſo ſelig drein — wie drinn im Kämmerlein die Wirthin, die alte gute „Taube" mit ſtill vergnügtem Blick den Fleiß der Dienerinnen muſtert. Denn beide wiſſen ſie, es würden liebe Gäſte kommen, für welche ſie doch eigentlich geſcheuert und gebohnt: der Frühling draußen — drinn das ſchöne Peſſach-Feſt. Das ſchöne Peſſach-Feſt! — und doch wars dieſes nicht allein, was lächelnd auf dem Antlitz der guten Taube glänzte; noch eine andere Erwartung war's, die ſie beglückte. Sie ſelbſt wird nämlich auch als lieber Gaſt erwartet, und will noch heute ihr trautes Kämmerlein verlaſſen, um ihre wackere Tochter im nahen P..... zu beſuchen und ihre lieben Enkelchen, wie ſie alljährlich thut, und halb iſt ſie ſchon dort, mit ihren Gedanken nämlich, und hat ſie ſich mitunter zu beſinnen, um Acht zu haben auf das, was um ſie her geſchieht.

Dann aber gilt ihr erſter Blick dem armen Löw, und haftet an ihm mit dem weichen Ausdruck warmer Theilnahme und mütterlicher Beſorgniß. Was er wohl machen werde am Feſte ohne ſie, und wie er leben werde, das war es weniger, was ſie bekümmerte denn dafür muß doch wohl der „Parneß" ſorgen — und er ſelbſt! und geſtern erſt war er zurückgekommen aus dem gewaltigen Turnei, den wild bewegten harten Pilpul-Kämpfen, den ernſten Fechter-Spielen, welche jährlich zweimal angeſtellt vom Rabbi, die Schärfe und die Biegſamkeit der Waffen prüfen ſollten, des Geiſtes nämlich, und die Fertigkeit und Uebung der Fechter ſelber, und was ſie aufgenommen, und was ſie zugelernt im letzten halben Jahre, wo ihnen Zeit gegeben ward, den felſigen Kampfboden mit Sorgfalt und mit Fleiß zu recognosciren, und zeigte ſich's ſodann, wie weit es jedem ſei geglückt die Höhen und die Tiefen des Halacha zu ermeſſen, um dann, wo's galt, geſchickt ſich zu orientiren in des weiten Talmud labyrinthiſch verſchlungenen Gängen.

Und geſtern erſt war er heimgekehrt von dieſem „großen Verhören". Ob wohl wieder, wie ſchon das letzte Mal, als gekrönter Sieger? Wenn's ſo iſt, ſo wird er doch den Preis auch wieder heut erhalten, wie auch das letzte Mal. Zwar nicht aus zarter Damenhand einen Ehrenkranz, aber viel nützlicher aus des Talmud-Jünger-Vogts, des „Parneß" Hand die köſtlichſte Verſorgung, eine gute „Plett"? — Aber daß er ſo brütend ſtarrte, ängſtigte ſie, und daß er oft ſo ſeiner ſelbſt vergaß, ſeit dieſer letzten Zeit.

Es kam dieß allmälig, ſie wußte nicht ſeit wann, und es wurde immer auffallender und ſchlimmer. Der ehemals ſo rauſchend muntere, oft übermüthige Löw hatte zuerſt unmerklich ſie daran gewöhnt, daß er zuweilen einzelne ſtille Stunden, dann einzelne tief-ernſte ſtille Tage hatte.

Auf dem Dachboden, ſeiner eigentlichen Studir- und Wohnſtätte, wenn er Tagelang vor drei bis vier offenen Folianten, anſcheinend ſeiner ganzen Bibliothek ſtillſinnend ſtand, wenn er ſie Tagelang ſeinen trompetenhellen Talmud-Singſang, ihr die lieblichſte Muſik, vermiſſen ließ, ſo tröſtete ſie, die geringe Kennerin, ſich noch damit, daß bei begabten Kämpfern in der heißen Schlacht des Pilpuls auch in Erfindungen der Genius ſich äußert, daß wohl auch in Löw's nunmehr geſchärftem Geiſte, zu einem architectoniſchen Meiſterſtücklein, zu einem babiloniſchen Thurmgebäude, für Angriff und Vertheidigung aus Schluß und Folgerungen logiſch aufgebaut, der Plan entſtehen mag.

Wenn er aber dann in melancholiſch leiſen Molltönen, ſein „Leonen" wieder „anhub", wo ſie doch von dem Siegberauſchten Fanfarengleiche Jubeltöne erwartet hatte und gehofft, ſo konnte ſie ein innig Mitleid mit dem Grübler fühlen, weil ſie als ein Zeichen nahm, daß vielleicht das gefährlich luftige Gebäude ſeiner Dialectik, noch vor dem Ausbau zuſammen ſei geſtürzt.

Und als er einſt nach eingenommenem Mahle in matter Langſamkeit noch immer mit dem leeren Löffel aus der leeren Schale ſchöpfte, hatte ſie ihn damals, ſanft verweiſend, nicht „Cholem" gar genannt? Sie hatte es gewiß nicht ſo ſchlimm gemeint, als er darüber ſichtbar war erſchrocken und zuſammengefahren. Sie ſieht es immer noch wie er damals bei dieſem einzigen Wörtlein, als hätt' es ihm ins Herz geſtochen, plötzlich war erbleicht für einen Augenblick, wie er dann eben ſo plötzlich ſich aufgerafft und mit blutrothem Geſichte an ſeine Folianten gegangen, um ſo laut, ſo ſchreiend laut, wie lange nicht, zu „lernen".

Zwar ward von Zeit zu Zeit, wenn ſie ihn ſo ſchweigſam und oft ſo träumeriſch ſtarrend, wie eben jetzt er ſtarrte, ſah und theilnahmsvoll beobachtete, zwar ward dann eine ſchwache, bange Furcht, nur ein Verdacht in ihr geweckt, ſie wußte nicht wodurch, als ſei der ſtille „Löw" nicht mehr der alte, nicht mehr der viel belobte und auch ſogar beneidete, als wacker anerkannte Talmud-Jünger, der er ehemals geweſen; als ob ſein ſinnend grübelnder Geiſt auf einer andern Fährte, eine andre Sput verfolgte, als welche ihn bis jetzt geleitet; — Doch wuchs zugleich damit ihr Mitleid nur, und ihr Intereſſe, das ſie an ihm nahm, ja es ſchlich ſich eine ſcheue Achtung ein, vor dieſem düſtern Räthſelgeiſte, von welchem eine dunkle Ahnung ſie verrathen ließ, daß nur ſein Vorzug könne ſein, ſein heimlich ſtiller Gang, und daß ſie ſelbſt wohl nie im Stande wäre, auch nach den gründlichſten Enthüllungeu ihn zu begreifen.

Die gute „Taube"! Wie zärtlich ſorgte ſie auch jetzt dafür, ſo viel

als thunlich war, daß nichts den ſtillen Grübler ſtören, und nichts aus ſeinen wachen Träumen ihn erwecken ſollte, damit durch dieſe Regelloſigkeit des aufgeſtöberten Gemachs, ſein ſo ruhig ſtilles Weſen unſanft nicht getroffen werde.

Er aber merkte von dem Allen nichts. In immer gleicher Stellung und unverwandten Blicks, mit immer gleicher Miene und unwandelbarem Stirnefalten harrte er aus, und ſtarrte er ins leere Feld der weißgetünchten Wand.

Unterdeſſen hatte drin die alte „Taube“ eifrig gerüſtet, und ihr Bündelchen geſchnürt und reiſefertig harrte ſie des Eidams ſchon, der nunmehr bald ſie abzuholen mit dem Wagen kommen muß.

Draußen waren mittlerweile einzeln erſt, und dann in immer dichtern Gruppen viel junge Leute raſch geſchäftig am kleinen Häuschen vorbeigeeilt, die Talmud-Jünger waren es, die nun zum „Parneß“ gingen, der nächſter Nachbar dieſes kleinen Häuschens war. Und da mitunter Einer und der Andere vor dem Häuschen ſtill hielt einen Moment und neugierig befremdete Blicke durchs offne Fenſter wirft auf den vertieften „Löw“, ſo achtet ihrer dennoch Niemand im ſtillen Kämmerlein. Sie eilen weiter.

Eine dichte Gruppe hat jetzt ſich vor das Fenſter hingeſtellt, und alle blicken mit Intereſſe in den innern Raum, und äußert ſich auf ſehr verſchiedene Weiſe in ihren Mienen. Die Theilnahme für unſren Löw, die jüngern und die Jüngſten, die wohl ehemals als Lehrer ihn verehrt, und die im Grunde die ernſte Wandlung ſehr bedauerten, zwangen dennoch, als wollten ſie der Mode huldigen und dem gegebenen Beiſpiel der ältern Kämpen folgen, ein ſehr mißlungen ſpöttiſch Lächeln auf ihr betroffen Angeſicht. Bei einigen der Alten ſpuckte noch der alte Neid, und konnte man Befriedigung auf dem brutalen ſtummen Hohn, den ihre kalten Augen ſprachen, deutlich leſen. Befriedigung, daß ſie nicht ferner ihn als überlegenen Rivalen ſcheuen müſſen. Und Einer gar, ein trotziger Geſell, als er des armen Löw anſichtig ward, der immer noch in ſein Gedankenſinnen ganz verſenkt, die heiße Stirne jetzt in flacher Hand zuſammendrückte und ein beklommen ſchmerzlich ſüßes Lächeln auf ſeinem feingeſchnittnen Munde aufleuchten ließ; als der ihn ſah, der knochige kurzleibige Geſell mit den pfiffigen Augen und dem rohen, nüchternen Geſichte, und er entdeckte ihn zuerſt, wie haſtig war er aus der Gruppe vorgedrungen, mit welcher unverhohlenen Schadenfreude ſtierte er ihn lange an, mit vorgeſpreizten Armen in die offne Fenſterniſche mit halbem Leibe vorgelehnt, und ein alter Groll flammte ſichtlich wieder auf, mit widrigem Triumph jedoch, in ſeinen kleinen ſchwarzen Augen. „Falk“ war's, ein alt bemooſtes Haupt, an Jahren der Jeſchiwa Neſtor, und Rabuliſt wie Goliath, den Löw jedoch als junger David in einer ſtürmiſch-heißen Pilpul-Plänkelei im Angeſicht des Königs und des Volks, das heißt, des Rabbi und der vollen Schülerzahl dereinſt geſchlagen und beſiegt.

Wie giftig hing ſein ſtechend Auge an dem ſtillen Träumer, und konnte er ſich's nicht verſagen ſeinen rohen Spott ſogar in Worten ihm zu zeigen. Er redete ihn an. Es muß ein biſſiger Witz geweſen ſein, was er jetzt vorgebracht, denn eine allgemeine Heiterkeit des ganzen Chores hinter ihm belohnt den Sprecher. Nur Löw weiß von dem Allen nichts — und Falk verſchmäht es nicht aufs Neu ihn immer wieder anzureden, bis endlich er mit ungeduldig haſtiger Bewegung ſein ſchäbiges Barett in den Nacken ſchiebend und ſich an ſein Gefolge wendend mit lauter ſtarker Stimme noch halb ins Zimmer hämiſch ruft: „Kommt! — s'is wieder Nichts mit ihm zu machen heut, — — — der Cholem! — — — Kommt!“

Ich weiß nicht, war er zufällig eben hier aus ſeiner träumeriſchen Verzückung aufgewacht, der arme Löw, oder hatte doch der ſtarke Ton der Stimme an ſein Gehör geſchlagen: ſeine Mienen nahmen einen ängſtlich geſpannten Ausdruck von bangem Schrecken an; er erblaßte und es ſanken ſchlaff und matt ihm Haupt und Arme nieder, welchen das offene Buch entglitt, das rauſchend zum Boden niederfiel.

Wie erſchrack die gute Taube als ſie es fallen ſah; und mußte ſie erleben, daß Löw es liegen ließ, und ſchweigend und geſenkten Blickes an ihr vorüberſchritt, zur Leiterſtiege hin, die ihn auf ſeinen Dachboden führte. Sie eilte hin und küßte ſchnell das ſchwere, große Buch, und hob es auf — das ſchwere Buch, und ſanft es ſtreichelnd um zu ſühnen den ſchweren Fall, den es gethan, legte ſie's ſorgfältig auf den Tiſch, ganz entrüſtet und erſtaunt über Löws ungewohnte Gottloſigkeit, daß er das Buch ſo liegen ließ.

Was mag ihm widerfahren ſein? — Und überdieß verletzte und kränkte ſie auch die Rückſichtsloſigkeit, mit der er ſeit einer Zeit ſie gar nicht beachtete, nichts zu ihr ſprach, und wie ſo eben wieder ſchweigend an ihr vorüberging.

Jetzt entſteht ein ſehr bedeutender Tumult vor und in dem kleinen Häuschen. Draußen war ein kleiner Korbwagen vorgefahren, und in höchſter Eile entdeckt die gute alte Taube, daß ſie noch Manches zu verfügen hat und anzuordnen. Und als ſie endlich fertig worden und der ungeduldige Eidam ſie ſchon in den Wagen hat gehoben, da ſtrahlte eine ſchöne Freude auf in ihrem milden Angeſicht. — Es iſt ihr wohl! — Die Roſſe ziehen an; ſie blickt noch einmal nach dem ſtillen Häuschen zurück, und endlich verhallte das Geräuſch des rollenden Wagens. — An den armen Löw hat Keiner mehr gedacht! — —

Große Geister gleichen Meteoren, welche
glänzen und sich verzehren, indem
sie die Welt erleuchten.
Ein Wort Napoleons I.

Es ist Nacht und tiefe, stille Ruh.

An dem düster blauen Himmelszelte ziehen glänzend weiße Wolken-Flöckchen, durchschimmert sanft vom milden Vollmondlicht.

Auf seinem Dachboden vor einem Bücherpulte steht der arme Löw finster und still und ruhig wie die Nacht um ihn.

Von Zeit zu Zeit, so wie die weißen Silberwölkchen fliehen, fällt der matte Mondschein durch die offene Fensterluke und trifft verklärend sein blasses Angesicht, bis wieder neue Schatten ihn verdrängen.

Horch! Von tiefen Männerstimmen ein gedämpfter Klang tönt durch die stille Nacht vom Nachbarhaus herüber, es ist die fromme Melodie, der süß bekannte Sang, wie er in allen Häusern jetzt gesungen wird, wo fromme Juden sind; es ist der Hallet-Jubel-Psalm, Volkshymne und Triumphgesang der Judenheit, der heute ganz besonders weihevoll und sieghaft klingt, als in der Pessach-Feier erster hoher Festnacht.

Seder-Nacht! wie wehmuthreich ruft sie Erinnerungen wach bei dem stillen vergessenen Lauscher, so wirre Rückerinnerungen an alte Zeit. Welche frohe Zuversicht, welche kindlich sichere Behaglichkeit liegt nicht im Namen schon und in den Lauten: Seder-Nacht. Da ist die Sorge ausgeschlossen und gebannt der Kampf und alle Mühe und Noth des Lebens — denkt man an Seder-Nacht.

Er aber jetzt so hart gedrängt, in einer bösen Stimmung seines schwankenden Gemüths ist ausgeschlossen von dem Fest und ausgeschlossen von den Feiernden, und denkt kein Mensch an ihn. Ach, hätte das die gute Taube wissen können, daß er es nicht gewagt beim Parneß sich zu melden, sie hätte doch für ihn gesorgt, obgleich es sie unsäglich verwundet hätte, die tiefe Schmach an ihm zu sehen, die er sich zugezogen.

An das kleine Dachfensterchen tritt er jetzt hin und überblickt von da den Hofraum, der zu des Parneß Haus gehört. Das Fenster ist sein Lieblingsplätzchen seit langer Zeit geworden, und kann er oft am Tage Stundenlang stehen davor und in den Hofraum schauen. Und doch was kann da viel Merkwürdiges geschehen? — Und heute erst am Morgen war er an diesem Fensterchen — es ist das Zaubermittel, das einzig noch vermag seinem schwülen und oft trüben Sinnen eine heitre Richtung wieder zu gewinnen.

Ein schöner Frühjahrsmorgen war es heute: hell und warm leuchtete die Sonne, aber frostig und schattenhaft finster wälzten sich die traurigen Gedanken in Löw's verdüstertem Gemüthe, und ein harter Groll verbitterte

ſein ſanftes Herz; er hatte die Entſcheidung ſeines Schickſals für die nächſten Tage überdacht! Feſt ſtand, alſo, er ſollte unbeachtet bleiben und von keinen Menſchen bedacht während des Feſtes. Sein Antheil an der täglichen Betheilung mit den bekannten Oſterbroden mußte ihm genügen, das „Brod des Elends“ war alſo für dieſe Zeit ſein täglich Brod, hinreichend eben, das Leben ihm zu friſten, und war er viel zu ſtolz auf anderem als dem ehrbar legitimen Wege, durch den Parneß nämlich, ſich eine Verſorgung zu erbetteln.

Bei jenem „großen Verhören“ war's entſchieden worden. Warum auch hat er hier ſich ſo vergeſſen, was hat ihn ſo zur Unzeit ſo ſehr im Geiſte beſchäftigen können, daß er nicht nur verkehrte Antwort gab, daß er ſogar kaum hingehört, als einmal der Rabbi lange zu ihm geſprochen hatte, bis dieſer es bemerkend ihm ſtreng und ernſt verwies, daß er ſeit Langem ſelbſt den billigſten Erwartungen nicht mehr entſprochen habe, daß er nun aber ſeine Schonung nicht verdiene, weil er ein „Cholem“ ſei! und ein ſchallendes Gelächter, das nun erfolgte, gab dem Verweis, der ernſt und bieder war gemeint, einen andern viel ſchmerzlicheren Nachdruck, denn „Cholem“! war das Witz- und Stichwort ſeit Wochen ſchon geweſen, womit man ihn verhöhnt hat und verlacht, wenn er im Kreiſe der Jünger auftrat oder mit ſeinem gewöhnlichen ſtillen Ernſt auch nur erſchien, und nun wards autoriſirt, für einen „Cholem“ durfte man ihn halten! — —

Phaibiſch (Phöbus) hieß der kleine alte Jeſchiwa-Diener (Schames) der ihm am Morgen heute die Oſterbrode hat gebracht. Phaibiſch war, von ſeinem Amt als Schames abgeſehen, auf der Rangliſte der Jeſchiwa der zweiten Klaſſe zugezählt. Das war nicht etwa deutlich ausgeſprochen, und eine, die allgemeine Stimme ſtellte ihn dahin. Er war bei Weitem nicht an Geiſt ſo ſcharf, wie Falk, und machte er auch nicht die Scharfſinnskünſte zur Aufgabe ſeines Jeſchiwa-Lebens, wie Falk es that. — Aber fromm war er, und das war ſein ganzes Streben, daß er erfahre und auch einübe die Kunſt mit miniutiöſeſter Genauigkeit gerecht zu werden allen Anforderungen der ſkrupulöſeſten Gottſeligkeit.

Sonſt in Allem aber war er höchſt beſchränkten Geiſtes, und darum hatte er für jeden Hell-Verſtändigen, wie Löw, nicht nur Bewunderung im Herzen, ſondern auch geheime Scheu und ein gewiſſes Mißtrauen, faſt Furcht und mied er darum ihren Umgang mit einer Aengſtlichkeit die oft ihn lächerlich ſelbſt bei ſeines Gleichen machte.

Heute als er Löw beſuchen mußte, ſchwamm er aber in wahrer Seligkeit. Er war nämlich den Tag zuvor im Backhaus Aufſeher geweſen und die ganze Nacht hindurch. Das war ſein eigentliches Element. So viel verſchwindend leichte Kleinlichkeiten, die ihm da zur Entdeckung geboten wurden, ſo viel Atömchen alten Teigs, die er da raſchen Blicks entdeckt und abgeſchabt, dabei die Wichtigkeit, die er in dies ihm anvertraute Amt zu ſetzen ſich nicht entſchlagen konnte! War er doch überzeugt, daß vieler

Menſchen Seelenheil in ſeine Hand gegeben ſei, und ſo ein unſcheinbares Fällein, das zurückgeblieben in dem dünnen Blatt des Brodes, birgt moraliſch Gift für Jeden, der das Brod genießt! Und alles dieß hatte er überwacht und gewiſſenhaft beſorgt. Er war alſo ganz ſelig, da er zu Löw gekommen war. Löw hingegen ſchaute ihn mit ſeinem kalten fremden Blick durchdringend an, denn ihn befremdete die Munterkeit, die Rührigkeit an dieſem ſonſt ſo trägen ungelenkigen Geſellen.

Auch iſt es nicht zu leugnen, er hat ein wenig ihn beneidet um ſeinen beſchränkten Sinn, der konnte jetzt ſo fröhlich ſein und kannte keine Sorge!

Denn er war um den Unmuth zu ertödten an das Fenſter hingetreten und hatte lange da hinabgeſchaut — lange — lange — —

An Alles das denkt er zurück auf ſeinem finſtern Dachraum, in der öden Dämmerung der Mondnacht, und abermals blickt er zum Fenſterchen hinab. Jetzt freilich iſts auch unten ſtill und öd und finſter und hat ſich alles Licht und aller Glanz ins Haus zurückgezogen, der heute Morgens den Hofraum unten ſo ſehr verherrlicht hat.

Wie hatten ihm die goldig-rein geputzten Kupfergeſchirre, der ganze blanke Hausrath in die Augen geſchimmert, der auf dem netten Pflaſter unten dem Sonnenglanz war ausgeſetzt. Da unten war der Rüſtplatz für die Herrlichkeiten des nahen Feſtes. Im Hauſe drin ward nichts geduldet mehr, was Ordnung-ſtörend war, und kamen alſo die Dienerinnen an dieſen Zufluchtsort um gröbere Arbeit zu verrichten. In einem Winkel ſtand die Eine und ſtampfte klein-gebröckelt Oſter-Brod zu feinem Mehl, in einem kleinen Mörſer ward für die Küche allerlei Gewürz geſtoßen und der ſüßſcharfe Duft drang bis in ſeine Naſe. Jetzt ward auch ein ungeheurer Fiſch aufs Brett gelegt, und mit gewandter Kunſt zerlegt.

Er hatte dieſem Treiben lange zugeſchaut und wieder ſchlich, ich weiß nicht wie es kam, ein böſ' Gelüſte ſich in ſein bis jetzt ſo harmloſes Herz.

Es kam ihm vor als ob hier eine Art von frommer Heimlichkeit bei all dem Thun zu merken ſei, als ſei's, beſonders was den Fiſch betrifft, auf eine Ueberraſchung abgeſehen für den Parneß, als habe er den Leckerbiſſen gar nicht nöthig und wolle man ihn blos zum Ueberfluß damit erfreuen! Und daran nahm er ein unbeſtimmtes Aergerniß! Vielleicht auch deßhalb blickte er ſo häufig weg von dieſem Schauplatz der Thätigkeit, weils ihn ſo ärgerte, — und ſchaute er nach dem Hausflur, als erwarte er von dorther etwas Neues; vielleicht auch wirklich erwartete er Etwas, und kam ſein Aerger von dem langen Harren?

Jetzt laſſen ſich hellklappernde, leichte, raſche Schritte hören. — Jetzt iſt ſie da — die langerſehnte Erſcheinung! „Blume" iſt's, die liebe Blume, des Parneß holdes Töchterlein!

Löw, als er sie auf ihren hochbestöckelten Pantöffelchen so leicht heranhüpfen sah, so gazellenartig anmuthig und leicht — mit einem plötzlichen Ausbruch wilder Leidenschaftlichkeit streckte er beide Arme hinab nach ihr — ein stummer Schrei, er hat ihn mit Gewalt nur unterdrückt, malte sich in seinem schmerzlich-seligen Gesicht, dann schwankte er zurück; es ging offenbar ein schrecklicher Wechsel vor in ihm, — kraftlos sank er auf seinen Sitz und ließ das Haupt auf seine Arme niederfallen, auf den Tisch — und weinte bitterlich! — —

Und draußen hat die Sonne so warm geschienen, und der alte Nußbaum unten hat seine jungen grünen Blätter schon entfaltet, und Löw saß da und weinte bitterlich!

Blume! die liebe Blume! Als er vor langer Zeit, nach jenem angestaunten und allgerühmten Sieg über „Falk", den Heros der Jeschiwa, aus Anerkennung beim Parneß war zu Gast geladen, wie lieblich war sie da! Wie hatte sie ihn da mit ihren Feueraugen so groß-bewundernd angestaunt, welch ein kühnes Selbstbewußtsein hat sie in ihm nicht wachgerufen; sie hat ihn stolz gemacht durch ihr holdselig-freundliches Gespräch! Er ist hinweggegangen endlich ganz ein Anderer, als er gekommen war. Seit jenem Tage füllte ein kühn gewaltig Streben seine ganze Seele! Mit andern Augen schaut er Alles an und gährts und kochts in ihm, wenn er auch äußerlich erzwingt die kalte Ruhe und die Gedankenlosigkeit, die ihn als „Cholem" erscheinen läßt.

O, weiß sie es, wie jetzt die Achtung sei so tief gesunken, die er sich ehedem errungen? Weiß sie es wohl, daß er das Spottziel aller hohlen Köpfe sei, die nicht begreifen können, daß die Allgewalt Eines großen Gedankens ihm Vieles so schal und klein erscheinen läßt, was ihnen einzig wichtig ist? —

Weiß sie wohl auch, wie er unausgesetzt so dankbar an sie denkt und weit, weit mehr als dankbar blos? — O sie weiß es nicht, denkt wohl gewiß nicht mehr, daß sie einmal so liebreich-freundlich ihm gewesen, denkt wohl nicht mehr an ihn. — —

Er hatte ausgeweint, in dumpfem Brüten ist er noch lange einsam da geblieben, — ein kalter Hauch umzog sein Herz — es war etwas wie Menschenfeindlichkeit — Selbstsucht!

Jetzt im Dunkel der Nacht ist er ruhiger geworden. — Es ziehen Bilder und Gedanken an ihm vorüber — klarer kann er sichten jetzt und scheiden — und ein Entschluß gedeiht und reift in seiner Seele.

Erschöpft und schauernd lehnt er auf seinem Sitze sich zurück, — die Nachtluft streicht jetzt kalt herein — ihn fröstelt. In halber Betäubung nimmt noch auf sein Ohr den starken Männerchor, das Tempellied, den elegisch-fröhlichen Gesang, der das Finale bildet für das Seder-Mahl — der scharfe Luftzug weht ihn herüber, den Gesang von des Parneß Haus. — Er horcht begierig hin — die Töne werden schwächer und verhallen

endlich. — Er sieht jetzt Blume, die ihm freundlich winkt und aus dem hellerleuchteten Gemache fröhlich sich entfernt. Auch er ist da! wie wunderbar! Ist selig wie er nie gewesen. — Der Parneß kommt und reicht ihm väterlich die Hand zum Gruß. Mit Ehrerbietung grüßen ihn die Andern — — — Wolf steht jetzt vor ihm, mit seinem finster-ernsten Gesicht, der alte Wolf! — Wie bei seinem letzten Abschied, da er als kleiner Junge weinend war ausgewandert zur Jeschiwa, so ernst steht „Wolf" vor ihm, der Alte! Anzusehen wie ein Prophet der grauen Vorzeit steht er vor ihm und gießt ihm Feuerworte in die Seele und entflammt ihm seinen Geist, und Ehrfurcht beschleicht ihn vor der hohen Schule, die er jetzt beziehen soll und die ihm Gelegenheit soll geben seinem großen Volke ein großer Mann zu werden, wie „Wolf" es von ihm hofft.

Gleichgestimmte, nach gleichem Ziele strebsame Jünglinge hatte er damals gehofft zu finden an der hohen Schule. — Wie war es alles anders! Keiner von den Allen sah weiter hinaus als über den nächsten Tag, Keiner von Allen hatte so wie er eine weitere Uebersicht, als über ihre eigenen, engsten nichtigen Verhältnisse.

Wie hatte er so kleinlich ihre Grübelei gefunden, und hat er oft bejammert, daß so viele junge Geister verträumen ihre beste Kraft und solcher Art entziehen der besten Angelegenheit des Volkes. Er allein stand anders da als Alle, doch konnte er allein es nicht anders machen.

„Und sie nennen „Cholem" ihn. — —

Den Rabbi sieht er wieder, der mit verhängnißvoller Richtermiene streng ihn schmält — er wußte nicht der würdige Rabbi, daß jetzt eben bei der großen Ueberschau, dem strengen „Verhören", auch er, der Cholem, eine Ueberschau gehalten habe heimlich, daß jetzt eben ihn die Hohlheit und die Nichtigkeit seiner zeitherigen Verwendung ernstlich angewidert habe, daß ihm jetzt eben die Einsicht sei gekommen, wie wohl ein jeder Weg zu einem Höhengipfel führe, daß er jedoch einen andern wählen und bis zur Gipfelhöhe auch verfolgen wolle. Er wußte nicht der würdige Rabbi, daß er jetzt an Blume hat gedacht.

Und Andras sieht er hoch zu Roß vorüberreiten, den kleinen Andras, seinen Spielgenossen aus früher Knabenzeit, des Hufschmieds wilden Buben, der jetzt im Reichsheer Offizier geworden. — — — —

Im Freien!

Denn alle Poesie ist tiefes Klagen,
Ist des gefangnen Adlers Flügelschlagen,
Ein Wächteraufschrei bei des Morgens Grauen,
Sie stirbt, wenn wir des Lichts Erfüllung schauen!

Alfred Meißner.

An der Landstraße vor einem kleinen Städtchen nahe der Residenz erstreckt sich ein weiter üppiger Wiesengrund. Die ganze Landschaft, so herrlich sie auch prangt, ist gedrückt von einer dumpfen Ruhe. Es ist ein wunderschöner Sommerabend, gewitterschwül die Luft, und Wolken thürmen sich am Horizonte drohend auf. Nichts Lebendes ist weitaus sichtbar und selbst die Abendlüfte schweigen, still erwartungsvoll. Kein Vogel wiegt sich in den Lüften und kein Blättchen rauscht. Den Wiesenrain entlang zur Straße her, bedächtig langsam, kommen jetzt zwei Männer. Der eine treibt ein Rinderpaar vor sich und hat ein wachsam Auge auf ihren Schritt, doch hindert ihn das nicht sein Ohr zu leihen dem Manne, der ohne Unterlaß mit Eifer ihm erzählt.

Das Abendsonnenlicht nimmt eine düster gelbe Färbung an und allgemach bedecken die schwarzen Wolkenschatten den weiten Plan.

Die Männer haben jetzt die Straße schon erreicht und treibt der eine seine Thiere dem Städtchen langsam zu. Der andere wischt den Schweiß vom Angesicht und scheint erschöpft zu sein. Er zupft verdrießlich seinen grauen Bart und zugleich den Arm des dicken aufgedunsenen Treibers, und scheint er ihn um kurze Rast zu bitten. Dieser aber schüttelt heftig seinen großen Kopf und ungeduldig weist er nach den Wolkenmassen hin, die wetterleuchtend näher ziehen.

Ein schwaches fernes Rollen wird vernehmlich, die Wandrer können noch nicht unterscheiden, ob schon der Donner sein furchtbar Spiel beginne, oder ob ein Wagen die Straße lang herauffährt. Dem bärtigen und runzeligen Manne, der gebeugten Rückens langsam schleicht und keucht und hüstelt, hängt in einer schlappen Lederscheide mit Holzgriff eine Waffe am Gurt nach vorn eingehackelt nieder, und — kennst du die beiden Männer?

„R. Falk, ich sag euch!“ fährt der ältere fort in seinem eifrigen Gespräch, „er muß ein sehr großer Oscher sein, und daß er hier im Sommer

lebt mit seiner Familie, ist auch ein Beweis, daß er sehr reich sein muß; Ihr dürft mirs glauben, es ist kein anderer wie der kleine Löw Cholem aus Ungarn, ich habe ihn selbst gesehen und noch erkannt, er sieht zwar aus wie ein Szar, aber noch ganz so wie er als Bocherl hat ausgesehen.

Der andere hatte von Zeit zu Zeit seinen langen Stab auf eins der Thiere abwechselnd fallen lassen, er schien ein wenig ungeduldig und die Erzählung mißbehagte ihm.

„Das ist schon recht," antwortete er, „aber R. Phaibisch seid mir mochel, das versteht ihr nicht. Ich bin ein Kazew (Fleischer) und weiß was ein Geschäft ist. Darum muß man noch kein Oscher sein."

„Was fällt euch ein," schrie dieser „ihr sollt nur hören, was man sich erzählt von seinem großen Einfluß selbst beim Kaisers Hof, ihr sollt ihn nur einmal sehen!"

Im Eifer des Gesprächs hatten beide überhört, daß wirklich das Rollen von Wagenrädern immer näher kam. Jetzt aber wandte rasch R. Phaibisch sich herum und eine offene Caroſſe mit Kutscher und Bedienten kam nah herangefahren, und ein einzelner Mann von kräftigem, blühendem Aussehen saß darin.

„Bei meinem Leben, da kommt er hergefahren," schrie er zu Falk. Und unwillkührlich blieben beide und stierten lange auf den behäbigen stolzen Mann mit der sinnenden Stirne, der gar nicht sie bemerkte. Phaibisch machte einen Bückling nach dem andern, und Falk mit den kleinen blitzenden Aeuglein ließ Stab und Leitseil unbewußt zur Erde fallen.

Er war schon längst vorbeigefahren.

„Hm, Hm!" brummte staunend Falk und nahm Stab und Leitseil wieder auf.

Phaibisch rieb sich vergnügt die Hände.

„Was hat er jetzt davon," meinte er endlich, „der hätte können ein Gosn Olem werden! Er war immer ein Cholem gewesen, jetzt verholemt er seine Zeit wieder mit Geschäften!" —

Ein heftiger Wetterschlag, ein langer schwerer Donner grollte und brummte in den hohen finstern Wolken. —

„Falk", noch immer sinnend, wurde mächtig aufgeschreckt und wüthend hieb er auf seine beiden Thiere.

Phaibisch hingegen, plötzlich ernst werdend, führte andächtig seine Finger an die Lippen und sprach die Broche!

Junker und Judenmaid.

Scenen aus dem 17. Jahrhundert

von

Joach. Rosenauer.

Gespenst der Vorwelt.
„Was rufst du mich herauf aus meinem dunklen Grabe?“
Zauberer.
„Damit du Zeugniß gäbest von einer dunklen Zeit!“

Diese Zeilen, die wir auf dem Titelblatte eines der trefflichsten deutschen Romane der Jetztzeit lesen, haben uns auch die passendsten für unsre folgenden Darstellungen geschienen. — Mögen sie zugleich andeuten und rechtfertigen einen Inhalt, der, wie grell er auch sei, und wie natürlich und berücksichtigungswerth uns auch die Scheu vieler unserer Glaubensbrüder vor dem Wiederwecken der Schauerscenen einer längst verschollenen Zeit mit längst überwundenen Anschauungen erscheine — es ist die Scheu des redlichen, sich keiner Schuld bewußten Mannes vor den Erinnerungen aus den Tagen einer unschuldig erduldeten Kerkerhaft — doch nicht ohne Nutzen, wie uns dünkt, erkannt werden dürfte. — Möge der Nachkomme Jakobs daraus erkennen, daß zu allen Zeiten, in allen Ländern der erklärteste Feind seiner Ruhe jene abgeschlossene Zurückgezogenheit war, jenes sonnenscheue Dunkel, in welchem naturgemäß nur giftiges Unkraut emporwuchern konnte, jene Abgesondertheit von allem geselligen Umgang mit Andersgläubigen, welche den fruchtbarsten Boden für schädliche Ideen, für jede Art lächerlicher und trauriger Verdächtigung darbieten mußte. Der gebildete, gefühlvolle Christ aber wird einen neuen Beleg für die alte Wahrheit gewinnen, daß die Toleranz eines Volkes der sicherste Maßstab seiner Civilisation ist, daß Re-

ligion und Glaube, die veredelnden Potenzen des irdiſchen Daſeins, zu den gräßlichſten Waffen des Menſchenhaſſes, die Loſung zur Entfeſſelung jedes bösartigen Triebes werden, wenn nicht das Licht einer geläuterten Vernunft ihr Heiligthum durchſtrahlt, daß, wenn es das vorzüglichſte Streben des jetzigen Zeitgeiſtes iſt, die gähnende Kluft zwiſchen Menſch und Menſchen auszufüllen, er aber nur Jahrhunderte langes Leid, maßlos erlittene Schmach und Unbill an dem bedrängten Volke der Bibel wieder gut zu machen ſtrebt! —

I.

Πολλὰ τὰ δεινα, κ' ουδὲν ανθρώπου
*δει νοτερον πελει.**)

Unfern jenes Punktes, wo die königliche Wltawa, ſo hoch gefeiert in altczechiſchen Geſängen, ihren Urſprung nimmt, um vorerſt in ſüdöſtlichem Laufe, parallel beinahe mit der böhmiſch-baieriſchen Grenzlinie die noch nicht erſtarkte Kraft zu verſuchen, gleichſam als ſcheute ſie ſich — in jenem beſcheidenen Selbſtbewußtſein noch vorherrſchender, jugendlicher Ohnmacht, wie ſie die wahre, künftige Größe kennzeichnet — ſogleich der eigentlichen, ſtolzern Beſtimmung ſich zuzuwenden, beginnt auch das Flüßchen Wollinka ſeinen kürzern Lauf, durch ein langes, ſeine Richtung ſcharf bedingendes Felſenthal in einer Gegend, wo die unwirthlichen Höhen des Böhmerwaldes in terraſſenförmigen Abdachungen allmälig zu den geſegneten Ebenen des mittlern Böhmens ſich verflachen, zu der gewerbfleißigen Stadt Strakonitz ſich hinwindend, um von hier mit den Fluten der größern Wottawa vereint, der prangenden Hauptſtadt zuzuziehen. Als ein vorzüglicher Abfluß der beinahe zerronnenen Schneemaſſen, die in dem hercyniſchen Urwalde der ſtrenge Winter angehäuft, iſt es ein wahres Bild launenhafter, wankelmüthiger Jugend; denn wenn der ganze Sommer dasſelbe in klarer Strömung im kaum ausgefüllten Bette hinziehen geſehen, und ſchon die erſten Nordhauche des nahenden Winters das melancholiſche Grau des Eiſes über ſein harmloſes Daſein hingehaucht, ſchwellt es der Frühling zu einer für die Anwohner um ſo gefährlichern Höhe an, als die Metamorphoſe des ſegenſpendenden Bächleins in den verheerenden Waldſtrom gewöhnlich kaum das Werk weniger Stunden iſt. — Dieſe jugendliche Unart — nicht minder ſchädlich als die Meiſten ihres Gelichters — mag wohl dem ſonſt gutmüthigen Flüßchen den Namen des tollen zu Wege gebracht haben. —

---

*) Wir könnten füglich dieſe poetiſchen Worte des Sophokles durch die nicht minder poetiſchen unſeres Schiller überſetzen: „Doch der ſchrecklichſte der Schrecken, das iſt der Menſch in ſeinem Wahn.“

In der Mitte seines Laufes berührt es das Städtchen Wollin, dessen Größenverhältnisse so ziemlich den, seinen entsprechen dürften. —

Diese ganze Gegend, den von der Wottawa durchflossenen Theil mit eingezählt, war von jeher ein Sitz des Friedens. Dank sei es dem schützenden Grenzwalle, nie ist ein äußerer Feind verheerend in diese Fluren niedergestiegen, sie sind glücklich genug des traurigen Ruhmes zu entbehren, der Schauplatz mächtiger Kriegsthaten gewesen zu sein. Ruhig bepflügt hier der Landmann sein Feld, ohne Furcht auf die traurigen Spuren der ewig zwischen den Menschen wüthenden Erinnys zu stoßen, kein Monument verewigt hier den Triumph eines Helden und das Unglück der Zeugen desselben. Zwar auch hier hat die denkwürdigste Periode der böhmischen Geschichte sich Unvergeßlichkeit gesichert, auch hier hat der wilde Taboritenführer sich seine Monumente — zerstört, — war es doch diese Gegend, die nicht nur seine Wiege, sondern auch die Hußens gesehen, blickt doch noch jenes ihm so verhängnißvolle Rabbi wie ein versteinertes Schauermährchen düster auf den Wanderer nieder — doch schon sind sie im Nebel der Sage verschwommen, jene grausigen Zeiten — schon haben sich die Gestalten zu mythischen Gebilden verklärt, und nur am traulichen Heerde, am wärmenden Kamine erschallen noch ihre Namen. —

Wie die Pflanze dem Lichte sich zuwendet, so wendet sich der Jude dem Frieden zu. — Es ist also nicht zu verwundern, daß er von jeher diese Gegend sich zur stillen Niederlassung erkoren, auch liegt die Vermuthung nicht fern, daß die verheerenden Stürme, die im Laufe des 15. Jahrhunderts im benachbarten Oesterreich über das Volk Gottes hereingebrochen, manche Menschensaat in diese Gegend verstreut, daß einen guten Theil der jüdischen Bewohner die Wuth der Messnerin aus Ems und die nur allzu große Bereitwilligkeit des damaligen Herrschers jenes gesegneten Landes, das vollziehende Werkzeug derselben zu sein, in diese Gegend gescheucht habe. —

Ob sie übrigens immer hier ungefährdet ihr der Religion geweihtes Dasein gefristet, versichert uns die Geschichte nicht, und es ist auch sehr zu bezweifeln, man kennt ja das Mittelalter und den Geist, der es beseelte. Doch der arme Jude, an Unterdrückung gewöhnt, wußte sich und seine Ansprüche stets den Zeiten zu fügen, und wenn im 19. Jahrhunderte seine Hoffnungen und Wünsche schon nicht zu kühn bis zur völligen Gleichstellung sich versteigen dürfen, und sein gutes Recht, im Prinzipe wenigstens, schon von der gebildeten öffentlichen Meinung anerkannt wird, so mochte er damals wohl mit gelinder Knechtschaft zufrieden sein, um so mehr, da selbst die Stellung seiner christlichen Nachbarn gegenüber ihren Herren keine beneidenswerthe war, wenn nur kein Uebermaß des Druckes sein Leben, eigentlich dem Drangsal geweiht, ihm zum völligen Fluche umwandelte.

So viel jedoch ist gewiß, daß im 17. Jahrhunderte eine Periode eintrat, wo das Loos Israels in diesen südlichen Grenzgegenden nicht mehr

erträglich genannt werden konnte. Es liegt für dieses Volk eine eben so erhebende als verhängnißvolle Wahrheit in dem Ausspruche: „Alle Israeliten sind Bürgen für einander *)." Wer weiß es nicht, daß von jeher unter ihnen einer für den andern, einer mit dem andern gelitten, daß was einer unter ihnen etwa gethan, allen angerechnet wurde, zwar nie im Guten, doch immer im Bösen. —

Noch heut zu Tage geschieht es ja nicht selten, daß ein Jude, sei es durch besondern Edelmuth, oder in Kunst oder in Wissenschaft sich auszeichnend, von den Widersachern nur als Ausnahme hingestellt wird, der Böswicht hingegen wirft den Schatten seiner That auf die Gesammtheit des Volkes. — Wie viel mehr mochte das nicht erst in jenen finstern Zeiten des Fanatismus und eines kaum von den Gelehrtesten überwundenen Aberglaubens der Fall sein, ein Jahrhundert früher, bevor noch die ersten Strahlen der Sonne bürgerlicher und religiöser Duldung — im Westen Europas emporleuchteten!

Die harmlose Stadt Strakonitz war damals der Heerd, auf dem eine für den ganzen Umkreis verderbliche Flamme entglomm. —

Von dem Ringplatze derselben, der sich mehr durch seine Länge als durch schöne Gebäude auszeichnet, führt ein schmales Gäßchen hinauf zu dem sogenannten Straz. — Hier soll einst (so verkündet die Sage) die Judenstadt gewesen sein; noch will man in dem Eckhause die Spuren der einstigen Synagoge finden.

Es war im Vorfrühlinge, jener für das Judenthum wie für die Natur bedeutungsvollen Zeit, da man das Jahr 1683 zählte. Eine stürmische Nacht lag auf der Gegend. Die Wellen der Wottawa, von dem Winde gepeitscht, rauschten unheimlich durch das schauerige Dunkel, pfeifend durchstrich der Nord die eng gewundenen Gassen und rüttelte an den morschen Thoren der kleinen Häuser. Nichtsdestoweniger lagen die Bewohner, nach den Mühen des Tages, in tiefen Schlummer versenkt, auch im Ghetto herrschte tiefes Schweigen, und die Oede dieses, bei Tage eben nicht unbelebten Stadtwinkels hätte nur mit jener eines Friedhofes verglichen werden können, wenn nicht durch das niedrige Fenster eines mehr Hütte als Haus zu nennenden Gebäudes ein matter Lampenschein auf den nächstgelegenen Raum gefallen wäre. Einzelne schwache Töne, von der originellen Art Rabbi Falks aus Prag, und von den Schwingen des Aeolus weiter getragen, deuteten dem verspäteten Wanderer an, daß hier noch jemand wache und — Gemarah lerne. Es war in der That so. Drin, im engen Stübchen, welches, reinlich wie es war, das Bild eines beschränkten und genügsamen Daseins darbot, saßen um einen runden Tisch drei lebensfrische Gestalten, deren Gesichter, von einem nicht längern Barte umsäumt als eben genügte, ihnen das Ansehen würdevoller Männlichkeit zu verleihen, deutlich

*) כל ישראל ערבים זה בזה

ihre Verwandtschaft verriethen. — Alle drei nannten sie sich die Söhne eines Weibes, wohl desselben, welches wir in der Ecke auf einem einfachen Lager von ruhigem Schlummer umfangen erblicken. Ihr Schlaf mochte die Ursache sein, daß die Männer, wiewohl offenbar im hitzigsten Pilpul begriffen, ihre Stimmen bis auf die untersten Sprossen der Tonleiter hinabgedrückt hatten. — Ueber ihre Folianten geneigt, suchten sie mehr durch Mienen als durch Worte ihre Meinungen zu verfechten. — Dies hatte so eine Stunde gewährt, als vom nächsten Uhrthurme der Wind die zwölf dröhnenden Schläge der Mitternacht herübertrug.

„Awruhem," wandte sich einer der Brüder an den ihm zunächst sitzenden, als zufällig sein Blick über das Lager der hochverehrten Mutter hingeschweift war, „sieh' nur mal, wie unruhig die Mutter zu schlafen scheint. — Ich bin nicht ohne Besorgniß! — Sieh, wie alles auf ihrem Gesichte arbeitet."

„Pschah," erwiederte der Angeredete, „sie wird einen bösen Traum haben, wie das nicht selten geschieht. — Ich versteh' aber da den Marschuh nicht!" —

Das Weib mochte in der That von schweren Phantasieen gequält werden; denn unruhig begann sie sich auf ihrem Lager hin und her zu wälzen; auf ihrem vorher so friedlichen Antlitze malte sich Schrecken und Angst und einzelne bange Rufe entrangen sich dem gepreßten Busen. Obwohl die nächsten, verhängnißvollen Ereignisse ihren Schatten voraus in ihr Gemüth geworfen hatten? — Plötzlich fährt sie mit einem lauten Schrei in die Höhe und krampfhaft den Rand der Bettstelle erfassend ruft sie: „Um Gott den Allmächtigen, ich bitt eick Kinderl, was ist das draußen im Vorhaus?"

Die Talmudisten sprangen von ihren Sesseln empor. — In der That war es draußen leise rege geworden. — Sie glaubten deutlich zu hören, wie jemand die Thüre sacht öffnete und hereinschlich. — Dann wurden ein leises Geflüster und hin- und herwandelnde Schritte gehört, verschiedene verdächtige Bewegungen machten sich vernehmlich. — Die drei Brüder, obschon tüchtige Talmudisten, waren nicht frei von Aberglauben, sie meinten also im ersten Schrecken nichts anderes wähnen zu dürfen, als daß die Ausgeburten der Finsterniß, die in den kabbalistischen Büchern viel herumspukenden Schedim, für heute ihr Quartier in ihrer armseligen Hütte aufgeschlagen, wiewohl es auffallen mußte, daß sie mit ihren traditionellen Hahnenfüßen gar so plump auftraten; denn daß Diebe von ihrer Dürftigkeit angelockt worden sein konnten, mochte ihnen eben so wenig einfallen, wie jenem bekannten witzigen Rabbi, der, nachdem er sich dennoch überzeugt, daß ein Artaxerxes Langhand seiner splitterdürftigen Behausung die Ehre erwiesen, diesen mit stämmiger Rechten erfassend bei allem Heiligen beschwor, zu sagen, wo etwas bei ihm zu stehlen sei, damit er es redlich mit ihm theilen könnte.

Der Talmud, welcher mit seinen Pendanten, deren Zahl wir wohl zu gering mit Legion bezeichnen würden, und mit dem nicht minder zahlreichen Heere seiner Commentatoren, nach einer noch jetzt vielseitig gehegten Ansicht, eine Art Brokhaus'schen Conversationslexikons, und nichts weniger als auch eine Realencyklopädie aller Wissenschaften, unmittelbar vom heiligen Geiste redigirt, sein soll, hat natürlich auch den Fall eines Gespensterbesuches seiner Beachtung gewürdigt. Er lehrt also auch ein Mittelchen gegen Schedim. Es heißt Umkreisen. Man könnte sagen: Vile remedium sed probatum. Nochim, so hieß der älteste der Männer, säumte auch nicht von diesem unfehlbaren kabbalistischen Präservativ Gebrauch zu machen und war eben im Begriff, mit schlotternden Beinen sich der Thüre zu nähern, als diese plötzlich mit polterndem Geräusche aus ihren Angeln gestoßen wurde. — Heulend stürzte ein Weib herein, mit aufgelösten Haaren, wild gerungenen Händen und funkelnden Augen, mehr einer Furie gleichend. „Ha, du feiles Natterngezücht," rief sie mit schäumendem Munde, „und solches hofftest du ungestraft verüben zu können? — Ah, mein Kind, mein theures Kind, mein armes Söhnlein! — Diese Menschenfresser haben dich ihrem Götzen geopfert. Doch noch hab ich eine Faust, um euch die Schädel einzuschlagen, noch habe ich Nägel, um euch die Gesichter zu zerkratzen, Gottlob, noch haben wir Holz genug, um für euch Scheiterhaufen zu errichten!"

Das Entsetzen, welches die Erscheinung des Weibes bei den Bewohnern der Stube hervorgebracht, wurde durch ihre Rede natürlich noch gesteigert. Doch trotz der Aufregung, in der sie sich befanden, hatten sie alsbald in der Wüthenden eine in ihrer nächsten Nachbarschaft wohnende, im höchsten Grade übel berüchtigte Person erkannt. — Die gelbe Durel, so hieß die Furie allgemein, war schon durch längere Zeit durch einen sträflichen Umgang mit einem ihrer würdigen Manne associirt. — Ein Kind war die Frucht davon gewesen. Da sie viel zu feige war, um dem bedauernswürdigen Geschöpfe sogleich das Lebenslicht auszublasen, so hatte sie, vom ersten Momente seiner Geburt an, nicht aufgehört, dasselbe mit den ausgesuchtesten Martern zu quälen, um es auf die möglichst strafloseste Weise aus der Welt zu schaffen. — Glücklicher oder unglücklicher Weise hatte jedoch, wie dies schon zu geschehen pflegt, die zähe Natur des Knaben bisher allen ihren Bemühungen den kräftigsten Widerstand geleistet.

„Durel was ficht euch an, was fällt euch ein, um des Himmels Willen;" rief ihr Nochim mit zitternder Stimme entgegen, „was wissen wir von eurem Knaben? — Er war Abends bei uns, es ist wahr, sein Anblick jammerte uns, ihr hattet ihn eben erst wieder erbarmungslos mißhandelt, und wir gaben ihm die Reste unseres Abendmahles; denn er klagte über Hunger. Dann verließ er uns; was weiter mit ihm geschah, wissen wir nicht!"

„Ihr wißt es nicht? o ihr gottesleugnerische Brut! — Ihr wißt nicht, was mit meinem Knaben geschehen?"

Bei dieſen Worten faßte das immer raſender ſich geberdende Weib den armen Rochim bei den Haaren, und ſchleifte ihn hinaus vor die Thüre.

Gräßlicher Anblick, der ſich ihm hier darbot! — So ſchwach auch der Schein war, welchen das matte Licht des Zimmerchens in dem Vorhauſe verbreitete, ſo konnte er doch in dem Halbdunkel deutlich eine Wahrnehmung machen, die ihm das Haar zu Berge ſich ſträuben ließ. —

In der Mitte des kleinen Raumes an einem eiſernen Haken, mit abwärts gekehrtem Haupte hing die Geſtalt eines Knaben. Gräßlich verſtümmelt war ſein Leib, der aufgeſchlitzte Bauch ließ frei die Eingeweide heraushängen, auf dem rückgebeugten Kopfe, voll klaffender Wunden, auf welchem das Haar durch das immer noch ſtrömende Blut gräulich zuſammengekittet worden, waren kaum mehr die Spuren eines Antlitzes wahrzunehmen.

Der geneigte Leſer hat ſicherlich ſchon in dieſer Scene, die wir ihm mit widerſtrebender Feder hier wahrheitsgetreu geſchildert, eine ältere Auflage der Geſchichte des Pater Thomas in Damaskus erkannt. — Von wieviel ſchrecklicherer Bedeutung aber ein ſolcher Vorfall in jener finſteren Zeit ſein mußte, wird jeder leicht ermeſſen!

Noch hatte ſich Rochim von dem entſetzlichen Anblick nicht erholt, noch war ſein Kopf völlig betäubt von dem plötzlich auf ihn niedergefallenen Schlage, noch war es ihm nicht recht zum Bewußtſein gekommen, welch fürchterliches Unheil über ihn, ſeine Familie und wahrſcheinlich die ganze Judengemeinde des Ortes hereingebrochen, als ſchon die wüthende Magd gegen die Thüre geſprungen war und dieſe mit Einem Drucke aus den Angeln werfend eine in horchender Stellung vorwärts geneigte Geſtalt ſehen ließ mit dem Ausdrucke der thieriſcheſten Rohheit in dem aufgedunſenen Geſichte, in welchem ein Paar Augen voll boshafter Schadenfreude und Rachgier funkelten. — Es war der Geliebte des Weibes. — Mit einer Schnapsflaſche bewaffnet ſchien er nur auf ein Gebot von innen gewartet, und ſich mittlerweile durch einige tüchtige Schlucke Muth zu fernerem Frevel geholt zu haben: „Mathes," rief ſie ihm zu, „lauf in die Stadt und weck' alles Volk. Rüttle ſie aus dem Schlafe, laß die Sturmglocke läuten; denn es iſt Schreckliches geſchehen in dieſem Hauſe. Lauf zu St. Prokop, weck den Thürmer, daß alle Leute kommen, und wir ausrotten dieſes Gezücht, und wir vertilgen dieſes Gewürm von der Erde."

Mit dem innigſten Ausdrucke der Befriedigung hatte der Knecht dieſe Worte angehört. All' ſeine viehiſchen Begierden, ſeine thieriſche Mordluſt wurden rege. — Jene den verwahrloſten Menſchen eigenthümliche Freude am Unheil ſchien gekitzelt und ein entſetzliches Lächeln umzog ſein Antlitz, als er ſich eilends aufmachte, um die in Schlaf gewiegte Stadt zu Tumult und Aufruhr aufzurütteln.

Schüchtern nur gehen wir nun daran, unſere ſchwache Befähigung an die Schilderung von Scenen zu wenden, die beſſer die Phantaſie des Leſers ſich ſelbſt ausmalen würde. Nur den Sprachgewaltigen, den Heldenan

Geiſt und Rede, jenen, die mit ſchöpferiſcher Bildungskraft begabt, längſt verſchollene Perſonen und Thaten durch den Hauch ihres Genies zu neuem, lebensfriſchem Daſein erwecken, könnte es gelingen, Momente treu zu ſchildern, die, alle böſen Leidenſchaften entfeſſelnd und völlig die verborgene Hölle des menſchlichen Gemüthes bloßſtellend, den Herrn der Schöpfung tief unter das Thier hinabziehen, und welche weit jede Dichtung überflügelnd, die ganze maßloſe, entſetzliche Verwilderung unkultivirter, zum Fanatismus aufgeſtachelter Seelen vor dem thränumflorten Auge des Menſchenfreundes enthüllen.

Von der Prokopskirche her erklangen die erſten Töne der Sturmglocke, herz- und ſeeleerſchütternd. — Durch das ſchauerige Dunkel der Nacht hallte bald von den übrigen Thürmen der Gruß wieder, dumpf antwortete das Echo der nahen Berge dem Geläute. —

Wie die Wogen eines aufgeregten Meeres wälzten ſich tobende und heulende Menſchenmaſſen durch das enge Gäßchen, mit einem Wuthgeſchrei, das allein ſchon fähig geweſen wäre, die bangen Herzen der armen jüdiſchen Mütter und Greiſe in Angſt vergehen zu machen. — Auf das Haus der armen Witwe war zuvörderſt der Sturm gerichtet. —

Im Fortſchreiten von Mund zu Munde, der Lawine vergleichbar, hatte der Ruf der gräßlichen That ſich natürlich bis ins Unendliche vergrößert. — Das nahe bevorſtehende jüdiſche Oſterfeſt gab den willkommenen Vorwand zu allerlei ſchauervollen Auslegungen des aufregenden Begebniſſes. Schon ſah man um einzelne Demagogen die Volkshaufen ſich ſammeln und mit Spannung ihren entſetzlichen Erörterungen lauſchen. „Das längſt durch Sagen Ueberlieferte, und doch von Vielen nur mit ungläubigem Kopfſchütteln Vernommene, was die ehrwürdigen Klatſchmäuler alter Mütter nie müde geworden waren warnend zu erzählen, hatte ſomit ſeine endliche, ſchreckliche Beſtätigung gefunden. — Ein armes Chriſtenkind war geſchlachtet worden, — ſchon hatte ſein Fleiſch der ganzen Gemeine der Juden zum kannibaliſchen Mahle gedient — eben ſollte ſein Blut zum Anmachen des Oſterteiges gebraucht werden, als plötzlich — mirabile dictu — ein Donnerſchlag mitten unter die Frevler gefallen wäre. Ein Blitz hätte die Gegend in Flammen geſetzt, und ſo die endlich ermüdete Langmuth Gottes das Haus des Frevels der ſchlummernden Gerechtigkeit geoffenbart.“ — —

So ungefähr lauteten die Berichte, die man anfangs in gedämpften Tönen ſchüchtern einander ins Ohr raunte, bald aber kühner und zuverſichtlicher werdend mit immer größerem Aufgebot der rauhen Kehlen unter Flüchen und Verwünſchungen ertönen ließ. — Der martervollſte Untergang, Tod und Verderben wurden mit wüthenden Geberden und ſchäumendem Munde den Frevlern angedroht. Da wurde plötzlich ein herzzerreißender Jammerſchrei vernommen, unverkennbar aus dem Munde eines Weibes und das ganze Wogengebrauſe unheildrohender Stimmen durchdringend. Derſelbe kam aus dem Hauſe der Witwe. —

Hier hatte beim ersten Andrange des racheschnaubenden Pöbels die rasende Magd sich zwischen denselben gestürzt, um durch ihr Geschrei, wüthendes Händeringen und die immer reichlicher ihre Wangen überströmenden Basiliskenzähren diesen zu wachsender Gereiztheit aufzustacheln. — Nochim, wiewohl niedergeschmettert, hatte doch im dunklen Drange des nie schlummernden Erhaltungsinstinktes die Thüre kräftig hinter ihr zugeschlagen und mit Hülfe der Brüder fest verrammelt. — Die Armen! Welch schwacher Schutz in solchem Momente! — Die Thüre war auch kaum geschlossen worden, als schon Axtschläge gegen dieselbe fielen, immer hageldichter, mit immer größerer Kraft gespendet. — Als das Holz jedoch dem ersten Andrange widerstand, rief eine Stimme: „Schlagt die Fenster ein, macht kürzern Prozeß!“ — Im Nu klirrten die Scheiben von fünfzig Armen getroffen. Den ersten in das Zimmer fallenden Scherben folgten die Wüthendsten aus der Menge. — Zuvörderst wurde nun das halbtodte Weib bei den Haaren erfaßt und mit wildem Hohngelächter hinaus durch das Fenster geschleudert. — „Meine Mutter, meine arme Mutter!“ rief Nochim in herzzerreißenden Tönen, indem er ihr, von den Brüdern gefolgt, nachsprang und sie den Händen der tobenden Menge zu entreißen suchte. „O, schonet ihres grauen Haares, habt Erbarmen mit der Greisin! Gott meiner Väter, was haben wir euch gethan, was haben wir verbrochen?“

So jammerte der Unglückliche unter den Händen seiner Würger. — Doch schon war die Frau bis in das dichteste Gewühl geschleift worden. — Nichtsdestoweniger suchte Nochim mit der Wuth und Kraft einer Hyäne sie zu vertheidigen. — Aber von allen Seiten fielen die dichtesten Faustschläge auf ihn nieder, auch mörderische Eisengeräthe schimmerten schon durch das Dunkel, unter ihrer Wucht betäubt zusammensinkend wurde der Arme anfangs mit Füßen getreten, dann hin- und hergezerrt, endlich — in Stücke gerissen — das erste, wohl können wir sagen, Opfer einer schändlichen Verleumdung. — Und seine Mutter? — Schon war ihr Leib an hundert Stellen verwundet, schon waren Aexte über ihrem Haupte geschwungen, um ihr den letzten Rest zu geben, als die Scene plötzlich eine andere Wendung erhielt. —

„Platz dem Bürgermeister,“ riefen mehrere Stimmen vom Marktplatze her. Das Volk drängte sich, um dem Gebote zu willfahren, es dauerte aber eine gute Weile, bevor eine beleibte, vierschrötige Figur, mit einem eben so feisten Antlitze als umfangreichen Bauche unter dem ganzen Kraftaufgebote ihrer walzenförmigen Füßchen daher keuchen konnte. „Ruhe, sag ich euch, silentium!“ so begann die Figur ihren erbaulichen Vortrag, „Achtung dem Gesetze! — Was greift ihr vor der Gerechtigkeit? — O divina justitia, welche Hände sind deine Vollstrecker! O templum sanctae legis, wer wagt es, in deine ehrwürdigen Hallen einzudringen, welches sind deine Priester! Platz, sag ich euch, ihr Sodomiten, schon habt ihr der gesetzlichen Strafe ein Opfer entzogen!“

Mit einem Murren, welches wenig Erfolg für den ſalbungsvollen Sermon verhieß, wurden die Worte aufgenommen, trotz der Hochachtung, die man der Wohlbeleibtheit des Vorſtandes zu zollen ſchien, waren doch die aufgeregten Wogen der Volkswuth ſchon zu ſehr über ihr Bette geſchritten, als daß ſie ſo leicht gehemmt werden konnten. — Die Raſerei des Pöbels ſchien vielmehr durch die erfahrene Einſprache ihren Kulminationspunkt zu erreichen. Wie ein zündender Funke fiel plötzlich der Zuruf in die Gemüther: „Nieder mit den Judenhäuſern!“ — Im Nu hatten tauſend Hände ſich mit Zerſtörungswerkzeugen gewaffnet. — Kein Zureden, kein Bitten, kein Ermahnen und Drohen des von Schweiß triefenden Bürgermeiſters und ſeiner Begleiter vermochte mehr die raſende Thätigkeit zu hemmen. — —

Da wurden nun Scenen des Jammers erlebt, der Verzweiflung und des Unheils, die jeder Schilderung ſpotten. Mütter, die mit zerrauften Haaren, ihre Kinder auf den Armen, im Begriffe aus den zuſammenſinkenden Hütten zu eilen unter dem plötzlich einſtürzenden Mauerwerk ihr frühzeitiges Grab fanden; Greiſe, die, zuſammenbrechend unter der Laſt der Jahre und des Jammers, unter Hohn und Mißhandlungen ihr ſchwaches Leben verhauchten; Männer, die mit der Kraft der alles bewältigenden Familienliebe ihre Frauen und Kinder zu ſchützen ſuchten, aber bald unterliegend, mit dem letzten Hauche Gott um Hülfe und Rache anriefen; Kinder, die in unſäglicher Angſt die Füße ihrer Erzeuger umſchlingend mit dieſen zugleich den Tod erlitten. —

Welch ein Ungeheuer kann doch der Menſch werden, wenn das Licht ſeiner Vernunft erliſcht und die Teufel böſer Leidenſchaften ſich ſeiner bemächtigen! —

Der ehrwürdige Präſes, dem man es nachſagen muß, daß es ihm eigentlich mehr um Conſervirung ſeines Anſehens als der Judenſtadt zu thun war, da er endlich ſein Bemühen als völlig fruchtlos erkannte, hatte einem ſeiner Begleiter einige Worte zugerufen, worauf dieſer ſich mit Mühe durch die Menge drängte, eilends ein Pferd beſtieg und mit verhängtem Zügel aus der Stadt eilte. „Wartet ihr Frevler!“ rief der Bürgermeiſter, indem er ſich von dem Platze entfernte, „in wenigen Stunden wird ein Fähnlein kaiſerlicher Reiter hier ſein, um euch pro merito zu züchtigen.“ Dann an die ſämmtliche ihn begleitende ſtädtiſche Sauvegarde (in zwei Poliziſten beſtehend) ſich wendend, fügte er mit dem Aufwande ſeiner ganzen bürgermeiſterlichen Dignität hinzu: „Man bringe die Witwe mit ihrer fluchwerthen Sippſchaft in Verwahrung!“ — Und in dem ſüßen Bewußtſein, nun ſeinen Obliegenheiten vollkommen Genüge gethan zu haben, keuchte er von dannen.

Der erſte Schimmer des Morgens beleuchtete eine Scene, die nicht jammervoller gedacht werden kann. — Die Naturgeſchichte erzählt, daß gewiſſe Raubthiere, wenn ſie einmal Blut gekoſtet, nicht mehr in ihrer Mordgier gehemmt werden können. — So geht es dem Pöbel, wenn er

einmal die wilde Luſt des Zerſtörens empfunden. — Die ganze entſetzliche Bodenloſigkeit der finſtern Abgründe ſeines Gemüthes wird er dann enthüllen, mit der Befriedigung derſelben wird ſeine Wuth nur geſteigert werden! —

Die ganze Judenſtadt war ein Schutt- und Trümmerhaufen geworden, die Synagoge, wo noch geſtern eine andächtige Verſammlung ihr Herz vor ihrem Schöpfer ausgeſchüttet, bot jetzt kaum einige nackte Mauerreſte dem Anblicke dar, manche Leiche der Frommen, die in ihr Schutz und Troſt geſucht haben mochte, unter ihrem Schutte bergend; die heiligen Geſetzesrollen über die Gaſſe zerſtreut! —

Ach, wie wenig, wie gar ſo wenig Zeit hatte nur dazu gehört, um alles Glück, allen Frieden, alle Seligkeit ſo vieler Familien auf immer zu vernichten! Doch Heil denen, die den Untergang alles deſſen, was ihnen hienieden theuer geweſen, nicht überlebten, aber wehe jenen, die das Elend ihrer Freunde mit ihren leiblichen Augen anſehen mußten! von welcher namenloſen Qual wurden nicht die Herzen der Armen zerfleiſcht, die da gefeſſelt ihrem Schickſale entgegenharrten, von dem ſiegreichen Pöbel nur darum verſchont, um ihm bald das über alles werthe Schauſpiel einer öffentlichen Execution darzubieten.

Mit den triumphvollen Gefühlen eines Helden betrachtete eben die endlich müde gewordene Menge ihre nächtliche That, noch hie und da nachhelfend, wo es ihrer beſſern Einſicht nothwendig ſchien, als ſich plötzlich das ſchreckensvolle Gerücht verbreitete, daß die Drohung des Bürgermeiſters in Erfüllung gehe, und durch das piſeker Thor eine Schaar kaiſerlicher Reiter ſo eben ihren Einzug halte, mit entblößten Schwertern, ohne Zweifel bereit in die Menge einzuhauen. — Mit Sturmeseile waren ſogleich die Maſſen zerſtoben, alles lief, was es nur konnte, ſich und ſein Bewußtſein des entſetzlichſten Frevels in der dunklen Behauſung zu bergen.

Wie es gewöhnlich geſchieht, war auch diesmal die Hülfe zu ſpät angelangt; die Reiter kamen nur, um das fliehende Volk und das verlaſſene Schlachtfeld, von einer Staubwolke überdeckt, zu ſehen. —

Sie hielten auf dem Marktplatze, den Trompeter an der Spitze, der eine kriegeriſche Fanfare blies. Lauter kräftige Burſchen, mit blanken Helmen, nett glänzendem Rüſtzeug und Waffen, die fernhin in der Sonne — eben war ſie prächtig über die blutgedüngte Wahlſtadt der Lynchjuſtiz aufgeſtiegen — glänzten und ſchimmerten. — Ihr ſtolz zu Pferde ſitzender Anführer, mit wehendem Helmbuſch, glatt geſchniegeltem und funkelndem Lederkoller, mit hohen Reiterſtiefeln, an welchen ſilberne Sporen blitzten, ſchien ein Adeliger, von jedenfalls merkwürdigem Ausſehen.

Sein kaum mehr jugendlich zu nennendes Antlitz, eben ſo bleich als hager, mit ſtark hervortretenden Backenknochen, ſtraff am Beine anliegenden Muskeln und den, einem angeſpannten Trommelfelle gleichenden Wangen, beurkundeten in ihm auf den erſten Anblick einen jener bedauernswürdigen Männer, die früh für alle, das Mark des Leibes und Geiſtes aufzehrende

Lüfte gereift, ihr ganzes Thun und Streben nur auf die Befriedigung des in ihnen ſtets regen Wolluſtteufels richten. — Düſter brannte das Feuer ſeiner grauſchwarzen Augen, die unter dicht buſchigen Brauen hervorblitzten, ein ſtereotypes, höhniſches Lächeln umſchwebte einen Mund, welchen ein mehr langer als dichter Schnurrbart beſchattete. —

Er hatte kaum auf dem Marktplatze ſeinen Reitern ein kräftiges „Halt“ zugerufen, als in demüthigſter Haltung ſich ihm der Bürgermeiſter näherte.

„Willkommen, edler Herr von Duba,“ rief er ihm mit ſeiner heiſern, kreiſchenden Stimme zu, „habt wahrlich einen ſcharfen Ritt gethan heut zu Nacht. Nur thut mir leid, thut mir wirklich leid, Euch vielleicht aus den Armen eines Liebchens aufgeſcheucht zu haben. — Doch habt Ihr wohl gehört, was ſich hier zugetragen in dieſer fürchterlichen Nacht, die mir nicht vergeßlich ſein wird, und wenn ich das Alter Methuſalems erreichen ſollte. He, was ſagt Ihr dazu?“

„Was ich dazu ſage?“ erwiederte barſch der Angeredete, „gelacht hab ich anfangs, dann aber mich geärgert, ja geärgert, mit Verlaub, Herr Bürgermeiſter, über Eure Pedanterie! — Und war's auch nöthig, ſolcher Kleinigkeit halber fünfzig ſchmucke Burſchen aus dem Schlafe aufzuſtören? — O Ihr meint wohl auch noch, daß es nur die Sache sanctae justitiae ſei, armen Sündern das Lebenslicht auszublaſen, und es gelte gar nichts, wenn nicht über jede Bagatelle einige Zentner Papier verſchmiert werden. — Sie werden es Euch ſchlecht Dank wiſſen, glaubt mir, die edlen Herren vom Rathe, daß Ihr ihnen ſo eine ungelegene Procedur auf den Hals geſchoben. — Das konnte raſcher und billiger abgemacht werden paratis semper ad occidendum populi manibus, um in Eurer Lieblingsſprache zu reden. — Ja, man muß zu Zeiten verſtehen, ein Auge zuzudrücken, Herr Bürgermeiſter, und gar bei ſolchem lächerlichen Handel!“

„Das iſt Euch eine causa ridicula, gnädiger Herr?“ ſprach kopfſchüttelnd der Bürgermeiſter, „wenn ein Kind von verruchten Händen abgeſchlachtet wird, um zu einer coena Thyestis vel Harpagonis zu dienen, um mit ſeinem Fleiſch zu ſättigen, mit ſeinem Blut zu tränken aquae instar?“

„Lappalien!“ lachte der Herr von Duba. „Ha, ha, ha, und Ihr ließt Euch auch von ſolchen Ammenmährchen verblenden? — Wahrlich, ich kenne viele Juden, aber ſo dumm, und von ſo abſonderlichem Geſchmack hab' ich noch keinen gefunden, daß er über den magern Genuß eines dürren Baſtarden Hals und Kragen, Gut und Blut aufs Spiel ſetzte. — Nichts deſto weniger aber durfte dem Pöbel ſein Gaudium verkümmert werden. Ihr hättet ihn immer ruhig wirthſchaften laſſen ſollen. Wird ihm doch ſo ſelten Gelegenheit, ſich eine Recreation zu ſchaffen. Die Zeitläufte ſind ſchlecht, Herr Bürgermeiſter, Juden gibt es genug, und ich ſag' Euch, für den nahen Türkenkrieg wird unſer Kaiſer und Herr manches Bürſchlein aus dem Volke brauchen. — Gönnt ihm alſo eine unſchuldige Spielerei, und ſucht's nach Kräften bei guter Laune zu erhalten.“

Zutraulich gemacht durch ſolche Reden des Führers und die ruhige, harmloſe Haltung der Krieger, hatten ſich die verlaufenen Volkshaufen bald wieder geſammelt.

Freundlich und mit den Fingern ſchalkhaft drohend lächelte ihnen der Herr von Duba zu.

„Ihr könnt Euch Euren Morgenimbiß wohl ſchmecken laſſen,“ ſprach er in gnädigſter Herablaſſung, „Ihr habt ein eben ſo mühevolles als undankbares Werk gethan heut zu Nacht. Beelzebub wird ſich drob freuen, Ihr habt ihm manchen Höllenbraten geliefert!“

Ein lautes „Vivat“ erſcholl nach dieſen Worten.

Eben war Jaroſlav (ſo war der Vorname des Ritters) im Begriffe, durch dankendes Kopfſchütteln ſeine Fraterniſation mit dem Pöbel fortzuſetzen, als ein Ruck an ſeinen Stiefeln und ein leiſes „gnädiger Herr!“ ſeine Aufmerkſamkeit nach abwärts in ſeine nächſte Nähe lenkte. Er hatte auch kaum den Blick geſenkt, als ein freudiges „Ach Hynek“ aus ſeinem Munde ertönte, und er im nächſten Momente gewandt ſich vom Pferde ſchwingend an der Seite eines Menſchen ſtand von eben ſo rohem als verſchmitztem Ausſehen. „Bringſt Du gute Nachricht, Hynek?“ fragte der Ritter. „Ich wußte nicht beſſere zu bringen, gnädiger Herr, das hat der Zufall gut gefügt, daß er Euch grade hieher nach Strakonitz geführt, auf halbem Wege mir entgegen.“

Und indem ſich der Knecht an das Ohr des Edelherrn neigte, ſchien er ihm ein Weilchen etwas angelegentlich zuzuflüſtern, was den höchſten Ausdruck von Freude auf das Antlitz des Ritters hervorzauberte. — „Bravo, Hynek,“ rief er in heiterſter Laune. „Aber nun iſt mir dieſes nächtliche Ereigniß wirklich fatal,“ fügte er hinzu, „das hätte trefflich in meine Pläne gepaßt.“

Und an den Bürgermeiſter ſich wendend, fuhr er fort:

„Drei der Hauptthäter dieſer nächtlichen Gräuel, ich meine die Witwe und zwei ihrer Söhne, ſind doch in Euren Händen? — Nun wohl! — Ihr wißt ohne mich, was Eures Amtes iſt. — Wollt ſie alſo in ſtrengem Gewahrſam halten und vor den Händen des Pöbels ſchützen. — Bin ich Euch etwas werth, ſo ſeid ſo gut, mich von Allem in Kenntniß zu ſetzen, was ſie betrifft über die genauern species facti, über die ſonſtigen Ergebniſſe der Amtshandlungen und welchen Verlauf überhaupt dieſe ſeltſame Affaire nimmt.“

Ueberraſcht von dieſer plötzlichen Sinnesänderung des Ritters, vermochte der Angeredete nur durch eine tiefe Verbeugung ſeine Zuſtimmung zu geben.

Der Ritter aber, nachdem er ſeine Leute in die verſchiedenſten Quartiere der Stadt kommandirt, warf ſich wieder zu Pferde, und nur von Hynek, der ebenfalls ein Roß beſtiegen, begleitet, gallopirte er eilends von dannen.

II.

É temer aria impresa
L'irrit ar uno sdegno
Ch' ha congiunto il poter.
Metastasio.

Der freundliche Leſer begleite uns nach Wollin.

Dieſer Ort iſt zwei Stunden von Strakonitz entfernt und liegt an der Wollinka, wie wir bereits zu ſagen Gelegenheit hatten. Ob übrigens der Fluß dem Orte oder der Ort dem Fluſſe den Namen entlehnt, wüßten wir nicht mit Beſtimmtheit anzugeben; das Erſtere ſcheint jedoch wahrſcheinlicher. — Am Fuße und Abhange eines jener terraſſenförmig abfallenden Berge erbaut, durch welche der Südweſt Böhmens, nicht unähnlich einem rieſigen Amphitheater zu den ſchneeigen, weit hin ſichtbaren Höhen des böhmiſch-baieriſchen Gränzwalles emporſteigt, kann dieſem, ſonſt wenig ausgezeichneten Oertchen eine recht freundliche, pittoreske Lage nicht abgeſprochen werden. Mit Vergnügen wird der Wanderer von dem im Nordoſten vereinzelt ſich erhebenden, mit einer halbverfallenen Kapelle geſchmückten Bergkegel aus eine reizende Vogelperſpektive der kleinen Stadt genießen. — Schon hat das Flüßchen die Mitte ſeines kurzen Laufes erreicht, und windet ſich wie ein Silberband in anmuthsvoller, leiſer Strömung durch die Gegend hin, zwiſchen blumigen, triftenreichen Auen, die den Norden und Weſten des Ortes umſchließen. —

Wollin mag übrigens von jeher eine Judengemeinde in ſeinem Schoße geborgen haben; ein vergeſſener Gebirgswinkel Böhmens, wie wir dieſe Gegend füglich nennen könnten, mochte ſie nur um ſo verlockender erſcheinen dem die möglichſt geräuſchloſeſte Lebensfriſtung anſtrebenden Volke Jakobs.

Wenige Tage waren ſeit jenen Ereigniſſen zu Strakonitz verfloſſen. Es war an einem Freitag Abende. — Die milde Sabbathſtille, in die engen Räume der Judengaſſe einziehend, ſah bei einbrechendem Dunkel, wie gewöhnlich, die ganze Gemeinde in der Synagoge ſich verſammeln. — Aber welch ein düſterer, bruſtengender Geiſt wehte heute durch die friedlichen Hallen des Gotteshauſes! — Nicht auf die altherkömmliche, eben ſo gemüthlich-wohlthuende als feierliche Weiſe wurde diesmal die Sabbathbraut empfangen; nicht in heitern Tönen ſtimmte die Gemeinde in jene idylliſchen Ruhe und Seelenbehagen athmenden Worte des frommen Sängers der Elegie an die Burg Zion*) ein; düſter und ſtill, wie am klagereichen Vor-

*) Juda ben Halevi, Verfaſſer des Icho dodi und vieler anderer herrlicher ritueller Geſänge, über welchen Schreiber dieſes eine längere Arbeit für die Sippurim unter der Feder hat.

abende des neunten Aw ging es her; kaum daß Jemand es zu wagen schien, die Augen zu der mit allerlei Arabesken, Schriftstellen und sonstigem phantastischen Schnörkel wunderlich genug ausgeschmückten hölzernen Decke der Synagoge emporzuheben; mit einer Stimme, die vor innerer Aufregung zitterte, folgte man gedankenlos der Leitung des Chasan; wo doch blieb sie diesmal die neschema jesera, die, nach dem sinnvollen Ausspruche des Talmudisten, am Sabbathe in jedem Gläubigen ihr sanftes Licht entflammt?

Es wird kaum nöthig sein, hier beizufügen, daß auf der Versammlung der entsetzliche Eindruck der Nachrichten aus Strakonitz lastete; die Seelenqual, von der die Armen gefoltert wurden, mußte um so größer sein, als auch der hiesige Pöbel es bereits nicht an drohenden Anzeichen eines nahenden Sturmes fehlen ließ.

Zwei Männer nahe dem Eingange der Synagoge ziehen unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich. — In bei weitem höherem Grade als die übrige Versammlung tragen sie den Ausdruck der tiefsten Niedergeschlagenheit auf den bleichen Gesichtern; von schwerem Kummer muß ihr Herz erfüllt sein, von quälender Sorge das gebeugte Haupt; denn nur die peinigendste Unruhe scheint sie auf diesen letzten Plätzen des Gotteshauses zurückzuhalten, wohin sie nur gekommen sein mochten, nicht dem Drange andächtiger Gefühle folgend, sondern nur um keinen Anstoß zu geben, um kein Aufsehen zu erregen.

Der eine von ihnen, ein bereits ältlicher doch noch rüstiger Mann im pelzverbrämten, kaftanähnlichen Ueberrocke, die hohe polnische Mütze auf dem gebleichten Haupte, zeigt einen solchen würdevollen Anstand in Miene und Haltung, daß er offenbar zu den vornehmsten und reichsten Gliedern der Gemeinde zählen muß. — Sein Nachbar ist ein Jüngling von eben so edler, freier Haltung als blühender Schönheit, mit einem Gesichte, in welchem jugendliche Anmuth mit männlichem Ernst um den Vorrang streiten; einer hohen Stirne, sanft und würdevoll blickenden Augen und einem leichten Bartflaum um das gerundete Kinn.

Die Ungeduld der Beiden schien mit jedem Augenblicke im Wachsen begriffen, so daß sie endlich nicht umhin konnten, gleich nach dem Kidusch mit leisem Schritte die Hallen des Gotteshauses zu verlassen.

Schweigend schritten sie anfangs nebeneinander her; endlich begann der Jüngere:

„Es scheint mir, mein theurer Vater, daß ihr heute Nachrichten aus Prag erhalten habet. — Ich sah einen Boten bei euch einkehren, er hat euch Briefschaften gebracht. — Entschuldiget, wenn ich euch daran zu erinnern wage, daß ihr mir noch nicht davon gesprochen."

Nach einem, mehrere Sekunden andauernden Schweigen erwiederte der Alte:

„Mein Kind, es ist wahr, ich habe heute Nachrichten aus der Heimath erhalten; mir sind Mittheilungen zugekommen vom Parneß der prager Ge-

meinde; auch unſere theuern Anverwandten haben mich ein Wort von ſich wiſſen laſſen. — Es war ſchon Zeit. — Sie ſind alle wohl!"

„Täuſchet mich nicht, ich bitte euch, theurer Vater," ſprach der Jüngling wehmüthig bewegt; „denn eure Miene ſtraft eure Worte Lügen; das iſt nicht die Weiſe, in der man Erfreuliches mitzutheilen pflegt! — Ihr ſeid von ſchwerer Sorge niedergedrückt, ich leſe eine ungewöhnliche Bangigkeit auf eurem Antlitze. — Verzeihet, aber eure tröſtlichen Worte heitern mich nicht auf; ich kann und darf wohl nicht mich darüber freuen!"

„Nun, ſie ſind wohl," wiederholte der Alte mit Nachdruck, „offenbar befliſſen, dem Geſpräche ein Ende zu machen? „Geſegnet ſei ihr Sabbath und Freude komme in ihr Herz!" fügte er mit innigem Ausdrucke bei; „mögen ſie nie hören, was ſich in unſerer unglückſeligen Gegend zugetragen. — Nochmals, mein theurer Nephtali, ſei beruhigt ihretwegen; ihr Friede iſt nicht geſtört!"

„Und wird er es immer bleiben?" fragte bang der Jüngling.

Die beiden Männer hatten bei dieſen Worten grade den Eingang eines kleinen Hauſes erreicht, welches etwa in der Mitte der Judengaſſe lag. Offenbar war dies ihre Wohnung; denn ſchon hatte der alte Mann ſeinen Fuß über die Schwelle geſetzt; doch bei dieſen Worten ſeines Begleiters wandte er ſich raſch um und zog ihn wieder mit ſich zurück ins Freie. Schweigend legte er hier die Hand an die Stirne, in Nachſinnen verfallend; endlich ſprach er:

„Du haſt Recht, mein Kind, wenn ich's eigentlich bedenke. — Du haſt die Jahre des Leichtſinnes und ſorgloſer Lebensfriſtung ſchon hinter dir. — Und ob du gleich nur mein Pflegeſohn biſt, ſo hat ſich deine Treue und Anhänglichkeit doch beſſer bewährt als ſo manches eigenen Kindes. — Was ſollte ich alſo zögern, Deinen Schultern auch einen Theil der Sorgen aufzubürden, die mich niederdrücken; dein Verſtand ſcheint mir ſchon zur Genüge gereift, um den Tücken des Schickſals mit den Waffen des Geiſtes zu begegnen, um den ganzen bittern Ernſt des Lebens zu faſſen. — Was alſo unſere theuern Freunde und Anverwandten in Prag betrifft — ſo ſind ſie allerdings zur Stunde wohl — ich habe keine Unwahrheit geſagt. — Was aber ihr ferneres Schickſal ſein wird, welches Loos ihrer harrt, das, mein theurer Sohn, ſteht in der Hand jenes oben, der die Sterne in ihren Bahnen lenkt, und der ſchon ſo lange, ach, allzu lange ſeinem Volke Israel zürnet. — Eine ſchwere Anklage iſt auf ihre ſchuldloſen Häupter gewälzt worden. — Du weißt, haſt es ſchon gehört, daß der Erbfeind des Chriſtenthums, der Türke, ſchon wieder im Oſten ſich regt — die Fackel des Krieges, kaum gelöſcht, wird bald wieder von Neuem verheerend flammen und die Bewohner Oeſterreichs und Ungarns ſind aus ihrer kurzen Ruhe zu peinvollen Sorgen aufgeſcheucht. — Aber unſere armen Brüder ſollen wiederum nicht nur das allgemeine Leid mittragen, ihnen iſt abermals eine abſonderliche Qual dazu beſchieden. — Es geht nämlich das verhängnißvolle Gerücht um und

findet leider allzu leicht Glauben bei unsern Widersachern, allzu leicht Verbreitung durch unsre Hasser, daß einige Mitglieder der prager Gemeinde dem Reichsfeinde Spionirdienste geleistet, daß sie ihm Alles verrathen hätten, was die Rüstungen, Pläne und Kräfte unseres Staates beträfe. — Und das würden sicherlich, die Vermuthung liegt nahe, nicht die Schuldigen allein büßen; in herzverzehrender Bangigkeit sehen drum unsre Brüder in der Hauptstadt der nächsten Zukunft entgegen; denn schon ist ihnen die schrecklichste der Strafen angedroht, Ausweisung und Vertreibung vom heimathlichen Boden."

In düsteres Nachsinnen versank der Jüngling nach diesen Worten: „Also nirgends Ruhe für uns — für das bedrängte Volk Gottes. Ich hatte es schon bereut, nach diesen Ereignissen in Strakonitz, bitter bereut, eurer allzu großen Besorgniß nachgegeben und Prag verlassen zu haben, und wollte schon mit dem Vorschlage auftreten, daß wir Alle wieder dahin zurückkehren in die unvergeßliche Heimath; doch da kommt ihr mit dieser Nachricht, die alle meine Pläne wieder vereitelt, meine hoffnungsvollen Träume einer bessern Zukunft."

„Ja, Viele sind unsere Widersacher," sprach der Alte, das thränende Auge gegen den heiter gestirnten Himmel erhebend, „Viele, die aufstehen gegen uns. — Kaum dürfte der göttliche Sänger mehr Ursache gehabt haben, in diesen Jammerruf auszubrechen, als wir. — Laß uns mit männlicher Fassung uns rüsten, mein Sohn; denn mir ahnet nichts Gutes. — Der Ewige weiß, wie lange noch dieser unser stille Zufluchtsort unentdeckt bleibt, ob nicht die nächsten Tage uns wieder alle alten Leiden und Qualen erneuern!"

Der Jüngling trat bei diesen Worten einige Schritte erschreckt zurück.— Dann rief er mit aller Leidenschaftlichkeit der Jugend: „Wie, sollten etwa unserer Hannah, meiner theuern Braut, neue Gefahren hier drohen? — sollte auch sie hier nicht sicher und geborgen sein?"

„Wer unter Feinden lebt," erwiederte der Alte, einigermaßen unangenehm berührt von der Heftigkeit seines Pflegesohnes, „darf sich nie von den Gefühlen allzu großer Sicherheit in Sorglosigkeit wiegen lassen. — Wir müssen allerdings auf unserer Hut sein, mein lieber Sohn. — Ich bin nicht ohne Verdacht seit einigen Tagen; innere Ahnung bestärkt mich darin. — Unser stiller Wohnsitz scheint mir seit Kurzem der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit von Seiten eines zerlumpten Burschen, den ich mehrmals hier herumschleichen gesehen. — Möge uns der Gott unserer Väter beschützen und uns behüten vor plötzlichem Verderben, daß nicht von Neuem Unheil über unsere Häupter hereinbreche!"

„Großer Gott!" rief Nephtali, zitternd vor Aufregung, mit bebender Stimme, „sollte jener adelige Bösewicht uns aufgespürt und bisher uns gefolgt sein? — Sollten wir vergebens Heimath, Freunde und Verwandte verlassen haben, um seinen Nachstellungen, den Flammen seiner wollüstigen

Glut zu entgehen? — Und eure Hannah, meine theure Braut, auch hier sollten wir ihretwegen nicht sorglos athmen können?"

„Beruhige dich, mein Sohn, noch sind es bloße Vermuthungen, die ich hege. — Dem aufgeregten Gemüthe wird der unschuldigste Gegenstand Ursache der Besorgniß und des Schreckens. — Wenn das Herz von düstern Ahnungen erfüllt ist, so zittern wir vor dem Rauschen eines Blättchens und das Auge kann nicht unbefangen die Dinge betrachten — die ganze Welt sieht es in einen Trauerflor gehüllt — was klar und unverdächtig wie der lichte Tag, erscheint ihm ein dunkles, schauervolles Geheimniß. — Also nochmals, sei beruhigt und laß uns friedlich einkehren in dieses Haus des Friedens, daß wir den Theuern drin nicht unnütze Sorge machen. — Du siehst, schon hat die ganze Gemeinde die Schul verlassen und sitzt daheim bei den Lieben. — Möge es dem Sorgenbrecher, der anmuthsvollen Braut Sabbath, gelingen, ihren Kummer zu zerstreuen, ihr Herz zu erleichtern."

Sie traten ein. —

Es war ein überaus freundliches Stübchen, welches die Männer in seinem behaglich durchwärmten Raume empfing. Wie auf Verabredung, hatten sie Beide rasch ihre eben erst von dem Ausdrucke der schwersten Sorge verdüsterte Stirne zu jenem der unbefangensten Heiterkeit geglättet. — Eine achtzackige goldig blinkende Lampe umspann sie mit ihren milden Lichtkreisen; von lauter Gegenständen des Haushaltes fanden sie sich umringt, denen man es deutlich ansah, daß sie erst vor Kurzem frisch aufgeputzt und gereinigt worden. — Blank gescheuert war der Boden, hoch aufgethürmt schwellten sich die Betten unter großgeblumten Ueberzügen auf schneeweißem Grunde, eine spiegelglatte, zirkelrunde Messingscheibe auf der dem Tische zunächst stehenden Wand warf ihnen freundlich, wie zu heiterem Willkomm, ihre gelblichen Reflexe zu — die Tafel mit tadellos weißem Linnen bedeckt, von einfachen aber von Reinlichkeit schimmernden Sesseln umstellt und mit blankem, zinnernem Tischgeräthe bedeckt, schien des einfachen Mahles zu harren.

Oben an der Spitze der Tafel im weichgepolsterten Lehnsessel saß sie, ohne Zweifel die Mutter des Hauses, eine heitere Matrone, in jenem Stadium des weiblichen Greisenalters sich befindend, welches das angenehme genannt werden kann, die goldene reiche Haube über dem noch von der Farbe der Gesundheit gerötheten Antlitze, welches, in einen großen Sidur geneigt, eben der Ausdruck jener herzinnigen Andacht verklärte, deren nur das Gemüth des schwächern Geschlechtes fähig ist. — Ihr zur Seite, die voll gerundeten, schneeweißen Arme, welche keine neidische Hülle bedeckte, auf die Tafel gelehnt, mit jenem lieblichen Ausdrucke sanften Nachsinnens, welches den in Entfaltung begriffenen Jungfrauen so anmuthig steht, saß ein Mädchen, welches wohl an Reiz und Anmuth keiner der gepriesenen Schönheiten der Bibel nachstehen mochte. — Eine üppige Lockenfülle umschäkerte ihr Antlitz, wie die auf dem Wasser von leichten Westen umkoste Lilie schwankte ihr kleines Haupt gedankenvoll hin und wieder; eben weilte das schmachtende blaue Auge auf

der Gestalt der hochverehrten Mutter, eben wollte über ihre halbgeöffneten Lippen, die das Roth der Korallen beschämten, eine Frage hineilen, als sich die Thüre öffnete, und jene, die ohne Zweifel eben die Gegenstände ihres träumerischen Sinnens gewesen, mit einem gemüthlichen „Gut Schabbes“ eintraten. Freundlich wurde der Gruß erwiedert, mit sanftem Lächeln erhob die Matrone ihr Haupt; mit einem wohltönenden Ausrufe der Ueberraschung eilte die holde Jungfrau dem Eintretenden entgegen, ihr liebliches Köpfchen neigend, um den am Sabbath üblichen Segen zu empfangen. Mit leuchtenden Augen sprach der Vater: „Möge der Herr dich segnen, dich behüten, möge er dir sein Antlitz leuchten lassen und dir gnädig sein und dir den Frieden geben!“ — Dann zog er die Hände ab von dem anmuthsvollen Haupte, und mit der Rechten ihr rundes Kinn erfassend, hob er ihr Antlitz gegen das seinige, welches der innigste Ausdruck der Vaterliebe verklärte, als er einen Kuß auf die glänzende Stirne drückte. — Mit tiefinniger Freude betrachtete der Jüngling diesen Vorgang; der Anblick seines Bräutchens mochte sein Herz schwellen machen in Lust; er konnte endlich dem Drange nicht widerstehen, auch seine Arme um ihren schimmernden Nacken zu schlingen und mit dem feurigen Siegel der Liebe das zarte Roth der Wangen für einen Moment zu verscheuchen.

Und nun erscholl das gemüthreiche Lied an die Engel des Friedens in einer jener rührend-einfachen Melodieen, die so trefflich dem lyrisch-elegischen Geiste jüdischer Festgesänge sich anschließen, wundersam Seele und Herz ergreifend. — Nachdem der Hausvater noch, in einen warmen Schlafrock gehüllt, die sinnigen Sätze des „Esches chaiil mi jimzah“ mit öftern zärtlichen Hinblick auf sein Weib gesprochen, wusch man die Hände und setzte sich zu Tische. — Andachtsvoll sprach der Vater den Segen über das Brod, welches mit feinem Linnen bedeckt vor ihm auf dem Teller lag. — Dann wurde das einfache Mahl aufgetragen. — Bis an die Decke empor stieg der Dunst der Speisen, aus den einhüllenden Qualmwölklein flimmerten milde wie unschuldige Kinderaugen die einzelnen Flämmchen der Lampe hervor, auf jeden glänzenden Gegenstand, sogar auf die dampfende Suppenfläche ihren glitzernden Schein werfend.

In reizender Geschäftigkeit eilte das Mädchen hin und wieder, hier einen Teller, dort ein Glas darreichend, jeden Wunsch erspähend, ihr mildes Auge weilte überall, in blendenden Bogenwindungen regte sich ihr Arm allerwärts — mit Elfenleichtigkeit schwebte sie dahin, aus der Küche in das Zimmer, aus dem Zimmer in die Küche.

Es war ein herzerquickender Anblick dieses irdische Walten eines Engels an Schönheit und Milde.

Sie hatte auch kaum bemerkt, daß der Vater so eben sein Glas nur halb mit Wasser füllen konnte, weil der Krug schon geleert war, als sie rasch das Gefäß ergriff, und ohne daß jemand ihren Abgang bemerkte, vor die Thüre hüpfte, um an den Fluß zu eilen.

Eine freundliche Nacht lag draußen auf der Gegend. — Es war in der wechselvollen Zeit des Vorfrühlings. — Linde, leise Lüfte wehten über die Fluren hin, die glühende Wange des Mädchens kühlend, welches leicht, wie eine Gazelle, auf dem anmuthigen Pfade hineilte, der sich mitten zwischen Gebüsch und üppiges Gesträuch hinwand. — Bald war der Fluß erreicht. Ruhig murmelten die Wasser über die blinkenden Kiesel und den grauschimmernden Sand hin, im freundlichen Widerschein der Himmelslampe strahlten die kaum erst vom Eise befreiten Wellen. — Mit einer Grazie, die nur der unschuldigen Weiblichkeit eigen ist, hatte das Mädchen ihr leichtes Röckchen in die Höhe geschürzt, um von einem felsigen Vorsprunge aus den Krug hinab in den Fluß zu neigen, als der eilende Trab eines Pferdes, kräftige Hufschläge an ihr erschrecktes Ohr drangen. —

Aengstlich hob sie ihr Haupt in die Höhe, fernhin leuchtete der Alabaster ihres Schwanenhalses; schon war sie im Begriffe zu entfliehen, da ließ sich ein Geknister im Gebüsche vernehmen, feste Männerschritte erschallten, die Weiden wurden rasch und heftig zurückgebogen, und in kriegerischer Kleidung stand ein Mann vor ihr, der sie alsbald mit den Worten begrüßte:

„Guten Abend, mein trautes Schätzchen! So treff' ich Dich einmal wieder? Gesegnet seien diese meine Augen, daß ihnen abermals der Anblick Deiner Holdseligkeit wird. — Und gesegnet seien die sanften Sterne deines Antlitzes, die mir lieblicher strahlen, weiß Gott, als die Plejaden, Dioskuren, und wie das astronomische Pack da droben sonst noch heißt, die mir jetzt, ich hoff' es, freundlicher zulächeln werden als vormals! — O Du, lieblicher als die Erzmutter deines Stammes, als sich am Brunnen die lüsternen Blicke des Knechtes Abrahams weideten, ja schöner als Rebekka, reizender als Rahel — sag' wie geht es Dir? — Erinnerst Du Dich noch zuweilen meiner? — was führt dich hierher? — was thust Du immer, mein Schäfchen? —"

Ein lebhaftes Zittern hatte die Glieder der Jungfrau ergriffen, alle Röthe war von ihren Wangen gewichen, unwillkürlich entrang sich ihr der Schreckensruf: „Jaroslav!"

„Ja, der bin ich, mein trautes Liebchen," lachte der Mann. „Sieh da, ich habe mich nicht getäuscht, du kennst mich ja noch — noch erinnerst Du Dich meiner! — Ich habe noch mein Plätzchen in Deinem reizenden Kopfe. — Wer hätte das gemeint, wer hätte das gehofft? — Und Du verließest mich doch ohne Abschied, nicht ein sterbendes Wörtchen vernahm ich davon, als Du das schöne Prag verließest — Du sein Schmuck und seine Zierde — das schöne Prag, welches mir todt schien ohne Dich — verließest Prag und verkrochst Dich in diesem garstigen Winkel — eine Perle im Mist."

Mit einer heftigen Bewegung hatte sich mittlerweile das Mädchen erhoben — alle ihre Kraft zusammenraffend, versuchte sie zu entspringen.

„Ah nicht doch," sprach Jaroslav, in welchem die Leser ohne Zweifel

ſchon den Rottenführer aus Strakonitz wieder erkannt haben, indem er ſie kräftig erfaſſend einen glühenden Kuß auf die alabaſtergleiche Schulter drückte. „Du biſt ja ſcheuer als ein Reh! Soll ich umſonſt Dir ſo lange nachgeforſcht, Dich wie ein Blinder ſein verlorenes Augenlicht geſucht haben, ſoll das Sehnen meines Herzens nicht doch endlich geſtillt werden? — Du kommſt mir nicht ſo leichten Kaufes los!“

„Allmächtiger Vater,“ rief das Mädchen, welches jetzt erſt wieder den Gebrauch ſeiner Stimme erlangte, „iſt es noch nicht genug der Verfolgungen? — Um des Himmels Willen laßt mich los! — Meine Eltern daheim vergehen vor Angſt und Sorge. — O ich Unglückſelige, was that ich Euch, daß Ihr nicht nachlaſſen möget mit Nachſtellungen. — Was wollt Ihr von mir?“

„Von Dir? — Was ich will? — Welche Frage! — Sie iſt ſo naiv, daß ſie nur aus ſolchem lieben Mündchen kommen konnte. — Mädchen, raſend möchte ich werden vor Liebe zu Dir. — Biſt Du doch das holdeſte Weſen, das je der Sonnengott mit ſeiner Fackel beleuchtet. — Was ich von Dir will? — Hm, nichts und Alles — mein Lämmchen! — Gib mir Deine Liebe und Du haſt mich zum glücklichſten der Erdenſöhne gemacht! — Gönne mir den Genuß Deines holdſeligen Leibes und mich ſoll der Donner erſchlagen, wenn ich nicht Adel, Ehre und Gut in die Schanzen ſchlage und Dich mir zur trauten Geſponſin erkieſe.“

„Mich, die arme Judenmaid, Ihr, der ſtolze und reiche Ritter?“

„Hm, **Exempla trahunt**,“ lachte der Junker, dem nach der Weiſe jenes pedantiſchen Zeitalters eine Maſſe lateiniſcher Brocken ſo mundgerecht waren, daß ſie ihm ſelbſt in den Augenblicken der größten Aufregung, am unpaſſendſten Orte entſchlüpften, „es fehlt nicht an Beiſpielen. Ueppiger und ſtolzer blühen die Blumen des Orientes — duftender entfalten ſich ſeine Blüthen als im kalten Weſten. Was that denn Ahasverus, von dem Dir ſicherlich Deine bärtigen Rabbis erzählt haben? — Er hat die wunderliebliche Eſther als Gattin heimgeführt und zur Königin ſeines Harems gemacht. — So nimm ein Exempel an der Eſther, wie ich am Ahasver. — Was dem gottloſen Heiden gut war, iſt auch dem frommen Chriſten gerecht!“

„O Jammer,“ klagte Hannah, „zu welchem Unheil bin ich aufbehalten. O, meine armen Eltern, Du mein theurer Nephtali — ſeht das Leid, das über mich hereinbricht! — habt Erbarmen, Erbarmen, Herr Ritter!“

„Nimmer,“ ſprach jener mit entſetzlicher Entſchloſſenheit, „jenem dürren Judenbuben ſollte ich Dich gönnen, Dich und Deinen köſtlichen Leib, der für Könige und Fürſten geſchaffen worden. — Daß ich ein Narr wäre! — Ich halte Dich und keine Macht des Himmels, kein Teufel ſoll Dich mir entreißen.“ —

Doch mit der Kraft der Verzweiflung hatte das Mädchen aus ſeinen

Armen ſich losgewunden, wild flatterte das gelöſte Haar um ihre Schultern; mit Einem Sprunge hatte ſie den Fußpfad erreicht.

Doch vergebens! — Mit Einem Satze war der Ritter an ihrer Seite, ſeine Arme umſchlangen ihren ſchlanken Leib; heftig, mit allem Feuer rohſinnlicher Gier preßte er ſie an ſeine Bruſt, und indem er, einen Kuß auf die erbleichenden Lippen drückend, ſie in das Gebüſch trug, wo mit grinſendem Antlitze ſein Helfershelfer, der uns ſchon bekannte Knecht Hynek ſeiner harrte, ſprach er in ſanfteſten Tönen:

„Sei keine Thörin, mein trautes Schätzchen. Du wirſt doch nicht einen Juden mir vorziehen, deſſen Beſitz tauſend edle und feine Mägdlein Dir neiden werden. — Sieh, ich bin reich, habe Geld und Gut, und alles lege ich Dir zu Füßen. — Sei meine Königin, ziehe als Herrſcherin in mein Edelſchloß. Du ſollſt herrliche Tage bei mir haben. — Ich will ja alles thun, was Dir genehm ſein wird!“

Ohne Erwiederung blieb dieſe Rede; denn ohnmächtig lag das Mädchen in ſeinen Armen. — Schon hatte er die holdſelige Geſtalt auf das Pferd gehoben, ſchon wieherte dieſes munter unter der leichten Bürde — ſein Herr ſetzte eben den Fuß in den Bügel, als ein lautes und kräftiges „Halt!“ in durchdringendem Tone erſchallte, und der Mädchenräuber, ſich wendend, mit der Schnelle eines angeſchoſſenen Hirſches einen Jüngling auf ſich zueilen ſah — der kein anderer war als Nephtali.

„Halt!“ rief dieſer nochmals mit donnernder Stimme, „laß ſie los, verfluchter Mädchenräuber — laß ab von deinem Raub, elender Wicht!“

Mit Hohnlachen erwiederte der Ritter: „Ah, du biſt es, feines Jüngel? — Kommſt mir grade recht in den Wurf, Bube. — Auf dich hab ich ſchon gewartet, dich Art und Sitte zu lehren.“

Und im Nu flammte ſein Schwert aus der Scheide, kampfluſtig ſchwang er es um ſein Haupt, daß es weithin blitzte durch die helle Nacht. Dann kehrte er es mit geſchickter und heftiger Wendung gegen ſeinen Gegner. Doch dieſer, außer ſich vor Wuth, und von der Schrecklichkeit des Momentes mit Rieſenſtärke gewaffnet, hatte alsbald einen der ſtärkſten Aeſte von einem der nahen Bäume gebrochen, und ehe es ſich der Junker noch im Geringſten verſehen konnte, hatte ſchon die nervige Rechte Nephtalis zwei ſo furchtbare Hiebe, den einen auf ſeinen Arm, den andern gegen ſein Haupt geführt, daß das Schwert ihm entſank, und er taumelnd mit blutüberſtrömtem Antlitz zu Boden ſank.

Doch im Augenblicke erhob er ſich wieder. Mit racheſchnaubendem, Schaum und Blut bedecktem Munde, mit Augen, die wie Blitze flammend in ihren Höhlen rollten, begann er auf den Jüngling loszuhauen. — Doch die Wuth machte ihn blind. — Mit der Gewandtheit eines kunſtgeübten Fechters wich Nephtali ſeinen erſten heftigſten Streichen aus, ließ den Arm des raſenden Gegners in tollen Lufthieben ſeine Kraft vergeuden, bis er ſich die Gelegenheit erſah mit ſeiner um ſo gewichtigern je plumpern Waffe

einen ſolchen Schlag mit aller Kraft, welche der höchſte Grad zorniger Entrüſtung verleihen kann, gegen die Wolluſt erfüllte Bruſt ſeines Feindes zu führen, daß alsbald die klirrenden Degenſcherben um die Häupter der Kämpfer ſchwirrten, und der Ritter einige Schritte beſtürzt zurückwankend mit den beſpornten Füßen im Weidengeſtrüppe ſich verfing, und nochmals im dröhnenden Falle den Boden bedeckte. —

Dieſen günſtigen Moment benutzte der eben ſo kühne als gewandte Nephtali. — Der Ritter, dem keine Zeit zur Beſinnung und zu einem neuen Entſchluſſe gelaſſen worden, fühlte ſich plötzlich wie von eiſernen Armen umfangen und zuſammen gepreßt, aller Athem war ihm aus der Bruſt gedrückt, kaum daß er noch mit ſchwacher Stimme zu rufen vermochte: „Hülfe, Hülfe! Hynek, du träger Knecht, herbei räudiger Hund!“ indem er wie eine wilde Katze mit ſprühendem Munde um ſich biß.

Der Gerufene kam nun zwar herbei, doch mit ſo zögernden und bedächtigen Schritten, daß dem Ritter wenig Hoffnung blieb, durch dieſe dritte intervenirende Macht dem Kampfe eine andere Wendung zu geben. — Schreckgelähmt waren dem feigen Knechte die Arme niedergeſunken beim Anblicke der ſchmählichen Niederlage ſeines Herrn, und er brauchte nur auf dem zornentflammten Antlitze Nephtalis die leiſe Abſicht zu erkennen, ſich von dem Ritter weg auf ihn ſelbſt zu ſtürzen, um eben ſo ſchnell zu entfliehen, als er langſam gekommen war.

Mittlerweile hatte der ſeine Geliebte vertheidigende jüdiſche Löwe ſeinen Gegner mit der Schnelligkeit des Wirbelwindes mit ſich fortgeſchleift, hin zu den rauſchenden Wellen des Stromes.

„Elender Jude,“ lispelte der Ritter kaum hörbar, „was haſt du vor mit mir?“

Ein gräßliches Lachen war die Antwort Nephtalis; denn überwältigt von Wuth und Ingrimm hatte dieſen jetzt alle kluge Bedächtigkeit verlaſſen. „Feiger, ſchmählicher Räuber,“ rief er mit donnernder Stimme, daß es weit hin tönte durch die ſtille Nacht, „mit einem Juden glaubteſt du es leicht aufnehmen zu können, du wähnteſt uns ſo ſchwach und kraftlos, wie unglücklich und bedrückt. — Doch noch lebt in unſern Armen die Stärke, die einſt unſere Väter in Kanaan erfüllte und zum Schrecken der Heiden machte. — Ich werde dich nicht tödten; denn du biſt nicht werth von redlicher Hand zu fallen, aber abkühlen werde ich deine Liebesgluth, die gräuliche Wolluſt, deine thieriſche Gier — abkühlen im Waſſer!“ —

Unter dieſen Worten war Nephtali bei jenem felſigen Vorſprunge angelangt, von welchem aus Hannah vorher den Krug hinabgelaſſen hatte.

„Da!“ rief er zähneknirſchend, einen mächtigen Fauſtſchlag in das Geſicht des Ritters führend, daß dieſer ſchier die letzte Beſinnung zu verlieren vermeinte, „da, noch eins zum Geleite!“ und indem er ihn bei der Bruſt erfaſſend leicht wie einen Federball in die Höhe hob und wüthend in der Luft hin und herſchüttelte — der Moment ſchien die Kräfte des Jünglings

verzehnfacht zu haben, — ſchleuderte er ihn mit einem zweiten gewaltigen Stoße ſo heftig hinab in das Waſſer — daß dieſes rauſchend empor fuhr und der ſchäumende Giſcht bis in das eigene Antlitz Nephtalis ſpritzte. —

Indem nun der tapfere Jüngling, auf die noch immer ohnmächtige Hanna zueilend, ſie in ſeine Arme nahm, um raſch mit ihr den Schauplatz des unheilvollen Kampfes zu verlaſſen, hörte er die ingrimmvollen Worte des Edelherrn aus dem Waſſer nachſchallen: „Rache, ſchreckliche, unverſöhnliche, blutige Rache dir und dem ganzen Judengezücht!“

Die Haare ſträubten ſich dem entſetzten Nephtali zu Berge. — Nichts deſto weniger umfing er mit liebevoller Sorgfalt die theuere Bürde; einen inbrünſtigen Kuß auf die bleichen Wangen hauchend eilte er mit beflügelten Schritten von dannen.

Auf halbem Wege kam ihm ſchon der alte Pflegevater, Reb Ephraim, entgegen, der die Hände über dem grauen Haupte zuſammenſchlug beim Anblicke ſeines Kindes.

„O, meine Ahnung,“ jammerte er, „vergehe in Pein, mein altes Herz, denn die Tochter iſt todt!“

„Beruhigt euch, theurer Vater,“ ſprach in mildeſten Tönen der Jüngling, „unſere Hannah iſt nicht todt, ihr ſüßes Leben iſt nicht entflohen. So eben habe ich ſie den Krallen des Tigers entriſſen.“

Und nun erzählte er in kurzen Worten den ſchrecklichen Vorgang. — Reb Ephraim, anfangs auffjauchzend in Luſt über die Rettung ſeines Kindes, verſank jedoch bald in düſteres Nachſinnen, dann fuhr er verzweiflungsvoll mit den Händen in die Haare und rief mit herzerſchütternder Klage: „O mein Gott und Gott meiner Väter, was haſt du gethan, mein Kind — wozu ließeſt du dich von deiner maßloſen Heftigkeit hinreißen! — Nun — nun erſt iſt unſer Unglück entſchieden. — Das verzeiht der Böſewicht nie — er wird uns alle verderben!“

„Ich habe gethan, was ich mußte,“ ſprach feſt der Jüngling, „oder ſollte ich eure Tochter dem Lotterbuben überlaſſen? — Wer kann ſich mäßigen in ſolchem Momente? — Wahrlich, ich bin noch zu jung, um über dem Juden den Menſchen zu vergeſſen — keine Schmach, keine Unbill zu fühlen. — Erſt mit den Jahren kommt die Weisheit,“ fügte er bitter hinzu, „erſt mit der Zeit können die erbarmungsloſen Feinde unſeres heiligen Glaubens uns zu lammfrommen Hillels *) umwandeln, die da jedes Leid, alles Unrecht, allen Schimpf und jede Kränkung ungerochen über ihre Häupter hingehen laſſen.“

„Und doch durfteſt du nie die dem Juden ſtets nöthige Bedächtigkeit verlieren,“ erwiederte Reb Ephraim, krampfhaft die Hände vor die Augen

*) Der bekannte jüdiſche Weiſe, eben ſo ausgezeichnet durch Gelehrſamkeit als durch wahrhaft bewundernswerthe ſtoiſche Gelaſſenheit und Ergebung in jedes Schickſal, welche er wohl verdient hat, ſprichwörtlich im Judenthum zu werden: „Hillels Geduld.“

drückend, „du hätteſt denken ſollen, daß wir Fremdlinge, geächtet ſind auf dieſem Boden, daß wir uns mäßigen müſſen, daß rohe Gewaltthat nur unſern Peinigern ziemt, daß der Sklave weiſe und einſichtsvoll ſein muß, ſoll ihn die Feſſel nicht erdrücken."

„O, wie haſſe ich dieſe Weisheit, wie ekelt mir vor dieſer Einſicht! — Sind wir wehrloſe Schafe von der Natur geſchaffen? — hat ſie nicht uns auch Kraft in die Muskeln und Mark in die Knochen gegeben? — Bei dem Gott unſerer Väter, ich möchte kein Jude ſein, ſo lieb und theuer mir das Geſetz Moſis iſt, wenn Feigheit bei ihm zur Tugend würde. — Und meint ihr, ein glimpflicheres Verfahren hätte was geholfen? — Ich wäre todt — o, warum iſt es nicht ſo, und was läge daran, — aber eure Tochter wäre geſchändet und entehrt. — Glaubt mir, theurer Vater, der Schwächere *iſt* immer im Unrecht, weh dem Beſiegten! Dem Juden wird nie ein billiges Urtheil. — So laßt uns denn das hereinbrechende Unheil mit Geduld und Gottergebung tragen, wenn es nicht zu ändern iſt!" —*)

Die gepreßte Bruſt des Alten machte ſich durch einen ſchweren Seufzer Luft. — Sein ſtumm gegen den Himmel gerichteter Blick war beredter als alle Worte.

Sie traten endlich in ihre Wohnung ein; Nephtali, die ohnmächtige Hanna noch immer in den Armen tragend. Sie fanden die arme alte Frau außer ſich vor Kummer und Sorgen.

Jubelnd ſtürzte ſie nun auf die Tochter los; ihres Alters und der ſchwachen Kräfte vergeſſend, hob ſie mit leichter Mühe ihr Kind auf das Lager. — Ihre Thränen, ihre Küſſe und heftigen Liebkoſungen riefen das Mädchen bald wieder zum Bewußtſein zurück. — Mit nicht zu ſchildernder Wonne ſchlug die holde Jungfrau ihre ſanften Augen auf, und erblickte ſich — die Seligkeit des Paradieſes fühlte ihr Herz in dieſem Momente — im Kreiſe der Ihrigen, umgeben von den ſämmtlichen, Thränen der Wehmuth und Freude vergießenden, theuern Anverwandten.

---

*) Der Verfaſſer kann bei Gelegenheit dieſer Aeußerungen Nephtalis die Bemerkung nicht unterdrücken, wie ſehr jene Unrecht thun, die ſpeciell dem Juden Feigheit vorwerfen. — Als ob die Geſchichte es nicht überall beſtätigte, daß mit der äußern Macht und dem politiſchen Anſehen eines Volkes auch ſeine ſittliche Würde und Kraft zum Sinken gebracht wird. — Der Jude theilt alſo hierin nur das Lob der meiſten beſiegten Völker, nicht nur der alten ſondern auch der neuen Zeit. (Man denke an Amerika und an die ſteigende Erſchlaffung ſeiner ureingebornen Völkerſchaften.) — Wem fällt es ein bei den jetzigen Griechen und Römern die moraliſche Größe der alten Bewohner von Hellas und der ewigen Stadt der ſieben Hügel zu ſuchen? —

III.

— Quum fas atque nefas exiguo fine libidinum
Discernunt avidi — — —
Horaz.

Die ſeligen Tage des Frühlings waren wiedergekehrt, und mit ihnen das lieblichſte, bedeutungsvollſte aller Feſte des Judenthums. — Seine milden Schwingen hatte der Peſſach über die niedern Hütten des Gottesvolkes ausgebreitet, und Frieden und Wohlbehagen in die ſtillen Räume gehaucht. — Wie verklärte ſich doch ſonſt das Antlitz jedes Gläubigen beim Einzuge des chodesch ho-owiw, wenn die Natur ihm und ſeiner Freude an Iſraels Vergangenheit, der wehmuthsvollen Rückerinnerung an längſt geſchwundene Größe und Herrlichkeit ſich bräutlich zu ſchmücken ſchien, und allen Reiz und alle Anmuth der Jugend zu entfalten, befreit von dem harten Drange des Winters, wie einſt Iſrael von dem härtern einer entwürdigenden Sklaverei. — Wie ſehr eignet ſich doch die Jahreszeit zu dem Feſte der Erlöſung! —

Doch unermeßliches Leid war diesmal in ſeinem Gefolge über die Judengemeinden des ſüdlichen Böhmens gekommen.

Es war am Sabbathe, der da genannt wird schabes chol hamoed. — Da bot die kleine Stadt Strakonitz auf ihren wenigen Straßen und Plätzen das Bild des regevollſten Lebens und Treibens dar. — Es war wie an einem Markttage. — Aus der ganzen Umgebung, von nah und fern, war das Volk herbeigeeilt, Neugierde las man auf allen Geſichtern und geſpannte Erwartung deſſen, was da kommen ſollte. — Denn durch einen nicht allzu verſchwiegenen Diener des Gerichtes war es bekannt geworden — ſo wünſchenswerth auch die Verheimlichung geweſen wäre — daß heute der Tag ſei, an welchem die erſte Amtshandlung, das ſogenannte Vorverhör der angeklagten drei Juden, ſtattfinden ſollte, bevor ſie an das Kriminalgericht zu Pilſen zur fernern und eigentlichen Procedur übergeben würden.

Die Außerordentlichkeit des Verbrechens und die ganz beſondern örtlichen Umſtände, die dabei in Anbetracht kamen, hatten diesmal ein ungewöhnlich langes Verweilen der Gefangenen am Orte des Frevels zur Folge gehabt, wo doch ihr Endſchickſal ſich nicht entſcheiden ſollte, und eine bedeutend größere Tragweite, als dies ſonſt der Fall geweſen wäre, dieſem erſten, förmlichen Einvernehmen der Beinzichtigten gegeben. — Bei dieſer Menge von Zeugen, bei dieſer Maſſe der am Vorfalle Mitbetheiligten, und bei der ſo überaus umſtändlichen Rechtspflege jener Zeiten konnte es in der That nicht anders geſchehen, als daß erſt nach Verlauf mehrerer

Wochen der Schneckengang der Justiz der Amtsbeflissenen über die „accurateste“ Erhebung der species facti, welche aber durch alle dabei beobachtete pedantische Aengstlichkeit doch nur selten an Zuverlässigkeit gewann, einigermaßen zu Athem zu kommen erlaubte.

Welches größere Fest konnte es nun für den Pöbel geben, als jene zu verhöhnen, die schon der Name ihres Volkes dem allgemeinen Spotte Preis gab und nochmals an den Qualen derer sich zu weiden, die bereits einst seine grausame Rachgier empfunden. — Wirklich war auch keiner unter dieser Menge, der die armen Angeklagten nicht für todeswürdig gehalten und sich nicht im voraus über die herbe Strafe gefreut hätte, die über sie würde verhängt werden.

Besonders lebhaft aber ging es vor dem Rathhause her, einem etwas räumlichern, über die andern bedeutend hervorragenden Gebäude, dessen dunkle Mauern, mit den kleinen, fest vergitterten Fenstern schon allein geeignet waren, ein Gefühl der Bangigkeit in dem Herzen des Beschauers zu erregen. — Da herrschte denn ein ohrbetäubendes Gesumme, da wurde erzählt, gestritten, gezankt und hie und da auch — wo die Kraft der Rede etwa nicht ausreichen mochte — durch die Faust derselben Nachdruck gegeben. — Die Neugierigsten — es sind dieses gewöhnlich die Unverschämtesten und Rohesten des Volkes, nicht selten auch seine Wortführer hatten sich bis in die Hausflur gedrängt und Treppen und Geländer besetzt, unverwandten Blickes auf eine eiserne Pforte hinstarrend, vor welcher zwei Stadtwächter, mit Hellebarden bewaffnet, deutlich das Bewußtsein ihrer amtlichen Würde und Wichtigkeit zur Schau trugen.

Da schlug die Amtsstunde. — Der höchste Grad der Unruhe bemeisterte sich des Pöbels, dessen nie zu ermüdende Geduld, besonders wenn es die Befriedigung einer rohen Schaulust gilt, in der That schon bedeutend auf die Probe gestellt worden war.

Die Eisenpforte öffnete sich, und von starken Wachen geleitet, aus einer finstern Kammer heraus schritten drei lebende Bilder des Jammers, in schweren Eisenbanden, deren Last ihnen kaum einen aufrechten Gang gestattete.

Was hatte doch eine kurze Haft für entsetzliche Wirkungen auf die armen Menschen hervorgebracht! Todtfahl waren ihre Wangen, der Glanz ihrer Augen erloschen im Grufthauche des Kerkers, unscheinbare Lappen umhüllten ihre Glieder, Haar und Bart der Männer triefend von Nässe, starrend von Schimmel und Moder. — Am herzzerreißendsten aber war der Anblick des Weibes. — Vertrocknet schon schien der Quell ihrer Thränen; denn mit einem nicht zu schildernden Ausdrucke des Schmerzes hob sie die von brennend rothen Kreisen umgebenen Augen zum Himmel empor, mit lautlosem Munde — ohne Klage — denn welche wäre stark genug gewesen für ihr Leid? — um Hülfe und Rettung flehend. —

Wen hätte dieser Anblick nicht bis in die innerste Seele erschüttert? —

Doch nicht so der erbarmungs- und schonungslose Pöbel. — Hohngelächter, wiehrendes Gejohle, unfläthige Ausbrüche eines im Pfuhle des Schmutzes wuchernden Volkswitzes waren der Willkomm der Unglücklichen. Es bedurfte aller Kraft der Wächter, um die rohen Hände der wüthenden Gaffer von ihnen abzuhalten, daß nicht im Hause der Gerechtigkeit ein Frevel an den Gefesselten verübt wurde.

Das Reden konnten sie jedoch nicht verwehren; mit Flüchen, Drohungen und Schimpfnamen der empörendsten Art überhäuft, erreichten die Gemarterten den Eingang eines ziemlich geräumigen Saales, in welchem ihre Ankunft durch eine plötzlich eintretende und eine gute Weile andauernde, lautlose Stille angekündigt wurde. — Dann pflanzte sich ein leises Gezischel von Ohr zu Ohr fort, und alle Bewegungen und Mienen der Anwesenden mochten den Unglücklichen andeuten, wie groß die Aufmerksamkeit sei, deren beklagenswerther Gegenstand sie in diesem Augenblicke waren.

Sie befanden sich im sogenannten Gerichtssaale.

An einem großen Eichentische, mit einem riesigen Dintenfasse, dergleichen Streusandbüchse und halbellenlangen Federn überdeckt, saß im weichen Armsessel Herr Thomas Hrnicek, Stadtrichter von Strakonitz, eine Gestalt, eben so lang dürr und hager, als ihr Nachbar — wir erkennen den Bürgermeister wieder — feist und klein war. — Beide edle Herren hatten ihre Gesichter in möglichst finstere Falten gelegt, die frisch gepuderte Perrücke sollte noch das Gravitätische ihres Aussehens erhöhen, wenn es nicht schon das spanische Rohr that, welches, mit einem massiven Silberknopfe prangend zwischen ihren wohlgefällig gekreuzten Beinen lehnte. — Rechts und links befanden sich zwei Tischchen, an denen in emsiger Geschäftigkeit zwei Schreiber saßen.

Das Zimmer übrigens, noch überdem von einer guten Anzahl Stadtbürger, als Gerichtsbeisitzern erfüllt, bot das möglichst trübseligste und düsterste Aussehen von der Welt.

An den beräucherten Wänden hingen hie und da an Nägeln Hand- und Fußeisen, auch zweischwänzige Peitschen mit bedeutungsvollen rothen Flecken überdeckt, auch eine Bank mit langgliedrigen Ketten war an der Thüre zu sehen. —

Beim Eintritte der Angeklagten lehnte sich Herr Hrnicek bequem in seinen Sessel zurück, und nachdem er alsdann einem Rathsdiener befohlen, ihnen die Fesseln abzunehmen, hustete er einigemal, räusperte sich mit Anstand, nahm eine große Prise aus einer riesigen Tabaksdose — rieb die dürren Hände, warf einen strengen Blick auf die Delinquenten, schnupfte nochmals und nieste drauf und war in dessen Folge genöthigt, einen kleinen Ballen Leinwand zu entfalten und aufzurollen, der sein Sacktuch vorstellte — als der zu wiederholten Malen auf der Straße und unmittelbar vor den Thüren des Saales sich erhebende Tumult ihn so wie die anderen Herren daran mahnte, daß man vorerst jene Stille herzustellen habe, die nach Ei-

cero's Ausdruck „so wunderbar den Geist nährt," bevor man an die Verhandlung gehen könne. — Viele aus dem Pöbel nämlich hatten sich so weit von ihrer ungestümen, frechen Neugier hinreißen lassen, daß sie gradezu verlangten, in den Saal eingelassen zu werden, und im Verweigerungsfalle drohten, sich den Eintritt mit Gewalt zu erzwingen. Es erhob sich demnach der Bürgermeister von seinem curruliſchen Sessel, schritt mit aller Grandezza eines Diktators über Tod und Leben vor die Thüre, begleitet von den mit derben Stöcken bewaffneten Liktoren, und begann einen salbungsreichen Vortrag an die Menge, worin er durch eine Masse Sentenzen im barbarischesten Küchenlatein darzuthun suchte, „was massen man keineswegs sanctam justitiam in dero Funktionen turbulentiren dürfe, daß man jedenfalls persuasionem hegen könne, daß die Frevler poenae meritae nicht entgehen, daß man gewaltig im Irrthum versire, vermeinend, daß hoc loco et tempore die Angelegenheit zur Entscheidung komme, sintemal dies die Sache und Sorge superiorum sei." — Wirklich gelang es ihm — so wenige auch sein Kauderwälsch völlig verstanden hatten, wenigstens die Friedlichern zum Heimgang zu bewegen, die Unruhigsten, die Tumultuanten von Profession, konnten nur durch die Hinweisung auf die kleine Militairmacht, die sich zur Stunde im Orte befand, dazu vermocht werden, die Räume des Rathhauses zu verlassen. — Weit entfernt jedoch, still nach Hause zu gehen, blieben sie vielmehr in einzelnen Haufen auf den Gassen versammelt, bereit, an jedem sich ereignenden Spektakel, den ihr feiner und sicherer Instinkt sie heute mit Bestimmtheit vorahnen ließ, sogleich thätig Theil zu nehmen. —

Als der Bürgermeister wieder zurückgekehrt war, und seinen frühern Platz eingenommen hatte, begann der Richter seine Interrogationen mit dem an den ältern Sohn der Witwe Aaron gerichteten zu allen Zeiten unvermeidlichen judiciellen Exordium: „Wie heißt ihr?" —

„Ich sehe keinen in dieser Versammlung, edler Herr," fuhr der Angeredete fort, nachdem er das Verlangen des Richters erfüllt hatte, mit jenem würdevollen Anstande, den das Bewußtsein der Unschuld gibt, sein bleiches Haupt in die Höhe richtend, „ich sehe keinen in dieser Versammlung, der nicht so gut wie ich euch meinen Namen nennen konnte, und der dies nicht noch vor kurzem mit dem ehrendsten Beiworte gethan hätte. — Die ganze Stadt kennt uns — und als redliche, friedliche Leute darf ich wohl beifügen. — O, wie schwer liegt die Hand des Herrn auf uns! Arm waren wir von jeher, aber rechtschaffen, und Niemand vermag uns eines Unrechts zu zeihen, obschon wir hier geboren und aufgewachsen sind. — Wir waren immer geehrt und geachtet in diesem Orte — so weit es einer aus unserem unglücklichen Volke sein kann."

„Es ist wahr," gegenredete der Richter, „daß ihr bis vor wenigen Wochen keine Ursache zur Klage gegeben, man hat nur Gutes von euch gehört, euer Wandel schien ein tadelloser! — Aber," fügte er bitter bei, „ihret wäret nicht die Ersten, die unter heuchlerischer Maske ein schändliches

Treiben verbergen, denen die Tugend zum Deckmantel des Frevels dient. Wißt ihr, welch' grausigen Verbrechens ihr hier angeklagt steht?"

„Wir können's nur vermuthen," erwiederte Aaron, „denn wir hoffen noch immer, daß man von einer Anklage zurückkommen werde, für die sich nicht einmal Wahrscheinlichkeitsbeweise werden aufbringen lassen."

„Was ist mit dem Christenknaben geschehen, der vor einigen Wochen am Abend in eure Stube getreten?" fragte mit strengem Tone der Richter.

„Edler Herr, was soll ich es euch nochmals sagen, was ihr so gut wißt als ich, was die ganze Stadt gesehen, daß er jämmerlich ermordet und zerfleischt in unserem unglückseligen Hause gefunden worden."

„Also gesteht ihr ein, daß ihr das Kind zu fluchwürdigem Brauche, zu einem schändlichen Baalsdienste getödtet?"

„Wie können wir etwas eingestehen, edler Herr, was gegen alle Vernunft, alles Recht, gegen alle Religion, absonderlich aber gegen das Gesetz Mosis ist, das wir verehren, und was auch ihr als göttlich anerkennt."

„Ihr habt Recht an Moses zu erinnern, ihr böswilligen Ketzer," brauste der Richter auf in erkünsteltem Zorne, „wie schwer habt ihr's dem guten, lieben Manne nicht gemacht, euch zu lenken — was hat's ihm nicht gekostet, eure Hartnäckigkeit zu besiegen. — Doch nicht von eurem Propheten ist jetzt die Rede, es fragt sich, ob ihr bekennen möget und bereuen?"

Mit fester und sicherer Stimme erwiederte Aaron: „Unser Bewußtsein ist rein von Schuld — es ist uns unmöglich, etwas zu bekennen, wovon unsere Seele nichts weiß. — So bedarf es auch keiner Reue von unserer Seite! — So wahr möge uns der Gott unserer Väter beistehen, und uns erretten aus der Macht unserer Feinde, als da nicht klebt an unsern Händen das Blut dieses unschuldigen Kindes!" —

„Ihr seid eben so verstockt als böse," erwiederte der Richter auf diese mit der ganzen, überzeugenden Macht der Wahrheit gesprochenen Worte. „Sagt mir, habt ihr das Kind schon früher gekannt?"

„Das arme, unglückselige Geschöpf," erwiederte der Jude, innigst bewegt, „wir haben es nur zu gut gekannt. Es kam täglich zu uns, und weilte wohl am liebsten in unserem Hause, das schutz- und obdachlose Wesen — weil es sicher war, da der Wuth und den Mißhandlungen seiner entmenschten Mutter zu entgehen. — Seine Anblick war herzbrechend. — Dieser Tiger in der Gestalt von Gottes Ebenbilde, dieses sittenlose Weib ohne Gefühl, welches heute das schändlichste Verbrechen, den Mord des eigenen Kindes durch ein wo möglich noch gräulicheres, dadurch, daß sie eine unschuldige Familie dem Verderben weiht, daß sie die wohlverdiente Strafe auf unsere Häupter wälzt, gut zu machen sucht, diese fluchwürdige, diese verabscheuungswerthe Rabenmutter — wäre es nach ihrer Absicht gegangen, ihr Kind wäre längst eine Beute des Hungers und maßlosen Elends geworden. — Nun haßt sie uns und verfolgt uns, weil wir ihren ruchlosen Plan vereitelt, weil wir die Frucht ihrer Sünde gegen ihren Wunsch zu

erhalten ſuchten und ihm wenigſtens die nothdürftigſte Nahrung gereicht haben."

„Ihr habt das Kind genährt, pecoris instar," ſprach höhniſch lächelnd der Richter, „um es dann zu ſchlachten. — Ja, ja die species facti ſind klar — das corpus delicti noch vorhanden! — Was wird euch alſo das Läugnen helfen? — zu einigen Foltergraden, verſteht ſich. O wir haben Mittel," fuhr er, die Hände wohlgefällig reibend, fort, „um verſtockte Sünder reden zu machen. Ihr werdet ſie kennen lernen. — Man wird euch das Geſtändniß auspreſſen — dafür ſteh ich — wenn ihr's nicht gutwillig ablegt. — Man laſſe die Mutter des Kindes vortreten," gebot er dem Rathsdiener.

Eine Pauſe erwartungsvollen Schweigens trat ein, bis ſich die Thür abermals öffnete, und in demüthigſter Haltung, das Haupt geneigt, die Magd hereinwankte, ein trefflicher Beleg für die Behauptung jenes geiſtreichen Franzoſen, daß eigentlich in jedem Weibe die Natur eine Schauſpielerin gebildet habe, mächtig, jeden Affekt in ihren fügſamern Geſichtsmuskeln zu reproduciren, in ihrer, der einſtigen Verführerin glücklich entlehnten Gewandtheit den weichern Ton in jede Form ſchmiegend, daß der höchſte Edelmuth wie die niedrigſte Verworfenheit nur in dem Buſen des ſchwächern Geſchlechts Raum finde.

Ihre Bruſt ſchien bereits den letzten Athem verhaucht zu haben, ein Thränenſtrom ergoß ſich über ihr Antlitz hin, auf die Schultern des Rathsdieners geſtützt, in den fiebriſch zitternden Händen die abgegriffenen Kugeln eines Roſenkranzes rollend, leiſe Gebete vor ſich hermurmelnd ſchien ſie nur mit Mühe ſich noch aufrecht zu halten, und vor den Stuhl des Richters mehr geſchleppt zu werden, als ſich zu bewegen.

„Armes Weib," ſprach der Richter, indem er ſeinem Geſichte den längſt entwöhnten Ausdruck des Beileides anzukünſteln ſuchte, „beruhigt euch, und wiederholt hier nochmals öffentlich eure Ausſage, wie ihr ſchon einmal vor mir allein gethan."

„Mögen alle Heiligen in meiner Hülfe ſein," ſprach mit matter Stimme und ganz zerknirſcht das Weib, indem ſie ſchwach das Haupt erhob und beim Erblicken der angeklagten drei Juden ſchaudernd zuſammenfuhr. „Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll, was ich ſoll erzählen. Ja vor Gott und ſeinem gekreuzigten Sohne klage ich mich hier ſelbſt als die Mörderin meines einzigen, geliebten Kindes an. — Mir kann nie und nimmer Verzeihung werden — zerfleiſcht wird mein Herz von dem Bewußtſein, daß ich noch mehr Schuld bin als dieſe Ketzer da an dem Tode des Knaben. Ja, meine Nachſicht, mein frevelhaftes Schweigen, meiner Herzensgüte und, o du mein Heiland, auch die ſündige Luſt am Gewinn haben dir dein frühes Grab bereitet, du meine Hoffnung, du einziger Troſt meines Lebens, Freude und Wonne meiner Tage." —

Das Weib wäre wohl noch lange in diesem Tone fortgefahren, wenn nicht der Richter sie verdrießlich unterbrochen hätte:

„Laßt jetzt die Klagen, armes Weib, geschehen ist geschehen. — Wir alle nehmen Theil an eurem Schmerz; doch was hilft jetzt weinen? — Euer Jammer wird nicht mehr euer Kind ins Leben rufen. So erzählet denn mit einfachen Worten den Hergang der Sache.

„Ich bin eine arme und redliche Magd," sprach das Weib nach der gewöhnlichen Art verworfener Menschen, nicht sparsam im unverschämtesten Selbstlobe, „habe von jeher einen frommen, christlichen Wandel geführt, habe mich mit meiner Händearbeit kümmerlich genährt, und es gibt keine fleißigere Kirchengängerin in hiesigem Orte. — Die Leute kennen mich alle und mein sittliches Leben." —

Nicht bloß die ganze übrige Versammlung, selbst der Richter konnte bei diesen Worten eines Lächelns sich nicht erwehren, weßhalb die Magd bissig fortfuhr:

„Und wenn ich auch einmal mein schwaches Stündlein gehabt, wer ist frei davon? — Es lauert der Versucher überall und des Teufels Macht ist groß. — Ja es kehre jeder nur vor seiner Thüre und man ziehe den Balken aus den eigenen Augen. — Hab ich einmal gefehlt, so hab ich's wieder gut gemacht. — Wie hab ich nicht die Frucht eines unbewachten Augenblickes geliebt und wie sorgsam gepflegt, wer kann anders sagen? — Wer kann mich eines andern Vergehens überführen, und wer will sagen, daß ich mein Kind mißhandelt habe? So trete er auf, daß ich ihm mit diesen meinen Händen die Augen auskratze."

„Weib," rief erzürnt der Richter mit donnernder Stimme, „welcher Satanas rast in euch? — Wollt ihr eure böse Zunge in Zaum halten? — Redet kurz — antwortet, was ihr gefragt seid. — Ich scheer mich den Kukuk um euren Lebenswandel."

Die Magd schauderte heftig zusammen. Es mochte ihr wie die Mahnung des jüngsten Gerichtes tönen. — Man weiß, wie wenig oft nur dazu gehört, um alle Schrecken des bösen Gewissens in einem frevlerischen Busen wach zu rufen. — Es dauerte also eine gute Weile, bevor sie ihre Fassung einigermaßen wieder erringen konnte.

„Edler Herr," sprach sie mit bebendem demüthigsten Tone, „ihr kennt wohl das Sprichwort: Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über. So verzeihet mir denn. — Ich will ohne Umschweife reden."

Nachdem sie frisch Athem geholt, fuhr sie anfangs noch kleinlaut, bald aber, da sie die ungetheilte, steigende Aufmerksamkeit aller Anwesenden wahrnahm, immer kühner und zuversichtlicher fort, das schändlichste, lügenhafteste Gewebe von Trug und Hinterlist zu entrollen.

„Ich will vor Allem sagen, edler Herr, wie ich in die Bekanntschaft dieser gottlosen Ketzer da gekommen. Ihr wißt, daß die Juden an ihrem Sabbathe wie an keinem ihrer Feiertage eine Art von Arbeit verrichten

mögen. — Es ſind nun mehrere Jahre, daß ich in meiner thörichten Gottloſigkeit mir beikommen ließ — der böſe Geiſt ſelber hatte hier ſicherlich ſeine Hand im Spiel, der Einfall konnte nur von ihm kommen — an ſolchen Tagen dieſen Juden die nöthigen Dienſtleiſtungen zu machen; es kann ja eine gar ſo große Sünde nicht ſein, dachte ich anfangs, es ſind ja Menſchen. — Du mein Jeſus, wie bin ich heute ſo hart für dieſe ruchloſen Gedanken geſtraft.“ —

Nach einem ſchweren Seufzer fuhr ſie fort:

„Nun ja, man hatte mir guten Lohn verheißen, was thut der Menſch nicht um Gewinnes halber, und ſo ließ ich mich in des Teufels Netz verſtricken. — Aber ich ſoll ihn noch bekommen, dieſen Lohn. — Denn in meiner Gutmüthigkeit, in meiner Einfalt wartete ich immer zu und ließ mich von Tag zu Tag vertröſten. Nun mögen es zwölf Wochen her ſein. Ich könnt' euch noch die Stunde ſagen, wenn's grade Noth thäte; denn das vergeß' ich in Ewigkeit nicht, es war am Sabbath früh. — Da ging ich zeitlich in das Haus der Juden wie gewöhnlich und heizte den Ofen von außen. — Dann ging ich in die Stube und nahm den Beſen und machte mich dran, den Fußboden zu fegen. Es war Niemand da, außer Rochim, der älteſte Sohn, der ſchlimmſte aller Ketzer, er büßt nun ſchon in der Hölle für ſeine unzähligen Frevelthaten. — Dazumal aber ſaß er am Tiſche, dieſer war mit einem Leintuch bedeckt, ein großes Buch lag vor ihm und er betete, ſo däucht mir. — Als ich den Boden rein gefegt, ſo ging ich zum Kaſten, welcher gegenüber der Thüre ſtand, um das Geſchirr drauf zurecht zu legen, Schalen, Becher, Gläſer. — Ich bin von jeher an Ordnung gewöhnt, an Reinlichkeit, ſo hab' ich's von meiner Mutter, Gott ſchenk' ihr die Seligkeit. Währenddem hört' ich was zu Boden fallen. es klang wie Silber. Ich bückte mich und ſuchte nach und fand einen feſt zugeſchnürten Beutel aus Leder. Ich heb' ihn auf und leg' ihn wieder auf ſeinen Platz. — Dabei kehre ich zufällig mein Geſicht dem Rochim zu. — Dieſer betete nicht mehr, ſondern lachte ſtill in ſich hinein, dann blickte er von ſeinem Buche auf und warf einen lauernden Blick auf mich. — Aber was ging mich das an? Ich dachte nichts Arges, ich bin nicht neugierig von Natur, und ſo fuhr ich in meiner Arbeit fort. — Da ſagte der Jude zu mir: „Durel, was habt ihr dort aufgehoben von der Erde? — Wißt ihr, daß das Geld iſt, Silbergeld?“ — „Was ſollt' ich nicht!“ ſagte ich, „ich hab's ja klingen gehört, hab' auch ſchon 'mal Silber geſehen. — Nun ja, drin mag ein ſchönes Bischen davon ſein — aber es gehört ja nicht mir — was geht's mich alſo an?“ — „Das geht euch ja an!“ ſagte der Jude. — Ich machte große Augen, verſteht ſich, und bekreuzigte mich, und: „Führe uns nicht in Verſuchung, ſondern befreie uns von dem Uebel. Amen!“ ſo betete ich. — Rochim hatte ſich inzwiſchen erhoben, er hatte die Hand auf das Buch gelegt, und indem er mich ſcharf anblickte, ſagte er: „Durel, Geld iſt eine ſchöne Sache, ihr glaubt mir's ungeſchworen. Geld regiert die Welt, heißt's und

ſo iſt's auch. — He, wenn ihr alles dieſes Silber hättet? — Und ihr könnt's haben!" — Dabei ſchritt er zum Kaſten hin und öffnete den Beutel aus Leder und zählte fünfzig blanke Thaler vor mir hin, daß 's mir vor den Augen flimmerte. „Durel, all' das Silber könntet ihr haben!" wiederholte er nochmals. Mir wurde, ich weiß nicht wie zu Muthe. „Herr Jeſus," rief ich, „das iſt ja viel — zu viel!" und der Verſucher kam über meine unſchuldige Seele in dem Augenblicke. „Wie könnt' ich dieſes Geld haben?" fragte ich, „das iſt ja zwanzigmal mehr, als ich je bei euch verdient!" — „Sprecht nicht von der lumpigen Bagatelle," ſagte er, „das iſt wirklich nicht der Rede werth. — Was ihr bei uns als Lohn ſtehen habt, das kriegt ihr auch, bis auf Heller und Pfennig, ich ſteh' euch dafür. — Aber die fünfzig Thaler da ſind auch euer. Ihr braucht nur zu wollen." — Als ich vor Erſtaunen ganz ſprachlos da ſtand, mein Gehirn wirbelte mir im Kopfe herum, da fuhr er fort: „Durel, es ſind ſchlechte Zeiten jetzt, wahrlich, man hat nie das Geld auf den Gaſſen gefunden und jetzt zum wenigſten. — Was muß man ſich nicht placken um den lieben Groſchen und muß man ſich ſchinden um den bittern Kreuzer, ihr wißt's am beſten, Durel, ihr ſeid arm und eure Hände ſind euer einzig Vermögen. — Seht, was iſt das nun nicht für ein ſeltſamer Fall, wenn man einem 'mal Geld umſonſt anbietet, und viel Geld dazu, fünfzig Thaler gar... blank fünfzig Thälerchen! — Durel," ſagte er weiter, „euch will das Glück hold, ihr ſeid in dem Fall! — Und was mehr iſt, ihr habt nichts dafür zu thun, und ſtatt euch eine Laſt aufzulegen, will man euch eine abnehmen für das Geld. — Ja ja, glotzt mich nur an, ſo viel ihr mögt, was ich ſage, ſag' ich. Für dieſe Thaler will man euch noch eine Bürde abnehmen, eine ſchwere Bürde." — Und jetzt rückte er deutlicher mit der Sprache heraus. „Durel, ihr habt ein Kind — was ſoll's euch? — Es wird euch ſauer genug, euch ſelbſt zu ernähren in dieſer bittern Zeit. — Alſo nehmt dies Geld und gebt uns das Kind. Da habt ihr dann doppelten Gewinn." — — Wie niedergedrückt von der Wucht der Erinnerung, ließ das Weib hier ſein Haupt niederſinken. — Als ſie ſah, wie ſehr die Erwartung der Hörer geſpannt war, fuhr ſie nach einer Weile fort, indem gleißneriſche Zähren über ihre Wangen reichlich hinfloſſen:

„Edler Herr, was ſoll ich euch nun noch ein Langes und Breites erzählen. Ihr errathet das Weitere. — So lange ein Athem in meiner Bruſt noch iſt, will ich's nicht vergeſſen. — Mein Leben lang wird es mein mütterliches Herz bluten machen, daß ich damals ſo nachſichtig geweſen. — O mein Gott und Heiland! Es handelte ſich um nichts Geringeres, als daß ich dem Juden für ſein Geld mein Kind hingab. — Die Thaler hatte die Judengemeinde des Ortes zuſammengeſchoſſen, wie er mir ſpäter ſagte. — Und ihn hatte man beauftragt, weil er am beſten mit mir bekannt war, mir den Antrag zu machen. — Stellt euch meinen Schrecken für, edler Herr. — Ich war erſtarrt vor Entſetzen, meine Zunge war gelähmt. —

Aber als ich wieder meiner Sinne mächtig wurde, da raste ich wie ein Tiger. — Ich warf mich auf Rochim und hätte ihn erwürgen mögen in meiner Wuth. — Aber was konnte ich schwaches Weib gegen den Bösewicht ausrichten? — Er schleuderte mich an die Wand. — Wie war mir? — Ich wollte das ganze Haus umstürzen. — Mir mit dieser Sache zu kommen, einer so zärtlichen Mutter. — Zur Thüre hinaus wollte ich und die ganze Stadt in Aufruhr bringen. — Aber ich fand sie fest zu, man hatte sie gewiß von außen verriegelt. — Also mußte ich meinen Zorn in dem Zimmer vertoben. — Rochim war todtenbleich, er stürzte mir zu Füßen, flehte mich um des Himmels Willen an, zu schweigen und ihn nicht in's Unglück zu bringen und die ganze Judengemeinde. — Ja, er drohte mich zu erschlagen, wenn ich nicht verspreche, kein Wort von dem Vorfalle zu äußern, er wolle schon nicht mehr mein Kind, ich sollte nur ruhig sein. Und dabei drückte er mir einen Thaler in die Hand und versprach noch mehr zu geben. — Was sollte ich thun? — Ja, so thöricht und verblendet war ich, ich glaubte selbst einem Ketzer Wort halten zu müssen. — Als ich endlich meine Galle ausgegossen, ging ich den Vorschlag ein, er drängte mich so viel und ich bin so weichherzig von Natur. — Ich nahm den Thaler und ging. — Den Thaler hab' ich noch, er liegt daheim wohl verwahrt. Aber ich will ihn einem frommen Werke widmen, es ist ja ein Blutgeld. — Was weiter geschehen ist, das erlaßt ihr mir zu erzählen, ich könnte ja nicht vor Weinen. — Wie doch zuletzt mein Kind für mein gottloses Schweigen hat büßen müssen — o die arme unschuldige Seele — das habt ihr erlebt und gesehen und die ganze Stadt mit euch." —

Hier endete die ruchlose Magd ganz erschöpft. — Wiederum trat eine Pause peinvollen Schweigens ein. — Der kleine Raum bot in diesem Augenblicke einen Anblick dar, der kaum beschrieben werden kann. Welche reiche Ausbeute physiognomischer Studien hätten nicht die Gesichter der Anwesenden einem Lavater gewährt!

Beinahe ohne Zeichen von Leben und Bewegung hatte sich die arme Witwe, Fradl war ihr Name, in einen Winkel des Gemaches hineingelehnt. Ihre Augen waren geschlossen, das bleiche Haupt war kraftlos auf die welke Brust hinabgesunken. — Die ganze in sich selbst zusammengebrochene Gestalt mit den bläulichen, regungslosen Lippen, den eingefallenen, blutlosen Wangen und den schlaff an den Seiten herabhängenden Händen, die kaum mehr eine Spur von Muskeln zeigten, war ein tief ergreifendes Bild der Resignation. —

Auf dieser Stirne, scheinbar ohne Ausdruck, war es dennoch deutlich zu lesen, daß in dem von ihr umschlossenen Raume kein Gedanke der Hoffnung mehr sich regte. — Das Herz des Weibes hatte ausgerungen, ihm war mit dem letzten Streiche, der auf das Haupt des unglücklichen Sohnes gefallen, auch der Todesstoß gegeben, ihre Seele hatte sich bereits abgewendet von irdischen Wünschen, in seligern Gefilden bei den Manen eines theuern Hingeschiedenen weilend. —

O, es gibt Lagen im menſchlichen Daſein, wo es nur noch zwei rettende Häfen auf der wogenden See der Leiden gäbe — Tod oder Wahnſinn. — Aber da zum wenigſten will es dem ſturmgezagten Lebensſchifflein gelingen, ſie zu erreichen. — Da gleicht das Herz einer quellenloſen Wüſte, in der troſtloſen Oede des Gemüthes will kein Hoffnungsblümlein mehr keimen. — Aber die ſonſt doch ſo gebrechliche irdiſche Conſtitution erweiſt ſich grade in ſolchem Momente von einer Zähigkeit, von einer Unverwüſtlichkeit, die endlich das denkmüde Haupt der gräßlichſten Verzweiflung preis gibt. — Während jedoch die ganze Haltung und Miene ihres jüngſten Sohnes Pinchas, welcher ſein von leiblichem und körperlichem Weh verſtörtes Antlitz in die Höhe gerichtet und die zitternden Hände betend gefaltet hatte, als eine lebendige Illuſtration zu den erſchütternden Worten des Pſalmiſten: Adonai ma rabu zoroi rabim komim olai erſchien, war Aaron, wie wir bereits geſehen haben, ein Mann von gereifter Einſicht und Erfahrung, weit davon entfernt, irgend ein ängſtliches Gefühl oder eine ſchwächliche Aufregung zu verrathen. Mit kühn emporgerichtetem Haupte ſtand er da, in edelſter Haltung, ſein frommes Herz wurde geſchwellt von dem erhebenden Bewußtſein der Unſchuld und ein bedeutungsvolles Lächeln umſpielte ſeinen Mund. Tief hatte er die dichtbuſchigen Brauen über das Auge niedergezogen, aus welchen nur zuweilen ein Blick der erdrückendſten Verachtung auf eine Verſammlung niederblitzte, die ſolcher elenden, erbärmlichen Verleumdung aller Wahrheit und beſſern Ueberzeugung zum Trotz ein aufmerkſames Ohr leihen konnte.

Aufgefordert, endlich zu ſprechen, trat er nur langſam und zögernd vor, die Hände über der Bruſt gefaltet, und ſeine Stimme zeigte nicht den geringſten Anflug von Bitterkeit, als er mit tief aus der Bruſt geſchöpften Tönen alſo zu ſprechen begann:

„Edler Herr, dieſes Weib da nennt ſich eine Chriſtin — eine gläubige Tochter jener Religion, die, wie ihr, ſo ſchön durch Worte, aber nicht durch Thaten beweiſet, ihren Verehrern nur Liebe und Milde gebietet, und ich — ich bin nur ein Jude — jenem gebeugten Stamme entſproſſen, welchem ihr es einräumet, die Quelle alles Heils geweſen zu ſein, das ihr aber dennoch nimmer enden möget mit unauslöſchlichem Grolle zu verfolgen und am Feuer eines nie erkühlenden Grimmes zu verſengen. — Wahrlich, ein ſehr großes Vergehen iſt es, das ich in euren Augen zu ſühnen habe, nämlich jenes, ein Stammesbruder eures Heilands zu ſein — es iſt mein nie zu tilgender Frevel, daß ich nicht willkürlich einſt über meine Geburt zu verfügen vermochte. — Wie kann es mir demnach einfallen, mein gutes Recht gegenüber einer Perſon behaupten zu wollen, die, wie offenkundig auch ihre böſe Lebensart iſt, doch innerhalb des Bollwerks eines herrſchenden Glaubens ſich birgt, und wie tief geſunken ſie auch in der menſchlichen Geſellſchaft ſei, wie verworfen durch Wandel und Sitte, doch noch einige Stufen höher ſteht als wir — die Fußſchemel des Pöbels. Nicht in eurem Kopfe, deß bin ich zur Ehre menſchlicher Einſicht ſicher, aber in eurem Herzen bin ich

längſt verurtheilt. — Nun wohlan, ſo möget ihr den Todesſtoß führen gegen jene Bruſt, deren Athem zu hemmen ihr beſchloſſen, möget ihr immerhin zerſchmettern unſere müden Häupter, welche in den Staub zu beugen euch ſo gefällt! — Warum werde ich aber dennoch reden? — Nicht um euch zu überzeugen; denn euer Ohr iſt mit Felſen verſchloſſen meinen Worten, ihr wollt nicht überzeugt ſein — auch nicht, um von mir und dieſen lebenden Jammerbildern da das Verderben abzuwenden — denn um was handelt es ſich? — Etwa um das Leben von Menſchen? — Nein, nur um das Leben von Juden! Warum werde ich alſo dennoch reden? Ich werde reden, damit ich in den unterſten Inhalt eures Lebenskelches die verzehrenden Tropfen der bitterſten, vergeblichen Reue träufle, damit in den Nächten eures ſpäteſten Alters die Traumbilder unſchuldig Gemordeter den Schlaf von euren Augen ſcheuchen, damit in jenen letzten Augenblicken eures irdiſchen Daſeins, dann wenn der Sturm böſer Leidenſchaften in jedem Herzen ſich legt, wenn die Bruſt gereinigt von allen niedrigen Gefühlen und jedem gemeinen Haſſe dem Gedanken der Ewigkeit ſich erſchließt, wenn jeder thörichte Wahn der hehren Wahrheit weicht, damit dann die Rachegeiſter eines böſen Bewußtſeins ſich eurer bemächtigen, daß euer ganzes hinfälliges Sein erbebe in dem ſchrecklichen Gedanken, mit Gewalt der beſſern Ueberzeugung einſt euer Herz verſchloſſen zu haben. Ja, darum werde ich reden, damit in den Stunden der Heimſuchung, wo die Allbarmherzigkeit eures himmliſchen Vaters allein euch tröſtend zur Seite ſtehen und euer Gemüth aufrichten würde, damit ihr dann verzweifeln müßt an ſeiner Gnade, weil ihr ſelbſt nie Erbarmen und Mitleid geübt habet. — Ja, damit eure Seele" (ſeine Stimme erhob ſich zu dem höchſten Grad leidenſchaftlicher Erregtheit bei dieſen Worten) damit eure Seele mit Grauen und Furcht hinüberziehe vor den Stuhl jenes ewigen und höchſten Richters, der nicht Haß und nicht Liebe kennt im Augenblicke des Gerichtes. —

„Doch ich will zurückdrängen in den ſchmerzbewegten Buſen die gerechten Gefühle der Entrüſtung, ich will vergeſſen, daß ihr ſchon maßloſes Unrecht, daß ihr ſchon ſo großes Leid auf unſere Häupter gehäuft — kein Vorwurf ſoll mehr über meine Lippen gehen; denn welche Sprache vermag der Dolmetſch meiner welterſchütternden Empfindungen zu ſein — und der Geiſt meines gemordeten Bruders mahnt mich zur bedächtigen Sühne ſeines blutigen Schattens. — Alſo will ich in kalter Rede, wie das herzbohrende Eiſen ſo kalt, in ruhigen Worten mit euch rechten.

„Es hat dieſes Weib ſo eben die überflüſſige Mühe ſich genommen, nochmals das unſinnigſte, das ungereimteſte aller Märchen euch vorzutragen. — Sie konnte wahrlich die Mühe ſparen. — Jedes alte Weib im hieſigen Orte wird euch von ähnlichen Vorfällen berichten — die ſie gehört hat von Leuten, die's wieder gehört haben. — Daß ſie ſo was mit eigenen Augen geſehen, daß ſie ſich von der Wahrheit ſolcher erbärmlichen Anklagen, wie ſie gegen uns geſchleudert werden, ſelbſt überzeugt, wird gewiß Nie-

mand behaupten, dem noch ein ſchwacher Funke von Gottesfurcht innewohnt, dem nicht ſchon der letzte Reſt von Gewiſſen im Schlamm der Sünde verſunken. — Doch was läßt man ſich nicht bereitwillig finden von jenen zu glauben, die man haßt — man ſieht ihre offenbare Unſchuld — und iſt herzlich froh, endlich einen Grund der Verdächtigung zu finden — man fühlt, daß es frevleriſch iſt, ſie umſonſt zu verfolgen, und weiß es Jedem Dank, der dieſen Frevel zu vermindern ſucht, dadurch, daß er das allzu willige Herz leicht von der Schuld derer überzeugt, die man ſo gern ſchuldig wähnte. — Wir hätten alſo ihr Kind gemordet, iſt die freche Behauptung des Weibes. — Zu welchem Zwecke? frage ich. — Ihr antwortet: Nach den Geboten einer höllenwürdigen Frömmigkeit, um unſerem Gotte Dankesopfer zu weihen! — Iſt dieſes etwa, ſagt, derſelbe Gott, deſſen Gebote wir in dem heiligſten aller Bücher, in der Bibel, die auch euch heilig iſt, — niedergelegt finden? — Nun dieſes zugeſtanden, wenn ihr einräumet, daß wir heute noch denſelben Gott verehren, der ſich einſt unſerem Propheten Moſes auf Sinai geoffenbaret, ſo müßt ihr uns entweder für ſinnverrückt oder aber für ſchuldlos an dieſem gräßlichen Frevel erklären; denn wie wär es möglich, daß wir mit unverwirrter Einſicht, mit geſunder Vernunft der Gottheit grade durch das Gegentheil deſſen, was ſie uns gebietet, uns gefällig erweiſen wollten. Schlaget nach in dem heiligen Buche, auf den erſten Blättern deſſelben findet ihr folgende Erzählung: Noah verläßt die Arche und bringt dem Ewigen Dankopfer dar, daß er endlich der Erde wieder gnädig ſein Antlitz zugewendet. — Da wird ihm von Jehovah aufgetragen: *) „Alles was ſich reget, was da lebt, euer ſei es zum Eſſen, wie das grüne Kraut gebe ich euch alles. Doch Fleiſch mit ſeinem Leben, ſeinem Blute ſollt ihr nicht eſſen."

„Jedoch das Blut eures Lebens werde ich fordern, von der Hand eines jeglichen Thieres werde ich es fordern und von der Hand des Menſchen, von der Hand des einen werde ich fordern das Leben des Bruders."

„Wer Blut eines Menſchen vergießt, durch Menſchen ſoll ſein Blut vergoſſen werden; denn im Bilde Gottes hat er den Menſchen gemacht." —

Ein krampfhaftes Schluchzen des alten Weibes unterbrach hier den Redner. Er wandte ſeinen verdüſterten Blick der Mutter zu. Eine ſtumme, wie abwehrende Bewegung ſeiner Hände deuteten ſeine tiefe Erregung und den heißen Wunſch an, neuen Muth und aufrichtenden Troſt in das gebrochene Herz der Erzeugerin zu hauchen. — Aaron hatte bisher, ſein Antlitz mit dem Kleide bedeckend, nur durch das Heben und Senken ſeines Buſens ſeine Theilnahme an den Vorgängen um ihn her kund gegeben. — Jetzt kehrte er ſeinem Bruder das in Thränen ſchwimmende Auge mit einem Ausdrucke des Jammers zu, daß dieſer ſich ermannend im Bewußtſein ſeiner hohen Obliegenheit, wie neu gekräftigt fortfuhr: —

*) Genesis 9, 3. ꝛc.

„O du heiliges, nie zu entweihendes Wort unſeres Gottes, einzige Quelle unſeres Lebens und Glaubens, wer kann dich mißdeuten? — Klar wie die Leuchte des Ewigen iſt ſein Geheiß, wir wandeln in ſeiner Helle. — Iſt dieſes Verbrechen des Mordes wirklich in der heiligen Schrift verzeichnet — ſo könnte es immerhin Böſewichter unter uns geben, die es übertreten, die ihre Hand beflecken mit dem Blute des Nächſten, aber nicht zur Ehre und Verherrlichung, ſondern zur Schmach und Schande des Judenthums. — Nur der Wahnſinn kann ſich überreden, daß wir Frömmigkeit und gottgefällig nennen, was ſo ausdrücklich als todeswürdiges Verbrechen bezeichnet iſt. — Sind denn unſere Sinne verwirrt — hat nicht in unſern Häuptern der Herr die Leuchte der Vernunft angezündet, vermögen wir nicht zu unterſcheiden zwiſchen gut und böſe? — Sind wir gleich geachtet in euren Augen jenen Heiden, von welchen unſer heiliges Geſetz uns nichts Entſetzlicheres zu erzählen weiß, als daß ſie auch ihre Söhne und Töchter opfern im Feuer ihren Götzen."

„Ihr, meine Richter, laßt, wenn ihr Barmherzigkeit zu finden hofft, in den Prüfungen des Lebens, laßt doch einmal den dicken Schleier des Vorurtheils, um der Gnade des himmliſchen Vaters willen, laßt ihn für einen Augenblick nur ſinken — prüfet, ihr werdet erkennen den grundmilden Geiſt unſerer Gebote. Wer hat je mehr gefrevelt an unſerem Volke als der Egyptier — gegen wen mochte ſich der Haß des bedrängten Hauſes Jakobs gerechter kehren, als gegen die Stieranbeter am Nil? — Und doch — wird uns rächende Wiedervergeltung der Unbillen geboten? — Nein, nur an die Gaſtfreundſchaft jenes Volkes gegen die Väter denkt unſere heilige Lehre, und kein Grund zu Beleidigungen ſollte das einſtige Sklavenverhältniß uns ſein, ſondern ein Grund mehr zu erhöhter Milde und Schonung. — Wer, der ein Herz hat, wird ohne Bewegung die liebeathmenden Worte der Schrift leſen: „Du ſollſt nicht ſchelten einen Egyptier, denn du warſt ein Fremdling einſt in ſeinem Lande." Und als der Würger der Völker, Nebukadnezar, unſere Brüder als Sklaven vom heimathlichen Heerde weggetrieben, ruft den armen Söhnen Jakobs, die da mit blutgeritzten Füßen und ſackumgürtetem Leibe in Elend und Verbannung hinaus wandern, der Prophet in göttlicher Begeiſterung die Worte nach: „Und ſie ſollen beten für den Frieden der Stadt, dahin ich ſie verbannt habe; denn in ihrem Frieden wird auch ſein euer Friede!"

Lange wäre vielleicht noch der Jude fortgefahren, auf dieſe Weiſe ſein überſtrömendes Gefühl in ergreifenden Worten über die Verſammlung zu ergießen, wenn nicht die Scene plötzlich eine andere furchtbare Wendung genommen hätte.

Der Eindruck der Rede war jedenfalls ein außerordentlicher, erſchütternder. — Auf den Geſichtern der Richter hatte die Röthe des Purpurs mit leichenhafter Bläſſe gewechſelt; in allen Mienen und Bewegungen derſelben gab ſich ein innerer Seelenkampf kund. — Keiner der Anweſenden, wie

grimmig er ſich auch früher geberdet, konnte ſeine Theilnahme für die Unglücklichen nunmehr verbergen. —

Da dringt plötzlich, wie das Geräuſch eines nahenden Gewitters, der Lärm eines auf der Gaſſe ſich erhebenden Tumults in den Saal. — Alles eilte in größter Beſtürzung an's Fenſter. — Aus einer etwas entlegenen Gaſſe, die von der Wottawa aus in den Hauptplatz einmündet, war eine Pöbelrotte unter furchtbarem Geſchrei im Anſtürmen gegen das Rathhaus begriffen. — Verworren kreuzten ſich die Töne. — Deutlich war nur der hundertfach wiederholte Ruf zu unterſcheiden:

„Tod den jüdiſchen Menſchenfreſſern und Allen, die's mit ihnen halten!“ An der Spitze raſte eine zerlumpte Geſtalt, mit allen Zeichen der Gemeinheit in Haltung und Antlitz, in welcher wir, trotz der augenblicklichen, gewaltſamen Verzerrung aller Mienen und Geberden dennoch den Knecht Jaroſlavs, Hynek, wiedererkennen.

Man kann ſich die Ueberraſchung des Senats bei dieſem unerwarteten Zwiſchenfall denken. — Mit ſorgenvoller Amtsmiene wandte ſich der Bürgermeiſter um Rath an ſeine Collegen, aber aus jedem Geſichte konnte er die verlegene Frage herausleſen, die er, der auch lateiniſch zu denken ſich zu allen Zeiten redlich bemüht, gewiß mit den altklaſſiſchen „quidnam facerent de rebus suis“ ſich überſetzte. — Endlich trat Herr Thomas Hrnicek vor und ſprach: „Hochweiſes Concilium! uns bleibt mit nichten Zeit zu langer Deliberation. Celeri opus est auxilio. — So geht nun mein maßgeblicher Rath dahin: Pro primo: Man verrammle das Thor unſerer Curia. Iſt dieſes citissime geſchehen, ſo ſchicke man einen nuntium ad centurionem an den hoch- und edelgeborenen Herrn Jaroſlav mit dienſtfreundlicher und treu gehorſamſter invitatione, von rückwärts aus mit ſeiner Mannſchaft curiam zu beſetzen.“

Dieſer Rath fand allgemeine Beiſtimmung. Mit einer Eilfertigkeit, die den jahrealten Aktenſtaub ſeines Amtshabitus in dichten Wolken emporwirbeln ließ, legte der mercurius magistratus ſeinen kurzen Weg zurück. — Er fand aber den Ritter in einer ſeltſamen Aufregung, in einer, abſonderlich für ſeinen Auftrag, höchſt ungünſtigen Stimmung.

Derſelbe empfing den Boten mit einem derben, noch aus den guten Zeiten Wallenſteins ererbten Fluche, voll ſchaudererregender Kernhaftigkeit. „Was das pedantiſche, ſchreibſelige Pack einem alles für Verlegenheit bereiten kann! — Das iſt eine kurieuſe Affaire, in die man mich verwickeln möchte. — Ich ſoll für Juden in die Schranke treten? — Das hieße gegen ſein eigenes Blut — ja das hieße contra se ipsum salvire!“

Während er nun, die Augen grimmig rollend, und den langen Schnauzbart zwiſchen den Fingern drehend, wie toll im Zimmer auf und nieder rannte, daß von den Streichen ſeiner Sporen ſich die Späne der Fußdielen emporhoben, führte ihm die rege Phantaſie alle Bilder der jüngſten Vergangenheit von neuem vor die Seele. — Er ſah ſich nach jener

ſchmählichen Niederlage, da er trotz Fluchen und Toben, trotz Degen und Speer durch die überlegene Körperkraft Nephtalis gezwungen worden, ein zu der Jahreszeit wenig angemeſſenes Bad zu nehmen, endlich mit Hülfe Hyneks, durchnäßt bis auf die Haut und das Antlitz blutüberſtrömt, wieder aus dem Waſſer erheben. — Sein erſtes Geſchäft war damals geweſen, den ſäumigen Knecht auf eine Weiſe durchzubläuen, daß ſeine und jenes leibliche Empfindungen ſo ziemlich harmonirten. — Dann war in ſeiner ruchloſen Seele der Gedanke aufgetaucht, ſich gradezu auf die Judengaſſe loszuſtürzen und mit Feuer und Schwert alles zu verheeren. — Doch die beſſere Ueberlegung kam hinterher. — Mit Liſt wollte er von nun an zu Werke gehen, und tiefeingehende Rachepläne hatten ſich in ſeinem Gehirn gekreuzt, da er endlich in langſamem Trabe ſein Pferd gegen Strakonitz gehen ließ. — Dieſer Ort ſchien ihm in jenem Augenblicke der geeignetſte zur Vollführung ſeines Vorhabens. — Er hatte alſo zuvörderſt den Magiſtrat zu veranlaſſen gewußt, daß dieſer an ſeinen dazumal in Piſek lagernden Feldobriſten das Geſuch richtete, dem Ritter die Weiſung zu ertheilen, während des Verlaufes des Judenprozeſſes mit ſeinem kleinen Kriegertrupp in Strakonitz zu verbleiben.

Faſt ſcheint es überflüſſig, nun noch als Ergänzung des Erinnerungsganges des Ritters beizufügen, was der Scharfſinn des Leſers ohnedies ſchon ſelbſt gefunden, daß unter den Aufwieglern und Aufhetzern gegen die Juden, deren es leider zu keiner Zeit gefehlt, beſonders nicht zu jener, von der jetzt die Rede, Jaroſlaw den erſten Platz einnahm, nicht zwar in eigener Perſon (dagegen ſträubten ſich ſeine Ahnen und ſein militäriſcher Rang), ſondern in der, wie wir geſehen haben, höchſt reſpektablen Perſönlichkeit ſeines Knechtes Hynek. — Dieſes eben ſo feige, als feile Werkzeug hatte mit Freuden den Auftrag übernommen, durch Ueberredung, im äußerſten Falle auch durch Geld am Gerichtstage, wo denn doch eine entfernte Möglichkeit eines den Juden günſtigen Urtheils ſich darbot, einen Aufruhr anzuzetteln. — Wir haben bereits geſehen, daß dieſe Mühe nicht umſonſt geweſen, und werden uns nun nicht mehr über den ſchlechten Empfang des Magiſtratsboten verwundern; denn obwohl dem Herrn von Duba ſchon die einfachſten Regeln der Klugheit gebieten mußten, ſich bei der Begebenheit möglichſt in Schatten zu ſtellen, ſo hatte doch in dieſem Augenblicke das Gefühl verzehrender Rache in ſo hohem Grade das Uebergewicht über ſeine vernünftige Einſicht erlangt, daß er, unbekümmert um die Anweſenheit des Boten, an das Fenſter ſprang, und mit ſchmunzelnder, grimmer Freude das unten ſich entwickelnde Schauſpiel betrachtete.

Dann ſchritt er mit wuthblitzenden Augen und ſprühendem Munde ſo heftig auf den armen Abgeſandten los, daß dieſem die Knie vor Angſt bebten, und indem er ihm einen kräftigen Stoß in das zitternde Kinn verſetzte, daß plötzlich das Antlitz des armen Gerichtsdieners in ſchiefer Richtung gegen die Zimmerdecke gekehrt wurde, ſprach er zähneknirſchend: „Hier, mein

lieber, mein wackerer Junge den Botenlohn vor Allem, und ſag du magistratus, daß ich mich an ſeine Launen nicht kehren kann; nicht wußte, nicht ahnte, daß heute dies jurisdictionis ſei, daß ich meine Burſchen geſtern in den Böhmerwald zur Fahndung auf baieriſches Raubgeſindel ausgeſchickt, daß alſo ſelbigem magistratus zu warten beliebe bis übermorgen, wo ſie heimkehren! — Somit Gott befohlen, mein Burſche!"

Dieſer machte vor Schrecken ſoldatenmäßig „Kehrt" und erhielt noch als Scheidemünze einen ſo derben Ruck, daß er mehr fliegend als gehend die Thüre erreichte.

Der Pöbel hatte ſich mittlerweile vollends vor dem Rathhauſe zuſammen gerottet. — Die ſchreckliche Aufregung war bald der ganzen Stadt mitgetheilt. — Ueberall ſah man Thüren und Thore weit ſich öffnen, und leichtes Volk jeder Art und Gattung dem Marktplatze zuſtrömen. — Der behagliche Philiſter, der zu ſtolz war, und es gegen alle bürgerliche Decenz gehalten hätte, ſich mit dem gemeinen Haufen zu vermengen, lehnte ſich ſchmunzelnd in ſein Fenſter, ſich eine Augenweide zu gönnen. Mit lautem Gejohle ſtürzte die Straßenjugend aus allen Winkeln hervor, mit allen Kräften bemüht, auch ihre übermüthigen Töne in das allgemeine Geheul des Tumults einmünden zu laſſen. — Bald war die Menge, theils aus bloß neugierigen Zuſchauern, zumeiſt aber aus bereitwilligen Mithelfern am entſetzlichen Frevel zu einem ſolchen unentwirrbaren Knäuel angewachſen, daß der Platz, von der Höhe beſehen, wohl füglich einem wogenden Meere von Köpfen verglichen werden konnte. —

Dem Tumulte von außen entſprach bald eine gräuliche Verwirrung im Innern des Rathhauſes. — Hier war kaum der ablehnende Beſcheid des Ritters bekannt geworden, als ſich bei den Rathsherren — die höchſte Rathloſigkeit kund that. Im erſten Gefühle des Schreckens und der Ueberraſchung war der lange Tiſch umgeſtürzt worden, polternd folgten die Seſſel ſeinem Beiſpiel. — Die Aktenſtöße lagen umhergeſtreut, ſchwimmend in einem kleinen Strom von Dinte. — Voller Verzweiflung rannten die Gerichtsbeiſitzer auf und nieder; denn — zu ihrer Ehre ſei's geſagt — ſie laborirten noch unter dem Eindrucke der erſchütternden Worte des Juden — und ſahen nun deutlich kaum abzuwehrendes Unheil über die armen Angeklagten hereinbrechen. —

Die Verwirrung erreichte ihren Gipfelpunkt, als der unten von ſeinen Wortführern zu immer größerer Kühnheit aufgereizte Pöbel ſich endlich alles Ernſtes anſchickte, das Thor des Rathsgebäudes zu erbrechen. — Da hatte es vollends ſein Abkommen von aller Disciplin, da trat ein Zuſtand förmlicher Auflöſung aller ordnungsmäßigen Sitte ein. — In dem unglückſeligen Beſtreben, es allen Andern an amtlichem Eifer zuvorzuthun, mochte Jeder nur ſchreien und Keiner hören, Alles befehlen und Keiner gehorchen. Bei dieſer Lage der Sachen erging es natürlich Niemanden ſchlimmer als den wackern Gerichtsdienern. — Sie wurden wie ein Federball von Hand

zu Hand geschleudert, oder richtiger gezerrt, und in dem ohrzerreißenden Kreuzfeuer von Befehl und Gegenbefehl, von Geheiß und Gegengeheiß war ihnen bald das schwache Haupt derart warm gemacht, daß sie nur taumelnd, ein willenloses Perpendikel, hin und her zu schwanken vermochten, und wenn doch einer von ihnen in maschinenmäßiger Servilität zu einem festen Schritte sich aufraffte, um einer endlich begriffenen Ordre mit gekrümmtem Buckel sich zu fügen, so war er sicher, im nächsten Augenblicke von zehn Armen erfaßt, von zwanzig Kehlen angeschrieen zu werden, so daß es kein Wunder war, wenn bald das letzte Fünkchen von Pflichtbewußtsein in der betäubten Dienerseele erlosch, und das gedankenarme Gehirn, ohnedies der stärksten keines, von einem Orkane verworrener Töne durchrauscht, seiner Funktionen bankerott sich erklärte. —

Der Bürgermeister stand noch immer händeringend am Fenster. „Ist das je erlebt?“ rief er aus gramerfülltem Herzen, „o die böse Rotte Korah. — Das wird ein scandalum werden, daß sich die Kindeskinder noch davon erzählen! O ich alter Thor,“ fuhr er fort, mit der Faust auf die Brust schlagend, „und mir geschieht recht! — Noch ein Verweis a superioribus obendrein! — denn ich habe allerdings contra ordinem gehandelt. — Hätte dem von Duba nach Gebühr und Schicklichkeit die Anzeige erstatten sollen, so wäre eine vis militaris hier — und alles konnte secundum formam vor sich gehen.“ —

Endlich ermannte er sich zu dem Entschlusse, mit dem drängenden Volke drunten in Unterhandlung zu treten. Er öffnete bedächtig das Fenster. „Plebs coeca et stolida,“ rief er hinunter, „hat euch Belial mit seiner Legion gefallener Geister nicht lieber in den Schoß seiner Frau Großmutter führen können, als hieher, wo ihr den besten Gang hochweiser Deliberationen stört? — Sticht euch das Futter? oder rappelts in euren capitibus? oder habt ihr gesoffen, böse, aufrührerische Rotte? — Quid? Non habetis verecundiam legis? wißt ihr nicht, was ihr einer Obrigkeit schuldig seid, und mir dem Haupte eurer Communität? — Ich frage euch: quid vultis? zu deutsch, was mögt ihr von uns?“

Ein Hagel von Steinen war die Antwort; rasch mußte der wackere Bürgermeister den Kopf zurückziehen, um welchen hundert Glasscherben klirrend fuhren. —

Sein amtlicher Eifer wurde jedoch durch diese unliebsame Ovation keineswegs abgekühlt. Mit Heftigkeit lehnte er sich nochmals zur Fensterbrüstung hinaus. „Volk von Sodom und Gomorah,“ kreischte er aus heiserer Kehle, „meine Geduld übersteigt noch euren Frevel! Nochmals öffnet sich mein Mund — nochmals ergeht die Frage an euch: „Ihr Frevler, was ist euer Begehr? — Hans Tollwurm regt sich heute in euren Schädeln — quid possum — was kann ich thun, um ihn zu bannen? — Sprecht — nun habt ihr meine permissionem dazu!“

Ein zerlumpter Burſche, ein ehemaliger Studioſus, deſſen hochrothe Naſe davon Zeugniß gab, daß er im Schoße der alma mater mehr dem Gambrin und Bachus als den Muſen gehuldigt, wollte ſich zum Wortführer aufwerfen.

„Servus domine praeses!“ rief er hinauf. Der Angeredete ließ ihn aber nicht zu Worte kommen, ſondern unterbrach ihn gleich mit der ärgerlichen Bemerkung: „servus nullum caput habet,“ ſagt das jus romanum. „Mit euch, liederlicher Galgenſtrick, cui lumen ademptum est mag ich nun gar nichts zu thun haben.“

Während der Student, wüthend über die erfahrene Beleidigung, mit geballten Fäuſten hinauf drohte, ertönte von allen Seiten der wilde Ruf: „Heraus mit den Juden! Ihr ſeid beſtochen von ihnen! Wir hängen euch alleſammt? Heraus mit den Menſchenfreſſern!“

„Gebt die Juden heraus — ihr Schmerbäuche!“ wiederholten die Frechſten. —

Mit dem ganzen Nachdruck ſeiner Amtswürde fuhr der Bürgermeiſter fort: „Ihr Prozeß wird eben abgehandelt. — sub judice lis est. — Und macht euch keine Sorge fürder um die Juden! — Was empört ihr euch gegen altherkömmliche Ordnung? — Quo, quo sceleste ruites? Den römiſchen Schulzen heulte die plebs einſt an um panem et circenses — und ihr kreiſcht nach Juden? — So wollt ihr gottloſe Neuerungen, und wadet ſicher ein fetter Fraß des Beelzebub. — Und geſetzt, man gibt euch die Juden heraus, was habt ihr vor mit ihnen?“

Dieſe Frage kam recht unerwartet. — Der gedankenloſe Pöbel war bisher dem blinden Drange ſeiner Leidenſchaft gefolgt; es war ihm zuvörderſt bloß um Lärm und jenen Kitzel zu thun geweſen, welchen die Aufregung eines Tumults rohen Seelen zu gewähren pflegt, und kaum Einer in der Menge, die Anſtifter des Aufruhrs ausgenommen, mochte ſich bisher über den eigentlichen Zweck ſeines Tobens Rechenſchaft gegeben haben.

Es trat alſo eine längere Pauſe ein, ein Gemurmel durchlief den Haufen. — Man ſchien zu berathſchlagen. — Aber der Entſchluß der Führer ſtand längſt feſt. Es ſollte was Ungeheures, gewaltig Aufſehen Erregendes eintreten; man wollte „ein exemplum ſtatuiren,“ nach dem Ausdrucke des Studioſus, der ſich jetzt wieder vordrängte, und mit frechem Hohne dem Stadtvorſtand zurief: „Ihr ſeid mehr neugierig als billig, domine praeses! — So vernehmt denn das populiscit. — Auge für Auge! Die Juden ſollen nicht ungeſchmort auf die Tafel Beelzebubs kommen. — Sie werden nach allen Regeln artis culinariae verbrannt und gebraten!“

Mit nicht endendem Jubel wurden dieſe Worte aufgenommen. Hiemit war die gräßliche Loſung gegeben; jetzt erſt war dem rebelliſchen Haufen Ziel und Zweck ſeines Tobens klar geworden.

„Verbrennen, verbrennen!“ tönte es aus allen Kehlen nach.

Eine furchtbare Bewegung ging jetzt durch die Menge. — Wie auf empfangene Ordre löſten ſich einzelne Schwärme los, um mit aufrühreriſchem Geſchrei die Gaſſen zu durcheilen, aus allen Häuſern Holz und Brennmaterial zu dem löblichen Werke herbeizuſchaffen, wohl auch um gelegentlich einen Unfug auf eigene Fauſt zu verüben, der bei der großen Unordnung nicht in Anſchlag kommen konnte. Ein Theil drang in die Kirchen und alsbald verkündeten die ehernen Zungen der Glocken den fernſten Umwohnern den ſtädtiſchen Tumult. Die Zurückgebliebenen ſetzten inzwiſchen mit verdoppeltem Eifer ihr Einbrechungswerk am Rathhausthore fort; Aexte, Brecheiſen, Spaten und Schaufeln wurden bereitwillig dargeboten und genommen; das Geräuſch dieſer Werkzeuge jedoch wurde bei weitem von dem Geſchrei übertönt, welches die entlegener Stehenden zur Aufmunterung ihrer Frevelsgenoſſen unausgeſetzt erhoben.

Nun mußte der wackere Bürgermeiſter wohl die Vergeblichkeit ſeiner redlichen Bemühungen einſehen. — Mit verdüſtertem Antlitze wandte er ſich in den Saal zurück. — Der frühern Bewegung war eine lautloſe Stille gefolgt; nur das lebendige Mienenſpiel der Gerichtsbeiſitzer gab ihre innere Aufregung kund. Um ſo deutlicher war der Lärm von der Straße herauf zu vernehmen. — Ein praſſelndes Geräuſch ließ ſich jetzt hören, das Thor widerſtand nicht mehr dem heftigen Andrange, das Holz begann auseinander zu gehen. — Lauter Jubel erſcholl durch die Menge bei dieſer Wahrnehmung. In immer kürzern Pauſen wiederholte ſich das verhängnißvolle Krachen. — Da galt es den Herren im Rathsſaale auf die eigene Rettung bedacht zu ſein. — Die Meiſten der Verzagten ſahen ſich bereits nach einem Zufluchtsorte um. — Aber die Haltung des Bürgermeiſters zeigte einen imponirenden Ernſt, mit der Größe der Gefahr war auch die Thatkraft der kleinen Seele gewachſen: „Si fractus illabatur mundus, impavidum ferient ruinae," ſprach er in begeiſterter Opferbereitwilligkeit vortretend, „vergebens wirſt du einem wüthenden Stier Vernunft vorpredigen. — Wohlan denn, ihr Herren, laßt uns alle in redlicher Berufserfüllung fallen!" Doch dieſe römiſche Seelengröße theilte ſich den Uebrigen nicht mit. — Vielmehr ſah man Manchen ſchon nach den rieſigen Aktenſtößen hinſchielen, hinter welchen allerdings genügender Schutz und Schirm geſucht werden konnte. Ein bitteres Lächeln ſtreifte über das Antlitz des Vorſtandes hin bei dieſer Wahrnehmung. — „O Roma, wo iſt dein Senat?" ſprach er ſchmerzlich bewegt, und befahl den Gerichtsdienern, die Juden in ihre Gefängniſſe zurückzuführen und dieſelben feſt zu verſchließen.

Doch leider, ſchon war es zu ſpät für dieſe Maßregel. Wie geduldige Opferlämmer hatten ſich die Juden über die Thürſchwelle leiten laſſen; ein leiſes Vibriren ihrer Lippen deutete an, daß ſo eben ihr Herz in ſtillem Gebete zum Gott ihrer Väter ſich ergoß. — Da wurde ein alles übertönender, donnernder Fall vernommen, alle Thüren im Hauſe erbebten, begleitet von dem klirrenden Geräuſche der noch ganz gebliebenen Fenſter, ein zweites

rollendes Getöse folgte, und „das Thor ist erbrochen," schallte es im Jubel herauf, und tönte es in bangen Rufen im Saale nach. Im nächsten Augenblicke war der Hof, die Treppe, das Vorhaus, der Saal, kurz jeder Raum des Rathhauses von den Wüthenden erfüllt. —

Das war nicht nur für die feigen Diener, sondern auch für die meisten der Gerichtsherren die Losung zur schleunigen Flucht. Viele derselben suchten sich still in der Menge zu verlieren, andere, in ihrer Schlechtigkeit, hielten es für gerathener, mit den Wölfen zu heulen, und waren die ersten, die dem mordlustigen Pöbel seine Schlachtopfer mit den Worten andeuteten: „Nehmt sie und kühlt euern Grimm! Es lag nicht an uns, ihr Guten, daß ihr erst im Schweiße eures Antlitzes euch die Köpfe dieser Blutsauger holen mußtet."

Die also preisgegebenen Unglücklichen waren schnell von fünfzig Händen ergriffen, zu Boden geworfen, mit Füßen getreten und auf jede erdenkliche Weise mißhandelt. Nachdem Jeglicher sein erstes Müthchen an ihnen gekühlt, wurden sie mit weithin schallendem „Halloh" an den Füßen hinab auf die Gasse geschleift.

Welches menschenfreundliche Auge hätte den Anblick ertragen, der sich hier darbot. Die Humanität verhüllt ihr trauerndes Antlitz, der Geist schaudert zurück vor diesen Gräueln eines sinnverwirrten Fanatismus, und es sträubt sich die Feder an die Ausmalung der Scenen zu gehen, die den Menschen in seiner thierischen Nacktheit zeigen, und ein tief beschämendes Gefühl in dem Herzen jedes Edlen erregen müssen, daß er solche Verworfenheit, solche entsetzliche moralische Verwilderung bei Wesen wahrnehmen muß, die ihrer äußern Gestalt nach als seines Gleichen zu betrachten sich berechtigt glauben. — Wie viel geben solche Auftritte, die leider nicht selten sind in der Geschichte der Menschheit, dem Philosophen zu denken! — Kann darf so Entsetzliches im Namen der Religion, des allerheiligsten und beseligendsten Begriffes, geübt werden? —

Ein riesiger Scheiterhaufen war von allzu bereitwilligen, verruchten Händen grade den Fenstern des Rathhauses gegenüber errichtet worden, und noch immer wuchs er an durch massenhaft zuströmende Beisteuer.

Ein andächtiger Kreis hatte sich um den Scheiterhaufen herumgebildet. — In dessen Mitte wurden die Juden geschleift. — Das alte Weib wimmerte; im Begriffe zusammenzubrechen, wurde sie von ihrem Sohne Awruhm aufrecht erhalten, der mit bleichem, ernstem Antlitze sie fest anblickend ihr neuen Muth in die zerrüttete Seele hauchte. „Gott meiner Väter steh mir bei in diesem Augenblicke," betete sie leise vor sich hin.

Die Schau- und Mordlust des Pöbels hatte den höchsten Grad erreicht. — Doch noch drohte derselben eine Täuschung. Sei es auf höhern Antrieb oder von eigener menschenfreundlicher Regung bewogen, trat ein wackerer Bürger, von noch zwei andern begleitet, mit einem Crucifix in der Hand an die Juden heran. Noch einen Versuch wollte er machen, den menschen-

ähnlichen Hyänen ihren Raub zu entreißen. — Mit innig bewegter Stimme begann er zu sprechen; sein Auge umflorte sich, da er dem Pöbel zu Liebe, sich zu rauhern Worten, als sie ihm aus der erschütterten Seele quollen, zwang:

„Unglückliche, das Ende eures sündenbelasteten Daseins ist gekommen! — Seht, welch gräßlicher Tod eurer harrt, ihr Armen! — Doch beuget euren Starrsinn, ich flehe euch an darum! Laßt nicht diesen Ort zu einer fluchwürdigen Stätte des Mordes werden. Es ist noch Zeit, das Verderben von euren Häuptern abzuwenden. — Bekehret euch, schwört ab die Irrthümer eures Lebens! Bekennet mit uns, Unglückliche, daß der gekreuzigte Heiland der Erlöser der Menschheit ist. — Nehmt dieses Zeichen des Friedens und der Versöhnung aus meinen Händen, und ihr werdet unsere geliebten Brüder sein. — Möge das Wasser der Taufe euch rein waschen von eurer Schuld. — Werdet Christen, das ist die würdigste Sühne; lebt dann unter uns als reuige Söhne Christi und unsere Freunde. — Tauschet das Verderben gegen zeitliche und ewige Glückseligkeit. — Zögert nicht." — Schluchzen unterbrach hier seine Rede, schwere Thränentropfen flossen über sein Antlitz herab — „schwanket nicht in der Wahl zwischen Leben und Heil, und Tod und ewigem Verderben."

Diese Rede wurde von einem Theil des Volkes mit beifälligem Zuruf aufgenommen; ein anderer konnte sein Mißfallen darüber nicht bergen, daß ihm doch endlich der lang ersehnte Genuß eines auto-da-fé entgehen sollte. Während allenthalben Stimmen laut wurden wie: „Taufet euch, Juden!" — „Tauft sie mit Gewalt!" — „Und verbrennt sie dann!" standen die drei Unglücklichen mit auf der Brust gesenkten Häuptern ernst da. — Zuweilen hatte Awruhm sein trockenes Auge gegen den Himmel erhoben, seine zitternden Hände falteten sich bald, und sanken bald wieder erschlafft an den Lenden herab. — Als der wackere Bürger seine Anrede geendet, nahte sich ihm Awruhm und sprach in würdevollster Haltung: „Heil sei mit dir, edler Mann. Dich hat das Geschick erkoren, uns die glückseligste Stunde unseres Daseins zu verkünden. Wahrlich, nicht für ewig zürnt der Herr, er läßt Strahlen himmlischer Freude in die Nacht unseres Elends fallen; denn groß ist sein Erbarmen. — O mein Freund, was gibt es für höhern Gewinn, als für den Glauben der Väter den letzten Athem hinzugeben. — Wir sterben unschuldig, aber welch ein geringer Preis ist unser elend belastetes Dasein gegen ein solches Gut! — O daß wir zehn Leben hätten, sie für die Heiligkeit und Einigkeit des Namens unseres Gottes hinzugeben. — Ihm sei Lob und Dank in den Höhen, er hat unser Loos unter den Lieblichen fallen lassen, ich preise ihn aus der Tiefe meiner erhobenen Seele, die sich schon für den Flug zu seinem Throne beschwingt." Und indem er sich an Mutter und Bruder wandte, fuhr er fort: „betet mit mir, o meine Theuern, laßt uns mit Lobgesängen diesen Wohnsitz des Jammers verlassen."

Und alle Drei ſtimmten im Verein die ergreifenden Worte des 27ſten Pſalms an.

„Ein Pſalm Davids."

„Der Herr iſt mein Licht und meine Rettung, wen ſoll ich fürchten? Der Herr iſt die Kraft meines Lebens; vor wem ſoll ich erſchrecken?"

„Wenn die Frevler, meine Widerſacher und Feinde ſich gegen mich erheben, zu verzehren mein Fleiſch, ſo ſinken ſie und fallen. —

„Denn in der Zeit der Betrübniß birgt er mich in ſeinem Wohnſitze, im Innern ſeines Heiligthumes verwahrt er mich, er ſetzt mich auf einen Felſen." — —

„Höre mich, o Herr, wenn ich rufe mit meiner Stimme, hab Erbarmen über mich und antworte mir!"

„Wenn du ſagſt: Suchet mein Antlitz, ſo ſagt mein Herz zu dir: dein Antlitz, Herr, will ich ſuchen."

„Verbirg nicht dein Antlitz fern von mir, verwirf deinen Knecht nicht im Zorn, du warſt meine Hülfe, verlaſſe mich nicht, o Gott meines Heils."

„Wenn Vater und Mutter mich verlaſſen, ſo wird Gott mich ſchirmen."

„Lehre mich deine Wege, o Herr, führe mich den graden Weg, um meiner Feinde willen."

„Ueberliefere mich nicht der Willkür meiner Widerſacher; denn falſches Zeugniß iſt gegen mich erhoben worden, und von ſolchen, die Grauſamkeit athmen!"

Und als ſie zu dem Schlußverſe gekommen waren:

„Vertraue dem Herrn und hege guten Muth. Er wird ſtärken dein Herz. Vertraue, ſage ich, dem Herrn!"

Da hatte die Ungeduld des Pöbels den höchſten Grad erreicht. Ein tobendes Geheul ließ ſich vernehmen.

„Sie wollen ſich nicht taufen laſſen?" tönte es von allen Seiten wieder. „Was, wir bieten ihnen Heil für Verderben und ſie verſchmähen es?"

Und mit den Ausbrüchen einer wahrhaft thieriſchen Wuth drängte die Menge die drei Schlachtopfer zum Scheiterhaufen hin. —

Aber durch den furchtbaren Tumult erſchallte der weithin dringende Ruf der Unglücklichen:

„Höre, Iſrael, der Ewige unſer Gott iſt ein einiger, einziger Gott!"

Der Holzhaufen war in kurzer Zeit entflammt. — Jetzt plötzlich von einem Schauer ergriffen, wich das Volk unwillkürlich zurück. — Die Flammen ſtiegen, wie Vergeltung flehend, empor gegen den umwölkten Himmel. — Dichter Rauch zog ſich über den Platz hin, die Vollführer des Frevels in Dunkel und Nacht hüllend. — Schweigen des Todes herrſchte jetzt rings umher. — Um ſo deutlicher ließ ſich das Praſſeln der Flammen vernehmen; in manchem, noch nicht ganz verhärteten Buſen mochte es wie die Mahnung

des jüngsten Gerichtes tönen. — Noch einmal tauchte das Antlitz Awruhms aus den Flammen empor, bis sie sein Auge umzingelten und er erstickt zusammenbrach. —

Das ist die Geschichte der drei Märtyrer zu Strakonitz. — Jahre und wieder Jahre sind seitdem verflossen — die Zeit hat gewechselt, ein milderer Geist der Duldung ist in die Herzen der Menschen eingezogen; man hat das Wort der Bibel seitdem besser zu deuten und zu verstehen gelernt, „Religion und Glaube“ sind die Losung des Friedens und der Versöhnung geworden, es kam das Jahrhundert Joseph des Zweiten, des Menschenfreundes, der die traurigste Epoche des Judenthumes zum Abschluß brachte, und auch für die gequälten Söhne Abrahams die Sonne bürgerlicher Berechtigung und Freiheit aufgehen hieß; aber in dem Andenken der Juden zu Strakonitz leben die heiligen Märtyrer fort, und mit Wehmuth werden ihre Namen zuerst genannt an jedem Festtage, wenn man die Seligen erwähnt, die da hinüber geschieden zum Vater in ein besseres Dasein! —

IV.

— — — — — — — —

Convien ch'ovunque sia, sempre palese
Un cor villan si mostri similmente
Natura inchina al male, e viene a farsi
L'abito poi difficile a mutarsi.

Ariosto. canto XXXVI.

Hinter jenem Theile des Städtchens Wollin, der die Judengasse heißt, zieht sich ein breiter Wiesengrund hin. Auf fetten, triftenreichen Auen wird hier mit inniger Befriedigung ein noch für einfache Naturschönheit empfängliches Auge weilen, besonders „wenn die Brünnlein fließen im lieblichen Mai,“ wenn der wonnige Frühling die ganze Fülle seines Blüthensegens auf die sanfte Ebene ergossen. — Von der Wollinka, dem kristallklaren Bächlein, wird sie durchrauscht, deren beiderseitige Ufer üppiges Weidengebüsche krönt. — Von einer milden Anhöhe herab, über welche jetzt die immer höher ansteigende Straße nach Baiern hinaus sich hinzieht, blicken die letzten Häuser — sit venia verbo — des Ortes auf die grasreiche Flur nieder.

In der Zeit, in der unsere Erzählung spielt, wurde dieser Wiesengrund durch eine ziemlich hohe Mauer — ihre letzten Reste sind noch zu sehen — von der Judengasse abgesperrt. — Ein Thor reichte eben hin, einem mittelmäßigen Fuhrwerke den Eingang zu gestatten. — Nicht weit von demselben lehnte sich an jene Mauer ein hüttenähnliches, in sehr verwahrlostem Zustande befindliches Gebäude, mit Oeffnungen, mehr Löcher als Fenster zu nennen, und einer überaus schmalen Thür. — Ueber die Bestimmung dieses Häuschens wird uns noch Gelegenheit werden zu sprechen. —

Eben hatte sich die Wiese wieder in den duftenden Schmuck des jungen Jahres gekleidet — die belebenden Hauche der wiedererwachten Natur zogen als linde Weste über sie hin — es war zu Ende des Ostermondes, wenige Tage nach den im vorigen Abschnitte geschilderten Ereignissen, als bei einbrechender Nacht — nur schwach von den Strahlen des ersten Mondesviertels erhellt — sich hier ein beunruhigendes Schauspiel entwickelte. — Von der nahen Anhöhe zogen einzelne Pöbelhaufen unter drohendem Geschrei herab, mit allerlei Werkzeugen der Zerstörung bewaffnet, von wort- und phrasenreichen Aufwieglern angeführt und mit Vorstellungen des Mordes und der Verwüstung unterhalten. — Niemand wohl konnte über die Absichten dieses Auswurfes der Menschheit zweifelhaft sein — die guten, spektakellustigen Leutchen sehnten sich eben auch nach einer kleinen St. Bartholomä, sie waren neidisch über den frisch erworbenen Ruhm der Strakonitzer, sie mißgönnten ihnen das genossene blutige Schauspiel und wollten ihnen eben zeigen, was auch sie vermochten! „Hier soll's noch lustiger, noch bunter hergehen als in Strakonitz — die Leute dort sind Narren und Stümper — sie verstehen sich schlecht auf das, was sich gehört, sie sind mit der Thür ins Haus gefallen, haben's zu kurz, zu rasch, haben zu wenig Umstände gemacht. — Himmel, wie anders hätten wir noch mit den Juden hier umspringen mögen."

Solche und ähnliche Reden wurden viel und häufig gewechselt, während man sich mit wachsendem Ungestüm der morschen Mauer näherte. — Seit mehrern Tagen her war das Thor nicht mehr geöffnet worden, und seit ebensolange hatte Alt und Jung in der Judenstadt sich keinen Schlummer gegönnt. Die rüstigen Leute in derselben waren beständig auf den Füßen, um von keinem Ereignisse überrascht zu werden, bei dem Thore war der Sammelplatz der kühnsten und entschlossensten unter denselben, bereit, den letzten Lebenshauch für die Rettung der theuern Angehörigen hinzugeben. — Man kann sich den Schrecken und das Entsetzen der armen Juden denken bei den ersten Anzeichen des Tumults. — Verzweiflungsvolle Jammerrufe entrangen sich jeder Brust, alles machte sich zum Tode bereit. — Nur einer war da, der den Muth nicht völlig sinken ließ, und dessen todesverachtende Entschlossenheit sich bald der ganzen rüstigen Jugend des Ghetto mittheilte. — Es war Nephtali, der Bräutigam der schönen Hannah. — Durch kräftige, unermüdlich gepflogene Rede wußte er seine Glaubens- und Altersgenossen zur Thatkraft aufzustacheln, so daß diese sich sämmtlich bereit finden ließen,

die der Waffen ungewohnten Hände mit Aexten, Schaufeln, kurz, mit allem, was nur zur Gegenwehr tauglich schien, auszurüsten. —

Der Moment und die Verzweiflung schaffen bekanntlich selbst die Schwächsten und Hülflosesten zu Helden um. — Dies war hier der Fall. — Ein Häuflein von nicht mehr als zehn Jünglingen hatte sich vor den morschen Thorflügeln hingepflanzt, eine Entschlossenheit in den abgehärmten, blassen Gesichtern, in den düster blickenden Augen zeigend, welche deutlich beurkundete, daß nur über ihre Leichen der Pöbel in die Judenstadt dringen konnte. — Nephtali vor allen bewies die lebhafteste Thätigkeit und Energie — er begnügte sich nicht, auf einem Posten zu bleiben, sondern eilte überall umher, theils zu trösten, zu beruhigen und aufzumuntern, theils auch, weil er die nur zu gerechte Besorgniß hegte, der Pöbel könnte auf einer andern Seite eindringen. —

Trotz dieses kühnen Muthes der Israeliten ist es jedoch kaum zu bezweifeln, daß hier die Scenen von Strakonitz eine noch gräulichere Wiederholung erlebt hätten, wenn nicht des Himmels Barmherzigkeit sich das sonderbarste und unerwartetste Werkzeug zu ihrer Rettung auserkoren hätte. — Schon war das Volk in voller — es ist überflüssig beizufügen — lärmender Thätigkeit, sein leichtes Geschoß spielte unermüdlich, ein Hagel gewichtiger Steine folgte nämlich dem andern, Viele versuchten es, die Mauer zu durchbrechen — Andere hatten sogar schon die Höhe derselben erklettert und wurden nur noch durch die entschlossene Haltung der jüdischen Vertheidiger abgehalten — da ließ sich plötzlich von der Wollinka her rasches Pferdegetrapp vernehmen, und bald tauchten in dem Zwielicht die Gestalten von vier bis fünf Reitern auf. — Einer derselben — in besonders glänzender kriegerischer Rüstung — that schon dadurch, daß er den andern um etwa zehn Schritte voraus ritt, deutlich kund, daß er der Anführer sei. — Der Pöbel hielt ein Weilchen bestürzt inne, doch er hatte kaum den vordersten Reiter erkannt, als er jubelnd sein löbliches Werk fortzusetzen sich anschickte. Denn es war kein Anderer als der Ritter von Duba, der in schnellem Trabe dem Haufen sich näherte. — Eine Salve von Beifallsrufen begrüßte ihn, die er mit vornehmem Kopfnicken beantwortete. — Das Volk freute sich, durch die Gegenwart eines Offiziers seinem Vornehmen eine Art Legalität verliehen zu sehen, und schickte sich in tollem Wonnerausche zu einer von jenen hündisch demüthigen Ovationen für den Ritter an, wie sie den gemeinen Volksklassen gegenüber den Mächtigen zu allen Zeiten geläufig gewesen, als zu seiner nicht geringen Ueberraschung Jaroslav sich folgendermaßen vernehmen ließ:

„Ihr guten Leutchen, was müht ihr euch ab und Niemandem zu Dank? Ich rathe euch heut', das Werk sein zu lassen. — Nach Hause — nach Hause und legt euch auf's Ohr — auf's linke oder rechte — mir gleich — nur macht keine weitern Umstände und laßt Satan sich selbst zurecht finden mit diesen Juden. — Es ist jetzt das erste Mondviertel und solche Zeit ist nicht hold diesen Unternehmungen. — Glaubt mir's — und trollt euch. —

Ich laß euren sämmtlichen Hausstand — den alten und jungen — grüßen. — Es ist angenehmer, in den Armen einer Frau Liebsten warm zu ruhen, als in einer windigen Nacht sich den Schnupfen holen und alles, was bös ist. Das hab' ich in einer uralten Historia gelesen, und sag' es euch nur, damit ihr's wißt und nicht umsonst zu Schaden kommt!" —

Diese launige Anrede verfehlte jedoch ihre Wirkung, weil sie dem Pöbel gar zu unerwartet kam. — Ein Gemurmel der Unzufriedenheit lief vielmehr durch die Menge, und einer der Keckſten aus derselben wagte es sogar, mit Vorstellungen an den Ritter hervorzutreten. „Sind wir weniger als die Strakonitzer, daß ihr uns den Spaß verderben mögt? — Gönnt ihr uns nicht das bischen Seligkeit, welches man durch Vernichtung dieser gottverhaßten Brut sich verdienen kann."

„Gut gesprochen, Mathes!" riefen mehrere Stimmen. — „Auch wir wollen den Jux mitmachen — wir sind eben so gute Christen — wir haben kein schlechteres Recht. — Es ist gar nicht schön von dem Ritter, so parteiisch zu sein — und hier zu verderben, was er anderswo gut gemacht. — Auch wir wollen uns den Himmel billig verdienen — können's nicht durch Almosen thun, sind halt arme Leute. — Die Sach' ist eben im rechten Gange, die Gelegenheit kommt nicht sobald wieder — wir brauchen keine Rathschläge — wissen selber, was zu thun ist — wissen selber, was Rechtens ist — hat's uns Niemand erst zu lehren."

Eine dunkle Wetterwolke des Zornes lagerte sich auf die Stirne des Ritters. Mit dumpfer Stimme wiederholte er seine Ermahnung.

Doch vergebens. — Der Pöbel schien entschlossen, nicht so leichten Kaufes von seinem frevlerischen Vorhaben abzulassen, das böse Gelüste nach Unfug hat schon zu sehr sein Herz beschlichen, die Hoffnung, bei der Verwirrung zu gewinnen, wie man sagt, im Trüben zu fischen, war zu verlockend, überdem konnte oder mochte sich Keiner überzeugen, daß es dem von Duba Ernst mit seiner Ermahnung wäre; denn nur zu bekannt war die ganz verschiedene Art seines Benehmens in Strakonitz, und eher hätte man ihm zugemuthet — wie notorisch auch seine gemeinsinnliche, wüste Lebensweise war — ein ascetischer Heiliger zu sein, als ein Protektor des Judenthums.

Sie sollten bald eines Andern belehrt werden. — Der Ritter winkte seine Begleiter, die sich bisher in respectvoller Entfernung gehalten, zu sich heran. Auf einen zweiten bedeutungsvollen Wink sah man rasch jeden von ihnen eine blanke Pistole aus der Halfter ziehen, auch die Hand Jaroslav's hatte sich im Nu mit einer gleichen Schußwaffe bewehrt. —

„Zurück, Gesindel!" rief er jetzt mit donnernder Stimme. „Ich werd' euch ein Tränklein reichen, daß ihr länger schlafet als ihr begehrt."

Der Drohung folgte die Ausführung auf dem Fuße. Einige wohl absichtlich tief gezielte Schüsse fielen und heulend sah man fünf bis sechs aus dem Pöbel mit blutenden Beinen davon hinken. —

Da der Ritter und seine Mannschaft sich augenblicklich zur Wiederholung

des Manövers anschickten, so schien es den Tumultuanten denn doch nicht räthlich, dieses abzuwarten. — Unter Flüchen und Schimpfen verlief sich das Volk. — In wenigen Augenblicken war der Platz gereinigt. —

„Man komme solchem Pack ja nicht mit Vernunft und mit billigen Vorstellungen," sprach der Ritter, sich lachend an seine Begleiter wendend: „Sie sind nicht Milde gewohnt; nur mit ernster Strenge wird was bei ihnen ausgerichtet. — Die's getroffen, haben einen Denkzettel auf ihren Füßen, der sie Zeit ihres Lebens Gehorsam und Unterwürfigkeit lehren wird." —

Vielleicht aber möchte auch so mancher unserer freundlichen Leser an uns die Frage richten: „Wie kommt dieser Wüstling dazu, jetzt plötzlich ein Beschützer der Juden zu sein?"

Geduld! — Auch wir verweisen auf den Verlauf der Begebenheiten!

Einige kräftige Schläge fielen auf das morsche Thor des Ghetto. Eine zitternde Stimme fragte von innen nach dem Begehr.

„Aufgemacht, im Namen des Kaisers!" rief Jaroslav. —

Gegenüber diesen Worten konnte natürlich kein Zögern statt haben. —

Die Thorflügel gingen langsam auseinander. — Mit Ungestüm sprengte Jaroslav auf feurig sich bäumendem Rosse vor, gefolgt von seinen Begleitern. Als er die bleichen Gesichter der jüdischen Wächter, die in demüthigster Haltung vor ihm standen, erblickte, konnte er eines höhnischen Lächelns, in welches alles Gift seiner gemeinen Seele sich ergoß, sich nicht erwehren. — „Ihr habt Pulver gerochen, Juden!" rief er mit einschneidendem Spotte, mit rohem Uebermuthe die Reitgerte schwingend, „und das ist euern Mägen übel bekommen. — Ich weiß nicht, welcher Dämon mich verführt hat, euch zu Liebe mir so viel Mühe zu geben! — Doch wer von euch, Moses oder Jeikew oder Ezechiel, wird mir den Weg in die Wohnung des Ephraim Hirsch weisen? Ihr kennt ihn doch. — Er ist vor einigen Monden erst aus Prag hiehergekommen, hat ein feines Töchterlein et cetera, et cetera!" —

Während sogleich einer von den jungen Leuten sich bereit zeigte, dem Wunsche des Wüstlings zu willfahren, sah man einen andern unter ihnen mit hastigen Schritten sich entfernen, den Ausdruck gesteigerter Angst und Unruhe in dem edel gebildeten Antlitze. — Es war Nephtali. —

Trotz der späten Abendstunde hatte in dem Hause Ephraims noch Niemand an Schlaf und Ruhe gedacht. — Ein kleines Oellämpchen verbreitete seinen Schein in dem Zimmer, in welchem an dem gewichtigen Tische der ehrwürdige Hausvater in gebeugter Haltung über einem Folianten saß. — Sein von drängenden Sorgen und bitterem Kummer verdüstertes Antlitz stützte sich auf die linke Hand, während die rechte nicht selten eine verstohlen hervorquellende Thräne trocknete. — In der dunkelsten Ecke des Zimmers saßen die Gestalten zweier Frauen. — Es war die rührendste Gruppe, die man sich denken kann. — Das Mädchen hatte sein lockiges Haupt in den Schooß der Mutter gesenkt, die milden Augen waren träumerisch geschlossen und die alabasterweißen Hände über der Brust gefaltet. — Die Mutter hatte

wieder ihren Sidur vor ſich aufgeſchlagen, aber ſie betete nicht, ihr glanzloſes Auge ſtarrte wie gedankenlos vor ſich hin, und über das faltenreiche Antlitz ſtrömten unaufhaltſam die Thränen herab und bedeckten die halberloſchene Schrift ihres Betbuches. — O, die armen Unglückſeligen, mußte ſie wohl ahnen, welches gräßliche Leid ihnen die nächſte Zeit bringen ſollte!

Da öffnet ſich raſch und leiſe die Thüre. — Nephtali trat ein. — Ephraim eilte ihm entgegen mit ſtumm fragendem Blicke. „Die Brüder ſind gerettet — Dank ſei es dem Hort Iſraels!“ — ſprach Nephtali.

„Gelobt ſei ſein Name in Ewigkeit,“ fügte Ephraim freudig bewegt hinzu. —

„Aber um ſo größer iſt das Unheil, das uns ſelbſt, unſre ganze Familie bedroht!“ fuhr der Jüngling mit gedämpfter Stimme fort.

„Auf ihn ſetze ich mein Vertrauen,“ ſprach der Vater mit demüthig geneigtem Haupte. „Der Ewige iſt mit mir und ich fürchte Nichts.“ —

Nephtali hatte kaum Zeit gehabt, in kurzen Sätzen ſeinem Pflegevater das Vorgefallene mitzutheilen, als ſchon draußen das Wiehern der Roſſe die Ankunft der Reiter verkündete. —

Im nächſten Augenblicke vernahm man das Geklirr der Sporen auf der Hausflur. — Die Thüre flog weit auf, und Jaroſlav trat barſch ohne Gruß ein, mit raſchem Blick die Anweſenden muſternd. — Sein grinſendes Lächeln ſtreifte über die anmuthsvolle Geſtalt der Jungfrau hin, welche mit einem lauten Aufſchrei der Angſt ſich aus ihrer liegenden Stellung erhoben hatte, Hohn und teufliſche Schadenfreude blitzten auf ſeinem Antlitz, da er des vor Aufregung bebenden Nephtali anſichtig wurde. Ephraim trat ihm demuthsvoll mit raſch entblößtem Haupte entgegen, in kaum hörbarem Tone nach ſeinem Begehr fragend.

„Ihr heißt Ephraim Hirſch?“ fragte der Edelmann.

„Euer Gnaden zu dienen!“ erwiederte der Jude.

„Ihr ſeid aus Prag gebürtig, habt immer daſelbſt gewohnt, von Kindheit auf allerhand geſchachert, allerhand Geſchäfte getrieben in Prag!“

„Es iſt wie Eure Gnaden ſagen!“

„Nun, und warum habt ihr denn die Hauptſtadt verlaſſen, euren frühern Aufenthalt?“

Ephraim konnte ſich bei dieſer Frage einer Bewegung der Ueberraſchung nicht erwehren. — Aus dieſem Munde hätte er am wenigſten dieſe Frage erwartet. — Die gleichgültig freche Miene des Ritters, welcher ſein Blick in dieſem Momente begegnete, raubte ihm vollends alle Faſſung. Im dunklen Hintergrunde ſeiner Seele ſtiegen noch unklare ſchreckensvolle Gedanken auf, er fühlte, daß unermeßliches Leid über ſein Haupt hereinbreche. Da er alſo mit der Antwort zögerte, trat Nephtali, der ſeine Entrüſtung nicht länger bemeiſtern konnte, mit zornentflammten Blicken vor. —

„Wir haben Prag verlaſſen,“ ſprach er in feſtem entſchloſſenem Tone, „weil wir eine Unſchuld vor einem frechen Räuber zu ſchützen, weil wir

eine ſcheue Taube vor den Nachſtellungen eines mordluſtigen Geiers zu bergen hatten."

Das Geſicht des Ritters verzerrte ſich zu dem Ausdrucke einer hölliſchen Wuth bei dieſen Worten. „Nicht dir galt die Frage, Bube!" rief er, indem er mit der eiſernen Scheide ſeines Degens einen ſo heftigen Hieb gegen die Stirne Nephtalis führte, daß dieſer ohnmächtig auf den Boden hintaumelte.

Unbekümmert um das Jammergeſchrei der Frauen, die ſogleich hülfeleiſtend über den Jüngling herfielen, fuhr Jaroſlav gegen Ephraim gewendet fort:

„Wo war eure Klugheit, Jude? — Glaubtet ihr, uns ſo ſchlecht bedient, glaubtet ihr, man werde nicht erfahren, weßhalb ihr eigentlich Prag verlaſſen, man werde alle Nachſuchungen einſtellen, ſobald ihr den Behörden nicht mehr unmittelbar vor den Augen ſeid. — O, ihr waret auf den Kopf gefallen! — Wähntet ihr der gerechten Vergeltung in den Staaten unſeres allergnädigſten Kaiſers zu entgehen?"

„Gott meiner Väter!" rief Ephraim, wie vernichtet auf den Seſſel zurückſinkend, „was bedeutet dieſe Einleitung?" —

„Sie bedeutet," fuhr der Ritter mit einſchneidendem Hohne fort, „ſie bedeutet, Jude, daß man euer Spiel endlich durchblickt hat, daß nichts ſo fein geſponnen, was nicht kömmt an's Licht der Sonnen, daß euer böſes Thun und Treiben enthüllt iſt, daß die langſame Strafe den eilenden Frevler doch endlich erreicht! — O, ihr Böſewicht — ihr ſeid ertappt! — Ihr habt nicht redlich gehandelt, ihr habt, ſtatt bei eurem Schacher zu bleiben, allerhand Wohldienerei in Prag getrieben, dem Erzfeind des Chriſtenthums gegen euern Kaiſer und Herrn verbrecheriſche Dienſte geleiſtet, habt ſpionirt, gekundſchaftet, Reiſen durch Ungarn und Oeſterreich gemacht und dem Türken die Stärke unſerer Heere und Feſtungen verrathen, mit Offizieren und Soldaten in ſchlimmſter Abſicht Umgang gepflogen — ihr habt —"

Der Ritter wäre noch länger fortgefahren, ſein hölliſches Gewebe in einer Fluth eben ſo roher als frech lügneriſcher Anſchuldigungen zu enthüllen, wenn er nicht jetzt erſt bemerkt hätte, daß ſeit einer guten Weile ſchon Niemand als die nach und nach eingetretenen Begleiter ſeinen Worten mehr horchte. — Ephraim ſaß wie verſteinert da, keine Miene gab ein Zeichen des Lebens; — die Augen nur hingen ſtarr an dem Munde Jaroſlavs, aus deſſen Geſicht eine Freude und Genugthuung ſtrahlte, wie ſie wohl Satan empfunden haben würde, wenn ihm wirklich den gottvollen Hiob in ſeinen Netzen zu verſtricken gelungen wäre. —

Eine gute Weile hatte ſich der Ritter an dem Anblicke der Qual ſeines Opfers geweidet, wie in Erwartung einer Lebensäußerung deſſelben. — Da dieſe jedoch nicht erfolgte, winkte er ſeinen Begleitern. Dieſe entfernten ſich ſogleich. — Mit bedeutender Anſtrengung aller Geſichtsmuskeln ſuchte er ſeinem Antlitze den Ausdruck des Beileids anzuheucheln. — Dann ſprach er in ſüßlichen Tönen: „Erholet euch, Mann, kommt zurück von eurem

Schrecken! — Es ist noch nicht alle Hoffnung für euch verloren! — Glaubet, noch nie wurde es mir so schwer, eine Berufspflicht zu erfüllen! — Seht hier den Befehl zu eurer Verhaftung (er zog dabei ein Blatt aus der Tasche), euer Schicksal liegt in meiner Hand. — Ich kann euch verderben, aber auch retten! — Ich habe euch nicht getroffen — ihr hattet bereits eine Kunde von dem euch erwartenden Schicksale — seid geflüchtet mit Hülfe eines alten Geleitscheines — seid schon jenseits der österreichischen Grenzen — bevor die Justizschnecke sich zu eurer Verfolgung aufrafft — ihr versteht mich, Mann! — Also wählet. — Noch kann ich euch die Wahl frei stellen. — Ihr habt ein einfaches Mittel in Händen. — kurz; — denn die Zeit drängt — stellt eure Tochter da zwischen euch und eurem Verhängnisse — sie sei der Preis eurer Freiheit — nur mit ihr könnt ihr euch loskaufen! — Uebergebt mir das Mädchen — ihr geschieht kein Leid — und euer Schicksal soll sich noch günstiger gestalten, wie wenn nie von eurem Verbrechen die Rede gewesen wäre."

Diese Rede hatte dem alten Manne sein volles Bewußtsein und die Sprache wiedergegeben. Auch Nephtali hatte sich in etwas erholt, seine Anstrengungen, sich zu erheben, blieben aber vergeblich.

„Also darauf ging es hinaus!" rief Ephraim mit ergreifender Wehmuth. — „Mensch, du vergissest, es gibt noch einen Gott, dessen Gericht ewig ist! — Das schändliche Gewebe von Trug und Verleumdung liegt klar am Tage! — Bösewicht, gedenke der Stunde, wo die Wucht deines Frevels dich erdrücken wird! — Doch was heische ich Erbarmen von dir? — Dein Herz schwimmt aufgelöst im Sumpfe der Wollust — die schändliche Gier trieb dich an zu diesem teuflischen Komplotte; du allein bist mein Ankläger, du allein willst mein Verderben — und wehe, du allein vermagst auch mich zu verderben — in dieser Zeit der Rechtlosigkeit gleicht ja das arme Volk Israels einer Heerde ohne Hirten, dem Schafe gleich zur Schlachtbank geführt! — Nun, die Rathschlüsse meines himmlischen Vaters mögen an mir in Erfüllung gehen — aber mein Leib allein sei der Preis — meine Seele soll keinen Schaden nehmen durch den irdischen Jammer, der mich erdrückt. — Jene Unschuld fängst du nicht! — Schändlicher, umsonst war dein Mühen — das Ziel deines ruchlosen Strebens erreichst du dennoch nicht! — umsonst hast du mit allem Aufwande einer höllischen Kunst den Frieden einer Familie für immer gestört — ach, meine Glückseligkeit zertrümmert; umsonst wird die Ahnung eines schauervollen Gerichtes einst dein ruchloses Gemüth durchbeben — kein Preis wird deinem Frevel — jenes Haupt, welches du schon so lange als mordlustiger Geier umkreist, wird nimmer und nie doch deine Beute — vergehe in ohnmächtiger Wuth; denn deiner Beharrlichkeit wird kein Lohn; denn es gibt noch eine Tugend — und einen Vater im Himmel, an dessen Gnade du mich nicht verzweifeln machen sollst! — O meine theuern — meine unendlich geliebten Kinder," — fuhr er, seine tiefe Be-

wegung mit männlicher Kraft niederkämpfend, fort, indem er sich erhob und die Hände dem mit durchdringendem Jammerruf auf ihn losstürzenden Weibe und Kinde entgegenbreitete, „mein Verhängniß erfüllt, sich! — Wehe dieser Zeit und diesem Geschlechte! — Mein Weg senkt sich dem Grabe zu. Ertraget gefaßt euer Schicksal — als Juden mußtet ihr darauf vorbereitet sein! — Seht mich wie einen Sterbenden an; denn in der That — jede Hoffnung ist uns geschwunden — dieses sind die letzten Augenblicke unseres Zusammenseins — auf dieser Erde, sag' ich; denn daß wir uns auf andern Gefilden wiedersehen, dafür bürgt uns eben dieses unser bitteres Leid. — So hört noch meine letzten Wünsche und Befehle, Nephtali!" — Der Jüngling zuckte bei diesem Rufe zusammen, machte abermals den Versuch, aufzustehen, sank aber wieder zurück, und konnte nur krampfhaft die Hände in ohnmächtigem Jammer zusammenpressen, und seine Blicke starr auf die Gestalt des theuern Pflegevaters richten. „Nephtali!" sprach Ephraim mit feierlichem Tone, „meine Hannah ist deine Verlobte, laß einen Sabbath noch verstreichen — dann am Mittwoche werde du nach den Gesetzen Moses und Israels ihr Mann und Gatte. — Vielleicht, daß sie als rechtmäßiges Weib mehr Anspruch auf den Beistand der Gesetze erlangt denn als Jungfrau; wo nicht, so schütze du sie — und setze dein Leben für sie ein — wenn es Noth thäte!" —

Die Rührung übermannte den alten Mann; er schwieg, mit beiden Händen das Antlitz bedeckend. — Nicht ohne Zeichen tiefer Erschütterung hatte anfangs Jaroslov da gestanden. — Bald jedoch raffte er sich wieder zu allem Muthe des Frevels zusammen; — abermals verzerrte sich sein Antlitz zu einem Ausdrucke des Hohnes; — und mit steifem und ceremoniösem Anstande näherte er sich der Thüre, öffnete dieselbe geräuschvoll und gab seinen Schergen ein bedeutungsvolles Zeichen, worauf diese mit klirrenden Eisenbändern wieder das Zimmer betraten. —

Die Mitternacht war längst vorüber, — aber dessen ungeachtet war der Platz vor der Wohnung R. Ephraims weithin von Menschen erfüllt — es war fast die gesammte Judengemeinde, die hier in entsetzlicher Spannung der endlichen Lösung des verhängnißvollen Begebnisses harrte. — R. Ephraim war, wie wir bereits gesagt, seit seiner Anwesenheit das geehrteste und geachtetste Mitglied der Gemeinde gewesen. —

Endlich ging die Hausthüre auf — und in würdiger Haltung, die Arme gefesselt, aber den Blick zum Himmel erhoben, trat Ephraim in der Mitte der Soldaten heraus, die alle Mühe hatten, die beiden nachstürzenden Weiber in die Hausflur zurückzudrängen. — Noch einmal wandte er sich segnend zurück — ein lautes vielfach im Chore sich wiederholendes, von einem tiefen Schluchzen, welches wie geheimnißvolles Windesrauschen durch die öde Gasse hinschlich, begleitetes „Schma Jisroel" schallte ihm entgegen — schallte ihm auf seinem schweren Lebensgange nach! —

Das erſte Krähen des Hahnes verkündete den Anbruch des Morgens. — Dichte Finſterniß lag auf der Gegend. — Kein Stern ſtrahlte am Firmament. — Der Himmel hatte ſeinen Trauerflor umgehängt.

V.

E come di nuovo amor lo punge e scalda
Move alcune ragion di poco frutto,
Per romper quella mente intera e salda
Ch'ella avéa fissa al creator del tutto.
— — — — —

Ariosto. canto XXIX.

So war denn ein ſchrecklicher Riß im Hauſe R. Ephraims geſchehen. Acht Tage waren ſeit jener Scene verfloſſen. — Welche jammervolle Zeit für die unglückliche Familie! — Und doch ſollte dieſes eine Hochzeitswoche ſein, — eine Zeit des höchſten Jubels, der höchſten Freude! — Man weiß, welche beſondere Wichtigkeit der Jude dem Trauungsakte beilegt, er, der zu den erſten Geboten ſeiner Religion die Verpflichtung zählt, in jenen Stand zu treten, der den Beſtand, die Fortdauer und die ganze wahre Glückſeligkeit der menſchlichen Geſellſchaft bedingt. —

Der ſcheidende Vater hatte einmal befohlen, daß in dieſer Woche die Vermählung ſtattfinden ſollte; ſeinen Worten mußte unbedingter Gehorſam geleiſtet werden, wie ſehr auch die äußeren und inneren Verhältniſſe der Familie, abſonderlich ihr peinvoller Gemüthszuſtand ſich dagegen ſträuben mochten. Es war am Tage vor der Trauung. — Bei herannahendem Abend ſah man einen Zug jüdiſcher Frauen ſich gegen das Ende der Judengaſſe hinbewegen, zu jener Mauer, die, wie wir bereits früher geſagt, ehemals die Wohnſitze der Juden zu Wollin von jenen der Chriſten ſchied, und heute nur noch durch einzelne Steinhaufen ihr einſtiges Beſtehen dem jetzigen Geſchlechte, welchem freundlichere Zeiten beſchieden ſind, andeutet. —

An dieſe Mauer lehnte ſich dazumal ein kleines unſcheinbares Häuschen mit morſchen Wänden und Thüren und winzigen Fenſteröffnungen, eben genügend, um den nothdürftigſten Bedarf an Licht und Luft eintreten zu laſſen. — Es war dieſes das Badehaus der Gemeinde; denn „Baden" gehörte zu allen Zeiten zu den religiöſen Akten des Judenthumes, zu den am eifrigſten gepflegten Reminiscenzen aus dem Oriente, ſeiner ehemaligen, nie völlig der Erinnerung entſchwundenen ſonnigen Heimath. — Nach altherkömmlicher, durch Gewohnheit wie durch ausdrückliches Schriftgebot geheiligter Sitte, wurde und wird noch zum Theile jetzt jeder wichtige Lebensakt, auch der letzte ſtille Gang zur ewigen Ruheſtätte hin, durch ein Reinigungsbad eingeleitet, ja ſelbſt die bedeutendern jährlich wiederkehrenden Feſte erhalten

ihre erste Weihe durch dasselbe. — Es ist begreiflich, daß diese Ceremonie am wenigsten vor einer Trauung unterlassen werden durfte, vorzüglich aber gehört es noch jetzt zu den unerläßlichsten Verpflichtungen der Jungfrau, ein „Bad vor der Hochzeit" zu nehmen. —

Der Leser darf jedoch auf dieses Badehaus bei Leibe nicht die Begriffe übertragen, die ihm etwa eine moderne mit allem Comfort ausgerüstete ähnliche Anstalt gegeben. — In unserem Häuschen würde man vergebens irgend welche Toilettegegenstände gesucht haben; kein schwellendes Sopha lud zu behaglicher Ruhe ein, kein schimmernder Spiegel bot die Möglichkeit des Begaffens eigener Anmuth und Schönheit — sehr ungleich wiederum dem Oriente, wenn man an die Schilderungen aus Tausend und eine Nacht denkt, die keinem Luxusgegenstande mehr Aufmerksamkeit zu widmen pflegen, als eben jenen mit Gold, Marmor und Elfenbein auf die verschwenderischeste Weise ausgestatteten Reinigungs- und Erfrischungshallen.

Die dunklen zerklüfteten Wände des Innern hätte man unbedingt nackt nennen müssen, wenn nicht Unkraut jeder Art und Gattung, aus den Rissen üppig emporwuchernd, eine melancholische Hülle gebildet hätte. — Kaum die nothdürftigste Einrichtung war übrigens vorhanden. — Den halben Raum nahm die Oeffnung eines Brunnens ein, dessen sehr bedeutender Umfang von mehr als vier Klaftern, dessen noch bedeutendere Tiefe in keinem Verhältnisse zu dem einfachen Bedürfnisse stand, das hier befriedigt werden sollte. — Eine zerfallene Treppe führte zu dem finstern Schlunde hinab, noch etwa in Manneshöhe sich unter den Spiegel erstreckend, so daß der Badende auch im Wasser, auf Stufen stehend oder sitzend, eben nicht mit sonderlicher Bequemlichkeit die gewünschten Waschungen vornehmen konnte. Hierher bewegte sich nun der Zug der Frauen. — In ihrer Mitte schwankte eine blasse leidende Gestalt einher, — es war Hannah — gestützt auf die Arme ihrer Mutter. — Wer dürfte es wohl unternehmen, die widerstreitenden Gefühle zu schildern, die bei diesem Gange das Herz der Frauen bewegten. — Trauriger war wohl noch nie eine solche Feier begangen worden. — Thränen glänzten in den Augen der Begleiterinnen, die, als man endlich den Eingang des Badehauses erreicht, sich segnend mit inbrünstigen Gebeten entfernten. Die Thüre wurde von innen geöffnet; eine ehrwürdige Matrone lud mit frommem Gruße Mutter und Tochter zum Eintritte ein. —

Unter verschiedenen Vorrichtungen zu dem religiösen Akte mochte eine halbe Stunde verflossen sein. — Endlich hatte Hannah zitternd ihr Oberkleid abgelegt. — Da warf sie sich nochmals mit überströmendem Gefühle unter lautem Weinen ihrer Mutter an den Hals. —

Diese war, bewältigt von dem Sturm der Gedanken und Gefühle, in halber Ohnmacht auf eine Art Bank niedergesunken. — Jetzt neigte sie sich an die bleiche Wange ihres Kindes, und indem sie den letzten Rest ihrer physischen und moralischen Kraft zusammenraffte, versuchte sie einige Worte der Ermuthigung und des Trostes emporzuhauchen; ihre Anstrengung blieb

jedoch vergebens, sie vermochte eben auch nichts mehr, als mit heißen Thränen das Antlitz des Mädchens zu überströmen, und mit herzbrechendem Schluchzen in die Klagetöne der jammervollen Braut einzustimmen. — Die alte Wärterin, die einzige Zeugin dieser erschütternden Scene, hielt ein Gebetbuch in der Hand, und die leisen, convulsivischen Bewegungen ihrer Lippen deuteten eben sowohl ihre innere Erregung als das Bestreben an, die herkömmlichen Gebetsformeln zu verrichten. — Während dieses im Innern des Badehauses vorging, entwickelte sich draußen in dessen nächster Umgebung ein Schauspiel ganz anderer Art. Hier geschahen Bewegungen, welche den Frauen unmöglich hätten entgehen können, wenn nicht eben ihr völlig nach Innen und auf den bewältigenden Andrang ihres unermeßlichen Leides gerichteter Sinn ihnen jede Aufmerksamkeit nach anderer Seite hin verwehrt hätte. — Die Abenddämmerung war jetzt völlig hereingebrochen, im falben Zwielichte des untergetauchten Tagesgestirnes lagen die stillen Zufluchtsstätten der Wolliner Juden. — Dies war für den im Dunkel schleichenden Frevel eben der günstigste Moment. Jaroslav hatte nicht umsonst der erschütternden Abschiedsscene im Hause R. Ephraims beigewohnt. — Er hatte alles wohl beachtet und während der ungeheure Jammer der Familie in erschütternden Weherufen sich ergoß, war in seiner wollüstigen Seele die frohe Hoffnung aufgetaucht, daß diese Woche, eben die Hochzeitswoche, ihm wahrscheinlich die beste und sicherste Gelegenheit zur Ausführung seines ruchlosen Vorhabens, welches er mit zu großer Beharrlichkeit bisher verfolgt hatte, um nicht das Aeußerste zu dessen endlicher Vollbringung zu wagen, darbieten dürfte. — Wohl kannte er den frommen Gebrauch des „Bades vor der Hochzeit," und es konnte ihm gar nicht schwer fallen, über Zeit und Ort der Ceremonie sich Auskunft zu verschaffen. Seine Maßregeln waren bald genommen. Einige Nächte nacheinander war sein treuer Cumpan — sein geistiger Standesgenosse — bemüht gewesen, in der der Wiese zugekehrten Wand des Badehäuschens eine für den Durchgang eines Mannes hinreichende Oeffnung zu bewirken. — Dies konnte ihm bei dem geschilderten Zustande dieser Lokalität nicht besonders schwer fallen. — Etwas größere Mühsal mochte es aber allerdings verursachen, diese Oeffnung auch wieder geschickt zu verdecken. Doch welche Mittel weiß nicht gierige List, und ein Frevel, dessen elastische Spannkraft noch durch die Springfedern der Hoffnung gehoben werden, in Bewegung zu setzen. — Genug, alles war den Beiden nach Wunsch von Statten gegangen. —

Noch lag das Mädchen in den Armen seiner Mutter, noch suchte sein schmerzbewegter Busen Erleichterung in bitteren Zähren — da kamen die Schläge, die schon ein Weilchen angedauert — immer näher — die Aufmerksamkeit der Frauen wurde endlich rege, und Hannah sprang empor. — Eben war sie im Begriff, rasch ihr Oberkleid wieder anzulegen, doch in diesem Augenblicke begann auch ein Theil der Wand zu wanken — die Glieder der Jungfrau erstarrten im Schrecken — Schutt und Gerölle wälzten

sich in das kleine Gemach — mit lautem Geräusch stürzte bald das Mauerwerk zusammen. — „Gott Abrahams!“ rief die unglückselige Braut in verzweiflungsvollen Tönen. — Vor ihr stand ihr böser Geist, ihr unermüdlicher Verfolger, der Zertrümmerer ihres Familienglückes, die einzige Ursache all ihres Jammers und Leides — der Ritter von Duba — Jaroslav.

Mit durchdringendem Schreckensrufe stürzte das Mädchen zurück. — Jaroslav ergriff sie bei der Hand. „Ruhig, mein Schäfchen,“ sprach er in einschmeichelnden Tönen, „still, mein Herzchen; denk an deinen Vater, dessen Schicksal in meine Hand gegeben ist, dessen Loos du allein umgestalten kannst. — Und was hilft dir nun auch alles Widerstreben? Du bist nunmehr in meiner Macht! — jetzt entgeht die süße Beute mir nicht! — Endlich, endlich bin ich am Ziel meines Strebens — ich steh vor den Pforten des Paradieses — du vermagst nicht, mich wieder in die Hölle zurückzustoßen; denn eine Hölle und noch schlimmer däucht mir das Dasein ohne dich!“

Und er umschlang sie mit beiden Armen und schleifte die heftig Widerstrebende mit sich fort zur Oeffnung. — — — — — — — — — — — —
— —
Schon stand er innerhalb derselben. — Aber da stieß er plötzlich auf ein unvermuthetes Hinderniß. — Bei seinem raschen und heftigen Eindringen hatte sich vollends alles obere Mauerwerk losgelöst und den Ausgang fast zur Hälfte verschüttet. — Er war also genöthigt, die rechte Hand von seiner Beute abzuziehen. — Diesen Moment benutzte die unglückliche Jungfrau mit beinahe überirdischer Stärke. Während der Ritter unter lautem Fluchen und Toben seinen draußen harrenden Knecht zum Beistande aufrief — rang sie sich los, und stürzte zurück in die Kammer. — Einen Moment stand sie noch da, im weißen Gewande, mit dem todtenbleichen Antlitze und den wild um den feinen Nacken flatternden Haaren — eine überirdische Erscheinung. — Dann warf sie sich, die zarten Hände über dem Haupte krampfhaft zusammenringend, mit dem lauten Rufe: „Lebt wohl — lebt wohl, ihr Theuern auf immer — mir bleibt keine Wahl!“ — — — hinab in den Brunnen. — — —

Wie leise mahnende Geisterlaute drang das Geplätscher der Wellen von unten herauf — an das Ohr der jetzt im Uebermaße des Entsetzens in Ohnmacht zusammenbrechenden Frauen. — Noch ein Ruf, der wie „Nephtali“ klang und ein Seufzer, in welchem die göttliche Seele sich von der lieblichen Hülle trennte — und stille wurde es in dem kleinen Raume — — — — — — — — — — — — — —

Wie lange diese Stille andauerte, läßt sich nicht bestimmen. Die Wärterin war es zuerst, die wieder zu sich kam und die Besinnung erlangte. — Doch ihre alten Glieder waren von dem Schrecken gelähmt, sie vermochte mit aller Anstrengung nicht, sich zu erheben. Aber ihr leises Wimmern und Klagen drang bald in die stille Nacht hinaus. — In kurzer Zeit war Alt

und Jung aus der Judengasse herbeigeströmt. — Mit haarsträubendem Entsetzen wurde man endlich durch die abgebrochenen Worte des Weibes über das Vorgefallene klar. — Man zog die Jungfrau aus dem Brunnen. Ach, keine Hoffnung auf Wiederbelebung bot sich mehr! — So lag sie da, die zarte Hülle des edelsten Geistes, den Frieden des Todes — das unverfälschte Siegel einer himmelentsproßten Tugend in dem erblaßten Antlitz, auf welches die Zähren aller Anwesenden mit nicht enden wollender Klage niederflossen. — Da scholl ein herzzerreißendes „Ach und Weh" durch die ganze Gasse hin — da neigten Greise ihr altes Haupt hinab in den Staub — da zerrissen Männer in grimmem Schmerze ihr Kleid — da wimmerten Jüngling wie Jungfrau der gemordeten Unschuld nach — da gab es kein noch so verhärtetes Gemüth, welches nicht die bittere Wollust der Thränen zum erstenmal kostete. —

Und als man die Mutter zu schrecklichem Bewußtsein wieder zurückgebracht — als auch Nephtali herbeigeeilt war — doch lieber, freundlicher Leser — dieser Auftritt läßt sich denken, doch nicht beschreiben. — —

Aber nicht auf die Judengasse blieb die Kunde des schrecklichen Vorfalles beschränkt. Sie durchdrang auch in kurzer Zeit alle Räume der Christenstadt. — Da umbrausten wiederum die Wogen des Volksstromes die Wohnsitze der Juden. — Aber kein gemeines Gefühl regte sich in den Herzen der Anwesenden. — Es war ein heiliger Moment, als die allgemeine Entrüstung sich in Flüchen und Verwünschungen des Mörders Luft machte. — Die Schauer des Todes — des Versöhners — hatten alle Gemüther durchzittert — vergessen war die Feindschaft, — und Ein Schmerz, Eine Klage vereinte sie alle. — Man drängte sich zu der schönen Leiche hin. Ihr ergreifender Anblick entflammte viele thatkräftige Herzen zur Rache. Allgemein wurde bald der Wunsch, den Wüstling zu verfolgen, und schreckliche Wiedervergeltung an ihm zu üben. —

Doch dieser war, wie von Furien gejagt, längst auf schnellen Rossen mit seinem Helfer entflohen — er wurde nicht mehr in der Gegend gesehen, sein Name blieb der Schrecken und Fluch der folgenden Geschlechter.

Einem reinen Gewissen ist selbst in der Hölle keine Hölle — ein gutes Bewußtsein geht über Ehre vor der Welt. — Wer die Welt verschmähen kann, hat den Himmel. —

Zschokke.

Es war im Jahre 1704. An einem trüben Septembermorgen erregte ein kleines, dennoch seltenes Ereigniß nicht wenig die Neugier der ehrsamen Bürger der k. Kreisstadt Pieseк, und bot für einige Zeit den wackern Gevattern und Muhmen den willkommenen Anlaß zu allerhand ingenieusen Vermuthungen. — Es mochte die neunte Vormittagsstunde sein, als man ein sonderbares Paar sich über den Ring hinbewegen sah. — Es war ein ehrwürdiger Pater Capuziner in braunem Talare, ein schwarzes Sammetkäppchen auf dem schon ergrauten Haupte, einen Stock in der kräftigen Rechten schwingend, und mit der Linken zu wiederholtenmalen durch den schneeweißen Bart fahrend, der ihm bis auf die Brust niederwallte. — Sein Nachbar trug auch einen Bart, aber es verhielt sich der Gesichtsschmuck des einen zu dem des andern, wie die Ausnahme zur Regel. — Denn wenn nicht schon der ächt orientalische Gesichtstypus es verrathen hätte, so that doch der in drei scharfe Spitzen auslaufende Hut, zumeist aber ein bedeutungsvoller gelber Fleck auf dem Gewande es zweifellos kund, daß der Begleiter des Mönches — ein Jude war. — Wer um diese Zeit sich auf der Gasse befand, blieb sicherlich verdutzt stehen; denn im eifrigen, wie es schien, sehr freundschaftlichen Gespräche begriffen schritten die beiden Männer auf ein hohes, düsteres Gebäude los — Allen wohlbekannt als der schreckenvolle Ort des Gerichtes — das Kriminal. Auf wiederholtes Pochen des Mönches öffnete sich das schwarze Thor, ein mürrisches Haupt kam zum Vorschein, welches sich bald als einem kleinen und buckligen Thorwächter angehörig erwies. Der Pater richtete leise eine Frage an diesen, worauf er bejahend nickte, und nicht ohne scheelen Seitenblick auf den Juden ins Innere passiren ließ. —

Nachdem sie nun einen weiten Hof, in welchem das Schweigen des Todes herrschte, durchschritten, gelangten sie an eine Treppe, und betraten endlich, immer der Führung des Wächters folgend, einen geräumigen, düstern Vorsaal des oberen Stockwerkes, wo ein Gerichtsdiener auf die Frage des Capuziners: „Sind seine Gnaden, der Herr Kriminalrath zu sprechen?“ mit einem demüthigen „Ja“ antwortete, worauf sie, der Mönch voran und ihm folgend der Jude, in ein hohes Gemach von sehr bedeutender Ausdehnung eingelassen wurden.

Eine halbe Stunde mochte die Unterredung gedauert haben, als sich die Thüre des Saales wieder öffnete. — Der Mönch trat heraus; ihm zur Seite ein stattlicher Mann in wohlgeputztem kurzen, mit Goldknöpfen besetz-

ten Rocke, deſſen würdevolles, in ernſte Falten gelegtes Antlitz in ihm deutlich den Präſes des Kriminalgerichtes erkennen ließ. — Den Beiden folgte der Jude in demüthigſter Haltung.

Unterweges wandte ſich der Richter an ſeine geiſtliche Begleitung: „Reverendissime, ihr kommt alſo aus Baiern, von der Donau her? — Dort iſt jetzt die Kriegsfurie los, es ſoll hitzig hergehen in Schwaben; aber man vernimmt hier ſo wenig von den Zeitläuften, ſelten verirrt ſich eine Nachricht bis zu uns — wir leben da wie in einem andern saeculo, wahrlich. — Das letzte, das wir gehört, war die unerfreuliche Neuigkeit von dem Falle Paſſaus. — Dem Verräther am Reich, dem Baier, ſoll es in die Hand gerathen ſein, als er unſern General — wie hieß er doch? — Styrum — bei dem ewig unglückſeligen Ort Hochſtädt geſchlagen!“

Bei dieſen Worten kehrte ſich der Mönch mit einiger Heftigkeit gegen den Sprecher: „Was ſagen da euer Gnaden, welches Wort iſt dero Lippen entfahren? — Ewig unglückſeliger Ort Hochſtädt?! — O glorreichſtes Monument des öſterreichiſchen Kriegsruhmes, das iſt wahrlich nicht der Titul, der dir ziemt. — Von Hochſtädt, euer Gnaden, werden mit freudigem Herzpochen noch unſere Kindskinder reden, wenn ſie ſich erzählen, wie Gott den Stolz gedemüthigt und das übermüthige Unrecht in den Staub geworfen. — Von Hochſtädt kam ich eben her!“

„Wie,“ rief freudig bewegt der Rath, „ſo wär' es nicht wahr, was vor nahe einem Jahre uns die Fama verkündigt? Aber man hat ja von keiner Seite einen Zweifel dagegen erhoben, und beſtimmt wurde uns verſichert, daß der Baier obgeſiegt und es ſchlimm ſteht um die Sache des Kaiſers. — Und dennoch nicht wahr?“

„Allerdings wahr!“ erwiederte der Capuziner. „Allerdings hat am 20. September verfloſſenen Jahres bei Hochſtädt der Himmel die Waffen Auſtrias nicht begünſtigt, wir wurden geſchlagen — aber tauſendfach gut gemacht iſt jenes Unglück worden auf derſelben Wahlſtadt, Gott wollte nicht, daß Hochſtädt eine Schmach des deutſchen Namens bleibe. — Ihr wißt wohl, daß nun die beiden trefflichen Generale gemeinſam agiren.“

„Mir ganz wohl bekannt,“ ſagte der Kriminalrath, „o es war eine glückſelige Stunde, in der ſie ſich vereinigt, der engliſche duc de Marlborough und unſer großer Kriegsfürſt Eugenius, mit welchem Glück und Segen ſei.“

„Amen!“ ſprach andächtig der Capuziner. „Alſo am 13. Auguſt wars — ein Tag für alle Zeiten denkwürdig und glorreich. — Unſere Armee zählte nicht mehr als 52,000 Mann, uns gegenüber zog ſich eine lang geſtreckte Linie von 56,000 Franzmännern und Baiern hin. Dieſe Windbeutel hielten es gar nicht für möglich, angegriffen zu werden, wiewohl ihre Poſition die miſerabelſte war, die man ſich denken kann. — Sollten bald eines andern belehrt werden. — Um 2 Uhr nach Mitternacht ertönte das Commando zum Aufbruche, auch mich riß es fort; denn die Begeiſterung

war groß im Lager. — Aber der Feind, wie mit Blindheit geschlagen, hielt unsere Bewegung für nichts anderes, als ein Reißaus. — Ja selbst um 7 Uhr des Morgens, als schon die Spitzen der 8 Colonnen, mit welchen unser Eugenius und Marlborough vordrangen, ihnen fast unter der Nase standen, hielt der pfiffige Marschall Talardus das Ganze für eine List, unsern Abzug zu verdecken. — Hatte sich viel mit dem Abzug! Zu spät erkannten sie ihren Irrthum — Was halfs nun, sich in größter Eile in Schlachtordnung stellen? — Wir waren ihnen am Leibe. — Zwar focht der Feind mit größter Bravour; man muß es den fränkischen Teufeln und Länderplünderern nachsagen, sie haben Courage im Leibe. — Aber wie ein böses Wetter schlugen die Unserigen drein. — Also am Nachmittag um 5 Uhr war die ganze Schlachtlinie, die sich über eine Meile weit hinstreckte, von Marlborough durchbrochen. — Heisa, war das ein Jubel und Viktoria. — Die Verfolgung wurde uns erspart; denn als dem Feinde der Rückzug abgeschnitten worden, so sah er sich genöthigt, hübsch fein die Waffen zu strecken. — 11,000 Todte bedeckten das Schlachtfeld. Marschall Talardus selbst fiel in unsere Hände. — Baiern ist in unserer Gewalt. — Eine derbe Züchtigung für den Völkerpeiniger Ludovikus, der lange von diesem Schlage sich zu erholen haben wird."

Während dieser Erzählung, die der Kriminalrath abwechselnd mit Geberden des Erstaunens und der Freude begleitet hatte, waren sie an einen überaus schmalen Corridor gelangt, der sich schräg in die Tiefe zu senken schien, so viel man nämlich bei der darin herrschenden Dunkelheit wahrnehmen konnte. Auf einen Ruf des Richters nahte sich eine stämmige Gestalt, in der Rechten einen Bund gewichtiger Schlüssel, in der Linken eine Fackel tragend, bei deren Schein man es wohl wagen durfte, durch den Gang bedächtig hinzuschreiten. Zu beiden Seiten desselben bemerkte man kleine, wohlverschlossene Eingänge, aus denen zuweilen der schauerliche Klang von Ketten ertönte. — Als sie vor einer besonders markirten Thüre vorüber schritten, konnte sich der Mönch eines Schauders nicht erwehren; denn man vernahm ein unterdrücktes Aechzen und Wimmern, und es bedurfte nicht erst des bedeutungsvollen Winkes des Kriminalrathes, um den ehrwürdigen Pater über die Bestimmung dieses Gemaches aufzuklären — es war die Folterkammer.

Endlich war man am Ziele. — Die Schlüssel rasselten, eine schwere Eisenstange sank, und eine gewichtige eichene Pforte drehte sich in den rostigen Angeln, und gestattete den Einblick in einen schreckensvollen Raum. — Es war ein niedriges Kämmerlein mit schwarzen Wänden, auf welche durch eine kleine, wohlvergitterte Oeffnung kaum einige Strahlen des Tageslichtes fielen. — So viel nun das Dunkel zu unterscheiden gestattete, befand sich in dem düstern Raume eine hölzerne Vorrichtung, eine schiefe Ebene bildend, auf welcher, das todtenfahle Haupt auf ein Strohkissen stützend, die in zerrissene Lappen gehüllte Gestalt eines Mannes lag, mit weißen Haaren und ehrwürdigen, tief eingefallenen Zügen, die in ihm eben so wohl

einen Greis als einen Kranken erkennen ließen. Mit sprechender Geberde wandte sich der Kriminalrath an seine beiden Begleiter. — Der Mönch trat hastig vor und blieb dann wie festgebannt ein Weilchen mit verschränkten Armen stehen. Endlich trat er näher, nachdem er noch früher dem Juden, der sogleich beim Eintreten auf den Greis losstürzen wollte, durch ein Zeichen geboten, seine zitternde Ungeduld zu beherrschen.

„Armer, alter Mann," sprach er in tiefer Bewegung, „wie viele Jahre sind es wohl schon her, daß ihr an diesem Orte ein elendes Dasein fristet?"

Der Greis vermochte nicht sogleich zu antworten; diese theilnehmenden Worte hatten offenbar einen zu heftigen Eindruck auf ihn gemacht. Er versuchte vergebens das Haupt zu erheben; endlich sprach er mit matter Stimme: „O mein hochwürdiger Herr — ich habe schon das Zählen verlernt; denn der Tage meines Jammers waren zuviel — seit lange schon vergaß ich der irdischen Zeit im Hinblicke auf die Ewigkeit."

„Der Mensch soll nie die Hoffnung verlieren," sprach der Capuziner, „so lange ihm ein Athem in der Brust lebt. — Seht, mein Freund, auch für euch ist die Stunde des Heils wieder angebrochen — das Licht des Daseins geht euch wieder auf. — Ephraim Hirsch, ich komme, euch eure Freiheit zu verkünden."

Ein mildes Lächeln verklärte die Züge des Greises: „Sie ist mir längst verkündet, von demjenigen, der mir das Dasein gegeben, um mich mit schwerem Drangsal heimzusuchen und mein Herz zu prüfen. — Wohl fühle ich es an dem ermattenden Schlage dieses Herzens, daß meine Stunden gezählt sind."

Bei diesen Worten konnte der Jude nicht länger mehr seine Bewegung bemeistern, er stürzte mit lautem Weinen und dem erschütternden Rufe: „Mein Vater, ach, mein theuerer Vater!" auf den Greis los und benetzte seine Hände mit Thränen.

Der Kranke erhob mit aller Anstrengung sein Haupt, sein Blick weilte eine kleine Zeit prüfend auf dem Antlitz des Knienden und ein seliges Lächeln verklärte seine milden Züge. „Gelobt sei Gott in den Höhen!" sprach er mit tief bewegter Stimme, „mein letzter Wunsch ist mir gewährt; ich sehe dich noch einmal, o mein Sohn Nephtali, bevor ich auf immer scheide!"

„Ihr werdet nicht scheiden, theuerer Vater," rief Nephtali schluchzend, „noch viele Tage der Freude sind euch bei mir und im Schoße meiner Familie beschieden." —

„Täusche dich nicht, mein bestes Kind. Deine Wünsche sind vergebens; meine Lebenskraft ist aufgezehrt. — Ich ziehe ein in den Ort des Friedens. Ein prophetisches Gesicht hat mir es verkündet. — Heute Nacht, als endlich nach langer Ruhe- und Schlaflosigkeit ein sanfter Schlummer meine Sinne umfing — da nahte sich mir eine Gestalt. All' mein Blut erstarrte in mir;

denn es war die Gestalt unseres Feindes. — Schon wollte ich die zitternde Rechte abwehrend ausstrecken, die Angst schnürte mir die Brust zusammen da lächelte sie so milde und freundlich und ihre bleichen Züge schienen zu flehen: „Verzeihe, ach verzeihe mir, ich habe an dir grausam gefrevelt!“ — Wie unwillkürlich neigte sich mein Haupt vergebend. — Alsbald verschwand die Erscheinung, indem sie mir bedeutungsvoll winkte, als wollte sie sagen: „Hast du vergessen und vergeben, so folge mir in das Reich des Friedens und der Versöhnung!“

„O ahnungsvolles Vorzeichen,“ rief der Mönch überrascht von diesen Worten. „Ja er hat meine Ankunft nicht abgewartet, der ruhelose Schatten, er selbst hat euch um Erbarmen angefleht und ihr habt ihm gewährt den Frieden. So wird mein Bemühen nicht vergebens sein! — So wisset denn, im Auftrage eures Widersachers, Jaroslav von Duba, bin ich da; sein drängendes Bitten trieb mich an zu dieser weiten und beschwerlichen Wanderung.“

Der Greis zeigte keine Ueberraschung bei diesen Worten: „Ich wußte, daß Jemand kommen würde; das Unrecht war zu groß und zum Himmel schreiend, und keinen schmachbeladenen Namen sollte Ephraim zurücklassen, der immer die Wege des Rechts gewandelt.“

Der Mönch fuhr fort: „Es war am Tage nach der Schlacht bei Hochstädt. — Ich lag im Dorfe Blenheim. *) — Mitten aus dem Jubel des Sieges riß mich der Ruf, an das Sterbelager eines östreichischen Offiziers zu eilen, der dringend nach geistlichem Beistand begehrte. Ich traf ihn in einer armseligen Hütte mit dem Tode ringend. — Ich that an ihm nach den Pflichten meines heiligen Amtes, — aber der Trost meiner Worte berührte nicht sein krankes Herz; der Genuß des göttlichen Mahles schien ihn nicht zu stärken. — Vergebens suchte ich den Balsam der Religion in sein zerrüttetes Gemüth zu träufeln; bis endlich sein Schmerz sich in einem Strom von Thränen löste, und er mir in der Beichte ein volles Geständniß seiner Schuld ablegte. „Viel, ach viel,“ rief er endlich laut, daß es auch draußen vor der Hütte gehört werden konnte, „habe ich in meinem Leben gefrevelt, welches nun zu Ende geht, aber an Niemanden mehr als an der Familie dieses redlichen Mannes Ephraim. — Ob er mir je verzeihen könnte? Ach meine Sünde ist zu groß zu ertragen.“ — Ich mußte ihm das heilige Versprechen geben, alles Mögliche aufzubieten, um ihm eure Verzeihung zu erwirken. — Drauf übergab er mir eine Schrift. Sie enthielt zuvörderst die feierliche Erklärung eurer Unschuld, und daß er nur aus Rache euch verleumdet, wie daß ihr dem Türken Spionirdienste gelei-

*) Nach diesem Orte Blenheim oder Blindheim ist es, daß die Engländer die Schlacht bei Hochstädt benennen. Die zum Andenken dieses Sieges in der Ortskirche aufgehängten Fahnen wurden 1805 wieder nach Paris gebracht.

stet, in der Hoffnung, auf diese Weise eure Tochter um den Preis eurer Freiheit zu zwingen, sich seinem Willen zu fügen. — Dann enthielt sie auch seine letztwillige Verfügung. — Da er ohne Nachkommen stirbt, so theilt er sein sämmtliches Vermögen in drei Theile. — Der eine soll euch gehören, der zweite den christlichen Armen und der dritte der armen Judenschaft seiner Besitzungen."

„Fügt den ersten Theil zu den beiden andern," sprach sanft bewegt der Greis. „So wie ich Verzeihung hoffe von meinem himmlischen Vater, so habe ich auch ihm verziehen. — Er hat mir weniger Böses zugefügt als sich selbst. In diesem Augenblicke, wo die Dunstnebel des irdischen Daseins schwinden, erkenne ich es, wie etwas Nichtiges es sowohl um die Freuden als Leiden des Lebens sei. — Meine Augen sehen nun klar, daß der Ausgang jegliches Werk krönt. — Ich scheide in Frieden und in heiterem, schuldlosen Bewußtsein hinüber, das konnte er nicht, der Unglückselige. Und was hat ihm sein rastloses Jagen nach Lust und irdischem Vergnügen gefrommt? — Sein Dasein war ruhelos, der Teufel der Sinnengier hat sein Herz zerwühlt — und ruhelos ist er hinüber geschieden. — Er ruhe sanft, mein Fluch soll ihn im Grabe nicht drücken!"

Tief bewegt von diesen Worten, konnte der Mönch erst nach einer Weile fortfahren: „Jaroslav hatte mich auch unterrichtet, daß euer Pflegesohn Nephtali in Prag verheirathet sei und in Wohlstand lebe. — Zu ihm eilte ich sogleich, nachdem der Ritter in meinen Armen seinen Geist ausgehaucht. — Mit welcher Freude er meine Mittheilungen vernahm, könnt ihr euch leicht denken. — Unter bitteren Thränen erzählte er mir, wie viel vergebliche Versuche er schon zu eurer Befreiung gemacht, und jubelnd vernahm er meine Einladung, mir hieher zu folgen. — Hier angekommen, begaben wir uns sogleich zu seiner Gnaden, dem Herrn Kriminalrath, der nach empfangener Aufklärung sich gern bereit zeigte, der Ungeduld eures Pflegesohnes nachzugeben, und mit Ausschluß jeder weitern Förmlichkeit mich des Glückes und der Freude theilhaftig werden zu lassen, einem Unschuldigen das Ende seiner Leiden anzukündigen."

Der Kriminalrath, der bisher ein stiller, aber nicht theilnahmloser Zeuge dieser rührenden und erschütternden Scene gewesen, trat jetzt vor. Mit dem Ausdrucke eines innigen Beileides sprach er die Worte: „Ja, wackerer und biederer Mann, ihr seid frei!" und ergriff die Hand des Greises. — Doch — schaudernd fuhr er sogleich zurück. Tiefe Bestürzung deuteten seine ganze Haltung und sein Gesichtsausdruck an. „In diesem Fleisch ist kein Leben mehr!" rief er endlich. — Jetzt erst nahm man wahr, daß die Augen Ephraims gebrochen waren. — Noch schwebte wie das Siegel der Beseligung ein sanftes Lächeln auf der ehrwürdigen Stirne — aber kein Athem regte sich mehr in der alten Brust. —

Der redliche Ephraim Hirsch war heimgegangen zu den Vätern. —

Der Capuziner faltete betend die Hände: „Das ist der Tod des Gerechten. Ja nun ist er frei aus den Fesseln dieses Kerkers und seines ganzen jammervollen Daseins!“ sprach er unter dem lauten Weinen und Klagen des tief in der Seele erschütterten Nephtali. — — —

Sixtus der Fünfte.

Von Dr. M. Duschak,

Rabbiner in Gaya.

I.

Es war an einem Oktoberabende, als sich das Ghetto-Thor in Rom öffnete. Dieses Thor wurde gewöhnlich nach Untergange der Sonne geschlossen, damit kein jüdischer Bewohner seinen Aufenthalt verlasse, in welchem er eingepfercht war. Ein Kriegsknecht war mit der Schließung des Thores beordert, und nur in äußerst dringenden Fällen durfte er das Kerkerthor öffnen, und dem jüdischen Bewohner Ein- und Ausgang gestatten.

Es war nun an einem hellen Oktoberabende, als sich das Thor öffnete. Zwei schwarz gekleidete Gestalten traten aus demselben hervor, eine große, schlanke, von stolzer und gebieterischer Haltung, und eine kleinere, von gemeinem Ansehen und vollern Formen. Außerhalb des Thores standen sie still und führten folgendes Gespräch: Hast Du was ausgerichtet, Portia? rief eine männliche Stimme, ist es dir gelungen, das spröde Judenmädchen zu überreden und für mich zu gewinnen? Hast du Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um meinen Wunsch endlich zu befriedigen? — Nichts habe ich ausgerichtet, gar nichts, antwortete eine weibliche Stimme, die Dirne blieb spröde, wie immer, unempfänglich für Schmeicheleien und Drohungen, ich mochte ihr den Himmel zeigen, sie blieb unbesiegbar und unbezwingbar. Abgehärmt und abgegrämt, mit rothgeweinten Augen und blassem Angesichte, warf sie sich mir zu Füßen, umklammerte krampfhaft meine Knie, und rief schluchzend: Barmherzigkeit, Gnade und Erbarmen, für meinen armen, verzweiflungsvollen und unglücklichen Vater! wahrhaftig

das Judenmädchen hat mich gerührt, und ich hatte alle Mühe und Noth feſt und ſtandhaft zu bleiben und ihr den Preis deiner Gnade zu wiederholen. Ich, Herr Zavello, ich habe das meinige gethan, ich habe alle Hebel in Bewegung geſetzt, ich habe es an nichts fehlen laſſen; ich rühmte ihr deine Jugend, deine Schönheit, deinen Glanz, deinen Reichthum, deine Liebe, deine Zärtlichkeit, ich ſtellte ihr auch das traurige Loos vor, daß ihrem Vater, dem Juden Shylock bevorſtände und erwartet, der ſeine Schuld von tauſend Zechinen dir nicht bezahlt hat. Sie bat, ſie flehete, winſelte, rang die Hände; ſie zog einen Diamant-Ring, die Erbſchaft ihrer Mutter, vom Finger, den ſie mir anbot, ſie wollte mir ihr ſeidenes Feſtkleid ſchenken, ich blieb auf meiner Forderung, obgleich ich nicht ungerührt blieb. Endlich da ſie ſah, daß alles nicht anſchlug, alles nicht fruchtete, ſprang ſie wie eine zürnende Löwin, entſchloſſen und wüthend empor und ſchrie: ſo muß, ſo ſoll mein Vater ſterben! mit meiner Schmach und Schande darf, ſoll und will er nicht losgekauft werden! Er ſterbe, ich werde ihm und der Mutter bald nachfolgen! Du aber, elende Beſtie, geh mir aus den Augen, daß ich mich nicht an dir, verworfene Kupplerin, vergreife. So ſchrie die jüdiſche Dirne wie raſend, mit wilder Geberde, ihre zwei ſchwarzen Augen flammten, wie brennende Kohlen, ihre dunklen Haare wallten um ihr Angeſicht, gleich Schlangen, ihr Angeſicht war glühend roth vom wilden Feuer des Zornes. Ich war am Ende nur auf meine eigene Sicherheit bedacht, ging auf und davon und entfernte mich mit eiligen Schritten. Und ich ſoll die ſchöne Beute fahren laſſen! rief Antonio Zavello, ich ſoll mir das ſchöne Judenmädchen nicht verſchaffen können! ich ſoll auf die reizende Jeſſica verzichten müſſen! Nimmermehr! Ich wenigſtens, erwiederte Portia, möchte nicht um alle Schätze der Welt in jenes Judenhaus zurück, möchte um keinen Preis mich noch einmal an die Dirne wagen. Auch dir, Antonio, rathe ich alle Behutſamkeit und Vorſicht. Behutſamkeit! Vorſicht! rief Zavello und lachte laut, bei dieſem hebräiſchen Gewürm, das ſich nur krümmt, wenn es getreten wird! Iſt auch alles bis jetzt fehlgeſchlagen, hat kein Mittel gefruchtet, um das Herz der ſtarrſinnigen und hartnäckigen Jüdin zu bezwingen, eines ſoll mir ſicher gelingen! Ich werde morgen den Römern ihr Oktoberfeſt mit einem Schauſpiele verherrlichen, wie man es noch niemals, ſelbſt nicht in Diocletians Zeiten, da die wehrloſen Chriſten den wilden Thieren vorgeworfen wurden, erlebt hat, ich habe heute ſchon das Publikum auf dieſes Schauſpiel vorbereiten laſſen, indem ich reiche Gaben und Spenden unter die Armen vertheilen ließ, um meine Dankbarkeit wegen des gewonnenen Prozeſſes gegen den Juden, der mir tauſend Zechinen ſchuldet, zur öffentlichen Kunde zu bringen. Ich werde morgen die ganze Stadt in Bewegung ſetzen und in Allarm bringen, und ſelbſt der trägſte Langſchläfer ſoll morgen in früheſter Morgenſtunde auf den Beinen ſein. Unſerem heiligen Vater aber will ich in ſeiner eigenen Münze eine Schuld zurückzahlen, die er bei uns allen zu Gute hat. Denkt er doch mit ſeiner

Gerechtigkeit und Strenge alles unterdrücken und unsere alten Gerechtsame und Privelegien mit Füßen treten zu können! Heute wird er erfahren, wie man sich seine strenge Justiz zu Nutzen machen, und wie der Baron seine eigene Waffe gegen ihn selbst kehren kann! So redend und höhnisch lachend verlor er sich mit seiner Kupplerin im Dunkel des Straßenlabyrinthes und des Ghetto.

II.

Felix Peretti, Kardinal de Montalto, und zuletzt Papst Sixtus V., hat uns ein herrliches Beispiel geliefert, was der energische und feurige Wille eines Mannes in kurzer Zeit auszuführen und zu Stande zu bringen vermag, der für Recht und Gerechtigkeit erglüht, und die Wahrheit erkannt und verehrt hat. Er war es, der während seines fünfjährigen Papates Rom zu neuen Glanz und zu neuer Blüthe, und den Kirchenstaat aus der Anarchie zu Gesetz und Ordnung erhob. Er war es, der die zügellosen Banden der Condottieri bändigte, ihre Führer und die Barone, in deren Sold sie standen, niederwarf, und somit die überall gefährdete Sicherheit des Eigenthums und der Person in dem Grade wieder herstellte, daß man durch das ganze Gebiet, wohin sein Arm reichte, sein Geld in offener Hand, wie man sich ausdrückte, über die Heerstraße tragen konnte. Er hauchte dem zerrissenen Staate neues Leben ein, indem er dem Rechte Achtung, der Ordnung Vertraun, und ihren Verräthern, jenen Uebermüthigen, in ihren festen Spelunken heilsamen Schrecken einflößte. Schon als Kardinal war Peretti ausgezeichnet durch eine strenge Moralität, und überragte seine Collegen durch seinen fleckenlosen Lebenswandel und durch eine seltene Reinheit der Sitten. Durch seine unnachsichtige Strenge gegen sich selbst, erwarb er sich die höchste Achtung der wenig wahrhaft religiösen Männer, dabei zeigte er gegen die Verbindungen, die der Willkür und Genußsucht, dem Raub und Mord mit Leib und Seele ergeben waren, eine so scheinbare Schwäche, daß sie sich sorglos der Rohheit und Unsittlichkeit hingaben. Als er nun mit einem Male, auf den Stuhl Petri gesetzt, sich in hochaufgerichteter achtunggebietender Männergestalt zeigte, und mit einer so gewaltigen Löwenstimme in der Kirche das Tedeum intonirte, daß das Gewölbe davon erdröhnte und wiederhallte, da staunten und erschraken die Purpurträger, seine jetzigen Untergebenen, und die Sünder unten ihnen erbleichten und erbebten. Sixtus pflegte oftmals, sobald die Abendglocken ihr Ave Maria ausgeläutet hatten, incognito im Bettlermantel den Vatican zu verlassen, und die geheimsten und verborgensten Straßen Roms zu durchwandern, um sich so unerkannt von der Lage und dem Zustande seiner Residenz zu überzeugen, und zu erfahren, wie die Gesetze, welche er zur Wiederherstellung der Ord-

nung gegeben hatte, gehandhabt und ausgeführt würden. Zu dieſem Ende führte eine geheime Thür, von der Niemand eine Ahnung hatte, aus dem Vatican ins Freie. Den Tag nach einer ſolchen nächtlichen Wanderung des erhabenen Papſtes, wo er Gelegenheit hatte, Unthaten aller Art zu entdecken, und zu erfahren, wie Rohheit und Unſittlichkeit ſeinem hohen Genius den Hohn ins Angeſicht ſpie, hatte die Juſtiz vollauf zu thun, mit unerbittlicher Strenge wurde da verfahren. Sixtus hatte ſich überzeugt, daß er mit gelinden Mitteln den alten Krebsſchaden nicht heilen würde, da ließ er die ſtrenge, unerbittliche Juſtiz walten. An jenem Abende, an welchem das obige Zwiegeſpräch zwiſchen Antonio und Portia ſtattgefunden, hatte ſich Sixtus auf einen Säulenſtumpf nahe dem Ghettothore niedergelaſſen, und unbemerkt war er Ohrenzeuge ihrer ſchändlichen Unterredung.

III.

Die reichen Gaben, welche Antonio Tag's vorher unter die Armen in Rom vertheilen ließ, um ſeine Dankbarkeit wegen des gewonnen Prozeſſes gegen den Juden zur öffentlichen Kunde zu bringen, waren Veranlaſſung, daß ſich Sixtus heute zum Ghetto hin begab. Es war nemlich einen Tag vorher, daß ſich der hohe Prieſter entſchloß, einen Morgengang durch Rom zu machen. Es war eben einer jener prächtigen Oktobertage, an welchem die Bevölkerung Roms ſich dem endloſen Jubel ergab, und ihre Freude und ihre Lebensluſt austobte. Sixtus wollte auch einmal an der Freude des Volkes Theil nehmen und ganz ſo ſorgenfrei einmal ſeines Lebens froh werden. Nachdem er frühe am Morgen die Meſſe gehört und in ſeinem Zimmer einige male auf- und abgeſchritten war, ſprach er zu ſich ſelbſt: Heute will ich mir wieder einmal einen frohen ſorgenfreien Tag machen. Heute ſind es gerade drei Jahre, daß ich vom Kardinal zum Papſte avancirte, und und auf den Stuhl Petri geſetzt ward. Drei ſorgenſchwere Jahre ſind verfloſſen, in denen keine drei Tage Ruhe und Freudigkeit dem Oberhirten der Chriſtenheit gegönnt waren. Heute will ich einmal für den ganzen Tag in jene glücklichere unterſte Menſchenſchichte hinunterſteigen, in die Tiefe des Oceans, wo eine ewige Ruhe in ewiger Dämmerung waltet, heute will ich unter Bettlern frei von der Furcht vor Vergiftung, eine Kloſterſuppe verzehren, das karge Mittagsmahl vor dem Kloſter ſoll mir beſſer munden als die Kraft- und Leckerſpeiſen meines Koches. Die Bettelſuppe in ſicherer Ruhe ſchmeckt beſſer, als der Leckerbiſſen in ewiger Todesfurcht. Bald nach dieſem Selbſtgeſpräche verließ er, in einen zerlumpten Bettlermantel gehüllt, den Vatican und wanderte durch die Longara im Traſtevere der Kirche St. Pietro in Montorio zu. Zu ſeinem Erſtaunen bemerkte er eine ganz ungewöhnliche Anzahl von Bettlern dieſelbe Straße ziehen, und ſich noch beträchtlich vermehren, als er aus dem Thore getreten war, wo der Weg ſich den Abhang des Janicolo hinanzieht, und nach der alten

Wasserleitung, so wie nach dem genannten Kloster dort. Bettler und Bettlerinnen jedem Alters und mit allen Gebrechen des menschlichen Körpers behaftet, Krüppel aller Art, zogen, hinkten und huschten ohne Beine auf hölzernen Wieger mit den Händen sich fortschiebend in einer langen Reihe theils den kürzern Fußpfad, theils den längern und bequemern Fahrweg hinan. Noch heute kann man, an Festtagen besonders, solche Schaaren den Kirchen und Klöstern zu, in der ewigen Stadt dahinziehen sehen. Ehe die Glocken zu Mittag läuteten fand sich denn die ganze ehrbare preßhafte Versammlung an der Klosterthüre auf der Klosterterrasse versammelt, jeder mit einem blechernem Geschirre für die Suppe versehen. Auch Sixtus reichte das seine hin und empfing die reichliche, duftende Speise nebst einem Brode, Pagnotello genannt. Er setzte sich in den Schatten eines Maulbeerbaumes, und genoß mit gutem Appetit seine schmackhafte Suppe. Als er geendet und der Segen gesprochen, rief er: Das war ein kostbares Mahl! Möge es Gott gesegnen! Sich umwendend, erblickte er einen Bettler, der ihn folgenderweise anredete: Die Suppe könnte immerhin heute etwas kräftiger nach Fleisch schmecken, da der edle Antonio einen Zuschuß gegeben, aber ich bemerke keinen großen Unterschied gegen gestern. Was denkst du davon? Zavellos hundert Scudi werden wohl durch andere Kehlen, als die der Armen gehen. Heute hat's mir recht gut geschmeckt, entgegnete Sixtus; wie es sonst ist weiß ich nicht, da ich heute zum erstenmal meine Suppe auf den Janicolo genieße. So bist du wohl aus der Fremde? Bin seit gestern hier in Rom; bisher lebte ich in Civita Castellana, da wurd's von Tag zu Tag langweiliger. Passirt nichts, ein Tag vergeht gleich dem Andern. Und die Kost ward immer schlechter. In Rom, dachte ich, kann's unser einem nie fehlen. O, erwiederte der Bettler, du könntest dich doch geirrt haben. Viel Säue, sagt man, verderben den Koben. Aber langweilen wirst du dich nicht, und gerade jetzt kommst du zur rechten Zeit. Der Zavello, dessen Freigebigkeit wir eben heute eine kräftigere Suppe und ein besonderes Pagnotello verdanken, hat seinen Prozeß gegen den Hebräer gewonnen, und morgen früh soll an der Bocca della Verita der Jude geschunden werden. Sixtus ward aufmerksam. Das ist ja eine eigenthümliche Prozedur! Ein Hebräer wird geschunden, sagtest du? Ei ja! Er hat sich dem Zavello mit einem Pfunde Fleisch, nahe seinem Herzen, für eine Schuldforderung, so gleichsam zum Scherze verschrieben; aber die Zavello verstehen keinen Spaß, morgen wird Ernst daraus! Wie groß ist denn die Summe, fragte Sixtus, man sagt 1000 Zechinen. Fürwahr viel Geld für 1 Pfund Judenfleisch, da das beste Saufleisch um 6 Bajochi feil ist. Und was denkst denn du, fragte Sixtus, daß so 1 Pfund Menschenfleisch werth sei? Keine Quatrino gebe ich darum! Zavello vermuthlich auch nicht, wenn das Vieh schon geschlachtet wäre. Er thut das nur wegen des Vergnügens, den Hebräer Fratzen schneiden zu sehen, wenn er in seiner Haut zu schneiden beginnt, und dem Publicum ein so einziges Schauspiel als Zusteuer zu dem Oktober-

feſte zu liefern. Willſt du mit, ſo ſtelle dich morgen früh um 6 Uhr ans Ghettothor, dort wirſt du mich treffen, arivederci! Und damit hinkte der Bettler fort. Dieſe Erzählung, welche auf Sixtus einen tiefen Eindruck gemacht, veranlaßte ihn dieſer Sache genauer auf die Spur zu kommen, was ihn zu jenem Gange, den wir eben beſchrieben, bewog. Iſt es wahr, daß ein ſolcher Frevel geſchehen ſoll, ſo muß ihm geſteuert werden, dem kecken Richter nun ein Strich durch ſeine abſcheuliche Rechnung gemacht werden! Mein Hirtenſtab muß wohl ſchon wieder einmal mit der Schleuder vertauſcht werden. Dem Handel muß ich auf die Spur kommen.

IV.

An jenem Abende, an welchem das Geſpräch des Antonio mit Portia ſtattgefunden, von dem Sixtus Zeuge war, ereignete ſich noch eine andere Scene. Ein Mädchen eilte mit raſchen Schritten dem Thore des Ghetto zu, das nun bald geſchloſſen werden ſollte. Verzweiflung ſchien ſich des Mädchens zu bemächtigen, ſein Blick war ſtier, ſein Ausſehen glich dem eines Wahnſinnigen. Es war Jeſſica, die Tochter Shylok's. Wohin ſo eilend, ſprach der Papſt, welcher das Mädchen aufhielt, was ſetzt dich ſo in Haſt, Mädchen? Laßt mich, antwortete Jeſſica, ihr ſehet, daß man das Thor bald ſchließen wird. Sei unbeſorgt, erwiederte Sixtus, der ſich zugleich dem wartenden Kriegsknecht näherte und ihn bat, indem er ihm eine kleine Silbermünze reichte, das Thor nur noch einige Minuten geöffnet zu laſſen, da er mit der Hebräerin zu ſprechen habe. Sage mir, fragte nun Sixtus, was dir nun Unangenehmes begegnet iſt, du ſiehſt ſo ganz zerſtört und zerrüttet aus, vielleicht kann dir meine Theilnahme nützen, vielleicht kann ich dir gar helfen. Ich danke euch, antwortete Jeſſica, für euere Theilnahme und Bereitwilligkeit, aber ihr habt keinen Balſam für meine Wunden. Du mußt nicht gänzlich verzweifeln, tröſtete Sixtus, du kennſt vielleicht den Vers des Pſalms, in dem es heißt: ſiehe es ſchlummert nicht, und läßt nicht ſchlafen, der Hüter Iſraels, der ſchlummert ſelbſt nicht, und läßt auch ſolche nicht ſchlafen, die er als Hüter eingeſetzt hat. Vielleicht kann ich dir, obwohl nur ein armer Bettler, Rath oder gar Hülfe verſchaffen. Gott wählt zum Schutze der Gerechtigkeit oft die unanſehnlichſten Mittel und Werkzeuge. Den Rieſen Goliath hat der Hirtenknabe David bezwungen, der verſtoßene Jüngling Joſeph rettete tauſende von Menſchen vom Hungertode.

Als Jeſſica dieſe ſalbungsvollen Worte, aus dem Munde des Bettlers vernahm, faßte ſie Vertrauen zu ihm und ſprach: Ich komme vom grauſamen Antonio Zavello, der für 1000 Zechinen meine Unſchuld oder meines Vaters Leben verlangt, ich komme vom Oberrichter der Rota, dem Oheim des grauſamen Antonio, ich bat ſie nur noch um einige Tage Aufſchub, hoffend, die 1000 Zechinen zuſammenzubringen, aber Antonio, meine Ver-

zweiflung merkend, beharrt auf seinem Vorhaben, und der Oberrichter hat mich mit Härte entlassen und meinte, daß das jetzt, nachdem das Pfand einmal verfallen, zu spät sei, sein Neffe werde gewiß das Pfund Fleisch so sanft als möglich herausschneiden lassen. Auch soll es an einem geschickten Chirurgen ihn zu verbinden, nicht fehlen. An einer solchen Wunde stürbe der Mensch nicht immer. So mag Gott einen seiner Engel senden, uns aus der Noth zu erlösen! rief tief seufzend das Mädchen, und vergoß heiße Thränen. Menschenhülfe wird schwerlich in diesem Falle hinreichen, besonders bei der Kürze der Zeit. Denn mit Tagesanbruch soll das blutige Werk vollbracht werden. Und eher läßt sich der Tiger ein blutiges Schaf von einem Knaben aus dem Rachen reißen, als Antonio seine Beute fahren läßt. — Aber wie kam es denn, daß dein Vater sich zu einer so seltsamen Verschreibung entschloß? Ihr seid ja sonst so vorsichtig im Geschäfte. Das ging einfach so zu, erwiederte Jessica. Miethe für das Haus und einige baare Darlehne hatten die Schuld bis auf tausend Zechinen gesteigert. Antonio war seit einem Jahre ein häufiger Gast bei uns und ging mit meinem Vater vertraulicher, als mit irgend jemand um. Nun mit einem male forderte er die Rückzahlung nebst dem Miethzins von vielen Jahren. Mein Vater der nicht zahlen konnte, bat um Aufschub, der ward denn auch gewährt. Aber Antonio wollte ein Pfand. Auch das vermochte mein Vater zu solchem Werthe nicht aufzutreiben, da schlug ihm Antonio vor, ihm ein Pfund von seinem Fleische zu verschreiben, und er behandelte das wie einen Scherz, und mein Vater ging in die Falle. Jetzt hat er bitteren Ernst daraus gemacht, der schlaue Tiger, nur um den Preis meiner Unschuld will er die ganze Schuld fahren lassen. Aber solche Schande zu ertragen vermag weder ich, noch mein Vater.

Es war unter diesem Gespräche die Nacht hereingebrochen, und der Landsknecht drohete zu schließen, wenn das Mädchen sich nicht gleich in das Thor begebe. Jessica entfernte sich, Sixtus ließ sich aber auf einen Säulenstumpf nahe dem Ghettothore nieder, in der Hoffnung, noch eins oder das andere zu vernehmen, und heute, wie noch niemals, hat der Himmel seine edlen Absichten begünstigt.

V.

In der Frühe des nächsten Morgens hörte man ein Sägen, Hämmern und Klopfen auf dem Platze, der „bocca della verita“ heißt. Die Arbeiter schlugen die Blutbühne auf, und schwätzten gleichgültig über die neue Todesart. Aber, fragte Cecco den Beppo, was soll denn neben dem Blutgerüste der Dreibein? der hat ja so lange schon in der Polterkammer der Rota geruht! Hast du noch von einer zweiten heutigen Execution gehört? — Nein! erwiederte Beppo. Auch ist noch die Frage, ob der Jude an der Opera-

tion sterben wird. Vielleicht wird er, wenn der Schnitt glücklich überstanden wird, hinterher aufgehängt. Ein Pfund Fleisch ist eine Kleinigkeit! zwölf Unzen Apothekergewicht! Im übrigen heiligen römischen Reiche würde das schon mehr austragen! — Beide lachten über den rohen Scherz und stiegen vom fertigen Gerüste herab, um das sich bereits der Pöbel zu sammeln begann.

Als nun der Tag heller dämmerte und es zur Frühmette zu läuten begann, war bereits der ganze Platz mit Schaulustigen angefüllt, und was nicht Raum fand, erfüllte die Fenster und Dächer der umgebenden Häuser.— Jetzt öffnete sich das Gefängniß, und aus seinem Thore trat eine Schaar Hellebardiere in blanken Harnischen, in ihrer Mitte der Verurtheilte, zu beiden Seiten von zwei Glaubensbrüdern unterstützt, und gefolgt von dem Henker. Als der Zug über die Brücke und am Ghettothore vorbeikam, war der Jammer herzzerreißend. Denn Shylok war unter den Seinen als ein gottesfürchtiger und hilfreicher Mann geachtet und geliebt. Auch hatte ihn ja kein Verbrechen in dieses Unglück gebracht, sondern seine Arglosigkeit und die Arglist eines Feindes, der sich in sein Vertrauen eingeschlichen hatte. — Jetzt war es nicht mehr weit bis zum Blutgerüste. —

Dicht an demselben hielten zwei stolze Reiter, es war Antonio mit seiner Kupplerin, die in Pagenkleidern an seiner Seite war. Shylok, indem er sie an der Treppe des Gerüstes erblickte, erhob schweigend seine Augen, wie um Hülfe flehend, zum Himmel und stieg, unterstützt von seinen Freunden, unter Sterbegebeten das Gerüst hinan. Oben angekommen, lösten ihm die beiden Glaubensgenossen sein Todtenkleid bis auf die Hüfte, und er selbst bereitete sich zum Sterben unter lautem Gebete vor. Man hörte ihn überall deutlich beten, denn ringsum herrschte eine tiefe Stille.

Plötzlich verwandelte sich dieses Schweigen in allgemeines Gemurmel. Alle Köpfe wandten sich rückwärts, und die Masse schwankte und wogte, denn es drängte sich durch den Volksknäuel auf weißem Mäuler einer der Senatoren in schwarzer Sammetrobe und Barett, mit goldener Kette über die Brust, und rief dem Vollstrecker des Urtheils, als er eben das Messer anzusetzen im Begriffe war, ein Halt zu. Sodann stellte er sich dem Antonio gegenüber und sprach laut: Se. Heiligkeit, unser Vater, läßt dich Antonio Zavello, durch mich ersuchen, daß es dir gefallen möge, von deinem strengen Rechte nachzulassen, und Barmherzigkeit an dem unglücklichen Hebräer zu üben! — Ich werde einfach auf meinem Rechte bestehen, antwortete kühl der Baron — und Se. Heiligkeit wird wohl am wenigsten geneigt sein, die Strenge desselben zu mildern. — Er will das auch nicht; nur läßt er, weil ja kein Verbrechen dem Hebräer zur Last fällt, dich bitten, da nunmehr die tausend Zechinen zusammengebracht sind, Gnade für Recht ergehen zu lassen, und das Geld statt des verpfändeten Fleisches anzunehmen. — Das Pfand ist verfallen! an dem Gelde liegt mir nichts; ich will das Fleisch von unseres Heilands Mörder, für dessen Leben ihr so große Sorge traget.—

Ich fordere dich, Antonio Zavello, im Namen Sr. Heiligkeit, unſeres Herrn, zum dritten Male auf, von deiner Forderung an den Hebräer Shylok, einen unbeſcholtenen und trotz ſeiner Irrthümer in ſeiner Weiſe frommen Mann abzuſtehen! — Mein Beſchluß iſt nicht mehr zu ändern; es bleibt dabei, rief mit trotzigem Hohne der Baron. — Wohlan denn! ſprach der Senator zum Volke, es hat ſich zu Gunſten des Hebräers ein unverdächtiger Zeuge eingefunden, ein Zeuge, der für ſein Leben einſtehen will. Mag er auftreten! Damit winkte er mit einem Tuche, und mit der Eile des Winkes ſprengte einer aus der Nobelgarde über die Brücke dem Vatican zu. Auch dauerte es nicht lange, da trabte die ganze Nobelgarde heran, drängte das Volk zur Rechten und Linken an die Seite, und machte Straße dem auf ſeinem Maulthiere ſich nähernden, von mehreren Kardinälen umgebenen Papſt; dieſer ritt vor bis an's Blutgerüſt, ſtellte ſich dem Kläger gegenüber und ſprach mit ſeiner erſchütternden Donnerſtimme: Ich bin der Zeuge! Jener Unſchuldige, den du in dieſem Momente dem Meſſer des Henkers überliefern willſt, duldet, weil du ihm zwar die tauſend Zechinen erlaſſen wollteſt, aber nur um den Preis der Schande ſeiner Tochter, die deine Lüſternheit erregt hat. Du biſt ein heilloſer Bube und dem Geſetze verfallen, das innerhalb des Kirchenbannes jede gewaltſame oder hinterliſtige Verführung der Unſchuld, zugleich aber und insbeſondere den auf's ſtrengſte verbotenen Umgang des Chriſten mit den Töchtern der Hebräer mit der Todesſtrafe belegt. Du haſt das Leben verwirkt! Bereite dich vor zum Tode! Du haſt nur noch eine Stunde zu beten! — Der Hebräer behält die tauſend Zechinen als Schmerzensgeld. Führt ihn zu ſeiner frommen Tochter in das Ghetto zurück!

So lautete der Spruch Papſt Sixtus', des Fünften. Dann zog er ſich zurück, begleitet vom Jubelrufe des Volkes, und ſchloß ſich in ſeinen Gemächern den ganzen übrigen Tag ein, um den Fürbitten für den hochſtehenden Ritter zu entgehen. Um Ave Maria deſſelben Tages ritt er wieder in allem Pompe bis an die Richtſtätte und gebot, daß man die Leiche des Antonio den Verwandten zur Beſtattung zurückgebe. Dann kehrte er auf langem Umwege durch die Stadt nach ſeinem Palaſte zurück, zufrieden mit dem Werke der Gerechtigkeit, das er heute zu üben Gelegenheit hatte. —

Und ſo endete der Bruder des letzten Zavello. Denn dieſen erlegte der Dolchſtoß eines ſchwergekränkten Landmannes, deſſen Weib der Ritter lange mit ſeinen Anträgen verfolgt, und die ihn endlich heimtückiſch in ihr Schlafgemach gelockt und dem Stilette des beleidigten Gatten preis gegeben hatte. So enden die letzten Sprößlinge, dieſer einſt im Kirchenſtaate ſo mächtigen, übermüthigen Ritter, wie es die Novellen aus jener Zeit berichten.

Anmerkung. Dieſer Sage entnahm England's großer Dichter Shakeſpeare den Stoff zu ſeinem „Kaufmann von Venedig."

Rabbi Jonathan Eibenschütz,

eine biographische Skizze

von

Gutmann Klemperer,
Rabbiner in Tabor.

Vorbemerkung.

Bilden die Lebensereignisse des Rabbi J. Eibenschütz, indem sie mit den damaligen Zeitverhältnissen aufs innigste verwachsen, dieselben auch klar und getreu reflektiren, schon an und für sich einen integrirenden Theil der jüdischen Geschichte, so haben sie durch ihren Einfluß auf die Folgezeit, durch ihre, wenn auch indirekte, doch immerhin nicht unerhebliche Mitwirkung an der Regenerirung wissenschaftlicher Erkenntniß in jüdischen Kreisen, noch ein besonderes Interesse für den unsere Volksgeschichte behandelnden Historiographen.

Der durch die Verdächtigung Jonathans hervorgerufene Kampf, welcher die meisten jüdischen Gemeinden Europas in Aufregung brachte, und woran nicht nur die um diese Zeit lebenden, vorzüglichsten rabbinischen Autoritäten, sondern auch mehrere christliche Theologen Theil nahmen, ist grade in einem für die freiere Entwickelung des Judenthums Epoche machenden Zeitabschnitte, in den Tagen Mendelssohn's nemlich, zum Ausbruche gekommen, hat daher, nach dem Ausspruche eines unserer größten und bewährtesten Geschichtsforscher, den Boden gelockert, worin der genannte Gelehrte bald darauf seinen fruchttragenden Samen zu streuen begonnen[1]).

---

[1]) Dr. J. M. Jost, Geschichte des israelitischen Volkes Band II. S. 476.

Noch sind die Akten über die Denkweise Jonathans nicht zum Abschlusse gekommen, noch ist die öffentliche Meinung in dieser Beziehung schwankend, noch pflegen hie und da verschiedene Ansichten aufzutauchen, und Stimmen für oder wider diesen unleugbar großen, von Mit- und Nachwelt ob seiner seltenen Geisteskraft angestaunten Mann sich geltend zu machen.

So wurde vor nicht gar langer Zeit in einem zu Wien erscheinenden Journale — „die Morgenpost" — unbarmherzig über Jonathan der Stab gebrochen, er ohne Weiteres zum Anhänger der sabbathianischen Religionssekte gestempelt. Zwar ist gegen dieses vag hingestellte Verdammungsurtheil Protest eingelegt worden; jedoch — vergebens. Nicht geneigt, die einmal vor das Forum der Oeffentlichkeit gebrachte Meinung wieder aufzugeben, suchte man dieselbe durch neue, freilich nur sehr schwache und durchaus unhaltbare Beweisgründe zu erhärten.

Wohl können wir den Romanschreiber, der es ja ohnehin mit der historischen Richtigkeit der von ihm erzählten Fakten nicht so genau zu nehmen braucht, hier um so weniger zur Verantwortung ziehen, da ja auch Dr. Jost und mehrere rationelle Denker den Charakter Jonathans als zweideutig bezeichnen; uns aber mußte es um der geheiligten Sache des Judenthums willen tief in der Seele schmerzen, den seiner Zeit als Kulminationspunkt rabbinischer Größe hervorragenden Rabbi Jonathan mit der gegen ihn aufgebrachten schweren Beschuldigung, als sei er ein nichtswürdiger, dem Glauben seiner Väter abtrünniger Heuchler gewesen, noch immer behaftet zu sehen. Wir fühlten uns hierdurch angeeifert, den Gegenstand einer nochmaligen genauen Prüfung zu unterziehen, fanden auch unsere Mühe dadurch reichlich gelohnt, daß wir endlich die sichere Ueberzeugung von der völligen Schuldlosigkeit Jonathans gewonnen haben. Ein tieferes Eingehen in die eigentliche Sachlage so wie bedächtiges Durchlesen der vorzüglichsten Schriften Jacob Emdens, des Hauptgegners Jonathans, ließen uns zu dem erfreulichen Resultate gelangen, daß die Unschuld des Letztern rein und lauter wie die Sonne am Firmament, alle gegen denselben erhobenen Klagen auf Unwahrheit beruhen, und deren Entstehung nur theils falschen Voraussetzungen, theils lügenhaften, von boshaften Feinden ausgestreueten Gerüchten zugeschrieben werden muß. Können wir uns auch mit der Denk- und Handlungsweise Jonathans in gewisser Beziehung nicht einverstanden erklären, so liegt doch das daran als tadelhaft Befundene keineswegs in der Persönlichkeit desselben, dessen Charakter, Rechtschaffenheit oder Strenggläubigkeit; betrifft vielmehr die mit der heutigen Aufklärung nicht mehr in Einklang zu bringenden, trüben Begriffe und Anschauungen jenes Zeitalters, die auch unser Rabbi sich eigen gemacht und darüber sich nicht zu erheben vermochte, welcher Umstand bisher noch zu wenig berücksichtigt,

worden, und so Jonathan für das verantwortlich gemacht wurde, was einzig und allein der Zeitgeist verschuldet hatte.

Diese von uns hiermit aufgestellte Behauptung nachzuweisen, ist der Zweck folgender biographischen Skizze, die wohl in vieler Hinsicht mangelhaft, wofür wir aber den geneigten Leser um gütige Nachsicht bitten, die wir auch schon aus dem Grunde beanspruchen zu dürfen glauben, weil wir nemlich in einer Landstadt leben, wo die zu einer Arbeit, wie die vorliegende, nothwendigen Hilfsmittel uns nur in spärlichem, beschränkten Maße zu Gebote standen. Um jedoch diesen höchst fühlbaren Mangel theilweise zu ersetzen, strebten wir eifrigst, die hierzu in unserer eigenen Bücherssammlung vorhandenen, als auch durch die Güte unserer Freunde in Prag, wie nicht minder durch die Bemühung des Herrn Verlegers uns zugänglich gewordenen Quellen aufs sorgfältigste zu benutzen; zugleich ließen wir auch keine Gelegenheit unbenutzt, um aus dem Munde kundiger, erfahrener Männer Belehrung über die Jonathan und seine Zeit berührenden Verhältnisse zu schöpfen, und legen somit die Ergebnisse unserer Bemühung dem lesenden Publikum zur gefälligen Beurtheilung vor.

I.

Jonathans erste Jugendzeit.

In dem von jeher an rabbinischen Celebritäten so ergiebigen Polenlande stand auch die Wiege unseres Jonathan [1]), der im Jahre 1690 nach Einigen zu Krakau [2]), nach Andern zu Pinczow [3]), einem Städtchen im jetzigen russischen Gouvernement Radom, das Licht der Welt erblickte und einer durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten Familie entstammte.

Sein Urgroßvater in männlicher Linie „Nathan Spira“ — großer Kabbalist und Verfasser des die Geheimlehre zur Basis habenden, großartigen Werkes „Megalleh Amukoth“ (der Offenbarer tief verborgener Dinge) — war Schulrektor zu Krakau gewesen, allwo er 1633, im 48. Lebensjahre [4]) gestorben [5]), und an der Seite des Moses Isserles (רמ"א) begraben liegt. [6]) Sein Großvater von mütterlicher Seite war Löw Zunz, [7]) Oberrabbiner und Schulrektor zu Pinczow, ein berühmter, scharfsinniger und gelehrter Talmudist, gestorben 1682. [8]) — Eine prächtige Zierde seines Stammbaumes war auch der durch seine besondere Geistesschärfe notorische Meïr, Sohn

[1]) Jaaroth Debasch. T. II. p. 44. c. Karlsruher Ausgabe. — [2]) Dr. Spazier Gallerie ausgezeichneter Israeliten p. 76. u. Dr. Fürst-Bibliotheca Judaica p. 261. — [3]) Mündliche Mittheilung des greisen Talmudgelehrten Hrn. A. Fischel zu Prag. — [4]) Alphabetische Liste gelehrter Juden v. Jung p. 318. — [5]) Zemach David, Offenb. Ausgabe p. 33. a. — [6]) Literaturblatt d. Orients 1847. p. 830. — [7]) Tumim Absch. 33 Nota 3 u. Absch. 92. N. 1. — [8]) Zem. Dav. p. 33. b. —

des Jacob Schiff — vulgo מה"רם שיף [1]) — Oberrabbiner und Schulrektor zu Fulda ums Jahr 1633.

Sein Vater Nathan, gelehrter Talmudist und Kabbalist,[2]) wurde nach Eibenschütz, einem mährischen Städtchen an der Iglawa, als Rabbiner berufen.[3]) Hier genoß Jonathan aus dem väterlichen Munde seinen ersten Unterricht im Talmud,[4]) erhielt daher auch den Beinamen „Eibenschütz."

Der Vater starb frühzeitig,[5]) und nach dessen Tode kam Jonathan nach Wien in das Haus eines reichen Mannes, Namens Samson, der die Sorge für die fernere Erziehung des talentvollen Knaben übernehmen wollte. Allein seine Mutter, die fromme, gottesfürchtige Rabbinerin Schendel,[6]) fürchtend, das glänzende Wohlleben im Hause des reichen Wieners könnte ihrem Sohne im Talmudstudium hinderlich sein, nahm ihn unversehens aus der Residenzstadt weg, um ihn unter dürftigen Umständen seiner rabbinischen Bestimmung zuzuführen.[7])

Von da begab er sich nach Proßnitz in Mähren, allwo Meir Sohn Isak (vulgo מה"רם Eisenstadt), damals Oberrabbiner und Schulrektor gewesen (1702—1712).[8]) Jonathan war dazumal noch sehr jung, mochte auch nicht lange unter der Leitung Meir's studirt haben; denn dieser wird von ihm bloß „אלוף נעורי"[9]) — „Führer meiner Jugend" — nicht aber „אדוני מורי ורבי" — „mein Herr Lehrer und Meister" — genannt, hatte also nicht das meiste, sondern nur einiges Verdienst um seine Bildung. — Meir kam nachher als Bezirksrabbiner nach Eisenstadt in Ungarn,[10]) und starb den 27. Siwan 5504[11]) (i. e. 7. Juni 1744). Ungefähr sechs Wochen nach seinem Tode, den 7. Ab (16. Juli) u. a. hielt ihm Jonathan in der Synagoge zu Metz eine Trauerrede, worin ihm nachgerühmt wird, daß weder Körperschwäche noch Kränklichkeit ihn vom unablässigen Talmudstudium abgehalten, er trotz allen Leidens stets um Mitternacht die Schlafstätte verlassen habe, um aus reiner Liebe zum Gotteswortе mit demselben sich zu beschäftigen.[12])

Bald verlor Jonathan auch seine Mutter und blieb als arme verlassene Waise zurück.[13]).

Samson Wertheimer, Rabbiner zu Wien und Oberrabbiner über Un-

---

[1]) Tumim Kitzur Tokpho Kohen Nota 120. — [2]) Vorrede zu Krethi und Plethi. — [3]) Spazier a. a. O. — [4]) Vorrede zu Krethi u. Plethi. — [5]) ibid. — [6]) Tumim a. a. O. — [7]) Erſch u. Gruber Encyklopädie Sect. II. Th. 22. — [8]) Literaturbl. d. O. 1847. No. 24. — [9]) Jaaroth Debasch T. I. p. 26. d. u. Tumim Einleitung zu Abſch. 25. — Spazier gibt an, Jonathan habe zu Nicolsburg unter der Leitung des dortigen Rabbiners ſtudirt, welches aber nicht wahr zu ſein ſcheint; denn die in der Jugendzeit Jonathans zu Nicolsburg fungirenden Rabbiner waren: David Oppenheim und Gabriel S. Juda Löw aus Krakau. Beide aber werden von Jonathan citirt, ohne daß er ihnen das Prädikat „מו"ה" beilegt, und zwar Erſterer in Plethi Abſch. 64. N. 6, Letzterer in Novellis zu Hilchath Nidda Abſch. 193. N. 1. — [10]) Literaturbl. d. O. 1847. No. 29. — [11]) Fürſt a. a. O. p. 227. — [12]) Jaaroth Deb. J. I. p. 27. a. — [13]) ibid. S. 100 c. —

garn, ein sehr gelehrter reicher und hochangesehener Mann,[1]) wollte den verwaisten aber vielversprechenden Jüngling zu sich nehmen und als Gemahl für seine Tochter bestimmen. Jedoch fand sich noch ein Rival ein,[2]) der ebenfalls um die Hand dieser Jungfrau warb, auch ihrerseits, da er Jonathan an körperlicher Schönheit überragte, den Vorzug erhielt, aber auch der Letztere erfreuete sich bald eines recht günstigen Looses.

Isac Spira, Enkel des im Jahre 1680 verstorbenen prager Oberrabbiners Simon Spira, Rabbiner zu Bunzlau, Lissa und zuletzt böhmischer Landrabbiner, hatte keinen Sohn,[3]) aber eine bereits zur Jungfrau herangereifte Tochter, Namens Elkele, für die man ihm viele Heirathsanträge machte, die er aber alle ausschlug, weil er einen recht gelehrten Schwiegersohn wünschte.[4])

Kaum erfuhr Isac den oben erzählten Vorfall mit Jonathan, als er sogleich diesen zu sich berief, ihm die Hand seiner Tochter anbot, zugleich eine große Summe Geldes überschickte, sich gehörig equipiren, die Reisekosten bestreiten, und für seine zukünftige Gattin ein prächtiges Brautgeschenk einkaufen zu können. Jonathan folgte dem Rufe, und sein Schwiegervater vertrat wirkliche Vaterstelle bei ihm, indem er nicht nur alle seine leiblichen Bedürfnisse befriedigte, sondern ihm auch hinlängliche geistige Nahrung reichte, um seine bereits erlangte umfassende theologische Kenntniß noch mehr auszubilden,[5]) so daß er schon in seinem achtzehnten Lebensjahre — 1708 — das Rabbinat zu Jungbunzlau in Böhmen, an der Stelle seines Schwiegervaters erlangt haben soll.[6])

1711, ungefähr zwei Jahre nach dem Abzuge Abraham Broda's von Prag,[7]) kam Jonathan dahin und machte sogleich die Bekanntschaft der daselbst befindlichen, ausgezeichneten Talmudgelehrten Samuel Joß oder

---

[1]) Geschichte der Juden zu Wien v. Ludwig Aug. Frankel S. 22. — [2]) Hr. A. Fischel, der diese Begebenheit aus dem Munde des verewigten Rabbi Samuel Landau gehört, und sie uns mitzutheilen die Güte hatte, nannte als diesen Rivalen den Sohn des mährischen Landrabbiners Rabbi Berusch, es war aber dieses nicht der Sohn, sondern — Berusch selbst. Als Sohn des damaligen Landrabbiners Gabriel's aus Krakau, und ungefähr in einem Alter mit Jonathan, aspirirte er auf dieselbe Partie mit Jon. zugleich, trug auch durch seine körperliche Reize den Sieg davon. Die Hinneigung der Jungfrau zu dem schönern Berusch soll Jonathan zu einem witzigen Calembourg Veranlassung gegeben, er nämlich, auf die Schwärze seines Gesichtes anspielend, gesagt haben: „תדיר ושאינו תדיר קורם." Bekanntlich wird im jüdischen Jargon ein Mensch von schwarzer Hautfarbe mit einem Toter (wahrscheinlich das corrumpirte Tartar) verglichen. Berusch ward wirklich der Schwiegersohn Samsons und nachmaliger mährischer und ungarischer Landrabbiner, domicilirte aber in Wien und starb daselbst תק"ג אדר ראשון כ"ו (i. e. 2. März 1753). [Frankel Grabschriften des alten jüdischen Friedhofes in Wien No. 424.] — [3]) Jaar. D. a. a. O. — [4]) ibid. p. 102. — [5]) ibid. p. 100 c. — [6]) Spazier a. a. O. erzählt dieses, wird jedoch von Jonathan selbst widersprochen, indem es in Vorrede zu Luchoth Eduth §. 14 heißt, daß er seit erlangter Reife nie anderswo, als zu Prag, Metz und Altona gewohnt habe, vergleiche ferner daselbst §. 11. — [7]) Bne Ahuba III. p. 15 b. —

Krakauer und Jona Bunzel Landsopher,[1]) docirte auch öffentlich die talmudische Wissenschaft. —

Er blieb zwei Jahre in Prag, lebte dann 1713 und 1714 zu Hamburg im Hause des Großvaters seiner Gattin, Mordechai Kohn's, der ein Mäcen der Gelehrten, viele derselben auf alle mögliche Weise unterstützte, auch lauter kenntnißreiche Schwiegersöhne hatte, welche vorzügliche Rabbinatsstellen bekleideten.[2]) Hier vervollkommnete er sich in allen Zweigen der rabbinischen Literatur,[3]) kehrte aber wieder nach Prag zurück.

II.

Jonathan Prediger in Prag.

Um diese Zeit wurde in der großen und berühmten Judengemeinde zu Prag für Verbreitung und Erforschung der Gotteslehre eifrigst Sorge getragen. Es gab da viele Talmudlehrer, die öffentliche Vorträge hielten, und obgleich diese hierfür nicht das geringste Honorar bezogen, dennoch dem Lehramte mit ungemein großer Liebe und Hingebung oblagen, demselben auch alle Zeit und Muße widmeten. Sie betrachteten, nach dem Worte der Schrift: „Du sollst darin forschen Tag und Nacht" (Josua 1, 8), die Erörterung und Erklärung der Halacha (der gesetzliche Theil der jüdischen Glaubenslehre) als ihre einzige Lebensaufgabe, die sie aufs Gewissenhafteste erfüllten. Von allen Ländern und Weltgegenden strömten lernbegierige Talmudjünger nach Prag, ihren Wissensdurst zu löschen, und die dortige Gemeinde unterstützte diese mit bereitwilligster Zuvorkommenheit. Uebung der Gastfreundschaft gegen fremde aus der Ferne hergekommene Talmudschüler hielten die Prager für eine so heilige, unerläßliche Pflicht, daß sie selbst in den durch Kriegswirren herbeigeführten Zeiten schwerer Noth und Bedrängniß hiervon nicht abließen, kein Opfer scheueten, um ihre Talmudschulen aufrecht zu erhalten, die dieselben besuchenden Hörer vor Mangel zu schützen, und ihnen wie möglich Unterkunft zu verschaffen.[4]) — Es gab auch da ein eigenes Lehr- und Lesezimmer, בית המדרש genannt, wo Tag und Nacht ununterbrochen Talmudstudien betrieben wurden.[5]) Hier kamen die gelehrtesten Männer der Gemeinde oft zu-

---

[1]) Bne Ahuba III. S. c. — [2]) Vorrede zu Krethi u. Plethi. — [3]) ibid. — [4]) Jaaroth D. T. II. p. 94 a und b wird die prager Judenschaft wegen ihrer Freigebigkeit gegen Talmudschüler sehr gerühmt und heißt es daselbst: „selbst im heuerigen Sommer, wo sie leider auf dem Hirschgraben (קרן צבי) wohnen mußten, unterhielten sie dennoch mehr als 100 Talmudstudirende. — [5]) Löwe b. Bezalel — vulgo der hohe Rabbi Löw — gründete zuerst ein Beth Hamidrasch, „Klaus" genannt (Zem. D. p. 32 b.) Dieses Lehrhaus brannte 1689 ab, an dessen Stelle wurde die Klaussynagoge errichtet.

sammen, um ihren Wissensschatz zu bereichern, durch gegenseitigen Verkehr und Austausch der Ideen nicht nur an Erkenntniß und Einsicht zuzunehmen, sondern auch ihre Geisteskraft zu heben und zu schärfen; hier wurden die das Gebiet der Halacha berührenden Tagesfragen besprochen, durchgearbeitet und zum Abschlusse gebracht, auch sonst beliebige Themata zur Diskussion vorgebracht, wobei es einem Jeden frei stand, seine Meinung offen und unumwunden zu äußern. Der studirenden Jugend ward hier ebenfalls der Zutritt gestattet, sie horchte mit edler Wißbegier auf die weisen Aussprüche der anerkannten Autoritäten rabbinischer Wissenschaft, mischte sich nicht selten auch, voll kühner, muthiger Begeisterung, in den heiligen, feuerigen Kampf, dessen Endzweck, das Gotteswort zu erläutern, seinen wahren Sinn zu erfassen, die weit verzweigten Lehrsätze der Halacha auf ihre ursprünglichen Prinzipien zurückzuführen, und so das Wahre vom Falschen, das Richtige vom Unrichtigen zu scheiden und auszusondern. — Das Lokal im gehörigen Stande zu erhalten, dessen Beheizung und Beleuchtung war Sache der Gemeinde. Daß es hier auch an einer Bibliothek nicht fehlte, worin die zum Talmudstudium nothwendigen Hilfsbücher in mehreren Exemplaren vorfindig waren, versteht sich von selbst.

Mochte damals Jemand nur die leiseste Ahnung davon haben, daß eine Zeit kommen könnte, wo in der für Verbreitung talmudischer Wissenschaft mit solch unermüdlicher, aufopfernden Bereitwilligkeit thätigen Gemeinde keine einzige Talmudschule mehr anzutreffen, ja sogar in der an zweitausend jüdische Familien zählenden Metropole Böhmens keine öffentliche, auf Kosten der Gesammtheit erhaltene Anstalt für Unterricht der Bibel im Urtexte wie für Pflege der heiligen Sprache zu finden sein werde??? — Nach diesem wehmüthigen Seelenerguße, den der geneigte Leser mir, dem, seiner Vaterstadt, in der er geboren und erzogen wurde, mit ganzem Herzen ergebenen Prager zu Gute halten möge, kehren wir wieder zur Vergangenheit zurück.

In jenen Tagen, in welchen unsere Erzählung handelt, war das Bestreben der prager Judengemeinde, das religiöse Leben zu fördern, kein einseitiges, so daß nicht nur das Feld der Halacha sich allein der äußersten Pflege und Wartung erfreuete, wobei nur auf den gelehrten Stand Rücksicht genommen worden wäre; sondern auch dahin richtete sich das Bestreben der Gemeinde, selbst der minder begabten, in den Tiefen talmudischen Wissens nicht bewanderten Klasse das Wort Gottes verständlich und zugänglich zu machen, indem nemlich Prediger und Volksredner angestellt wurden, die an Sabbathen, Festtagen und bei sonstigen feierlichen Gelegenheiten, populäre, agadische Kanzelvorträge hielten, Herz und Verstand zugleich anzuregen verstanden. Sowohl in den Synagogen als bei dem Beerdigungs-Verein gab es eigens angestellte Prediger.

Jonathan war noch jung an Jahren, und schon wurde ihm das

einflußreiche Posten eines Predigers zu Prag übertragen,[1]), wahrscheinlich nahm er die Stelle des Simon Backofen ein, der früher Rabbiner und Schulrektor zu Raudnitz, dann in der Pfalz, endlich zuletzt das Predigeramt in Prag bekleidete, und im Spätsommer 1714 mit Tode abging.[2])

Bei seiner Installation hielt Jonathan eine Antrittsrede, deren Exordium wir vor uns haben.[3]) Selbes ist in dem damals allgemein beliebten, schlechtweg mit dem Namen „Derusch" (combinatorische Deutung des Textes) bezeichneten Genre gehalten. Bei Vorträgen dieser Art glänzten zwar Witz und Scharfsinn außerordentlich, kam aber auch häufig das auf die höchste Spitze getriebene Sophisma zum Vorschein, indem hier agadische und halachische Interpretationsweisen in einander greifen, wodurch die überraschendsten, frappantesten Resultate herausgebracht, gegen die logischen Gesetze hingegen gar zu oft arg gesündigt worden.

Das Debüt Jonathans muß sehr befriedigend ausgefallen sein, da ihm nicht allein ein großer Schatz von Wissen, sondern auch haarscharfe Regsamkeit und Gewandtheit des Geistes, wie nicht minder die den Volksredner eigentlich charakterisirende Gabe, seine Gedanken nämlich leicht und faßlich darzustellen, zu Gebote standen.

Alsbald habilitirte er sich auch als Schulrektor, hielt in seiner Wohnung talmudische Vorträge für junge Talmudbeflissene[4]) und sah sich in kurzer Zeit von einem großen Schülerkreis umgeben.[5]) Nebstbei besuchte er fleißig das von Abraham Broda gestiftete Beth Hamidrasch, welch' letzterer daselbst viele Jahre das Lehramt verwaltet hatte.[6]) — Nach dessen Abreise von Prag trat Samuel Joß aus Krakau hier als Rektor und Lehrer ein, unter dessen Leitung nun Jonathan, im Vereine mit vielen Gelehrten, talmudischen Studien oblag, denselben daher auch „מורי ורבי" nennt, und sich sogar rühmt: „im Jahre 1718 in Gegenwart dieses großen Lehrers eine befriedigende Lösung zu einer halachischen Frage gegeben, dafür dessen vollen Beifall eingeerntet zu haben."[7])

Ein Schüler Jonathans, zugleich durch 4½ Jahre dessen Haus- und Tischgenosse zu Prag, schildert die Lebens- und Handlungsweise seines Lehrers folgendermaßen:

„Unser Rabbi, erfüllt von wahrer Gottesfurcht, war fest und beharrlich im Glauben, dabei sehr bescheiden, gütig und wohlwollend gegen Jedermann. Er ging nie sinnlichen Genüssen nach, verlangte niemals nach weltlichen Freuden und hatte irdische Lust überhaupt keinen Reiz für ihn. Ich, sein Tischgenosse, versichere, daß er sich an Wochentagen nie Zeit zum Essen gönnte; sehr oft stand er während des Mahles auf, ging, im tiefsten Nachdenken versunken, von einem Gemach in's andere, kam endlich freudig

[1]) Jaar. D. II. p. 99. — [2]) Gal-Ed. Prag 1856. Nr. 98. — [3]) Jaar. D. a. a. O. — [4]) Luchoth Eduth. Altona p. 43 b. — [5]) Ibid. — [6]) Dieses Haus steht hinter den jüd. Fleischbänken und hat eine den Namen des Gründers enthaltende Aufschrift. — [7]) Tumim Absch. 49. Note 6.

zurück und theilte uns halachische Novellen mit, die eben jetzt seinen Geist beschäftigt hatten."

„Wo es den Dienst und die Verehrung Gottes betraf, da hatte das Geld keinen Werth für ihn. Ein einziger Esrog, da er den schönsten haben wollte, kam ihm einmal auf zwanzig Thaler zu stehen, ebenso verursachte ihm die Errichtung einer prächtigen Laubhütte ungemein viele Unkosten."

„Das Studium des göttlichen Gesetzes bildete immer seine Hauptbeschäftigung, die ganze Woche hindurch legte er sich nicht zu Bette, wann andere Menschenkinder schlafen, wachte und forschte er in der Gotteslehre."

„Selbst wenn er außer dem Hause seinem Erwerbe nachging, dachte er stets an seine heiligen Studien, trug uns nicht selten bei seiner Zurückkunft die Lösung schwieriger Stellen in den alten Religionsquellen vor, womit der himmlische Vater während des Geschäftsganges seinen Geist erleuchtet hatte." [1])

„Einmal befand er sich ein ganzes Vierteljahr ununterbrochen in Wien, bei seiner Rückkehr war er wegen der so lange Zeit erlittenen Störung im Thora-Studium außerordentlich betrübt. Da warf er sich mit allem Eifer auf die Erlernung der Mischna, entzog sich außer am Sabbathe gänzlich dem Schlafe, arbeitete wöchentlich immer eines von den sechs Mischna-Theilen durch, so daß er in sechs Wochen das ganze Werk völlig inne hatte." [2])

Diesem Bericht eines Augenzeugen entnehmen wir auch, daß Jonathan obwohl er bei der prager Gemeinde als Prediger fungirte, dennoch keineswegs von derselben unterhalten wurde, sondern seinen Bedarf auf Privatwegen erwerben mußte. [3])

III.

Jonathans Vertheidigung der jüdischen Glaubenslehre.

Ein mit solcher Stärke und Schärfe des Geistes begabter Mann wie Jonathan mochte sich mit der Talmudkunde allein nicht begnügen, er eignete sich nebstbei geschichtliche, geographische, mathematische und philosophische Kenntniß an, [4]) und war auch in der medicinischen Wissenschaft nicht ganz unerfahren. [5]) Dadurch drang sein Ruf auch über die Schranken des prager Ghetto hinaus unter die christlichen Stadtbewohner, und er wußte

[1]) Bekanntlich concipirte auch Mendelssohn einen seiner Briefe über die Empfindungen unterwegs mit einem Packe Seidenwaaren unterm Arme. — [2]) Luchoth Ed. p. 45 ff. — [3]) Ibid. — [4]) Spazier a. a. O. — [5]) Beun Ahuba a. a. O.

ſich bei vielen hochgeſtellten Männern, vorzüglich bei dem katholiſchen Klerus, Entree zu verſchaffen.

Mit Letzteren führte er oft Religionsgeſpräche, bei welchen er nicht nur die jüdiſche Glaubenslehre mit Geſchick, Witz und Scharfſinn vertheidigte, ſondern auch ſich ſo gewandt und gemäßigt zu benehmen verſtand, daß er allſeitige Achtung, Gunſt und Liebe erworben,[1]) ſogar beim prager Erzbiſchofe beſondern Schutz für ſeine Glaubensgenoſſen erwirkt haben ſoll.[2])

Bezüglich dieſer religiöſen Disputationen circuliren wohl viele geiſtreiche Antworten, die Jonathan ſeinen Opponenten gegeben haben ſoll; wir wollen aber hier nur diejenigen anführen, die von ihm ſelbſt erzählt werden, und zugleich einen Einblick in ſeine Denkweiſe und eigentliche Geiſtesrichtung gewähren dürften:

1) Einige Gegner des Judenthums griffen die heilige Schrift an und ſagten, dieſelbe könne keineswegs als Richtſchnur unſerer Handlungen dienen, indem ſie ja Lug und Trug geſtatte und für etwas Erlaubtes ausgebe. Habe doch Abraham den Abimelech belogen, ihm ſein Weib als ſeine Schweſter bezeichnet, ferner auch der Prophet Samuel den Saul dadurch zu täuſchen geſucht, daß er die Salbung Davids durch ein vorgebliches Opferfeſt verheimlichte? — Hierauf erwiederte Jonathan: „Daß die heil. Sch. das Lügen ausdrücklich und ſtreng verbiete, wird doch wohl niemand in Abrede ſtellen wollen, man braucht ja nur das göttliche Buch herzunehmen, die hierauf bezüglichen Stellen aufzuſchlagen und nachzuleſen. — Was aber die darin enthaltenen Erzählungen von dem Benehmen Abrahams dem Abimelech und dem des Samuel dem Saul gegenüber betrifft, muß dieſes von einem andern Geſichtspunkte aus aufgefaßt werden. Es waltet ein ungeheuerer Unterſchied ob zwiſchen einer frechen Verleugnung und Entſtellung der Wahrheit und einer durch den Drang der Umſtände herbeigeführten Nothlüge; erſtere muß gemieden und verabſcheut, letztere hingegen kann als erlaubt und zuläſſig angeſehen werden. Um dieſes klar einzuſehen, erwäge man Folgendes: Die Lüge iſt einmal naturwidrig, weil ſie das Gegentheil von dem behauptet, was die Wirklichkeit als poſitiv darſtellt. Alles Naturwidrige aber iſt ein Erzeugniß des böſen Prinzips, muß daher Schaden und Verderben bringen, aus dieſem Grunde alſo iſt die Lüge haſſens- und verdammenswerth. Die Nothlüge hingegen iſt nicht allein unſchädlich, bewirkt vielmehr die Erhaltung und Rettung eines Menſchenlebens; ſomit entſpringt ſie dem guten Prinzipe, nimmt den Charakter des Naturgemäßen an und kann durchaus nicht als unmoraliſch gelten.“ [3])

2) Jonathan befand ſich einſt in einer Geſellſchaft, wo viele chriſtliche Theologen zugegen waren. Man fiel über den Talmud her, verlachte die von demſelben für קידוש הלבנה (Dankgebet beim Sichtbarwerden des neuen

[1]) Vorrede zu Krethi u. Plethi. — [2]) Spaziér a. a. O. — [3]) Jaaroth D. T. II. p. 8.

Mondes vorgeschriebene Segensformel, worin es nämlich heißt: — „Sie (die Himmelskörper) sind froh und freuen sich den Willen ihres Schöpfers zu vollführen." — Sind ja die Himmelskörper todte, leblose Massen, kann bei ihnen von freudigen Empfindungen die Rede sein? Haben sie ja weder Vernunft noch Denkkraft, wie kann man ihnen demnach fröhliche, wonnige Gefühle beilegen? — So lautete der höhnende Ruf der Antitalmudisten. — Jonathan, ein eifriger Anhänger der trügerischen Astrologie und aller mit ihr in Verbindung stehenden magischen Wissenschaften, hielt folgende Gegenrede:

„Und wie wäre denn Zauberei möglich, wenn die Himmelskörper ohne Leben und Vernunft sein würden? Ist ja diese Kunst — wie aus allen Werken der Astrologen, Alchymisten und Magier leicht zu ersehen — einzig und allein darauf basirt, daß man den Sternen des Himmels, theils durch Beschwörungen, theils durch ihnen erwiesene Verehrung Gunstbezeugungen entlockt, wodurch sie den ihrerseits der Gesammtheit eigentlich zu spendenden Segen, ausschließlich dem von ihnen Begünstigten zuströmen lassen, und so den Einen mit dem bereichern, was sie der Gesammtmasse entziehen. Sind aber die Himmelskörper vernunftlose Wesen, wie vermöchten sie alsdann Begünstigungen zu erweisen? — Erflehet von dem Zeiger an der Uhr, daß er euretwegen seinen kreisenden Umlauf abkürze oder verlängere, ist er es im Stande? Seine Bewegung ist eine bloß mechanische, die er nicht willkürlich abändern kann. Wären nun die Gestirne droben ebenfalls bloße Mechanismen, wie würde es möglich sein, daß sie die einmal bestimmten, mechanischen Gesetze freiwillig abzuändern im Stande wären? Die außerordentlichen Wirkungen der Magie beweisen einmal unumstößlich, daß das Planetenheer zu Gunsten des einen oder andern Lieblings sich Ausnahmen erlaubt, dasselbe muß also entweder selbst Vernunft besitzen, oder von andern vernünftigen, ihm inne wohnenden Wesen dirigirt werden. Bekanntlich sollen aber nach philosophischen Grundsätzen die Erklärungen der Naturerscheinungen so viel als möglich vereinfacht werden; bevor wir daher annehmen, die Himmelskörper seien todte Massen und stünden unter der Leitung anderer Vernunftwesen, ist es nicht viel einfacher und einleuchtender anzunehmen, „sie selbst seien mit Vernunft begabte Geschöpfe?" Wer kann daher unsere alten Weisen eines Irrthums zeihen, wenn sie vom Himmelsheere als von lebendigen vernünftigen Kreaturen sprechen, von denen man mit Recht sagen kann: „Sie freuen sich und sind froh den Willen ihres Schöpfers zu vollführen?"

Die ganze große Versammlung der Theologen hörte mit Staunen die Beweisführung Jonathans, zollte derselben vollen Beifall, und versprach, solche in seinem Namen durch den Druck zu veröffent-

lichen, indem alle seitens der Philosophie dagegen zu erhebenden Einwendungen falsch und grundlos wären.[1])

Wir können freilich keineswegs der Ansicht Jonathans beipflichten. Nicht allein, daß der jetzige Standpunkt der Naturwissenschaft allen Einfluß einer übernatürlichen Magie zurückweist, ist die gegebene Antwort Jonathans schon an und für sich unrichtig. Die talmudischen Gelehrten konnten bei Abfassung gedachter Gebetsformel durchaus an kein willkürliches Verfahren der Sternenwelt gedacht haben, indem ja dieser Segensspruch also lautet: „Gelobt seiest du, Herr unser Gott, König der Welt! der durch sein Wort die Himmel, durch den Hauch seines Mundes ihr ganzes Heer geschaffen; Gesetz und Zeitmaß hat er ihnen vorgeschrieben, daß sie ihre festgesetzte Ordnung nicht verändern, sie sind froh" u. s. w.—

Trotzdem müssen wir gestehen, daß die Erwiederung Jonathans originell, geistreich und von seinem Gesichtspunkte aus logisch richtig durchdacht gewesen; wo hingegen die ihm vorgelegte Frage all dieser Glanzpunkte entbehrt, und nichts als schale Gedankenlosigkeit verräth. Sind denn Gebete und poetische Ergüsse des Gemüthes wissenschaftliche Doctrinen, daß hier die Ergebnisse strenger Naturforschung berücksichtigt werden müssen? Belebt nicht die Einbildungskraft des Dichters die ganze Natur, wenn auch der zersetzende Verstand des Physikers allda nur chemische oder mechanische Prozesse erblickt? Wenn der Psalmist begeistert vom herrlichen Schauspiel des Sonnenaufganges ausruft: „Sie (die Sonne) strahlt hervor wie ein Bräutigam aus seinem Gemache, freuet sich wie ein Held die Bahn zu durchlaufen", konnten unsere Weisen nicht diese phantasiereiche Metapher in das von ihnen formulirte Dankgebet einflechten? —

3) Ein hochgestellter Regierungsbeamter in Wien verlangte von Jonathan Aufschluß über folgenden im Talmud (Erubin 21 b) sich findenden Satz: „Die Uebertretung rabbinischer Verordnung wird strenger bestraft als die der Schriftgebote." Sind denn nicht letztere, da sie unmittelbar von der Gottheit ausgehen, ungemein wichtiger als erstere, die nur sterbliche Menschen eingesetzt haben? —

„Du, Herr," lautete der Bescheid Jonathans, „mögest selber urtheilen! Sieh einmal, du bist hochgestellt und bei der kaiserlichen Majestät sehr angesehen. Gesetzt, du befehlest mir jetzt, mich zu entfernen, ich aber wollte aus Widersetzlichkeit dir nicht gehorchen; so hättest du wohl die Macht, mich zu bestrafen. Die mir aufzuerlegende Strafe dürfte aber doch ein gewisses Maß nicht überschreiten; du dürftest mir nämlich Stockstreiche geben oder Fesseln anlegen lassen — bei dem Allem dürftest du mich doch nicht des Lebens berauben. Wolltest du einen Spieß nehmen, und mich meines Ungehorsames wegen sogleich durchbohren, dann würdest du gewiß

---

[1]) Jaaroth D. T. II. 32 c.

auch den Zorn des Regenten zu fürchten haben, weil meine Widerspenstigkeit wohl Strafe, nicht aber den Tod verdiente. — Gehe ich aber jetzt von dir weg, und bei meinem Austritt aus deinem Palaste ruft mir der draußen auf dem Wachtposten befindliche gemeine Soldat: „Halt!“ entgegen, ich kehre mich jedoch nicht daran, gehe meines Weges weiter, er dagegen stößt mich auf der Stelle mit seiner in der Hand haltenden Waffe nieder, würde ihm dieses zum Verbrechen angerechnet werden? — Gewiß nicht! — Im Gegentheil dürfte er sogar dafür belobt werden, streng und wacker sein Hüteramt versehen zu haben. Warum aber darfst du, der Hochangesehene, Vornehme, den gegen dich verübten Ungehorsam nicht mit dem Tode bestrafen, und der Schildwache vor deinem Hause, die doch im Range weit — weit unter dir, wird Solches ja gestattet? — Die Ursache hiervon ist folgende. Grade weil der gemeine Soldat unten weder Rang noch Würde hat, mußte ihm die Macht eingeräumt werden, gegen den ihm zuwider Handelnden mit äußerster Strenge verfahren zu dürfen, sonst würde ja niemand seines warnenden Zurufes achten, er auch seinen Beruf nicht gehörig erfüllen können. Dir, geehrtester Herr, hingegen gibt dein hoher Rang und deine hervorragende Würde schon Ansehen genug, durch dein Uebergewicht zu imponiren und deinen Worten Nachdruck zu verschaffen, man ehrt und fürchtet dich, ohne grade vom Tode bedroht sein zu müssen. — Ebenso verhält es sich mit den Geboten der heiligen Schrift und denen unserer Weisen. Jene hat absolute Autorität, bedarf daher, um sich Gehorsam zu verschaffen, nicht solch strenger Maßregeln, wie diese, die nur schwache, staubgeborene Erdensöhne gegeben haben, über deren Ausspruch man sich leicht hinwegsetzen würde, hätte man dem nicht mit äußerst rigoröser Schärfe vorgebeugt.“ [1]) — Konnte eine so schlagende, in so herrliche Form gekleidete Antwort einen günstigen Eindruck zu machen verfehlen?

Auch bei der Akademie der Aerzte in Prag stand Jonathan in gutem Ansehen. Es handelte sich einmal, bezüglich einer der Halacha gemäß zu treffenden Bestimmung, darum, „ob eine gewisse Frau, deren Kind noch in der ersten Lebensperiode war, diese ihre Leibesfrucht selbst stillen könne oder nicht.“ Ein Arzt verneinte solches, indem er behauptete, die Muttermilch jener Frau sei von giftiger Schärfe und für den Säugling höchst gefährlich. Gegen dieses ärztliche Urtheil regten sich aber in der Seele Jonathans ernstliche Bedenklichkeiten. Man hatte ihm nämlich das Aussehen dieser Frauensperson als gesund, kräftig und blühend geschildert, daraus schloß er, daß auch ihre Milch keineswegs giftiger Natur sein könne. Ist ja die Muttermilch nichts anderes als das durch die Milchgefäße abgesonderte und zum Trank bereitete Herzblut. Enthielte nun das Blut des Weibes scharfe giftige Be-

[1]) Jaaroth D. T. 14 c.

ſtandtheile, müßte dieſes ja auch an ihrem Körper ſichtbar ſein, indem ſich allda Hautentzündungen, Ausſchläge und Geſchwüre bilden würden. So lautete der Schluß Jonathans, er legte auch ſeine Anſicht hierüber der Akademie vor, die ihm völlig beiſtimmte und Recht gab.[1])

Solche einflußreiche Bekanntſchaften raubten ihm natürlich auch viel Zeit, welches ihn ſehr ſchmerzte; am meiſten betrübte er ſich darüber, daß es ihm an Muße gebrach, ſein bereits verfaßtes Werk „בני אהובה" zu veröffentlichen.[2])

Er ſoll auch bei der Staatsregierung großes Zutrauen erlangt haben, und ihm im Jahre 1728 die Generalcenſur über alle in Böhmen erſcheinenden hebräiſchen Werke übertragen worden ſein.[3]) Er ſelbſt ſchweigt hiervon, und erzählt bloß, daß ihm die Erlaubniß zu Theil wurde, den Talmud ſammt Kommentarien abzudrucken, was zu Prag noch nie einer erlangen konnte.[4]) — Er begann zwar dieſe Arbeit, machte aber hierin keine großen Fortſchritte. Bloß der 1. Theil „Seder Seraim" erſchien. Er übte hierbei ſelbſt das Cenſorenamt mit aller Rigoroſität, welches uns aber nicht Wunder nehmen wird, wenn wir bedenken, mit welcher Scrupuloſität damals die Cenſur bezüglich hebräiſcher Bücher gehandhabt worden, und wie man ſelbſt die harmloſeſten Stellen oft beanſtändete. Vielleicht mag dieſes auch die Urſache geweſen ſein, daß das Unternehmen ſich keines günſtigen Erfolges erfreute, und kaum begonnen, wieder aufgegeben werden mußte.

IV.

Jonathan erſter Rabbinatsaſſeſſor zu Prag.

Der Ruhm Jonathans ſtieg immer höher und höher, er hatte eine ausgebreitete Korreſpondenz, indem von den gelehrteſten Notabilitäten Briefe über die verſchiedenartigſten, die rabbiniſche Literatur im weiteſten Sinne betreffenden Kategorien an ihn ergingen. Er wußte überall Beſcheid und erfreute ſich als gefeierte Autorität allſeitiger Anerkennung.[5])

Nun befaßte er ſich aber auch mit der Geheimlehre, vertheilte kabbaliſtiſche Amulete,[6]) und gerieth deßhalb in Verdacht, ein geheimer Anhänger des Sabbathianismus zu ſein.[7]) Eine polniſche[8]) Synode ſoll ihn ſogar mit

---

[1]) Bene Ahuba a. a. O. — [2]) Vorrede zu Krethi u. Plethi. — [3]) Spazier a. a. O. — [4]) Vorrede zu Krethi u. Plethi. — [5]) Luchoth E. p. 9 b. — [6]) Geſchichte, Lehren und Meinungen aller religiöſen Sekten der Juden von Peter Beer. T. II. p. 306. — [7]) Luch. Ed. p. 46 a. — [8]) Nicht in Prag, wie Joſt a. a. O. T. II. p. 474 angibt.

dem Banne bedroht haben,[1]), da man aber das Richtige dieſes Argwohns bald eingeſehen haben mochte, blieb er unangefochten,[2]), und nachher wie vordem genoß ſein Name die größte Hochachtung.

Anno 1725 wurde zu Prag ein Bannſtrahl gegen die Sabbathianer geſchleudert, und die hierüber abgefaßte Proclamation wurde beim Beginne des großen Verſöhnungsfeſtes vor Anfang des Kol-Nidre in allen Synagogen öffentlich verleſen. Der damalige prager Oberrabbiner „David Oppenheim“ befand ſich um dieſe Zeit wahrſcheinlich in Wien, daher er gedachte Proclamation nicht unterzeichnen konnte,[3]) und an ſeiner Stelle obenan finden wir den Namen Jonathans,[4]) dieſer war alſo damals bereits Präſes des Rabbinatskollegiums zu Prag.

Nach dem Tode Oppenheims, im Jahre 1736,[5]) wählten ihn die Rabbinatsaſſeſſoren einſtimmig zu ihrem Oberhaupte,[6]) weil ſie ihn alle liebten und hochachteten, und er vertrat die Stelle des Oberrabbiners.

Man ſetzte in ſeine unparteiiſche Redlichkeit das größte Zutrauen, welches er auch vollkommen verdiente, wie folgende Begebenheit beweiſt. Als Michael Spira ſtarb, hatte er vor ſeinem Tode ſein ganzes Vermögen an ſeinen Sohn Iſac, den Schwiegervater Jonathans, abgegeben, und ihn rechtskräftig als Eigenthümer deſſelben eingeſetzt. Nun trat aber nachher ein Gläubiger mit einem von Michael unterſchriebenen Wechſel auf und verlangte Bezahlung. Iſac, in der feſten Ueberzeugung, daß der Wechſel falſch ſei, weigerte die Zahlung, und da er das Falſum nicht erweiſen konnte, nahm er zu einer Advokatenliſt ſeine Zuflucht; er berief ſich nämlich auf eine im rabbiniſchen Corpus juris zwar erwähnte, aber nicht recipirte Meinung, daß er dieſe Schuld nicht zu zahlen brauche. Der Wechſelinhaber führte Klage beim Rabbinatskollegium. Obwohl nun Jonathan, als Schwiegerſohn des Geklagten, nicht mit zu Gerichte ſitzen durfte, beſprachen ſich die Rabbiner denn doch mit ihm und holten ſeine Meinung ein, weil ſie ſeine ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit kannten. Jonathan, rechtsliebend und wahrhaft, ſprach ſich offen gegen ſeinen Schwiegervater aus, und dieſer wurde zur pünktlichen Zahlung verhalten.[7])

---

[1]) Luch. E. a. a. O. — [2]) ibid. — [3]) So ſcheint uns — nach einem im Thorath Hakenaoth v. J. Emden abgedruckten d. d כסלו ת"ש lautenden Schreiben des Autors an D. Oppenheim — die wahre Sachlage geweſen zu ſein, nicht wie unſer Freund S. H. (Gal-Ed. No. 80) meint, daß Oppenheim nicht unterſchreiben, gegen die Sabbathianer überhaupt nicht einſchreiten wollte. Im Gegentheil geht aus obigem Werke a. a. O. deutlich hervor, daß Letzterer zur Verfolgung und Unterdrückung gedachter Sekte ſehr thätig geweſen. — [4]) Anno 1800 wurde dieſe Proclamation wieder publicirt und abermals als Copie abgedruckt, wovon Hr. Abraham Muneles, Stiftsrabbiner zu Prag, ein Exemplar beſitzt, das er uns zur Benutzung zu borgen die Güte hatte. — [5]) Gal-Ed. No. 80. — [6]) Or Lajescharim von Sarach Eidlitz p. 12 c. — [7]) Tumim K T K. Nota 120.

Meir Fischel,[1]) einer der gelehrtesten und ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, über 40 Jahre Schulrektor und zuletzt Präses des Rabbinatskollegiums zu Prag — gest. 1770 —[2]) beurkundete die geniale Größe Jonathans durch folgende zwei von Ohrenzeugen[3]) uns mitgetheilte Erzählungen.

Einst erhielt Meir ein Schreiben, worin wegen eines sehr wichtigen, nach rabbinischem Rechte sehr schwierig zu entscheidenden Falles bei ihm angefragt wird. „Er hat vierzehn Tage vollauf damit zu thun, kömmt endlich mit der Ausarbeitung zu Ende, die natürlich sehr combinirt war, indem dabei in die verschiedensten, verwickeltesten Kontroversen des Talmuds tief eingedrungen wurde. Da aber der Gegenstand gar zu wichtig war, entschloß sich Meir, bevor er die Antwort abschickt, noch mit Jonathan, seinem Freund und Kollegen, Rücksprache darüber zu nehmen. Er begibt sich zu diesem Ende in die Wohnung des Letztern, findet aber diesen so sehr beschäftigt und in Anspruch genommen, daß an eine augenblickliche Unterredung mit ihm nicht zu denken war. Als Jonathan seinen Wunsch erfahren, forderte er ihn auf, ihm das schriftliche Elaborat dort zu lassen, bis er gehörige Muße haben werde. Meir that dieses nicht gerne, konnte aber das Verlangen Jonathans nicht gradezu zurückweisen, und übergab diesem die ausgearbeitete Dissertation. Dieses geschah an einem Freitage. Sonntags darauf nach Beendigung des Morgengebetes kömmt schon der Bote Jonathans zu Meir, überbringt ihm sein Schriftwerk, dazu einen Brief von der Hand des Ersteren, worin alle auf den vorliegenden Fall Bezug habenden Thesen mit größter Klarheit und Umsicht entwickelt werden, und so ein Resultat sich ergibt, das hinsichtlich scharfsinniger Auffassung und prägnanter Darstellung alles zur Sache Gehörigen die Arbeit Meirs weit hinter sich zurückläßt, worüber dieser nicht wenig in Verwunderung gerieth und die Größe Jonathans nicht genug anstaunen konnte.

Wieder traf es sich einmal, daß zwei Abgesandte aus Palästina nach Prag kamen und ein kabbalistisches Werk mit sich hatten, dessen Sinn niemand zu enträthseln wußte. Sie hatten schon bei vielen Kennern der Geheimlehre angefragt, aber niemand konnte sich da herausfinden. Man verwies sie auf Jonathan und in ihm hatten sie ihren Mann gefunden. Er vermochte das Dunkel aufzuhellen, die Bedeutung der tief verborgenen Geheimnisse klar anzugeben. So lautete der Bericht Meirs.

Nun wollen wir eine von Jonathan selbst referirte Begebenheit mit-

---

[1]) Gal-Ed. No. 114. — Meir war Urgroßvater des Oberrabbiners Hrn. Dr. Zacharias Frankel, Direktors des rabbinischen Seminars zu Breslau. — [2]) Gal-Ed. a. a. O. — [3]) Diese waren die vor einigen Jahren im hohen Greisenalter verstorbenen Talmudisten Israel Karpeles und Juda Klinaberg sel. And.; ersterer hat dieses Faktum dem Referenten, letzterer dem Hrn. Verleger mitgetheilt.

theilen, wobei aber der an Wissen und Geistesschärfe seines Gleichen suchende Mann sich eine gewaltige Blöße gibt, wodurch der talmudische Spruch: „לשם חרסא שבשחא" „Scharfsinn verleitet oft zum Irrthum" vollste Bestätigung findet.

Einst kam ein gelehrter, sachverständiger Mann nach Prag, der das Paradoxon aufstellte, unsere Vorfahren hätten sich in Bezeichnung der mosaisch verbotenen Spannader geirrt; die demnach von uns dafür gehaltene Ader sei nicht die, welche die heilige Schrift zu essen verbietet. Als solche designirte er eine ganz andere, die eigentlich aus der Hüfte genommen werden müsse. Die Behauptung machte allenthalben Sensation; aber Jonathan widerlegte sie aufs entschiedenste, indem er sich auf den Ausspruch des Semag: „die Spannader finde beim männlichen wie weiblichen Geschlechte statt" berief, und nachwies, daß die vorgebliche Spannader nur beim männlichen, nicht beim weiblichen Viehe anzutreffen sei. Sonach wurde die alte Tradition desto sicherer constatirt.[1]) Merkwürdigerweise hat aber Jonathan hier einen auffallenden Schnitzer sich zu Schulden kommen lassen. Er hat nämlich die citirten Worte des Semag ganz irrig aufgefaßt, indem die eigentliche Bedeutung derselben eine ganz andere, und solche also zu verstehen sind: „Das Verbot der Spannader hat seine Giltigkeit fürs männliche wie weibliche Geschlecht, d. h. für Männer wie Frauen." Man kann sich nicht genug darüber verwundern, daß all die gelehrten Zeitgenossen dieses so stillschweigend hingehen ließen. In neuester Zeit hat Moses Sopher, Rabbiner zu Preßburg sel. Andenkens, in seinen ĀGĀ — genannt חתם סופר — diese Stelle des Krethi auf scharfsinnige Weise vertheidigt und Jonathan gerechtfertigt.

Ueber das Freundschaftsverhältniß zwischen Jonathan und David Oppenheim, dem ersterer doch als Rabbinatsassessor untergeordnet war, sind wir nicht im Klaren. Jacob Emden[2]) gibt an, dieser sei von jenem angefeindet und gröblich insultirt worden. Verdienen auch die boshaften Berichte dieses Mannes über Jonathan, wie weiter unten nachgewiesen werden wird, wenig Glauben, so kömmt es uns doch vor, daß die beiden genannten Männer eben nicht auf freundschaftlichem Fuße mit einander gestanden. Ein einziges Mal citirt Jonathan einen halachischen Ausspruch Oppenheims, und da erst zollt er ihm durchaus keinen Beifall, sondern tadelt offen seine Ansicht und Rücksichtslosigkeit gegen Moses Isserles, wie das odiöse Verfahren überhaupt, die zur praktischen Richtschnur dienenden Aussprüche anerkannter Autoritäten der Vorzeit als irrthümlich und fehlerhaft zu erklären.[3]) Wir ersehen daraus, daß schon in der Art und Weise, wie die Halacha behandelt werden müsse, zwischen diesen beiden Männern Differenzen obwalteten.

---

[1]) Krethi, Abschnitt 65, N. 16. — [2]) Schbirath Luchoth Hoowen von J. Emden zu Ende. — [3]) Plethi Absch. 64. N. 6.

Ferner muß es uns sehr wundern, daß bei dem im Jahre 1708 zwischen Abraham Broda und der Familie Spira sich ergebenden Meinungskampfe — rücksichtlich dessen: „ob die Ehegattin des Joel Petschau, die, nach dem Tode ihres Mannes, als Witwe mit einem der Mutterbrust noch bedürfenden Säuglinge zurückgeblieben war, von dem unter obwaltenden Umständen auf ihr lastenden rabbinischen Verbote, sich, bevor das Kind 24 Monate alt ist, wieder zu verheirathen, aus gewissen Gründen dispensirt werden könne?" — nicht auch David Oppenheim miteinbezogen wurde. Wandte sich Abraham Broda mit einer diesen Streit betreffenden Anfrage ja sogar nach Altona an den dortigen Oberrabbiner Hirsch Aschkenasi,[1]) und der Oberrabbiner zu Prag, dem eigentlichen Kampfplatze, sollte unbeachtet geblieben sein? Wir vermutheten anfangs, daß zwischen Oppenheim und der Familie Spira eine Spannung vorgeherrscht haben, und dadurch entstanden sein mochte, daß der Koryphäus dieser Familie, nämlich Wolf, Sohn des Simon Spira, der nach dem Tode seines Vaters das prager Oberrabbinat provisorisch verwaltete, vielleicht auch darauf aspirirt hatte, und sich durch Oppenheim verdrängt sah.[2]) Wir dachten sogar, diese unsere Vermuthung dadurch bestätigt zu finden, daß Jacob Emden in dem oben (S. 216. N. 3) bereits citirten Brief desselben an Oppenheim nicht nur Jonathan des Sabbathianismus verdächtig zu machen, sondern sogar einen versteckten Seitenhieb gegen den Namen Spira zu führen sich erlaubt; allein die Thatsache, daß David Oppenheim, nach dem Tode seiner ersten Gattin, die Tochter des eben genannten Wolf Spira, sich zur zweiten Ehefrau erwählte,[3]) beweist, daß unsere Muthmaßung falsch, zwischen dem prager Oberrabbiner und der daselbst hervorragenden Familie Spira das beste Einvernehmen stattfand; denn W. Spira war, wie sein Grabstein (Gal-Ed. No. 65.) bezeugt, sehr bescheiden, so daß er wahrscheinlich auf das Oberrabbinat gar keinen Anspruch machte.

---

[1]) Bene Ahuba a. a. O. und AGA von Chacham Zebi Nr. 65. — [2]) Wolf Spira verwaltete das Provisorium zweimal während zweier Interregna, und zwar das erste Mal von 1680, dem Todesjahre seines Vaters, bis 1689, wo Gabriel aus Krakau Oberrabbiner wurde, sodann von 1694, wo letzterer nach Metz ging, bis 1705, wo Oppenheim nach Prag kam; daher es auch auf seinem Grabsteine (Gal-Ed N. 65.) heißt: „er war 20 Jahre hier Rabbinatsverweser." — [3]) Beiläufig bemerkt, ist dieser Wolf nicht — wie es in den von Hrn. D. Podiebrad edirten „Merkwürdigkeiten der prager Josefstadt" heißt — der Schwiegersohn Koppel Frankel's aus Wien gewesen, sondern sein Neffe Wolf, Sohn seines Bruders Anschel (Gal-Ed No. 85). Ferner bemerken wir, daß unser Wolf in der, im Orient 1845 Nr. 3 mitgetheilten Urkunde Kaiser Karls VI. den Beinamen „Wedeles" führt, die in Prag lebende Familie dieses Namens vielleicht Abkömmlinge der Spira's sein mögen.

V.

Jonathans Abreiſe von Prag.

Nach dem Tode Kaiſer Karls VI. brach, trotz der von dieſem Monarchen zu Stande gebrachten pragmatiſchen Sanction, der Succeſſionskrieg mit aller Heftigkeit aus und ſuchte gleich im Beginne das Böhmerland mit all ſeinem Schrecken furchtbar heim.

Um dieſe Zeit erhielt Jonathan einen Ruf von der Judengemeinde zu Metz, den in ihrer Mitte erledigten Rabbinatsſitz einzunehmen. — Die ſchweren Gewitterwolken, die in Folge der Kriegsereigniſſe über Böhmen und deſſen Hauptſtadt ſich zuſammenzogen, beſtimmten ihn, dieſem Rufe zu folgen. [1])

Die Metzer Judenſchaft hatte, um ihren gefeierten Rabbiner bei ſeiner Hinreiſe allen in Kriegszeiten nicht ungewöhnlichen Gefahren zu entziehen, für ihn beim franzöſiſchen Heerführer freies Geleite erwirkt. [2]) Um ihn abzuholen, kam auch eine von der jüdiſchen Gemeinde zu Metz abgeſandte Deputation nach Prag, deren Mitglieder bei ſeiner allda gehaltenen Abſchiedsrede in der Synagoge zugegen waren.

In dieſem Kanzelvortrage ſtellte er die prager Judenſchaft über manche in ihrer Mitte beſonders herrſchenden Untugenden ſcharf zu Rede, und rief in exaltirter Begeiſterung ſeinen Zuhörern zu: „Meine Freunde, laſſet ab von dieſem ſündhaften Treiben, ſonſt werdet ihr vom Strafgerichte Gottes ſchwer heimgeſucht werden!“ —

Dieſe durch die kritiſchen Zeitverhältniſſe leicht vorauszuſehende Prophezeihung traf leider bald auf grauſenerregende Weiſe ein. Mehrmaliger Plünderung, bei der viele das Leben einbüßten, preisgegeben, ſtieg endlich die Noth der prager Judenſchaft durch die im Jahre 1745 über alle jüdiſchen Einwohner Böhmens verhängte Landesverweiſung aufs höchſte.

Um dieſe Zeit hielt Jonathan zu Metz eine die prager Judenheit bedauernde Rede, ſagt derſelben viel Gutes und Rühmenswerthes nach, rügt aber auch ihre Sünden, um derentwillen der gütige Allvater jetzt ſo viele Leiden über ſie ergehen laſſe, beruft ſich dabei zugleich auf die oben von ihm angeführten Worte, welche die damals in Prag befindlichen Männer aus Metz mitangehört hätten. [3])

Jonathan entkam mit ſeiner Familie glücklich aus Prag, bevor der baierſche Churfürſt Karl die Stadt eingenommen, ſah ſich aber genöthigt, alle ſeine Habſeligkeiten daſelbſt zurückzulaſſen. Bei den bald darauf — den

---

[1]) Spazier a. a. O. — [2]) Aus einem bereits unter der Preſſe befindlichen Schreiben des Herrn Dr. Beer in Dresden. — [3]) Jaar. p. Th. I. p. 49 d. u. p. 50 a.

7. Dezember 1741 — erfolgten Occupation der böhmischen Hauptstadt verlor er all sein dort befindliches Eigenthum, welcher Verlust ihn nur darum schmerzlich berührte, weil er dadurch seine Absicht, seine Geistesprodukte durch den Druck zu veröffentlichen, vereitelt sah, indem er jetzt außer Stande war, die hiermit verbundenen Unkosten zu bestreiten. Mehr als Alles ging ihm aber das über die Bewohner der großen und vorzüglichen Stadt hereingebrochene Unglück zu Herzen; denn für Prag hatte er eine große Vorliebe und nannte es stets seine Heimat.[1])

Auffallen mag es uns allerdings, warum nach dem Tode Oppenheims nicht Jonathan Oberrabbiner wurde; die Ursache dürfte die gewesen sein, daß die prager Judengemeinde sich niemals leicht zur Aufnahme eines Oberrabbiners bestimmen ließ, und dort das Interregnum immer mehrere Jahre zu dauern pflegte.

Wäre Jonathan in Prag verblieben, so hätte er wahrscheinlich das dortige Oberrabbinat erlangt, durch seine Abreise nach Metz sperrte er sich aber den Rückweg nach Prag gänzlich ab. Es wurde ihm von der kaiserlichen Regierung, aus welchen Gründen ist uns unbekannt, die Rückkehr nach den österreichischen Erbländern für immer verboten.[2])

VI.

Das Rabbinat zu Metz.

Bei der großen Anzahl jüdischer Einwohner zu Elsaß und Lothringen war die Stelle eines Oberrabbiners der Judengemeinde zu Metz sehr wichtig, und war damit sowohl das Bezirksrabbinat,[3]) als das Rektorat einer talmudischen Akademie verbunden.

Die größten rabbinischen Celebritäten hatten von jeher diesen Rabbinatssitz inne,[4]) und mußte, nach den damals hier geltenden Statuten, dieser Posten stets nur von einem Ausländer bekleidet werden.[5])

Zu den seit 1606, wo hier zum ersten Mal die Aufnahme eines Rabbiners stattgefunden,[6]) bis zu der Zeit, von welcher wir jetzt handeln, mit allseitiger Anerkennung und definitiver Anstellung[7]) hier fungirenden zehn

---

[1]) Vorrede zu Krethi u. Plethi. — [2]) Eduth Bejaakob von J. Emden. p. 29 a. — [3]) Jaar. Deb. I. p. 73. a. — [4]) Israelitische Annalen 1840 No. 7, 9, 11, 21. — [5]) Spazier a. a. O. — Wenn diese Einrichtung wirklich bestand, so konnte sie vor 1716, dem Todesjahre Aaron Wormsers, nicht getroffen worden sein, da ja dieser, aus Metz gebürtig, das Rabbinat provis. versah, auch definitiv angestellt worden wäre, wenn er nicht aus Bescheidenheit diese abgelehnt hätte. Vielleicht datirte sie seit dem 1718 in der Synagoge vorgefallenen Streite (Annalen No. 11). — [6]) Ibid No. 7. — [7]) Ibid No. 11

Rabbinern hatte Prag das größte Contingent gestellt, indem einer ein gebürtiger Prager gewesen, drei andere von dort hierher berufen wurden, welche vier wir der Reihe nach anführen wollen:[1])

1. Jona Thesmim aus Prag, früher Rabbiner in Polen, ging 1648 nach seiner Heimat zurück, ward endlich Rabbiner in Metz. Er verfaßte קיקיון דיונה, Novellen zu einigen talmudischen Traktaten,[2]) 13 an der Zahl, gedruckt zu Amsterdam 1670.[3]) Sein vierter Sohn, Chiskia Josua Feiwel, war Kreisrabbiner und Schulrektor zu Przemysl, und besuchte 1709, zu Ende des Winters, Prag.[4]) Der Sohn des Letztern, Chaim Jona, war ein Schwiegersohn D. Oppenheims und mit unserem Jonathan verwandt. Er veröffentlichte einen Kommentar zu §. 25 der Choschen Mischpat — genannt חידושי דיני דגרמי — worüber Jonathan eine kurze aber scharfe Kritik schrieb. Er gestand ihm zwar große Gelehrsamkeit zu, approbirte auch manche seiner dargelegten Ansichten, nur tadelte er sehr seine Arroganz, daß er es wagte, Sabbathai Kohn mit Nonchalence zu behandeln; über die primitiven Quellen der Halacha ein beliebiges entschiedenes Urtheil zu fällen; Männern, wie Alphasi Nachmanides und Ascheri gegenüber einen unbescheidenen Ton anzuschlagen.[5]) Ferner macht er ihm zum Vorwurf, daß er zu sehr sich selbst vertrauete, zuviel auf seine Einsicht sich verließ, und sich nicht bestrebte, mit gelehrten Männern Umgang zu pflegen, Talmudjünger um sich zu sammeln, um durch die Kundgebung verschiedener Ansichten über einen und denselben Gegenstand, diesen nach allen Seiten hin zu erfassen, und so erst den wahren, richtigen Begriff hiervon sich eigen zu machen.[6])

2. Gabriel, Sohn des Juda Löw, aus Krakau, war Oberrabbiner zu Prag,[7]) kam 1695 nach Metz, von da 1705 nach Nikolsburg als mährischer Landrabbiner[8]) an D. Oppenheim's Stelle. Er muß wirklich eine besondere Ursache gehabt haben, warum er das von jeher sehr berühmte und stets nur von Gelehrten ersten Ranges besetzt gewesene Oberrabinat zu Prag mit dem zu Metz vertauschte. Daß aber dieses sicher der Fall gewesen, beweist nicht nur die von uns angeführte Quelle, sondern auch — wie unser Jugendfreund S. Hock uns mittheilte — eine von ihm sich findende Approbation zu שו"ת חמת יאיר, die er grade 1695 gegeben, und zwar bei seiner

[1]) Spazier a. a. O. ibid. No. 11, — [2]) Zem. Dav. p. 33. a. — [3]) Siphte Jeschenim von Sabbathai. Amsterdam. Ausg. p. 68. — [4]) Approbation zu Meore Or, einem kabbalistischen Lexikon von Meir Popper, kommentirt von den beiden zu Jerusalem wohnenden Kabbalisten, Nathan Schalit Mannheim, Ex-Landrabbiner von Hagenau im Meklenburgischen, und Jacob Wilner, Mitglied der von Jacob Prera aus Amsterdam zu Jerusalem gegründeten Akademie, edirt zu Amsterdam 1709, versehen mit vielen Approbationen von den hervorragendsten Rabbinern. — [5]) Wie bereits oben IV. erzählt worden, wurde auch sein Schwiegervater seitens Jonathan auf ähnliche Weise getadelt, hatten demnach Schwiegervater und Schwiegersohn in Behandlung der Halacha gleiche Ansichten. — [6]) Tumim Vorbemerkung zu Abschnitt 25. — [7]) Statuten der prager israel. Beerdigungs-Brüderschaft. —[8]) Annalen a. a. O.

Durchreise durch Frankfurt, welche Stadt er bei seiner Uebersiedlung von Prag nach Metz passiren mußte. — Er war ein ausgezeichneter Gelehrter, Schüler des Samuel Koidenover, Verfassers des ברכת המזבח, und finden sich mehrere rabbinische GA von ihm in שית סנים מאירות von Meir Eisenstadt.[1])

3) Abraham Broda, böhmischer Landrabbiner und Schulrektor zu Prag, war 1708, in der Mitte des Sommers, wohl schon zu Metz als Rabbiner aufgenommen, aber immer noch in Prag wohnhaft,[2]) und ging 1709 oder 1710 nach Metz.[3]) Er war einer der größten Talmudisten; Jonathan nennt ihn in seinen Schriften oft, und spricht stets mit der größten Ehrerbietung von ihm, legt ihm auch den Titel „Rabenu“ (unser Lehrer) bei. Jona Bunzel Landsopher und Moses Chassid waren seine Schüler, beide Kenner der Kabbala; er selbst aber befaßte sich mit der Geheimlehre durchaus nicht.[4])

4) Jacob Backofen, Verfasser der AGA שבות יעקב und vieler anderer sowohl die Halacha als Agada behandelnden Werke.[5]) Er war Schwiegersohn des Wolf Spira und auch mit D. Oppenheim verschwägert. Als Letzterer, bezüglich einer halachischen Bestimmung, die Behauptung Moses Isserles verworfen, ihn eines Irrthums zeihen wollte, bei den meisten Rabbinen seiner Zeit aber kein Gehör finden konnte, unterstützte J. Backofen seine Ansicht, wird aber von Jonathan hierüber scharf getadelt.[6]) Weil er das Rabbinat zu Reische in Polen bekleidete, wird er auch Jacob Reischer genannt. 1719 ward er Rabbiner zu Metz, allwo er 1733 starb.[7])

Als im Jahre 1741 das Rabbinat zu Metz wieder vacant wurde, richtete die dortige Judengemeinde abermals ihren Blick nach Prag, ihre Wahl fiel auf Jonathan. Sie hatte dieselbe keineswegs zu bereuen, konnte sich im Gegentheil zu einer solchen Acquisition nur Glück wünschen, wie im folgenden Kapitel deutlich gezeigt werden soll.

---

[1]) Fürst, Bibliotheca Jud. — [2]) Approbation zu Meore Or. — [3]) Jonathan lebte 1713 in Hamburg, vor diesem zwei volle Jahre in Prag, seine Ankunft daselbst war ungefähr zwei Jahre nach der Abreise Broda's, für welche nach dieser Berechnung 1709 sich ergeben würde. Allein nach der Mittheilung meines Freundes S. Hock befindet sich in der Meiselsynagoge zu Prag auf der Sitzstelle des Abraham Broda eine Denktafel, welche angibt, daß dieser Gelehrte erst 1710 Prag verlassen. Um diesen Widerspruch zu lösen, dürfte letzterer anfangs 1710 (resp. תע) abgegangen und Jonathan Ende 1711 (resp. תע״א) in Prag angekommen sein, also ungefähr 2 Jahre nach Broda's Abzug. Ferner mag Jonathan erst Ende 1713 (resp. תע״ג) nach Hamburg sich begeben haben, vielleicht wegen der damals in Prag grassirenden Pest, die wirklich erst zu Ende ת״עג (22. August) zu wüthen begonnen. Allenfalls ist Carmoly in Annalen a. a. O. zu berichtigen, der die Ankunft Broda's in Metz auf 1705 versetzt. — [4]) Einleitung zu Mitpachat Sepharim von J. Emden. — [5]) Annalen a. a. O. — [6]) Plethi 64. 6. — [7]) Annalen ibid.

VII.

Jonathan Oberrabbiner und Schulrektor zu Metz.

Die Reise Jonathans nach seinem neuen Bestimmungsorte glich einem Triumphzuge; aller Orten, wo er durchreiste, sammelte sich das Volk, um von dem heiligen Manne gesegnet zu werden, um seinen Wagen,[1]) auch mehrere seiner Schüler zogen mit ihm, um ferner unter seiner Leitung ihre Studien fortzusetzen.[2])

Bald entwickelte er auch zu Metz in jeder Beziehung eine außerordentliche Thätigkeit.

Sein anerkannter, weit verbreiteter Ruf brachte die von ihm geleitete theologische Akademie daselbst bald zur höchsten Blüthe, indem aus allen Gegenden Polens wie Deutschlands Talmudjünger herbeiströmten, seine Vorträge zu hören. Er sorgte nicht nur für die scientifische, sondern auch für die moralische Ausbildung seiner Schüler. Nebst seinen Vorträgen über die Halacha im weitesten Sinne des Wortes hielt er auch besondere Vorlesungen über die rabbinische Sittenlehre, wobei ihm das Buch של"ה von Jesaias Horowitz zur Grundlage diente. Er kommentirte nämlich die über Ethik handelnden Kapitel dieses Werkes, empfahl auch seinen Hörern, selbe fleißig nachzulesen und ihrem Herzen tief einzuprägen.[3])

Außer dem Lehramte hatte zur damaligen Zeit jeder Oberrabbiner eine dreifache Wirksamkeit. Erstlich mußte er bei den in seinem Sprengel sich ereignenden judiciellen Fällen das Richteramt versehen; dann als Prediger und Volkslehrer fungiren; endlich auch drittens die Aufrechthaltung des heiligen Glaubens strengstens überwachen.

Folgen wir nun unserem Jonathan in seiner dreifachen Amtsthätigkeit. — Bei der Rechtspflege galten ihm natürlich die Principien der mosaisch-rabbinischen Rechtslehre als alleinige Richtschnur; er eiferte sehr gegen diejenigen, die sich zuweilen dawider zu handeln erlaubten, konnte aber bei all seinem Eifer, und so sehr er sich's auch annehmen mochte, nicht immer durchdringen. So z. B. hält er sich darüber oft auf, daß man die von jüdischen Schuldnern ausgestellten Wechsel, wenn sie nicht gezahlt werden, bei der Landesbehörde einklagt, vermochte aber dem nicht zu steuern, weil solche Unzukommlichkeit, wie er es nannte, schon längst Wurzel gefaßt hatte; würde jemand, drückt er sich weiter aus, diesem

[1]) Beer, Geschichte der Sekten II. p. 307. — [2]) ibid. u. Luchoth Ed. p. 46 a. — [3]) Jaar. Deb. I. 76 b. u. II. 44 c.

den Söhnen Israels nicht geziemenden Verfahren Einhalt thun, er hätte gewiß dafür einst Lohn bei Gott zu erwarten.

Beim Rechtsprechen verfuhr er mit größter Behutsamkeit, und wollte nicht das Mindeste auf sein Gewissen nehmen. — In Metz bestand von jeher die Einrichtung, „daß Streitsachen, bei welchen es sich um weniger als 25 Thaler handelte, vom Oberrabbiner allein, ohne Zuziehung der Rabbinatsassessoren, abgemacht wurden, um die Gerichtskosten zu vermindern.“ Jonathan machte von diesem ihm zustehenden Rechte nur dann Gebrauch, wenn der vorkommende Kasus ein ganz einfacher, das hierüber zu fällende Urtheil klar wie die heitere Mittagssonne war; waltete hingegen das geringste Bedenken ob, so daß Gründe pro et contra geltend gemacht werden konnten, ließ er alsbald das Rabbinatskollegium hierzu versammeln.[1]) Ereignete sich ein Fall, worüber die alten Rechtslehrer verschiedener Ansicht waren, da wich er lieber einem entschiedenen Urtheilsspruche aus, suchte wie möglich einen Ausgleich zwischen den Parteien zu Stande zu bringen.[2])

Nicht minder tüchtig zeigte er sich als Volkslehrer. Er predigte in der Synagoge sehr fleißig; geißelte scharf und offen die in seinem Bezirke vorherrschenden Laster und Vergehungen, that dieses aber nie auf derbe, die Schranken der Mäßigung außer Acht lassende Weise, sondern suchte in liebevoller ergreifender Ansprache das Herz seiner Zuhörer zu rühren und zu bewegen. Erglüht und begeistert vom vollen Bewußtsein dieses seines heiligen Berufes, ruft er einmal auf der Kanzel aus: „Keine Stunde meines ganzen irdischen Lebenswandels ist mir so lieb und angenehm, als die, in welcher ich an heiliger Stätte die Kinder meines Volkes zurechtweise, gegen die Sündhaftigkeit vermahne und verwarne,[3]) Nebstbei hielt er jeden Sabbath und Feiertag in seiner Wohnung populäre Vorträge über den Wochenabschnitt oder die Haftora, die an diesem Tage in der Synagoge verlesen worden.

Als obersten Religionsvorstand traf er zur Kräftigung und Befestigung des göttlichen Gesetzes die nützlichsten, heilsamsten Anstalten,[4]) führte im Einvernehmen mit den Gemeindevorstehern viele die Verbreitung wie Aufrechthaltung der am Sinai geoffenbarten Lehre bezweckende Statuten ein.[5])

Um die das tägliche Leben betreffenden Vorschriften des Orach Chaim selbst dem nicht talmudisch gebildeten Publikum verständlich und zugänglich zu machen, verfaßte er in deutscher, gewöhnlicher Volkssprache einen praktisch brauchbaren Auszug derselben, den er in seinem ganzen Rabbinats-

---

[1]) Urim Absch. 3. N. 5 und Tumim Absch. 26. N. 1. — [2]) Ibid. Absch. 60. N. 9.— [3]) Jaar. D. I. p. 71 b. — [4]) Luchoth E. p. 7 a. — [5]) Jaar. D. an vielen Stellen.

bezirke von Haus zu Haus herumschickte,[1]) Er suchte auf diese Art nach allen Seiten hin belehrend, bessernd und erhebend einzuwirken.

Wohl hielt Jonathan, der alle, selbst die kleinlichsten, nur für den Chassid[2]) vorgeschriebenen, religiösen Observanzen mit rigorösester Genauigkeit beobachtete, sich von dem geräuschvollen Thun und Treiben gewöhnlicher Weltkinder ganz ferne, trotzdem durchdrang er mit seinem scharfen Verstande das praktische Leben in all seinen Nüancen durch und durch. Er geberdete sich auch im Umgange nicht als finsterer, vom Foliantenstaub umnebelter, der irdischen Welt abgestorbener und nur in höhern Regionen schwebender Rabbi, sondern verstand es gar wohl, sich als liebreicher, menschenfreundlicher und lebensfrischer Mann zu benehmen[3],) genoß demnach nebst der allgemeinen Verehrung und Hochachtung auch Liebe und Zutrauen, und verlebte zu Metz eine stille ruhige Zeit ohne alle Anfechtung und Streitigkeit.[4])

Nur daß seine Werke noch unedirt bleiben mußten, das bekümmerte ihn sehr. In seinem jetzigen Wohnorte gab es für das Hebräische keine Buchdruckerei und das Manuskript anderswo abdrucken zu lassen, hatte gar viele Schwierigkeiten erzeugt.[5])

Im Winter 1746 starb Baruch Kohn, Oberrabbiner zu Fürth und ein Verwandter Jonathans.[6]) Letzterer hielt ihm und dem frühzeitig verstorbenen Abraham Postelberg[7]) zugleich eine ergreifende Trauerrede.[8])

Bald darauf wurde ihm von der zahlreichen und blühenden Judengemeinde zu Fürth der Rabbinatssitz in ihrer Mitte angetragen, und er würde mit Freuden dahingegangen sein; weil dort von jeher der Flor rabbinischer Gelehrsamkeit, auch eine Typographie für hebräische Schriften sich befand, durch welch Letzteres sein Lieblingswunsch, die Herausgabe seiner Werke, hätte befriedigt werden können. Allein die Freude Jonathans wurde durch die feste Unbeugsamkeit der Gemeinde zu Metz völlig vereitelt.

Diese hatte nämlich gleich bei der Aufnahme des Ersteren mit ihm ausdrücklich bedungen, daß er eine gewisse Zeit lang in ihrer Mitte verbleiben müsse. Die bedungene Frist war jetzt noch nicht verstrichen, und die Gemeinde zu Metz ließ sich durchaus nicht dazu bewegen, ihren allgemein beliebten, eine so heilvolle Wirksamkeit verbreitenden, geistlichen Hirten von

---

[1]) Jaar. D. I. p. 72 u. 73. Merkwürdig ist die hier beigefügte Bemerkung Jonathans: „Ich weiß, daß viele sich darüber lustig machen und meiner spotten werden; aber besser, ich gelte all mein Lebtag für einen Narren, als daß ich einst wegen Pflichtversäumniß von Gott zur Rechenschaft gezogen werden sollte." —[2]) Unter diesem Ausdrucke versteht man einen frommen Menschen, der nicht nur alle Religionsgesetze aufs strengste beobachtet, sondern aus überschwenglicher Liebe zu Gott sich auch von allen weltlichen Vergnügungen zurückzieht, sich oft Erschwerungen und Kasteiungen auferlegt, und so mehr einer ascetischen Lebensweise sich zuneigt. — [3]) Eduth Bejaakob von J. Emden p. 15 b. — [4]) Vorrede zu Krethi und Plethi. — [5]) Ibid. — [6]) Tumim Abschn. 13. N. 2. — [7]) Gal-Ed. No. 31. — [8]) Jaar. D. I. p. 75 c.

sich zu lassen, wollte ihn daher auch unter keiner Bedingung seines gegebenen Wortes entbinden.[1])

Freitag, den 17. Tebeth 5510 (i. e. 26. Dezember 1749) verstarb zu Prag der böhmische Landrabbiner, Isac Spira, Schwiegervater Jonathans, und dieser hielt ihn den darauf folgenden 19. Schebat (i. e. 26. Januar 1750) zu Metz eine ergreifende Trauerrede,[2]) bei welcher viele Thränen vergossen wurden.[3])

Mordechai Kasab, Schwiegersohn Jonathans, fordert diesen alsbald auf, sich um die vakante Stelle seines verewigten Schwiegervaters zu bewerben, und meldet zugleich, daß er seinethalben schon mit den Repräsentanten der böhmischen Landesjudenschaft Rücksprache genommen habe. Jonathan erwiedert hierauf: „er sei zwar nicht abgeneigt auf diesen Posten zu aspiriren, jedoch nur unter der Bedingung, wenn er, als böhmischer Landrabbiner, seinen Wohnsitz in Prag haben könnte, in Bunzlau oder in einer andern Landstadt zu domiziliren, dazu werde er sich auf keinen Fall verstehen. Er ersucht daher seinen Schwiegersohn wie auch seine Schwägerin Krendel, ihm anzuzeigen, an wen man sich zur Erlangung dieses Postens eigentlich wenden müsse, damit auch er aus der Ferne sein Schärflein beitragen könne, das erwünschte Ziel glücklich zu erreichen. Ferner möge sein Schwiegersohn die jüdische Landesrepräsentanz in seinem Namen grüßen, ihr seine Geneigtheit zur Annahme des Landrabbinats kundthun, sie jedoch zugleich aufmerksam machen, daß man mit der Besetzung dieses Postens abwarten sollte bis auch die Hauptstadt Prag einen Oberrabbiner gewählt, haben würde. Ohnedies sei es, der Ehre seines verewigten seligen Schwiegervaters wegen, nicht schicklich, schon jetzt, kaum dreißig Tage nach seinem Hinscheiden, über die Wiederbesetzung des von ihm bekleideten Amtes zu sprechen, und auch die jüdischen Landesvertreter mögen die Ehre des in Gott Verblichenen schonen, und den in Rede stehenden Gegenstand wenigstens auf drei Monate sistiren, unterdessen wird man sehen, welche Wendung es mit dem prager Rabbinat genommen habe."[4])

Welche Bewandtniß es mit diesem Landrabbinate ferner gehabt, ist uns unbekannt, wahrscheinlich wurde es gar nicht mehr besetzt, indem dieses

---

[1]) Vorrede zu Krethi und Plethi. — [2]) Gal-Ed No. 94. — [3]) Diese Rede ist im Jaar. D. I. p. 100 abgedruckt. Datum und Eindruck derselben auf die Zuhörer entnahmen wir einem uns vorliegenden Schreiben Jonathans an seine Schwägerin Krendel und seinen Schwiegersohn Mordechai Kusab, d. d. 22. Schebat 5510 (29. Jänner 1750, dessen Besitzer, der bereits genannte Stiftsrabbiner Hr. Abraham Munckes, die Gefälligkeit hatte, es uns zur Benützung zu überlassen. Diesem Schreiben entnahmen wir auch, daß ein Sohn Jonathans mit Schewa, der Tochter Krendels verlobt gewesen, ob diese Brautleute auch mit einander in den Ehestand getreten, wissen wir nicht. — [4]) Aus oben gedachtem Briefe.

Institut gänzlich aufgelöst, und das Kreisrabbinat an seiner Statt eingeführt worden ist.

Genug Jonathan sah seinen Lieblingswunsch, nach Prag zu kommen, vereitelt, zu seiner baldigen Befriedigung realisirte sich ihm nicht lange darauf ein anderer seiner sehnlichsten Herzenswünsche.

Noch in demselben Jahre, anno 1750, erlangte er das Rabbinat der drei vereinigten Gemeinden: Hamburg, Altona und Wandsbeck, und fühlte sich dadurch sehr glücklich. Nun meinte er das Ziel all seiner Bestrebungen wirklich erreicht zu haben, da er zu Hamburg sowohl Anverwandte, als auch viele Freunde und Bekannte aus frühern Tagen hatte, sich auch schon in der wonnevollen Hoffnung wiegte, bei dem jüdischen Buchdrucker zu Altona seine schriftstellerischen Arbeiten ans Tageslicht treten zu lassen;[1]) allein nur zu bald fand er sich leider in all diesen freudigen Erwartungen sehr arg getäuscht. Jetzt erst nahete eine bittere Zeit für ihn. Stürme und Verfolgungen brachen über sein Haupt herein, die Glück und Ruhe aus seinem Herzen verscheuchten, sein Inneres mit Harm und Gram erfüllten. — Wir wollen jedoch unserer Erzählung nicht vorgreifen, und lieber die Thatsachen der chronologischen Ordnung nach folgen lassen.

VIII.

Das Rabbinat der drei Gemeinden.

Anfangs des 17. Jahrhunderts ließen sich mehrere aus der pyrenäischen Halbinsel kommende Juden, allgemein Portugiesen genannt, in der freien Stadt Hamburg und im dänischen Reiche nieder,[2]) viele andere aus Polen und Deutschland folgten,[3]) wodurch da wie dort jüdische Gemeinden entstanden.

Die deutschen Gemeinden der bloß durch eine Landesgrenze geschiedenen Schwesterstädte Hamburg und Altona hatten bereits im Jahre 1666 einen gemeinsamen Rabbiner und Schulrektor, nemlich Meir, Sohn des Benjamin Wolf Aschkenasi.[4])

Salomon Mireles,[5]) einer der Wiener Exulanten vom Jahre

---

[1]) Vorrede zu Krethi u. Plethi. — [2]) Annalen v. 1839. Nr. 3. — [3]) Jost a. a. O. II. p. 445. — [4]) Approbation zu Nachlath Schibah von Samuel Halevi Amsterdam, 5427. — [5]) Die Familie „Mireles" war eine der berühmtesten und vornehmsten in Deutschland (Vorrede zu Chacham Zebi). In der Altneusynagoge zu Prag findet sich ein Vorhang von Moses Mireles aus Wien vom Jahre 1687. Dieser Moses war ein Levite und Schwiegervater des Anschel-Simon Spira, wie aus einem von letzterem gewidmeten und ebenfalls in der Altneusynagoge befindlichen Vorhange vom Jahre 1741 zu ersehen; ferner

1670,[1]) ein scharfsinniger und ausgezeichneter Talmudist, bekleidete anno 1692 noch das Altona-Hamburger Rabbinat,[2]) verheirathete auch bereits drei Jahre zuvor, 1689 nämlich, seine Tochter an den um diese Zeit nach Hamburg gekommenen, notorisch berühmten Zebi Hirsch Aschkenasi.[3]) Er errichtete diesem seinen Schwiegersohne ein eigenes großes Lehrhaus, allwo der Letztere talmudische Vorlesungen hielt, die von vielen, greisen Talmudgelehrten wie der rabbinischen Wissenschaft mit Fleiß obliegenden Jünglingen besucht wurden.[4])

Zebi Hirsch folgte seinem Schwiegervater im Amte, bis er 1710 nach Amsterdam ging, um allda als Rabbiner der deutschen Gemeinde zu fungiren, und edirte daselbst im Jahre 1712[5]) seine rabbinischen Gutachten, die den Titel „ש"ת חכם צבי" führen. Bald zerfiel er, wegen seines scharfen Auftretens gegen Nehemia Chajun,[6]) mit dem Rabbiner der portugiesischen Gemeinde daselbst, Salomon Aeljon, der die Parthie des letztern hielt, verfeindete sich dadurch mit den Portugiesen zu Amsterdam gänzlich,[7]) verließ deshalb diesen Ort, und ging 1714 nach Lemberg als Kreisrabbiner, allwo er nicht lange darauf starb.[8])

Bisher hatte die jüdische Gemeinde zu Wandsbeck, einem dänischen, eine halbe Meile von Hamburg entfernten Städtchen, ihren eigenen Rabbiner, aber schon 1708 war diese Commune durch die Transmigration vieler reicher Mitglieder in ihren Mitteln sehr herabgekommen,[9]) so daß sie wahrscheinlich bald darauf dem Altona-Hamburger Rabbinat sich anschloß, und es bildete sich die unter einem Rabbiner vereinigte deutsche Tripel-Gemeinde „A. H. W", die aber nur bezüglich des Rabbinats geeinigt, hinsichtlich der übrigen Kultusangelegenheiten aber getrennte Synagogengemeinden blieben.[10])

---

hatte er, wie aus der Vorrede zu En Jaakob hervorgeht, den Isac Meir, Sohn des Jona Theomim, zum Schwiegersohne, und beide Familien, „Mireles und Theomim," führten auch den Beinamen „Frankel" oder „Fränkel." (vergl. Titelblatt u. Vorrede zu En Jaakob wie auch Fürst Bibl. Jud.) — Die Familie Frankel zu Prag gehört auch dem Levitenstamme an, ist daher wahrscheinlich identisch mit der Familie „Mireles." Wir sind leider nicht im Besitz der von Dr. L. A. Frankel edirten „Grabschriften des alten jüdischen Friedhofes in Wien," können also für jetzt dem geehrten Leser keinen nähern Aufschluß über diesen Gegenstand geben.

[1]) Frankel, Geschichte der Juden in Wien. p. 5. — [2]) Zemach D. I. p. 33 b. — [3]) AGA Chach. Zebi No. 112. — [4]) Vorrede zu demf. — [5]) Fürst a. a. O. — [6]) Thorath Hakeraoth p. 33 b. und Edath Bejaakob an mehreren Stellen. — [7]) Es wird erzählt, daß die Portugiesen ihn zur Flucht gezwungen und hierbei sogar mit Flintenschüssen verfolgt hätten. L. B. d. O. 1847. Nr. 24. — [8]) Thorath Hak. u. Eduth B. — Hiernach ist die von Fränkel im L. B. d. O. 1846. Nr. 48 mitgetheilte Biographie des Hirsch Aschkenasi theils zu berichtigen, theils zu vervollständigen. — [9]) AGA Ch. Z. No. 131. — [10]) Die 3 Gemeinden A. H. W. bestanden aus Deutschen, zu Hamburg gab es noch eine besondere portugiesische Gemeinde, die ihren eigenen Religionsvorstand hatte und 1710 die deutsche Gemeinde daselbst überwog. (Annalen 1839. Nr. 3.) — Zu Zeiten des Hirsch Aschkenasi ordnete sich selbst die portugiesische Gemeinde Hamburgs demselben unter, so daß er gleichsam vier Gemeinden vorstand (Eduth Bejaakob p. 13 a. vgl. auch AGA Chach Zebi No. 14). —

Nach dem Abgange Zebi Hirsch's wurde Jecheskel Katzenellenbogen schon als Rabbiner der Tripel-Gemeinde berufen. Er edirte 1732 zu Altona eine Sammlung rabbinischer Gutachten über die 4 Turim unter dem Titel „Kennesseth Jecheskel," und starb nach 36jähriger Amtsverwaltung. [1]) Jonathan, mit ihm verwandt, hielt ihm den 18. Ab 5509 (2. August 1749) [1]) die übliche Trauerrede.

Nun wurde Jonathan nach A. H. W. berufen, und hielt anfangs Tischri 5511 (Oktober 1750) seinen Einzug daselbst. [2])

Er wurde mit größtem Jubel empfangen, außerordentliche Ehrenbezeugungen wurden ihm zu Theil, und alles beeiferte sich, ihn mit den kostbarsten, werthvollsten Geschenken zu überhäufen. [3])

Als er, umgeben von den Honoratioren der drei Gemeinden, über die Schwelle des zu Altona eigens für ihn herrlich ausgestatteten Hauses schritt, brach er voll freudiger Entzückung in den begeisterten Ruf des Psalmisten aus: „Dieses sei mein Ruhesitz für immer, hier will ich verbleiben, da ich mich darnach gesehnt!" (Ps. 132. 14.) [4]) — Dieser heiß gefühlte Herzenswunsch sollte jedoch nicht in Erfüllung gehen, der Ruhesitz sich bald in einen Wehesitz verwandeln.

Um jedoch das nun Kommende gehörig verstehen und beurtheilen zu können, wollen wir einstweilen in unserer Erzählung innehalten, und das Verhältniß Jonathans zur religiösen Sekte der Sabbathianer näher beleuchten, müssen aber natürlich zuvor dem geehrten Leser über das Wesen der Kabbala und des daraus hervorgegangenen Sabbathianismus einigen Aufschluß zu geben suchen.

Später erlangten die Deutschen zu Hamburg das Uebergewicht, und es bestanden daselbst drei Gemeinden lauter Deutsche, und zwar eine hamburger, eine altonaer und eine wandsbecker Gemeinde, die nachher in eine einzige verschmolzen (Orient 1842. Nr. 45). —

[1]) Luchoth E. p. 17 b. — [2]) Diese im Jaar. Deb. II. p. 39 b. angegebene Jahreszahl ist falsch, weil in diesem Jahre der 18. Ab — an welchem die Predigt stattgefunden, wie aus dem Inhalte derselben zu ersehen — auf einen Sabbath fiel, an welchem keine Trauerrede gehalten wird. Später als 1749 kann er jedoch nicht gestorben sein, weil 1750 bereits Jonathan aufgenommen war; ebenso wenig früher als 1746, weil Chacham Zebi im Winter 1710 nach Amsterdam ging, nach welchem Katzenellenbogen 36 Jahre das Rabbinat der Tripel-Gemeinde bekleidete. 1747 ist ebenfalls unmöglich, weil Jonathan in demselben Jahre, als er Katzenellenbogen betrauerte, kurz zuvor, den 7. Ab. nämlich, dem Michel Neumark eine Trauerrede hielt; im Jahre 1747 fiel aber der 7. Ab. auf einen Freitag, wo in der Synagoge gar nicht gepredigt wird. Das Todesjahr Katzenellenbogens war daher wahrscheinlich 1748. Bei dieser Gelegenheit bemerken wir auch, daß das in Gal-Ed. No. 34 angegebene Datum אדר כ״ג יום ג׳ falsch ist; im Jahre ת״ק (1746) war der 26. Adar an einem Freitage. — [3]) Ende der Vorrede zu Luchoth E. — [4]) Eduth Bejaakob. — [4]) Ibid.

IX.

Die Kabbala oder Geheimlehre.

Ein im Gebiete der Naturkunde berühmter Forscher der neuesten Zeit bemerkt, daß der Mensch von jeher über nichts so gerne nachgedacht, nichts so ausführlich entwickelt und über nichts so weitläufig gelehrt und geschrieben, als über das, wovon wir Menschen nichts wissen und nichts wissen können, und findet dieses in der menschlichen Eitelkeit einerseits wie in dessen Trägheit anderseits begründet. Mit dem Beginne geistiger Bewegung erwacht zugleich der Ehrgeiz, mehr zu wissen und tiefer zu blicken als andere. Weil aber der wahre Weg hierzu, anhaltendes Forschen und ernstes, wohlgeordnetes Nachdenken vielen gar zu beschwerlich ist, so überläßt sich der Mensch weit lieber den dem Urtheilsspruche der Wahrheit nicht unterworfenen Phantasiegebilden, die ihrer halbsinnlichen Natur wegen scheinbar einen größern Genuß gewähren, und ihn solchen Regionen zuführen, wo weder die unbequeme Thatsache, noch die sicher absprechende Logik ihr Recht behaupten können.[1])

Dieses ist der Entstehungsgrund eines jeden Mysticismus überhaupt und somit auch jenes unter dem Ausdrucke „Kabbala" zu verstehenden mystisch-philosophischen Systemes, das sich leichter aus der Beschreibung erkennen, als mit wenigen Worten definiren läßt.

Seit den urältesten Zeiten bildete sich unter den Juden eine Geheimlehre aus, deren Begründer die Essäer gewesen sein sollen,[2]) eine durch höhere Lebensweihe sich auszeichnende jüdische Sekte, die von der Welt sich immer mehr zurückzog und einer beschaulichen, contemplativen Lebensweise sich hingab. Speculationen über den unaussprechlichen, vierbuchstabigen Gottesnamen wie über die Benennungen der Engel bildeten den Inhalt dieser geheimen Wissenschaft, die sie auch ihren Jüngern mittheilten, und selbe vor allen andern geheim zu halten auftrugen.[3])

Auch im Talmud finden sich viele Spuren einer Geheimlehre, die hier entweder schlechtweg „Chochmah"[4]) (Wissenschaft cat' exochen) oder „Sithre Thora" (Geheimnisse der Gotteslehre) oder auch nach den einzelnen darin behandelten Kategorien „Maasse Bereschith" (kosmogonische Erläuterungen zu der im 1. Buche Moses enthaltenen Schöpfungsgeschichte) und „Maasse

---

[1]) Meyers Volksbibliothek Band 65. p. 26. — [2]) Grätz, Geschichte der Juden. Theil III. p. 101. — [3]) Grätz a. a. O. p. 100 u. Josephus, De bello jud. II. 12. — [4]) Kerem Chemed VII. p. 276.

Merkabah“ (Erklärungen zu den Theophanien der Propheten Jesaias und Ezechiel) genannt wird. Nach Maimonides liegt aber all den derartigen talmudischen Abhandlungen eine bloß philosophische, keineswegs mystische Anschauungsweise zu Grunde,[1]) und stellt ja auch der Talmud selbst den Grundsatz auf:[2]) „Grüble nicht über das, was dir zu erhaben, forsche nicht über das, was dir verholen, denke nach über das, was du zu ergründen vermagst, befasse dich nicht mit dem, was Gott dem Menschen verborgen.“

Die Essäer blieben aber nicht bloß bei theoretischen Forschungen stehen, sie traten auch als Wunderthäter auf, weissagten die Zukunft,[3]) und gaben sich besonders mit Exorcismen und magischen Wunderkuren überhaupt ab. Sie wurden zwar hierfür vom Volke außerordentlich verehrt, die nüchtern denkenden pharisäischen Gelehrten billigten aber dieses Treiben keineswegs, und in der Mischna[4]) heißt es ausdrücklich: „Wer zur Heilung körperlicher Schäden Beschwörungen anwendet, hat keinen Antheil an der zukünftigen Seligkeit.“[5])

Dem Volkswahne läßt sich aber nicht so leicht steuern, und so kam allmälig das Amuletenwesen in Schwung. Das Amulet oder die Kamea (ein aramäisches Wort, welches „Anhängsel“ bedeutet) bestand früher entweder aus Wurzeln und Pflanzen, denen sympathetische oder magische Heilkraft zugeschrieben wurde, oder auch aus Pergamentzettelchen, worauf Stellen aus der heiligen Schrift geschrieben waren, mittelst welcher die die Krankheit verursachenden bösen Geister vertrieben werden sollten.

Der Talmud nimmt von den Amuleten nur in so weit Notiz, als diese ihrem faktischen Bestande nach das Gebiet der Halacha berühren, über ihre Anfertigung oder Zubereitung wird hier durchaus nichts gesagt; ja selbst bezüglich der Heilighaltung derselben, da sie doch Bibelverse enthalten, werden sie da den sonstigen heiligen Büchern weit nachgestellt und ihnen nicht einmal ein minderer Grad der Weihe mit Entschiedenheit zugestanden.[6])

Aus allem diesen entwickelte sich nach und nach eine theosophische Mystik, die viel später[7]) den Namen Kabbala (Tradition) erhielt, weil man vorgab,

---

[1]) Maimonides Mischna Commentar zu Sanhedrin Absch. 11. — More Nebuchim an vielen Stellen. — [2]) Chagiga 13 a. — [3]) Josephus a. a. O. sagt: „Es sind viele unter ihnen, welche die Zukunft vorhersagen können“ und in Alterth. XIII n. XV wird von eingetroffenen Prophezeihungen der Essäer erzählt. — [4]) Sanhedrin Absch. 11. Mischna 1. — [5]) Unmittelbar darauf wird in der Mischna auch der mit Verlust der ewigen Seligkeit bedroht, „welcher den göttlichen Namen so ausspricht, wie er geschrieben steht,“ vielleicht, daß diese beiden Stellen gegen die Essäer gerichtet sind, die, wie oben gemeldet, auch über den unaussprechlichen heiligen Namen grübelten, ihn vielleicht bei Vorträgen darüber auch buchstäblich nannten. — [6]) Tractat Sabbath 66 b. u. 115 b. — [7]) Nach Zunz erst im 12. Jahrhundert, nach Landauer schon im 10. L. B. d. O. 1845. Nr. 13.

sie von den urältesten Zeiten her von höhern Wesen traditionell empfangen zu haben.

Die Kabbala zerfällt in zwei Theile, in die theoretische und praktische. Erstere enthält die Lehre von Gott, seinen verschiedenen Namen, deren mannigfaltigen Ausflüssen und Einwirkungen, so wie von der Seele, den verschiedenen guten und bösen Geistern, ihrer Rangordnung und Verrichtung; letztere hingegen lehrt, wie durch Aussprechen, Denken oder Niederschreiben der aus dem theoretischen Theile bekannt gewordenen Namen Gottes und der Geister verschiedene Wirkungen in den himmlischen Regionen hervorgebracht und auf die sublunarische Welt einflußbar gemacht werden können.

Ursprünglich wurzeln beide Theile weder in der schriftlichen noch mündlichen Offenbarungslehre, wurden aber theils mit, theils ohne Vorsatz hineingetragen, und ihnen auf diese Weise an dem aus allerheiligster Quelle fließenden Worte ein fester Halt- und Stützpunkt geboten.

Der grade Wortverstand der heiligen Bücher, behaupteten die Kabbalisten, sei eine bloße Hülle, unter welchem der wahre geheime Sinn derselben verborgen liege; die dort vorkommenden Erzählungen habe man als allegorische Bilder anzusehen, welche den Schlüssel zu den allersubtilsten Geheimnissen enthalten, so wie die darin sich findenden Vorschriften nicht bloß auf die materielle Welt influiren, sondern durch deren Ausübung hauptsächlich auf die höhern spirituellen Welten gewirkt, daselbst Liebe, Harmonie und Einhelligkeit erzeugt, somit das Schwung- und Triebrad des ganzen Universums erhalten werde. Um diese sonderbaren Deutungen und Auslegungen des Gotteswortes dem Verstande desto faßlicher und einleuchtender zu machen, bediente man sich der kabbalistischen Symbolik, wobei selbst der klar vor Augen liegende Text auf die wunderlichste Weise escamotirt und ganz etwas anderes an seine Stelle gesetzt wurde. Diese symbolischen Kunstgriffe sind:

a. Die Gematria, indem man die Buchstaben eines Wortes als bloße Zahlen betrachtet, dafür ein anderes ihm an Zahlenwerthe gleiches substituirt.[1])

b. Das Notaricon, besteht darin, daß man entweder mehrere Wörter contrahirt, aus deren Anfangs-, End- oder entsprechenden Mittelbuchstaben ein neues Wort formirt, oder auch ein einziges Wort in mehrere Wörter zerlegt, indem man dasselbe als acrostische Abbreviatur ansieht, dessen einzelne Bestandtheile als ganze Satzglieder zu nehmen, von denen hier bloß die Anfangsbuchstaben aufgeschrieben worden.

c. Die Themurah, anagrammische Versetzung, ist von verschiedener Art. Entweder verwechselt man die Buchstaben eines Wortes willkürlich unter einander, oder man vertauscht dieselben mit ganz andern, und zwar auf

---

[1]) Bekanntlich werden im Hebräischen die Buchstaben auch als Zahlen gebraucht, und bedeuten bis י exclusive Einheiten, bis פ Zehner, von da weiter Hunderte.

folgende Weise. Jeder Buchstabe des Alphabets kann zweihundert einunddreißig Mal permutirt werden, in einer jeden solchen Permutation erscheinen natürlich die alphabetischen Zeichen in einer andern Ordnung. Nun kann man einen jeden Buchstaben mit einem andern in irgend einer Permutation ihm entsprechenden vertauschen, woraus natürlich Form und Inhalt des Wortes gänzlich geändert werden.

Durch solcherlei Bearbeitung der heil. Schrift konnte freilich da vieles hinein- und herausgedeutet werden, was der nüchterne Sinn durchaus nicht darin zu finden vermochte.

Auch die praktische Kabbala bemächtigte sich der heiligen Schrift, indem diese das Arsenal bildete, woraus jene das zu ihren Beschwörungsformeln nöthige Material herholte. Nach der Ansicht der Kabbalisten besteht die ganze Bibel aus Zusammensetzungen von heiligen Namen, Schemoth genannt; wer nun diese Schemoth zu entziffern und richtig anzuwenden versteht, dem stehen alle Engel- und Geisterschaaren zu Gebote, die er nach Gutdünken in Bewegung und Thätigkeit setzen kann. Die kabbalistische Symbolik, und zwar vorzüglich die Themurah, spielte hierbei eine wichtige Rolle. Man stellte nämlich den Grundsatz auf, daß die den hebräischen Buchstaben inne wohnenden, auf unerklärliche Weise wirkenden Kräfte je nach den verschiedenen Permutationen des Alphabets auch verschiedene Manifestationen ihrer Macht kundgeben; um nun eine beabsichtigte Wirkung willkürlich zu Stande zu bringen, muß der kundige Kabbalist auf die derselben entsprechende alphabetische Permutation Rücksicht nehmen, daraus seine für den speziellen Fall anzuwendende Beschwörungsformel zusammenstellen.[1]) Daher erscheinen die in den Amuleten verzeichneten Schriftverse keineswegs in ihrer gewöhnlichen Form, sondern erleiden durch die mit ihnen vorgenommenen symbolischen Umschreibungen eine gänzliche Umänderung ihrer Gestalt, so daß sie den Laien ganz unverständlich und nur von den Eingeweihten entziffert werden können. Die Kabbalisten dehnten demnach ihre Praxis viel weiter aus als die Essäer. Indem diese bloß mit Geisterbannungen und Wunderkuren sich befaßten, wozu ihnen ein angeblich vom Könige Salomon herrührender Kanon — Sepher Rephuoth genannt — die Mittel bot,[2]) vermeinten die Baale Schemoth — so hießen diejenigen welche die praktische Kabbala in Ausübung brachten — eine unumschränkte Macht über das ganze Universum zu besitzen, das ja nach ihrer Ansicht nur durch Schemoth entstanden sei, deren sich das allerhöchste Wesen bei der Schöpfung bediente. Kraft dieser Schemoth, die der Baal Schem ausspricht, ist ihm die ganze irdische wie überirdische Natur dienstbar.

Jedoch verbieten die Kabbalisten selbst aus verschiedenen Gründen die Anwendung der praktischen Kabbala,[3]) und gestatten selbe nur in drin-

[1]) Luchoth E. Vorrede §. 7. — [2]) Grätz a. a. O. p. 526. — [3]) Thorath Hak. p. 2°

genden Fällen, als zur Austreibung der Dämonen oder zur Erleichterung schwerer und gefährlicher Niederkunft der Frauen u. dgl. m. Auch soll Rabbi Isac Luria, einer der hervorragendsten Koryphäen der geheimen Wissenschaft, der die praktische Kabbala als ächt und wahrhaft anerkennt, die im Buche Raziel enthaltenen Beschwörungsformeln absichtlich verfälscht haben, um jeden Mißbrauch derselben zu verhüten.[1])

Nicht alle Kabbalisten halten die praktische Kabbala für twas Wesentliches, so sagt Rabbi Joseph, Sohn des Abraham Gikatilia, Begründer der philosophisch-kabbalistischen Schule,[2]) in seinem Werke „Schaare Orah:" „Die Anwendungen der heiligen Namen, um dadurch außerordentliche Erscheinungen hervorzubringen, sind nichts als Netze und Fallen, um die leichtgläubigen Seelen zu fangen und sie in den Abgrund des Verderbens zu stürzen." Viel schärfer tritt der rationelle Maimonides gegen das Schemoth- und Amuletenwesen auf, indem er hierüber also sich ausspricht: „Laß dich (mein Leser) von dem tollen Unsinn der Amuletenschreiber, von dem, was du von ihnen hörst, oder in ihren sonderbaren Werken findest, nicht beirren. Die Schemoth, die sie zusammengestellt, haben gar keine Bedeutung, wenn sie auch wähnen, daß bei deren Niederschreibung besondere Reinigung und Heiligung nothwendig sei und man durch selbe Wunderthaten vollbringen könne; ein vernünftiger Mensch sollte solche Albernheiten gar nicht anhören, wie viel weniger ihnen Glauben schenken." (More Nebuchim I. 61.)

Die Rabbinen waren auch besonnen genug, das Studium der Kabbala nicht unbedingt frei zu geben, sondern gestatteten nur den würdigsten Capacitäten, sich hiermit zu befassen; auch erklärten diese aufrichtigen, ehrlichen und redlichen Volkslehrer stets nur das Studium der Halacha, nicht aber das der Kabbala, als obligatorisch.

Diese beiden, Halacha und Kabbala, wurden daher keineswegs identificirt, bildeten im Gegentheil verschiedene Doctrinen, führten daher auch verschiedene Namen. Erstere hieß „der Nigleh" — die unverholene, offen vorliegende Lehre —; letztere „der Nistar" — geheime verborgene Wissenschaft—.

Lag in dieser verschiedenartigen Benennung auch ein gewisser Gegensatz, so standen doch Nigleh und Nistar einander durchaus nicht feindselig gegenüber. Der Kabbalist betrachtete alle in der Halacha vorgeschriebenen Verordnungen als Mittel zur Erlangung jener, zum progressiven Fortschritt in seinen heiligen Forschungen nothwendigen, höhern Weihe, beobachtete dieselben nicht nur aufs gewissenhafteste, sondern verschärfte sie noch durch mancherlei rigoröse Erschwerungen. Umgekehrt nahmen auch die Rabbinen keinen Anstand, manche kabbalistische Symbole der Liturgie einzuverleiben, ihnen somit allgemeine Sanction zu verschaffen. — Auf diese Weise gingen ent-

[1]) Eine in meinen Jugendjahren vernommene Sage. — [2]) L. B. d. O. 1845. Nr. 13.

hüllte und verborgene Lehre friedlich neben einander her, eine aus der andern schöpfend, eine die andere stützend und bereichernd.

Dennoch keimten in der Kabbala mehrere nicht unerhebliche, der Halacha wie den Prinzipien des Judenthums überhaupt schädliche Elemente, die zwar lange unsichtbar geblieben, endlich in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts durch manche sie begünstigende Umstände neuen Nahrungsstoff empfingen, wuchernd emporschossen, und eine dem Judenthume höchst feindselige und gefährliche Richtung hervortreten ließen, welche merkwürdige Ereignisse das nächste Kapitel in gedrängtester Kürze, bloß den äußersten Umrissen nach, darstellen soll.

X.

Die Sekte der Sabbathianer.

Diejenigen, welche sich mit Erforschung der Halacha beschäftigten und „Rabbinisten" oder „Talmudisten" genannt werden, betrachteten das göttliche Gesetz als Selbstzweck, das als allerhöchstes Postulat unbedingten Gehorsam verlangt. Die Kabbalisten hingegen sehen das Gesetz bloß als Mittel an, dadurch höhere Erkenntniß zu erlangen. Erstere verwandten alle ihre Geisteskraft darauf, den Inhalt des Gesetzes kennen zu lernen und ihm im Leben volle Geltung zu verschaffen; sie suchten daher alle Nüancen desselben zu durchforschen, die ihm zur Grundlage dienenden hermeneutischen Regeln durchzudenken, scharf aufzufassen und auf neu sich ereignende Fälle mit logischer Richtigkeit anzuwenden, ihr Verfahren war demnach ein rationelles. Ein ganz anderes Ziel verfolgten die Letzteren. Die Geheimlehre suchte weniger den Inhalt als eigentlich Grund und Ursache der göttlichen Vorschrift ausfindig zu machen, da sie hierbei aber mehr die Einbildungskraft als den Verstand zu Rathe zog, so mochte sie die freie geistige Forschung durchaus nicht begünstigen und trat schon hierdurch in einen gewissen Gegensatz zum Studium der Halacha. Im Buche Sohar[1]) kömmt bereits eine scharfe Op-

[1]) Dieses Buch ist eine kabbalistische Erklärung des Pentateuchs und wird von den Meistern der Geheimlehre sehr hochgeschätzt. Diese interpolirten es dem in der Mitte des 2. Jahrhundertes lebenden Rabbi Simon ben Jochai. Neuere Forschungen haben jedoch nachgewiesen, daß Simon nichts weniger als Kabbalist, auch der Sohar bis zum 13. Jahrhundert unbekannt gewesen; für dessen Verfasser halten einige den zu Ende des 13. Jahrhunderts in Avila lebenden Mose de Leon; andere den 1240 in Tudela geborenen Abraham Abulafia, der sich für einen Propheten, sogar für den Messias ausgab, einen Anhang gewann, aber von Salomo ben Abraham in Barcellona heftig verfolgt wurde, der ihn in seinen AGA Nr. 548 „einen niederträchtigen, schlechten Menschen und Verführer" nennt.

position gegen viele halachische Entscheidungen der Talmudisten zum Vorscheine.[1]) Wohl nahmen die Rabbinen darauf wenig Rücksicht, stellten sogar die Grundregel fest, daß bei derartigen, zwischen Kabbalisten und Talmudisten sich ergebenden Differenzen stets nur die Ansicht der letztern als Norm für die Praxis zu gelten habe; dennoch erlangte die Kabbala nach allen Seiten hin ein bedeutendes Uebergewicht, indem sie durch den in Zefat[2]) lebenden Isac Luria und dessen Schüler Chaim Vital[3]) in ein System gebracht wurde und ihre höchste Blüthe erreichte. Erleuchtete Köpfe, wie Leon da Modena, Rabbiner zu Venedig — geboren 1571, gestorben 1648 — kämpften zwar heftig gegen diese geheime Wissenschaft und verwarfen sie gänzlich, auch manche autorisirte Rabbinen gestanden es offen, sich mit derselben nicht zu befassen. Allein die feurige, mehr von lebhafter Phantasie, als von klarer, verständiger Anschauung geleitete Jugend fühlte sich zu ihr hingezogen, selbst viele gelehrte Rabbinen konnten dem Reiz des Wunderbaren und Geheimnißvollen nicht widerstehen, und begannen sich ihr hinzuneigen. Sogar die kabbalistische Praxis nahm sehr überhand[4]) und die Beschäftigung mit Exorcismen, Amuleten u. dgl. breitete sich immer mehr aus, natürlich mußten sich da bald schädliche Auswüchse erzeugen, die höchst verderbliche Folgen nach sich zogen, wie wir sogleich sehen werden.

Im Jahre 1625 wurde dem aus Morea gebürtigen, zu Smyrna anfangs als Federvieh-Krämer, nachher als Waarenmäkler bei den Kaufleuten der Levante lebenden Mordechai Zwy[5]) ein Sohn, Namens Sabbathai, geboren. Die Natur hatte den Knaben mit vielen körperlichen wie geistigen Vorzügen reichlich ausgestattet. Als fünfzehnjähriger Jüngling hatte Sabbathai bereits die rabbinische Literatur durchgearbeitet, verstand auch etwas von der Geheimlehre und bedurfte mehr keines Lehrers. Nun gab er sich ganz der Kabbala hin, saß eingeschlossen im Hause seines Vaters mit dieser Lehre sich beschäftigend, und brachte es hierin in kurzer Zeit so weit, daß die gelehrtesten Männer Smyrna's ob seiner großen Kenntniß staunten, und er zu achtzehn Jahren den Titel „Chacham“ [6]) erhielt. Nun trat er als Lehrer der Kabbala auf; eine große Schüleranzahl, bestehend aus jungen, wißbegierigen, wie auch aus weisen, gelehrten Männern, fand sich bei ihm ein, um seinen Unterricht zu genießen, den er auch freiwillig in seinem väterlichen Hause ertheilte. Dort saßen Meister und Jünger zusammen, gehüllt in Talith (Gebetmantel) und bekleidet mit Thephillin (heilige Denkriemen), in unausgesetzten Studien begriffen, die größtentheils kabbalistische Forschungen zum Gegenstande hatten.

---

[1]) Mitpachath Sepharim von Jac. Emden. — [2]) Eine Stadt in Palästina. — [3]) Isac starb jung, 38 Jahre alt, im Jahre 1572 an der Pest, Vital sammelte erst seine Schriften. — [4]) Jost a. a. O. p. 295. — [5]) Zwy ist Familienname. — [6]) Identisch mit dem bei den Polen und Deutschen gebräuchlichen Titel „Morenu“.

Zwei- oder dreimal der Woche führte Sabbathai seine Schüler vor die Stadt an das Meeresufer, um dort zu baden, worauf sie sodann den ganzen Tag fasteten. Er selbst nahm vom Ausgange eines Sabbathes bis zum Eingange des nächsten weder Speise noch Trank zu sich, ging oft um die Mitternachtsstunde hinaus, um in den reißenden Meereswellen ein kaltes Tauchbad zu nehmen. Trotz all dieser Kasteiungen und der streng ascetischen Lebensweise, der er sich überhaupt unterzog, glänzte sein Antlitz wie das eines verklärten Engels, so daß man kaum in sein strahlendes Angesicht zu blicken vermochte; auch nahm er stets an Körperfülle zu, wurde desto stärker und kräftiger.

Sabbathai war damals zwanzig Jahre alt, und schon ließ er im vertrauten Zirkel Aeußerungen fallen, woraus auf eine ihm besonders vorbehaltene höhere Mission geschlossen werden konnte. Er vermählte sich mit der Tochter eines angesehenen Mannes, war aber in Erfüllung der ehelichen Pflicht nur zu enthaltsam, daher ihm die Alternative gestellt wurde, entweder sich gegen seine Frau als Gatte zu benehmen, oder ihr den Scheidebrief zu geben, er entschied sich für das letztere; eben so behandelte er eine zweite Gemahlin, mit der er bald darauf in ein eheliches Bündniß getreten, und sagte sich von ihr ebenfalls durch die Scheidung los. Ueber dieses sonderbare Betragen von seinen Freunden zu Rede gestellt, erwiederte er: „Der heilige Geist (Ruach Hakodesch) habe ihm verkündigt, daß keine von beiden die ihm vom Himmel beschiedene Ehehälfte gewesen sei.“ Um dieselbe Zeit entdufteten auch seinem Leibe die feinsten Wohlgerüche. Ein mit ihm vertrauter Arzt machte ihm solches zum Vorwurfe, indem er sagte, es stehe einem so frommen Manne nicht zu, seinen Körper zu parfümiren. Hierauf ließ sich Sabbathai von ihm untersuchen, und der Arzt überzeugte sich augenscheinlich, daß dieser Wohlgeruch weder von einer Salbe noch sonstiger Specerei herrühre; er drang daher in Sabbathai, ihm diesen auffallenden Umstand zu erklären, und nachdem er sich eidlich verbunden hatte, das ihm anzuvertrauende Geheimniß strengstens zu bewahren, wurde ihm von jenem eröffnet: er, Sabbathai nämlich, sei in einer Nacht von den drei Erzvätern Abraham, Isak und Jakob gesalbt worden, seit dieser Zeit verbreite sein Leib diese fein duftenden paradiesischen Wohlgerüche.[1])

Hatte Sabbathai früher bloß in seinem Wohnhause kabbalistische Vorlesungen abgehalten, so begann er jetzt diese Wissenschaft an öffentlichen Plätzen vorzutragen, die tief verborgenen Geheimnisse derselben vor aller Welt zu offenbaren, und erlangte dadurch einen außerordentlichen beispiellosen Ruf.

---

[1]) Diese Thatsache ist nicht ganz gewiß, im Thorath. Hak. heißt es bloß: „glaubwürdige Männer haben dieses erzählt.“

Im Jahre 1648[1]) eröffnete Sabbathai — damals im 24. Lebensjahre — seinen Schülern, „daß er der verheißene Messias sei und die Erlösung Israels herbeiführen werde.“ Sofort nannte er sich einen Sohn Davids, und erdreistete sich, den vierbuchstabigen Gottesnamen, so wie er geschrieben, auszusprechen, was durchaus verboten und nur den Priestern im Tempel zu Jerusalem gestattet gewesen. Ob dieser unerhörten Kühnheit ließ das Rabbinatskollegium zu Smyrna ihn scharf verwarnen; er aber erwiederte, daß er der Messias sei und sich die Aussprechung des heiligen Namens erlauben dürfe. Sogleich wurde seitens der Rabbinen das Todesurtheil über ihn gefällt und er sah sich zur Flucht genöthigt.[2]) Nach Thessalonich sich begebend, ward ihm zwar eine glänzende Aufnahme zu Theil, als er aber auch hier sich für den Messias erklärte und wiederum dem die Nennung des göttlichen Namens betreffenden Verbote zuwider handelte, mußte er auf Geheiß der Rabbinen diese Stadt ebenfalls meiden, konnte auch ferner, da seine Ausweisung aus Thessalonich ruchbar wurde, in ganz Morea keine sichere Stätte finden, bis er nach Egypten und von da nach Jerusalem sich begab.

Es trafen auch mehrere Umstände zusammen, die seiner vorgeblichen Sendung mächtigen Vorschub leisteten, wie sich aus Folgendem ergeben wird.

Der im 15. Jahrhunderte lebende und den Märtyrertod erleidende Salomon Molcho hatte mehrere kabbalistische Werke verfaßt, worin er prophezeihete, daß im Jahre 1666 sicher der Messias Sohn Davids das Erlösungswerk vollbringen werde. Sabbathai verstand es, nach den Grundsätzen der Geheimlehre diese Berechnung auf sich zu beziehen, legte auch die Stelle in Jesaia, Kap. 63, Vers 4, zu seinen Gunsten aus, indem die drei letzten Worte dieses Verses (ישנת גאולי באה) mit seinem Namen (שבתי צבי) an Zahlenwerth gleich sind.

Zu Gaza lebte ein Mann, Namens Nathan Benjamin, der als berühmter Kabbalist in großem Ansehen stand, diesen seinen durch Gelehrsamkeit erworbenen Einfluß aber auf die schändlichste Weise mißbrauchte, indem er das Trugspiel Sabbathai's aufs kräftigste unterstützte, sich sogar herbeiließ, die Rolle des Propheten Elias, als Vorläufer des Messias, zu übernehmen. Als nämlich Sabbathai bei seinem Zuge nach Jerusalem die Stadt Gaza passirte, hielt er sich einige Zeit im Hause dieses Nathan Benjamin heimlicher Weise auf, und hier wurde zwischen diesen zwei Männern der listige Plan zu dem nun anzuspinnenden Truggewebe entworfen.[3])

---

[1]) Ein verhängnißvolles Jahr für die Juden in Polen, unter denen damals der Kosacken-Hetman „Chmel“ ein fürchterliches Blutbad anrichtete, weßhalb in Polen alljährlich der 20. Siwan als allgemeiner Fast- und Bußtag gefeiert wird. — [2]) Er wurde als Gotteslästerer und falscher Prophet verdammt, und die Rabbinen erklärten die für einen Mord festgesetzte Strafsumme für den zu erlegen, der ihn umbringen wird. — [3]) Dieser im ersten Referate der Thorath Hak. erwähnte Umstand, der viele Wahrscheinlichkeit für

Sabbathai ging nach Jeruſalem, verhielt ſich einige Zeit ruhig, und lebte einzig und allein ſeinen unausgeſetzten Studien, ſo daß ſein Name auch in ganz Paläſtina berühmt wurde. Nach mehrjährigem Aufenthalt zu Jeruſalem fing er wieder an, ſich als Meſſias anzukündigen, und manifeſtirte ſeine heilige Miſſion durch viele Belege aus dem Sohar wie auch durch andere einleuchtende kabbaliſtiſche Beweisgründe; zugleich wollte er auch die wegen der Tempelzerſtörung eingeſetzten Faſttage des 17. Thamus und 9. Ab abſchaffen. Auch der oben genannte Nathan Benjamin wurde plötzlich von einem prophetiſchen Geiſte befallen, und ſollen manche ſeiner Weiſſagungen auch wirklich eingetroffen ſein; das Hauptthema ſeiner Divination beſtand aber in der Verkündigung: „Sabbathai Zwy, geboren zu Smyrna, ſei der wahre Erlöſer Iſraels und der verheißene Meſſias Sohn Davids: er wird das iſraelitiſche Volk befreien und die Zerſtreuten zuſammenbringen.“ Er ſtellte ſich an, als ob er Sabbathai nie gekannt und geſehen und alles dieſes durch heilige Inſpiration ihm eingegeben worden, welche ihm auch mitgetheilt, daß die Erlöſung der Schechina bereits begonnen, die ob dem Falle Jeruſalem's zu feiernden Faſttage aufgehoben und als Freudentage anzuſehen wären. Nathan deducirte all ſeine Angaben aus dem Sohar und der Kabbala, und erließ auch an alle im türkiſchen Reiche befindlichen jüdiſchen Gemeinden ein im ſchwärmeriſcheſten Tone abgefaßtes Sendſchreiben, worin alle die bald von Sabbathai zu vollführenden Wunderthaten einzeln aufgezählt werden, und es gleich am Eingange heißt: „Er (Sabbathai Zwy) wird dem Sultane die Krone vom Haupte nehmen, um ſich ſie ſelbſt aufzuſetzen, und dieſer wird ihm wie ein Sklave ſeinem Herrn nachfolgen.“ Durch dieſe und ähnliche Proklamationen wurde die leichtgläubige Menge allmälich zur Anerkennung Sabbathai's verleitet. Deſſen beide Brüder Elias und Joſeph waren auch von Smyrna aus thätig, ihm einen bedeutenden Anhang zu verſchaffen, der ſich durch Vorſpiegelungen allerlei Art immer mehr verſtärkte.

Sabbathai war bereits dreizehn Jahre in Jeruſalem und erklärte eines Tages ſeinen Freunden, er müſſe eiligſt nach Egypten, allwo die von Gott ihm beſchiedene Gemahlin ſeiner harre. Er reiſte ab und traf wirklich in Egypten mit einem aus Polen gebürtigen Mädchen zuſammen, das er als Gattin nach Jeruſalem mit ſich führte. Ueber dieſes zweifelsohne vorhin verabredete Zuſammentreffen wurden von der Partei Sabbathai's die miraculöſeſten, höchſt ſeltſam klingenden Gerüchte ausgeſprengt, überhaupt ſuchte man die ganze Begebenheit mit einem wunderſamen Nimbus zu umhüllen,

---

ſich hat, wird weder von Beer in ſeiner „Geſchichte der Sekten“ noch von Horſchetzky in der von ihm in der allgem. Zeitung des Judenth. 1829 gelieferten Biographie Sabbathai's erwähnt, uns aber ſcheint derſelbe in hiſtoriſcher Beziehung viel wichtiger, als manche Details, die nur poetiſchen, jedoch keinen geſchichtlichen Werth haben.

sie in das Gebiet außerordentlicher, überirdischer Erscheinungen hineinzuziehen.

Fünf Jahre darauf erklärte Sabbathai in einer zu Jerusalem öffentlich abgehaltenen Predigt, welch hoher Beruf ihm von der göttlichen Majestät zu Theil geworden, und daß er dazu auserlesen sei, das Erlösungswerk zu Stande zu bringen.

Die Rabbinen der heiligen Stadt entsetzten sich hierüber so sehr, daß sie insgesammt — 24 an der Zahl mit dem Oberrabbiner an der Spitze — den Bannstrahl gegen Sabbathai schleuderten. Dieser, seines Lebens nicht mehr sicher, floh eiligst aus Jerusalem und kehrte nach seiner Vaterstadt Smyrna wieder zurück. Hier wurde er mit größter Acclamation aufgenommen, ob auch die Rabbinen Jerusalems ihn bis dahin verfolgten, so konnten ihre gegen ihn gerichteten Pfeile ihn nicht mehr erreichen; denn der große Haufe war für ihn fanatasirt, erwies ihm königliche Ehre und bezeigte ihm jede mögliche Huldigung.

Diese Ereignisse machten außergewöhnliche Sensation, die Kunde hiervon drang auch in andere Länder und zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Die jüdische Gemeinde zu Amsterdam und der hier als Resident der schwedischen Königin anwesende Jude Namens Texeira erkundigten sich wegen des die Messiaswürde sich zueignenden Sabbathai bei ihren Handelsfreunden in der Levante, und erhielten von diesen die lakonische Antwort: „Er ist's, und kein Anderer!" (הוא ולא אחר) Man war grade auf der Börse versammelt, als diese Antwort einlangte, natürlich gab sich unter den Juden allgemeine Freude kund. Nur ein Börsensensal, Amatia, hielt das alles für puren Wahnsinn und behauptete, daß der Messias noch jetzt nicht kommen könne, weil ja die der Befreiung Israels voranzugehenden Ereignisse sich noch nicht zugetragen hätten. Kaum aber hatte dieser Amatia in der darauf folgenden Mittagsstunde sich zu Tische gesetzt, als er vom Schlage gerührt todt zu Boden fiel, und allgemein hielt man diesen unerwarteten Todesfall für eine göttliche Strafe, weil der Gestorbene dem Gesalbten des Herrn seine Anerkennung versagte. Natürlicherweise mußte durch diese Laune des Zufalls das Ansehen Sabbathai's ungemein steigen, sein Ruf durchflog alle Theile Vorderasiens und Europas, wo jüdische Glaubensgenossen anzutreffen waren.

Im Jahre 1666, auf welches, wie wir bereits oben erwähnten, nach kabbalistischer Berechnung die Ankunft des Messias festgesetzt worden war, hatte der Ruhm Sabbathai's seinen höchsten Gipfelpunkt erreicht. Sein Anhang zu Smyrna war mächtig genug, um alle Gegner selbst auf terroristische Weise zum Schweigen zu bringen, und verstärkte sich von Tag zu Tag mehr und mehr. Er selbst lebte in königlicher Pracht, er hatte ein großes Gefolge, mit welchem er Nacht für Nacht unter Absingung von Psalmen und heiligen Lobliedern die Straßen Smyrna's durchzog, wobei Niemand im Stande war, ihm ins Angesicht zu blicken, weil

dieſes, die feurige Begeiſterung ſeiner Seele kundgebend, der Sonne gleich ſtrahlte und leuchtete. So oft er ſich öffentlich zeigte, wurde ihm eine Fahne vorangetragen, worauf die Worte des heiligen Sängers: „des Ewigen Rechte iſt erhaben"! (Pſ. 118. 16.) als Deviſe zu leſen waren. Sein Bildniß wurde allenthalben mit Kronen geſchmückt, und ihm zu Ehren in den Synagogen zu Smyrna dreimal des Tages der 21. Pſalm öffentlich abgeſungen. Auch an andern Orten verrichtete man Gebete für den vermeintlichen Meſſias, und kamen ſogar viele Deputationen von den vorzüglichſten Judengemeinden der genannten zwei Welttheile mit reichlichen Geſchenken, um den Erlöſer aus dem Hauſe Davids zu begrüßen, die aber wegen des gar zu großen Andranges oft mehrere Wochen warten mußten, bevor ſie ſich des Glückes, bei ihm vorgelaſſen zu werden, erfreuen konnten.

Noch müſſen wir eines höchſt merkwürdigen und nicht ſo leicht erklärbaren Ereigniſſes erwähnen, das um dieſe Zeit an mehreren Orten zugleich ſich zugetragen und beinahe jeden Zweifel an die göttliche Beſtimmung Sabbathai's verſcheuchte.

Es gab nämlich damals in vielen Städten des osmaniſchen Reiches, vorzüglich aber zu Smyrna, Theſſalonich, Konſtantinopel und Adrianopel eine große Maſſe Propheten und Prophetinnen, die alle insgeſammt die baldigſt bevorſtehende Erlöſung Iſraels durch Sabbathai verkündeten. Menſchen jeglichen Alters und Geſchlechtes, ſogar Kinder geriethen plötzlich in Verzückungen, machten convulſiviſche Bewegungen und in dieſem clairvoianten Zuſtande überſtrömte ihr Mund von wunderbaren Prophezeihungen, die — was noch auffallender — in einem dieſen Inſpirirten ſonſt unbekannten Idiome, nämlich entweder in hebräiſcher oder aramäiſcher Sprache, von ihnen vorgetragen wurden. Unter all dieſen Divinationen fand ſich aber ſtets die Kunde eingeflochten: „Sabbathai Zwy aus dem Hauſe Davids ſei der verheißene Meſſias und habe vom himmliſchen Vater bereits die Herrſcherkrone empfangen." Aber ſelbſt dieſe Offenbarung wurde von den Wahrſagern nicht auf gleichlautende, ſondern auf mannigfaltige, von einander variirende Weiſe dargeſtellt, ſo daß durch die Verſchiedenartigkeit des Ausdruckes ſelbe das Gepräge ächter Prophetie an ſich zu tragen ſchien, indem es im Talmud[1]) heißt: „Nie werden zwei Propheten, wenn ſie auch ein und daſſelbe verkünden, eines gleichen Styles ſich bedienen."

Dieſe und noch mehrere andere außerordentliche Begebenheiten, deren Aufzählung hier zu weitläufig wäre, führten ein Zuſammentreffen mannig-

---

[1]) סיגנון אחד עולה לכמה נביאים ואין שני נביאים מתנבאים בסיגנון אחד Sanhedrin 89 a. — Viele ſahen in dieſen Vorgängen ein Eintreffen der Worte des Propheten Joel (III. 1.), welche lauten: „Einſt werde ich meinen Geiſt über alles Fleiſch ergießen; eure Söhne und Töchter werden Prophezeihungen kundgeben."

facher Umstände herbei, welches, wenn auch zweifelsohne durch geheime Machination bewirkt, doch gar fein angelegt und nur zu wohl berechnet war, um eine allgemeine Stimmung zu Gunsten Sabbathai's hervorzurufen, dieses Ziel auch auf's eclatanteste erreicht wurde. Das Auftreten eines sich als Messias ankündigenden Schwärmers war wohl in der jüdischen Geschichte keine neue Erscheinung; doch das Vorhaben Sabbathai's wurde nicht allein durch die ihm von der Natur verliehene, höchst seltene geistige wie physische Kraft[1]), sondern auch, wie wir bald näher erörtern werden, durch die äußern politischen Zeitverhältnisse außerordentlich begünstigt; so daß nicht blos der einfältige Pöbel vom allgemeinen Schwindel ergriffen ward, sondern selbst Männer von hervorragender Bildung nicht mit Gleichgültigkeit über das Factum hinwegsehen konnten. So drückt sich Heinrich Oldenburg in einem von London aus an Spinoza gerichteten Schreiben d. d. 8. Dezember 1665 folgendermaßen aus: „Alle Leute sprechen hier von dem Gerüchte der Rückkehr der mehr als zweitausend Jahre zerstreut gewesenen Israeliten in ihr Vateland. Bei Wenigen findet es Glauben; aber Viele wünschen es. Was Sie hierüber hören und denken, werden Sie Ihrem Freunde mittheilen. Ich für meinen Theil kann daran so lange nicht glauben, als diese Neuigkeit nicht von glaubwürdigen Männern aus Konstantinopel selbst, das hierbei vor Allem ein Wort zu sprechen hat, berichtet wird. Ich möchte wissen, was die Amsterdamer Juden hierüber gehört haben, und was für einen Eindruck diese Nachricht auf sie macht, die, sollte sie sich bestätigen, einen Umschwung in allen Dingen herbeiführen dürfte."[2]) Die Antwort Spinoza's auf diese Anfrage besitzen wir nicht mehr, sie ist verloren gegangen; daß aber die in Rede stehende Thatsache auf den großen Weltweisen einen gewaltigen Eindruck zu machen nicht verfehlte, beweist der Schluß des dritten Kapitels seines theologisch-politischen Traktates. Die dort ausgesprochenen Worte, welche auch nach Auerbach in seiner Lebensbeschreibung Spinoza's[3]) auf die durch Sabbathai Zwy unter den Juden hervorgebrachte Bewegung Bezug haben, lauten also: „Das Zeichen der Beschneidung kann, wie ich glaube, hierbei so viel vermögen, daß ich annehmen mag, dieses Einzige werde diese Nation ewig erhalten;

[1]) Sabbathai konnte mit seinen Armen einen starken, festgewurzelten Stamm aus der Erde reißen, und dies so leicht, wie man ein Haar aus der Milch zieht; ferner verstand er es, sich die Gunst aller, die ihn sahen, zuzuwenden. (Emden Thorath Hak. p. 13 b). — [2]) Spinoza's Werke übersetzt von Berthold Auerbach, Stuttgart 1841, Band V. p. 97. — Heinrich Oldenburg, ein inniger Freund Spinoza's, war aus Bremen gebürtig und zu Cromwell's Zeiten Resident des niedersächsischen Kreises in London; er erwarb sich viele Verdienste um die Begründung der Royal Society zu London, ward Mitglied und später Sekretair derselben, und stand mit den bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit, als Newton, Leibnitz u. m. A. in Verbindung; er gab mit Versetzung seines Namens in Grubendel mehrere von ihm verfaßte Schriften heraus, übersetzte auch Mehreres ins Englische. (ibid. Band I. Leben Spinoza's p. XCIII.) — [3]) ibid. Band I. Leben Spinoza's p. LXV.

ja wenn — — — — — — — — so würde ich absolut glauben, daß sie einst bei günstiger Gelegenheit, wie ja die menschlichen Dinge veränderlich sind, ihr Reich wieder aufrichten, und Gott sie von Neuem erwählen würde." [1])

Nicht unbemerkt darf es bleiben, daß bei der großen Aufregung, die damals unter den Juden herrschte, vorzüglich unter jenen des osmanischen Reiches, von denen der größte Theil der sichern Ueberzeugung lebte, die Zeit der Erlösung sei nahe, dennoch die Loyalität derselben gegen die Staatsregierung und deren Organe nicht die mindeste Aenderung erlitt; die gesetzliche Obrigkeit nirgends über die geringste Renitenz seitens der der baldigen Befreiung entgegen harrenden Klage führen konnte. Die freudige Erwartung, in welcher die Söhne Israels lebten, hatte nichts Anderes als wahre Gottesfurcht und ungeheuchelte Frömmigkeit zur Folge. Um das Erlösungswerk zu fördern, die himmlische Zustimmung hierzu vollständig zu erwirken, waren auf ausdrückliche Aufforderung Sabbathai's und seines Verbündeten Nathan Benjamin's bußfertige Reue und eifrige Bekehrung, verbunden mit großer Mildthätigkeit und Uebung vieler Liebeswerke, allenthalben an der Tagesordnung. Viele der Reichen und Begüterten ließen, um sich den frommen Exercitien mit desto größerer Muße hingeben zu können, sogar alle ihre Geschäfte fahren, und mußten nachher ihre thörichte Verblendung mit Verschlimmerung ihrer Vermögensverhältnisse, manche auch mit gänzlicher Verarmung schwer büßen. — Durch diese allgemein sich geltend machende fromme Gesinnung suchte man auch den merkwürdigen Umstand zu erklären, daß nämlich die türkische Regierung diese so großes Aufsehen erregende Bewegung in ihren Staaten lange Zeit stillschweigend duldete, und die Partei Sabbathai's so frei gewähren ließ. Indem, meinte man, Liebe zu Gott und den Menschen die Herzen aller jüdischen Glaubensgenossen auf's innigste durchdrungen hatte, mochte auch niemand den Casus denunciren und so an der geheiligten Sache seiner Brüder zum Verräther werden; daher man auch höhern Orts nicht sobald Kunde hiervon erhalten konnte. Daß aber diese Erklärung gar zu seicht sei, wird man leicht einsehen, wenn man bedenkt, daß ja die Ostentationen Sabbathai's und seiner Anhänger publik genug waren, und man durchaus nicht daran dachte, ein Geheimniß daraus zu machen, ja selbst viele Moslemen zu seiner Fahne schworen. Viel richtiger und wahrscheinlicher ist daher die Ansicht eines andern Biographen Sabbathai's,[2]), es sei nämlich grade um diese Zeit die Pforte mit wichtigern Angelegenheiten zu sehr beschäftigt gewesen, um den Umtrieben des ver-

[1]) Leben Spinoza's Band II. p. 114 ff. — Auf die hier citirten Stellen aus den Werken Spinoza's machte mich mein geehrter Freund Hr. A. Herzmann, Doctor der Rechte in Tabor, aufmerksam. — [2]) Dr. Horschetzky, Allgemeine Zeitung des Judenthums 1838. Nr. 131.

meintlichen Meſſias und ſeines Anhanges ihre Aufmerkſamkeit zuzuwenden, und ſo vermochten dieſe lange genug ihr Unweſen ungeſtört zu treiben.

Der damalige Padiſchah Muhamed IV. war, nach dem gewaltſamen Tode ſeines Vaters Ibrahim, als Knabe von ſechs Jahren zur Regierung gelangt, und ſah ſein Reich ſowohl durch innere Factionen als durch äußere, mächtige Feinde ſehr erſchüttert; mochte daher anfänglich um das Thun und Treiben der Juden ſich wenig kümmern, und konnte doch, wie wir bereits vorhin erwähnten, letzteren, da ſie all ihre Gefühle und Empfindungen nur durch Gebete und gottgefällige Handlungen ausdrückten, nirgends aber Exceſſe oder Widerſetzlichkeit ſich zu Schulden kommen ließen, eigentlich nichts zur Laſt gelegt werden, als daß ſie etwa Sabbathai königliche Ehre erwieſen, ihm auch den Königstitel beilegten, wobei ſie aber durchaus kein Laesum Majestatis beabſichtigten, ſondern nur dem Geſalbten des Herrn die ihm gebührliche Anerkennung zollen zu müſſen glaubten.

Allein die Bewegung gewann immer mehr an Bedeutung und Wichtigkeit, erregte ſogar die Aufmerkſamkeit mehrerer auswärtigen Höfe, nahm alſo einen zu ernſten Charakter an, um ferner ignorirt werden zu können. Ein Einſchreiten der Staatsregierung war vorauszuſehen und eine ſtrenge Unterſuchung ſtand zu erwarten. Der Anhang Sabbathai's, vielleicht in längerem Verzuge Gefahr ahnend, drang in ihn, mit der Erfüllung ſeiner Miſſion nicht länger zu zögern, gradezu nach der Hauptſtadt ſich zu begeben, und dort vor den Augen des Sultans ſich als das, was er eigentlich ſei, öffentlich zu manifeſtiren. Sabbathai gab nach, und die Gründe, die ihn zu dieſem unheilvollen Schritte verleiteten, können etwa folgende geweſen ſein. Entweder ſah er nun ein, daß eine Kriſis eintreten müſſe, und wollte er dieſe ruhig abwarten, ſein Untergang alsdann unvermeidlich wäre; er zog daher vor, ein tollkühnes Wageſtück zu unternehmen, wobei ihm doch manche, wenn auch ſehr unſichere Chance blieb, daß nämlich theils das Ueberraſchende ſeiner Erſcheinung imponiren, theils irgend ein anderer glücklicher Zufall, womit Abenteuerer nicht ſelten begünſtigt zu werden pflegen, ihm zu Statten kommen und ihn aus der Verlegenheit ziehen dürfte. — Er ſpielte alſo — va banque! da er den Rubikon überſchritten und keinen ſonſtigen Ausweg vor ſich hatte. — Oder, was auch nicht ganz unwahrſcheinlich, war Sabbathai eigentlich mehr Schwärmer als Betrüger, und täuſchte ſich ſelbſt nicht weniger als Andere. Möglich, daß bei ſeiner erhitzten und auf's höchſte geſpannten Einbildungskraft, ſeinem langen Hineinleben in die Lüge, er dieſelbe endlich für reine Wahrheit genommen und ſich wirklich für das gehalten hatte, wofür er ſich ausgab. Hatten ja alle ſeine Unternehmungen trotz der Beſtrebungen mächtiger Gegner eine glückliche Wendung genommen, ſeine kabbaliſtiſchen Träumereien viele Köpfe ſchon verdreht, konnte dadurch nicht auch ſein eigenes Gehirn angegriffen worden ſein, ſo daß die wahnſinnige Idee dort Wurzel faßte: „der Sultan werde bei ſeinem Anblicke nicht anſtehen, ihm Krone

und Scepter gutwillig zu überreichen?" — Bei der niedrigen Bildungsstufe, auf welcher Sabbathai sich befand, konnte er unmöglich seinen jetzigen Standpunkt erfassen, unmöglich die Aufgabe begreifen, die er übernommen; würde er dieselbe nur im mindesten verstanden haben, er hätte zur Lösung derselben nicht bloß phantasmagorischer, sondern auch reeller Mittel sich bedienen müssen. Er war nichts als ein spitzfindiger Kabbalist, baar aller Kenntniß des Staats- und Weltlebens; er hatte in reifern Jahren sich wenig mehr mit wissenschaftlichen, geordnetes Denken erforderlichen Studien befaßt,[1]) sondern einzig und allein einer, den nüchternen Sinn verwirrenden Mystik sich in die Arme geworfen, so daß ihre die Phantasie berauschenden Theorien seinen ganzen Ideenkreis ausfüllten, kann es demnach uns Wunder nehmen, wenn ihm für die nackte Wirklichkeit, für den Gang der Weltereignisse, für das Leben in seiner objektiven Erscheinung aller Sinn und alle Verständniß abging? — Sich selber unbewußt, wurde er der Mittelpunkt einer gewaltigen Bewegung, zu deren gehöriger Leitung diplomatische und nicht kabbalistische Kunstgriffe nöthig gewesen wären; unvermuthet sah er sich zu einer Höhe emporgeschnellt, auf welcher er mit all seinen aus dem Sohar geschöpften Beweisgründen sich nicht zu erhalten vermochte.

Seit Bar Cochba[2]) war niemand mit solchem Enthusiasmus gefeiert worden als Sabbathai Zwy, wie kleinlich und unbedeutend hingegen erscheint dieser im Vergleich mit jenem! — Ersterer trat voll heldenmüthiger Begeisterung hinaus auf das Feld der Ehre, um mit seinem Herzblute die Befreiung Israels zu erkämpfen; Letzterer ließ sich's gefallen, Gesandtschaften mit kostbaren Präsenten bei sich zu empfangen, vom Marke seiner Nation zu zehren, ohne etwas anderes zu thun, als Psalmen zu singen und mystischen Grübeleien nachzuhängen; daß, um den Weltverhältnissen eine andere Gestalt zu geben, man auch im Stande sein müsse, auf physische Kräfte gestützte Garantien anzubieten, das mochte dem, der nur mit den aus der Rüstkammer der Kabbala hergeholten Mitteln umzugehen verstand, am allerwenigsten einfallen. Bar Cochba stand der alles vor sich hin zermalmenden römischen Weltmacht

---

[1]) Wenn wir, dem Amsterdamer Referenten in Thorath Hakenaoth folgend, oben berichteten, daß Sabbathai zu 15 Jahren bereits die rabbinische Literatur durchgearbeitet hatte, so darf dieses nicht so buchstäblich genommen werden, und zeigt es sich wirklich, wie Emden a. a. O. p. 67 b ganz richtig bemerkt, aus dem Benehmen Sabbathai's, daß es mit seiner Gelehrsamkeit nicht so weit her gewesen sein mochte, bei ihm eigentlich mehr Schwindelei als tiefe Erudition sich kundgab. — [2]) Bar Cochba, nach Grätz (Geschichte der Juden Band III. p. 159) eigentlich Bar Cosiba heißend, war Anführer der Juden gegen die Römer im Jahre 131, in der letzten Regierungszeit Hadrians, und wirkte wenn auch für den Messias gehalten, keineswegs durch Wunderthäterei, wovon die jüdischen Quellen durchaus nichts wissen, sondern erwarb sich lediglich durch seine kühne Unerschrockenheit, seine staunenerregende Tapferkeit das allgemeine Zutrauen (vergl. Grätz a. a. O. Jost Gesch. der Israeliten II. p. 115.) — Welch scharfer Contrast gegen den feig seinen Glauben abschwörenden Sabbathai!

gegenüber, welche die äußersten Anstrengungen machte, den kräftigen Gegner mit aller Gewalt niederzutreten; zu Zeiten Sabbathai's war die politische Weltlage eine ganz andere; hätte er derselben Rechnung getragen, und dadurch gezeigt, daß er seiner Rolle gewachsen, wer weiß, welche das Heil seiner Brüder fördernde Resultate er auf die loyalste Weise zu erzielen im Stande gewesen sein würde? Wir könnten diesem Raisonnement noch so manches hinzufügen, welches uns aber zu weit führen dürfte, wir brechen daher ab, zur objektiven Darstellung der Fakta zurückkehrend.

Sabbathai war verwegen oder thöricht genug, sich mit einer glänzenden Suite nach Konstantinopel einzuschiffen. Daselbst angelangt, erfuhr er, der Sultan sei abwesend und befinde sich zu Adrianopel, er suchte einstweilen beim Großvezier Audienz zu erlangen. Die Audienzertheilung wurde hinausgeschoben, dafür aber sogleich der Bericht an den Großherrn erstattet: „der berüchtigte Sabbathai Zwy, von dem man schon so viel bei Hofe gesprochen, sei angekommen und verlange vorgelassen zu werden." Hierauf erfolgte der allerhöchste Befehl, den Unruhestifter festzunehmen und in sichere Verwahrung zu bringen. Der Großvezier entsandte einen Baschi[1]) mit 50 Janitscharen[2]) ihn zu ergreifen, allein der imposante Anblick Sabbathai's schreckte den Befehlsvollstrecker angeblicherweise zurück, daß er sich seiner nicht bemächtigen konnte oder wollte, daher unverrichteter Sache zum Großvezier zurückkehrte. Dieser schickte einen zweiten Baschi mit 200 Janitscharen ab, dem es nicht besser als dem vorigen erging,[3]) worauf Sabbathai sich freiwillig selbst zum Großvezier begab, von dem er zwar gnädig aufgenommen, dennoch aber in eines der Dardanellenschlösser zur Haft gebracht wurde, obgleich er sich über die ihm daselbst zu Theil gewordene Behandlung durchaus nicht zu beklagen hatte, indem man ihm hier eine prächtige Wohnung einräumte, eine gute Pflege zukommen ließ, auch Jedermann freien Zutritt zu dem Gefangenen gestattete.

Dieser Großvezier war „Achmed Kiuperli," Sohn des frühern Großveziers Mohammed Kiuperli, dessen seltene Geistesgaben durch eine vortreffliche Erziehung auf's herrlichste entwickelt und ausgebildet wurden. Gelehrt und weise, von strenger Gerechtigkeit und edler Milde, verbunden mit reifer Ueberlegung und würdevollem Benehmen, stand er darum an Unternehmungsgeist und Tapferkeit seinem großen Vater keineswegs nach, welch letzterer als 70jähriger Greis die oberste Leitung des Staates übernommen,

[1]) Befehlshaber. — [2]) Janitscharen oder Jeni-tscheri bedeutet im Türkischen „neue Soldaten". Diese militärische Körperschaft wurde im 14. Jahrhundert von dem Emir Orkhan aus den den griechischen Familien entrissenen und zur Religion der Ottomanen bekehrten Jünglingen errichtet, bestand anfangs bloß aus tausend Mann, wuchs nachher gewaltig, so daß ihre Uebermacht das Reich in Gefahr brachte, weßhalb sie auch 1826 von Mahmud II. vernichtet wurde. — [3]) Einige sind der Ansicht, daß es eigentlich nicht der Schreck von Sabbathai gewesen, welcher die beiden Baschis zurückgehalten, sich seiner Person zu bemächtigen, dieses sei vielmehr durch die Geldbeutel, welche dessen Anhang ihnen spendete, bewirkt worden.

das sehr zerrüttete Reichswesen geordnet und der Glanz der hohen Pforte mächtig gehoben hatte.[1]) — Der große Staatsmann mochte bald die eigentliche Unbedeutendheit Sabbathai's durchblickt, seine gänzliche Unfähigkeit zu irgend einem staatsgefährlichen Unternehmen erkannt, zugleich aber bedacht haben, daß der ihm huldigende Irrwahn dem Staate nicht unerheblichen Nutzen bringe, indem von allen Seiten kostbare Spenden an den vermeintlichen Messias einliefen, mit denen dieser nicht grade sparsam umging, sondern sie durch seine Agenten in Circulation brachte. Um nun diese ergiebige Quelle nicht plötzlich zu verstopfen, sie vielmehr so lange als möglich flüssig zu erhalten, behandelte der kluge Großvezier Sabbathai mit Ehrerbietung und ließ ihm, nachdem er sich seiner Person versichert hatte, noch ferner freien Spielraum.

Der Anhang Sabbathai's faßte aber das über alle Erwartung gütige Benehmen des Großveziers von einem ganz andern Gesichtspunkte auf, deutete es zu Gunsten des vermeintlichen Befreiers und fand hierin nur einen neuen Beweis für dessen unverletzliche Heiligkeit, dem Wahne sich hingebend, keine weltliche Macht könne dem Gesalbten Gottes etwas anhaben.

Indessen spielte er selbst im Gefängnisse unbeirrt seine Rolle weiter, und genoß auch daselbst große Ehre. Nicht nur viele angesehene Juden aus der Nähe und Ferne kamen, größtentheils nicht mit leeren Händen, ihn zu begrüßen und ihre devoteste Aufwartung zu machen, sondern auch viele Konsuln europäischer Mächte fanden sich bei ihm ein, um theils ihre persönliche Neugier zu befriedigen, theils an ihre Höfe über den Urheber einer so außerordentlichen Aufregung Nachrichten ertheilen zu können,[2]) die aber oft anstatt des wahren Sachverhaltes so viel Lügenhaftes und Abenteuerliches enthielten, daß sie die Täuschungen und Illusionen noch vergrößerten.[3])

Auch erließ Sabbathai aus seinem Verhafte ein Sendschreiben an die sämmtliche Judenschaft des ganzen Erdballs, worin erklärt wurde, daß die Erlösung bereits begonnen, daher die auf die Tempelzerstörung Bezug habenden Fasttage als Freudenfeste anzusehen, besonders der 9. Ab, als sein Geburtstag, unter großen Freudenbezeugungen, Beleuchtung und Jubelgesängen zu begehen sei, dafür auch eigene Gebetsformeln von ihm vorgeschrieben worden sind. Ferner forderte er allenthalben zu noch eifrigerer Bußfertigkeit und Sündenreinigung auf, indem nur die noch unter Israel herrschende Sündenmenge daran schuld

[1]) Lamartine Geschichte der Türkei, übersetzt von Nordmann, Wien 1856, Band VI. p. 179 ff. — [2]) Der Einfluß Sabbathai's soll auch in Privatinteressen und von einigen englischen Kaufleuten dahin benutzt worden sein, daß er auf ihr Ersuchen aus seinem Gefängnisse den Juden zu Konstantinopel den Befehl ertheilte, die an jene fällige Schulden zu bezahlen (Zedner, Auswahl historischer Stücke). — [3]) Emden Thorath Hak. p. 7. — Möglich war auch hier die Politik im Spiele.

sei, daß er noch einige Zeit eingekerkert bleiben und das zu erwartende freudige Endziel noch hinausgeschoben werden müsse.

Mittlerweile langte ein Abgesandter der polnischen Judenschaft, Namens Nehemias Kohn, ein in der Kabbala außerordentlich bewanderter Mann, bei Sabbathai an, um sich von dessen Messiaswürde augenscheinlich zu überzeugen und seinen Landsleuten darüber Bericht zu erstatten, damit sie mit Gewißheit wüßten, woran sie sich zu halten hätten. Nehemias traf den Sabbathai auf seine Ankunft vorbereitet, und es begann zwischen diesen zwei großen Meistern der Geheimlehre eine hitzige Discussion, die drei Tage und drei Nächte ununterbrochen fortgesetzt wurde. Letzterer erschöpfte sich in Beweisgründen, seinen heiligen Beruf aus jenen räthselhaften Kabbala-Folianten zu documentiren, strengte sich aber vergebens an. Nehemias wurde nicht überführt, sondern blieb fest bei seiner Behauptung, daß die Zeit der Erlösung noch nicht gekommen, und sagte endlich grade heraus zu Sabbathai: „Du bist nicht der Messias Sohn Davids, sondern ein schändlicher Betrüger, der seinem Volke nur Unheil bereiten will, und verdienst, nach dem Ausspruche unserer heiligen Lehren, als Verführer mit dem Tode bestraft zu werden.“ Natürlich gerieth Sabbathai hierüber in Zorn, auch die ihm huldigende Umgebung machte Miene über Nehemias herzufallen; dieser aber entsprang, und um sich den Schutz der draußen stehenden türkischen Wächter zuzusichern, warf er seine polnische Mütze von sich und rief laut, daß er Mohammedaner werden wolle.[1]) Nehemias ging zum Islam über, wurde von den Muselmännern in Obhut genommen und reiste nach Adrianopel, allwo er den Kadi[2]) über die Betrügereien Sabbathai's aufklärte. Nun äußerte auch der Mufti[3]) seinen Unwillen darüber, daß man durch Sabbathai die Lehre des Propheten entehren lasse, und der Sultan gab Befehl, Sabbathai vor ihn zu bringen. Obgleich Mohammed IV. orthodox und gläubig war, wollte er sich doch von der übernatürlichen Macht Sabbathai's augenscheinlich überzeugen. Er ließ ihn daher an einen Pfahl binden und sagte, daß er drei vergiftete Pfeile nach ihm abschießen wolle; werde er hierbei unverletzt bleiben, so solle ihm die dem Gesalbten Gottes gebührende Ehre im vollsten Maße zukommen. Sabbathai hatte keine Lust, einer solchen kitzlichen Probe sich zu unterziehen, und um derselben zu entgehen, folgte er dem Rathe des zwischen ihm und dem Sultan als Dolmetscher fungirenden Hakim Efendi,[4]) nahm einem neben ihm stehenden Trabanten den Turban vom Haupte, bedeckte sich damit, und — wurde Moslem. Der Großherr war hiermit zufrieden,

---

[1]) Nehemias soll diesen Schritt in guter Absicht gethan haben, um nämlich die Juden von der über ihrem Haupte schwebenden Gefahr zu retten, nachher wieder zu der Religion seiner Väter zurückgekehrt und in Amsterdam als Jude gestorben sein (ibid. p. 9b u. 13a). — [2]) i. e. Richter. — [3]) i. e. Entscheider oder Ausleger des Korans, hat in der Türkei die oberste Leitung des Cultus und der Gesetze. — [4]) Diesen Titel führte der erste Leibarzt des Sultans.

bezeigte sich ihm sehr gnädig, indem er ihn mit dem Titel Efendi beehrte und zum Kapidji Baschi[1]) ernannte.

Die Sache selbst ward aber durch diese Veränderung keineswegs beigelegt. Zwar verstummte bei der Kunde von der Abtrünnigkeit Sabbathai's sogleich die das nahe Messiasreich verkündigende Prophetenschaar, auch einzelne der Einsichtsvollen kamen zur Besinnung und traten in die alte Ordnung zurück. Allein manche blieben halsstarrig, setzten noch immer ihre Hoffnung in Sabbahai, der auch als Renegat unausgesetzt mit ihnen verkehrte, Sendschreiben an sie erließ, worin er, auf kabbalistische Belege gestützt, seinen Abfall als nothwendiges, der Erlösung voranzugehendes Ereigniß darstellte. — Aus diesen entstand die Sekte der Sabbathianer, Sabbathäer, im jüdischen Jargon, allgemein Schebsen genannt. Das Unwesen fing wieder an überhand zu nehmen, und die Rabbinen bewirkten, daß Sabbathai von der Hauptstadt entfernt und in eine kleine Festung unweit Belgrad internirt wurde, allwo er den 10. September 1676, grade am Versöhnungstage, an der Kolik gestorben sein soll. Auch der Prophet Nathan Benjamin, der selbst mit dem muselmännischen Sabbathai noch immer unter einer Decke spielte, wurde energisch verfolgt, zum öffentlichen Widerruf seiner auf den Pseudomessias Bezug habenden Inspirationen verhalten, und endigte schmachbedeckt seine trügerische Laufbahn. Trotzdem pflanzte sich die Sekte fort, und fand vorzüglich in Polen, und da besonders in Podolien und Pokutien großen Anklang. Eine Eigenthümlichkeit des Sabbathianismus ist es: „allen Confessionen gleichmäßig zu huldigen, wodurch es auch dessen Mitgliedern freigestellt wird, sich äußerlich welchem Religionsbekenntnisse immer anzuschließen." Uebrigens fehlte es der Sekte ursprünglich an gewissen, festgesetzten Dogmen, daher auch dieselbe, aller positiven Grundlage baar, in verschiedenen oft sehr divergirenden Modificationen sich entwickelte. Alle huldigen der Kabbala als alleinige göttliche Lehre, die aber nicht selten von ihnen so gemißdeutet und falsch aufgefaßt wird, daß sie den lächerlichsten, abgeschmacktesten Wahnwitz für religiöse Wahrheiten ausgeben. Authentische Berichte constatiren es sogar, daß manche Anhänger dieser Sekte die unsinnige Behauptung aufgestellt: „Grade die Ausübung dessen, was die heilige Schrift zu thun verbietet, sei ein Mittel zur Förderung des wahren Heils, und können sonach die religiösen Verbote alle als eigentliche Gebote angesehen

[1]) d. h. Anführer der Thürhüter. Die Funktionen der Kapidji Boschis waren: die Seraillthore zu bewahren, in Truppen den Sultan zur Moschee zu begleiten, die Gesandten zu den Audienzen zu führen, an die in Ungnade gefallenen Provinzialstatthalter, Generäle oder Bezirke die Exil- oder Todesnachrichten zu überbringen. Lamartine a. a. O. B. IV. p. 288).

werden"; verwandelten sonach die straffälligsten Uebertretungen in gottgefällige Handlungen.[1])

In den Jahren 1708—1714 bereiste Nehemias Chajun, ein sabbathianischer Emissär, Polen und Deutschland, um die neue Lehre zu verbreiten und Proselyten zu machen. Er galt für einen großen Kabbalisten, ließ auch anfangs seine Absicht nicht merken, wurde daher in Prag von D. Oppenheim, dem damaligen Oberrabbiner daselbst, ehrenvoll aufgenommen, hatte bei dessen Sohn Joseph sein Domicil, allwo er auch ein Werk „Dibre Nehemia" — Vorträge und Kommentationen zum Pentateuch nach Ordnung der Sidras — verfaßte, das er 1713 zu Berlin herausgab. Er vertheilte auch Kameoth und soll sogar der vorgenannte Rabbiner Oppenheim eines solchen Schutzblättchens für seinen Enkel sich bedient haben, dafür aber bald vom Himmel gestraft worden sein.[2]) Nehemia verbreitete auch mehrere von ihm verfaßte kabbalistische Tractate, worüber er aber von Hirsch Aschkenasi (Chacham Zebi), damals Rabbiner der deutschen Gemeinde zu Amsterdam, angefochten und als Ketzer erklärt wurde. Konnte auch Hirsch diesesmal nicht durchdringen, weil Salomo Aslion, Rabbiner der portugiesischen Gemeinde zu Amsterdam, die Partie Nehemias' nahm, so wurde letzterer doch bald entlarvt und von 130 Rabbinern in den Bann gethan.[3])

Zehn Jahre darauf betrat Nehemias wieder das frühere Terrain, setzte sich mit einem gewissen Löbele aus Proßnitz in Mähren, einem betrügerischen Abenteuerer, in Verbindung, konnte aber keine Sympathie mehr gewinnen und verschwand spurlos vom Schauplatze. Nach ihm erschienen noch mehrere von den Sabbathianern ausgesandte Missionäre, fanden aber aller Orten die Rabbiner gegen sich gerüstet und wurden auf's heftigste verfolgt. Moses Chagis, ein gelehrter Rabbiner aus Jerusalem, wohnhaft zu Altona, that

---

[1]) Luchoth Ed. an mehreren Stellen. — Daß die Sabbathianer aus den Worten der heil. Sch. (Levilicus 16. 16) טמאתם בתוך אתם השוכן das Dogma hergeleitet: „Nur der tiefe Schlamm der Sündhaftigkeit bilde die Brücke zur wahren Heiligkeit, nur durch den höchsten Grad der Unreinheit könne man zur glanzvollen himmlischen Lauterkeit gelangen," dürfte wohl nicht mehr als bloße Vermuthung sein, die des sichern Beweises noch ermangelt. Von den wesentlichen Glaubenslehren der Sabbathianer weiß man übrigens sehr wenig, weil diese von ihnen sehr geheim gehalten worden, und mag eben dieses undurchdringliche Dunkel zu vielen Uebertreibungen Veranlassung gegeben haben.— Ein hochgeachteter, im Judenthume eine hervorragende Stellung einnehmender Mann erzählte uns, er habe einmal mit einem Sabbathianer ein langes, auf Religion Bezug habendes Gespräch geführt, wobei aber dieser stets zurückhaltend sich bewies, und trotz dringender Aufforderung nichts von seinem Bekenntnisse mittheilen wollte. Als endlich unser Mann sich dahin äußerte, daß seiner Meinung nach das ganze Geheimniß des Sabbathianismus in der von uns oben citirten Stelle aus dem dritten Buche Moses enthalten sei, stellte jener dieses in Abrede und sagte: „Das eigentliche Fundament unseres Lehrbegriffes bildet die bekannte Fabel von den drei Ringen. Um des wahren Ringes sicher zu sein, suchen wir uns mit allen dreien zugleich zu schmücken, sie auch hie und da mitsammen zu verbinden." — [2]) Emden Thorath Hak. p. 33 b. — [3]) ibid.

sich in diesem Kampfe besonders hervor, und in den vorzüglichsten Gemeinden Deutschlands, als zu Prag, Frankfurt am Main und den drei Gemeinden A ḥ W wurden Bannflüche gegen die Sabbathianer-Sekte publicirt. Es cirkulirte auch ein ketzerisches Werk unter dem Titel „יאבא היום אל העין", das die Grundlehren des Sabbathianismus auf kabbalistische Weise entwickelte und viele Sensation erregte, dessen Verfasser aber anonym geblieben. [1]) Viele andere in die Oeffentlichkeit gebrachte Schriften wurden verdächtigt, jedoch ging man manchmal hierin zu weit, und witterte da Anspielungen auf Sabbathai Zwy, wo der Autor am wenigsten an dergleichen dachte. [2]) Trotz aller Wachsamkeit und Vorkehrungen seitens der Rabbiner war die Sekte mehr in der Zu- als Abnahme begriffen, und setzte sich in Böhmen, Mähren, vorzüglich in Polen stark an. In letzterem Reiche machte sie sich unter verschiedenartiger Färbung geltend, und zweigte sich hauptsächlich in zwei von einander gesonderten Richtungen ab, in Frankisten und Chassidim oder Beschtianer, auch kürzer Beschter genannt. [3]) Erstere wurde von „Jacob Joseph Frank" begründet; letztere von „Israel Baal Schem Tob," der

---

[1]) Im Thorath Hak. p. 44 finden sich einige Auszüge aus diesem Werke, worin gesagt wird, „daß die Gesetze der heiligen Schrift nicht mehr Verbindlichkeit für uns haben"; ferner wird das Prinzip von der Einheit Gottes dort ganz anders aufgefaßt, als dies im Lehrbegriffe des Judenthums begründet ist. Nach Luchoth Ed. — Vorrede §. 19 — soll in diesem Werke auch der Glaube an eine allwaltende göttliche Vorsehung in Frage gestellt sein. Jedoch ist diese Schrift nicht durch den Druck veröffentlicht worden, sondern cirkulirte bloß im Manuscripte, daher auch verschiedene Versionen hiervon im Umlaufe waren. Was den Verfasser desselben betrifft, nennt Beer in seiner Geschichte der Sekte „Jakob Frank" als solchen, erwähnt aber noch eines andern von Löbele Prosnitz verfaßten Werkes, betitelt: „עין הדגל"; wie aber aus Thorath Hak. a. a. O. zu ersehen, sind beide identisch. — Moses Chagis spielte sowohl im Kampfe gegen Chajun als gegen Mose Chaim Luzzato eine bedeutende Rolle, und muß es nur wundern, daß Hr. Fränkel in seinen (Literaturbl. d. O. 1846. Nr. 47 u. 48) Biographien des Hirsch Aschkenasi wie des Moses Chagis den Kampf der Beiden gegen die Sabbathianer gänzlich ignorirt, dessen mit keinem Worte erwähnt. Letzterer hat sogar einige Streitschriften gegen Chajun und dessen Vertheidiger in die Oeffentlichkeit treten lassen. — [2]) Ich erinnere mich als Knabe von ungefähr zehn Jahren en Gebetbuch gesehen zu haben, worin bei dem für תפילת יום כפור קטן verfaßteni יהם זה:פזמון die Bemerkung stand: „Der Verfasser dieses Pismon sei wahrscheinlich Sabbathianer gewrsen, indem die darin vorkommenden Worte נישא נזר ראשינו an Zahlenwerth den Worten: שבתי צבי gleich sind. Bekanntlich rührt aber dieses Gebet von Jehuda da Modena her, der nichts weniger als Sabbathianer war. — [3]) Jost a. a. O. II p. 470. Unseres Erachtens dürfte die Entstehung des Chassidaismus wohl durch den Sabbathianismus angeregt worden sein, übrigens aber haben diese beiden Sekten nichts mit einander gemein. Israel Baal Schem Tob trat selbständig auf, indem er in seinem dem Ketzer Schem Tob (Zollkiew. 1794) vorangedruckten Briefe erzählt: „Ich habe am ersten Tage des Jahres 5507 (1747) durch die mir bekannten Beschwörungsformeln einen Aufflug nach den himmlischen Regionen gemacht, fragte allda den Messias, wann die Erlösungszeit endlich kommen werde, worauf mir dieser erwiederte: „Nicht eher, als bis die von dir begründete Lehre allgemeine Verbreitung und Anerkennung gefunden haben wird." Risum teneatis. amici?

nach den Anfangsbuchstaben dieser drei hebräischen Wörter (בע״שם = בעל שם טוב) in den Schriften „Bescht“ genannt wird.

J. Frank war 1712 in Polen geboren, beschäftigte sich in der Jugend mit der Brantweinbrennerei, kam ungefähr in der Mitte des vorigen Jahrhunderts aus der Türkei, wo er sich bis dahin aufgehalten, zurück, und brachte den Ruf eines großen Kabbalisten mit. Er siedelte sich in Podolien an, verbreitete die sabbathianische Lehre, und wußte sich, weniger durch Gaukelspiele, als durch eine gute Suada, ein imposantes Aeußere, einen großen Anhang zu verschaffen. Rabbi Jecheskel Landau, Oberrabbiner zu Prag,[1]) that ihn im Jahre der Welt 5519 am Vorabende des Hoschana Rabba (20. Oktober 1758) in den großen Bann, wobei in das Schofarhorn geblasen und die Lichtkerzen ausgelöscht wurden.[2]) Frank verwarf den Talmud (resp. die Halacha), setzte den Sohar an seine Stelle, ging aber endlich sammt seinem Anhange äußerlich zum Katholicismus über, obwohl heimlich den sabbathianischen Lehrsätzen nachlebend. Ob dieser Zweideutigkeit angeklagt, ward Frank auf die Festung Czenstochau (im Gouvernement Warschau am Fuße des Klarenberges) gebracht, durch die Russen aber im Jahre 1773 wieder seiner Haft entlassen. Jetzt erst arbeitete er desto thätiger für seine Sache und betrat den deutschen Boden. Im Besitze großer Geldmittel reiste er mit einem glänzenden Gefolge, umgeben von einer eigens uniformirten Leibwache. Er lebte nach einander in Wien und Brünn, wurde aber aus den österreichischen Staaten ausgewiesen, ging endlich mit Erlaubniß der Fürsten der isenburgischen Lande nach Offenbach, allwo er sich Baron nannte, den fürstlichen Palast bewohnte und 1791 plötzlich an einem Schlagflusse starb. Mit seinem Tode versiegten die Geldzuflüsse, sein Anhang zerstob; seine Erben machten noch einen letzten Versuch, durch einen in chaldäisch-hebräischer Sprache geschriebenen Brief sämmtliche Judengemeinden zur Bekehrung aufzufordern, ohne jedoch den mindesten Erfolg zu erzielen. — Im Jahre 1800 regte sich der Sabbathianismus wieder in Prag — die Sekte setzte in die damaligen Weltereignisse große Hoffnungen, daß ihre Lehre nämlich dadurch gefördert und allgemein werden werde — aber das Rabbinatskollegium daselbst trat mit Energie dagegen auf und hemmte wirklich dessen Verbreitung.[3]) Der bereits Anno 1724 proclamirte Bann-

[1]) Siehe weiter unten Kap. XXII. — [2]) אהבת דוד von Eleasar Flekles p. 23b. — [3]) Mehrere bereits zu den Sektirern zählende Individuen kehrten wieder in den Mutterschoß der gläubigen Gemeinde zurück. Mit diesen verirrt gewesenen Schäflein wurde zur Manifestation ihrer Rückkehr beim Rabbinatskollegium Protokoll aufgenommen, wobei sie ihren begangenen Fehltritt gestanden und ihren nunmehrigen Willen, den rechten Weg wieder einzuschlagen, aussprachen, worauf man sie aufforderte, über Sabbathai Zwy und dessen Nachfolger Berachia aus Thessalonich, Jacob Frank u. dgl. die ihnen vorgesagte Verfluchungsformel auszusprechen. Hie und da zeigte es sich aber, daß manche der Verführten, wenn sie auch nachher von der Sekte sich lossagten und öffentlich Buße thaten, doch noch einigen Sauerteig im Herzen behielten, wie folgende, von meinem verewigten Lehrer Rabbi Isac Redisch mir mitgetheilte, aus dem Munde des Rabbi Eleasar Flekles

fluch [1]) wurde wieder abgedruckt und abermals in den Synagogen publicirt; ferner predigte Rabbi Eleasar Flekles, damaliger Rabbinatsassessor, ein mit vorzüglichem Rednertalent begabter Mann, in der Neu-Meisel- und Klaussynagoge gegen diese Sekte, wovon die erste in der Neusynagoge am ersten Selichottage abgehaltene Rede unter dem Titel „אזהרת רוד" zu Prag abgedruckt worden ist. Der Rabbi spricht sich hierin nicht nur gegen die Sabbathianer, sondern gegen die Beschäftigung mit der Geheimlehre überhaupt aus, welche zu vielen Irrthümern und leeren Träumereien Veranlassung gebe. Uebrigens erfährt man in diesem Vortrage von dem eigentlichen Wesen dieser Sekte gar Nichts. Ihrem Charakter wird nicht nur kein schlechtes, sondern sogar ein sehr belobendes Zeugniß gegeben, und was die ihnen zur Last gelegten, das Schamgefühl verletzenden Schandthaten betrifft, so beruhen diese Vorwürfe bloß auf nicht ganz verbürgte Nachrichten, daher die derartigen Beschuldigungen keineswegs mit historischer Gewißheit sichergestellt sind. [2]) Heutigen Tages haben die Frankisten beinahe aufgehört, und

---

sel. Andenkens vernommene Erzählung beweist. Ein sehr geachteter und gelehrter Mann in Prag — dessen Namen wir aus gewissen Rücksichten lieber verschweigen wollen — war ebenfalls vom Netze des Sabbathianismus umstrickt worden, kam aber bald wieder zur Besinnung und trat reuigen Gemüthes vor das Tribunal der Rabbinen. Als nach protokollarischer Einvernehmung ihm die üblichen Verwünschungen in den Mund gelegt worden, nahm er keinen Anstand, die Sektenführer Berachia, Frank und Consorten zu vermaledeien; nun ward ihm auch das maledictum gegen Sabbathai abverlangt, hier aber stockte der Bußfertige und trotz des eindringlichen Zuredens war kein Scheltwort gegen den Letztgenannten aus ihm herauszubringen, die mildgesinnten Rabbinen waren aber tolerant genug, dem verlorenen Sohn die Rückkehr möglichst zu erleichtern und ließen die Sache auf sich beruhen.

[1]) Siehe oben Kap. IV. — [2]) In Prag hatte der Sabbathianismus überhaupt keine große Progressen gemacht, er zählte daselbst nur wenige Anhänger, aber diese wenigen waren sowohl durch Herzensgüte als theils durch talmudische Gelehrsamkeit, theils durch humanistische Bildung überhaupt ausgezeichnete Menschen. Sie gaben kein öffentliches Aergerniß, führten im Gegentheil dem äußern Anscheine nach einen streng religiösen Lebenswandel. Als Beleg hierzu dürfte folgende, von meinem in Gott ruhenden Vater — ob dessen vor ungefähr drei Monaten leider erfolgten Hinscheiden mein Herz noch sehr blutet — mir mitgetheilte Erzählung für den geehrten Leser nicht ohne Interesse sein. — Mein seliger Großvater nämlich wohnte mit einem Sabbathianer zusammen in einer und derselben Gasse, hatte auch Gelegenheit, dessen Handlungsweise genau zu beobachten. Da er aber nichts Anstößiges wahrnehmen konnte, richtete er an den damaligen Präses des Rabbinatskollegiums, Michael Bachrach, die Frage: „Rabbi! was will man eigentlich von den Schebsen haben? Ich kann versichern, daß sie ganz nach jüdischer Weise leben; sie machen das Fleisch koscher (bereiten es rituell zu), feiern gehörig Sabbath- und Festtage, trauern am 9. Ab, nun was ist an ihnen zu tadeln?" Hierauf entgegnete der Rabbi: „Mein Kind! alles thun sie gehörig, aber im Herzen tragen sie nicht den Glauben an den Einig-Einzigen; außer ihm verehren sie innerlich noch einen Andern." — Eine treffliche, schlagende Antwort! sapienti sat! — Als Gegensatz hierzu bieten wir den conträr zu dem vorigen lautenden Bericht eines ebenfalls glaubwürdigen Mannes, der auch bereits in das bessere Jenseits hingeschieden. Dieser erzählte uns, es mit eigenen Augen gesehen zu haben, wie ein alter Sabbathianer Freitag zu Nacht sich selber die Sabbathlampe

sollen nur noch in Polen, in der Moldau und Türkei einige nicht zahlreiche Gemeinden derselben vorhanden sein, deren Oberhäupter sich durch eine Medaille zu erkennen geben.

Wichtiger ist die von Israel Baal Schem Tob ins Leben gerufene Sekte der Chassidim oder Beschter, die im Jahre 1740 entstanden und ebenfalls in Podolien ihre Thätigkeit zu entfalten begann. In einer dunklen aller gesunden Vernunft zuwider laufenden Mystik verschanzt, werden diese Sektirer durch dieselbe, wie durch eine chinesische Mauer, von allem Fortschritt, aller Kultur und Wissenschaft abgesperrt. Ihr Oberhaupt, Zaddik genannt, wird von ihnen als ein mit göttlichen Wesen im vertrautesten Verkehr stehender Heiliger verehrt, und bei Krankheiten wie sonstigen prekären Ereignissen um seine mächtige, auf überirdische Weise zu leistende Hilfe angegangen, dafür auch reichlich honorirt. Der Zaddik versteht es aber auch durch mystische Spiegelfechtereien aller Art, durch Ausfertigung von Amuleten, Talismanen und dergleichen sein Ansehen zu behaupten, sorgt auch wacker dafür, Ignoranz und Verstandesverwirrung unter den Seinigen zu erhalten. Die größten Zelebritäten Jecheskel Landau, Elias Wilna und in neuerer Zeit Joseph Perl und Isak Erter haben gegen die Chassidim scharf angefochten, aber leider nur mit geringem Erfolge. Ihre Zahl hat anstatt sich zu vermindern stets zugenommen und ist noch jetzt in ganz Polen stark verbreitet. Dennoch steht zu erwarten, daß auch diese Sekte mit Jahren sich abnutzen, verflachen und mit ihren übrigen, auf der Höhe der Zeit stehenden Brüdern amalgamiren wird.

Nach dieser kurzen, zur Vervollständigung des gezeichneten Gemäldes uns erlaubten Abschweifung wenden wir uns wieder dem eigentlichen vorgesteckten Ziele zu.

Wie wir gesehen, hatte die Kabbala eigentlich den Sabbathianismus erzeugt, genährt und groß gezogen, somit dem Judenthume einen gefährlichen, es mit gänzlichem Umsturze bedrohenden Feind erweckt, den zu bekämpfen die größten Anstrengungen gemacht werden mußten. Viele unter den Rabbinen hervorragende Riesengeister wie Hirsch Aschkenasi [1]) und später Jecheskel Landau [2]) merkten wohl schon den verkappten Gegner, und wenn sie auch den Sohar und die alten kabbalistischen Bücher für authentisch hielten; so warnten sie doch vor den Studien derselben, um lieber der Gefahr, irre geleitet zu werden, auszuweichen. Noch lebten aber viele aus der alten

---

putzte. Voll Eifers hierüber ermangelte er nicht, den Sabbathschänder mit einer weiblichen Tracht Flüche zu tractiren, trotzdem der Sabbathianer gegen ihn sonst sehr mildthätig war und ihn jährlich mit einer Spende von zwölf Gulden zu bedenken pflegte. Der fromme Mann rechnete sich's als Verdienst an, daß er aus Furcht, diese Revenue einzubüßen — was auch wirklich erfolgte — sich nicht zurückschrecken ließ, den gottvergessenen Frevel gehörig zu züchtigen.

[1]) ש״ת חכם צבי Nr. 36. — [2]) Siehe weiter unter Kap. XXII.

Schule hervorgegangnen Kabbalisten, die wohl das sabbathianische Treiben und alle daraus erfolgten Consequenzen verdammten, darum aber in der Pflege der theoretischen wie praktischen Geheimlehre sich nicht stören ließen. Auch lebte der Wunderglaube noch kräftig im Herzen des Volkes, das noch immer in die Kameoth großes Vertrauen setzte und den Baale Schemoth (wunderthätigen Kabbalisten) außerordentliche Verehrung bewies; es daher gerne sah, wenn der an der Spitze stehende Rabbiner auch Kenner der geheimen Wissenschaft gewesen.

Wie wir oben bei Nehemia Chajun gesehen, wußten auch die Emissäre der Sabbathianer die Einfalt der Menge zu benützen und durch Vertheilung von Amuleten theils ihre Autorität zu steigern, theils auch ihren Seckel zu füllen. In den von den Sabbathianern ausgegebenen Kameoth fand sich aber immer der Name des von ihnen als Idol angebeteten „Sabbathai Zwy“ [1]) entweder auf offene oder verhüllte Weise eingezeichnet, und diese Eigenthümlichkeit galt als Kriterium, wodurch die Kenner der Kabbala die Beschwörungsformeln der falschen, ketzerischen Kameoth von den ächten, in den authentischen Quellen sich findenden unterschieden, sonach die Aechtheit eines solchen Schutzblättchens beurtheilten. Daß dieses Kriterium bei den in der Kabbala zur Anwendung kommenden unzähligen Permutationen und Kombinationen [2]) ein sehr unsicheres gewesen, wird man wohl leicht einsehen. Ebenso unsicher war ein zweiter, die Authentität eines Amulets außer Zweifel setzender Beweisgrund, der aus der durch dasselbe hervorgebrachten Wirkung entnommen worden. Hatte nemlich eine Kamea ihre Heilkraft bewährt, so war sie für ächt und authentisch anzusehen; weil man voraussetzte, der himmlische Vater werde dem Lug und Trug nicht Wunderkraft verleihen. [3])

Zur Zeit unseres Jonathan Eibenschütz wurden die mystischen Studien noch stark betrieben, und der gefeierte Rabbi, wie bereits oben gesagt worden, pflegte dieselbe aufs eifrigste, ließ sich sogar auch zur Kameoth-Schwindelei hinreißen. Ob er nun hierin der alten oder neuen Richtung gefolgt, ob sein Geist die ächt jüdische oder die entartete sabbathianische Kabbala in sich aufgenommen, hierüber soll das folgende Kapitel gehörigen Aufschluß geben.

---

[1]) Daß Sabbathai von den Seinigen göttliche Attribute beigelegt worden, ist höchst wahrscheinlich, vergl. Thorath Hak. an mehreren Stellen und Theschubah Meahaba von E. Flekles. I. Nr. 69. — [2]) Vergl. oben Kap. IX. — [3]) Luch. Ed. a. m. St. vergl. Tractat. Sabbath 61 a u. b.

XI.

Jonáthan als Kabbalist.

Jonathan war in einem gewissen Sinne Polyhistor, indem er außer der vollständigen Kenntniß der rabbinischen Literatur auch in andere Zweige menschlichen Wissens einzudringen suchte, eine vielseitige Belesenheit, philosophische und mathematische Bildung sich eigen gemacht, überhaupt als Freund und Verehrer der Wissenschaft sich kundgab. — Als Mendelssohn 1761 zu Hamburg im Hause seines zukünftigen Schwiegervaters, des Abraham Guggenheimer, sich aufhielt, lernte Jonathan ihn kennen, lud ihn zu sich und beehrte ihn mit einem Anerkennungsschreiben. Darin spendet er dem jungen Moses nicht nur wegen seiner ausgebreiteten Kenntniß in allen Fächern der Philosophie, sondern auch wegen seiner tiefen Auffassung der biblischen und talmudischen Schriften das vollste Lob; sagt ferner: „er wollte diesen Mann gern auszeichnen, nur sei der Chabertitel für einen so vollkommenen Gelehrten eine zu geringe Ehrenbezeugung; ihm aber das Epitheton „Morenu" zukommen zu lassen, hieße gegen die allgemeine Sitte verstoßen, da man nie einem noch ledigen Manne dieses Prädikat beizulegen pflegt." [1])

Doch war zwischen dem Bildungsgrade Jonathans und dem Mendelssohns ein großer Unterschied, bei Letzterem war die Wissenschaft zum Durchbruche gekommen, was bei Ersterem durchaus nicht der Fall gewesen. Diesem galten nicht selten die poetisch-paradolischen Ausspruche des Midrasch oder Sohar als wissenschaftliche Axiome, die er wohl auf scharfsinnige, originelle, aber auch höchst bizarre Weise zur Lösung rein szientifischer Fragen anwandte. Zu einer reinen, objektiven, aus eigener Anschauung der Natur gewonnenen Erkenntniß war er nie gekommen, sondern hatte alle seine Gelehrsamkeit in mathematischer, astronomischer und medizinischer Beziehung aus veralteten Büchern geschöpft, blieb daher hinter den im Gebiete des Wissens gemachten Fortschritten der Zeit weit zurück, denen er auch keine Anerkennung zollen wollte. [2]) Er kämpfte noch immer gegen das kopernikanische

[1]) Kerem Chemed. III. p. 224. — [2]) Bene Ahuba. II. Absch. 15. Halacha 6 spricht er sich also aus: „Kehre Dich nicht an die Meinungen der spätern Aerzte, die dieses in Abrede stellen, sie lassen sich durch ihren Verstand bethören und glauben, was sie mittelst ihrer schwachen Einsicht nicht begreifen können, daß solches unmöglich sei; sie gleichen bei ihren Forschungen im weiten, umfassenden Reiche der Natur einem Hunde, der mit seiner Zunge einige Tropfen aus dem großen Oceane aufleckt; sie verwerfen die Behauptungen der Alten, stehen ihnen aber an Kunst und Geschicklichkeit weit nach; sie sind nicht einmal im Stande, einen geringen Schmerz sobald zu beheben, während die Frühern die größten und schwersten Krankheiten zu heilen verstanden, so daß man durch das in sie gesetzte Vertrauen beinahe an Gott vergessen hätte, weßhalb man sich auch veranlaßt fühlte, die von ihnen verfaßten medizinischen Werke einzuziehen."

System an, erklärte die Bewegungen der Himmelskörper zwar auf frappante, aber höchst komische, von aller Wissenschaftlichkeit weit entfernte Weise, und ließ so von seiner mit Scharfsinn verbundenen Phantasie sich hinreißen, über Dinge abzuurtheilen, von denen ihm der klare Begriff durchaus mangelte. [1]) Er dachte nicht daran, daß zu richtiger Erfassung der Naturerscheinungen vor allem oftmalige, augenfällige Betrachtung derselben unumgänglich nothwendig sei, und glaubte den Mangel der sinnlichen Wahrnehmung durch seinen aufgeweckten, durchdringenden Verstand hinreichend ersetzen zu können, was aber natürlich gar häufig zu Selbsttäuschung und Begriffsverwirrung führen mußte. Dieser Mangel selbstthätiger Untersuchung erzeugte in ihm auch einen starken Autoritätsglauben, der, wenn auch zur richtigen Auffassung der Halacha nothwendig, weil hierbei ein positiv Gegebenes, traditionell Empfangenes vorausgesetzt wird, demnach die primitive, Zeit und Ort der Tradition näher stehende Quelle immer vorzuziehen; [2]) dem Naturforscher und Philosophen jedoch, der ein rein objektives, über alle Subjektivität erhabenes Verfahren beobachten soll, nur schlechte Dienste leisten, ihn vom Ziele nur desto mehr entfernen wird. [3]) So sehen wir in Jonathan einen Riesengeist, der einen ungeheuren Schatz von Wissen aber auch mit vielem unnützen Ballast untermengt, in sich aufgenommen; jedoch ohne kritische Schärfe, um das Schrot vom Korn ausscheiden zu können, anstatt die Wirklichkeit in Augenschein zu nehmen sich täuschenden Illusionen hingegeben hatte. — Eine solche geistige Richtung konnte allerdings nicht verfehlen die Lust zur Erlernung der Kabbala zu steigern und die Empfänglichkeit für die Lehrsätze der geheimen Wissenschaft aufs beste vorzubreiten, da ja diese, wie bereits Kapitel IX. nachgewiesen worden, in Regionen sich bewegt, wo dem nach sicherer, klarer Erkenntniß ringenden Verstande aller Zugang abgesperrt, der kombinirenden Einbildungskraft Thür und Thor geöffnet ist.

Jonathan hatte die Geheimlehre gleichsam als väterliches Erbtheil empfangen, [4]) anregend wirkte auf ihn der Gedanke: „Urenkel desjenigen

[1]) Jaaroth Debosch I. p. 32 ff. — [2]) „Weit offen stand der Sinn der Altvordern gleich der breiten Pforte an der Tempelhalle, mit der Zeit ward er beschränkter und gleich der schmälern Thüre am innern Gemach des Heiligthums, heutzutage ist er gar zusammengeschrumpft und so klein wie das enge Loch eines Nadelöhrs" (Talmud Erubin 58 a.) — [3]) Schon der alte Spruch lautet: „Ich verehre Sokrates, ich verehre Plato, mehr als alle aber verehre ich die Wahrheit." — [4]) Möglich war die Geistesentwicklung Jonathans auf eine unserer obigen Angabe contrair entgegengesetzte Weise vor sich gegangen, vielleicht nämlich hatte er mit dem Studium der Kabbala früher als mit dem der realen Wissenschaft begonnen, bildete sonach ersteres den eigentlichen Stamm, worauf letzteres nur als fremdes Reis aufgepfropft wurde, und war es demnach nichts als natürlich, daß die einmal in der jugendlichen Seele festgesetzte mystische Anschauungsweise darnach strebte, all den spätern Erkenntnissen ihr Gepräge aufzudrücken. Habe aber diese Entwicklungsphase welchen Gang immer genommen, das Ergebniß war jedenfalls dasselbe, daß nämlich die Kabbala der Gesammtmasse von Begriffen, die sein Geist sich eigen gemacht, als Grundfolie diente, welche seinem Gedankenkreise wie seiner Ideenverbindung eine eigenthümliche Färbung gegeben hatte.

Mannes — Nathan Spira's — zu sein, welcher in der genealogischen Kette der mit Isac Luria beginnenden Kabbalisten-Reihe das dritte Glied bildete,[1]) sonach die von dem genannten heiligen Manne ausgehenden Enthüllungen erhabener, wundervoller Geheimnisse noch von Ohrenzeugen, die selbe aus dem Munde des großen Meisters selbst vernommen, — sie daher auch in ungetrübter Reinheit und vollster Lauterkeit weiter tradirten, überkommen hatte." — Mußte er demnach sich nicht quasi moralisch verpflichtet fühlen den Fußtapfen seiner Väter zu folgen, seinen Geist in den dunklen Schacht kabbalistischer Mystik zu versenken, zumal auch seine angeborenen, intellektuellen Anlagen ihn hierfür inclinirt machten.

Jonathan umfaßte das Studium des Nistar mit nicht weniger Liebe als das des Nigleh, und erlangte, wie sich bei seinem unausgesetzten, mit beharrlicher Ausdauer verbundenen Fleiße, seiner alles überwältigenden Geisteskraft leicht voraussehen läßt, auch hierin eine vollständige Meisterschaft. Bald hatte er in die kabbalistische Literatur sich eingearbeitet, wußte den Sohar und die hinterlassenen Schriften Isac Lurias wörtlich auswendig,[2]) verfaßte auch mehrere, kabbalistische Themata behandelnde Werke.[3]) Er wandte sich der praktischen Kabbala ebenfalls zu, machte sogar Gebrauch hiervon, indem er bereits in Prag[4]) nachher auch in Metz sowohl an kranke Personen als an die mit schweren Geburtswehen ringenden Frauen Kameoth vertheilte. Diese Handlungsweise wird nicht so sehr auffallen, wenn man bedenkt, daß er ja hierbei nichts mehr that, als viele andere Rabbinen seiner Zeit. Bei dem Allem stand Jonathan der vorherrschenden Richtung seiner Zeit nicht so weit nach, als es uns etwa von unserem heutigen Gesichtspunkte aus bedünken könnte. Noch waren Philosophie und Naturkunde nicht so populär geworden, noch hatten diese den hohen Grad der Vollkommenheit nicht erreicht wie heutigen Tages; noch spukte der Glaube an Dämonologie, übernatürliche Magie in gar vielen Köpfen, so daß der Rabi bei all seiner Wunderthäterei, doch noch immer als der Mann seines Zeitalters angesehen werden dürfte. Darum wir auch der Behauptung nicht Raum geben können, „als habe Jonathan die Nichtigkeit des Amuletenwesens wohl eingesehen, wollte aber durch dieses eitle Blendwerk den Ruhm eines heiligen, die Geisterwelt beherrschenden Baal Schem's sich vindiziren." Dieß hieße nicht allein den frommen nie der Heuchelei sich hingebenden[5]) Mann zum argen Betrüger herabwürdigen, sondern auch seinen Bildungsgrad und den Geist des damaligen Zeitalters ganzlich verkennen. Jonathan war ein mit vielen Fähigkeiten und hervorragenden Talenten, mit Scharfsinn und erstaunlicher Produktionskraft

---

[1]) Vorrede zu Krethi und Plethi. — [2]) Brief von Hartwig Wessely von Rabbi E. Flekles in אהבת דוד abgedruckt. — [3]) Kerem Chemed. III. p. 32 ff. u. das. p. 231 ff. — [4]) Beer, Geschichte der Sekten II. p. 306. — [5]) Luchot Ed. p. 7 a bezeugen die Mitglieder des prager Rabbinatskollegiums, deren Amtsgenosse Jonathan lange Zeit gewesen, von ihm: "הנפים לפניו לא יבואו" „die Heuchler waren ihm unausstehlich."

hochbegabter Geist, durchaus aber kein sich über seine Zeit, über alle von frühester Jugend an empfangenen Eindrücke sich emporschwingender, neue Bahnen sich brechender Genius, nichts weniger als ein aufgeklärter hellendender Kopf, wie bereits oben ausführlich erörtert worden. Alle mit ihm zugleich lebenden Amtsgenossen, seine Freunde wie Feinde, darunter viele geistreiche, gelehrte Köpfe, verehrten die Geheimlehre als wahre, göttliche Erkenntniß, schrieben auch den Amuleten, wenn diese nur authentischen Ursprungs, unbedingte Heilkraft zu, und Jonathan allein, der noch dazu die Kabbala gleichsam mit der Muttermilch eingesogen, sollte im Herzen anders denken? Einer solchen Ansicht können wir, als einer zu gewagten, aller psychologischen Begründung entbehrenden Hypothese, keineswegs beitreten.

Eben so wenig als des Betrugs vermögen wir Jonathan der Hinneigung zum Sabbathianismus zu beschuldigen, da in seiner Lebens-, Denk- und Lehrweise keine einzige Spur dessen aufzufinden. Er lebte stets als strenger Rabbinist, unterzog sich mit äußerster, gewissenhafter Genauigkeit allen selbst den kleinlichsten Vorschriften des Judenthums, und konnte ihm in dieser Beziehung nicht die geringste Fahrlässigkeit zu Last gelegt werden. War ja das Ziel all seines Strebens und Wirkens die jüdische Glaubenslehre nach außen hin zu vertheidigen, nach innen zu stärken und zu kräftigen? Hätte er als Anhänger Sabbathai Zwy's für die Aufrechthaltung und Befestigung des jüdischen Lehrbegriffes so wacker gekämpft und gerungen?

Ferner räumte Jonathan der geheimen Wissenschaft gegenüber der offenkundigen Lehre, dem „Nistar„ als Gegensatz zum „Nigleh" nur den zweiten, untergeordneten Rang ein, nur Letzterem nicht Ersterem wurde seinerseits absolute Nothwendigkeit und allgemeine Verbindlichkeit zugeschrieben. Wollte jemand die Lehrsätze der Kabbala auf die Halacha anwenden, dadurch schwierige, in das Gebiet halachischer Erkenntniß eingreifende Fragen beantworten, wurde er von Jonathan mit folgenden Worten zurecht gewiesen: „Ich verlange keine solche, auf Kabbala basirte Lösung, lege auch darauf keinen Werth; denn auf kabbalistischen Umwegen kann man sich alles nach Belieben zustutzen. Ich fordere eine aus der allgemein zugänglichen und rezipirten Gotteslehre prinzipiell herzuleitende Beantwortung der vorliegenden Frage; man soll den Verstand anstrengen und in den Geist des offenkundigen, uns allein zur Richtschnur dienenden Gotteswortes einzudringen sich bemühen." [1]) Trug er kabbalistische Ansichten vor und sah, daß seine Zuhörer nicht darauf eingehen wollten; so pflegte er zu sagen: „Wenn ihr auch dieses nicht glaubet, nicht für wahr halten möget, so hat es nichts auf sich; dergleichen Behauptungen und Angaben gehören nicht in die Klasse jener Grund- und Glaubenssätze, denen der Israelit als re-

[1]) Siehe den bereits citirten Brief des H. Wessely. —

ligiösen Wahrheiten, vollen, unbedingten Gehorsam in seinem Herzen verschaffen muß." [1]) Würde er als Sabbathianer der Geheimlehre einen so untergeordneten Rang angewiesen haben? Sein eigentliches Lebenselement bildete nur die Beschäftigung mit der Halacha, die hierüber von ihm verfaßten Werke wollte er gerne der Nachwelt als Vermächtniß hinterlassen; seine kabbalistischen Arbeiten ebenfalls zu veröffentlichen, darnach zeigte er nie ein Gelüste. Muß dieses nicht als unumstößlicher Beweis dienen, daß sein Geist vom Sabbathianismus durchaus unberührt geblieben? Daß er dennoch, wie bereits oben (IV.) berichtet worden, den Verdacht sabbathianischer Häresie auf sich zog, mochte von seinem mit verkappten Sabbathianern wie Nehemias Chajun und Consorten wahrscheinlich gepflogenen Verkehr herrühren, die, als sie nachher entlarvt und Schriften der ketzerischen Kabbala bei ihnen gefunden wurden, vorgaben, diese Schriften aus der Hand des kabbalistische Studien betreibenden Jonathan empfangen zu haben. Die Bekanntschaft mit solchen Menschen können wir ihm aber nicht verargen, da diese ja listig genug waren, ihre Absicht nicht so bald zu verrathen und viele andere hervorragende Rabbinen, als D. Oppenheim zu Prag, Salomo Aëljon zu Amsterdam und Jechiel Michel, Verfasser des מכלל יופי zu hintergehen und für sich einzunehmen wußten. [2]) Kann aber auch Jonathan dafür verantwortlich gemacht werden, wenn schändliche Betrüger seinen Namen gemißbraucht und ihm eine Autorschaft, die durch nichts erwiesen werden konnte, aufgedrungen haben? Daß es mit zu den Verführungskünsten der von jener berüchtigten Sekte ausgesandten Emissäre gehörte, sich auf anerkannte Autoritäten zu berufen, selbe als Mitwisser ihres Vorhabens auszugeben, wird in dem bereits erwähnten (IV.) Anno 1725 zu Prag proklamirten Bannfluche ausdrücklich gesagt; [3]) vielleicht wollte Jonathan, der bei Abfassung dieser Proklamation als erster Rabbinatsassessor die gewichtigste Stimme hatte, gerade durch diese Klausel sich selbst verwahren, und gegen derlei fälschlich ausgesprengten Gerüchte seine eigene Persönlichkeit schützen. — Eben so wenig, als diese impertinenten Kniffe, kann auch als Beweis gegen Jonathan der Umstand geltend gemacht werden: „daß die Oberhäupter der Frankisten nachher seinen Namen auf ihre Medaillen setzten, ihn somit zum Anhänger ihrer Partei stempelten;" da ja alles dieses nicht unmittelbar von ihm ausgegangen. Daß

---

[1]) Siehe den bereits citirten Brief des H. Wessely. — [2]) Dr. Oppenheim sagt in seiner Approbation zu Meore Or: „Ich befasse mich nicht mit dem Studium der Geheimlehre." Demnach ist es unwahrscheinlich, daß das von ihm verfaßt "הנהגת אדם" kabbalistischen Inhalts sein werde. — Gegen Salomo Aëlion trat auch Moses Chagis in seiner Streitschrift „שבר פושעים" besonders auf. — Jechiel Michel war Rabbiner zu Berlin, nachdem er von den sabbathianischen Emissären bethört worden, soll er bald von seinem Irrthum abgekommen und als unablässiger Verfolger dieser Sekte aufgetreten sein. — [3]) Daselbst heißt es: „in ihrer frechen Rede berufen sie sich auf anerkannte talmudische Autoritäten, als stünden diese mit ihnen in Verbindung."

Jonathan selbst sich je durch irgend ein Faktum verfänglich gemacht, daß er je zu Gunsten der Sabbathianer die geringste Handlung verübt, ja nur ein einziges Wort gesprochen hätte, konnte durch glaubwürdige Zeugen nicht konstatirt werden. Hören wir im Gegentheil das unparteiische Zeugniß, das ein Schüler Jonathans in dieser Beziehung seinem Lehrer giebt, dieses lautet also: „Ich rufe Himmel und Erde zu Zeugen an, nie den leisesten Wink oder das geringste Anzeichen, das auf sabbathianische Ketzerei hindeuten konnte, bei meinem Lehrer wahrgenommen zu haben. Denke aber niemand, ich sei arglos und ohne Verdacht, daher auch kein scharfsichtiger Beobachter gewesen, grade das Entgegengesetzte, ich schwöre es bei Gott, hat bei mir stattgefunden. Nur zu gut wußte ich, welchen Argwohn man gegen ihn hegt, gab mir daher alle mögliche Mühe, hinter die Wahrheit zu kommen, und forschte eifrig nur den geringsten Anhaltspunkt aufzufinden, der diesen Verdacht rechtfertigen konnte; aber, so wahr mir Gott helfen möge, ich vermochte nicht die mindeste Spur zu entdecken. Auch wurde ich von dem Rabbi mit dem größten Zutrauen beehrt und aufs freundschaftlichste behandelt, so daß er mich in all seine Angelegenheiten einweihte, mir gar nichts weder das Wichtigste noch das Geringfügigste verheimlichte, hätte er sich also wohl doch einmal während der langen Zeit (er war 4½ Jahre sein Haus- und Tischgenosse), die ich um ihn war, durch irgend ein fallen gelassenes Wörtchen, durch irgend eine Geberde verrathen müssen, wenn wirklich jener Verdacht begründet gewesen wäre? Eine derartige, so lange anhaltende Verstellung ist nicht denkbar. Ferner ist es dem Allwissenden bekannt, daß ich nie einen Menschen gesehen, der wegen der Tempelzerstörung mehr sich betrübt und getrauert hätte, als unser Rabbi. Besonders wenn die wegen des Falles Jerusalems eingeführten Trauertage kamen, [1]) schärfte ich noch mehr meine Aufmerksamkeit, nie aber kam mir etwas Zweideutiges an ihm vor Augen, grade umgekehrt wurde diese trübe Zeit in größter Zerknirschung von ihm begangen.“ [2]) Wir sehen aus

[1]) Daß Sabbathai befohlen, die Fast- in Festtage zu verwandeln, haben wir bereits oben erzählt. Seine Anhänger sollen nun nachher stets diesem Befehle genau nachgekommen sein, besonders den 9. Ab auf feierliche freudige Weise begangen haben, indessen konnte man auch dieses nicht klar erweisen, und habe ich aus dem Munde meines seligen Großonkels, Schwiegervaters des gewesenen mährischen Landrabbiners Nehemias Trebitsch sel. Andenkens, vernommen, daß er mit eigenen Augen gesehen, wie ein Anhänger dieser Sekte an dem zum 9. Ab gehörigen Vorabend, auf der Erde sitzend und eine Wachskerze in der Hand haltend, die Klagelieder Jeremias abgelesen. Eine andere Version lautet, sie hätten zwar den 9. Ab getrauert, aber in der darauf folgenden Nacht ein Festmahl gehalten (vergl. אהבת דוד p. 10 a.) — [2]) Luchoth Ed. 46 a.

dieſem Berichte, daß der Referent nicht nur vom Glorienſchein des Lehrers nicht befangen, im Gegentheil mißtrauiſch gegen denſelben geweſen, und jeden ſeiner Schritte ſcharf beobachtete, dazu auch die beſte Gelegenheit hatte, wir können daher an der Wahrheit ſeiner Ausſage um ſo weniger zweifeln.

Noch hat ſich in neuerer Zeit, von intelligenter Seite her ein Vorwurf gegen Jonathan geltend gemacht: Man wollte ihm nemlich, als Talmudiſt zwar Unübertrefflichkeit zugeſtehen, aber als Kabbaliſt alle gründliche Kenntniß der Geheimlehre abſprechen; man ſuchte ihn in letzterer Beziehung als bloßen Charlatan zu bezeichnen, beſchuldigte ihn überhaupt der Eitelkeit, ſeine Vielwiſſerei gerne zur Schau zu tragen, wodurch er ſich oft verleiten laſſen mochte, mit Kenntniſſen ſich zu brüſten, von denen er höchſtens hie und da einige Elemente aufgefangen, keineswegs aber klare Verſtändniß hatte.[1]) — Ueber die Bildungsſtufe, Intelligenz und geiſtige Entwickelung Jonathans haben wir bereits Eingangs dieſes Kapitels unſere Meinung dargelegt, und findet es ſich auch durch viele in ſeinen Werken befindliche Stellen beſtätigt, daß bei manchen Materien, über die er ſich ausſprach, es ihm an Klarheit des Begriffes aus Mangel an gehöriger Anſchauung gebrach, von prahleriſcher Ruhmrednerei hingegen haben wir nichts in ſeinen Aeußerungen wahrgenommen,[2]) im Gegentheile war er ruhiger, gelaſſener und ſehr beſcheidener Natur.[3]) Daß er aber die Geheimlehre nicht gründlich erfaßt haben ſollte, dieſes anzunehmen können wir uns und zwar aus dem Grunde nicht entſchließen, weil ja die anerkannteſten Kabbaliſten ſeiner Zeit, deren Competenz in dieſer Beziehung nicht bezweifelt werden kann, ihm in Erkenntniß und Ergründung der geheimen Wiſſenſchaft grade die größte Meiſterſchaft zuerkennen, wie wir bereits oben zum Theile nachgewieſen,[4]) und im Verlauf dieſer Skizze ſolches ſich noch deutlicher herausſtellen wird.

Nun wollen wir, nach langer Unterbrechung, einmal wieder den abgeriſſenen Faden unſerer Erzählung aufnehmen, und mit der Schilderung des bald eine Hauptrolle ſpielenden, furchtbarſten Antagoniſten Jonathans unſere Fortſetzung beginnen.

---

[1]) Kerem Chemed II. p. 173. — [2]) Das im Kerem Chemed aus Beno Ahuba angeführte Citat: „החצעתי דעבר לחכמי הרופאים והורד לדברי“ iſt falſch, daſelbſt heißt es bloß: „וא"חכ החצעתי הדברים באקאדימי בפראג ואמרד כו דברית.“ — [3]) Luchoth Ed. p. 46 b ff. — [4]) Kap. IV. Bericht Meir Fiſchel's.

XII.

Jacob Emden.

Zur Zeit als Jonathan das Rabbinat der drei Gemeinden antrat, lebte zu Altona eine durch Kenntnißreichthum, besonders durch talmudische wie kabbalistische Gelehrsamkeit ausgezeichnete Persönlichkeit, Namens Jacob Israel Jabetz Emden, erstgeborner Sohn des bereits mehrmals genannten Hirsch Aschkenasi (Chacham Zebi), sonach Enkel des ebenfalls oben erwähnten Salomon Mireles, gewesenen Rabbiners der deutschen Gemeinden zu Altona und Hamburg.

Verheirathet mit der Tochter des Mordechai Kohn, [1]) Rabbiners zu Brody, wohnte er, so lange sein Schwiegervater lebte, im Hause desselben, zog nach dessen Tode nach Ungarisch-Brod in Mähren, wurde als Rabbiner nach Emden berufen, und fungirte daselbst fünf Jahre. Da aber dort weder ihm noch seiner Familie das Klima behagen wollte, begab er sich endlich nach Altona, dem Wohnsitze seiner Vorfahren, die hier das Inkolatsrecht erworben hatten.

Er hatte da ein bedeutendes Vermögen mitgebracht, ein Haus angekauft, und vom dänischen Könige das Privilegium zu einer jüdischen Typographie erlangt, allwo er auch mehrere selbst verfaßte Werke abdruckte, die von vielseitiger Bildung zeigen. Der jüdische Gemeindevorstand behandelte ihn mit Ehrerbietung und legte ihm kein Hinderniß in den Weg, als er sich, ohne dessen Erlaubniß [2]) in seiner Wohnung eine eigene Synagoge errichtete.

Ungefähr 1731 war er nach Altona gekommen, als J. Katzenellenbogen noch am Leben und das Rabbinat der Tripel-Gemeinde verwaltete. Dieser bewies ihm zwar seiner Gelehrsamkeit wegen viele Achtung, zog ihn sogar hie und da bei wichtigen Angelegenheiten zu Rathe; jedoch kam es manchmal zwischen ihnen zu Reibungen, woran aber nur die Unverträglichkeit Jak. Emdens schuld war, [3]) da dieser nichts weniger, als ein ruhiger, friedliebender Mensch gewesen. Er war einer von jenen Charakteren, die zum Glücke für die Menschheit nicht zu den gewöhnlichen Erscheinungen im Leben gehören, stets nur eine Ausnahme von der Regel bilden; die zwar mit hinreichender Geisteskraft begabt, den wissenschaftlichen Boden anzubauen, ihm manch ergiebiges Körnlein abzugewinnen verstehen, jedoch für die menschliche Gesellschaft zu wenig humane Urbanität besitzen, und in

[1]) Sohn des Naphtali Kohn, Verfassers kommentatorischer Novellen zu Tractat Berachat. Dieser ward 1704 als Rabbiner nach Frankfurt am Main berufen und zog 1711 nach Palästina (Zemach D. letzte Seite des 1. Theiles. — [2]) Luchath Ed. p. 18 a. — [3]) Ibid.

welch praktischer Sphäre immer sich bewegend, nur jederzeit ein unheilvolles Wirken an den Tag legen; die aber eben um ihrer Seltenheit willen den Psychologen um so mehr interessiren, ihm als merkwürdiges Phänomen nur desto reichlichern Stoff zur Meditation darbieten.

J. Emden besaß viel Wissen, große Anlagen und Fähigkeiten, aber kein Gemüth, keine Liebe, und bei der vielseitigen Bildung seines Geistes war sein Herz, wenn auch nicht schlecht, doch verwildert, roh und ungeschlacht. Als Bürger im Gebiete der Erkenntniß mußte ihm jedermann Gewandtheit und Geschicklichkeit in Fülle zugestehen, jedoch als Mensch unter Menschen war sein Benehmen abstoßend und unausstehlich, nicht selten auch gemein und niedrig. Gewandter Stylist, scharfsichtiger Kritiker, selbstständig im Fällen eines Urtheils und vor keiner Autorität sich beugend, hatte er, ein wackerer Kämpe für die Wahrheit, derselben manch guten tüchtigen Dienst geleistet, schadete aber anderseits sich und andern durch seine Zankluft, Rechthaberei, Arroganz und Halsstarrigkeit. Für ein ruhiges, friedfertiges Stillleben fühlte er sich nicht geschaffen, erst im Kampfe ward ihm recht wohl, da erst entfaltete sich die ganze, nicht unerhebliche Kraft seines Geistes, darum schreckte er nie vor einem Streite zurück, berechnete nie dessen unselige Folgen; ließ daher nicht nur jeden ihm hingeworfenen Fehdehandschuh niemals unaufgehoben, sondern benutzte jede Gelegenheit, um sein Müthchen an irgend etwas zu kühlen, entweder an einer ihm unliebsamen Persönlichkeit, oder an einer wenn auch allgemein eingeführten doch ihm nicht anständigen Sitte, ihm nicht recht mundenden Gewohnheit. Höchst gallsüchtiger Natur hatte er für fremde Fehler recht gute Augen, wußte mit richtigem Blick die Mängel und Schwächen Anderer hervorzuheben und ausfindig zu machen, vergaß aber nur zu oft seine Makelhaftigkeit, und überschätzte, vom Eigendünkel bethört, seine Verdienste gewaltig. So stand dieser Mann da von Wenigen wohlgelitten, von Vielen gemieden; weil es, ob seiner Unbescheidenheit, Rücksichtslosigkeit, seinem jähzornigen aufbrausenden Gemüthe, schwer war sich seine Freundschaft zu erwerben und zu erhalten. Aber wehe! wenn man seine Feindschaft sich zugezogen hatte. In seinem Zorne schlug er wüthend los, in seinem Grimme kannte er keine Schonung, trat er alle Schranken der Humanität und Schicklichkeit nieder, um nur den Gegner bloszustellen, bediente sich jeder Waffe, um nur den Widersacher niederzuschmettern. Dieses das Signalement J. Emdens, dessen naturgemäße Zeichnung die nun zu erzählenden Thatsachen beweisen werden.

Nach dem Tode des Jecheskel Katzenellenbogen aspirirte J. Emden auf das Rabbinat der drei Gemeinden, dachte auch, daß selbes ihm rechtmäßig gebühre, da ja sein Großvater wie sein Vater dieses Amt in Ehren bekleidet, viel Gutes in dieser Stellung gewirkt hatten; [1]) war aber zu stolz um

[1]) Siehe oben Kap. VIII. — Luch. Ed. p. 18 a. — Eduth Bejaakob.

öffentlich als Kompetent aufzutreten, würde auch wahrscheinlich nicht durchgedrungen sein. [1]) — Gegen Jonathan war er stets eingenommen, hatte von jeher eine Apathie gegen ihn, konspirirte natürlich gegen dessen Aufnahme, fand aber keinen Anklang [2]) und nicht allein daß er selbst präterirt worden, gelangte grade derjenige Mann an den Posten, den er am wenigsten dort haben wollte.

J. Emden dachte anfangs den neuen Rabbiner gänzlich zu ignoriren, um die Welt sich zu wenig kümmernd um Heuchler zu sein, machte er Jonathan bei dessen Ankunft nicht die übliche Aufwartung, beehrte ihn nicht einmal mit einem Besuche und war auch bei dessen Antrittsrede in der Synage nicht zugegen.

Jonathan, der entweder nichts Arges ahnte, oder als kluger, bescheidener Mann zuvorkommend sein wollte, ermangelte nicht dessen ungeachtet, J. Emden, die ihm als Gelehrten gebührliche Ehrerbietung im vollsten Maße zu Theil werden zu lassen. — Es war und ist hie und da noch immer Sitte, daß ein neu angestellter Rabbi vor dem Beginn seiner ersten Draschah einen in hebräischer Sprache abgefaßten Prolog — nach rabbinischer Ausdrucksweise „Reschuß" genannt — vorträgt, worin den hervorragenden Koryphäen der Gemeinde einige Anerkennung gezollt, selbe sogar namentlich erwähnt zu werden pflegen. — Jonathan beehrte nun in dem von ihm vorgetragenen „Reschuß" auch J. Emden mit solch namentlicher Erwähnung, ertheilte seinem Verdienste gehörige Lobesspendung, wodurch dieser sich geschmeichelt und veranlaßt fühlte, wollte er den Anstand nicht aufs gröblichste verletzen, aus seiner bisher gegen den Rabbiner beobachteten Passivität herauszutreten. Als dieser seine zweite Draschah abhielt, kam jener nach Beendigung derselben in die Synagoge, trat zu dem Rabbiner hin, bot ihm unter üblichem Bewillkommnungsgruße die Rechte, präsentirte ihm auch Tags darauf eine Flasche Wein, als Zeichen huldigender Ehrenbezeugung. [3])

Jonathan entwickelte alsbald hier wie früher zu Metz eine außerordentliche Berufsthätigkeit, erfüllte besonders sein Lehramt mit ungemeinem Eifer. Er durchwachte ganze Nächte im Kreise seiner Schüler in der Gotteslehre forschend und hierzu anregend. In der Regel wurde die Nacht zwischen dem Donnerstage und Freitage unter unabläßigen Studien verbracht, da wurde dem Schlafe Trotz geboten, der süßen Ruhe entsagt, und der Geist durch Behandlung halachischer Themata wach erhalten. Einmal in einer strengen Winternacht, als wieder eine solche heilige Vigilie gefeiert wurde, traf es sich, daß Jonathan das Lehrzimmer verließ und lange zu den harrenden Schülern nicht zurückkehrte. Diese darüber höchst erstaunt, wußten das Ausbleiben des Lehrers nicht zu deuten, und beschlossen ihn aufzu-

[1]) Siehe oben Kap. VIII. — Luch. Ed. ibid. — Eduth Bejaakob. — [2]) ibid. — [3]) Eduth Bejaakob und שברי לרחות האזן.

ſuchen. Aus großer Scheu und Ehrfurcht vor dem Rabbi wagte es aber niemand dieſem nachzugehen, man wartete wieder eine geraume Zeit, aber vergebens. Nun wurden durchs Loos zwei der Jünger auserwählt, den Aufenthalt des Rabbi ausfindig zu machen. Dieſe gingen nun zuerſt in den an der Wohnung anſtoßenden kleinen Garten, und fanden da den Meiſter in einer Ecke zuſammengekauert, ganz von Schnee bedeckt. Leiſe traten ſie näher und berührten ihn ſanft mit der Hand. Bei dieſer Berührung ſprang der Rabbi auf und rief im freudig überraſchten Tone: „Nein, nein, der Rambam [1]) hat denn doch Recht!“ Er war nemlich in Gedanken verſunken über eine im Maimandiſchen Codex befindliche ſchwierige Stelle in den Garten gegangen, hatte durch den ſeinen Geiſt in Anſpruch nehmenden Gegenſtand Wind, Kälte und rauhes Wetter vergeſſen, und ſaß da von der ſein Inneres durchdringenden Gluth, die Werke des großen Maimon richtig zu erfaſſen, reichlich erwärmt. Das Geſuchte war gefunden und der die Welt um ſich her vergeſſende Rabbi machte durch obigen Ausruf ſeinem vor Freude überfließenden Herzen Luft. Nun von den Jüngern auf den Ort, wo ſie ſich befanden, aufmerkſam gemacht, kehrte man natürlich in die warme Studierſtube zurück. [2])

So ganz ſeinem Berufe lebend erwarb er ſich allgemeine Hochachtung, und J. Emden ſelbſt mußte eingeſtehen, „Jonathan erſetze nicht nur vollſtändig den Verluſt des frühern Rabbiners, ſondern erfülle noch mit größerer Pünktlichkeit und Genauigkeit alle ſeine Berufspflichten und ſei beſonders ſeine Wirkſamkeit für Verbreitung der Gotteslehre ſehr erſprießlich und heilbringend“. [3]) Trotzdem hatte ſich aber die eigentliche im Herzen getragene Geſinnung J. Emdens gegen Jonathan nicht im mindeſten geändert, vielleicht ſchärfte ſogar die mit jedem Tage mehr ſich kundgebende Größe des letztern den Neid des erſtern, welche Empfindung, eben weil ſie von außen nach innen zurückgedrängt werden mußte an intenſiver Stärke noch zunehmen mochte.

Jonathan beſtrebte ſich Jacob einen Beweis wahrer Freundſchaft zu geben und ihm einen großen Dienſt zu leiſten, wurde aber von dieſem, da er ſeine Einwilligung geben ſollte, zwar auf höfliche Weiſe, aber denn doch zurückgewieſen. Emden hatte einige recht nützliche Schriften verfaßt, worunter ſein aus drei Theilen beſtehendes Gebetbuch — wozu im Jahre 1768 noch ein vierter kam — ſich beſonders auszeichnete. Als Jonathan dieſes zu Geſichte bekommen und davon Einſicht genommen hatte, erklärte er es für ſehr zweckmäßig und vortrefflich, war auch Willens einen Aufruf an die ſeiner religiöſen Leitung unterſtehenden Gemeinden ergehen zu laſſen, daß jedes Mitglied derſelben ſich ein Exemplar dieſes Sidur (Gebetbuches)

---

[1]) i. e. Rabbi Moſes ben Maimon. — [2]) Wir erinnern uns, dieſe von Hrn. H. Mendelſohn aus Hamburg mitgetheilte Anekdote im Orient geleſen zu haben, ohne Jahrgang und Nummer mehr angeben zu können. — [3]) Eduth Bejaakob.

anschaffen möge. Es wäre damit eine doppelte gute Absicht erreicht worden; einmal hätte ein gutes, lehrreiches Werk verdiente, allgemeine Verbreitung gefunden, dann würde natürlich auch der Verfasser daraus bedeutenden pekuniären Nutzen gezogen haben, der auch dieses Gewinnes nur zu sehr bedurfte, da sein bedeutendes Vermögen, das er nach Altona gebracht, durch unglückliche Konjunkturen sehr abgenommen hatte. Jonathan ließ bei Emden anfragen, um über das, was er Ersprießliches für ihn im Sinne hatte, seine Zustimmung einzuholen. Trotzdem Letzterer durch die Verwendung des Rabbiners auf ehrenhafte Weise eine namhafte Summe erworben haben würde, konnte oder wollte er seinen Stolz nicht so leicht überwinden, um von dem seitens der drei Gemeinden ihm vorgezogenen und begünstigten Rivalen einen so bedeutenden Liebesdienst anzunehmen. Er ließ dem gefälligen Jonathan eine freundliche, jedoch ablehnende Antwort zukommen, deren Inhalt: „er danke für die gute Meinung des Rabbiners, sei aber keineswegs gesinnt, seine Geistesprodukte jemanden auf welche Weise immer aufzudringen; er habe bei deren Abfassung nur daran gedacht, durch Verbreitung guter Ansichten, womit der Allgütige seinen Sinn erleuchtet, seinen Brüdern, der israelitischen Gesammtheit nützlich zu sein, lukrativen Vortheil für sich daraus zu schöpfen, sei ihm nie in den Sinn gekommen, darnach trage er auch durchaus kein Verlangen.“ [1])

So sehen wir in Emdens Seele noch immer den gefährlichen Groll nicht erstickt, im Gegentheil lebendig glimmen, und nur des kleinsten Zündfunkens bedürfend, um zur lichtlohen schrecklichen Flamme emporzulodern. — Seine anfänglich gehegte Absicht, sich unter einer, stille Verachtung gegen Jonathan in sich bergenden Zurückgezogenheit zu verschanzen, ward durch das zuvorkommend freundliche Benehmen des letztern vereitelt, er aus seiner misanthropisch stolzen Abgeschlossenheit herausgedrängt und zu einer Pazifikation genöthigt worden. Diese aber war nur scheinbar; trug keineswegs den Charakter eines wahren herzlich gemeinten, andauernden Friedens, glich vielmehr einem bloßen Waffenstillstande, bei welchem der Feind, anstatt seine Gesinnung zu ändern, nur arglistig auf eine günstige Gelegenheit lauert, um wieder die Waffen zu ergreifen und kampfgerüstet aufzutreten. Emden brauchte auch nicht gar lange zu warten, nur zu bald bot sich ihm ein Mittel zum Angriffe dar, welches er durchaus nicht verschmähete, im Gegentheile sichs sehr angelegen sein ließ, selbes auf alle mögliche Weise auszubeuten, und Jonathan einen schlimmen Prozeß auf den Hals zu werfen.

---

[1]) Eduth Bejaakob. —

XIII.

Der Kampf beginnt.

Trotzdem daß Jonathan sich seinem Berufe völlig gewachsen zeigte, er auch all seinen Amtspflichten vollkommen Genüge leistete, und in dieser Beziehung niemand gegen ihn etwas einzuwenden vermochte, fehlte es doch an Gegnern nicht, die dem neuen Rabbiner feindlich gesinnt waren. Diese bestanden theils aus jenen Gemeindegliedern, welche schon früher gegen ihn präokkupirt, einen andern an seine Stelle gewünscht hatten; theils gehörten sie zu jenem Menschenschlage, der gerne Zwist und Hader anfacht, und sich nie mit dem faktisch Bestehenden zufrieden geben will. — Noch standen die Opponenten zwar vereinzelt, die geringste Veranlassung konnte sie aber leicht zusammenschaaren, aus ihnen alsdann, wenn auch eine minderzählige, doch immer kompakte Gegenparthei bilden, was in Wirklichkeit auch geschah, und des Unheils nicht wenig erzeugte.

Zur Zeit, als Jonathan das Rabbinat der drei Gemeinden antrat, grassirten daselbst verschiedene Krankheiten, die besonders unter den Wöchnerinnen sich ihre Opfer wählten, bei welchen der Verlauf des Uebels ein sehr rascher und schnell endender war, so daß unter den schwangern Frauen eine allgemeine Muthlosigkeit, eine gänzliche Niedergeschlagenheit und Todesangst herrschte. Hatte nun Jonathan sowohl zu Prag als zu Metz kabbalistische Amulete vertheilt; so machte er auch an seinem jetzigen Bestimmungsorte von dieser materia medica Gebrauch; indem er sowohl an eine in interessanten Umständen befindliche, mit peinigendem Schrecken ihrer Niederkunft entgegensehende Frau, die Tochter eines angesehenen Mannes, als auch an einen mittellosen, von schwerem, hitzigen Fieber heimgesuchten Menschen eine Kamea gegeben. Erstere genas glücklich eines gesunden Kindes; letzterer hingegen, der das Schutzblättchen auf den Leib gelegt hatte, die Fiebergluth dadurch zu mildern, konnte solches bei den häufigen heftigen Anfällen, denen er ausgesetzt war, nicht gehörig in Acht nehmen, das Zettelchen ward bald abgenutzt und ging verloren. Ein schurkischer, feiler Söldling der Feinde Jonathans benutzte diesen Umstand, schrieb auf einen Pergamentstreifen einige Schemoth und Wörter, denen leicht ein verdächtiger auf „Sabbathai Zwy" deutender Sinn untergelegt werden konnte; sagte „daß dieses das vom Rabbiner jenem Manne übergebene Amulet sei, letzterer habe es ihm eigenhändig überliefert", und legte es Jacob Emden zur Beurtheilung vor. Dieser erklärte sogleich den Schreiber dieser Kamea als der sabbathianischen Häresie verfallen, machte auch kein Hehl daraus, daß er den Rabbiner für den Verfasser derselben halte, bemächtigte sich sogar des

Schutzblättchens, um es als corpus delicti wohl in Händen zu behalten.[1]) Nun hatten die Gegner Jonathans das Losungswort und in Emden sogar ein sie eifrig vertretendes Oberhaupt gefunden. Zwar gab sich dieser den Anschein, als wollte er sich durchaus in die Sache nicht einmischen, und sich lieber ferne halten; aber selbst der hierfür seinerseits angegebene Grund zeigt, wie sehr er sich innerlich schon auf diesen Streit freuete, und wie sein schadenfrohes Gemüth bei dem Gedanken aufjauchzte, nun einen festen Anhaltspunkt ermittelt zu haben, um den lang ersehnten Kampf gegen die ihm tief in die Seele verhaßte Persönlichkeit endlich einmal energisch und offen beginnen zu können. Er sagte nämlich nicht, daß eine derartige Anklage gegen Jonathan, der einmal den drei Gemeinden als religiöses Oberhaupt vorstehe, nicht nur eine gewaltige Zersplitterung unter den Gemeindegliedern, sondern auch einen großen Skandal von unermeßlicher Tragweite herbeiführen würde — eine solche tolerante Gesinnung fand in dem von neidischem Rachegelüste stürmisch bewegten Gemüthe Emdens keinen Raum. Nur darum schlug er es einstweilen aus gegen Jonathan öffentlich aufzutreten, weil dieser momentan ein Günstling des blinden Glückes sei, einem solchen solle man, so lange sein Stern im Zenith, sich nicht feindlich entgegenstellen;[2]) ferner habe letzterer noch einen zu starken Anhang, wodurch ein Kampf mit ihm ein zu großes Wagniß, wobei die Gegenparthei auf keinen siegreichen Erfolg hoffen könnte. Diese Antwort Emdens, wodurch das Verdammungsurtheil über den Rabbiner unverholen ausgesprochen war, mußte natürlich die Gegner des letztern desto mehr aufmuntern, welche auch nicht verfehlten das giftige Geschoß des bösen Leumundes gegen Jonathan nach allen Seiten hin spielen zu lassen, und ihn „als Anhänger des verruchten Sabbathianismus“ allenthalben zu verschreien. Sobald dieser hiervon Kunde erhalten, zugleich auch die feindselige Aeußerung Emdens erfahren hatte, suchte er als friedfertiger Mann vor Allem diesen gefährlichen Parteiführer zu besänftigen, schickte zu diesem Ende den Oheim seiner Gattin als Vermittler an denselben, ihn persönlich über den eigentlichen Sachverhalt zu befragen. Emden rückte nicht sogleich mit der Sprache heraus, heuchelte Freundschaft für den Rabbiner, indem er versicherte, daß dieser ihn gar nicht zu fürchten habe; er wünsche diesen Streit nicht, werde sich auch gar nicht drein mischen. Jonathan ließ sich aber nicht so leicht täuschen, schickte abermals vorgedachten Verwandten seiner Frau, Namens Josef Kohn, an Emden, und zwar diesmal mit einem eigenhändigen Schreiben, worin er letztern in klugem, gemessenem und freundlichem Tone um eine schriftliche Bestätigung seiner früher gegebenen mündlichen Versicherung

---

[1]) Eduth Bejaakob und Luch. Ed. Vorrede. — [2]) Berachoth 7. b. — Diese Talmudstelle, worauf Emden anspielt, handelt von einem gottlosen Menschen; er sprach also von Jonathan, als von einem gottvergessenen Bösewichte, und will trotzdem uns weiß machen, er habe nichts Arges im Schilde geführt.

anspricht, um jene, die in dessen Namen die boshaftesten Gerüchte wider ihn, den Schreiber dieses, ausgesprengt, der Lüge zeihen zu können. Nun sah Emden, daß er eigentlich erkannt sei; er nahm daher die Larve ab und zeigte sich in seiner wahren Gestalt. „Was," sprach er, „wenn ich sage, daß der Rabbiner mich nicht zu fürchten habe; so meinte ich damit bloß, daß ich mich um die Sache nicht kümmern werde, weil sie mich ad personam nichts angeht, ich daher weder Ankläger noch Richter in dieser Affaire sein möchte; glaube er ja aber keineswegs, daß ich ihn für unschuldig halte. Ich habe das Amulet gesehen und der Schandfleck darin ist nicht zu verkennen; es ist daher seine Pflicht sich zu reinigen, und zwar dadurch, daß er mich eines bessern belehrt, mir haarklein meinen Irrthum in Auffassung jener Kamea beweist, selbe genügend erklärt, deren Reinheit und Heiligkeit außer Zweifel setzt; insolange aber dieses nicht geschehen, kann ich den argen Verdacht gegen ihn aus meinem Herzen nicht tilgen, und sollte ich seitens des Gemeindevorstandes zu sprechen aufgefordert werden: so muß ich allerdings der Ueberzeugung meines Herzens folgen." [1]) Zweifelsohne benachrichtigte der vermeintliche Friedensbote Jonathans diesen von der Vergeblichkeit seiner Bemühung, und daß seitens Emdens an keine Vermittlung zu denken sei, wodurch natürlicherweise von dieser Stunde an aller Verkehr zwischen Jonathan und Emden abgebrochen war.

Mittlerweile war die Amuletenfälschung an den Tag gekommen, indem jener fieberkranke Mann, der das Amulet aus den Händen des Rabbiners empfangen, in der Synagoge im Beisein der drei beeideten Gemeindenotare, die heilige Gesetzrolle in der Hand haltend, einen feierlichen Schwur abgelegt, daß das wahre ächte Amulet verloren gegangen, er auch nie solches jemanden übergeben hätte. [2]) Der Gemeindevorstand, auf dessen Veranlassung dieses geschehen war, erlangte von der Unschuld des Rabbiners hierdurch die völligste Ueberzeugung, sah sich auch verpflichtet, zum Schutze desselben alles Mögliche aufzubieten, ging aber hierbei besonnen und bedächtig zu Werke, und wollte zuvor mit Emden in friedlicher Weise verhandeln, ihn zur Einsicht seines falschen Verdachtes zu bewegen, indem wahrscheinlich die Gegenpartei sich auf diesen berief und nur auf sein Wort hören, seinem Ausspruche nur sich fügen wollte. Die Vorsteher der drei Gemeinden wählten daher aus ihrer Mitte einen Ausschuß, dem sie die Sache zur Austragung übergaben. Die Gewählten beraumten zu diesem Zwecke eine Sitzung im Gemeindehause an, wozu auch Emden vorgeladen und vom Gemeindediener mit einem Wagen abgeholt wurde. Dieser erschien, ward auf ehrerbietige Weise empfangen, und begann nun wieder eine unschuldige Miene anzunehmen und zu bitten, man möchte ihn doch nicht mit Gewalt in diese Sache verwickeln. Die versammelten Männer erklärten ihm, daß dieses nicht möglich sei, im Gegentheile stellte man ihm vor, wäre es seine

[1]) Eduth Bejaakob. — [2]) Luchath Ed. Diesen Umstand verschweigt Emden. —

Pflicht, das über den Rabbiner ausgesprochene Verdammungsurtheil zu widerrufen, da ja dieser nicht der Verfasser des berüchtigten Amulets sei, ferner wäre dieser Zwiespalt höchst unerquicklich und dürfte keinesfalls der jüdischen Gesammtheit zur Ehre gereichen. Emden wollte aber durchaus nicht nachgeben, behauptete steif und fest, daß kein anderer als Jonathan die Kamea verfaßt, er daher gehalten sei, sich durch eine deutliche, allen Anstand beseitigende Erklärung jener anstößigen Formel zu rechtfertigen. Die Verhandlung dauerte lange, führte aber zu keiner beiderseitigen Verständigung, so daß dieselbe auf den nächsten Donnerstag vertagt werden mußte. Am Mittwoch Abend erschien auch der Gemeindediener bei Emden, ihm die Einladung zu der am morgenden Tage stattfindenden Gemeindeberathung zu überbringen. Kaum hatte dieser sich entfernt, als ein sonstiger Freund Emdens bei diesem eintrat, ihn im Namen eines gewissen Moses verwarnte, ja kein böses Wort mehr wider den Rabbiner verlauten zu lassen; sollte er, Emden nämlich, dieses noch einmal wagen, so werde jener Moses über ihn herkommen und sich thätlich an ihm vergreifen, wo er sodann auch selbst seines Lebens nicht sicher sein dürfte. Diesen an und für sich unbedeutenden Vorfall benutzte Emden, um wiederum sein Müthchen zu kühlen. Unter dem Vorwande, sich selbst zu rechtfertigen, trat er des andern Morgens in seine Hausſynagoge nach Verlesung der heil. Sch. vor die heilige Lade und sprach viel Unglimpfliches gegen Jonathan, wahrscheinlich auch gegen den Gemeindevorstand. [1]) Ob dieser Perfidie wurde Letzterer außerordentlich erbittert, ließ sogleich die an Emden ergangene Einladung zur Gemeindesitzung wieder absagen, und beschloß, diesen unbeugsamen, halsstarrigen Unruhestifter geziemend zu bestrafen, ihn gewaltsamerweise zum Schweigen zu bringen.

Den darauf folgenden Freitag, den 11. Schebat 5511 (i. e. 6. Febr. 1751)[2]) wurde in der großen Synagoge zu Altona im Namen des Gemeindevorstandes über Jacob Emden die Acht ausgesprochen, und jedermann, der von nun an in dessen Hausſynagoge zum Gebete sich einfinden werde, mit dem Banne bedroht. Letzterer hiervon sogleich in Kenntniß gesetzt, nahm keinen Anstand, die Acht auf das Haupt des Vorstandes zurückzuschleudern, und jeder, der in der Zukunft sein Gebet in Vereinigung mit dem Rabbiner in dessen Behausung verrichten werde, in den Bann zu legen, [3]), worüber die Vorsteher noch mehr in Zorn geriethen und einen Abgesandten an Emden abfertigten, in dessen Hand derselbe die berüchtigte Kamea auszuliefern hätte, unter einem ihm auch verbieten ließen, ohne ihren Willen über diesen Gegenstand Briefe in die Ferne zu versenden. Emden war nicht

---

[1]) Nur nach dieser Auffassung läßt sich das Benehmen des Gemeindevorstandes gehörig erklären, und handelte dieser, wie es charaktervollen Männern geziemt, vgl. auch den Brief des Vorstandes an den Rabbiner zu Amsterdam (Luch. Ed. 17 b.) — [2]) Eduth Bejaakob p. 30 muß es im Datum statt „שבט ג"ר" heißen: „א"ר." — [3]) Luch. Ed. p. 18 a.

so leicht einzuschüchtern, er richtete zwar ein ergebenes Bittschreiben an den Vorstand, ohne aber demselben im mindesten sich fügen zu wollen, und setzte nachher, als man ihm den Gemeindebeschluß, er möchte seinen bisherigen Wohnort verlassen und von Altona wegziehen, bekannt machte, all diesem nur eisernen Trotz entgegen, indem er nun ohne alle Scheu und Rücksicht die ärgsten Schmähreden gegen Jonathan ausstieß.

Nun hatte der Haß gegen den Letztgenannten in der Seele Emdens den höchsten Gipfelpunkt erreicht, nun hatte diese tödtliche Giftpflanze zur vollsten Reife sich entwickelt, deren Früchte unberechenbares Unheil und Verderben bereiteten. Keineswegs kann aber der Haß eines „Jacob Emden" mit dem anderer Menschenkinder verglichen werden; das feindselige Gefühl gewöhnlicher Naturen ist viel zu klein und zu geringfügig, um hier als Maßstab dienen zu können; — ein Pygmäenleib gegen die Gestalt eines Riesen! Emden haßte Jonathan nicht nur mit ganzem Herzen und ganzer Seele, sondern mit dem vollen Gehalte seines äußern wie innern Wesens. Jeder Blutstropfen, der in seinen Adern kreiste, jede Faser, jeder Zoll an ihm athmete glühenden Haß gegen Jonathan; er haßte nicht nur diesen allein, sondern alles, was zu ihm gehörte, was in der entferntesten Berührung mit demselben stand; er haßte die Welt, weil Jonathan darin lebte. Diesen zu schmähen, zu beschimpfen, mit Koth zu bewerfen, war die Aufgabe seines Lebens geworden, darin concentrirten sich von nun an all seine Gefühle und Empfindungen. Jonathan Schmerz und Wehe zu bereiten, war seine Wonne; ihn vom Rabbinate zu stürzen, das größte Glück, das er verlangen, der süßeste Genuß, den er sich nur wünschen konnte; um diesen Gedanken zu realisiren, würde er ein Königreich hingegeben haben. Das Bild des seiner Würde entsetzten Jonathan schwebte ihm unaufhörlich vor der Seele; um aber diesem Phantasiegebilde leibliches Leben zu verschaffen, um es zur Wirklichkeit zu gestalten, dazu fühlte er sich allein wohl zu schwach und zu ohnmächtig. Nichtsdestoweniger gab er diesen Gedanken auf, er entwarf im Gegentheil einen sichern Plan, um sein vorgesetztes Ziel zu erreichen, fand auch bald die Mittel, die ihm zur Vollführung desselben behilflich sein sollten. Er organisirte sich nämlich zu seinem Beistande eine gut geschulte, treffliche Kriegerschaar, die mit ihm zum Kampfe ausziehen sollte, ersah sich aber vor allem drei tüchtige Heeresführer, wandte sich nämlich zuerst an drei hervorragende rabbinische Autoritäten, die ihm aus frühern Tagen als Feinde Jonathans bekannt waren, und die wir nun auch der Reihe nach kennen lernen wollen.

XVI.

Jonathans Hauptgegner.

Jonathan leuchtete am rabbinischen Himmel als Stern erster Größe, dessen hellglänzendes Licht die Einen überstrahlte und in Schatten stellte, um den Andern von nicht minder intensiver Leuchtkraft wenigstens ihr sonst ausschließliches Privilegium auf alleinige Bewunderung zu theilen sich erkühnte, indem er solches auch für sich in Anspruch nehmen durfte; sonach konnte es ihm, von jenen beneidet, von diesen scheel angesehen, an Gegnern und Feinden keineswegs fehlen. In der von uns hier zu schildernden Fehde ragten drei derselben besonders hervor, die sowohl ihrer ausgezeichneten Kenntnisse als der bedeutenden Stellung wegen, die sie in der rabbinischen Welt einnahmen, alle Gesinnungsgenossen, bezüglich Jonathans, unter ihrer Aegide sammelten, in dem gegen diesen geführten Kampf den Ton angaben, alle hierzu nöthigen Schritte einleiteten und auf die Wahlstätte allen andern voranzogen; wir wollen dieselben jetzt dem geehrten Leser namentlich, und zwar ihrem Range nach gehörig geordnet, vorführen.

1. Jacob Josua aus Krakau, einer der eminentesten Heroen der rabbinischen Literatur, zuerst Kreisrabbiner zu Lemberg (1722), dann Landrabbiner zu Berlin,[1]) ging 1733 nach Metz, von da 1741 nach Frankfurt am Main, allwo er 1756 starb.[2]) Er verfaßte das hochgefeierte Werk „פני יהוסף" — Discussionen und Kommentationen zu verschiedenen talmudischen Tractaten —; ferner einen weitläufigen Commentar zum Pentateuch, der aber unvollendet geblieben.[3])

Dieser Mann scheint nicht viele Weltklugheit besessen, und seine wenn auch nicht geringe Gelehrsamkeit doch mehr aus todten Büchern als aus der lebendigen Erfahrung geschöpft zu haben, indem er selbst da, wo er seinen Rabbinatssitz hatte, sich nicht der allgemeinen Sympathie erfreuen konnte und viele der bedeutendsten Notabilitäten der Gemeinde zu Frankfurt mit ihm zerfallen waren.[4]) Auch war grade um diese Zeit ein bedeutender

---

[1]) In der zu Berlin 1733 von Jacob Josua ertheilten Approbation zu חידושי קידושין להרש"ב unterschreibt er sich zwar: „חונה פה ק"ק ברלין והמדינה ומצ"פ לגליל לבוב"; allein aus Thorath Hak. p. 34 a ist deutlich zu ersehen, daß er bereits 1722 Kreisrabbiner zu Lemberg gewesen. Vielleicht wollte er 1733 wieder dahin zurückkehren, folgte indessen einem andern, aus Metz erhaltenen Rufe. Die Angabe des Hrn. Dr. Letteris in der zum Wertheimerischen Kalender vom heurigen Jahre gelieferten Biographie Rapoports: Pne Jehoschua wäre Rabbiner zu Prag gewesen, ist unrichtig, und wissen wir nicht, aus welcher Quelle der gedachte Gelehrte diese Notiz geschöpft. — [2]) Zem. Dav. p. 38 b. — [3]) Ibid. — [4]) Eduth Bejaakob.

Zwiespalt daselbst ausgebrochen, so daß Jonathan, auf seinem Zuge v Metz nach Altona, in der Absicht Frankfurt passirte, um als Friedensstift beide Parteien mit einander zu vergleichen und auszusöhnen, welches i aber nicht gelungen sein soll.[1]) Allenfalls läßt sich daraus schließen, d Jacob Josua nicht gerade reich an Welt- und Menschenkenntniß gewes wo hingegen Jonathan das praktische Leben mit all seinen Schattirung und mannigfachen Variationen genau kapirte, und selbst in die schwierigst verwickeltesten Verhältnisse sich einzufinden verstand. Sonach mochten di beiden Männer sich nie zu einander hingezogen fühlen, und da Jacob Jo der Vorgänger Jonathans in der jüdischen Hauptgemeinde zu Elsaß gewes so dürfte ersterer sich gerade nicht am angenehmsten dadurch berührt gefü haben, seinen Abgang von dort durch letztern nur zu gut ersetzt zu sehe Dieses war wahrscheinlich auch der Grund, warum jener mit diesem seine Nachfolger, sogleich nach dessen Amtsantritte zu Metz, in eine offene Fe sich einließ. Es kam ihm nämlich das vage unbegründete Gerücht zu Ohr „Jonathan lege an Halbfeiertagen keine Tephillin an,“[2]) und Jacob Jos verfehlte nicht, diese ihm unliebsame Persönlichkeit hierüber vor aller Welt anzuklagen und allenthalben anzuschwärzen. Diese Jonathan hiermit z Last gelegte Gesetzwidrigkeit war aber durchaus nicht als solche anzusehe indem mehrere Gesetzeslehrer das Gebot der Tephillin auch für die Halbfeiertage abrogiren, zudem erwies sich obiges gegen Jonathan ausgesprengte Gerücht als grundfalsch; somit hatte Jacob Josua mit seiner Anklage eigentlich nur seine Idiosynkrasie gegen letztern an den Tag gelegt, und sich dadurch bei den Redlichgesinnten nur blamirt.[3])

Er ließ sich jetzt auch zum Kampfe gegen den längst Verhaßten verleiten führte ihn zwar mit Heftigkeit und größter Erbitterung; verrieth aber hierbei ebenfalls viel Charakterschwäche und wenig Selbständigkeit, indem er häufig andere für sich handeln ließ, nicht selten die ihm zur Approbation vorgelegten Documente, ohne deren Inhalt zu prüfen, blindlings unterzeichnete.[4]) Es brachte ihm aber dieser Streit eben so wenig Ehre als der frühere sowohl das Rabbinatskollegium wie die Gemeinde zu Frankfurt waren hierüber höchst indignirt, letztere beauftragte sogar einen Rabbinatsassessor dem Oberrabbiner in ihrem Namen ein Mißtrauensvotum mündlich zu über bringen.[5]) Auch soll er — nach einem Schreiben des Nathan Eibenschütz[6]) — beim bald darauf erfolgten Tode seiner Ehegattin, sein Verfahren gegen Jonathan bereuet haben, welches aber von Emden[7]) in Abrede gestellt wird, und auch uns wurde eine diesem widersprechende Sage mitgetheilt. Dieselbe lautet also. Jacob Josua wurde in seinen letzten Lebenstagen blind und aussätzig, wodurch er natürlich viele körperliche Leiden auszustehen hatte. Des Augenlichtes beraubt, nahm er einen talmudkundigen Jünger zu sich

---

[1]) Eduth Bejaakob. — [2]) Luchoth Ed. 6 b u. 19 a. — [3]) Kerem Chemed III. p. 38. — [4]) Luchoth Ed. Vorrede §. 17. — [5]) Ibid. 9 a. — [6]) Ed. Bejaakob. — [7]) Ibid.

in's Haus, der ihm zur Fortsetzung seiner Studien aus den alten die talmudische Literatur umfassenden Folianten vorlesen mußte. Als einmal zur Nachtzeit dieser Famulus sich schlafend stellte, Jacob Josua sich daher unbemacht glaubte, öffnete dieser das Fenster und rief mit gen Himmel aufgehobenen Händen: „Herr der Welt! Warum liegt deine Hand so schwer auf mir? warum lässest du mich so sehr deine strafende Macht fühlen? Habe ich vielleicht zu wenig gethan an diesem mit dem Unflath der Ketzerei behafteten Jonathan?“ [1])

b. Arieh Löw entstammte einer durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten polnischen Familie. Sein Urgroßvater Jacob war Rabbiner zu Lublin gewesen; sein Großvater „der weltberühmte Heschel“ [2]) bekleidete das Rabbinat und Schulrektorat zu Krakau (1663) und verfaßte mehrere geschätzte Commentare zu einigen talmudischen Tractaten, so wie rabbinische GA, in mehreren Sammlungen abgedruckt; sein Vater, Sohn des letztgenannten, ebenfalls Rabbiner zu Krakau, schrieb auch einige in ש״ות ר״מא sich findende GA.

Er hatte die Tochter des Hirsch Aschkenasi zur Ehegattin, war demnach ein Schwager Jacob Emdens und auch mit dem sub a genannten Jacob Josua verschwägert. [3]) Er hatte schon frühzeitig durch seine talmudische Kenntniß einen Namen in der rabbinischen Welt erlangt, [4]) lebte anfangs im Hause seines Schwiegervaters, kam nachher als Rabbiner nach Rzezow (ריישא) und ward von da nach Amsterdam als religiöses Oberhaupt der dortigen deutschen Gemeinde berufen, erlangte somit den Posten, den einst sein Schwiegervater bekleidet hatte. [5]) Er war ungefähr gleichen Alters mit Jonathan, stand aber in der rabbinischen Gelehrten-Republik hinter diesem; war ihm auch von jeher sehr abgeneigt, konnte dieses feindselige Gefühl nicht verbergen, indem es seine Gewohnheit war, so oft ihm eine von Jonathan ausgehende, geistreiche Idee zu Ohren kam, derselben stets zu opponiren, alle Mühe und allen Zwang anzuwenden, um selbe nur wegzudisputiren. [6])

Er nahm auch den Kampf mit diesem recht gerne auf, ging hierbei energisch, aber auch intriguant und schadenfroh zu Werke, [7]) schadete jedoch dadurch sich selbst am meisten. Er hatte nämlich auf das prager Rabbinat spekulirt, dieses auch, da er daselbst viele Freunde und Anverwandte zählte, bereits beinahe zugesichert bekommen, ließ sich daher auch schon „Rabbiner in spe von Prag“ betiteln. [8]) Durch sein Losschlagen auf Jonathan ward aber diese der Erfüllung schon so nahe Hoffnung vereitelt; der zu Prag noch immer große und gewichtige Anhang Jonathans suchte die auf Arieh Löw gefallene Wahl zu annulliren, und ob auch die Partei des letztern gewaltig

[1]) Eine von mehreren Seiten vernommene Sage. — [2]) Zem. D. I. 33 a. — [3]) Arieh Löw und Jacob Josua reden einander מחותני an. Letzterer wird von Beer, dem Jost gefolgt ist, fälschlich Josua Heschel genannt, dieses war der Großvater Arieh Löw's. — [4]) ש״ות הכם צבי Nr. 76. — [5]) Luch. Ed. p. 9 b. — [6]) Ibid. — [7]) Ibid. p. 17 b. — [8]) ומצודתו פרוסה

opponirte, blieb selbe doch in Minorität. Die Verehrer Jonathans drangen durch, und Arieh Löw erhielt die erwartete schriftliche Aufnahme nicht.[1] Er starb bald darauf und hinterließ zwei Söhne, von welchem der eine Saul ebenfalls den Rabbinatssitz zu Amsterdam einnahm,[2]) der andere Hirsch — vulgo Hirschel Loebel genannt[3]) — früh Rabbiner zu London wurde, von da 1772 nach Berlin kam, allwo er 1800 mit Tode abging.[4])

c. Samuel Helmann aus Krotoschyn, Nachfolger Jonathans zu Metz, früher Rabbiner zu Mannheim, begann bereits 1750 gleich nach dem Abzuge Jonathans gegen denselben insgeheim zu operiren. Er soll ein Schüler des letzteren gewesen sein, dessen ungeachtet behandelte er ihn mit größter Rücksichtslosigkeit.[5]) Eitel und aufgeblasen, pochte er gerne auf seinen Rang, ließ jeden gerne seine Würde fühlen, mochte darum auch der ruhmgekrönte Jonathan ihm ein Dorn im Auge sein, ergriff daher mit Hast die Gelegenheit, diesen zu verkleinern und niederzudrücken. Er hatte eine von demselben verfaßte Kamea aufgefangen, und da deren Inhalt ihm verdächtig vorkam, er aber von der Kabbala nichts verstand, schickte er solche an seinen Freund, den Landrabbiner von Münster, Samuel Effingen, einen autorisirten Kabbalisten, mit der Bitte: „ihm sobald als möglich ein entschiedenes Urtheil über dieses, von einem noch nicht anerkannten Meister der Geheimlehre ausgegebenes Amulet brieflich mitzutheilen. „Ihm selbst," heißt es in diesem Schreiben, „scheint der Sinn dieses Amulets sehr verdächtig, als habe deren Verfasser nicht der heiligen Schemoth sich bedient, sondern aus unlauterer, verruchter Quelle geschöpft; indessen sei er, der kabbalistischen Wissenschaft unkundig, in dieser Beziehung nicht competent. Darum wolle er die Meinung seines Freundes einholen, und werde dessen Ansicht für ihn maßgebend sein, nur möge derselbe in dieser wichtigen und heiligen Angelegenheit nicht zögern, auch sein Urtheil hierüber offen und ohne Rückhalt darlegen." Die Nachschrift lautet wörtlich also: „Hoffentlich wird mein Freund sich beeilen, einem Manne, wie ich bin, schleunigst zu antworten; ferner möge er über die Sache das strengste Stillschweigen beobachten, bis ich ihm wieder schreiben, und dann alles ausführlich erzählen werde, denn ich habe gewisse Gründe.

---

[1]) Eduth Bejaakob. Brief des Nathan Eibenschütz an Chaim, Rabbiner zu Lublin p. 59 b. — [2]) Er verfaßte „בנין אריאל" ein aus zwei Theilen bestehendes Werk, wovon der erste Novellas zum Pentateuch und Vorträge zu mehreren Festtagen, der andere Novellas zu mehreren talmudischen Traktaten enthält; in letzterem findet sich auch ein rabbinisches Gutachten von dem Bruder des Verfassers, dem Rabbiner zu Berlin, bezüglich des Rasirens an Halbfeiertagen, wo dieser gegen „Jecheskel Landau" (dessen Namen zwar nicht genannt wird), der selbes erlauben wollte, ankämpft, dieser Erleichterung durchaus nicht beistimmt. Das Werk wurde vom Verfasser selbst im Jahre 1778 zu Amsterdam edirt; daher die Angabe des Hrn. Rabbiner Zipser im Literaturbl. d. O. 1847. Nr. 24: „Saul sei 1770 gestorben" unrichtig ist. — [3]) Fürst a. a. O. I. p. [4]) Ibid. Aus Eduth Bejaakob p. 59 ist zu ersehen, daß er 1753 als Privatmann in Glogau lebte. — [5]) Die Angabe Carmaly's, Helmann sei ein ausgezeichneter Schüler Jonathans gewesen, haben wir nirgends bestätigt gefunden.

für jetzt noch in keine nähere Erörterung mich einzulassen." Welche Antwort Essingen hierauf ertheilt, ist unbekannt, daß selbe aber anders ausgefallen, als Helman erwartet, seinen Absichten also nicht entsprochen haben muß, das unterliegt keinem Zweifel. Hätte Essingen die Kamea nur im Geringsten beanständigt, Helman würde dieses nicht verschwiegen, im Gegentheil für dessen Verbreitung Sorge getragen haben. Denn er erlaubte sich im Streite gegen Jonathan gar manche Ränke und Wühlereien, die ihm gerade nicht zur Ehre gereichen, wodurch auch seine Stimme wenig Anklang fand. Auf seine Veranlassung wurden die jüdischen Gemeindenotare zu Metz gezwungen, „die von dem Originale in einigen Bezeichnungen verschiedenen Copien einiger der Behörde zu übergebenden Amulete Jonathans als ächt und mit dem Original gleichlautend bei Gericht zu bestätigen", worüber diese sich öffentlich beschwerten und eingestanden, daß sie zu dieser Legalisirung zwangsweise verhalten worden.[1]) — Er machte mit der Verdächtigung und Anklage der Jonathanischen Kameoth den Anfang, eröffnete den Reigen und erschien als der erste auf dem Kampfplatze; so einen starken Anlauf er sich aber anfänglich gab, ermüdete er doch bald wieder, und als seine beiden sub a und b genannten Kampfgenossen durch den unerbittlichen Tod vom Schauplatze abgerufen worden, hören wir weiter nicht von ihm, obwohl er die zweien und selbst Jonathan überlebte, er starb nämlich erst 1765.[2])

Wir haben nun die drei vorzüglichsten Opponenten Jonathans, so wie die reine Ueberzeugung es uns eingegeben, treu und wahrhaft geschildert. Um jedoch über deren hier auseinanderzusetzendes Verfahren ein unparteiisches, unbefangenes Urtheil fällen zu können, ist es anderseits auch nothwendig, uns in die Jonathan betreffende Denkweise dieser Männer hineinzuversetzen, und so auch die zu ihren Gunsten sprechende Entschuldigungsgründe gehörig zu würdigen. War auch der Kampf gegen Jonathan an und für sich ein ungerechter, war auch die Art und Weise, wie er geführt worden, eine höchst verwerfliche, redlichen Männern durchaus nicht geziemende; so wagen wir doch nicht zu behaupten, daß all dieses bloß unlautern Motiven zuzuschreiben, daß man wohl des eigenen Unrechtes sich innerlich bewußt gewesen, nur aber von der Leidenschaft übermannt, die Stimme des Gewissens zurückdrängte, der des unseligen Hasses, giftsprühenden Neides allein sich überließ. Der heilige Beruf, dem die von uns hier bezeichneten Rabbinen ihr ganzes Leben, alle ihre geistigen wie physischen Kräfte geweiht, der streng religiöse Lebenswandel, den sie führten, muß uns dafür bürgen, daß, wenn sie auch als schwache Sterbliche gewaltigen Irrthümern und Fehltritten ausgesetzt waren, doch keineswegs schlechte Menschen sein konnten, die die Wahrheit wohl erkannt, sie aber vorsätzlich zu unterdrücken sich bestrebt. Sie waren, unserer Ansicht nach, keine Betrüger, die anders gedacht und anders gesprochen, sondern fühlten sich im Grunde ihres Herzens von der Fluchwür-

[1]) Luchoth E. p. 12, 13 u. 15. — [2]) Annalen a. a. O.

digkeit Jonathans wirklich überzeugt. Sie hielten ihn allen Ernstes für einen mit dem Banne beladenen Sabbathianer, für einen schändlichen Verderber und Verführer, der als solcher ganz außerhalb des Gesetzes stehe, gegen welchen Gesetz- und Schonungslosigkeit gerade zum Gesetze werde. Gewiß erzeugte der Haß gegen Jonathan das denselben verdammende Vorurtheil, gewiß führte dieses wieder zu falschen Voraussetzungen; war man aber von dieser Selbsttäuschung einmal befangen, dann mußte man sich bei der größten Verkehrtheit im vollsten Rechte glauben, und die Anwendung aller Mittel zum Sturze des für schuldig Erkannten als heilige Pflicht betrachten. Der weitere Verlauf der Ereignisse dürfte die hier aufgestellte Behauptung bekräftigen.

XV.

Verfolgung Jonathans und Emdens Flucht.

An dieses im vorigen Capitel geschilderte Triumvirat wandte sich Jacob Emden gleich an demselben Freitage, als er vom Vorstande der drei Gemeinden in die Acht gethan wurde, um die Gleichgesinnten zu seinem Beistande aufzufordern. Wir haben das an Samuel Helman gerichtete Schreiben vor uns, aus dem wir die wichtigsten Stellen hervorheben und in gedrängter Kürze wiedergeben wollen: [1])

„An den berühmten Gaon, die Leuchte Israels, den großen Lehrer Samuel Helman! — Heute komme ich mit Segen und Friedensgruß von meinen Herrn, da ich vernommen, daß derselbe einen heiligen Krieg begonnen mit dem Manne Jonathan, dem Oberrabbiner allhier, indem meinem Herrn dessen schlechte Thaten bekannt geworden, Er darum mit heiligem Eifer umhüllt ausgezogen zu vernichten und zu vertilgen die Feinde Gottes. Ich habe zwar mit dem Gedachten nie was vorgehabt, ihn weder beneidet noch gehaßt, da es ja allgemein bekannt, daß ich die Annahme des Rabbinats über die drei Gemeinden ausgeschlagen, was konnte mich also kümmern, ob dieser oder jener diese Würde bekleidet; nur weiß ich von seinem schändlichen Wandel, seinen gottlosen Gesinnungen mehr als ein anderer, weiß, daß er schon längst zu den verruchten Anhängern Sabbathai Zwy's gehört, schon vor mehreren Jahren sich zu ihnen gesellt hat, habe auch das damals von ihm verfaßte ketzerische Werk selbst gesehen. Dennoch schwieg ich, als er den Rabbinatssitz erlangte, bot ihm sogar aus Rücksicht gegen die Gemeinde den Bewillkommnungsgruß, obwohl ich dieses ganz ungern that, da ich ihm im Herzen nie recht trauete; auch er benahm sich gegen mich höchst ehrerbietig, gar über die Maßen bescheiden und demüthig." . . . . .

[1]) Ed. Bejaakob.

„Zu Anfang dieses Jahres kam aus Frankfurt das Gerücht hierher, man hätte eines seiner Amulete verdächtig gefunden, er, der Bedrücker Israels, rühmte sich zwar, er werde das Thörichte des gegen ihn gehegten Argwohns klar nachweisen, suchte damit den bösen Leumund zu beschwichtigen; aber seine Ausflucht wie seine Entschuldigung war eitel Blendwerk, Lug und Trug. . . . . Seitdem nun dieser Schwarzkünstler hier als Rabbiner aufgenommen worden, begann unter den jungen niederkommenden Frauen eine schwere Plage zu wüthen, bei seiner Ankunft vertröstete er die Gemeindeglieder, man möge nicht mehr drob in Angst sein, er besitze in seiner Kameoth ein bewährtes Gegenmittel; aber kaum begann er diese zu vertheilen, als die böse Seuche, anstatt abzunehmen, nur desto heftiger um sich griff, so daß drei an einem Tage vom Tode dahingerafft wurden; eine gräßliche Angst herrschte unter der Gemeinde, bis er endlich seine Amuletenkrämerei einstellte, dann schwand Gott sei Dank die gefährliche Krankheit" (jetzt wird im Kurzen der Vorgang bis zu der Achterklärung Emdens erzählt, und nun heißt es weiter): „So stehen die Sachen bis jetzt, ich kann das Unglück, das meinem Volke bevorsteht, nicht ruhig mit ansehen . . . . . haben die Gottesleugner früher ihr Unwesen im Finstern getrieben, werden sie jetzt öffentlich auftreten . . . . . Darum habe ich den festen Entschluß gefaßt, wegen der Heiligung des göttlichen Namens mich selbst aufzuopfern. — Sprechen will ich und mein Herz erleichtern, denn das Bestehen des Judenthums hängt hiervon ab. Bin ich ja nicht besser als *meine* Väter,[1]) die aus Liebe zu Gott so viel ertragen und erduldet haben; was den Vater betroffen, betrifft nun jetzt dessen Sohn, denn was sich jetzt zugetragen, ist dem Ereignisse mit Nehemias Chajun sehr ähnlich . . . ." .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Wenn manche Thoren aber meinen, haben ja in jenen Tagen des heißen Kampfes die hervorragenden Koryphäen Israels sich scheu und ängstlich zurückgezogen; was dürften wir, die Isope an der Wand, auszurichten im Stande sein, wenn selbst jene starken und mächtigen Zedern schwach und schwankend geworden — worauf sich der Niederträchtige auch verläßt — wie dürfte ich, der Geringe und Ohnmächtige, auf glücklichen Erfolg hoffen? Hierauf aber erwiedere ich mit Beziehung auf den bekannten talmudischen Spruch:[2]) „auch mir haben die Vorfahren einen unbebaueten Acker zurückgelassen, um durch dessen sorgsame Bestellung und Bearbeitung meine Thatkraft auf würdige Weise beurkunden zu können." — — — — — —

„Schon beginnt er zu sinken; als er gesehen, daß das Unglück über ihn hereinbricht, schrieb er mir einen Brief, worin er mich um meinen Beistand anfleht,[3]), und daß er mir hierfür erkenntlich sein wolle, er glaubte auch mich durch glatte Heuchelei hinters Licht zu führen, vergaß aber, daß

[1]) Er bildete sich ein, und that sich darauf zu Gute, für diesen Streit prädestinirt zu ein. — [2]) Tractat Chulin 5 b. — [3]) Wir haben das Schreiben Jonathans an ihn ganz anders verstanden.

aus der Wurzel der Schlange eine Otter hervorgeht, deren Frucht ein fliegender Drache[1]) . . . das, wofür jener Fromme (Chacham Zebi) sein Leben hingegeben, sollte seiner Nachkommenschaft zum Stein des Anstoßes werden? Davor möge mich Gott bewahren! Schon habe ich all das Meinige preisgegeben, um einzustehen für die Ehre Gottes, fest und unverrückt gleich einer ehernen Säule."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Nun will ich auch mittheilen, was der Schändliche zu seiner Entschuldigung vorbringen will. Erst suchte er für das beanstandete Wort eine Erklärung abzugeben, diese war aber so seicht und ungenügend, daß jedes Kind deren Unrichtigkeit einsehen mußte. Dann wollte er wieder seine Handschrift leugnen, endlich, als auch dieses nicht anschlug, wollte er sich mit der lächerlichen Angabe aushelfen: irgend ein mit der praktischen Kabbala sich beschäftigender Baal Schem habe bei einem ihm abgestatteten Besuch dieses Amulet als approbat für schwere Entbindungen ihm übergeben, er sei daher für die darin befindliche Formel nicht verantwortlich. Mit diesen leeren Ausflüchten meint er zu entkommen — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

seine ganze Kraft besteht nur in Heuchelei, Glattzüngigkeit, Weinen und Flehen, damit hat er jene einsichtslosen Thoren für sich eingenommen ..... jetzt aber ist sein Maß voll, er ist in seinem eigenen Netze gefangen ..... und selbst sein Anhang wird bald zur Besinnung kommen und begreifen, daß ich für die Wahrheit kämpfe. Werden einmal die Mitglieder der drei Gemeinden erfahren, daß die großen Lehrer des jetzigen Zeitalters bei uns halten und daß diese für die heilige Sache das Schwert aus der Scheide ziehen; dann werden auch alle, die ihn bisher unterstützt, zurückschrecken und den Weisen der Zeit sich unterordnen. Man muß ihn zwingen, seine Verbrechen offen einzugestehen, und wirklich Gott zu erkennen, nicht mehr durch falsche trügerische Reden zu entschlüpfen, wie er bis allher gethan; denn jetzt ist es offenbar, daß der alte Unflath noch an ihm klebt ..... Auch müsset ihr wissen, sind Zeugen vorhanden, in deren Gegenwart er ausdrücklich gesagt hat: „In jeder Kamea müsse auch der Name eines dem Reiche der Finsterniß angehörenden Dämon vorkommen, sonst sei sie nicht wirksam." Wehe dem Zeitalter, dem dergleichen verkündet wird! Dieses soll der Leiter, der Führer, der große Prediger sein? Aushauche er seinen Geist und seine Seele! Werden nun die Koryphäen der Zeit jetzt schweigen, wie könnten sie dies bei der nachfolgenden Generation verantworten; wenn diese fragen werden, warum habet ihr diesen Stein des Anstoßes auf dem Wege liegen lassen und eure Pflicht, selben wegzuräumen, nicht erfüllt? Darum Muth gefaßt, lasset uns mit Kraft umgürten für unser Volk und die Lehre unseres Gottes, machet die Sache bekannt nach nah und fern, auf daß das

[1]) Jesaias Kap. 14. 29.

Unkraut sich nicht weiter verbreite, und der Herr der Welt wird euer frommes Werk gebührend lohnen." —

An demselben Tage entflossen der Feder Jacob Emdens noch drei, dem Hauptinhalte nach, diesem gleichlautende Briefe, wovon zwei nach Frankfurt — einer an den Oberrabbiner und einer besonders an das dortige Rabbinatskollegium — der dritte nach Amsterdam abging. Weder Jacob Josua noch Arie Löw ertheilten sogleich Antwort — letzterer hatte sogar kurze Zeit zuvor seinen Schwager Emden zur Ruhe verwiesen [1]) — nur Samuel Helman säumte mit der Erwiederung nicht, [2]) deren Inhalt ungefähr folgender. „Vor allem drückt der Schreiber sein Bedauern über die, seitens des Vorstandes, Emden zugefügte Unbill aus. Darauf erzählt er, daß nicht nur zu Mannheim, sondern auch zu Metz viele von Jonathan ausgehende, höchst verdächtige Kameoth vorfindig, auf welche die in Emdens Schreiben erwähnte Erklärung Jonathans nicht passe (also war diese Erklärung doch nicht so ganz verwerflich, daß jedes Kind deren Richtigkeit einsehen müsse); daß man bereits an letztgenanntem Orte mit Auffammlung dieser Kameoth begonnen, aus welchen insgesammt der Sabbathianismus gar zu stark hervorrieche, so daß Jonathan zweifelsohne keine Entschuldigung finden, und vor aller Welt dadurch blamirt sein wird. Ferner muntert er Emden zur Beharrlichkeit und kräftiger Gegenwehr auf; denn schon hat die Stunde des, Israel Betrübniß und Schändung bereitenden Böswichts geschlagen, schon sind allgemein seine zu Metz verübten Schändlichkeiten zur Kenntniß gelangt. Waren ja Stehlen und Meineid ihm gleichsam göttliche Pflichtgebote. Darum unverzagt gerüstet zum Kampfe, dem Gott gewiß seinen Beistand nicht versagen wird. Auch der Schreiber dieses wird das Seinige thun, in einigen Tagen schon soll der Kampf beginnen und ob dem Sturme alles erbeben. Die ganze Gemeinde zu Metz sei in größter Aufregung, daß sie so lange auf arge Weise getäuscht und von einem Unwürdigen hintergangen worden. Demnach ward der Beschluß gefaßt, daß der Gemeindevorstand zu Metz („und mein Name wird an der Spitze stehen," so heißt es hier und noch einmal in diesem Schreiben [3]) — eine nicht gar zu große Bescheidenheit des Schreibers) an den zu Hamburg ein Schreiben richten, zehn der gefundenen Amulete beilegen wird, mit der Aufforderung: den im unlautern Schlamm Versunkenen sogleich zur Rede zu stellen und zu verhalten, daß er ungesäumt eine Rechtfertigung abgebe, nicht aber, wie er bisher gewohnt gewesen, die Sache hinausschiebe, um indessen lügnerische Ausreden zu ersinnen." — Dieses Schreiben datirte vom 26. Schebat (21. Februar) und gerade an demselben Tage hatte Jonathan in einem öffentlichen Kanzelvortrage seine Unschuld an den Tag gelegt, wovon weiter unten ausführlicher gesprochen werden soll. Nichts desto weniger nahm die Intrigue ge-

[1]) Eduth Bejaakob. — [2]) Er antwortete gleich den Tag nach Empfang des Briefes. — [3]) „ושמי מתהלך בראשם."

gen Jonathan ihren unausgesetzten Fortgang, und am Purimfeste (11. März) langte von den Rabbinern zu Metz und Lotharingen (also nicht vom Gemeindevorstande, wie in dem Schreiben des Metzer Rabbinen versprochen worden) ein Schreiben an die drei Gemeinden mit einer Beilage von fünf (nicht zehn) Amuleten an, welches aber seitens der letztern gar keiner Antwort gewürdigt wurde. Auch der Amsterdamer Rabbiner sandte ein Schreiben an den Vorstand zu A. H. W., worin er zwar über Jonathan nicht gesprochen, sondern bloß wegen der seinem Schwager zugefügten Insulte den Vorstand zur Rede stellte, ward aber von diesem auf eine derbe Weise abgefertigt.[1]) Man sagte ihm nämlich, „daß sein Schwager keine Schonung verdiene, er habe von jeher durch seine mit Hochmuth verbundene Etourderie nur allenthalben das größte Unheil gestiftet, Rabbiner wie Gemeinde seien mit Injurien aller Art jederzeit von ihm überhäuft worden. Der letzte Frevel, den er sich diesmal zu Schulden kommen ließ, übersteige aber alle Grenzen, da er selbst fremde Gemeinden durch trügerische lügenhafte Sendschreiben allarmirte. Die über ihn verhängte Strafe sei viel zu gelinde und nur aus Rücksicht gegen seine im Lande der Seligen ruhenden Ahnen so wie gegen seine höchst achtbare Familie habe man noch glimpflich gegen ihn gehandelt, ihm bloß das genommen, was er unrechtmäßiger Weise sich zugeeignet; ferner müsse er als schädliches Unkraut aus der Mitte der Gemeinde entfernt werden, wer wird denn einer giftigen Schlange eine Wohnstätte neben sich gönnen? Daher verbiete man sich jede weitere Intervention, indem der Vorstand schon selbst wisse, was Rechtens sei, sich auch den Worten seines Oberrabbiners füge, der anerkannte Autorität besitze und den Weg der Gerechtigkeit und Billigkeit schon zeigen werde, man also keinesfalls der Belehrung anderer bedürfe."

In den drei Gemeinden herrschte eine gewaltige Aufregung, die Parteien standen einander schroff gegenüber, so daß die gegenseitige Erbitterung immer zunahm. Krakehl und Ohrenbläserei waren an der Tagesordnung, Gebärdenspäher und Geschichtenträger hatten vollauf zu thun, indem sie den so günstigen Boden recht wacker bearbeiteten und die allgemeine Zerwürfniß und Zerrüttung nahm tagtäglich mehr überhand.

Die Gährung der Gemüther führte einmal sogar in der Synagoge einen ärgerlichen, bitterbösen Auftritt herbei, und die Schaarwache mußte zur Herstellung der Ruhe herbeigeholt werden. Dieser skandalöse Vorfall jagte Emden Furcht ein, er fing an für sein Leben zu zittern, verließ nächtlicher Weise Altona und flüchtete zu seinem Schwager nach Amsterdam.[2]) Dort verweilte er ungefähr 15 Monate, und verfaßte daselbst den תורת הקנאות,[3]) eine Sammlung von Relationen über Sabbathai Zwy, den Kampf gegen

[1]) Luchoth E. 18; nur ist hier die Jahreszahl unrichtig. anstatt „תק"יב" soll es heißen „תקיא". — [2]) Eduth Bejaakob. — [3]) Derselbe ist zu Amsterdam, nicht wie Fürst angibt, zu Altona gedruckt.

Nehemias Chajun, Moses Ch. Luzzato, über die Ausbreitung des Sabbathianismus überhaupt, wobei er zuletzt ein Namensverzeichniß aller in Böhmen und Mähren befindlichen Anhänger dieser Sekte aufstellt, welches ein glaubwürdiger Mann, wie er sagt, ihm übergeben, worunter aber Männer genannt werden, die nicht nur in gar keiner Beziehung zu dieser Sekte gestanden, sondern auch in jeder Hinsicht eines ausgezeichneten Rufes sich erfreuen, und die der Verfasser nur darum mit infamer Keckheit zu brandmarken suchte, weil sie theils Freunde, theils Schüler Jonathans gewesen. Endlich, im letzten Kapitel dieses Werkes, kömmt die Reihe an Jonathan und dessen Anhänger, wo der Autor in jenen ihm eigenen skurillen und widerlichen Ton verfällt, der bei dem gebildeten, an Urbanität gewöhnten Leser nur Eckel erregen muß.

Während Emden zu Amsterdam verweilte, gaben mehrere angesehene Männer, selbst Verwandte Emdens, sich Mühe zwischen letzterm und Jonathan Frieden zu stiften und eine gegenseitige Aussöhnung zu bewirken, allein jener wies jeden derartigen Antrag halsstarrig zurück und trachtete bloß wo möglich die Flamme noch stärker anzufachen. [1])

XVI.

Vertheidigung Jonathans.

Vor allem benutzte, wie bereits im vorigen Capitel angezeigt worden, Jonathan die Kanzel zu seiner Vertheidigung. Sobald ihm das Gerücht zu Ohren kam, daß man ob des in jener Kamea gefundenen verdächtigen Ausdruckes seinen Namen öffentlich verunglimpfe, hielt er in der Synagoge zu seiner Rechtfertigung eine sehr populäre Rede, die als Meisterstück agadistischer Vortragsweise gelten kann. Er greift niemanden persönlich an, spricht auch von seinen Gegnern nicht auf unehrerbietige Weise, sondern sagt bloß, daß die, welche seine Namen schmähen und ihn herabsetzen, bezüglich der gegen ihn erhobenen Anklage eigentlich gar keine Stimme haben, indem sie von dem Inhalte der Kameoth und von der geheimen Wissenschaft überhaupt nicht den mindesten Begriff haben; betrachtet daher das ihm zugefügte Herzeleid als göttliches Verhängniß, wodurch der Allgerechte ihn für seine Sünden strafen, somit durch diese Sühne und Buße die Schuldenlast von seinem Haupte tilgen will, welches ihm auch zum Trost und zur Beruhigung gereiche nach dem Ausspruche des Psalmisten: (94, 11.) „Heil dem Manne, den Gott züchtigt." Er schwört ferner einen feierlichen

[1]) Ed. Bejaakob.

Eid, daß die ihm zur Last gelegte Beschuldigung unwahr, verflucht Sabbathai Zwy und alle seine Anhänger, wie nicht minder jenen Falsifikator, der die bekannte, den ganzen Rumor veranlassende Kamea eigentlich geschrieben und als von ihm herrührend ausgegeben, schließlich spricht er über alle, die in Zukunft Ungebührliches von ihm sprechen werden, den schweren Bann aus; denn von seiner Ehre hänge auch die der Thora, deren Forscher, so wie die seiner im Lande der Heiligen nun ruhenden Väter ab. [1])

Das andere Amulet, welches Jonathan an eine schwangere Frau, die Tochter eines angesehenen Mannes zu Altona gegeben, wurde ebenfalls geöffnet, darin zwar gar nichts Anstößiges gefunden, doch säumte Jonathan nicht, eine genügende Erklärung hierüber abzufassen, diese einem ehrlichen glaubwürdigen Manne zu Hamburg in die Hände zu geben, damit selbe einem jeden zur Verfügung stehe, und man ohne Scheu vor dem Oberrabbiner davon Einsicht nehmen könne. [2]) Nachher verfertigte er ein Compendium aller von ihm bei Abfassung der Kameoth gebrauchten Formeln, Charaktere und Schemoth, und überschickte selbe zur Prüfung an zwei in dieser Gegend allgemein autorisirte Kabbalisten, nämlich an den bereits genannten „Samuel Essingen", Landrabbiner zu Münster, und an „Elias Olajnow", der früher Rabbiner zu Olajnow und Kaltschin gewesen, eines unglücklichen, ihm aber nicht zur Unehre gereichenden Vorfalles wegen seinen Rabbinatssitz verlassen mußte, und nun zu Amsterdam sein Domizil hatte.

Jonathan stand zwar diesen Männern gänzlich ferne, nicht nur hatte er weder irgend ein freundschaftliches Verhältniß noch sonstige Bekanntschaft mit ihnen, sondern wußte sogar, daß sie mit seinen größten Gegnern auf vertraulichem Fuße stehen; indem S. Essingen, wie bereits gezeigt worden, ein intimer Freund Helman's, Rabbiners zu Metz, und E. Olajnow anderseits ein Haus- und Tischgenosse Arieh Löw's, Rabbiners zu Amsterdam, gewesen. Dennoch setzte er in ihre Redlichkeit volles Zutrauen, dachte, daß sie gewiß aus Parteilichkeit die Wahrheit nicht verleugnen, nicht einen ihrer Ueberzeugung zuwider laufenden Urtheilsspruch abgeben werden — und wirklich hatte er sich in dieser Beziehung auch nicht getäuscht, beide traten als seine warmen, eifrigen Vertheidiger auf. — Sam. Essingen — in einem Schreiben an Jonathan — ruft Himmel und Erde zu Zeugen an, „daß diese Kameoth wohl dem Umfange nach klein und kurz, dem Sinne nach hingegen voll tiefer nicht leicht zu erfassender Schärfe, welchen nicht jeder, besonders derjenige nicht zu ergründen vermag, dem die praktische Kabbala eine terra incognita; daß alle hier vorkommenden Formeln den sanctionirten, authentischen Quellen entnommen und hochheilig genannt zu werden verdienen. Ferner spricht er über die Feinde Jonathans, die derlei Gerüchte ausgesprengt, einen herben Fluch aus, der auf ihrem Haupte lasten möge, bis daß sie in sich gehen, und Gott dem Herrn wieder Ehre geben,

[1]) Luchoth Ed. zum Schlusse. — [2]) Ibid. Vorrede.

dessen Namen sie schändlich entweiht haben." Endlich heißt es da zum Schlusse: „Gäbe man mir auch alle Schätze der Welt — wie von mancher Seite mir zugesichert worden — so werde ich doch nie meine Weise ändern, das klare Licht in dunkle Finsterniß zu verwandeln, hiermit sei genug gesagt." [1])

Elias Olajnow, Verfasser des vielgerühmten Werkes „ברכת אליהו" (Wandsbeck 1728, 4. Fürst a. a. O. II. p. 147) hatte behufs gründlicher Erlernung der theoretischen wie praktischen Kabbala viele Reisen nach allen Weltgegenden unternommen, auch viele auf die letztgenannte Wissenschaft Bezug habende Schriften gesammelt, und war sowohl seiner umfassenden Kenntnisse als auch seiner überaus großen Frömmigkeit wegen bei der jüdischen Bevölkerung Amsterdams sehr hoch angesehen. — Er approbirte nicht nur die ihm von Jonathan übersandten Amulete, indem die darin vorkommende Schemoth in den uralten Büchern alle zu finden; sondern verfaßte zu dessen Rechtfertigung ein öffentliches Sendschreiben. Er spendet darin Jonathan in jeder Beziehung das größte Lob, beklagt bitter das diesem widerfahrene unerhörte Unrecht und gibt endlich zu bemerken, daß die Gegner Jonathans durch ihr fluchwürdiges Treiben grade der verruchten Sekte der Sabbathianer nur Vorschub leisten; indem diese — da jene Kameoth sich einmal als wirksam bewiesen haben — sagen werden: „Der Name des verabscheuungswürdigen Sabbathai habe diese Wirkungen hervorgebracht." [2]) — Diese beiden, Essingen und Olajnow, wurden zwar für ihre Aufrichtigkeit hart ins Mitleid gezogen — wie weiter unten (XX) ausführlich berichtet werden wird — doch schwankten sie keinen Augenblick, ihre Meinung etwa zu ändern und der einmal ausgesprochenen Ansicht untreu zu werden.

Ueberdies wandte sich Jonathan an die Menge seiner Freunde und Schüler, sie zu seinem Beistande anzurufen. An letztere erließ er einen besondern schriftlichen Aufruf — אגרת קנאה genannt — worin er alle, die seinen Unterricht genossen, seine Lehren angehört, zugleich auch seinen Lebenswandel zu beobachten Gelegenheit gehabt, auffordert, um der Ehre Gottes und seines geheiligten Namens willen öffentlich zu erklären: „ob bei ihm je eine Nachlässigkeit in Erfüllung mosaischer wie rabbinischer Vorschriften wahrgenommen; ob in seinen Thaten und Aeußerungen je nur die leiseste Hindeutung auf die Glaubenssätze der Sabbathianer entdeckt, überhaupt irgend ein Wort oder eine Geberde, wodurch zur Verdächtigung seiner Denkweise Veranlassung gegeben werden konnte, bemerkt worden sei"? [3]) — Hierauf liefen seitens seiner Schüler von allen Orten Condolenz- Schutz- und Anerkennungsschreiben ein, die nur zu seinen Gunsten sprachen, und haben wir bereits eines derselben in excerptis mitgetheilt (II und XI.)

---

[1]) Luchath Ed. p. 12 u. 13. — [2]) ibid. vergl. Vorrede das. — [3]) ibid. 43 b ff.

Seine zahlreichen Freunde und Verehrer erhoben sich ebenfalls, wacker für ihn zu kämpfen und seinen Hassern kühn entgegenzutreten. Der erste, der den Reigen begann und die gewaltige rabbinische Wehrwaffe mit Macht erhob, war „Chaim, Rabbiner zu Lublin und des ganzen Kreises". Im Vereine mit sämmtlichen Mitgliedern, sowohl des Rabbinatskollegiums als des Gemeindevorstandes, schleuderte er am Neumondstage des Monates Jjar (26. April) den Bannstrahl, namentlich wider Jacob Emden und einige seiner Verbündeten, dann auch allgemein gegen alle, die es von nun an wagen sollten, übel zu reden von Jonathan, der in dieser Proclamation „der Schutz und das Oberhaupt von ganz Israel, die Zierde des ganzen großen Schöpfungsreiches" genannt wird. [1]) — Die meisten und vorzüglichsten Gemeinden in Polen, Lithauen, Ungarn, Mähren und Italien ahmten diesem Beispiele nach, und sprachen einen feierlichen Bannfluch als Konservativ über jene aus, die sich erdreisten würden, Jonathan, den Oberrabbiner zu A H W, zu verunglimpfen, sei es durch üble Nachrede oder durch Abfassung und Verbreitung odiöser, in diesem Sinne lautender Briefe wie Druckschriften. [2]) In besonders nachdrücklichem und scharfem Tone war die zu Nicolsburg ergangene Publication abgefaßt, und ob auch die Gegner Jonathans darin nicht namentlich benannt werden, so findet sich doch dort ein gegen J. Emden gerichteter, dessen Treiben schwer verdammender Passus, der wörtlich also lautet: „Nach gerichtlich und gesetzlich gepflogener Untersuchung sind wir zur Einsicht gelangt, daß nur gehässiger Neid diesen Tumult hervorgerufen, vorzüglich sind dieses Wühlereien jenes bekannten unruhigen Kopfes, der bereits dergleichen gegen viele fromme, heilige und ausgezeichnete Männer, die früher ihren Sitz zu Hamburg gehabt, sich erlaubte, und in seiner schweren Frevelhaftigkeit noch immer verharrt; er, der gegen die hervorragendsten Autoritäten von jeher sich aufgelehnt, hat auch diesen Streit jetzt angefacht, der bloß auf Lug und Trug sich gründet; niedrige und schlechte Menschen haben sich zu ihm gesellt, welche die heiligen Amulete auf eine verkehrte, aller Vernunft Hohn sprechende Weise ausgelegt" u. s. w. [3]) Von Mähren aus erging auch eine mit vielen Unterschriften versehene Collectiv-Note einerseits an Arieh Löw nach Amsterdam voll bitterer Schimpf- und Schmährede, anderseits an die dortige Gemeinde-Repräsentanz, ob dem Gebahren ihres Rabbiners bittere Klage führend (Eduth Bej. p. 59 b.) Außer den oben gedachten Samuel Essingen und Elias Olajnow übersandte Jonathan seine Amulete sammt genügender Erklärung vielen zu Italien wie Polen befindlichen anerkannten Kennern der Geheimlehre, die alle die Unschuld Jonathans betheuerten, und in den an den Gemeindevorstand zu Hamburg oder direct an Jonathan gerichteten Briefen offen und unumwunden ihre

---

[1]) Luchoth Ed. p. 20 ff. — [2]) ibid. p. 19 a, ferner p. 21—31. — [3]) ibid. p. 23 b.

Meinung aussprachen.[1]) — Um jedoch in unserer Erzählung auch wie möglich die chronologische Ordnung beizubehalten, wenden wir uns jetzt wieder den Operationen der Oppositionspartei zu.

XVII.

Jonathan und Jacob Josua.

Die zu Metz aufgefangenen fünf Amulete wurden von den Gegnern Jonathans durch den Druck veröffentlicht und an die vorzüglichsten Gemeinden Polens, Deutschlands und Italiens eingeschickt. Ihre Abfassung war derart, daß sie den Unbefangenen leicht täuschen und den Verdacht sabbathianischer Ketzerei gegen den Verfasser derselben rege machen konnte. Sie waren erstlich von den beeideten jüdischen Notaren zu Metz als ächt, d. h. als wirklich von Jonathan herrührend, bestätigt; dann auch mit einem Commentar versehen, worin nachgewiesen ward, daß die hier eingezeichneten Charaktere den Namen Sabbathai Zwy wirklich enthalten. Allein was die Legalisirung der Notare anbelangt, so erklärten diese öffentlich, hiebei nicht freiwillig gehandelt, sondern bloß dem ihnen auferlegten Zwang höchst ungerne und nur aus gar zu großer Furcht — ihr Widerstreben würde einen den Bestand der Metzer Gemeinde gefährdenden Zwiespalt hervorrufen — nachgegeben zu haben.[2]) Ferner erklärten auch die Fachmänner die Commentation als eine sehr gezwungene und abnormale, wodurch sich herausstelle, daß die Commentatoren von der praktischen Kabbala gar keine Kenntniß hätten.[3]) Sonach mußte das illegale Verfahren gegen Jonathan größtentheils seinen Zweck verfehlen, und brachte in der That die gegen ihn erhobene schwere Anklage, wie bereits im vorigen Kapitel gezeigt worden, die gerade entgegengesetzte Wirkung hervor. Allenthalben gab ein Schrei des Entsetzens sich kund, einen Mann wie Jonathan auf solche Weise angegriffen zu sehen, und es erfolgten Bannflüche über Bannflüche, die wie Donnerkeulen auf die Urheber solch schändlicher Missethat niedergeschmettert worden. Nachdem nun die Avantgarde auf schmähliche Weise zurückgeschlagen war, dachte Jonathan, schon sei der Kampf beendet und die Kriegesflamme erloschen, täuschte sich aber hierin gewaltig; — denn nun rückte Jacob Josua mit seinem schweren Geschütze vor. — An diesen hatte Jonathan gleich beim Beginne des Streites zwei Rechtfertigungsbriefe gerichtet, die jener zwar gutgeheißen, sogar dem Drucke übergeben, trotzdem aber nicht beantwortet hatte. Anstatt dessen erschien im Frühlinge 1751

[1]) Luchoth Ed. a. m. St. — [2]) ibid. p. 15 b. — [3]) ibid. Vorrede §. 7.

ein gedrucktes Sendschreiben seitens Jacob Josua an Jonathan, dessen Inhalt, für letztern höchst verletzend und ehrenrührig, folgender gewesen. „Seine die Kameoth betreffende Erklärung wurde nicht anerkannt, sondern die der Gegner approbirt; ihm daher die nachgewiesene Irreligiosität mit bittern, scharf eindringenden Worten vorgeworfen. In der Voraussetzung, der Streit mit Emden dürfte bald beigelegt werden," — heißt es weiter — „habe man mit der Antwort zurückgehalten, in dieser Erwartung nun getäuscht, sehe man sich zu dieser unliebsamen Erklärung nothwendigerweise veranlaßt. Chaim, Rabbiner zu Lublin, sei hier nicht competent, habe unberufen in einen ihn nicht betreffenden Streit sich eingemischt." Schließlich wird auf ein bereits früher gegebenes Antwortschreiben hingewiesen und das dort Gesagte nochmals bestätigt: „indem man nämlich den Beinzüchtigten nicht für einen Verbrecher, sondern bloß für einen vom falschen Wahne bethörten Menschen halte; so möge er entweder ein reuiges Geständniß ob des begangenen Fehltrittes ablegen, oder einem aus drei autorisirten Rabbinen bestehenden Gerichte sich unterziehen, welches sowohl bezüglich der Amulete als des obwaltenden Streites mit Emden ein endgültiges Urtheil auszusprechen haben soll." — Nach der Behauptung Jonathans aber enthielt dieser Schluß eine Lüge, da letztgenannter in Abrede stellte, je in dieser Beziehung von Jacob Josua eine Antwort erhalten zu haben; es war diese Angabe ein bloßer Kniff, dadurch Jonathan als bereits gewarnt und renitent darzustellen, somit den in diesem Schreiben vorherrschenden, strengen und liebelosen Ton theilweise zu entschuldigen. Ferner beging man die ungemeine Perfidie, dieses, Jonathan bloßstellende, Schreiben sogleich durch die Presse publik machen zu lassen, bevor es noch gar an den Adressaten eingesandt worden. Erst zwei Wochen später, nachdem die abgedruckten Copien bereits allenthalben verbreitet waren, erhielt Jonathan das Original per Post, das nur in einigen unerheblichen Details mit jenen variirte. Um aber den Nachweis dieser maßlosen Indiscretion zu verhüten, bediente man sich der List, in den durch den Druck veröffentlichten, allgemein circulirenden Abschriften das Datum wegzulassen.[1]) — Jonathan gerieth sowohl über den beleidigenden Inhalt des Briefes als über die infamen Schliche und Blendwerke, zu welchen man seine Zuflucht nahm, in größten Zorn und faßte in vollster Erbitterung des Gemüthes eine an Jacob Josua gerichtete, ebenso derbe als niederschmetternde Antwort ab, die erst in neuester Zeit durch die Presse bekannt geworden. In dieser Epistel läßt Jonathan den Gegner das volle Gewicht seiner stürmisch bewegten Seele fühlen, zeiht ihn des Hochmuthes und der hoffärtigen Ueberschätzung des eigenen Werthes; sagt ihm gradezu, er möge auf seine Gelehrsamkeit nicht so sehr pochen, indem sein talmudisches Werk „סגי ירושא" von Fehlern und Irrthümern strotze, und

[1]) Luchoth Ed. Vorrede §. 7.

von der Geheimlehre er schon einmal gar nichts verstehe. Bezüglich der letztern wird ihm sogar ein Wettkampf angeboten, nämlich mehrere die Kabbala berührende Fragen ihm vorgelegt, ob er im Stande sein dürfte, hierauf eine richtige Lösung zu geben? Endlich wird ihm seine gegen den Schreiber des Briefes von jeher an den Tag gelegte Gehässigkeit und Händelsucht zum Vorwurfe gemacht, indem er bereits vor zehn Jahren, wegen des damals ausgesprengten, sich nachher als fälschlich erwiesenen, das Nichtanlegen der Tephillin an Halbfeiertagen betreffenden Gerüchtes, wider ihn in die Lärmposaune gestoßen; wo hingegen J. Emden, der bekanntlich in der Festwoche nie das Gebot der Denkriemen beobachtet, niemals von ihm angefochten worden. Schließlich wird gegen Jacob Josua die Drohung ausgesprochen, „falls er ferner seine feindseligen Ausfälle fortsetzen sollte, habe er eine ihn sehr bloßstellende Blamage zu erwarten, es werde nämlich alsdann eine von einem Jünger Jonathans über sein vorgenanntes Werk „Pne Jehoschua“ verfaßte Kritik erscheinen, worin all die Schnitzer, die der Verfasser sich zu Schulden kommen ließ, mit genauer Umsicht nachgewiesen werden sollen.“ [1]) — Was den literarischen Werth dieser Epistel betrifft, muß dieselbe als musterhaft und klassisch angesehen werden. Die Diction ist eine ausgezeichnete, kräftige, ausdrucksvolle und durch poetischen Schwung den Leser sehr anziehende. Als polemische Erwiederung jedoch ist die ganze Fassung und Haltung derselben dem Zwecke nicht entsprechend, indem sie in sich die leidenschaftliche Aufregung und Gereiztheit des Verfassers verräth, wodurch derselbe sich hinreißen ließ, einen großsprecherischen, beleidigenden und herausfordernden Ton anzuschlagen, den wir an ihm nicht gewohnt sind, welcher auch mit der sonst bei ihm wahrzunehmenden Gelassenheit und ruhigen Bescheidenheit einen auffallenden Contrast bildet. Jonathan sah dieses bald selbst ein; nachdem er durch Abfassung dieses Schreibens seinem gereizten Herzen Luft gemacht, der Sturm daselbst sich gelegt hatte, er kältern Blutes geworden war, fühlte er die Unschicklichkeit dessen, was in der ersten Hitze der aufwallenden Zornesgluth seiner Feder entflossen war. Auch überlegte er, daß ja die endliche Schlußforderung Jacob Josua's in dessen Schreiben, den Sachverhalt nämlich einem aus drei freiwillig gewählten Rabbinen bestehenden Gerichte vorzulegen, grade kein unbilliges Verlangen sei, und er demselben bereits zu Genüge entsprochen, indem er anstatt an drei, an eine unzählige Menge der bekanntesten und autorisitirtesten Celebritäten Israels sich gewendet; er stand daher von seinem Vorhaben gänzlich ab, ließ den Brief auf seinem Schreibpulte liegen und schickte ihn nicht ab. Die in seinem Hause ab- und zugehenden Talmudjünger jedoch copirten denselben ohne sein Wissen, [2]) und so circulirte solcher in vielen Abschriften, so daß auch uns zwei nicht ganz übereinstimmende Exemplare desselben

[1]) Kerem Chemed III. p. 32 vergl. auch 230 daf. — [2]) Luchoth Ed. Vorrede.

vorliegen.[1]) Zweifelsohne kam auch Jacob Josua eine solche Copie zu Gesichte, wodurch seine Indignation aufs höchste erregt wurde, er sich auch von nun an aller Rücksicht gegen Jonathan enthoben glaubte, mit ihm auch nicht mehr in gütlichem Wege verkehrte, sondern mit einem zweiten Sendschreiben sich direct an den Vorstand der drei Gemeinden wandte. Er stellt die Vertreter der Tripelgemeinde zu Rede „über den in ihrer Mitte geduldeten Unfug des, sabbathianische Häresie in sich schließenden, Amuletenwesens; führt über ihren Rabbiner gewaltige Klage, behauptet jedoch immer nur aus Freundschaft gegen denselben so zu handeln; macht sie endlich auf das in diesem Jahre der israelitischen Gesammtheit widerfahrene große Unheil (?) aufmerksam, das gewiß nur der Sündhaftigkeit Jonathans zuzuschreiben sei, welches sie also beherzigen, und den Frevel zu tilgen bedacht sein mögen." Anstatt dieses Schreiben an den Vorstand direct zu adressiren, wurde selbes an ein, als persönlicher Feind Jonathans bekanntes Mitglied desselben eingeschickt, welches vor dessen gehöriger Uebergabe noch einen andern Gebrauch hiervon machte, wie im nächsten Kapitel gezeigt werden soll, so daß es erst viel später an den Vorstand in corpore einlangte. Von diesem Umstande ausgehend, zeihete der Gemeindevorstand Jacob Josua seines widerrechtlichen, in jeder Beziehung ungeziemenden Verfahrens gegen Jonathan, ohne jedoch in Sprache und Ausdrucksweise die dem ersteren gebührende Achtung und Ehrerbietung außer Acht zu lassen, wobei mit der Versicherung geschlossen wird, „daß der Gemeindevorstand kein Mittel unversucht lassen wird, dem hochwürdigen Rabbiner in seiner Mitte allen möglichen Schutz angedeihen zu lassen, und auf bescheidene Art auch Jacob Josua nochmals auffordert, die betretene Bahn zu verlassen, worauf weder Ehre noch Ruhm zu erwarten stehe." [2])

Auch die Religions- und Gemeindevorsteher zu Krakau traten als mächtige Vertheidiger Jonathans auf; sie richteten nicht nur an diesen ein Anerkennungsschreiben, ihres vollen Beistandes ihn versichernd, sondern wandten sich auch in eigenhändigen Zuschriften an Jacob Josua wie an Arieh Löw. In ihrem Schreiben an letztern heben sie besonders den Umstand hervor, daß die Vorfallenheiten zu A H W die Judenheit im allgemeinen compromittiren, und dadurch der Name des Gottes Israels in den Augen anderer Nationen entweiht werde. — Es hatte nämlich die Tagespresse bereits des, allgemeine Sensation erregenden, Ereignisses sich bemächtigt, aus Unverständniß des eigentlichen Sachverhaltes aber dasselbe gewaltig entstellt und auf die lächerlichste Weise der Oeffentlichkeit preisgegeben. Ein damals in Polen erscheinendes Journal — „Neue Zeitung" genannt — berichtet hierüber Folgendes: „In Deutschland ist zwischen zwei Rabbinen und mehreren großen jüdischen Gelehrten eine gewaltige Fehde ausgebrochen. Der

[1]) Kerem Chemed a. a. O. — [2]) Lucloth Ed. p. 18 a ff.

Einen behaupten nämlich: „der Messias sei bereits gekommen, Israel habe ferner keine Erlösung zu hoffen," während die Andern bei ihrem frühern Messiasglauben beharren. Demnach haben die Juden in zwei Parteien sich getheilt, wovon eine Hälfte dem lügenhaften trügerischen Wahne sich hingibt, die andere hingegen Weh- und Zetergeschrei ob dieser Irrgläubigkeit erhebt." —

Diese, jedes Gemüth eines wahren Israeliten mit Scham und Entrüstung erfüllende Verhöhnung seiner Glaubensgenossenschaft wird nun von der Repräsentanz zu Krakau den beiden genannten Rabbinern, dem zu Frankfurt wie dem zu Amsterdam zur Last gelegt, deren Pflicht es nun sei, „nicht nur den, durch seine Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und Erfüllung seines heiligen Berufes alles überragenden Jonathan unangefochten zu lassen, sondern ihn, der von der israelitischen Gesammtheit einem Engel Gottes gleich geachtet wird, mit aller ihnen zu Gebote stehenden Macht gegen die Verleumdungen schlechter und bösartiger Feinde, des Auswurfs der Menschheit, zu schützen und zu schirmen." „Sollte man aber" — heißt es weiter — „noch ferner Widerstand leisten, so werde von Krakau, der vorzüglichsten Gemeinde Polens, ein grauser Bannfluch gegen alle Schuldbetheiligten ausgesprochen werden, die alsdann ohne Rücksicht auf Abstammung und Familie namentlich bezeichnet, und als der schändlichen Acht verfallen erklärt werden sollen. Gewiß werden auch andere Gemeinden des Landes diesem Beispiele nachfolgen, und so die Frevler getilgt und ausgerottet werden." [1]) — Trotz der kräftigen Einsprache und mächtigen Gegenwehr konnte die immer weiter rollende Lawine in ihrem, Verderben bringenden Fortschritte nicht gehindert, der Kampf gegen Jonathan in seinem Laufe nicht gehemmt werden; die Gegner blieben gegen alle Vorstellungen und Flüche taub, und gingen endlich so weit, den Zwist bei der Behörde anhängig zu machen, wovon im nächsten Kapitel referirt werden soll.

[1]) Luchoth Ed. p. 32 b ff.

XVIII.

Jonathan in Anklagestand versetzt.

Der Zwiespalt in den drei Gemeinden war ein ungeheuerer, der Vorstand faßte aber den Beschluß, den bösen Leumund gegen den verfolgten Oberrabbiner mit Gewalt niederzudrücken. Es wurde in der Synagoge publicirt daß unter Androhung des Bannes und der schärfsten Strafe niemand mehr der Amulete Erwähnung thun dürfe, und übte man auch wirklich an einige die frech genug waren, diesem Verbote zuwiderzuhandeln, exemplarische Strafgerichte aus. Ferner weigerte sich die Gemeinde-Repräsentanz, solche Briefe anzunehmen, von welchen sie voraussetzte, daß sie von Gegnern des Rabbiners herrühren. Die Gegenpartei wurde aber dadurch nicht eingeschüchtert, bestand im Gegentheil desto hartnäckiger auf ihr Ansinnen; da sie jedoch den Verstand in corpore gegen sich hatte, so sah sie sich gezwungen, ihre Beschwerde bei der obrigkeitlichen Behörde vorzubringen, und wurde zu diesem Schritte sogar von dem rabbinischen Triumvirat, das an ihrer Spitze stand, mit feurigen Worten aufgemuntert; ja einer von den dreien entblödete sich nicht, den der ewigen Seligkeit zu versichern, der bei diesem Streite als eifriger Kämpfer sich hervorthun würde. Man wandte sich zuerst mit einer förmlichen Klageschrift an den Senat zu Hamburg. Die Klagepunkte waren ungefähr folgende:

a. Der Oberrabbiner sei der Abtrünnigkeit vom väterlichen Glauben verdächtig. Um dieses durch Beweisgründe zu erhärten, wurden die von Metz eingesandten und kommentirten Amulete beigelegt, woraus ersichtlich daß deren Verfasser ein Verehrer des Sabbathai Zwy sei, oder vielleicht gar der Hexerei sich bediene.

b. In der Erfüllung seiner Berufspflicht überschreite der Oberrabbiner ebenfalls das gesetzliche Maß, indem durch die vielen aus der Fremde herkommenden Talmudjünger, die von den Gemeindegliedern verpflegt werden müssen, denselben eine übermäßige, unerschwingliche Last gewaltsamerweise aufgebürdet werde. — Daran reiheten sich noch mehrere andere, weniger erhebliche Denunciationen, die minder begründet gewesen zu sein scheinen.[1]) — Selbst der von Jacob Josua eingesandte Brief, von dem im vorigen Kapitel die Rede gewesen, und der, wie bereits dort bemerkt worden, an einen Gegner Jonathans eingelangt, wurde von dem Empfänger sogleich in Copia dem Senate übergeben, um als fernerer Beleg für den Punkt a zu dienen.[2])

Schon schmeichelten sich die Ankläger, daß sie reussiren und bei dem Senate durchdringen werden; um aber desto sicherer zum Ziele zu gelangen,[3])

---

[1]) Eduth Bejaakob p. 59 a. — [2]) Luchoth Ed. p. 18 a. — [3]) ibid. p. 17 a

wurde auf Anrathen einiger Gerichtspersonen zu Hamburg noch folgende Gegenoperation von den Opponenten eingeleitet.

Auf den Mahn- und Warnungsbrief Jacob Josua's ward von Seiten Jonathans keine Antwort ertheilt, daher jetzt die Triumviren im Vereine mit dem Rabbiner zu Hannover einen neuen Angriff ins Werk setzten. Sie faßten nämlich ein an Jonathan zu ergehendes Ultimatum ab, dem sie den Namen „Urtheilsspruch" beilegten, worin der Verfasser jener fünf Kameoth mit dem herbsten Banne, sogar mit Excommunication belegt wurde; jedoch zugleich erklärt worden, daß alle diese strengen Verfügungen, als behoben anzusehen sein sollen, wenn der Inquisit während dreier Monate einen Compromiß auf drei autorisirte Rabbinen abgeben werde, daß nämlich selbe als Schiedsrichter über den in Rede stehenden Gegenstand fungiren, und er gehalten sei, ihrer Entscheidung sich zu fügen.[1]) Dieser sogenannte Urtheilsspruch sollte nun sobald als möglich nach Hamburg abgeschickt werden, um ihm der Behörde unterbreiten zu können, die alsdann, wie man glaubte und sich gerne der Ueberzeugung hingab, zu Gunsten der Beschwerdeführer entscheiden dürfte.[2]) Allein diese Erwartung erwies sich bald als leere Täuschung, der Prozeß nahm nämlich eine ganz andere für Jonathan höchst günstige Wendung. Der Bürgermeister zu Hamburg ließ diesen vorladen, besprach sich eine geraume Zeit mit ihm, und ward von Bewunderung über die erstaunliche Gelehrsamkeit des Rabbiners hingerissen, erwies ihm die größte Hochachtung und Ehrerbietung, welches Ereigniß große Sensation in der Stadt hervorbrachte. Das Resultat dieser Unterredung war auch dieses, „daß die Kläger Jonathans mit ihrer Klage vom Senate abgewiesen wurden."[3]) Nun wagten diese noch einen letzten Versuch, nämlich bei dem Könige von Dänemark Friederich V. (1746–1766) eine Klageakte einzureichen. Ueber die in diesem Aktenstücke angeführten Beschwernisse sind wir etwas genauer unterrichtet. Hauptgegenstand der Klage waren wieder die vorgelegten, von dem königlichen Procurator zu Metz vidimirten Abschriften der berüchtigten fünf Kameoth, nebstbei wurden viele gehässige Delationen vorgebracht. Unter anderem hieß es darin:

a. Der Wahlakt bei der Aufnahme Jonathans sei ein ungesetzlicher gewesen, nur dessen Anverwandte hätten für ihn gestimmt, durch unerlaubte Wahlumtriebe es aber dahin gebracht, daß er selbst wider den Willen der Majorität hierher berufen worden.[4])

b. Die Verehrer Jonathans legen demselben solche Ehrentitel bei, die nur der königlichen Majestät zukämen, indem sie ihn „die Krone Israels", „das Diadem der Nation" nennen, welches immerhin als Laesum Majestatis angesehen werden dürfte.[5])

---

[1]) Luchoth Ed. Vorrede. — [2]) ibid. p. 17 u. — [3]) Eduth Bejaakob a. a. O. — [4]) ibid. — [5]) Luchoth Ed. Vorrede.

c. Jonathan habe sich dem allerhöchsten Wesen gleichzustellen, und dadurch allenthalben Streit und Hader anzusachen gesucht, indem er in dem von ihm verfaßten אגרת קנאה alle seine Schüler auffordert, sich des Lehrers anzunehmen, und ihnen einschärft, daß die Ehre des Lehrers gleich der Ehre Gottes.[1])

Auch Emden, der während dieser Zeit im freiwilligen Exil zu Amsterdam lebte, legte die Hände nicht müßig in den Schooß; auf Anrathen seiner Schwester, der Rabbinerin daselbst,[2]) wandte er sich mit einer Beschwerdeschrift an die Synode der vier polnischen Provinzen, über welche Instanz, deren Beruf, Umfang und Wirksamkeit wir hier dem geehrten Leser einigen Aufschluß zu geben gedenken, bevor wir auf den Inhalt der Anklage-Akte Emdens näher eingehen.

XIX.

Die jüdischen Synoden in Polen.

In frühern, alten Zeiten, wo einerseits die Staats- und Rechtsverhältnisse überhaupt keiner so sichern, festen Ordnung wie heutigen Tages sich erfreueten, anderseits gegen die Bekenner des mosaischen Glaubens die gräßlichsten Vorurtheile obwalteten, man dieselben als wildfremde, außerhalb des eigentlichen Staatsverbandes stehende Menschenkinder zu betrachten gewohnt war; da konnte es natürlich erscheinen, daß die Staatsregierung dem innern Leben der jüdischen Landesbewohner gar keine Aufmerksamkeit zuwandte, sich um ihre geistige Bildung, ihre Kultus- und Gemeindeangelegenheiten durchaus nicht kümmerte, sie als abgesonderte Corporation zur Regulirung ihrer gesellschaftlichen Zustände sich selbst überließ. Nun waren aber die Juden keine rohe, uncivilisirte Horde, deren Begriffe von Mein und Dein, von gegenseitigen Pflichten, Ansprüchen und Verbindlichkeiten schwankend und unsicher genannt werden konnten. Im Gegentheile hatten sie eine systematisch geordnete, alle Verhältnisse des individuellen wie Gesammtlebens genau ins Auge fassende und die diesen entsprechende Handlungsweise scharf bestimmende Lehre, welche, aus dem verfallenen Staatsleben ihrer einst blühenden Nation gerettet, sie nun als heiliges Palladium wie ihren Augapfel bewahrten, als Norm und Richtschnur ihres Verhaltens betrachteten, dadurch auch zur autonomischen Selbständigkeit den Umständen gemäß befähigt waren. Der Jude fühlte sich von der Heiligkeit seines Glaubens aufs innigste durchdrungen, erkannte in sich einen tiefen moralischen Werth

---

[1]) Lucholh Ed. Vorrede. — [2]) Eduth Rejaakob.

und hatte hohe Achtung vor der von Gott ihm verliehenen Menschenwürde; somit waren die nothwendigen Bedingungen zur Entfaltung eines in sich gekräftigten Gemeindelebens vorhanden, das auch immer mehr an Stärke und Festigkeit zunehmen mußte. Mochte auch die Handhabung der eigenen Autonomie den Sohn Israels von der Außenwelt gänzlich absondern, wodurch allerdings sein Ideenkreis beschränkt und jede kosmopolitische Anschauung unterdrückt wurde; so litt doch weder seine Religiosität noch sein moralischer Charakter darunter, im Gegentheil gewannen fromme Gemüthsweihe und religiöse Begeisterung tagtäglich an intensiver Fülle, die zugleich einen frischen, biedern und aufopferungsfähigen Gemeinsinn erzeugten.

In der Levante, Italien und Polen waren von jeher die Juden in großen Massen vorhanden, und da sie besonders im letztgenannten Reiche eine geraume Zeit hindurch in unangefochtener Ruhe und Sicherheit lebten,[1]) so entstand unter denselben auch bald ein kräftiges Zusammenwirken und eine gemeinschaftliche Verbrüderung der Gesammtheit, wovon wir hier — da diese Schilderung bloß eine eingeschaltete Episode — nur einen allgemeinen kurzen Umriß geben können.

Das einstmalige Königreich Polen, welches vom baltischen Meere bis an die Karpathen reichte, einen Umfang von ungefähr 22,000 Q. M. hatte und 18,000,000 Einwohner zählte, schloß vorzüglich drei Hauptnationen in sich ein: die eigentlichen Polen, die Lithauer und die Rusniaken, unter welchen auch sehr viele Juden von jeher ansässig waren. Die Entstehung des Reiches geschah natürlich successiv. In der Mitte des zehnten Jahrhunderts hatten die polnischen Könige bloß den westlichen zwischen dem Bog und der Oder gelegenen Landstrich inne, der in zwei große Hälften, „Groß- und Kleinpolen", abgetheilt wurde. Casimir erlangte im vierzehnten Jahrhundert für Polen auch die reiche, von den alten Chronisten „das Land der Milch und des Honigs" genannte Provinz „Rothreußen". Die Judenschaft dieser drei Landestheile (שלש ארצות) bildete, in gewissen, die Interessen der Gesammtheit betreffenden Beziehungen, zusammen eine Hauptkommune. Derselben hatte sich im siebzehnten Jahrhundert auch die jüdische Bewohnerschaft des 1569 dem Polenreiche gänzlich einverleibten Großherzogthums Lithauen angeschlossen, so daß dieser Kommunalverband über die nunmehrigen vier Haupttheile des polnischen Staates (ארבע ארצות דמדינת פולין), bestehend aus „Groß- und Kleinpolen, Rothreußen (Gallizien) und Lithauen", sich erstreckte.[2])

Alljährlich wurde an einem hierzu bestimmten Orte eine Synode ab-

[1]) Vergl. Literaturblatt des Orients 1847. c. 828. — [2]) RGA des מה"רם לובלין Nr. 40 erwähnt bloß der ג' ארצות, auch war dessen Zeitgenosse Mordechai Jafe — nach Zemach David I. pag. 32 b — einer von den vornehmsten Schulrektoren und Richtern der drei Provinzen. Ersterer wohnte aber 1608 einer zu Jaroslaw abgehaltenen Synode bei (gedachte RGA Nr. 84), woraus wir die Vermuthung gezogen, daß Rothreußen sich früher als Lithauen der Hauptkommune angeschlossen.

gehalten, welche von ganzen Kreisen (Wojewodschaften), hie und da auch von einzelnen Gemeinden, durch die aus deren Mitte gestellten Wahlmänner beschickt, und Generalsynode der vier Landschaften (ועד הגדול דד, ארצות) genannt worden war. In das Ressort derselben gehörten alle Judenthum wie Judenheit berührende Gegenstände; sowohl rituelle, als auch die Stellung der Juden nach außenhin betreffende Tagesfragen wurden hier zur Sprache gebracht, darüber Verhandlungen gepflogen, Beschlüsse gefaßt und auch zur Realisirung des Endresultates die nöthigen Verfügungen getroffen. Da die Synodalmitglieder durch die freie Wahl der stimmfähigen Individuen berufen worden, so versteht es sich von selbst, daß ein solcher Ruf in der Regel nur jene Männer traf, die durch tiefe Gelehrsamkeit wie durch notorische Tugendstärke das allgemeine Zutrauen genossen. Diese aus den hervorragendsten jüdischen Notabilitäten Polens zusammengesetzte Versammlung übte über die sämmtliche Judenheit eine moralische Macht sonder Gleichen, ihre Entscheidung ward quasi einem göttlichen Ausspruche gleich geachtet: daher aus den entferntesten Weltgegenden Zuschriften an dieselbe gerichtet, die wichtigsten in Schwebe befindlichen judiciellen wie religiösen Streitsachen ihrem Urtheile unterzogen wurden.

Das Oberhaupt der Synode bildete ein früher erkorener Präses, der wahrscheinlich auf drei Jahre gewählt wurde, und während dessen Amtswirksamkeit tagte vermuthlich die Synode immer an einem und demselben Orte, obwohl zu verschiedenen, erst durch Uebereinkunft festgesetzten Zeiten.[1]) Er führte den Titel פרנס דורנר, leitete die Verhandlungen und unterbreitete alle hierzu nöthigen Vorlagen. Eine hervorragende Stellung nahm bei diesen Zusammenkünften auch der נאמן דד"א[2]) ein, über dessen Functionen wir zwar nichts Gewisses angeben können, der aber, der Benennung nach zu schließen, Sekretär oder Schriftführer gewesen sein dürfte.

Nebst diesen Generalsynoden gab es auch Specialsynoden, die nicht vom ganzen Lande, sondern bloß von einem Kreise oder auch nur einigen Gemeinden beschickt und wahrscheinlich nur zur Besprechung der die Betheiligten betreffenden Sonderinteressen berufen wurden, nicht selten aber auch allgemeine Tragesfragen in ihr Bereich gezogen. Diese hießen ebenfalls ועד mit angefügter specieller Bezeichnung des Kreises oder der Gemeinden, die daran Theil genommen.

Ueberdies finden wir noch eine Art rabbinischer Konzilien — יריד (Markt) geheißen — wo nämlich an gewissen Emporien, zur Messezeit, hierzu berufene Rabbiner zugereist kamen, während der Dauer der Messe hier verblieben; hauptsächlich zu dem Zwecke, um die bei der hier zusammenströmenden, aus allen Landestheilen zusammenkommenden Volksmasse

---

[1]) In den Jahren ת"קיא, ת"קיב und ת"קיג war Abraham aus Lissa Synodalpräses und in diesen drei Jahren tagte die Synode jährlich zu Constantinow (Eduth Bejaakob). — [2]) Auch נאמן דביהמ ישראל — abbrevirt מ"בי genannt.

obwaltenden Prozesse und sonstigen Streitigkeiten zu schlichten; jedoch pflegte man auch diese Zusammenkünfte zur Austragung anderweitiger wichtiger Ereignisse zu benutzen.[1])

Waren diese Kurien ihrer Form und ihrem Wesen nach geistlicher Natur, so war auch das ihnen zu Gebote stehende, vorzüglichste Zwangsmittel ein derartiges. Es wurde nämlich über den Renitenten oder sonst Straffälligen der Bann verhängt. Auch zur Auflegung einer Geldbuße waren sie ermächtigt, zu deren Eintreibung größtentheils die Staatsbehörde hilfreiche Hand bot, und zog den Bannfluch ebenfalls für den damit Belegten viele selbst in physischer Hinsicht nachtheilige Folgen nach sich. Uebrigens dürfte Renitenz gegen eine solche aus den edelsten, frömmsten und kenntnißreichsten Männern gebildete Instanz, die durch ihren überwiegenden moralischen Einfluß genugsam imponirte, nicht so leicht vorgekommen sein.

Für das Jahr 1751 war eine Ende Elul (Mitte November) zu Constantinow in Volhynien abzuhaltende Generalsynode anberaumt, und zu deren Präses „Abraham, Sohn Joski's aus Lissa", ernannt worden. Diesem übersandte J. Emden, ungefähr drei Monate zuvor, ein an die Generalsynode stylisirtes Memorandum — אגרת שום genannt[2]) — worin Jonathan, S. Essingen, E. Olajnow und Chaim, Rabbiner zu Lublin, der schwersten Verbrechen beinzüchtigt werden. Dieses Document ist seiner innern wie äußern Form nach höchst charakteristisch, die Denk- und Handlungsweise des Verfassers, so wie die Waffen, deren sich die Gegner Jonathans überhaupt bedienten, so sehr markirend, so daß wir darüber etwas weitläufiger zu sprechen uns veranlaßt fühlen, demselben noch ein besonderes Kapitel widmen wollen.

XX.

Chronique scandaleuse.

Mit der hier gegebenen Ueberschrift müssen wir ein elendes Machwerk bezeichnen, dessen Tendenz darin besteht, der klaren, lautern Unschuld die gräulichsten, schwärzesten Flecken anzudichten, das zwei und zwanzig Quartblätter eng gedruckter, kleinhebräischer Kursivschrift mit den ärgsten Schmähungen, gröbsten Flüchen und gemeinsten Scheltworten ausfüllt; das Männer von anerkanntem Rufe und rühmenswerther Tugendhaftigkeit als den Auswurf der Menschheit, als Götzendiener, Diebe, Mörder und unzüchtige Wollüstlinge darstellt; das, um uns kurz zu fassen, durch seine Frechheit, Lügenhaftigkeit und Frivolität einen so hohen Grad der Verwerflichkeit erreicht hat, daß wir uns nicht genug darüber wundern können, wie der Verfasser sich nicht entblödete, ein solches Pamphlet, die Ausgeburt roher,

[1]) Vergl. Eduth Bejaakob p. 53. — [2]) Ibid. p. 32—55.

pöbelhafter Thorheit, den Mitgliedern der Generalsynode, einem Vereine der biedergesinntesten, mit der Krone der Gelehrsamkeit geschmückten, mit hoher sittlicher Würde begabten Männer, vorzulegen; wie er sich dem Wahne hingeben konnte, ein vernünftiger Mensch werde derartigen das Gepräge ächten Lugs an sich tragenden Beschuldigungen Glauben schenken; wie er von niedriger Leidenschaftlichkeit sich so weit verblenden ließ, ein solches Elaborat durch den Druck der Nachwelt aufzubewahren und der eigenen Wahrhaftigkeit dadurch für immer ein Dementi zu geben, überhaupt seiner männlichen Würde, seinem ästhetischen Sinn, seiner humanen Bildung solch ein testimonium paupertatis auszustellen. — Gehen wir nun auf die Anklage-Akte selbst ein, so muß selbe schon in linguistischer Beziehung unser Mißfallen erregen. Der Styl ist höchst incorrect, schwülstig, mit Wust überladen, die Sprache durch gesuchte, weit hergeholte oft ans Abgeschmackte grenzende Anspielungen auf Talmud- und Midraschstellen höchst geschraubt und beinahe zu einem Jargone erniedrigt.[1]) Gedankenordnung wird gänzlich vermißt, alles ist hier wirr durch einander geworfen, keine Rundung, keine logische Eintheilung, keine den Denkgesetzen gemäße Gliederung und Anordnung der zu einem einheitlichen Ganzen sich verbindenden einzelnen Theile; nirgends eine deutliche präcise Angabe des Thatbestandes, nirgends eine klare Beweisführung für irgend eine Behauptung; eine bloße Zusammenstückelung bunt gefärbter, unzusammenhängender Lappen, bestehend aus hohlen, leeren, nur Zorn und Wuth, keineswegs wahre, warme Begeisterung verrathenden Phrasen, untermengt mit unwahren, lächerlichen und oft das Schamgefühl verletzenden Erzählungen, ohne Anfang, ohne Ende und ohne Mitte. Dabei vergißt der Autor nie an sich selbst, benutzt jede sich ihm darbietende Gelegenheit, sich, seinem Charakter, Handel und Wandel wie seiner schriftstellerischen Thätigkeit das rühmlichste Zeugniß zu geben, und geht in seiner Unbescheidenheit so weit, anstatt der Synode, an die er sich doch wendet, die eigentliche Fällung des Urtheils zu überlassen, eigenmächtig die Straffälligkeit der Verklagten mit Bestimmtheit auszusprechen und selbst das ihnen auszusetzende Strafmaß vorzuschreiben. — Wir wollen jedoch, zur objectiven Nachweisung der in dieser Schrift sich findenden frechen Verleugnung und Entstellung der Wahrheit, den Verfasser selbst sprechen lassen, indem wir einige der charakteristischesten Stellen seiner Arbeit wie möglich wortgetreu wiederzugeben uns bestreben:

„ . . . . Zu Metz und dessen Weichbilder hat man haufenweise Amulete gefunden, die der genannte Ketzer selbst geschrieben und voller Gräuel, Lästerungen und Blasphemien dieses Böse wichtes sind. Man hat uns solche von dorther eingeschickt, und unter Einem auch von vielen schändlichen Ungerech-

[1]) Emden war wohl ein guter Stylist und der hebräischen Sprache völlig mächtig, bediente sich aber hier jener sonst nicht seltenen abstrusen Schreibart, wobei Talmudstellen, denen durch künstliche Wortspiele ein anderer Sinn untergeschoben wurde, zur Anwendung kamen, und die Klarheit des Ausdruckes häufig leiden mußte.

tigkeiten berichtet, die der Niederträchtige dort begangen, Jonathan der Prieſter im Tempel der Sünde — — — — —, der im Verborgenen auf die Stunde lauert, wann es ihm gegönnt ſein würde, den Götzendienſt öffentlich einzuführen — — — — Alle Tage ſeines Erdenwandels verlebte er in ſchwerer Sündhaftigkeit, dieſe bildete ſtets ſein Lebenselement, und in ſolcher Weiſe hat er auch Schüler ausgeſtellt, ein Geſchmeiß ſchädlichen Ungeziefers, das ihm nachhängt; ſein Alter wie ſeine Jugend gleicht einem mit Schmach erfüllten Gefäße — — — Was Schlechtes hat er nicht alles zu Prag und zu Metz früher, jetzt auch in dieſer kurzen Zeit zu Hamburg ſchon verübt, ſo daß ſelbſt ſeine Freunde, Verwandten und Bekannten ihn verabſcheut und ſich von ihm zurückgezogen haben; bis ſie endlich in Erfahrung gebracht, daß er ein Anhänger der neuen Lehre, die das Unreine für rein, das Unerlaubte für erlaubt erklärt, die geſetzlichen Verbote alle aufhebt; dann hat dieſes elende Geſindel ſich wieder zu ihm geſellt, dieſer Pöbelhaufe, der gerne das Joch des Himmelreiches abwerfen möchte." — — — — — — — „Allen Böſen und Schlechten hat er ſich von jeher angeſchloſſen; Chajun, Lobeli, Proßnitz, Luzzato und Conſorten waren ſeine Spießgeſellen, mit denen er insgeheim conſpirirte." — — — — — — — — — —

„Unmöglich iſt es uns, all ſeine Schlechtigkeiten aufzuzählen, bekannt iſt ſeine falſche Auffaſſung der Gotteslehre, ſeine Verkehrtheit in Behandlung der talmudiſchen Kaſuiſtik, ſeine Geringſchätzung der göttlichen Gebote überhaupt. Notoriſch vernachläſſigt er das Geſetz der Thephillin von jeher; (vergl. XIV a.) auch ward wider ihn ausgeſagt, er habe einen von unſern Weiſen eingeſetzten Faſttag wie ein Freudenfeſt gefeiert; an demſelben Fleiſch gegeſſen, Wein getrunken und Kuchen backen laſſen.[1]) Was eine Dienſtmagd von ihm erzählt hat, iſt etwas Horribles, das ſich nicht niederſchreiben läßt; viele ſahen ihn, wie er in Prag, auf öffentlicher Gaſſe im Gehen, gleich einem Hunde, gegeſſen. Man traf ihn ſogar einmal, wie er Zwetſchken kaufte, ſelbe ſogleich auf freier Straße in den Mund nahm, ohne nachzuſehen, ob ſolche wurmſtichig, und als man ihn darüber zu Rede ſtellte, warum er ſo frech das göttliche Geſetz mit Füßen trete? erwiederte er hohnlachend: „Wurm und Made haben über mich keine Gewalt". Wehe dem Munde, der ſolche ſchändliche Reden führt, mögeſt du hinab in die Hölle fahren, das Gewürm unter dir ſich betten und Motten dich bedecken, der du Abfall wider Gott im Munde führſt! — Was ließe ſich erſt ſagen von den Nichtswürdigkeiten ſeiner Jünger, jener Taugenichtſe, die ihr ganzes Daſein hinbringen mit Kartenſpiel, Stehlen, Buhlen und ſonſtigen Laſterthaten — — — — — was von ſeinen Kindern, die, gleich ihrem Vater, im ſtinkenden Schlamm

[1]) Dieſes ſollen zu Hamburg wirklich zwei Zeugen ausgeſagt und beſchworen haben. Die Sache erwies ſich aber nachher als leeres Trugſpiel, indem die Zeugen erklärten, daß den 9. Ab, an welchem ſie den Rabbiner Fleiſch eſſen und Wein trinken ſahen, damals grade auf einen Sabbath gefallen, wo bekanntlich die dieſen Tag betreffende Trauerceremonie auf Sonntag verſchoben wird.

der Sünde verſunken; was von deſſen Sohn Nathan, dem Schandbaren; was von ſeiner Tochter, der Buhldirne, die er ſelber einem thörichten Jungen preisgegeben, der in ſeinem Hauſe Unterkunft gefunden und mit ihr all ſein großes Vermögen verpraßt hat.“ — — — — — — — — — — —

„Die größten Rabbinen Deutſchlands und an deren Spitze der greiſe Gelehrte Joſua, Rabbiner zu Frankfurt, vorzüglich auch der Rabbiner zu Metz und mein Schwager, der Rabbiner zu Amſterdam, haben ihre Kräfte dem himmliſchen Herrn geweiht, der heiligen Kriegesſchaar voranzuziehen, ihnen zur Seite ſtehen die Rabbinen von Hannover, Schwabach, Berlin, Wien, Hanau, Hildesheim, Lotharingen, Fürth, Kopenhagen, Glogau[1]) und endlich auch meine Wenigkeit, der Geringſte unter allen; außer dieſen noch viele Rabbinen, nicht zu vergeſſen meine Söhne und Schwiegerſöhne, überhaupt meine ganze große Familie. Auch der Rabbiner zu Lemberg und ſämmtliche Mitglieder der talmudiſchen Akademie zu Venedig haben insgeſammt den Verfaſſer jener Amulete in den Bann gelegt.“[2]) — — — „Schreibet dennoch das Strafurtheil wider den verfluchten Jonathan, und wo er ſich nicht fügen wollte, hauet um den Baum, hacket ſeine Zweige ab — — — — — — — — — verfolget den ungehorſamen widerſpenſtigen Sohn, es iſt ein heiliger Kampf für Gott, „„kein Friede, ſpricht der Herr, für die Frevler.““ (Jeſaias Kap. 54.)

— —

„Habet nicht Furcht vor Menſchen, gebet Ehre eurem Gotte, kämpfet für eure Brüder, für die Lehre unſeres Gottes, für den Glauben unſerer Väter, der Herr wird für euch ſtreiten, ihr aber dürfet nicht ſtille ſchweigen . . . . . Bei Gott beſchwöre ich euch, daß ihr nicht nachlaſſet, bis ihr die Bosheit ausgetilgt. Ich habe lange geſchwiegen, lange genug geharrt, lange Geduld getragen, vielleicht wird ſein ſchlechtes Gemüth zum Guten ſich wenden, daß er reuiges Geſtändniß ablegend zu Gott zurückkehrt; ich habe ſeine und der Gemeinde Ehre lange geſchont, habe den Gegenſtand der Koryphäen der Zeit vorgelegt, aber von allen Seiten ward über ihn das „Schuldig“ ausgeſprochen. Vielleicht aber, weil alle einſtimmig ihn verdammen, ſollte er gerade darum frei und ungeſtraft ausgehen;[3]) indeſſen iſt

---

[1]) Der damalige Rabbiner zu Wien, Beruſch Eſchkeles, zugleich mähriſcher und ungariſcher Landrabbiner, hatte auf das in dieſer Beziehung an ihn gerichtete Schreiben Emdens nicht einmal geantwortet (שבירת לוחות האבן p. 24b), ebenſowenig konnte der Glogauer Rabbiner noch gegen Jonathan entſchieden haben, da derſelbe, wie weiter Kap. XXIII gezeigt werden wird, ſpäter von Jonathan als Schiedsrichter in dieſer Angelegenheit gewählt wurde. — [2]) Die Rabbinen zu Venedig waren zwar durch den jenen Amuleten beigegebenen Kommentar irre geleitet; als ſie aber vernahmen, Jonathan habe ſelbſt über die Sekte der Sabbathianer den Bann ausgeſprochen, erkannten ſie deſſen Unſchuld, und beſtrebten ſich, unter den ſtreitenden Parteien Frieden zu ſtiften. Was den Lemberger Rabbiner anbelangt, ſiehe weiter Kap. XXIII. — [3]) Nach jüdiſchem Strafrechte wurde dem Verbrecher, ſobald er einſtimmig verurtheilt worden war und nicht ein einziger der ihn verdammenden Richter zu ſeinen Gunſten geſprochen hatte, gerade dadurch

er in seinen eigenen Sünden verstrickt worden, und hat er selbst das Verdammungsurtheil über sich ausgesprochen, indem er auf jenen elenden Buben zu Lublin sich verläßt. Jener charakterlose Schwätzer hatte die Frechheit, die Stimme zu erheben und zu seinen Gunsten zu entscheiden; der Sohn eines wilden Esels, der nichts versteht, nichts gelernt, mischt sich in den Streit, der ihn nichts angeht, einem Schweine gleich, das mit seinem Rüssel überall herumschnüffelt; eben darum ist er nun reif zum Tode, da er von der Mehrzahl verurtheilt worden ist; die Hülfe jenes Miserablen führt also gerade seinen Sturz herbei. Sollte man glauben, wie weit seine Frechheit sich erstreckt, daß er nicht vor Scham erröthet, bei jenen wilden Böcken Stütze zu finden — — — — weil er gesehen, daß niemand ihm zur Seite steht, nicht einer das Wort für ihn erhebt, da gesellte die Krähe sich zum Raben, ging hin zu jenen dummen Thoren, der das Maul aufsperrt wie ein Esel, zu den Lebloſen[1]) aus Lublin — — — — Ja freilich hat dieser in Prag seine Schule besucht, hat dort gelernt Ausgelassenheit und Uebermuth, hat viel dort profitirt an Arroganz und Sittenlosigkeit — — — — — — — — kann wohl Schach und Karten spielen — — — — hat durch Simonie endlich das Rabbinat erlangt — — — Schande für die Mutter, die einen solchen Sohn geboren, Schmach für den ihn erziehenden Vater, dieser jedoch ist wie er: Bösewicht, Sohn eines Bösewichts! wehe dem Lehrer, der ihn unterrichtet, möge er zu Schanden werden, dahinschwinden — beim Untergang der Frevler ist Jubel (Spr. Sal. XI. 10.) — er und sein Lehrer mögen dahinsinken in die heißsiedende Hölle. Sie haben sich unterfangen, ihre Hand wider die Geweihten Israels auszustrecken, die voll göttlichen Feuereifers den Götzendienst auszutilgen sich bestreben, haben sie auch meine Person nicht berücksichtigen wollen, hätten sie doch vor meiner Familie, meiner hohen, vornehmen Abkunft Scheu tragen sollen — — — O, du Thor! weißt du denn nicht, daß der Stamm, dem ich entsprossen, ein gesegneter und fruchtreicher? Dank und Preis dem Herrn, daß er mich auch mit gelehrten und weisen Kindern begabt. Mein ältester Sohn ist sogar in eurem geliebten Polenlande Rektor einer hohen Schule, und jener gedachte thörichte Sünder, der bei lebendigem Leibe todt zu nennen, will so viele Trefflichkeiten vernichten, achtet nicht auf die Ehre der Todten wie der Lebenden, der herrlichen kräftigen Stämme! Bin ich Jacob auch einer, der sich selbst für klein hält, wenig Werth auf sich setzt, die Gottesfürchtigen aber ehrt; so kennen mich doch die Weisen der Zeit; sie wissen, daß ich stets einen guten Ruf mir bewahrt, nie dem bösen Leumund wider mich Veranlassung gegeben, nie, ob meiner Aufführung die Gefährten schamroth gemacht. Die Lehre der Wahrheit

---

die Todesstrafe erlassen, weil man alsdann eine allgemeine Befangenheit des Gerichtes voraussetzte. (Tractat Sanhedrin 17 a.)

[1]) „Chaim“ bedeutet im Hebräischen „Leben“; schimpflich nennt er ihn „Lo-Chaim“.

führte ich jederzeit im Munde, nichts Unrechtes kam über meine Lippen; war stets anspruchslos, bückte mich beim Eingehen wie beim Ausgehen, machte keine Prätensionen, bezeigte mich im Gegentheile den Gottesgelehrten ergeben, ein Knecht der Knechte Gottes. Nie gönnte ich dem Betruge in meinem Hause eine Zufluchtsstätte, so daß alle, die von mir hörten, mich segneten und riefen: „Wie schön sind deine Zelte Jacob!“ — Hat ja sein ketzerischer Lehrer selbst auf solche Weise mich öffentlich in seinen Vorträgen belobt, als er meiner im „Reschuß“ erwähnte.[1]) — Dieser Thor zwingt mich, die Grenzen der Bescheidenheit zu überschreiten, um dem thörichten Laffen seiner Dummheit zu überführen, damit er sich nicht weise dünke; denn ich werde nicht erschrocken zurücktreten, nicht verstummen und meinen Mund nicht aufzuthun wagen, nicht gegen die mir angethane Schmach taub mich stellen. Lägen auch er und sein Lehrer zusammen in einer Wagschale, sie gleichen dem nichtigen Hauche, dem Staub an der Wagschale, ihr stürmisches Brausen vergeht wie ein Lufthauch, denn nicht in der Wahrheit liegt ihre Stärke. Gerne würden sie einen Namen sich machen unter denen, die den Thurm errichtet, dessen Spitze bis an den Himmel reicht, aber ihre Ehre bleibt immer tief unten am Boden liegen, kann aus dem engen Winkel nicht heraus, da der Standpunkt nicht dem Menschen, sondern dieser jenem Ehre bringen soll, wo hingegen sie die von ihnen eingenommene Stelle nur besudeln. Ich, Gott sei Dank, mache dem Orte Ehre, worauf ich mich befinde, mein Name und mein Andenken wird unter der jüdischen Nation ewig leben, da ich, durch meine aus reiner Liebe zur Wahrheit ausgearbeiteten literarischen Werke, unter göttlichem Beistande, der Gesammtheit nützlich gewesen. Habe ich doch selbe nicht als Spaten gebraucht, nicht den geringsten pecuniären Vortheil damit erzielen wollen, sie nicht den Plutokraten des Entgelts wegen zugesandt, im Gegentheil viele davon an arme Gelehrten umsonst verschenkt. — Nun messet euch einmal mit mir, du Bube Chaim und dein bedeutungsloser im peinigenden Gefühl seines Nichts dahinschwindender Lehrer, ob ihr gar mein gewöhnliches Gespräch versteht, das auch Kenntniß voraussetzt. Dieser Impertinente erdreistet sich, seinen unbedeutenden Schüler mir entgegenzustellen, mich und andere ungehört zu verurtheilen, mich und sie in unserer Abwesenheit zu verdammen; ist dergleichen je gehört oder gesehen worden? Selbst gegen die Kleinsten und Niedrigsten auf dem ganzen Erdboden dürfte man ja solches sich nicht erlauben? Wäre eine Handlungsweise, wie diese, je gestattet, würde ja Gefahr über dem Haupte eines jeden Menschenkindes drohend schweben? Ein jeder, der dem Andern feind und zureichende Geldmittel hätte, ginge alsdann nach Polen, in jene Schlupfwinkel, wo die berüchtigten von Unrecht und Gewaltthat sich mästenden Rabbis hausen, würde sich für baare Münze

[1]) Siehe oben Kap. XII.

einen ſolchen geldgierigen Raw erkaufen, und über ſeinen Gegner, an welchem er Rache nehmen will, den Bann ausſprechen laſſen. Was? dieſes dumme Vieh, dem man Gerſtenfutter reichen ſollte, bis ſein Leib berſtet, mit ſeiner ganzen Rotte, den kecken Hunden, dürfte ſo was ſich unterſtehen? Dieſe Schandthat von unermeßlicher Tragweite liefert den beſten Beweis, wie gut er von ſeinem Lehrer unterrichtet worden iſt — — — — dieſer Unwiſſende, dieſer Idiot — — hat ſich ſelber dem ewigen Tode preisgegeben, ſich ſelber für vogelfrei erklärt, er, ſeine Familie und all ſein Eigenthum iſt dem Banne verfallen, er hat ſelbſt ſein Leben verſchuldet, ſein Blut komme über ſein Haupt. An ihm und ſeinen Helfershelfern, die den Götzenhain aufgerichtet — — muß ein exemplariſches Strafgericht geübt werden, damit die kleinen Füchſe, welche den Weinberg des Herrn verderben, ſich eine Lehre nehmen, damit dem frechen Geſchlechte Einhalt gethan werde, muß dieſem Wahnberauſchten die Hirnſchale zerſchmettert werden."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Daher verfluchen, verwünſchen, verbannen und excommuniciren wir Jonathan Eibenſchütz . . . der unrechtmäßigerweiſe das Rabbinat uſurpirt hat — — und nur durch pöbelhafte Menſchen eingeſetzt worden — — Sie (die Mitglieder der 3 Gemeinden) haben gefrevelt gegen meinen Vater — noch laſtet eine Schuld auf ihnen, da ſie das Heilige herabgewürdigt — — auch an mich haben ſie, uneingedenk der väterlichen Wohlthaten, ſich ſträflich vergangen — — daher iſt dieſes Unglück über ſie gekommen." — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Eigentlich wiſſen wir gar nicht, worin ſeine (Jonathans) Force beſteht, er iſt weder ſtark in der Bibel noch in Miſchna und Talmud, kann weder denken noch ſchließen, beſitzt weder Theorie noch Praxis, kann weder in den Geiſt der Agada noch in den der Halacha eindringen, hat von keiner Wiſſenſchaft überhaupt einen rechten Begriff; nur eitles Geſchwätz iſt ſeine ganze Kenntniß, hohle Phraſen ohne wiſſenſchaftliche Begründung, ohne logiſche Beweisführung. Alles, was man uns bisher in ſeinem Namen mitgetheilt; iſt eitel Lappalie, ohne Verſtand, ohne Geiſt; ſeine Verträge enthalten entweder ſchlechte, ketzeriſche Grundſätze oder grobe Irrthümer und kraſſe Fehler. Du wagſt es, mich zu tadeln, weil ich in meinen Werken den Ausſprüchen des frühern Rabbiners Rabbi Jecheskel meine Anſicht entgegengeſtellt und jene widerlegt habe — — — — dieſer ſelbſt hat mich oft gelobt, und viel Rühmliches noch auf ſeinem Sterbebette von mir geſprochen — — — — — — — — tritt aber frei auf gegen mich, ſuche mich eines Beſſern zu belehren, wage es einmal, dich mit mir zu meſſen — — — rechtfertige mir gegenüber die Behauptung des Rabbi Jecheskel — — öffne deinen Mund und zeige mir noch, wo ich gefehlt, ſtelle dich heraus, zeige, was du vermagſt — — — — — Aber was habe ich mit dir gemein, gehe, Unwürdiger! gehe hin zum Aſaſel in die Wüſte, wo die Teufelsböcke tanzen und einer dem andern zuruft — — — — — die

ganze Welt weiß, daß du auf Lug bauest und die Grundwahrheit leugnest. Du bestehst aus eitel Lug, dein Name, dein Siegel, dein Glaubensbekenntniß, dein Erlöser, alles Lug, Falschheit ist deine Stütze, Lug deine Schutzwaffe. Darum willst du auch Jacob nicht. die Wahrheit zugestehen, ihm, den du nie begriffen, nie verstanden; der Himmel hat geschieden zwischen mir und dir, du gehörst nicht zu meinen Glaubensgenossen." — — — — — —

„Wer weder das schriftliche noch mündliche Gesetz, weder Leben noch Weltsitte versteht, der ist dein Schüler, dein Freund, ein Ehrenmann bei dir, der einem Waldesel in der Wüste gleich, so wie das leblose Oberhaupt zu Lublin, der vorzüglichste seiner Schüler, den er durch Händeauflegen geweiht, ein Wegweiser zu sein zum Bösen." — — — — — — — — — —

„Einer seiner (Jonathans) Schüler — ausgetilgt werde sein Name — hat vor uns und mehreren andern eingestanden, sein Lehrer sei ein Anhänger der Sabbathianer und correspondire mit denselben, hat das von seinem Lehrer verfaßte auf Sabbathai bezügliche Lied uns oft unter Spott und Lachen vorgelesen, es uns sogar geschrieben übergeben — es ist uns aber nachher verloren gegangen. Dennoch hat dieser schlechte Mensch allenthalben von seiner Größe erzählt, und sich bestrebt, ihn hierher zu bringen." — — — — — „Ein bekannter Rabbiner erzählte uns, er sei selber ein Schüler Jonathans in frühern Zeiten gewesen. Als er im Alter von 17 Jahren stand, schickte ihn sein Vater, ein sehr reicher Mann, nach Prag, um unter Jonathans Leitung zu studiren. Er reiste dahin mit noch einem Gefährten, ebenfalls eines reichen Mannes Sohn. Zu Prag angekommen fanden sie den vermeintlichen Lehrer stets mit ganz andern Dingen beschäftigt, und um seine Schüler sich wenig kümmernd. Endlich pflegte er doch zuweilen Vorträge zu halten, weder Lehrer noch Schüler sprachen aber da ein vernünftiges Wort, wußten nicht, was sie über ihre Lippen brachten, fingen daher an, Unarten und Ausgelassenheiten zu treiben, schrieen einer mit dem andern, stießen einander mit Händen und Füßen, und das war alles, was man dort sah und hörte. Die zwei Jünglinge sahen sich in ihren Erwartungen betrogen, reisten wieder von Prag ab, den Vätern war aber dieser Spaß theuer zu stehen gekommen, die Reisekosten beliefen sich auf zweihundert Reichsthaler für jeden." —

„Er nimmt überhaupt nie einen kenntnißreichen, gottesfürchtigen Jünger in seiner Schule auf, sondern bloß nur Ignoranten, die nichts beurtheilen können und allen Unsinn glauben, den er ihnen vorplauscht. Diese schreien nachher seinen Ruhm in der ganzen Welt aus, erzählen seine Wunderthaten, füllen nebstbei auch seinen Seckel." — — — — — — — — — — — —

„Mit eigenen Augen habe ich gesehen, wie er einen aus weiter Ferne nach Hamburg gekommenen Talmudjünger bloß aus dem Grunde zurückwies, weil dieser arm war und nichts spendiren konnte (bei diesem hatte er vielleicht noch einen andern wichtigen Grund, selber war nämlich bereits in Metz

gewesen, wußte vieles von seinen Familiengeheimnissen, besonders von dem Kasus mit seiner Tochter); er mußte mit betrübtem Herzen wieder von dannen gehen. Die unwissenden Taugenichtse, die seinen Beutel vollschütten, zieht er an sich und versorgt sie mit allem. Das größte Gesindel, der Auswurf der Menschheit, zählt zu seinen intimsten Freunden, die alle in seine Intriguen eingeweiht sind." —

„Weil nun gerade von Schuften und Schurken hier die Rede ist, müssen wir auch des Samuel Essingen erwähnen, eines Idioten, aller Kenntniß baaren Menschen, der, ohne Zustimmung der Gemeinde, gewalthaberischer Weise in Warnsdorf als Götzenbild aufgestellt wurde — — — — — — — Dieser gibt sich mit der praktischen Kabbala ab, kam vor ungefähr drei Jahren nach Altona, meinte allda Thoren zu finden, denen er durch seinen hocus pocus Geld entlocken würde, brachte ein gesundes starkes Mädchen mit, der er nach seinem Vorgeben einen Dämon, von welchem sie besessen sein sollte, austreiben werde, unternahm mit ihr allerlei Exorcismen, ließ sie mit Schwefel beräuchern, bis sie endlich den Geist aufgab. Ihr Vater hatte in Folge dieser Reise große Auslagen, so daß er dadurch an den Bettelstab gebracht wurde, und die Tochter büßte mit dem Tode, worauf Samuel einem Mörder gleich nächtlicher Weise entfliehen mußte. Dieser Unhold tritt nun jetzt als Vertheidiger für ihn auf, der ein Mörder wie er (Jonathan); denn wer kann wissen, wie viele Wöchnerinnen er nicht schon durch seine Amulete und seinen magischen Schnikschnak ums Leben gebracht hat? Er hat nie böse Geister verjagt, im Gegentheil selben in das Herz vieler durch seine Verführungen Eingang verschafft. So auch dieser mit ihm verbrüderte, gottlose Kerl Elias Olajnow, der seine Ehegattin treulos verlassen und jetzt den Mantel der Gottesfurcht umhängen will — — — — Er gibt sich den Anschein, als faste er tagtäglich, betrinkt sich aber dafür mit Branntwein, so daß sein Gesicht glüht — — — — er, der unerlaubten Umgang mit seiner Hauswirthin — einer öffentlichen Buhldirne — pflegt." —

„Dieser falsche treulose Wicht, der seine eigenen Worte verdreht. Als ihn mein Schwager, der Rabbiner zu Amsterdam, bezüglich der von Jonathan ausgehenden Kamea um seine Ansicht hierüber befragte, erwiederte er: „dergleichen Formeln nie gesehen zu haben, darin zweifelsohne der Name Sabbathai Zwy ausgedrückt sei." Von dem Rabbiner weggehend, begibt er sich in das Haus eines Gemeindevorstehers zu Amsterdam, und da wiederum über diesen Gegenstand befragt, sagte er gerade das Gegentheil, und beruft sich darauf, er habe bereits dem Rabbiner seine Meinung zu verstehen gegeben, daß an dem Amulete nichts zu tadeln wäre. Wehe diesen unverschämten, frechen Wichten, ihre Lebensquelle möge verdorren und austrocknen, diesen Zweizünglern, ihre Zunge erstarre im Munde — — — — — — — — Hat ja Elias öffentlich gesagt, er glaube, daß Sabbathai der wahre Messias

gewesen; hat Chajun, Berachias und Nachtreter sehr gelobt, hat die weisen und heiligen Männer in Israel beschimpft, besonders meinen seligen Vater, selbst gegen den Allerhöchsten Blasphemien ausgestoßen, weil er das Erlösungswerk durch Sabbathai nicht zu Stande gebracht, faßte sich dabei an den Haarbüscheln — dasselbe erzählt man auch von Jonathan — die beide hierin ganz Sabbathai selbst nachahmten. — Auch bei der Unthat des Mose Chaim Luzzato (siehe Kerem Chemed III. p. 112 ff.) war er mit im Spiele, gab diesen für den Messias und sich fürdessen Vorläufer Elias aus.[1]" — —

„Ein Schüler Jonathans wollte einen Jüngling verführen, dieser, gottesfürchtig und sündenscheu, weigerte sich, dem Verführer Gehör zu geben, da ward er von dem Schlangengezücht mit den Worten verhöhnt: „Ist ja deine Gottesfurcht nur Thorheit, hat mir ja mein Rabbi Jonathan" — der Name der Frevler verwese — „ausdrücklich gesagt, ein junger Mensch dürfe dem Gelüste seines Herzens sich überlassen, nur müsse er dabei behutsam zu Werke gehen, um keinen Skandal zu erregen." Dieses ist auch der Grund, warum seine Schüler ihr Leben für ihn hergeben; denn hätten sie nur das eine von ihm gelernt, es würde hinreichen — — — — — Sein Sohn Nathan hat mit Vorwissen des Vaters einen jungen unerfahrenen Menschen nicht nur um seine ganze Baarschaft geprellt, sondern sich überdies von demselben noch einen Wechsel auf eine viel bedeutendere Summe ausstellen lassen, die gezahlt werden müsse, sobald der Aussteller wieder zu Vermögen kommen werde." — — — — — — — — — — — — — — — —

— —

„Als Jonathan von Prag nach Metz reiste, führte er einen Diener mit sich, der bereits in Prag bei ihm gedient und durch die von den Talmudjüngern erhaltenen Remunerationen sich einiges Geld gemacht hatte. Nachher schickte er diesen Burschen nach Prag, um seine (in Prag wegen der Verbrechen ihres Mannes einige Zeit gefangen gehaltene) Gattin von da abzuholen und nach Metz zu begleiten. Er ertheilte aber dem Burschen den Rath, das Geld nicht auf die Reise mitzunehmen, sondern es ihm zur Aufbewahrung zu übergeben. Dieser, nichts Arges ahnend, übergab dem Herrn seine ganze Ersparniß, als er aber nach seiner Rückkehr das Seinige wieder verlangte, wollte Jonathan von nichts wissen, und leugnete, etwas erhalten zu haben. Der arme Junge fürchtete, gegen den Rabbiner klagbar aufzutreten, nahm sich aber den erlittenen Verlust so zu Herzen, daß er bald darauf vor Gram gestorben. Der Beerdigungs-Verein zu Metz hatte aber von dem Ereignisse Wind bekommen, und der Vorsteher wollte den Burschen nicht eher begraben lassen, als bis der Rabbiner die Begräbnißkosten erlegt haben werde. Letzterer sprach voller Wuth über diesen Vorsteher wie über den Prediger des Vereins den Bann aus, man kehrte sich nicht daran,

---

[1]) Wird von Mordechai Jafe (Schlesinger) aus Wien als eine reine Lüge erklärt. (Luchoth Ed. p. 15 a.)

er mußte die vorgeschriebene Taxe haarklein bezahlen, hatte sich noch dazu sehr blamirt. Ohnedies wird erzählt, daß er alle Deposita, die bei ihm deponirt worden, unter sich gebrockt und nie einen Heller herausgegeben; seine in Prag verübten Schlechtigkeiten werde kein Buch fassen.“ — — — —

„Ist er (Jonathan) doch bereits dem Banne verfallen, indem er der Gemeinde zu Metz unter obhabendem Bannfluch die Versicherung gab, eine gewisse festgesetzte Zeit in ihrer Mitte zu verbleiben, trotzdem aber vor der bestimmten Frist von ihnen wegging. Freilich wurden die Metzer gerne seiner los; wäre dieses nicht der Fall gewesen, so hätten sie ihn ja gewaltsamer Weise zurückhalten können. Denn außer dem auf sich geladenen Bann würde er contractmäßig eine große Strafe haben zahlen müssen; allein sie erließen ihm das Geld, um sich nur desto eher seiner zu entledigen, sie freueten sich auf seinen Abzug sogar, wie auf einen Festtag. Auch zwangen ihn die Umstände, Metz zu verlassen, wie würde er denn sonst von dort nach Hamburg gegangen sein, da ja stets das Rabbinat zu Metz für größer und vorzüglicher gehalten wurde als das der drei Gemeinden; wollte ja selbst der frühere Rabbiner Rabbi Jecheskel von da nach Metz übersiedeln, und konnte derselbe nur dadurch zurückgehalten werden, daß die Tripelgemeinde seinen Gehalt erhöhete. Allein Jonathan hatte einen triftigen Grund, Metz zu verlassen, denn hätte er sich nicht bald fortgemacht, er würde seiner Unthaten wegen von der Staatsbehörde zur Verantwortung gezogen worden sein. Daher war er auch gezwungen, der unter Bannesbedingung gegebenen Versicherung zuwider zu handeln, kann aber ein Verbrechen das andere entschuldigen?“ —

„Gesündigt hat er und auch andere zu Sünden verleitet, indem er (Jonathan) die Hinterviertel des Rindviehes selbst gegessen und auch andern davon Präsente gemacht hat. Er gab nämlich vor, die Reinigung desselben sei durch ihn selbst bewirkt worden,[1]) wie man aber sah und hörte, war das Fleisch noch voll von verbotenem Unschlitt. Wahrscheinlich war seine Absicht, mit dem Fett der Spannader die Menge zu versündigen, da ja Sabbathai Zwy dasselbe gethan hat. (vergl. **Thorath Hak.**) — — —

„Sowohl durch seine falschen Entscheidungen als durch sein böses Beispiel gibt er tagtäglich großes Aergerniß. Wenn er auch in seinen Predigten zur Frömmigkeit aneifert, weiß ja jedermann, daß dieses nur Heuchelei und Verstellung, und daß er selbst seinen Worten zuwider handelt. Er eifert auf der Kanzel gegen Diebstahl und Unzucht, und läßt seinen Sohn stehlen und seine Tochter Unzucht treiben; er eifert gegen falsches Zeugniß und Meineid, und hat bekanntlich selbst häufig die herbsten Eidschwüre gebrochen, was bei ihm das Unbedeutendste ist. Auch das Gebot: „du sollst nicht

---

[1]) Jonathan aß nie Hinterviertel, wenn er es nicht selbst gereinigt hatte. (**Krethi** Abschnitt **65 Nota 16.**)

Gelüste tragen," hält er keineswegs für heilig und unverletzlich, wollte er ja den Rabbiner von Lotharingen, zum Danke dafür, daß dieser als Anverwandter seiner Gattin ihm nach Metz verholfen, um seinen eigenen Rabbinatssitz bringen, wollte ihm die geborgten Bücher nicht zurückerstatten. Alle Zehngebote hat er bereits oftmals übertreten. Die zwei ersten verletzt er durch seinen Götzendienst tagtäglich. Die Pflichten gegen die Eltern erfüllt er nicht, im Gegentheile verursacht er ja denselben Fluch und Schande; man nennt ihn „Sünder Sohn eines Sünders." „Wehe," heißt es, „die einen solchen zur Welt gebracht, einen solchen erzogen haben!" — Die Sabbathfeier beachtet er ebenfalls nicht, soll er ja, wie man sagt, am heiligen Sabbathe in seinem Gemache baarfuß und betrübten Gemüthes umhergehen, trauernd um seinen lieben Sabbathai, dagegen aber den Freitag mit Speise und Trank wonnevoll feiern, nach Art der Mahommedaner, weil sein Messias ebenfalls dem Mohammedanismus gehuldigt." — — — — — — — —

„Von Rechtswegen sollte man ihn aus der Welt zu räumen trachten, sein Tod wäre für ihn, wie für die Welt der größte Vortheil — — — — — — indessen ihn zu verbannen und zu excommuniciren, das bedarf gar keiner Ueberlegung." —

„Einem Sabbathianer ist nicht zu trauen, wenn er auch Sabbathai scheinbar verflucht, denn die Anhänger dieser Sekte haben siebenfache Tücke im Herzen." —

„Auch dieser Ketzer (Jonathan) wandelt in ihren Wegen. Schon vor 26 Jahren hat er geschworen, als damals seine Ketzerei an den Tag kam, hat geleugnet, unter Eid und Schwur versichert, keineswegs an Sabbathai zu glauben, und jetzt hat sich neuerdings der Makel herausgestellt. Nun meint er, durch Schwüre sich reinsprechen zu können, sein Mund ist voller Meineid, voller Trug und Arglist. Wenn er in der Synagoge zu Altona geschworen, „es möge auf ihn, wenn er ein Sabbathianer ist, ein Feuer vom Himmel herabkommen," so hat er zweifelsohne bei dem Worte שמים (Himmel) seine Gedanken gerichtet auf die Abbreviatur ש"צ, die mit dem vorgedachten Worte an Zahlenwerth gleich ist, oder nahm er das Wort אש (Feuer) in achrostischem Sinne für איש שבתי." —

„In seinen Entscheidungen über an ihn gestellte rituelle Anfragen ist er durchaus nicht verläßlich, wir dürfen ihm in dergleichen gar kein Zutrauen schenken. Eine Frau erzählte in Gegenwart vieler glaubwürdiger Menschen, sie habe einen die Reinigungsgesetze menstruirender Frauen betreffenden Casus bei ihm vorgebracht, worauf seine Antwort sehr leichtsinnig lautete. Auch wurde auf sein Geheiß ein Knabe am siebenten Tage nach der Geburt beschnitten, dieses that er bloß, um sein Rachegelüste zu befriedigen. Der Beschneider nämlich, einer seiner Gegner, freuete sich schon

darauf, dieſe Beſchneidung am Verſöhnungstage vorzunehmen, hätte in dieſem Falle auch den armen Vater des Kindes reichlich beſchenkt; da machte Jonathan aus bloßer Rachgier und ganz geſetzwidrig ſeine Freude zu Waſſer, verurſachte nebenbei dem armen Vater einen nicht unbedeutenden Schaden

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

auch ſoll er einen allgemein für unrein gehaltenen Vogel zu eſſen erlaubt haben." (vergl. XXVIII. A. 3.) — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Eigentlich iſt er (Jonathan) gar kein Gottesgelehrter, denn ſeine Thorheit nimmt mit ſeinem Alter zu. Wo gibt es ein thörichteres Treiben als das mit den Amuleten, dem er noch im Greiſenalter ſich hingegeben,[1]) wehe ſeinen alten Tagen! ſie ſind ſchmacherfüllt wie ſeine Jugend; ſein Haupt iſt grau geworden, und noch weiß er nicht, daß es um ſein Seelenheil geſchehen. Wäre er ein gelehrter Mann, er würde zur Einſicht gelangt ſein, die Lehre Gottes macht den Thoren weiſe; die Gottesgelehrten, je älter ſie werden, deſto mehr gewinnen ſie an Erleuchtung des Geiſtes. (Kinim Abſch. 3 Schluß der letzten Miſchna) Schon daraus läßt ſich auf ſeine völlige Ignoranz ſchließen, ſeine Mittheilungen, Urtheilsſprüche und Forſchungen beweiſen auch daſſelbe; ſein Thun und Handeln iſt eitel Wahnſinn, alle ſeine Reden Worte eines frechen, übermüthigen Spötters. Selbſt ſeine Kanzelberedſamkeit, womit er prahlt und von Jugend auf ſich beſchäftigt hat, beſteht nur aus ſchlechten Gedanken, Mißgriffen und groben Irrthümern — — Bringt er zuweilen doch etwas Wahres vor, ſo iſt es ein Plagiat; ſo haben mir viele, die ſeine Predigten gehört, berichtet und zugleich mitgetheilt, daß er hie und da ſich ſogar Ideen bedient, die bereits in meinem Gebetbuche abgedruckt ſind, trägt alſo keine Scham, ſich mit fremden Federn zu ſchmücken. Sind doch dieſe Bücher hier allgemein bekannt und geleſen, auch kann er ſich nicht damit entſchuldigen, ſelbe nicht geſehen zu haben, da ich ihm ſolche bei ſeiner Herkunft zum Präſente gemacht. Er hat ſie auch gut durchſtudirt, iſt einige Tage und Nächte darüber geſeſſen, bis er damit zu Ende gekommen, hat auch ſodann meine Arbeit ſehr gerühmt, überhaupt mein Lob außerordentlich hervorgehoben — — — Auch ſeine Vorträge über die Haftorah ſind weder neu noch originell, findet ſich alles größtentheils in einem hierüber bereits gedruckten Werke." — — — —

---

[1]) Glaube aber niemand, Emden ſei aufgeklärter als Jonathan geweſen, habe darum auch das Amuletenweſen für nichtig erklärt. Keineswegs! Er erzählt ausdrücklich im Mitpachat, einer ſeiner Vorahnen habe mittelſt eines Amulets einen homunculus belebt. Als dieſer nun täglich ſtärker wurde, fing der Meiſter ſelbſt an ihn zu fürchten, entriß ihm daher das zwiſchen die Zunge ihm gelegte Amulet, ward aber bei dieſer Verrichtung von der Kreatur gewaltig auf der Stirne gekratzt, ſo daß er eine Narbe davon trug. Auch hält Emden dafür, daß jeder Iſraelit der Kabbala vollen Glauben ſchenken müſſe, wer dieſes nicht thut, ſei als irreligiöſer Ketzer verdammenswerth, welche Anſicht Jonathan keineswegs theilte. (vergl. XI.)

„Euch Stützen der göttlichen Lehre kömmt es nun zu, diese Menschen in den Bann zu thun, dieses unverschämte Gesindel.“ — — — — — —

„Ihr, hervorragend an Rang und Würde, müsset es als heilige Pflicht ansehen, diesen Sauerteig auszuräumen und zu vertilgen, dadurch den Namen Gottes zu heiligen wie Nachschon und für Gott zu eifern wie Pinchas. Nehmet den Spieß in die Hand und durchbohret den Simri den ausgelassenen, als unzüchtigen Wollüstling bekannten Chaim Lublin. Er ist allen voran in die siedend heiße Wanne gesprungen, darum werde auch ihm vor allen das Brandmal aufgedrückt; er hat die Hunde gehetzt, das Blut der Großen in Israel zu trinken, und seinen Rachen weit aufgesperrt, so mögen die Hunde auch sein Blut lecken und die Buhldirnen sich darin waschen. Tretet auf! gebet ein Beispiel für die Nachwelt, daß kein gemeiner Mensch wie er es ferner wage, anmaßend einen Richterspruch zu fällen.“ —

„Ihr, unsere Lehrer, möget uns unterstützen, unser Vorhaben auszuführen, die Dornen aus dem Weinberge des Herrn auszujäten, sie der verheerenden Flamme zu übergeben, daß es diesen widerspenstigen Leuten zur Warnung diene.“ — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Ihr — Priester des Herrn genannt — habet diese Obliegenheit auf euch, fürchtet und zaget nicht; Ihr seid die Wächter des Hauses Israel, dürfet also nicht ruhig dessen Gefahr mitansehen, sondern Bedacht nehmen, ihm Leben, Seelenheil und Vermögen zu erhalten. Darum soll einer den andern anspornen und ermuthigen, einen Zaun um das heilige Gotteswort zu machen. Lasset einen Aufruf ergehen an alle nahen und fernen Provinzen, überall wo euer Wort, das Wort des Herrn der Heerschaaren Geltung hat, daß man sich zum Kriege rüste gegen die Feinde Gottes; diese Abtrünnigen, diese blutgierigen, arglistigen Menschen sollen mit Gewalt zum Gehorsam gezwungen werden.“ — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Verbindet euch alle, jede Ortschaft, worin die Sabbathianer hausen, zu verbannen, den Schreiber, Verfasser und Vertheiler dieser Amulete zu verstoßen und zu verfolgen, zugleich aber auch seine Anhänger — Lehrer sammt Schüler treffe die Vernichtung — seine Freunde, Bekannten, Anverwandten und Helfershelfer, daß sie zu Schanden werden, zum Fluche und zur ewigen Schmach! — bereit zu eurem Dienste sich vor euch tief und hochachtungsvoll neigend — der der Hilfe entgegenharrende Jacob Sohn — — — — — gezeichnet zu Amsterdam, allwo er als Fremdling weilt, bis der Sturm vorübergezogen — — — — — — — — — — —

„Gelobt sei, der dem Ermatteten Kraft, dem Ohnmächtigen Stärke verleiht, ihn preise jeder Mund, benedeie jede Lippe!“

Dieſes Konglomerat ruchloſer Verleumdungen konnte unmöglich den erwünſchten Erfolg haben. Hätte Jacob Emden weniger dick aufgetragen, hätte er nur ein Fünkchen Wahrheit durchſchimmern laſſen, hätte er bloß auf die Verdächtigung der Amulete ſich beſchränkt, übrigens aber der notoriſchen Gelehrſamkeit und Frömmigkeit Jonathans volle Anerkennung gezollt, er würde viel eher durchgedrungen ſein, viel eher Anklang gefunden haben. Seine ſtörrige Albernheit hingegen, wodurch er den hellen heitern Tag in ſchwarze, ſtockfinſtere Nacht verwandeln wollte, hat ihm das Brandmal der Lüge deutlich auf die Stirne gedrückt, ſo daß wir all ſeinen Betheuerungen keinen Glauben ſchenken, uns auch des nur zu ſehr begründeten Verdachtes nicht erwehren können, „er habe ſich kein Gewiſſen daraus gemacht, nicht nur die Facta abſichtlich zu entſtellen, ſondern ſogar Aktenſtücke zu fälſchen, wie nicht minder ſolche zu fingiren;“ daher alle in den Werken dieſes Mannes ſich findenden Angaben nur mit größter Vorſicht gebraucht werden dürfen. Unbegreiflich ſcheint uns demnach die von unſerem ſcharfſinnigen Joſt bezüglich Emdens aufgeſtellte, alſo lautende Behauptung: „Das Recht war, wie man Grund hat, zu glauben, ganz auf ſeiner Seite.“ Wer zu dergleichen Mitteln Zuflucht nehmen, ſolch handgreiflicher Lügen ſich bedienen kann wie Emden, deſſen Sinn iſt für Recht und Wahrheit gar wenig empfänglich; ſonach erlauben wir uns, die folgende gerade entgegengeſetzte Behauptung auszuſprechen: „Wer den in Jacob Emdens Schriften herrſchenden Geiſt erkennt, findet darin die Rechtfertigung Jonathans, und zwar dadurch klar ausgedrückt, daß deſſen Gegner ihn auf dem Wege der Wahrheit ganz unantaſtbar gefunden, daher nichts anderes als durch und durch falſche, aus der Luft gegriffene Beſchuldigungen gegen denſelben vorzubringen vermochten.“ — Wenden wir uns wieder zur objectiven Relation der Thatſachen.

Die Generalſynode zu Conſtantinow nahm von dem eingebrachten Memorandum Emdens gar keine Notiz, deren Präſes Abraham aus Liſſa ertheilte ihm auch anfänglich keine Antwort, richtete im Gegentheil im Namen der Synode ein Schreiben an die drei Gemeinden, deſſen Inhalt mehr zu Gunſten Jonathans zu ſprechen ſchien. Emden, hiervon benachrichtigt, urgirte in einem vorwurfsvollen Schreiben abermals an den Präſes und erhielt jetzt von demſelben eine zwar artige, aber ſehr kurze Antwort, die ihn gewiß nur wenig befriedigen konnte; indem darin des Hauptgegenſtandes, der Anklage gegen Jonathan nämlich, gar keine Erwähnung geſchieht, ihm bloß bedeutet wird, „daß zur Vermeidung eines öffentlichen Skandals man auf die Herſtellung des Friedens bedacht ſein müſſe; daß ferner, um ihn in Ehren nach Altona wieder zurückzubringen, ſeitens der Generalſynode bei den drei Gemeinden ſollicitirt worden ſei; aber auch er allem Ingrimm entſagen, aller Leidenſchaftlichkeit Zaum und Zügel anlegen möge.“ Daß dieſe Antwort nicht nach dem Wunſche Emdens geweſen, be-

weisen die seinerseits hierzu gemachten Glossen,[1]) worin er sich besonders über die Furcht vor einem Skandale mißliebig zeigt, und im Gegentheile behauptet, ein solcher öffentlicher Kampf dürfte für das Heil und die Ehre des Judenthums nur förderlich sein; eine, Naturen wie der seinigen, ganz angemessene Ansicht, der aber ein ruhiger, gesetzter Charakter nie und nimmer beipflichten wird.

XXI.

Vielseitige Korrespondenz zur Ehrenrettung Jonathans.

Den 5. Kislev des Jahres 5512 (23. November 1751) fand zu Mir in Lithauen (zwischen Nieswicz und Novogrodek) eine Spezialsynode statt, wobei die fünf vorzüglichsten und größten Gemeinden des Großherzogthums nämlich: Sluck, Brzesc (בריסק), Grodno (הוראדנו), Pinsk und Wilna vertreten waren. Der zur brennenden Zeitfrage gewordene Amuletenstreit ward ebenfalls zur Debatte vorgebracht,[2]) heftige Stimmen gegen Emden wurden laut, und man wollte geradezu den Bann über ihn aussprechen. Allein der Rabbiner zu Sluck, Abraham Katzenellenbogen, ein Verwandter Emdens, stemmte sich gegen jede Ehrenkränkung seines Blutsfreundes, und man erließ bloß ein Anerkennungsschreiben an Jonathan, worin zugleich gegen alle seine Gegner im Allgemeinen der Bannfluch erhoben wird, welche Zuschrift selbst von A. Katzenellenbogen unterzeichnet worden ist. Diesem wurde hierüber vom Amsterdamer Rabbiner die bittersten Vorwürfe gemacht, worauf seinerseits zwar eine im ehrerbietigem Tone abgefaßte Entschuldigung erfolgte, die sich bloß über den wahren Thatbestand, keineswegs aber dahin ausspricht, daß zu Mir irgend ein Unrecht geschehen sei, wie Jacob Emden uns gerne glauben machen möchte.[3]) Auch wurde dieser Synodalbeschluß abermals in einer vom Rabbinatskollegium und Gemeindevorstande zu Brzesc ausgegangenen öffentlichen Ansprache an alle Gelehrten und Weisen Israels d. d. יום השישי לסדר ולפרס זלחבו איש ספר נפשו ולא יהיה בהם נגף לפ"ק (3. März 1752) aufs nachdrücklichste bekräftigt.[4])

Um diese Zeit kam nach Hamburg ein Abgesandter aus Palästina, Namens „Abraham Israel", der als Kenner der Kabbala allgemein renommirt war. Sein schriftlich abgefaßtes Urtheil über die Kameothfrage, datirt vom zehnten Tage nach der Omarzählung (9. April), lautet dem Inhalte nach also: „Ich habe von dem gewaltigen Sturm gegen den weit und breit

---

[1]) Thorath Hak. und Eduth Bej. — [2]) Luchoth Ed. p. 37. — [3]) Eduth Bej. p. 50 u. 51. — [4]) Luchoth Ed. p. 38 a ff.

anerkannten, in allen Enden der Welt berühmten Mann Kunde erlangt. Man verlangt von ihm eine einleuchtende Erklärung der in seiner Kameoth sich findenden Bezeichnung, welche Anforderung aber eine lächerliche, nichts als Unverständniß des Gegenstandes verrathende Thorheit ist. Kameothformeln können nicht erläutert werden, weil ihr innerer Sinn eigentlich unbekannt, und bloß eine traditionelle Ueberlieferung unserer Altvordern ist, die über deren Zusammenstellung wohl im Klaren gewesen, wir aber müssen uns in dieser Beziehung ganz auf sie verlassen wie ein Blinder auf einen Hellsehenden. Daß sie durch gewisse Kunstgriffe diesen Amuleten eine lezerische, auf Sabbathai Zwy, den gräulichen Scheusal, hinzielende Bedeutung unterschieben wollen, ist ebenfalls ein närrischer Unsinn. Gesetzt, es wäre Grund zu einem Verdachte, so hat man noch immer das Recht nicht, ein Verdammungsurtheil geradezu auszusprechen, um wie viel weniger über einen so hochstehenden Mann wie Jonathan. Bei dem allem habe ich bisher geschwiegen, obwohl mein Inneres voll Eifers für die Wahrheit glühete. Nun ich aber hierher nach Hamburg gekommen bin, machte ich dem genannten großen Manne meine Aufwartung und suchte ihn bezüglich seiner Kabbalakenntniß zu sondiren. Allein ich fand ihn so eingeweiht in der geheimen Wissenschaft, daß er in allen Weltgegenden, die ich bis nun gesehen, wohl seines Gleichen suchen dürfte. Jetzt entbrannte mein Zorn aufs höchste, daß man es wagen konnte, einen solchen vom Geiste Gottes begabten Mann anzugreifen und von ihm Rechenschaft zu verlangen. Dieser in seiner gar großen Bescheidenheit ersuchte mich auch, aus seinem Munde die wahre Auslegung der in seinen Amuleten vorkommenden Zeichen anzuhören. Als ich nun diese auf völlige, heilige Wahrheit beruhigende Rechtfertigung vernommen, da konnte ich mich nicht mehr bemeistern und in Gegenwart aller Anwesenden habe ich die Urheber dieses unseligen, den Namen Gottes entweihenden Zwistes verflucht, geächtet und verbannt. Wird der Allmächtige mich wieder wohlbehalten in meine Heimath gelangen lassen, dann will ich diese Angelegenheit den Weisen des heiligen Landes vortragen, und nicht eher mir Ruhe gönnen, als bis sie alle sich erheben und dort vor der Westmauer (des Tempels, die bekanntlich noch steht, vergl. „Das heilige Land" von J. Schwarz p. 216) den feierlichen Bannfluch aussprechen gegen alle jene, die sich freventlich erkühnten, den hochgelehrten Mann zu beschimpfen."

Das Rabbinatskollegium zu Konstantinopel wollte auch zur Dämpfung des immer weiter um sich greifenden Kampfes sein Schärflein beitragen. Dessen an sämmtliche Rabbinate Deutschlands stylisirtes Sendschreiben vom 1. Nisan (16. März) hebt die Größe Jonathan's auf eklatante Weise hervor, und bittet in bescheidenen, sanften und gemüthlichen Ausdrücken um Herstellung des Friedens, auf daß die Ehre Gottes und seiner heiligen Lehre nicht ferner entweiht werde, worüber die Engel der Liebe bittere Thränen vergießen. Die Originalzuschrift wurde an Mordechai Jafe (Schle-

finger) nach Wien eingesendet, und diesem die Vollmacht eingeräumt, selbe durch den Druck zu veröffentlichen, und an die betreffenden Rabbinen Exemplare zu übermitteln.

Endlich erhob auch das Rabbinatskollegium zu Prag, mit Simcha Poppers, dem Rabbiner zu Teplitz und dessen Bezirk, an der Spitze, seine gewichtige Stimme zu Gunsten des einstmaligen Kollegen und präsidirenden Oberhauptes. Anfänglich erging von dieser Seite eine Zuschrift sowohl an Jacob Josua wie auch an Arieh Löw, man beklagte sich hierin über das maßlose Unrecht jenes in Kapitel XVIII. erwähnten, von dem bekannten Triumvirat abgefaßten „Urtheilsspruches". Jacob Josua gab eine einfache Antwort, indem er die fünf von Seiten der Notare zu Metz legalisirten Amulete einsandte, die, wie er behauptete, keine andere, als die auf den Sabbathianismus deutende Auslegung zuließen; daher zur Herstellung des Friedens kein anderer Ausweg vorhanden sei, als daß beide Partheien einem gemeinschaftlich gewählten Schiedsgericht sich unterziehen mögen. Hierauf erfolgte eine scharfe Entgegnung. „Man zeihet ihn offen des längst gehegten Hasses und Neides gegen Jonathan, wodurch er auch jetzt veranlaßt worden sei, sich von schlechten verworfenen Menschen zu Schritten verleiten zu lassen, die allen Notabilitäten und Gottesgelehrten zu Frankfurt höchst mißliebig seien. Die gegen den im Nigleh wie im Nistar hochgelehrten, bezüglich seines Lebenswandels heiligen Jonathan erhobene Anklage sei durch und durch nichtig, indem Kameothformeln an und für sich willkürlich gedeutet werden können, dazu noch die von den Gegnern gegebene Deutung eine sehr gezwungene und abgeschmackte wäre, die der Verfasser keineswegs im Sinne haben konnte. Jonathan sei durch seine allgemeine bewährte Tugend über jeden Verdacht erhaben, man sei durchaus nicht berechtigt von ihm Rechenschaft zu verlangen, jetzt um so weniger, da er selbst bereits den Bannstrahl gegen die sabbathianischen Sektirer geschleudert. Bei dem allem sei auch bereits dem Willen Jacob Josua's, den Gegenstand einem aus anerkannten Rabbinen bestehenden Tribunal vorzulegen, vollkommen Genüge gethan, indem die Elite der rabbinischen Autoritäten, denen Jonathan die von ihm gebräuchlichen Kameothformeln zur Beurtheilung übergeben, diese für heilig und authentisch erklärt hat."

Arieh Löw schrieb ebenfalls an das ganze Rabbinatskollegium, aber nicht in so gemessener Einfachheit, wie Jacob Josua, sondern mehr im anzüglichen, gereizten Tone, schmähete nebenbei auf Samuel Essingen und bemühete sich, seinen Schwager J. Emden dadurch zu entschuldigen, daß er versicherte, dessen Absicht sei eine reine, er kämpfe bloß zur Ehre und Verherrlichung des allerhöchstens Wesens. Das ganze Rabbinatskollegium fand sich durch dieses Schreiben beleidigt und ließ durch eine derbe Zurechtweisung dem Amsterdamer Rabbiner eine weidliche Züchtigung zu Theil werden. Man gab ihm zu verstehen, „daß er sich im stolzen Eigendünkel gewaltig überhebe, daß er auf der Stufe der Erkenntniß keineswegs so

hoch stehe, mit belehrenden Floskeln um sich werfe, die aber nichts Neues, nur längst Bekanntes enthalten; übrigens er in keinerlei Beziehung mit Jonathan sich messen dürfe, gegen den er von jeher eine feindselige Gesinnung an den Tag gelegt. Was Samuel Essingen anbelangt, sei dieser, nach der vox populi zu schließen, ein grundgelehrter, ehrlicher und rechtschaffener Mann; sein Schwager Emden hingegen ein arroganter insolenter Starrkopf, der im Vergleich mit Jonathan viel zu wenig Bedeutung habe, und bei demselben noch immer in die Schule gehen dürfte. Auch die Vermessenheit Arieh Löw's, der sich erdreistete, alle Jonathan zur Seite stehenden Rabbinen „einen Verein schlechter Wichte" zu schelten, wird mit scharfer Rüge belegt und ihm schon daraus seine blinde Parteilichkeit nachgewiesen, daß er willkürlich, wie es ihm gerade taugte, die Großen erniedrigt, und die Niedrigen erhoben hat.[1])"

Unter allen eingelaufenen Korrespondenzen ragte aber Eine durch klare Beleuchtung wie neue sinnige Auffassung des Gegenstandes besonders hervor, deren Verfasser „Jecheskel Landau" gewesen, die es sowohl wegen ihres gediegenen Inhaltes, als auch wegen der ausgezeichneten Persönlichkeit des Autors verdient, in einem eigends ihr gewidmeten Kapitel besonders und ausführlich behandelt zu werden."

XXII.

Jecheskel Landau.

Der einzige Sohn des reichen, angesehenen und talmudisch gelehrten Juda Landau, war „Jecheskel" den 18. Marcheschwon 5474 (6. November 1713) zu Apta geboren, und zeigte schon frühzeitig überlegene Geisteskraft. In seinem zwanzigsten Jahre Oberpräsident der zu Brody bestehenden vier rabbinischen Gerichtskollegien erhielt er 10 Jahre darauf einen Ruf nach Jampol in Podolien, allwo er als Rektor einer talmudischen Akademie vorstand, die sich eines zahlreichen Auditoriums erfreuete.[2]) Obwohl noch jung an Jahren, aber voll hoher Einsicht und scharfen tiefdringenden Verstandes trat er in der Fehde mit Jonathan als Vermittler, nicht als Kämpfer auf. Sein an sämmtliche jüdische Gemeinden, vorzüglich aber an die zu AHW, Amsterdam, Frankfurt und Metz gerichtetes Sendschreiben ist schon seiner äußern Form nach voll Anmuth und Lieblichkeit. Die Diktion ist, wenn auch nicht korrekt und fehlerfrei, doch von flüssiger unge-

---

[1]) Luchoth. Ed. p. 41. a. u. b. — p 40. b. — p. 6 b. — 8 b. — [2]) Vorrede zu Noda Bihuda II. Lieferung.

zwungener Leichtigkeit, hie und da zur zierlichen Poesie sich erhebend. Was den innern Gehalt betrifft, so ist derselbe nicht bloß durch überraschende dialektische Gewandtheit, reiche, logisch geordnete Gedankenfülle ergötzlich, sondern führt auch, durch umsichtiges Zusammenfassen alles zur Sache Gehörigen, zur klaren Ueberzeugung. Nicht minder offenbart sich darin eine ernste, würdevolle und charakterfeste Selbständigkeit, verbunden mit strenger Unpartheilichkeit und aufrichtiger Wahrheitsliebe. Wir wollen die Quintessenz des dort Gesagten hervorheben und übersichtlich zusammenstellen.

„Die seitens des Vorstandes der drei Gemeinden über J. Emden verhängte Strafe kann nicht gebilligt werden. Hat er sich auch schwer vergangen, so ist ein Mensch im Uebermaße seines Schmerzes doch nicht zurechnungsfähig; auch muß von einem so hochgelehrten Manne wie dieser vorausgesetzt werden, nur heiliger frommer Feuereifer, keineswegs aber eine unlautere Absicht sei das Motiv seiner Handlungsweise gewesen; wenngleich sein gegen Jonathan gehegter Verdacht falsch gewesen, so hat er j: damit nur eines Irrthums, keineswegs aber einer Schlechtigkeit sich schuldig gemacht. Man möge daher ihn zu versöhnen und wieder in Ehren einzusetzen sich bestreben. Die dem Amsterdamer Rabbiner durch die von Mähren aus an ihn gesandte Zuschrift zugefügte Ehrenkränkung (vergl. XVI. zu Ende) ist ein Werk ungemeiner Frechheit, worüber jeder Redlichgesinnte sich entsetzen muß. Gegen Jonathan ward aber nicht minder arg gefrevelt. Wie durfte das Metzer Rabbinat sich unterfangen in Abwesenheit des Angeklagten Zeugenschaft wider ihn ablegen zu lassen? Was die eingeschickten Amulete anbelangt, dürften, offen gestanden, wohl dieselben den Verfasser — hätte man als solchen nicht den über all dergleichen Argwohn erhabenen Jonathan genannt — als des Sabbathianismus verdächtig erscheinen lassen; allein dieses wäre immerhin nur ein Verdacht, der uns blos berechtigte, eine Untersuchung gegen den Verfasser einzuleiten. Ein sicheres Urtheil kann aber aus dem bloßen Anblick der Amulete durchaus nicht abgegeben werden; wer kann denn in den Grund des Herzens hineinblicken? Besonders muß man bei einem solchen wichtigen Gegenstande, der quasi das Leben berührt, höchst vorsichtig sein. Hat ja die unbefugte Zeugenannahme zu Metz nicht sichergestellt, daß nicht Fälschungen vorgegangen, bevor die Amulete an das Rabbinat eingelangt sind? Von einer entschiedenen Ueberzeugung kann also hier die Rede nicht sein, bloße Vermuthungen, die man etwa erheben dürfte, können aber auch nur dann geltend gemacht werden, wenn dieselben einen gewöhnlichen Alltagsmenschen betreffen würden. Ganz anders jedoch verhält es sich bei einer so ausgezeichneten Persönlichkeit wie Jonathan, da muß im vorhinein jede Verdächtigung unterdrückt werden; nicht der leiseste Zweifel darf seinen hochgepriesenen allgemein mit größter Verehrung genannten Namen beflecken. Hat ja auch das Buch „Kohelet“ unsern Alten manchen Skrupel veranlaßt, dennoch wagte es Niemand, dessen Autorität anzutasten, und zwar aus dem Grunde

nicht, weil Anfang und Schluß dieses heiligen Buches Gottesfurcht lehrt.[1]) Ist dieses bei Jonathan nicht ebenso der Fall? Von Jugend auf hat er durch Lehre und Beispiel den Namen des Allerherrlichsten verherrlicht, da seine große Gelehrsamkeit wie sein fernerer Lebenswandel notorisch; ferne sei es daher, irgend einen üblen Gedanken gegen ihn im Herzen aufkeimen zu lassen. Enthält nicht das Buch des Propheten Jecheskel gar viele Widersprüche, haben deshalb unsere Weisen den Gottesmann verdächtigt? Gaben sie sich nicht vielmehr Mühe dessen Worte zu erläutern und die vermeintlichen Inkonvenienzen zu rechtfertigen? Möge aber nun das Verfahren unserer alten Lehrer auch uns zur Richtschnur dienen. Eben wie diese Willens waren das genannte prophetische Buch aus angegebenem Grunde den Augen der Menge zu entziehen,[2]) so sollte mit vorliegenden Amuleten, da sie einmal Zweideutigkeiten zulassen, ebenso geschehen. Alle die dieser Amulete sich bisher als Heilmittel bedient, werden unter Androhung des Bannes aufgefordert, selbe sogleich abzulegen, den rabbinischen Kollegien ihres Ortes einzuliefern, allwo sie ungeöffnet eingethan, oder, was noch gerathener wäre, an ihren ursprünglichen Verfasser Jonathan eingeschickt werden sollen, welch letzterer sie dann für immer der Oeffentlichkeit zu entrücken hat. Uebrigens ist deren Gebrauch von heute an völlig untersagt. Sollte auch dieser Ausspruch Jonathan mißliebig sein, es bleibt nichts anderes übrig, um den Stein des Anstoßes zu beseitigen. Sind die Kameoth auch ohne Zweifel heiligen Ursprungs, so haben sie doch einmal ein allgemeines Aergerniß gegeben, und können dem Judenthum mit der Zeit noch größeres Verderben bereiten, indem das Unwesen des Sabbathianismus, das in Podolien und Pokutien von jeher Wurzel gefaßt, darin eine Stütze finden, dieses Ereigniß ausbeuten, und sich unter der Aegide Jonathans, diesen als Gesinnungsgenossen sich aneignend, bergen dürfte. Wirklich soll, wie man leider hört, diese Besorgniß nicht ungegründet sein, da die Sektirer sich jetzt schon damit brüsten, einen so großen Mann zu den ihrigen zählen zu können. Tritt nun dieser verderbliche Fall schon jetzt ein, wie erst, wenn Jonathan — Gott verlängere seine Lebenstage — einst das Zeitliche segnen wird? welches schwere Unheil wäre von der falschen Auslegung dieser Amulete nicht zu befürchten? Darum, wo einer Entweihung des göttlichen Namens vorzubeugen, da darf auf den größten Lehrer nicht Rücksicht genommen werden. Ward ja zu Zeiten Hiskia's sogar die auf Befehl Gottes von Moses verfertigte kupferne Schlange der Vernichtung preisgegeben, weil dadurch Israel zum Bösen verleitet worden,[3]) bei den Amuleten kann das Nämliche sich leicht ereignen. Darum nehme man keinen Anstand, sie einzuziehen und zu beseitigen, mache jedoch, um auf dem Verfasser keinen falschen Verdacht haften zu lassen, allenthalben den Grund dieser Handlungsweise bekannt. — Hinsicht-

[1]) Tractat. Sabbath. 30 b. — [2]) ibid. 13 b. — [3]) Buch der Könige II. 18, 4. Tractat. Pesachim. 56 a. —

lich des Verhaltens gegen Jonathan ist ihm wie bisher alle Welt die größte Hochachtung und Ehrerbietung schuldig. Fluch ladet derjenige auf sich, der ihm nahe zu treten wagen dürfte. Besonders liegt es den drei Gemeinden zu A H W ob, ihr geistliches Oberhaupt mit der tiefsten Ehrfurcht, wie bis jetzt zu behandeln; die sich unterfangen, klagbar bei der Behörde gegen ihn aufzutreten, sind dem ewigen Banne anheimgefallen, verbannt seien sie in diesem, verbannt in jenem Leben! Ebenso laden alle jene, die ungebührlich von ihm sprechen, oder Ehrenrühriges gegen ihn durch den Druck veröffentlichen, den herbsten Bannfluch auf sich. Möge aber auch Jonathan fernerhin der Amuletenabfassung und deren Vergebung sich enthalten, um besser jeden Anstoß zu vermeiden. Sonst bedarf es seinerseits keiner weitern Entschuldigung, nachdem er bereits gegen die Sekte der Sabbathianer mit aller Energie aufgetreten, und dadurch jeden schlimmen Verdacht von sich abgewälzt hat."

Diese mit kluger Besonnenheit, reifer Ueberlegung und unparteiischer Aufrichtigkeit geschriebene Epistel — datirt v. Monate Siwan 5512 (Juni 1752) — verfehlte nicht, eine ungemeine Sensation hervorzubringen. Die Feinde Jonathans geriethen in Verlegenheit, und Jakob Emden in seinem wilden, unbändigen Jähzorn verfaßte eine eigene Broschüre als Entgegnung, פתח עינים genannt, worin er nach seiner Weise J. Landau auf die erbärmlichste Art herunterreißt. Letzterem aber trug dieses Schreiben goldene Früchte, er erlangte dadurch nichts weniger als — das Oberrabbinat zu Prag. Jacob Josua und Arieh Löw waren ob dieser Ernennung äußerst betroffen,[1]) hatte doch letzterer diesen Posten bereits zugesagt erhalten, und Emden machte seinem Ingrimm in den bittersten Verläumdungen gegen Landau Luft. Dieser erwiderte natürlich nichts hierauf, sondern revanchirte sich bloß mit einem drastischen Witz; er wandte nämlich auf den Kalumniator folgenden talmudischen Spruch an: „Das einen tollen Hund kennzeichnende Merkmal ist: „„geiferndes Bellen ohne gehört zu werden!"" [2]) — Ferner wird ihm in Betreff des von Emden verfaßten vortrefflichen Gebetbuches das Calembourg nachgesagt: „Ein Meschuggener (bedeutet eigentlich „ein Toller"; diese Benennung wird aber auch einem etourd und unüberlegt handelnden Menschen beigelegt) soll einen solchen Siddur (ein nicht zu übersetzendes Wortspiel; Siddur bedeutet sowohl „Gebetbuch" als „Gesetzheit des Charakters") haben!"

Im Herbste 1754 zog J. Landau in Prag ein, und wußte durch sein umsichtiges, uneigennütziges und thatkräftiges Wirken sich allenthalben die größte Anerkennung und tiefgefühlte Hochachtung zu erwerben. Beinahe 40 Jahre stand er, als Stern erster Größe am rabbinischen Horizonte glänzend, der prager Gemeinde vor, und ging am 17. Jjur 5553 (22. April 1793) in seinem 80. Lebensjahre mit Tode ab.[3])

---

[1]) פתח עינים p. 13 b. [2]) — Tractat. Joma p. 83 b. — [3]) Vorrede zu N. B. II. Lief.

Wohl war es die halachische Literatur allein, der er alle Kraft seines Riesengeistes widmete; allein seine Leistungen auf diesem Felde zeigen von genialer Größe. Die halachischen Werke des Maimonides bildeten seine Lieblingsstudien, selbe mit aller Gründlichkeit zu durchforschen, war sein eifrigstes Bestreben. Ausgezeichnet durch originelle Auffassung, glückliche Combination und die das wahre Genie charakterisirende Gabe „stets das Wahre und Rechte herauszufinden," wußte er jede ihm vorgelegte das Wesen der Halacha berührende Frage mit präciser Entschiedenheit zu beantworten, wodurch auch seine unter dem Titel: נורא ביהודה herausgegebene Sammlung RGA mit allgemeiner Akklamation aufgenommen, und den besten werthvollsten Werken dieser Art angereiht worden ist. Auch in der Kabbala soll er sehr bewandert gewesen sein, bekannte sich aber nie als Verehrer derselben, sondern sagt oft in seinen Schriften: „Ich befasse mich mit der Geheimlehre durchaus nicht."[1]) Der selige, als Orientalist allgemein bekannte „Wolf Maier" hat uns folgende, die Denkweise Landau's über die Kabbala genau bezeichnende Anekdote mitgetheilt. Er, Maier nämlich, kam als Knabe von dreizehn Jahren nach Prag und unterzog sich allda bei dem mit dem Oberrabbiner an der Spitze versammelten Rabbinatskollegium einem Examen aus dem Talmud, welches zur vollsten Zufriedenheit der Examinatoren ausfiel. Nun ward dem Examinirten das Prädikat „Chaber" zuerkannt, und ihm hierüber ein schriftliches Zeugniß ausgestellt, wobei Michael Bacherach, dazumal erster Rabbinatsassessor folgende Worte an Maier richtete: „Wir beehren dich hiermit mit dem Chabertitel in der Hoffnung, du werdest ferner dem Talmudstudium mit größtem Eifer und Fleiße obliegen. Allein es ist nicht genug, mein Kind, den Verstand nur auszubilden, trachte auch an Gottesfurcht und Frömmigkeit stets zuzunehmen. Zu diesem Ende rathen wir dir, täglich ein Kapitel aus dem ספר חסידים oder ראשית חכמה (zwei mit der Geheimlehre in innigster Berührung stehende Andachtsbücher) nachzulesen. Hastig entgegnete hierauf J. Landau: „Ach, lasset mich in Ruhe, Rabbi Michael, mit dem ראשית חכמה und mit dem ספר חסידים!" und zu Maier sich wendend sagte er: „Der ר"ן soll sein dein ראשית חכמה und der ר"אש (ר"ן und ר"אש bekanntlich zwei Matadoren der Halacha) dein ספר חסידים". — Sein scharfer, durchdringender Verstand einerseits, wie auch die durch die Kabbala vorzüglich in Polen entstandenen Schismen andererseits hatten ihn gegen die geheime Wissenschaft mißtrauisch gemacht, die er darum auch aus der Liturgie wegzudrängen trachtete. Wohl mußte er in dieser Beziehung sehr behutsam zu Werke gehen, wagte es auch nicht, sich durchgreifende Maßregeln zu erlauben; allein einzelne ihm entfallene Aeußerungen lassen diese Absicht deutlich erkennen. Zur Feier des Laubhüttenfestes kaufte er stets einen an Pracht und Schönheit ausgezeichneten Eßrag. Als nun jemand einmal sich dessel-

[1]) N. B. 1. Lieferung Abtheilung II. 93.

ben bedienen wollte, um die übliche Benediction zu sprechen, zuvor aber das bekannte, kabbalistische Formeln enthaltende, mit יהי רצון beginnende Gebet rezitirte, wollte ihm Landau aus Unwillen darüber den Eßrag nicht mehr in die Hände geben.[1]) Auch läßt es sich nicht in Abrede stellen, daß wenn er auch Jonathan die ihm gebührende Anerkennung nicht versagte, er demselben doch, seines kabbalistischen Treibens wegen, im Herzen durchaus nicht geneigt war, und hat er auch wirklich bei einer später zu erzählenden Gelegenheit (XXVI.) in einem Privatschreiben sich gegen denselben offen erklärt. Jonathan faßte sogar den Entschluß, da die Anfechtungen zu AHW kein Ende nehmen wollten, als Privatmann nach Prag zurückzukehren (siehe Or Lajescharim p. 16). Die prager Gemeinde, die letztern hochverehrte, verwendete sich auch eifrig bei der Staatsregierung, demselben die Erlaubniß zur Rückkehr in die österreichischen Staaten auszuwirken. Landau bezeigte sich hiermit nicht einverstanden, wurde aber hierüber von dem Talmudgelehrten „Abraham Bondy" — Vater des seligen, vor ungefähr 30 Jahren mit Tode abgegangenem Prager Rabbinatsassessors „Veit Bondy" — auf eine derbe Weise zur Rede gestellt.[2])

Die den Verstand wenig ansprechenden, zumeist die Phantasie beschäftigenden Lehren der geheimen Wissenschaft hatten für den nüchternen unbefangenen Sinn Landau's keinen Reiz. Die Halacha bildete sein Lebenselement; Erhaltung und Verbreitung des allgemein rezipirten Gotteswortes betrachtete er als alleinige Aufgabe der Israeliten, wofür er leben und sterben müsse. Drohete der am Sinai geoffenbarten Lehre nur die leiseste Gefahr, trat er mit heiliger, feuriger Begeisterung in die Schranken. Solcher Feuereifer trieb ihn auch an, im Jahre 1782, gegen die Mendelsohnische Uebersetzung des Pentateuch den Bannstrahl zu schleudern, den er aber bald darauf zurückgenommen, sich sogar nachher zu Gunsten des gelehrten Mendelssohn ausgesprochen hat.[3]) Wohl lebt keiner der Schüler Landau's mehr in Prag, dennoch gedenkt man daselbst des „Prager Raw" noch immer mit vieler Pietät.

XXIII.

Lossprechung Jonathan's.

Die dänische Regierung nahm von der gegen Jonathan eingereichten Klageschrift nur insoweit Notiz, daß sie fünfzehn der wichtigsten Klagepunkte daraus hervorhob, und den Angeklagten hierüber zur Ver-

[1]) Flekles Teschuba Meahabah I. No. 1. — [2]) Eine in Prag allgemein bekannte Thatsache. — [3]) אל"ם von אגרות רמ"ד p. 10. b.

theidigung aufforderte. Besonders ward ihm aufgetragen, über das zu Hamburg, an die in gesegneten Umständen befindliche junge Frau, vergebene Amulet eine in deutscher Sprache ausgearbeitete, leicht faßliche und umständliche Erklärung abzugeben; so daß die hohe Behörde in den Stand gesetzt werde, Wesen und Inhalt desselben beurtheilen zu können.[1]) Dieses war aber für Jonathan, wie jeder leicht einsehen wird, eine höchst schwierige, sogar fast unmögliche Aufgabe; da ward ihm durch zwei gelehrte Männer christlicher Konfession aus der Verlegenheit geholfen, die es sich angelegen sein ließen, ihn der Staatsregierung gegenüber zu rechtfertigen. Der Eine, Karl Anton, jüdischer Konvertite und Lektor der hebräischen Sprache auf der Universität zu Helmstädt im Herzogthume Braunschweig, edirte zu diesem Ende eine Schrift, betitelt: „Kurze Nachrichten von dem falschen Messias Sabbathai Zwy und den neulich seinetwegen in Hamburg entstandenen Bewegungen;" Wolfenbüttel bei Johann Christoph Meisner, 1752. Jonathan wird darin von dem gegen ihn gehegten Verdacht freigesprochen, dafür aber Jacob Emden der Infamie beschuldigt, den ganzen Allarm nur aus neidischer Boshaftigkeit hervorgerufen zu haben, weil nämlich er selbst auch auf das Rabbinat der Tripelgemeinde aspirirt, Jonathan hingegen ihm vorgezogen worden sei.[2])

Auch David Megerlin, Professor zu Frankfurt am Main, gab eine Schutzschrift zu Gunsten Jonathan's heraus unter dem Titel: „Geheime Zeugnisse für die Wahrheit der christlichen Religion, aus 24 neuen und seltenen jüd. Amuleten und Anhängzetteln gezogen;" Frankfurt und Leipzig, 1756. Der falsche Verdacht gegen Jonathan wird hier ebenfalls widerlegt, dafür aber die Behauptung aufgestellt: „Der Verfasser der Amulete wäre eigentlich — Bekenner des Christenthums, indem der Name seines Stifters in den hier angebrachten Charakteren auf versteckte Weise enthalten sei."[3])

Jonathan wies ferner nach, daß die Elite der polnischen und deutschen Rabbinen auf seiner Seite, und so überzeugte sich die Regierung von dessen völliger Schuldlosigkeit. Um jedoch auch die Legalität der Rabbinerwahl — da selbe, wie oben Kap. XVIII. angegeben, von der Gegenpartei angefochten wurde — sicherzustellen, ließ die Staatsbehörde alle stimmfähigen Gemeindemitglieder zu einer neu vorzunehmenden Rabbinerwahl zusammentreten, und natürlich entschied sich eine überwiegende Majorität für Jonathan.[4]) Sonach erfolgte von oben herab dessen völlige Lossprechung und Bestätigung im Amte, zugleich auch der Befehl, daß keiner mehr von den Amu-

---

[1]) Luchoth Ed. Vorrede. — [2]) Wir haben das Werk selbst nicht gesehen, dessen hier angegebenen Inhalt bloß aus Eduth. Bej. entnommen. — [3]) Auch Megerlins Werk liegt uns nicht vor, wir wissen den Titel bloß aus Fürst Bibl. Heb., sowie dessen Inhalt aus Eduth. Bej. — [4]) ibid. p. 63 b.

leten zu sprechen sich erlauben möge. — War Jonathan auch seitens der Regierung für unschuldig erklärt, so verstand er sich doch dazu, um seine unbefleckte Reinheit in den Augen Aller zu konstatiren, und nicht den leisesten Verdacht auf sich haften zu lassen, die Entscheidung über die Amulete einem in Uebereinstimmung beider Parteien gewählten, aus drei Rabbinen zu bestehenden Gerichtskollegium zu überlassen, vor dieses Gericht sich jederzeit persönlich stellen zu wollen, und demselben seine Rechtfertigung mündlich vorzutragen. Man einigte sich beiderseits dahin, die Oberrabbinen zu Glogau und Lissa als von den Parteien bestimmte Schiedsrichter anzuerkennen, welche beide wieder darin übereinkamen, den Präses des Berliner Rabbinatskollegiums als dritten im Bunde aufzunehmen. Von dem Rabbinatskollegium zu Lissa im Vereine mit dem Oberrabbiner daselbst erging sogar ein Schreiben d. d. 14. Schebat 5513 (19. Jänner 1753) an Jonathan, um zur allseitigen Befriedigung den Gegenstand zu vermitteln, das bestellte Schiedsgericht sobald als möglich ins Leben zu rufen; in diesem Schreiben ward auch schon wegen Bestreitung der allenfallsigen Unkosten das Nöthige besprochen. Die Gegenparthei zauderte zwar lange zur Wahl des Glogauer Rabbiners ihre Zustimmung zu geben, indem sie vorschützten, derselbe wäre seines hohen Alters wegen nicht mehr bei gesunder Vernunft. Da sich aber diese Ausflucht als grundlos erwies, ward endlich ungefähr zwei Monate nachher — nahe am Pessachfeste (im Monat März) — ein gerichtlicher Kompromiß zu Stande gebracht, wo die vorgenannten drei Rabbinen von beiden Seiten als Schiedsrichter, deren auszusprechendes Urtheil Endgültigkeit haben sollte, anerkannt wurden. Indessen ereigneten sich zwei Zwischenfälle, die das Zusammentreten der drei Rabbinen einstweilen verhinderten, bis endlich ein dritter Kasus das ganze Vorhaben vernichtete und so der gut eingeleitete Plan zur Herstellung des Friedens gänzlich scheiterte.

Den 2. März 1753 war, wie bereits oben Cap. 1. in einer Anmerkung mitgetheilt worden, der mährische Landrabbiner Beruſch Eschkeles zu seinen Vätern heimgegangen, und als bald darauf dieser Posten wieder besetzt werden sollte, fiel die Wahl der mährischen Landesvertreter auf Jonathan, der auch diesem Rufe mit Freuden gefolgt wäre, würde nicht ein unüberwindliches Hinderniß dieses unmöglich gemacht haben. Welches dieses Hinderniß gewesen, wird nicht angegeben, wir vermuthen aber, daß hier die Verweisung Jon. aus österreichischen Staaten gemeint sei. Indessen hielt dieses natürlich Jonathan einstweilen zurück, sich vor die kreirte Untersuchungskommission zu stellen, bis inzwischen ein zweiter Verhinderungsfall eintrat. Der erste der drei gewählten Schiedsrichter, nämlich „Mordechai, Rabbiner zu Lissa", schied ebenfalls aus dem diesseitigen Leben, und anstatt seiner mußte eine neue Wahl vorgenommen werden. Als dessen Stellvertreter wurde durch beiderseitiges Uebereinkommen sein „Bruder Abraham" auserkohren, dem auch das Rabbinat zu Lissa übertragen worden war. Dieser

befand sich aber in einer ganz entfernten Gegend im Großherzogthum Lithauen, und die Sache zog sich in die Länge bis nahe an das Chanukafest des Jahres 5514 (Dezember 1753). Nun waren alle Hindernisse beseitigt, Jonathan glaubte die Sache sei auf dem besten Wege und wandte sich schon mit einem Ersuchsschreiben an die schiedsrichterlichen Kommissäre ihm Zeit und Ort festzusetzen, wo er alsdann sogleich trotz der rauhen Jahreszeit sich auf die Reise begeben wolle.

Während aber die Verhandlungen über das Zusammentreten der Schiedsrichter im Zuge waren, hatten die Heerführer der Gegenparthei, das schon oft genannte Triumvirat, ein neues Manöver begonnen, wodurch alle bisher zur Herstellung des Friedens mit vieler Mühe errichteten Anstalten mit einem Schlage niedergerissen worden waren. Unter ihrer Aegide wurde nämlich zu Altona ein Werk unter dem Titel אספקלריא המאירה (klarleuchtender Spiegel) aufgelegt, ein Produkt niedriger Böswilligkeit. Jonathan wird darin mit Schmähungen überhäuft, „er habe mit der Angabe, als seien die größten Gelehrten Israels auf seiner Seite, die Staatsregierung belogen; die seine Parthie halten, wären ein Klubb elender müßiger Vagabunden (ישבי קרנות), vorzüglich wurden Samuel Essingen und Elias Olajnow heruntergerissen; ferner müsse der Angeklagte nicht nur über die Kameoth, sondern auch über die von ihm verfaßten ketzerischen Bücher „אילת אהבים" und „יאבא היום אל העין" Rechenschaft ablegen;[1]) endlich wird auch der frühere Ausspruch, bezüglich eines aus drei unparteiischen Rabbinen einzusetzenden Schiedsgerichtes, dahin abgeändert, daß nur sie allein, die Rabbiner zu Frankfurt, Amsterdam und Metz nämlich, den endgültigen Urtheilsspruch zu fällen hätten, vor ihr Tribunal müsse Jonathan erscheinen, jedoch sei es ihm bewilligt, sich nach seinem Belieben Beisitzer zu wählen." Jonathan stutzte nicht wenig, als er diese Impertinenz zu Gesichte bekam, beklagte sich auch hierüber bei dem Gemeindevorstande zu Worms; allein die Hoffnung auf Frieden war vereitelt. Denn der Rabbiner zu Glogau legte sein Mandat als Mitglied vorgenannter Kommission sogleich nieder, indem er mit vollstem Rechte sich dahin äußerte: „die Bemühungen des Schiedsgerichtes wären durch die Behauptung der Gegenparthei, „daß nur ihnen das Richteramt hier zustehe, im vorhinein für vergeblich erklärt,

---

[1]) Dieses waren eitle falsche Beschuldigungen. Das vorgeblich von Jonathan verfaßte אילת אהבים reduzirte sich auf ein einfaches, harmloses Lied, das weiter unten (XXVIII. B. 4) näher bezeichnet wird; von יאבא היום אל העין haben wir bereits oben (X.) gesprochen, Jonathan kannte dasselbe gar nicht. J. Landau forderte ihn auf, über dasselbe, um allen Verdacht von sich abzuwälzen, das Maledictum und zwar nicht bloß im Allgemeinen, sondern in allen seinen einzelnen Bestandtheilen, Blatt für Blatt auszusprechen; er betheuerte, von demselben gar keine Kenntniß zu haben, nahm aber keinen Anstand, den ihm angegebenen ketzerischen Inhalt desselben mit dem Banne zu belegen. (Luchoth. Ed. Vorrede).

wozu also etwas unternehmen, wenn dabei kein Erfolg zu erzielen sei?" — Jonathan versuchte noch einmal den Weg der Güte, schrieb in demüthigem Tone an Jacob Josua, warum er nicht dem graden Rechte seinen Lauf lasse, und die Zusammensetzung eines Gerichtes aus unpartheiischen Männern mit Gewalt hintertreibe; allein dieser blieb für alle Bitten taub, keine Antwort erfolgte.

Inzwischen ließen die Gegner alle Minen springen, um eine kompetente Instanz, wie die polnischen Synoden, zu einem Verdammungsurtheile gegen Jonathan zu bewegen, ihre Bemühungen waren aber vergeblich. Der Kredit Jonathans war zu fest gegründet, als daß redlich gesinnte Männer denselben antasten wollten; auch waren die ausgesprengten Gerüchte gar zu arg und standen mit dem akkreditirten Rufe Jonathan's in gar zu grellem Widerspruche, so daß kein Unbefangener sich dadurch blenden lassen konnte. Jacob Emden hatte bereits beim Beginne des Streites fast an alle Rabbinen Deutschlands Rundschreiben zirkuliren lassen, fand jedoch wenig Anklang, erhielt von vielen gar keine Antwort; für welche Geringschätzung er sich mit der in Eduth. Bej. gemachten Bemerkung rächte: „es thue ihm hinterdrein sehr leid, solchen ehrlosen Leuten mehr Achtung, als ihnen zukommt, erwiesen zu haben, und nur die dringenden Zeitumstände hätten ihn dazu vermocht." Auch von der Gemeinde zu Mantua, die er um Beistand anrief, war er mit derselben stillschweigenden Verachtung behandelt worden, trotzdem er derselben in früheren Zeiten einen erheblichen Dienst geleistet hatte; findet daher ein solches höchst undankbares Benehmen ganz unbegreiflich, entschuldigt solches blos damit, daß möglicherweise seine Zuschrift nicht angekommen sein mochte. Im Jahre 1752 kehrte Jacob Emden aus Amsterdam wieder nach Altona zurück, und nun ging aus der in seinem Hause befindlichen Handpresse ein Pamphlet nach dem andern gegen Jonathan hervor, welches aber dem Geschmäheten wenig schadete, und nur dem Schmähenden zur Schande gereichte. Letzterer ward sogar bei der Regierung hierüber verklagt, und es wurden ihm seine sämmtlichen Schriften seitens der Staatsbehörde konfiszirt. (Eduth Bej.)

Arieh Löw und dessen Sohn Hirschel, dazumal Privatier in Glogau, sowie Isac, Rabbiner zu Biala im Krakauer Gebiete, Sohn des Meir, früheren Rabbiners zu Proßnitz, erließen an alle deutschen, polnischen und italienischen Gemeinden Zirkuläre, die zum Kampfe für's Judenthum und gegen Jonathan, der als Feind desselben bezeichnet wurde, aufforderten; sahen sich aber in ihren Erwartungen getäuscht und konnten das gehoffte Ziel nicht erreichen. Isac von Biala erließ nicht nur einen Aufruf an die den 12. Tamus 5512 (24. Juni 1752) zu Constantinow tagende Generalsynode, sondern scheuete keine Spesen, selbst dahin zu reisen und persönlich die Mitglieder derselben zu bearbeiten, sie zu einem grandiosen Schritt gegen Jonathan anzufeuern; allein alle diese Machinationen fruchteten nichts, der Angefeindete blieb unangefoch-

ten.[1]) Zwar ließen sich einzelne in der Menge verhallende Stimmen gegen den Verfasser jener allenthalben kursirenden Amulete vernehmen, welche Jacob Emden wegen seines Eifers gegen dergleichen Unfug beloben; allein wenn man diese im Eduth Bejaakob vorliegenden Briefe genauer betrachtet, so wird darin eigentlich von der Persönlichkeit Jonathan's gar nicht gesprochen, sondern größtentheils nur gegen die Verbereitung jener mit falschem Kommentar versehenen Amuleten geeifert; ja nicht selten beabsichtigten die Verfasser dieser Briefe eigentlich Jonathan zu beschützen; drückten aber in ihrer Einfalt, weil sie den wahren Sachverhalt nicht kannten, sich derart aus, daß sie leicht mißverstanden und von den Gegnern zu den Ihrigen gezählt werden konnten. Ein deutlicher Beweis hiervon liegt uns in der Handlungsweise des Rabbiners zu Duklo in Kleinpolen, Namens „Isac", vor. Dieser beschwerte sich nämlich wegen des nicht zu duldenden Unfugs jener kursirenden Amulete, die sabbathianische Häresie enthalten, bei dem Rabbiner zu Amsterdam und verfluchte den Urheber dieser That. Arieh Löw und J. Emden hielten nun den Dukloer Rabbiner für ihren Gesinnungsgenossen und freueten sich dieser guten Acquisition. Jonathan kannte diesen Rabbiner als seinen frühern Freund und stutzte darüber, ihn als seinen Gegner zu erblicken, stellte ihn auch brieflich zur Rede, ihm anzuzeigen, wodurch er sich seine Feindschaft zugezogen hätte. Nun kam das Mißverständniß an den Tag. Isac betheuerte, stets ein Verehrer und Lobredner Jonathan's gewesen zu sein, und auch jetzt bloß in wohlmeinender Absicht für ihn gehandelt zu haben, indem sein Fluch gerade den Verbreitern jener Amulete gegolten, die letztgenannten ihr eigenes schweres Verbrechen unterschieben. Isac unterließ auch nicht, sogleich ein Schreiben zur Ehrenrettung Jonathan's an die Gemeinden zu A H W ergehen zu lassen, und seine wahre Gesinnung an den Tag zu legen.[2]) Freilich wird er dafür von J. Emden im שבירת לוחות האזן wacker ausgescholten. und des Abfalls von der guten Sache beschuldigt, wozu ihn wahrscheinlich, wie es dort heißt, Hoffnung auf Gewinn vermocht. Wohl hätte Isac, als Freund Jonathan's, nicht an Arieh Löw sich wenden sollen, da er aber über Verhältniß und Stellung der Personen in gänzlicher Unwissenheit gewesen, so war dies ein sehr verzeihlicher Mißgriff. Daraus aber läßt sich auf die Manipulation der Gegner schließen, wie dieselben listig genug waren, für das eigentlich von ihnen ausgegangene Sündenwerk Jonathan verantwortlich zu machen. Denn durch den Kommentar, welchen sie den Amuleten beifügten, wurde das Urtheil vieler befangen, diese Auslegung hatten doch aber sie selbst ersonnen, und Jonathan versagte derselben durchaus seine Anerkennung, erklärte sie für falsch und allen Vorschriften der praktischen Kabbala zuwiderlaufend. Wäre, wie sie vorgaben, nur reiner Eifer für

[1]) Eduth. Bej. — [2]) Luchoth Ed. p. 55 b.

die Erhaltung des Judenthums das Motiv ihres Benehmens gewesen, so hätten sie bloß den Text der Kameoth, ohne alle Deutung und Erklärung, Fachmännern vorlegen sollen, zweifelsohne würde das Urtheil vieler ganz anders ausgefallen sein: durch den beigefügten Kommentar ward aber eine allgemeine Befangenheit des Sinnes bewirkt, der man sich gar oft, ohne sich dessen gar bewußt zu sein, hingibt, und so in der Meinung selbständig zu urtheilen, nur zu sehr sich von fremden Einflüssen bemeistern läßt. Dennoch scheiterten all die wohlberechneten Pläne an dem allgemeinen Ruf Jonathans und der mit seinem Namen verbundenen Pietät.

Dienstag den zweiten Marcheschwan 5514 (30. Oktober 1753) tagte eine Generalsynode zu Jaroslaw an der San, im heutigen Regierungsbezirke Lemberg. Jonathan hatte sich an dieselbe gewendet und einen glänzenden Erfolg erzielt. Ueber den אספקלריה המאירה wurde öffentlich ein Auto da fé verhängt, mit der Bemerkung, „daß, wenn dessen Verfasser dem Namen nach bekannt wäre, der schwere Bann über ihn ausgesprochen werden würde." Ferner ward anbefohlen, alle Exemplare des genannten Werkes, wo solche vorfindig, dem Feuertode preiszugeben, unter Einem auch strenge verboten, sich gegen die Ehre des großen Jonathan nur im mindesten zu vergehen. Freilich wollte die Gegenpartei behaupten, die Synode habe nicht aus freier Wahl, sondern auf ausdrückliches Verlangen der Regierung also gehandelt; Styl und Ausdrucksweise der Proklamation bezeugen aber, daß deren Verfasser von tiefster innigster Verehrung gegen Jonathan erfüllt gewesen. Wenn anders die Regierung ja intervenirt hat, so geschah dieses gewiß nur zu Gunsten der Gegenpartei, indem besagte Proklamation bloß zum Schutze Jonathans abgefaßt scheint, gegen dessen Antagonisten aber eine gedämpfte mäßige Sprache führt, obwohl die Indignation gegen dieselben unverkennbar und deutlich genug aus dem Aktenstücke herauszulesen ist.[1])

Da ferner die oftgenannte Schrift אספקלריה המאירה die Bemerkung enthielt, deren Abfassung sei vom Lemberger Rabbiner gutgeheißen und durch dessen Zustimmung veranlaßt worden, so übersandte Jonathan zu seiner Rechtfertigung sowohl an „Isac Landau", der früher ein Rabbinat im Lemberger Kreise verwaltete, jetzt aber einen Ruf nach Krakau erhalten hatte, als auch an „Chaim Rappoport, Rabbiner zu Lemberg," die von ihm abgefaßte wahre Erklärung der Amulete. Ersterer erließ sogleich in Vereinigung mit dem Rabbinatskollegium zu Krakau eine Publikation, womit nicht nur Jonathan ein Kreditiv ausgestellt, sondern auch zur Unterdrückung jener Schmähschrift alle mögliche Vorkehrung getroffen wurde; zugleich mußten auch Abschriften dieser Publikation ausgefertigt und als Circuläre in alle Gemeinden des Krakauer Kreises versandt werden. Außerdem erhielt diese

[1]) Luchoth Ed p. 50 a u. b vergleiche Eduth Bejaakob.

Verordnung bei der ungefähr drei Monate darauf, den 20. Tamus 5514 (10. Juli 1754) zu Stabnitz tagenden Spezialsynode des Krakauer Kreises vollste, nachdrücklichste Bestätigung. Nicht so energisch konnte Chaim Rappoort auftreten. Er richtete bloß eine kurze freundliche Begrüßung an Jonathan, wies aber darin auf seine mündliche Unterredung mit dem Rabbiner zu Rapschitz hin. Diese Unterredung enthielt, nach dem Berichte des Letztern, eine Entschuldigung des Lemberger Rabbiners, „daß er zwar die Erklärung Jonathans für vollkommen richtig anerkenne, auch die Handlungsweise des Isac Landau in jeder Beziehung gutheiße, an seiner Stelle dasselbe, vielleicht noch mehr, gethan hätte, unter jetzigen obwaltenden Verhältnissen jedoch sein Schärflein zur Ehrenrettung Jonathans nicht beitragen könne; weil er erstlich von dessen zu Lemberg befindlichen Gegnern terrorisirt werde, dann auch sein Sohn mit dem Enkel J. Emdens, dem Rabbiner zu Constantinow, sich verschwägert habe. Von ihm aber zu denken, daß er sich der feindlichen Partei angeschlossen oder anschließen werde, da sei Gott vor; im Gegentheil würde er gerne, hätte er nicht gebundene Hände, mit vollster Kraft sich der Vertheidigung des Gerechten hingeben." Somit hatte sich die Angabe im אספקלריה המאירה als falsch erwiesen. — Noch an drei vorzügliche Autoritäten wandte sich Jonathan, ihnen die Kameothformeln zur Beurtheilung vorzulegen. Erstlich an einen zu Wien befindlichen Abgesandten aus Palästina, „Chaim Jerucham Wilna", notorisch ein großer Kenner der Geheimlehre; dann an „Mahram Hamburger," Rabbiner zu Halleschau, Schüler Abraham Broda's. Dieser befaßte sich zwar nicht mit der Kabbala, stand aber als Talmudist in hohem Ansehen, galt zugleich für überaus redlich und wahrheitsliebend. Endlich schrieb Jonathan auch an den bereits im hohen Greisenalter stehenden „Jecheskel Halewi," Rabbiner zu Zloczow, der in der geheimen Wissenschaft wohl bewandert war. Alle drei approbirten unter den größten Lobsprüchen die Arbeit Jonathans.[1])

Bei allem diesen wurde der Streit nicht beigelegt, noch im Jahre 1755 klagten die Gegner abermals bei der dänischen Regierung, und fügten sogar bei, die von Metz mit Jonathan nach Altona gereisten Talmudjünger wären Spione gewesen, bis endlich durch das im genannten Jahre erfolgte Hinscheiden Arieh Löws, den auch Jacob Josua nicht lange überlebte, dem Kampfe die Spitze abgebrochen ward, und so der Sturm allmälig sich legte. Ferner trug das bald darauf erschienene Luchoth Eduth von Jonathan ebenfalls viel zur Beruhigung der Gemüther bei. Hierin sind viele zu Gunsten des Verfassers sprechende Briefe zusammengetragen (wovon wir das Wichtigste bereits mitgetheilt). Dieser Sammlung ist eine kurze Vorrede vorangeschickt, worin im ruhigen gesetzten Tone die Ereignisse

[1]) Luchoth Eduth p. 51—56. u. 60—63.

kurz auseinander gesetzt sind, sodann in 19 logisch geordneten Paragraphen das ihm widerfahrene Unrecht klar nachgewiesen wird. Zwischen den Briefen im Werke selbst sind ebenfalls erklärende und rechtfertigende Bemerkungen eingestreut. Der Styl ist zwar weder zierlich noch correct, doch aber faßlich, leichtverständlich und bündig. — Leider aber hatte der Kampf im Herzen Jonathans einen scharfen Stachel zurückgelassen, denn während vielleicht sogar in Folge desselben war ihm auch seine theuere noch in besten Jahren stehende Gattin durch den Tod entrissen worden. Sie starb an einem Brustkrebs (Ed. Bej.) den 10. Tebeth 5515 (24. Dezember 1754). Er wurde zwar durch seine Leiden nicht von seiner Berufsthätigkeit abgehalten, pflegte aber doch zu klagen, daß diese Widerwärtigkeiten ihn einestheils in seinen Studien stören, anderntheils auch veranlassen, daß seine Kanzelvorträge nicht den erwünschten Eindruck hervorbringen (Luch. Ed. 16. Jaaroth Deb. 56 b.

— Aus der Feder Jacob Emdens flossen zwei Gegenschriften zum Luchoth Eduth. Die eine unter dem Titel שבירת לוחות האון, Zollkiew, 5516 (1756), hat angeblich David Awas, einen Schüler J. Emdens, zum Verfasser. Allein Ton, Inhalt und Schreibart, überhaupt innere und äußere Form, lassen den wahren Verfasser nicht verkennen. Wohl ist hier viel gelungener und schlagender Wortwitz auf verschwenderische Weise angebracht, je anziehender aber die Schrift dadurch für den Leser, desto schmerzlicher fühlt dieser sich durch das Bedauern berührt, das, den Begabten zur Ehre gereichende, Talent einer schlechten Sache als Werkzeug dienen zu sehen. Die Schmähsucht Emdens hat hier ihren höchsten Grad erreicht; — das prager Rabbinatskollegium wird „ein Zauberklubb" genannt, der selbst von Jacob Josua שפסנהדרין מופלא titulirte „Simcha Popper" als „grauer Sünder" (זקן אשמאי) bezeichnet, der krakauer Rabbiner Isac Landau wegwerfend „Itzigel" benamst. Diese wenigen Beispiele werden genügen, auf die Haltung des Ganzen schließen zu lassen, und da das Werk außerdem nur sehr dürftige unwichtige Daten enthält, so ist es als literarisches Erzeugniß von äußerst geringfügiger Bedeutung. Durch mehrere darin mitgetheilte Aktenstücke viel werthvoller ist die ebenfalls 1756 erschienene, von Emden verfaßte und auf dessen Handpresse abgedruckte Schrift עדות ביעקב. Diese ward eigentlich mehr durch die obenbenannte Broschüre David Megerlins (Kap. XXIII) angeregt, und ist auch eine feurige Polemik gegen denselben die Haupttendenz derselben. Sie beginnt mit einer kurzen Erzählung der Hauptfakta, übergeht in einen scharf polemisirenden Ton gegen Carl Anton und Megerlin und schließt mit einer kurzen Kritik über Luchoth Eduth. Angefügt sind das oben beschriebene Memorandum unter dem Namen איגרת שרם und noch einige gegen Jonathan gerichtete Korrespondenzen. Den Schluß des Ganzen bildet das Gebet Emdens zu Gott, ein schweres Strafgericht über Jonathan und dessen Freunde ergehen zu lassen.

XXIV.

Jonathan in den Freiherrnſtand erhoben.[1])

Als der däniſche König ſich einſt längere Zeit zu Altona aufhielt, wurde Jonathan mit deſſen Diakonus bekannt, welcher oftmals Religionsgeſpräche mit ihm führte und auch bei dem Könige ihn außerordentlich rühmte. Friederich V. war begierig, den Rabbi kennen zu lernen, ließ ſich ihn vorſtellen, und ſtaunte ob dem ausgebreiteten, mit vielem Witz und Scharfſinn verbundenen Wiſſen deſſelben, bewilligte ihm daher, ſich eine Gnade zu erbitten. Der Rabbi dankte Sr. Maj., ſetzte aber hinzu, daß er für ſeine Perſon nichts bedürfe, indem die jüdiſche Gemeinde ihn hinlänglich mit allem Nöthigen verſorge, und im Ueberfluſſe zu leben, ſei weder ſein Wunſch, noch ſtimme ſolches überhaupt mit ſeinem heiligen Berufe als Gottesgelehrter zuſammen. Dieſe ausnehmende Beſcheidenheit gefiel dem Könige ſehr wohl, und er ließ dem Rabbi nach einigen Tagen durch den Hofdiakonus das Adelsdiplom als „Baron v. Eibenſchütz“ zuſtellen. Jonathan hielt dieſen merkwürdigen Vorfall ſelbſt vor ſeinen Hausgenoſſen geheim und verwahrte

---

[1]) Die Kenntniß der in dieſem und nächſtfolgenden Kapitel erzählten Ereigniſſe verdanken wir der brieflichen Mittheilung des, während der Ausarbeitung dieſer Biographie leider frühzeitig dahingeſchiedenen, ſeligen Hrn. Wolf Paſcheles, der ſelbe aus dem Munde der in Prag lebenden Urenkelin Jonathans, einer in jeder Beziehung in geiſtiger, wie phyſiſcher Hinſicht reichbegabten Dame empfangen. Wir haben zwar gewichtige Gründe, die Baronifirung Jonathans zu bezweifeln, überlaſſen es aber dem geehrten Leſer, hierüber ſich ein beliebiges Urtheil zu bilden, und geben bloß das Tradirte treulich wieder. — Ferner dürfte es hier am geeigneten Orte ſein, einer uns obliegenden Pflicht zu genügen, und dem urſprünglichen Verleger dieſer unſerer Arbeit dem hier genannten nun in Gott ruhenden W. P. einige Worte der Anerkennung zu widmen. Er war es, der in den letzten Jahren ſeines thätigen, unternehmungsreichen Lebens die Lieblingsidee faßte, die Biographie des Rabbi Jonathan zu verlegen, worin die völlige Reinheit des hochgefeierten Mannes nachgewieſen werden ſollte. Er wandte ſich zu dieſem Zwecke an einen unſerer Freunde, Rabbiner in einer der größten Gemeinden Böhmens, der bereits ein Faktum aus den Lebensereigniſſen Jonathans auf ſehr anziehende Weiſe bearbeitet hatte, und ließ auch zu dieſem Zwecke das gut getroffene Bildniß des Rabbiners zu A H W in Holz ſchneiden. Hierauf keine genügende Antwort erhaltend, ſchrieb der Selige an uns, der verlangten Ausarbeitung uns zu unterziehen, wozu er uns manche ſehr brauchbare Hilfsmittel zukommen ließ. Er hatte nämlich mehrere aus dem Munde alter glaubwürdiger Männer wie auch der zu Prag lebenden Verwandten Jonathans vernommene Details geſammelt; ferner einen Auszug aus Erſch und Grubers Encyclopädie, das Leben Jonathans betreffend, ſo wie Dr. Spazier's Gallerie merkwürdiger Israeliten, endlich die höchſt werthvolle bisher noch unedirte Schrift תולדות בני יהונתן von Hrn. Dr. Beer uns verſchafft. Leider war es ihm nicht gegönnt, die Erfüllung ſeines ſehnlichſten Wunſches zu erleben, der weiſe Rathſchluß des Hochgelobten hatte es anders beſchloſſen. — Friede ſeiner Aſche! —

den Adelsbrief an einem verborgenen Orte. Eine Zeit darauf geht der Rabbi zeitlich früh in der Dämmerungsstunde nach der Synagoge. Er mußte, um dahin zu kommen, ein kleines, ödes Gäßchen passiren, mitten in demselben gewahrt er einen Mann, der bei seinem Anblicke zusammenstürzt, ohne weiter ein Lebenszeichen von sich zu geben. Jonathan ladet den Leblosen auf seine Schulter, trägt ihn in seine Behausung zurück, übergibt ihn da seiner Ehegattin zur Pflege, worauf er wieder in das Bethaus eilt. Mittlerweile ward der Ohnmächtige durch die eifrigen Bemühungen der Rabbinerin wieder ins Leben zurückgerufen, und als Jonathan nach Hause kömmt, fällt er ihm zu Füßen, küßt ihm ehrfurchtsvoll die Hände und bittet um die Gunst einer geheimen Unterredung. Jonathan nimmt ihn hierauf in sein besonderes Gemach, hier zieht der Mann ein scharfes Messer hervor, wobei er zugleich zu erzählen beginnt: „Er sei von den Gegnern Jonathans gedungen worden, dieſen meuchlings zu ermorden, habe auch in dieser Absicht heute früh dem Rabbi in der öden Gasse aufgewartet. Als er aber trotz der Dunkelheit dessen ehrfurchtgebietende Gestalt erblickte, sei eine ungewöhnliche Angſt über ihn gekommen, ſo daß er ſtarr zu Boden fiel.“ Nach dieser Erzählung wirft er sich abermals vor die Füße Jonathans, fleht inständigst um dessen Verzeihung und Erbarmen, unterwirft sich reuig zerknirscht dem Gutdünken desselben, erbietet sich auch alle diejenigen, die ihn zu gedachter Schandthat verleiten wollten, namentlich zu bezeichnen. Jonathan sichert dem Manne seine volle Verzeihung zu, verlangt kein weiteres Geständniß und entläßt ihn mit einem ansehnlichen Geldgeschenke obendrein, nur das Messer hält er als Andenken zurück. Ferner stellt er die ganze Begebenheit zu Papier, und das Jahr herum, an demselben Tage, da das Ereigniß sich zugetragen, ladet er seine nächsten Anverwandten zu sich zu einem Familienfeste, wobei er ihnen das merkwürdige Ereigniß, so wie es von ihm aufgezeichnet worden, verliest. Zum Schlusse fügt er endlich noch folgende Worte hinzu: „Meine Lieben! ihr wisset gar noch nicht, wer ich eigentlich bin, wie hoch nämlich die Gnade unseres königlichen Herrn mich erhoben, und welchen Rang ich, so es mein Wille wäre, in der menschlichen Gesellschaft einnehmen könnte.“ Bei diesen Worten holte er das Adelsdiplom herbei und entfaltete es vor den Augen aller, die mit staunender Verwunderung darauf hinblickten. Plötzlich ergreift er jetzt die Rolle, wirft sie ins Feuer, indem er ausruft: „Sehet, was ich von irdischer Größe halte!“

Später soll sein jüngster Sohn „Wolf“, der von der Sache Kenntniß hatte, durch die Vermittlung der sächsischen Regierung ein Duplicat des Adelsbriefes erhalten haben, daher er sich auch „Baron Eibenschütz“ nannte, unter diesem Namen auch allgemein bekannt ist (vergl. Kap. XXVI.)

XXV.

Ein falſcher Zeuge.

War auch die Gegenpartei Jonathans eigentlich aus dem Felde geſchlagen, ſo ließ ſie es doch an wiederholten Angriffen und Anfechtungen nicht fehlen, und machte noch immer verſchiedenartige Verſuche, dem Rabbiner an den Leib zu gehen. Endlich ſucht dieſelbe einen Zeugen zu erkaufen, der öffentlich ausſagt, er habe ſelbſt geſehen, wie Jonathan einmal an einem Sabbathe ſeinen weißen Kaftan zuſammengenäht. Das Gerücht verbreitet ſich immermehr, wird zum allgemeinen Tagesgeſpräche, und kömmt endlich auch dem Betreffenden zu Ohren. Es war gerade ein Tag vor einem Neumondsfeſte, welcher bekanntlich „kleiner Verſöhnungstag" genannt, durch beſondere Bußgebete, von einigen auch durch Faſten gefeiert wird. Jonathan läßt öffentlich bekannt machen, er werde um die Zeit des Abendgebetes eine Predigt abhalten, die Gemeinde möge in der großen Synagoge ſich einfinden. Die Zeit des Mincha (Abendgebetes) nahet heran, eine große Volksmenge verſammelt ſich im bezeichneten Bethauſe und alles iſt voll geſpannter Erwartung. Indeſſen entladet ſich draußen ein furchtbares Ungewitter. Vom brauſenden Winde gepeitſcht, ſchlagen ſchwere Regentropfen gewaltig an die Fenſter der Synagoge, deren Glasſcheiben furchtbar klirrend einen unheimlichen Klang ertönen laſſen. Flammende Blitze durchzucken das dunkle Zwielicht, rollende Donnerſchläge krachen, wodurch alle Herzen ſich feierlich geſtimmt fühlen und die liturgiſchen Weiſen vom Vorbeter unbeſchreiblich rührend vorgetragen werden. Noch hat die wilde Aufregung der Natur ſich nicht geſtillt, noch immer vernimmt man das mächtige Heulen des toſenden Sturmes, als der greiſe Rabbiner mit dem ehrwürdigen grauen Haupte, dem dicht herabwallenden langen Silberbarte die Kanzel beſteigt, die heilige Lade öffnet, und mit ergreifender, die Herzen Aller durchdringender Stimme bei dem Namen des Allerheiligſten ſchwört, daß jene Ausſage falſch, er nie dem Sabbathianismus gehuldigt, nie auch den vom Allerhöchſten zur Ruhe eingeſetzten Sabbath freventlich entweiht habe. „Ich hoffe aber zuverſichtlich," ruft er mit geſteigerter Emphaſe, „daß Gott jenen Frevler, der die ſchändliche Lüge verbreitet und bezeugt, mit ſchwerer Strafe heimſuchen, der grauſe Kainsfluch ihn treffen werde, unſtät und flüchtig ſein Leben lang herumzuirren, nie und nirgends Ruhe zu finden." Sämmtliche Zuhörer fühlten ſich innigſt ergriffen und erſchüttert, und von der Stunde an verſtummte die tauſendzüngige verleumderiſche Fama. Viele Jahre waren verfloſſen, Jonathan weilte nicht mehr unter den Lebendigen, als deſſen Enkel Dr. Gabriel Eibenſchütz, der damals in Köthen wohnte, eines Abends von dem iſraelitiſchen Gemeindevorſteher daſelbſt in einem Wagen abgeholt

und eingeladen wurde, in das Haus des letztern zu kommen, wo ein merkwürdiger, ihn gewiß sehr interessirender Mann ihm vorgestellt werden sollte. Dr. Eibenschütz läßt nicht lange auf sich warten, und im Hause des Vorstehers „Friedheim" angelangt, findet er daselbst einen abgehärmten Greis, der, mit thränenden Augen, seine Sünde bekennt, er sei nämlich jener einst gegen Jonathan aufgetretene falsche Zeuge. Der Fluch des Rabbi, bemerkt er weiter, habe sich buchstäblich an ihm erfüllt, seit jenem denkwürdigen Abende, wo er ebenfalls in der Synagoge gegenwärtig gewesen, irre er flüchtig und ruhelos in der weiten Welt umher, könne nicht Rast, nicht Ruhe finden, und nie da über Nacht bleiben, wo er bereits zur Tageszeit angelangt. Dr. Eibenschütz ließ sich den ganzen Vorfall wieder ausführlich erzählen, beschenkte den Alten reichlich, und auch bei der Israelitengemeinde wurden milde Beiträge für ihn gesammelt. Ferner schickte man von da zehn auserwählte fromme Männer mit ihm nach Altona, um am Grabe Jonathans Vergebung für ihn zu erflehen. Dort angekommen, legte der reuige Frevler abermals unter heiß vergossenen Zähren sein Sündenbekenntniß ab und starb wenige Tage darauf.

XXVI.

Wolf Eibenschütz.

Der jüngste Sohn Jonathans, Namens „Benjamin Wolf", war 1740 in Prag geboren und zog mit seinem Vater nach Metz und Altona. Er soll schon in seiner früheſten Jugend sich mit der Kabbala beschäftigt, sogar ein Werk darüber verfaßt haben, das aber nicht veröffentlicht worden ist. Als reiferer Jüngling kam er nach Wien, gerieth da in schlechte Gesellschaft und begann ein abenteuerliches Leben zu führen. In türkische Kleidung gehüllt, bereiste er Ungarn, gab vor, prophetische Visionen zu haben, und spielte da eine Messiasrolle, wobei er sich auch einen Anhang zu verschaffen wußte.[1])

Jecheskel Landau, Oberrabbiner zu Prag, erließ deßhalb ein Schreiben an Jonathan, worin er ihm deutlich zu verstehen gab, daß, wenn er ihn auch früher für schuldlos gehalten, ihm sogar zur Seite gestanden; doch das jetzige frevelhafte Treiben des Sohnes, das der Vater gleichgültig mit ansieht, vielleicht gar unterstützt, auch auf letztern einen gewaltigen Schatten werfe.[2])

---

[1]) Aus dem bereits erwähnten Schreiben des Hrn. Dr. Beer in Dresden, betitelt: תלדות בני יהונתן. — [2]) Mündliche Mittheilung des hochwürdigen S. J. Rappoport, der dieses Schreiben gesehen.

J. Emden ſchwieg ebenfalls nicht ſtille, edirte den מטפחת ספרים „vortreffliche kritiſche Abhandlungen über Sohar und mehrere andere kabbaliſtiſche Werke," und zum Schluß eine bittere Polemik gegen den alten und jungen Eibenſchütz.

Endlich gerieth Wolf in ſchwere Schulden, zugleich in die Gefahr feſtgenommen zu werden, flüchtete daher nach Altona. Dem Vater ging natürlich das arge, wenn auch ſelbſt verſchuldete Mißgeſchick des jüngſten Kindes, das mit ſeinen großen Untugenden doch auch ſehr viele vortreffliche Eigenſchaften verband, noch dazu äußerſt ſchön, wohlgebildet und beredt war, ſehr zu Herzen, und um es zu retten, edirte Jonathan in aller Eile ſein noch nicht vollendetes und gehörig geordnetes Werk כרתי ופלתי, wodurch er in den Stand geſetzt wurde, die Schulden des Sohnes zu tilgen.[1])

War auch der Verdacht Landau's nicht unbegründet, ſo können wir die Mitſchuld Jonathans doch keineswegs zugeben. Deſſen Theilnahme an dem verwerflichen Trugſpiele Wolf's läßt ſich durchaus nicht nachweiſen; wahrſcheinlich wurde er von dieſem getäuſcht und wußte den eigentlichen Sachverhalt gar nicht. Daß er den jüngſten Sprößling ſeines Hauſes nicht ſinken gelaſſen, ihn aus den Klauen der Gläubiger zu reißen ſich beſtrebte, darf doch wohl dem liebenden Vaterherzen nicht zur Laſt gelegt werden, und hat auch die Folge, wie aus Kap. XXIX. Nr. 4 zu erſehen, ſein diesfälliges Benehmen nur zu ſehr gerechtfertigt.

XXVII.

Jonathans letzte Krankheit und Tod.

Die letzten Lebenstage Jonathans naheten heran, und er verfiel in eine ſchwere Krankheit, von welcher er nicht wieder genas. Ueber die Sterbeſtunde Jonathans berichtet eine Hamburger Sage Folgendes.[2]) Jonathan lag ſchon dem Hinſcheiden nahe, die Beerdigungsbrüderſchaft wachte bereits an ſeinem Lager, um der bald zu ihrem himmliſchen Vater ſich erhebenden Pſyche den Scheidegruß zuzurufen. Da erſcheint ein, früher zu ſeinen Gegnern zählendes Mitglied des Gemeindevorſtandes, dem Rabbi auf ſeinem Sterbebette flehentlich Abbitte zu thun. Kaum wird dieſer des Hereintretenden anſichtig, als er ſich kräftig auf ſeinem Lager aufrichtet und ihn alſo anredet: „Ihr freuet euch ſchon darauf, dem neuen Rabbiner ent-

---

[1]) תולדות בני יהוכתן. — [2]) Ebenfalls Mittheilung des ſel. Hrn. Wolf Paſcheles, welche demſelben bei ſeinem Aufenthalte zu Hamburg von glaubwürdigen Männern daſelbſt gemacht worden.

gegenzufahren, ihr habt ihn noch nicht gesehen!" Der Angesprochene war heftig über diese Worte des sterbenden Rabbiners erschrocken, denn dieser hatte bald darauf seinen Geist ausgehaucht. Man schritt zu einer neuen Rabbinerwahl und Isac Hurewitz erlangte das Rabbinat der drei Gemeinden. Er hält seinen Einzug, und auch das in Rede stehende Vorstandsmitglied fährt ihm zu dessen feierlichem Empfange entgegen. Er glaubt schon den auf ihm lastenden Fluch Jonathans annullirt, als er beim Aussteigen aus dem Wagen in ein kleines, vorüberfließendes Wasser stürzt und da plötzlich vor den Augen Aller ertrinkt.

So weit die Sage, die wir nur aus dem Grunde berichtet, weil einestheils wir nichts, was wir über Jonathan in Erfahrung gebracht, dem Leser vorenthalten wollen; anderseits auch daraus die hohe Verehrung sich erkennen läßt, die Jonathan gezollt worden. Durch diese bis auf den heutigen Tag im Munde des Volkes lebende Sage können wir ersehen, wie hoch erhaben die vox populi diesen Mann stellt, indem sie annimmt, Fluch und Segen aus seinem Munde seien von dem Allerhöchsten honorirt und in Erfüllung gebracht worden nach dem Ausspruche des Talmuds: „Was der Fromme auf Erden ausspricht, wird von der Allmacht droben bestätigt." — Circuliren ja auch in Prag über Jecheskel Landau dergleichen Sagen viele, die ebenfalls auf den ihm zu Theil gewordenen hohen Grad ehrfurchtsvoller Scheu schließen lassen, indem man den Rabbiner als ein über der Erde weit erhabenes, dem Himmel viel näher stehendes Wesen ansah.

Jonathan starb den 21. Elul 5524 (20. September 1764). Das Epitaph auf seinem Grabsteine ward bei Lebzeiten von ihm selbst verfaßt.

Sein Tod erregte allgemeine Sensation und wurde ihm zu Ehren in den vorzüglichsten israelitischen Gemeinden die übliche Trauerfeier veranstaltet. Zu Prag hielt ihm zuerst sein Schüler Sarach Eidlitz während der zehn Bußtage in der Pinkasſynagoge eine ergreifende Leichenrede, die im שרי לישרים abgedruckt ist. Die ungeheuchelte Gottesfurcht Jonathans wird darin aus dem Umstande schon erwiesen, daß dessen Feinde ihm eigentlich nichts zur Last legen konnten, als jene lächerliche Beschuldigung, durch die gefälschten ‚Amulete hervorgerufen. — Auch Jecheskel Landau betrauerte ihn in einem Kanzelvortrage, wobei es aber den Zuhörern schien, daß dem Verblichenen nicht das gehörige Lob gespendet werde. Eine ebenfalls gegenwärtige hervorragende Celebrität der prager Gemeinde rief dem Oberrabbiner laut zu: „Rabbi! ihr müsset schärfer sprechen und nicht vergessen, was Rabbi Jonathan ist gewesen!" — Tags darauf kam der bereits Kap. IV. erwähnte Meir Fischel an die Reihe, seinen einstmaligen Amtsgenossen zu beweinen, und sprach sich auf der Kanzel folgendermaßen aus: „In Rabbi Jonathan haben wir einen Mann verloren, der in der Kenntniß des Nigleh dem Rambam, in der Kenntniß des Nistar dem Isac Luria gleich gestanden." Vom Oberrabbiner Jecheskel Landau hierüber zu Rede gestellt, rechtfertigte Meir seinen Ausspruch durch die oben

in ſeinem Namen von uns angeführte Erzählung. — Jonathan ſteht vor der Nachwelt gerechtfertigt da, ſein Name wird in der rabbiniſchen Welt außerordentlich gefeiert und er allgemein „der Rabbi Reb Jonathan" genannt. Der Prager Raw Landau ſoll zwar ihn insgeheim verdächtigt, es ſich ſogar einmal ereignet haben, daß zwei Schüler deſſelben zu ihm ins Zimmer traten, ihm über ein Buch ſitzend fanden, das er haſtig beiſeite ſchiebt mit dem Ausrufe: „Er iſt doch ein Schebs geweſen!" Dieſes Buch war, wie dieſe zwei Jünger ſich nachher überzeugten — ein Werk Jonathans. Landau war nämlich der Anſicht, daß, wer einmal des Sabbathianismus verdächtigt, deſſelben gewiß auch ſchuldig geweſen (תשובה מאהבה ח"א ס"ח); wir können aber dieſer Autorität eine andere, ebenfalls ſehr gewichtige entgegenſtellen. Der ehrwürdige Oberrabbiner Herr D. Frank erzählte uns, er habe einmal mit dem verewigten Landrabbiner M. Benedict in Beziehung Jonathans geſprochen, wobei das geiſtliche Oberhaupt der mähriſchen Judenſchaft geäußert: „Jonathan ſei ganz gewiß kein Anhänger des Sabbathianismus geweſen; es habe aber irgend ein anderer, bisher noch unergründeter Irrthum vorgeherrſcht, wodurch gegen Jonathan angekämpft worden ſei." — Wenn „Beer in Geſch. d. S." — dem auch Dr. Joſt hierin nachgefolgt — angibt: „es habe ſich in der Folge herausgeſtellt, daß viele von den Rabbinen, welche für Eibenſchütz Partei genommen, geheime Sabbathianer geweſen;" ſo ſcheint dieſe Angabe bloß den Schriften Emdens entnommen, die nichts weniger als glaubwürdig. — Eben ſo unbegründet iſt das Referat Beer's (a. a. O. II. S. 305), daß Samuel Eſſingen, Rabbiner zu Warnsdorf, ein ſabbathianiſcher Emiſſär geweſen, deſſen nicht einmal Emden erwähnt, wahrſcheinlich iſt dieſes nur ein Verſtoß.

Jacob Emden überlebte ſeinen Antagoniſten um volle zwölf Jahre. In ſeinen letzten Jahren ward er vom ſchwarzen Staar ergriffen, erblindete gänzlich und ſtarb Freitag den 30. Niſſan 5536 (19. April 1776). Sein Schüler, der in der hebräiſchen Literatur berühmte Salomo Dubno, verfaßte über ſein Hinſcheiden ein Trauergedicht: „אבל יחיד", Berlin 1776.

XXVIII.

Jonathans ſchriftſtelleriſche Thätigkeit.

Die ungemeine geiſtige Productivität Jonathans hat in den drei Hauptfächern der rabbiniſchen Literatur, nämlich in der Halacha, Agada und Kabbala ſich vollkommen bewährt, wodurch der Name des Verfaſſers die Palme ewigen, unſterblichen Ruhmes errungen. Wir wollen nun nach der ſo eben gegebenen Eintheilung deſſen Werke näher bezeichnen.

A. Halachiſche Schriften.

Das Hauptſtreben unſeres Autors beim Studium der Halacha war die theoretiſche Erforſchung und Erläuterung derſelben; die alten Religionsquellen gründlich durchzuarbeiten, alle ſcheinbaren Widerſprüche da zu löſen und die verſchiedenartigſten Ausſprüche unter einander auszugleichen, das war es, was er eigentlich zu erzielen ſuchte. Hierbei ſprach er nicht ſelten Anſichten aus, von denen er im vorhinein wußte, daß ſie beſtritten werden können, um den Leſer oder Hörer zum Nachdenken, Schließen und Urtheilen anzuregen (Vorrede zu חידוש הילכות נדה). Halachiſche Deciſionen zu fällen, ſeine ſubjective Meinung als Richtſchnur für die Praxis aufzuſtellen, dagegen fühlte er eine gewiſſe Abneigung. Daher ſehr wenige rabbiniſche Gutachten von ihm vorhanden (Bne Ahuba III. p. 15 c.), die von ihm verfaßten, von der Nachwelt außerordentlich geſchätzten halachiſchen Bücher alle kommentatoriſcher und interpretatoriſcher Art ſind. Wir werden ſie jetzt einzeln aufzählen, und hierbei der chronologiſchen Ordnung ihrer Abfaſſung folgen:

1. Bne Ahubah, Erläuterungen der jüdiſchen Ehegeſetze, enthält discuſſive Commentationen über den II. Theil des Jad Hachasaka von Maimonides, und zwar über ganz הלכות גירושין, הלכות אישות nur von Abſchnitt 1—9 und von הלכות יבום וחליצה nur über den erſten Abſchnitt mit zuletzt angefügten 2 aus der Feder Jonathans gefloſſenen RGA. — Herausgegeben von Dr. Gabriel Eibenſchütz in 3 Theilen, Prag 1819. f.

Jonathan hatte dieſes Werk bereits zu Prag verfaßt und ſich außerordentliche Mühe damit gegeben, Umſtände und Verhältniſſe erlaubten ihm aber nicht, daſſelbe bei Lebzeiten zu ediren. Das Manuſkript kam als Nachlaß in die Hände des genannten Wolf Eibenſchütz, der in Dresden wohnte. Hier fand der Dresdner Rabbiner D. Landau Gelegenheit, daſſelbe kennen zu lernen, und ſuchte den Beſitzer zur Herausgabe deſſelben zu bewegen. Dieſer übergab es dem Rabbinatsaſſeſſor Uri, welcher ſich die Mühe nahm, es zu corrigiren und druckfertig zu machen, ſchaltete auch hie und da ſeine eigenen gloſſatoriſchen Bemerkungen ein, verſah endlich das Ganze mit einem, nach dem Ritual-Codex „Eben Haeſer" geordneten Inhaltsverzeichniſſe. Um das Vorhaben auszuführen, machte Uri viele Reiſen, Pränumeranten zu ſammeln, allein das eingegangene Geld deckte kaum die Reiſekoſten. Wolf war indeſſen mit Tode abgegangen. Der Plan würde geſcheitert ſein, bis endlich auf eindringliches Zureden des genannten Rabbiners der gedachte Dr. G. Eibenſchütz das Werk auf ſeine eigenen Koſten hat erſcheinen laſſen.

2. Urim we-Thumim, behandelt die jüdiſche Rechtslehre. Discuſſive Kommentationen über den Ritual-Codex, Choſchen Miſchpat bis Abſchnitt 152, beſtehend aus zwei Theilen, wovon der eine, Thumim genannt, in weitläufige Disputationen ſich einläßt; der andere, Urim, eine kurze Erläuterung des Textes enthält, größtentheils auch die Reſultate des Thumim

rem bloßen Inhalte nach liefert. Eingeschaltet sind „Kitzur Tokpho Kohen,“ obei die von Sabbathai Kohen (ש"ך) verfaßte halachische Abhandlung Tokpho Kohen“ in gedrängter Kürze zusammengezogen, als Text genommen nd kommentirt wird; so wie „Kitzur Klale Migo,“ wo wieder die von Chaim enveniste in seinem Werke כנסת הגדולה zusammengetragenen Regeln über ligo kurzgefaßt, den Text bilden und erläutert werden. Erstere Einschaltung ndet sich zwischen Abschnitt 25 und 26, letztere zwischen 82 und 83. Her- sgegeben von dem Enkel und Schüler des Verfassers Israel Eibenschütz, 2 Th. Karlsruhe 1775—1777.

Jonathan schrieb dieses Werk bereits zu Metz, allwo er mit allem ifer den rabbinisch-juridischen Studien sich hingab, hatte auch eine Vorrede zu abgefaßt, worin er sich über den Titel, den er dem Werke gegeben, ügend erklärt. Diese und noch einige Bogen des Textes sind verloren gangen, daher auch letzterer an einigen Stellen lückenhaft. Der Herausgeber b sowohl dem ersten als zweiten Theile ein von ihm verfaßtes Vorwort, altete auch in den Text seine eigenen Glossen ein, arbeitete überdies einen ex dazu aus für alle darin aus dem Talmud und vielen andern Codices irten Stellen.

Das Werk wird in der rabbinischen Welt seines überaus großen Scharf- nes wegen außerordentlich geschätzt, hat darum auch mehrere Auflagen lebt. Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß Jecheskel Landau, Arieh Löw— abbiner zu Metz, Verfasser der RGA שאגת אריה — und Joseph Steinhardt, abbiner zu Fürth, die ersten waren, die durch Pränumeration die Her- sgabe des Werkes förderten.

3. Krethi u. Plethi, hat als Commentar zu dem Ritual-Codex re Dea von Absch. 1—111 die Speisegesetze zum Thema, und ist gleich m Urim we-Thumim auch in 2 Theile abgetheilt, wovon der Plethi nfalls ausführliche Disputationen in sich schließt, der Krethi hingegen, ne einfache Texterläuterung, zuweilen das Endresultat des Plethi mit we- gen Worten anzeigt. Eingefügt ist nach Abschnitt 86 eine halachische ssertation „סבי נשיר“, worin der Verfasser wilde Gänse und Enten im Genusse erlaubt, daher der Ansicht des פרי חדש in dieser Beziehung chtet, und gegen Mendel Krochmal, der in seinen RGA צמח צדק nanntes Flügelvieh verbieten will, sich ausdrücklich erklärt. Eleasar Flekles Teschuba Mahaba III. p. 19 bemerkt hierzu: „Wohl haben die meisten hrer den Genuß dieser Vögel für erlaubt gehalten; jedoch habe ich von einen Lehrern nie gehört und gesehen, daß sie bei uns solches stattet hätten.“ — Ferner ist nach Abschn. 110 eine קיבוריס בית הספק nannte, die für zweifelhafte Fälle zu beobachtenden Regeln betreffende Ab- ndlung eingeschaltet.

Der Verfasser zeigt hier an vielen Stellen, daß er der ascetischen renge nicht das Wort redet, mehr geneigt ist zu erleichtern als erschweren; auch beobachtete er, bei den die Veterinärkunde berührenden

religiösen Fragen, das rationelle Verfahren, ein ärztliches Gutachten hierüber einzuholen. Die Edition des Werkes besorgte der Verfasser selbst — Altona 1757 — und zeigt sich auch wirklich der ordnende Geist desselben schon darin, daß durch beigefügte, den Inhalt des Gegebenen kurz bezeichnende Randglossen die Uebersicht sehr erleichtert wird. In der Vorrede erzählt der Autor manches von seinen Lebensereignissen, entschuldigt auch sein Verfahren, das Werk ohne vorher eingeholte Approbation abdrucken zu lassen, auf folgende, sehr originelle Weise: „Die Sitte, welche jetzt allgemein gang und gäbe, sich die literarischen Produkte, die man veröffentlichen will, erst von den vorzüglichsten Gelehrten der Zeit approbiren zu lassen, um dadurch den Nachdruck zu verhüten, scheint mir ganz überflüssig und nutzlos. Denn insolange das Buch keinen Absatz gefunden, die Druckkosten also nicht gedeckt sind, wer würde so thöricht sein, es abermals auflegen, sich dadurch einen gewissen Geldverlust verursachen zu wollen. Ist aber meine Auflage einmal vergriffen, so stelle ich es einem jeden frei, einen nochmaligen Abdruck derselben zu besorgen, möchte ihm sogar hierfür sehr dankbar sein. Ueberdies pflegen die Approbanten durch übertriebene Lobeserhebungen den Eigendünkel des Autors rege zu machen, dürften ihm sonach eher schaden als nützen." — Auch dieses Werk wurde mit großer Acclamation aufgenommen und in wiederholten Malen aufgelegt.

4. Chidusché Hilchoth Niddah, Kommentar zu dem Ritual-Codex Jore Deah von Abschnitt 183—196, handelt von den bezüglich der Menstruation zu beobachtenden Vorschriften. Herausgegeben von dem in 2 genannten J. E. Karlsruhe 1773. Der Herausgeber hat unter dem Namen „Tiferet Israel" seine eigenen Bemerkungen sowohl zu הלכות נדה als auch zu den auf die ספיקות Bezug habenden Regeln zum Schlusse beigesetzt. — Der Verfasser hatte auf seinem Sterbebette diesem seinen Enkel Israel aufgetragen, den Urim we-Thumim wie auch das jetzt in Rede stehende Werk zu ediren, befahl aber ausdrücklich, daß letzterem, welches eigentlich als II. Theil des bereits veröffentlichten Krethi und Plethi anzusehen sei, das Recht der Priorität eingeräumt werde, der Herausgeber kam diesem Auftrage getreu nach, ward auch hierbei von seinem Vater Nathan auf kräftigste unterstützt.

5. Binah Laïtim, discussive Novella's über Hilchot Jom-Tob des Maimonides und einige Commentationen über Tractat Beza. Herausgegeben von einem Schüler des Verf.; Wien 1797, 4. — Ueber den Titel spricht sich der Verfasser in der Vorrede zu כרתי ופלתי aus.

6. Tariag Mizwoth. Die 613 biblischen Verordnungen in Versen nach der Angabe des Maimonides. Darauf folgt eine einfache Aufzählung derselben, eingetheilt nach den sieben Tagen der Woche; Prag 1765, 8.

7. Chitze Jonathan, Draschas und Disputationen über talmudische resp. halachische Themen. Altona.

8. דרושים על ה׳פסח, Novellas über die Peßach-Halachas, abgedruckt dem Werke שר האלף, Warschau 1816, 4.

9. Ein Kommentar zu הלכות קידוש החודש des Maimonides wird Jaaroth Debasch erwähnt, ist aber unedirt geblieben.

B. Agadische Schriften.

1. **Jaaroth Debasch**, eine Sammlung von Deraschas, die Jonathan Eibeschütz und A H W abgehalten, herausgegeben von Jacob, dem Bruderssohn Schüler des Verfassers, 2 Theile. Karlsruhe 1779—1782. — Diese Vorträge sind Meisterwerke der der alten Schule eigenthümlichen Agada. ist keine Langweile erregende Zerfaserung, keine abgeschmackte Zerflossen- wobei ein Vers der heil. Sch. nach allen Seiten hin verrenkt und aus Fugen gerückt wird; hier trifft man kein Gemengsel zerbröckelter Bruch- e, die gewaltsamerweise zusammengeknetet, ein buntes unzusammen- endes Chaos bilden, wie solches bei den alten Darschanim nicht selten kommen pflegt. Hier strotzt alles von lebensvoller Frische, ein Gedanke gt den andern, eine Idee die andere, so daß der Leser mit Lust und der Entwickelung des wohlgeordneten Ganzen folgt, wo sich ihm, gleich Touristen, der durch eine malerische, an Abwechselung reiche Landschaft stets neue, originelle und ungemein reizende Partien darstellen. Selbst häufig angewandten kabbalistischen und astrologischen Phantasiespiele n hier einen großartigen Charakter an und zeigen von dem alles waltigenden, schöpferischen Talent des Meisters. Hier offenbart sich uns in Erstaunen setzende Belesenheit in allen Fächern der rabbinischen, schischen und kabbalistischen Literatur; eine mit scharfem Witz gepaarte erschaft in der Anwendung der Gemüth und Verstand zu gleicher Zeit nden, allegorischen Exegese; ein mit sich selbst ins Klare gekommenes, innerer, tief gefühlter Gottesfurcht erfülltes, von Hingebung an den lichen Vater, von der Liebe zum Gotteswort begeistertes Gemüth, den Leser wie Zuhörer einerseits belehrt und zurechtweist, anderseits eist und mit sich reißt. Ist auch diese Vortragsweise, diese Art agadi- er Auslegung veraltet, abgelebt und dem jetzigen Zeitgeiste durchaus t entsprechend, so dürfte denn doch selbst hier von den Predigern der eit manche Ausbeute zu holen, manch fruchtbares Körnlein zu finden — Es wird hier meistens über Stolz und Eigendünkel der Gelehrten, sich gegenseitig mit neidischer Gehässigkeit verfolgen, über Indifferentis- der Reichen, die im Materialismus befangen, um Gott und seine ge Lehre sich wenig kümmern, zur Erhaltung der Thora weder durch sische noch moralische Unterstützung der Gottesgelehrten und deren Jünger Schärflein beitragen, über um sich greifende Sittenentartung der heran- senden Jugend, über Lauigkeit beim Gottesdienste, überhaupt über igkeit in Erfüllung religiöser Pflichten Klage geführt.

Das Werk ward in frühern Zeiten hochgefeiert und auch mehrmals aufgelegt.

2. Tiferet Jonathan, Commentationen über den Pentateuch. Nach einer bei Dr. Gabriel E. befindlichen Handschrift von Uri aus Dresden herausgegeben, Zollkiew s. a.

Jonathan nennt in der Vorrede zum כו"ם diesen Kommentar unter dem Titel Jaaroth Debasch, die Herausgeber änderten willkürlich den Namen.

3. Ahabath Jonathan, Commentationen über die הפטרות, zusammengetragen von seinem Schüler Dav. Magdeburg aus Hamburg. — Es ist aus dem Style deutlich zu ersehen, daß nur der Inhalt, nicht aber die Form von Jonathan herrührt, letzterer hat eine leichte, faßliche und gefällige Ausdrucksweise, die hier gänzlich vermißt wird. Das Werk wurde in Prag abermals aufgelegt.

4. Luchoth Eduth, Altona 1755. Inhalt und Tendenz dieser Schrift wurde bereits Kap. XXIII näher angezeigt. Beigegeben ist derselben noch eine ausführliche kabbalistische Erklärung einer von den fünf berüchtigten Amuleten; ferner ein von Jonathan verfaßtes, alphabetisch geordnetes, auf die Wiedererlösung Israels Bezug habendes Trostlied, אילת אהבים, das von kabbalistischen Anspielungen durchwebt, jedoch arm an poetischem Gehalt ist. Zum Schlusse findet sich endlich die Kap. XV von uns erwähnte Vertheidigungsdrascha Jonathans, weßhalb wir auch die hier angezeigte Schrift in die Reihe der agadischen gesetzt.

5. Eine Abhandlung über die 7 Künste, im Jaaroth Debasch erwähnt, blieb unedirt.

C. Kabbalistische Schriften.

Sämmtliche Geistesprodukte dieser Klasse sind weder durch die Presse ans Tageslicht gebracht noch sonst näher bekannt worden, wir wissen deren Namen und Hauptinhalt nur daraus, weil der Verfasser in seinem Kap. XVII gedachten Schreiben an Jacob Josua selbe angibt, und darauf sich ein wenig zu Gute thut, es werden dort folgende Skripturen namhaft gemacht:

1. סינת הדת behandelt die Frage, warum Gott, als allgütiges Wesen, die Welt nicht früher geschaffen hat? Die hierauf im עץ חיים sich findende Antwort J. Lurias scheint nicht ausreichend.

2. חידות מני קדם, Erklärungen über viele im Talmud vorkommende in das Feld der Geheimlehre einschlagenden Stellen.

3. אוצר הכמה, ein Commentar zu Sepher Jezira.

4. חובת הנפש, über den Zusammenhang zwischen Körper und Seele, deren Fortdauer nach dem Tode.

5. זהר הרקיע, Betrachtungen über den Gang der Gestirne, deren Retardation und Acceleration.

XXIX.

Jonathan's leibliche Nachkommenschaft.

Mit seiner Ehegattin Elkele hatte Jonathan 4 Söhne und 2 Töchter erzeugt.[1]) Die älteste Tochter war, wie bereits oben Kap. VII. gemeldet, an Mordechai Kasab verheirathet; die jüngere Hizel wurde 1755 an Moses Fränkel in Breslau vermählt. Die Söhne besetzten sich alle in Dresden, und zwar sollen die ersten 3 während der Hamburger Wirren von da verwiesen worden sein und nach der sächsischen Hauptstadt sich begeben haben, wohin nach einiger Zeit ihnen auch der vierte nachfolgte. Sie hießen:

1. Löw, beschäftigte sich fleißig mit der Gotteslehre und neigte sich in seiner Lebensweise der Ascetik zu, gestorben 1772. Er hatte 2 Söhne.
   a. Isac, der zu Prag gestorben,
   b. Aaron starb unverheirathet 1829.
2. Nathan Nata, ein sehr gelehrter und gottesfürchtiger Mann, gründete die zu Dresden bis zum Jahre 1829 bestandene sogenannte „Eibenschützische Synagoge". Er hatte 3 Söhne.
   a. Der bereits als Herausgeber des אורים ותמים sowie der חידושי הילכות נדה im vorigen Kap. sub A., 2. u. 4. genannte Israel, Rabbiner zu Lichtenstadt in Böhmen, gestorben 1801.
   b. Isac, ein Hagestolz, führte früher ein etwas frivoles Leben, ward aber nachher Vorsteher in der von seinem Vater begründeten Synagoge, und wohnte tagtäglich, früh und Abends, dem öffentlichen Gottesdienste bei. Er soll im Besitze vieler Manuskripte seines Großvaters gewesen sein, die aber nach seinem Tode — 1828 — abhanden gekommen.
   c. Gabriel, geboren 1757, studirte zu Leipzig die Arzneikunde, kehrte als Doctor der Medicin nach Dresden zurück und hatte bei den ersten Staatsbeamten Entré. Er hatte ganz die Physiognomie seines Großvaters und nur durch seine hülfreiche Unterstützung wurden „Bne Ahuba" (XXVIII., A. 1.) und „Tiferet Jonathan" (ibid. B., 2.) der Oeffentlichkeit übergeben. Er hatte 2 Töchter, wovon die eine an den M. Dr. J. Wehle in Prag, die andere

---

[1]) תולדות בני יהונתן weiß nur von einer Tochter; aus dem oben Kap. VII. zitirten Brief Jonathan's geht hervor, daß seine älteste Tochter in Prag verheirathet gewesen. Uebrigens ist dieses ganze Kapitel hier ein Auszug aus der Schrift des Herrn. Dr. Beer.

an den M. Dr. Gaspari in Berlin verheirathet ist. Im Hause des letztern ging er 1849 als 92jähriger Greis mit Tode ab.

3. Mordechai, wird schon von seinem Vater in der Vorrede zu כ"ם rühmlichst erwähnt, war in den rabbinischen Wissenschaften, im Nigleh wie im Nistar, außerordentlich bewandert, besaß dabei viele linguistische Kenntniß, verstand auch mehrere der lebenden Sprachen. Von Gott mit Glücksgütern gesegnet, war er gegen die leidende Menschheit sehr mildthätig. Während der Schwangerschaft der sächsischen Herzogin im Jahre 1797 verfaßte er für dieselbe ein hebräisches Gebet, welches in der Synagoge zu Dresden liturgische Aufnahme gefunden, und von seinem einzigen Sohne Jonathan, der ebenfalls sehr gelehrt, besonders ein großer Sprachkenner war, ins Deutsche übertragen worden ist. Mordechai starb 1799, der Sohn 1818.

4. Benjamin Wolf (vergl. XXVI.) durch seinen Vater von der Schuldenlast befreit, ging abermals nach Wien. Durch ein sehr empfehlendes Exterieur wie durch seine tiefe Einsicht in den finanziellen Geschäften erlangte er die Gunst eines sehr hochgestellten Staatsmannes, und erwarb sich ein sehr bedeutendes Vermögen. Sein Gönner ging nachher als österreichischer Gesandter nach Dresden, wohin Wolf ihm folgte. Die sächsischen Regierungsbeamten lernten bald seinen Werth kennen, schätzten ihn hoch und beriethen sich oft in Staatsangelegenheiten mit ihm. Er erlangte dadurch viele Rechte und Freiheiten, erbauete sich zu Dresden einen herrlichen Palast, bei dem ein Garten angelegt wurde, kaufte überdies ein nahe bei der Hauptstadt gelegenes Gut. Durch Verwendung erhielt er den Freiherrntitel, der ihm nachher aber wieder genommen wurde. Während dieser ganzen Zeit hielt sich Wolf von seinen jüdischen Glaubensbrüdern ferne, nahm sie zwar freundlich auf, wenn sie bei ihm erschienen, pflegte aber sonst keinen Umgang mit ihnen, und führte überhaupt eine den jüdischen Satzungen ganz zuwider laufende Lebensweise. In Folge der französischen Revolution, verließen viele Freunde des Barons die Hauptstadt Sachsens, auch zog ihm das Sinken der österreichischen Staatspapiere einen großen Verlust zu, so daß er dadurch sehr niedergeschlagen wurde. Als nachher auch sein letzter Bruder Mordechai mit Tode abging und er allein von den Söhnen seines Vaters noch übrig, dabei aber kinderlos dastand, ging ihm dieses zu Herzen, und er fing an, seinen bisherigen Lebenswandel zu bereuen. Um diese Zeit erschien ihm auch die Gestalt seines Vaters im Traume, ihn wegen seiner Irreligiosität zurechtweisend. Des Morgens darauf ließ er einen vertrauten Diener seines väterlichen Hauses kommen, erzählte ihm das gehabte Traumgesichte, und von dieser Stunde an ging mit dem Baron eine völlige Umwandlung vor. Er bestrebte sich aus allen Kräften, seine früheren Fehltritte zu sühnen und mit vollstem Herzen sich seiner väterlichen Religion zuzuwenden. Obwohl schon 60 Jahre alte, heirathete er auf Anrathen der Dresdner Rabbinen eine

fromme, gottesfürchtige, in körperlicher wie geistiger Beziehung wohlgebildete Jungfrau von guter Abkunft, mit welcher er drei Töchter, aber keinen Sohn zur Welt brachte. Auch restaurirte er das von seinem Bruder Nathan eingerichtete Bethaus, bestritt die Besoldung der nöthigen Kultusdiener wie die Bedürfnisse des öffentlichen Gottesdienstes aus eigenen Mitteln, wohnte demselben auch nicht nur jeden Sabbath, sondern auch am Montage und Donnerstage bei. Er testirte viele Stiftungslegate, befahl auf seinem Sterbebette seinen Kindern, einen frommen Lebenswandel zu führen, legte vor seinem Tode das Sündenbekenntniß ab und starb, mit seinem Gotte versöhnt, den 19. Novbr. 1806. Es ward ihm ein sehr ehrenvolles Leichenbegängniß zu Theil, und der Palast, den er zu Dresden bewohnte, wird noch heutigen Tages „Eibenschützisches Palais" genannt.

XXX.

Jonathan's Schüler.

Die Akademie Jonathan's sowohl zu Prag als zu Metz und Altona war immer sehr besucht, und aus den entferntesten Gegenden strömten wißbegierige Jünger herbei, den Vorträgen dieses hochberühmten Lehrers beizuwohnen, unter seiner Leitung den halachischen Studien obzuliegen. Die Anzahl derselben erreichte allmälich die hohe Ziffer 20,000, von denen viele nachher bedeutende Rabbinatssitze einnahmen. Einige der uns bekannten, wollen wir der Reihe nach hier anführen und hie und da Näheres von ihnen mittheilen.

1. Abraham Poppers, aus dem Stamm der Aaroniden, Rabbiner zu Töplitz in Böhmen, ein Mann von ungemeiner Gelehrsamkeit im talmudischen Fache und allgemein anerkannter, wahrer, ungeheuchelter Gottesfurcht, starb kinderlos im Jahre 1745, und ward ihm von seinem Lehrer zu Metz die übliche Trauerrede gehalten. An seine Stelle gelangte wahrscheinlich Simcha Poppers, eine der bedeutendsten rabbinischen Celebritäten, Freund und Studiengefährte Jonathans in dem von Abraham Broda zu Prag gestifteten Lehrhause (II.).[1])

[1]) Ueber das intime Verhältniß Simcha's und Jonathan's und deren gegenseitige Hochachtung für einander ward uns folgende Anekdote mitgetheilt. Letzterer sollte einst, einem ihm gestellten Antrage gemäß, eine Frauensperson heirathen, die seiner ganz unwürdig. Ersterer hielt es für seine Pflicht, den Freund dagegen zu verwarnen, welcher aber darauf nicht hörte und Bräutigam wurde. Bald darauf sah dieser seinen Fehltritt ein, und war im Begriffe die Partie rückgängig zu machen. Aber auch hierzu mochte Simcha seine Einwilligung nicht geben; ob dieser scheinbaren Inkonsequenz zu Rede gestellt, erwiderte er: Vollzieht Jonathan das Ehebündniß, so wird es heißen: „es war dies eine himm-

2. Wolf Auſterlitz, Rabbinatsaſſeſſor und Schulrektor zu Prag, ebenfalls von ſeinem Lehrer zu Altona betrauert.[1])

3. Sarach Eidlitz, bereits 1752 Schulrektor zu Prag, ein Mann von ſeltenem Charakter. Er hatte von Jugend auf einen ſchweren Kampf mit dem Leben zu kämpfen; ertrug jedoch ſein hartes Geſchick mit vollſter Ergebung in den göttlichen Willen, und bewährte ſich ſtets als ein vom innigſten Gottvertrauen durchdrungener Tugendheld. Ein Kind armer Eltern, noch dazu frühzeitig des Vaters beraubt, nahm ſich Jonathan ſeiner väterlich an, ſorgte treulich für des Knaben Erziehung und Bildung, und ſah durch die gedeihliche Entwicklung des eminenten Talentes ſeine Mühe reichlich gelohnt. Seine zwei Frauen, die er nach einander geheirathet, waren Schweſtern, Töchter des Feiwel Jeruſchalmi, eines reichen, aber nicht gelehrten Mannes. Ueber ſeine zweite Verehelichung iſt uns folgende Erzählung zu Ohren gekommen. Die erſte Gattin Sarach's hatte ihm zwar ein bedeutendes Vermögen zugebracht, war aber von häßlicher, verkrüppelter Geſtalt. Hingegen war ihre jüngere Schweſter Edel (Adele) mit weiblicher Schönheit begabt, und hatte, als nach wenigen Jahren die Gemahlin Sarach's mit Tode abging, ſich indeſſen zur blühenden Jungfrau entwickelt. Die vox populi beſtimmte nun dieſe ſogleich als Stellvertreterin ihrer Schweſter; allein der alte Feiwel, der wohl in Gottesgelahrtheit nicht den größten Werth ſetzte, ließ ſich vernehmen, „daß um die Häßliche an den Mann zu bringen, er zu dem Gottesgelehrten habe ſeine Zuflucht nehmen müſſen; für die Schöne dagegen ſtünden ihm beſſere Ausſichten bevor." Jonathan dieſe Aeußerung des Alten erfahrend, nahm ſich vor, denſelben auffitzen zu laſſen, und ihn durch eine Myſtifikation dazu zu bewegen, Sarach zum zweitenmal als Schwiegerſohn zu erwählen. Wie es ſich von ſelbſt verſteht, beobachteten Vater und Gatte die durch die Religion gebotene Trauermanifeſtation, indem ſie während der erſten 7 Trauertage im Hauſe des letztern, wo die Verſtorbene ihren Geiſt ausgehaucht, zuſammen auf der Erde ſaßen, allwo ihnen auch die religiös vorgeſchriebenen Condolenz-Viſiten abgeſtattet wurden. Jonathan zögerte mit Erfüllung dieſer heiligen Vorſchrift bis zum letzten Tage, erſt da erſchien er bei den Leidtragenden, der Religionspflicht zu genügen. Beim Weggehen winkte er Sarach zu, ihm hinaus vor die Thüre des Gemaches zu folgen. Draußen ſprach er alſo zu ſeinem geliebten Schüler: „Dein Schwiegervater drinnen wird gewiß ſehr neugierig ſein, zu wiſſen, was ich Dir ſo Eiliges und Wichtiges mitzutheilen habe, er wird Dich ohne Zweifel

---

liſche Fügung, er war hierzu prädeſtinirt." Zerſchlägt ſich aber die Sache, wird man ſelbe für eine Thorheit auslegen und „Rabbi Jonathan einen Thoren ſchelten laſſen," das möchte ich gerne verhüten. — Wie wir aber oben (1) gezeigt, wurde Jonathan gleich bei ſeiner Ankunft nach Prag mit der Tochter des Iſac Spira vermählt, vielleicht verhielt ſich die Sache umgekehrt, daß Simcha der Verblendete und Jonathan der kluge Rathgeber geweſen. — [1]) Jaaroth Debasch I. p. 66.

auch sogleich darnach fragen. Du mußt Dich aber anfänglich sehr zurückhaltend stellen, bis er endlich von Neugierde sehr gequält sein wird, dann rücke mit der Sprache heraus, und sage ihm, ich hätte Dir die Tochter von Jenem (hier nannte er ihm einen der angesehensten Männer der Prager Gemeinde, der gerade eine ledige Tochter hatte) zur Ehegattin angetragen, indem deren Vater mich hierzu aufgefordert hätte. Es ist wohl an der Sache kein wahres Wort, Du belügst aber den Alten nicht, wenn Du ihm dieses in meinem Namen mittheilst, da ich Dir ja solches wirklich gesagt habe." Sarach verstand den Rabbi wohl, und richtete sich getreulich nach dessen Instruktion. Ins Zimmer zurückgekehrt, fragte sogleich der Alte, unwillig über die Geheimthuerei Jonathans neugierig und ärgerlich zugleich: „Nun was hat der Schebs[1]) von Dir haben wollen?" Sarach räusperte sich, meinte, es wäre gar nicht passend von einem solchen Gegenstande jetzt schon zu sprechen, endlich als der Alte auf's Höchste gespannt war, theilte ihm jener den Antrag Jonathans mit. Feiwel ging in die Falle und verlobte ihn am folgenden Tage eiligst mit seiner zweiten reizenden Tochter.[2]) — Auch diese Gattin verlor Sarach frühzeitig, sie starb 1759, und ihr Ehegemahl widmete ihrem Andenken einen Theil seines, während der Selichottage in der Zigeunersynagoge zu Prag abgehaltenen Kanzelvortrages, worin er ihrer überaus großen Gottesfurcht, wie ihren sonstigen weiblichen Tugenden das vollste Lob spendet; auch findet sich hier folgende merkwürdige Stelle, wo der Redner sich also ausdrückt: „Noch in meiner Jugend herrschte der aus alten Zeiten herrührende Gebrauch, daß wenn weibliche Individuen zu Grabe getragen wurden, bei dem Leichenbegängniß auch das Frauengeschlecht vertreten war, und hinter den Männern der Bahre folgte: jetzt aber seit Kurzem ist diese uralte Sitte abolirt worden, und man verwehrt dem andern Geschlecht die Leichenbegleitung."[3])

Einige Zeit lächelte die liebliche Fortuna unserem Sarach freundlich zu, er lebte in Wohlhabenheit; bald aber wandte die falsche Glücksgöttin sich wieder von ihm ab, und er verfiel in drückende Armuth. Trotz seiner bedrängten Lage wollte er die Gottesgelahrtheit nicht als Melkkuh gebrauchen, eingedenk des Ausspruches der Mischna (Aboth 4. 7.): „Mache sie (die heilige Lehre) nicht zum Spaten, damit zu graben." — Er war ein ausgezeichneter Arithmetiker und suchte lieber daraus einigen materiellen Nutzen zu schöpfen, indem er ein von ihm zum allgemeinen Gebrauche in jüdisch-deutscher Sprache abgefaßtes Rechenbuch, unter dem Titel „מלאכת מחשבת", Prag 1778, edirte, dessen faßliche Darstellung der besondern Arithmetik den Beweis liefert, daß der Autor seinem Fache völlig

[1]) Nur der Aerger konnte den Alten zu einer solchen Schmähung Jonathans verleiten, welches den werthen Leser keineswegs aber verleiten darf zu glauben, als sei die vox populi gegen Jonathan gewesen, im Gegentheil erfreuete sich dieser zu Prag der allgemeinsten Hochachtung und Verehrung. — [2]) Mündliche Mittheilung eines aus Hellescham gebürtigen Seitenverwandten Jonathans. — [3]) Or Lajeschorim.

gewachsen gewesen. Ueber das neckische Verfahren des Primas der Prager Judengemeinde Israel Frankel gegen Sarach ob dessen strenger Abstinenz in Annahme eines Geldgeschenkes vergl. Gal. Ed. Nr. 116.

Seine Lehrmethode fand großen Beifall, und seine Vorlesungen hatten vielen Zuspruch. Auch der gewesene Dresdner Rabbiner „David Landau" gehörte zu den Schülern Sarachs, und nannte deßhalb Jonathan Eibenschütz seinen „Großlehrer" analog mit dem Ausdrucke „Großvater."[1]) — Sarach starb plötzlich am Schlagflusse, Mittwoch den 12. Ijar 5540 (17. Mai 1780).[2]) Außer dem oben genannten Werke über die Arithmetik, edirte sein Sohn Moses im Jahre 1785, die vom Vater in mehreren Synagogen Prags gehaltenen Kanzelvorträge, unter dem Titel „Or Lajescharim", ein schöner Beitrag zur alten agadistischen Literatur.

Für seinen Lehrer Jonathan fühlte Sarach die größte Ehrerbietung, nennt ihn in der ihm gehaltenen Leichenrede „den größten Rabbi seines Zeitalters"; sagt ferner, „daß dessen Anwesenheit in Prag die Gemeinde daselbst vor allem Unglück verwahrt habe, und mit seinem Abgange wäre das Ungemach schaarenweise hereingebrochen, zuerst Plünderung (1742), nachher Landesverweisung (1745), darauf der große Brand (1754), endlich zuletzt Nahrungsmangel und seit 1761 die Blatternepidemie."

4. Naphtali Hirsch Wassertrilling, war 4½ Jahre Haus- und Tischgenosse Jonathan's zu Prag, ging sodann nach Frankfurt, und folgte ihm später von da aus nach Metz, wo er während vier Monate in seiner nächsten Umgebung sich befand, selbst zur Nachtzeit in seinem Zimmer schlief. Wie er über die Lebensweise Jonathans sich ausgesprochen, haben wir bereits in Kap. II. u. XI. in excerptis mitgetheilt. Er wurde nachher Landrabbiner über ganz Hessen und hatte zu Kirchhain sein Domizil. Sein Schwiegervater war Handle Kirchhahn, Verfasser mehrerer populärer Andachtsbücher sowohl in hebräischer als in jüdisch-deutscher Sprache.

5. Samuel Halberstadt, studirte unter der Leitung Jonathan's zu Prag, fungirte als Rabbiner zu Hagenau und dessen Bezirk im Elsässischen, erließ im Jahre 1752 ein Anerkennungsschreiben an Jonathan, worin er dessen Unschuld hoch betheuert, entschuldigt sich aber, für seinen Lehrer nicht mehr thun zu können, weil dessen Gegner, in deren Mitte er lebe, voller Insolenz seien, gegen welche anzukämpfen ihm die größte Gefahr bringen würde.[3])

David Kadisch, Oberrabbiner des Chrudimer Kreises in Böhmen, wohnte zu Lusche, einem 14 Meilen von Prag entfernten Marktflecken, wo

---

[1]) תולדות בני יהונתן von Dr. Beer. — [2]) מודע ביהודה II. Lieferung 1. Abth. Nr. 122. Gal.-Ed. giebt sein Todesjahr irrthümlich an; es setzt hierbei 1786, welcher Irrthum durch einen beim Kopiren des Epithaps begangenen Fehler entstanden, man hätte nämlich das die Jahreszahl in sich schließende Wort „יהלוך" entweder ohne oder mit kleinem Waw schreiben sollen. — [3]) Luchot. Ed. p. 45.

von jeher eine nicht unbedeutende Judengemeinde, zu jener Zeit auch einige ausgezeichnete Talmudisten florirten. — — Einst hatten sich letztere hier zu einem Festmahle versammelt, bei Tische ward ein Makel an einem aufgetragenen Flügelvieh entdeckt, und selbes von den anwesenden Gelehrten einstimmig für trefa (zum Genusse unerlaubt) erklärt. Ein anderer des Talmuds unkundiger Gast sagt in einem halb ernsten, halb scherzhaften Tone: „Was kümmert mich euer Ausspruch, ich appellire an den Oberrabbiner." Man überschickte diesem das corpus delicti mit einem Boten, welcher zugleich berichtete, daß die rabbinische Elite bereits trefa geurtheilt. Der Oberrabbiner untersucht den Casus, und sagt im verächtlichen Tone: „Was wissen jene Ignoranten, die Speise ist koscher" (erlaubt). Der Talmudisten Einer war aber dem Boten auf dem Fuße nachgegangen, und als er hinter der Thüre die sie alle blamirende Entscheidung des Rabbiners vernahm, trat er rasch mit den Worten ein: „Rabbi! hier steht der Unwissenden einer, ich wollte doch gern verstehen, wie dieser Fall für koscher erklärt werden dürfte?" „Schweig," entgegnete der Angeredete mit überlegener Miene, „euresgleichen kann, was die Praxis anbelangt, kein kompetentes Urtheil abgeben; weil all euer Wissen eitler Bücherkram. Ich habe bei meinem Lehrer Rabbi Jonathan langjährige, praktische Studien gemacht, und von ihm zweihundert Dinim (rituelle Lehrsätze) traditionell empfangen, die im Schulchan Aruch (Ritual-Codex) gar nicht vorkommen." Durch diese Antwort des Oberrabbiners fühlte der Gegner sich aus dem Sattel gehoben, und beugte demuthsvoll sein Haupt vor der ihm entgegen gehaltenen Autorität. [1])

7) Tiah Weil, Oberrabbiner zu Karlsruhe, ein gebürtiger Prager.[2])

8) Israel Eibenschütz, siehe XXIX, 2. a.

9) Jacob Eibenschütz, siehe XXVIII, B. 1.

10) David Magdeburg, ibid. 3.

11) Lippmann Meller, gebürtig aus Palzau, Taborer Kreises in Böhmen, eine unter dem Namen „Rabbi Lippman Patzowe" notorische Persönlichkeit. Er schlug manche ihm angebotene, bedeutende Rabbinerstelle aus dem Grunde aus, weil er sich der Gotteslehre nicht als Nahrungszweiges bedienen, sie dadurch nicht profanisiren wollte, und lebte lieber vom geringfügigen Kleinhandel in seinem Geburtsorte, sich mit kümmerlicher Befriedigung seiner nothwendigsten Bedürfnisse begnügend. Er befaßte sich viel mit der Geheimlehre, soll auch ein Werk darüber geschrieben haben, welches vor einigen Jahren sein in Ungarn lebender Enkel zu veröffentlichen versprach, zu diesem Ende auch eine Pränumerantensammlung vornahm. — Er war in der halachischen Literatur sehr bewandert, und pflegte bei von ihm aus-

---

[1]) Mündliche Mittheilung eines zu Luze gebürtigen, ein bedeutendes Rabbinat in Böhmen bekleidenden Mannes. — [2]) Vorrede zu Urim we-Tumim wie zu Jaaroth Dobasch.

gehenden rituellen Entſcheidungen ſich auch auf die Autorität ſeines Lehrers zu ſtützen. Er ſtarb zu Palzau 1826 als hundertjähriger Greis. [1])

12) Aaron Grünhut, ſtudirte unter Jonathan in Prag und begleitete denſelben nach Metz. In ſeinem Namen wird von „Beer," (Geſch. der Sekt. II, p. 306 ff.) folgende Erzählung mitgetheilt. „Ungefähr ein Jahr vor der Abreiſe Jonathans von Prag gab dieſer einer vor ihn gebrachten, und vorgeblich von einem böſen Geiſte beſeſſenen Magd, zur Vertreibung dieſes ungebetenen Gaſtes, eine Kamea, befahl ihr aber ſogleich nach ihrer Heimath, ins Baireuthiſche, zurückkehren. Als Jonathan nun im darauf folgenden Jahre behufs ſeiner Reiſe nach Metz durch einen Flecken in Baireuth fuhr, drängte ſich unter der um ſeinen Wagen, zur Erhaltung ſeines Segens verſammelten Volksmenge eine Frauensperſon, mit einem Kinde auf dem Arme, hervor, den Rabbi um ſeinen Segen mit dem Zuſatze bittend, daß ſeine wunderthätige Kraft an ihr ſich bereits bewährt habe. Auf die Frage des Rabbi bei welcher Gelegenheit dieſes geſchehen, antwortete dieſelbe, ſie ſei jene Magd, die vorigen Jahres mittelſt ſeines Amuletes von einem ſie beherrſchenden Dämon befreit worden. Als der Rabbi, das Kind auf ihrem Arme gewahrend, fragte, wie lange ſie ſchon in der Ehe lebe? trat ſie beſchämt und erröthend zurück, weil das Kind außer der Ehe erzeugt worden, und ſie noch unvermählt geweſen. Der Rabbi ertheilte ihr nichts deſto weniger ſeinen Segen, und ſetzte ſeine Reiſe fort. Unterwegs löſte der Rabbi ſeinen Schülern, unter welchen auch A. Grünhut war, das Räthſel mit folgenden Worten: „Dieſe Weibsperſon litt an der Hyſterie oder Mannsſucht, hatte epileptiſche Zufälle, und lebte in dem Wahne von einem böſen Geiſte beſeſſen zu ſein. Da nun bei Kranken dieſer Art die Einbildung ſehr ſtark wirkt, gab ich ihr zu ihrer Beruhigung ein Amulet, um ihre Phantaſie auf den entgegengeſetzten Wahn, das Amulet werde ihre Heilung bewirken, hinzulenken. Ich wählte einen unſchädlichen Wahn als Gegengift einem ſchädlichen gegenüber. Ihre eigentliche Krankheit, die Mannsſucht, ward aber durch die Art, wie ſie zu der Leibesfrucht gekommen iſt, gänzlich behoben." — Wohl mochte dem ſcharfſinnigen Jonathan hie und da der Gedanke durch den Sinn gefahren ſein, daß die eigentliche Heilkraft der Kameoth darin beſtände, ein durch die Idee genährtes Uebel durch eine konträre Idee zu bekämpfen; trotzdem können wir ihn von aller Befangenheit in dieſer Beziehung nicht losſprechen, und verweiſen wir den Leſer hier auf unſern Ausſpruch im Kap. XI.

13) Abraham Fürth, Vater des die allgemein renommirte Kappenfabrik zu Strakonitz im piſeker Kreiſe in Böhmen begründenden Wolf Fürth, ein mit talmudiſcher Kenntniß ausgerüſteter ſonſt auch gebildeter und geiſtreicher

---

[1]) Mündliche Mittheilungen glaubwürdiger Männer.

Mann, gestorben 1834 als 84jähriger Greis, soll von dem aus dem Böhmerlande zu den Hörern Jonathans gestellten Kontingente der letzte und alle seine böhmischen Kollegen überlebende gewesen sein. [1])

XXXI.

Schluß.

Die oben (XXII) mitgetheilte, ausgesprochene Besorgniß J. Landau's, daß durch die Befehdung Jonathans eher den Sabbathianern Vorschub geleistet werden dürfte, hatte sich nicht bloß als begründet erwiesen, sondern auch vollkommen bewährt. Die Sektirer verfehlten nicht, den weltberühmten Rabbiner, den größten jüdischen Gottesgelehrten seiner Zeit, dessen Geist das halachische Wissen des Maimonides und das kabbalistische des J. Luria in sich vereinigte, für ihren geheimen Häuptling auszugeben, ließen sogar auf die von ihren Führern getragenen Medaillen seinen Namen setzen. — Allein das Licht der bald anbrechenden wahren Aufklärung, durch Mendelsohn hervorgerufen, hat all diesem Unwesen, der Ausgeburt abergläubischer Finsterniß ein Ziel gesetzt, das allmählige spurlose Verschwinden dieser Sekte läßt sich mit Gewißheit voraussehen. Zur Verbreitung dieser Aufklärung hat aber zweifelsohne Jonathan, wenn auch sich selber unbewußt, denn doch bedeutend mitgewirkt. Der Einfluß der Kabbala, der schon dadurch als schädlich sich bewährte, daß die trügerischen Phantasiespiele dem denkenden Verstande das Terrain streitig machten, wurde durch die Amuletfehde bedeutend geschwächt. Man war der unhaltbaren Bodenlosigkeit der mysteriösen Sophistik auf die Spur gekommen, und der sie verhüllende feierliche Nimbus zerfloß vor den klaren Blicken einer bessern Einsicht. Was aber die Feinde Jonathans bewirkt, dazu hat auch er selbst sein Schärflein direkt beigetragen. Er, der große Meister der Geheimlehre, hatte deren Glaubenssätze als nicht bindend für die Israeliten erklärt, somit dem für Licht und Wahrheit wacker kämpfenden „Hartwig Wessely" eine mächtige Waffe in die Hand gegeben. Er, der mächtige Vertreter des orthodoxen Judenthums, hatte die Persönlichkeit Mendelsohns, und so auch dessen Bestrebungen anerkannt, hiermit für Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntniß, rein geläuterte Ansichten von seinem Standpunkte aus das Möglichste gethan. Ist also Jonathan durch seine gediegenen Geisteserzeugnisse in literatur-historischer Beziehung eine wichtige Erscheinung im Judenthume gewesen; so kann ihm

[1]) Mündliche Mittheilung des greisen Talmudgelehrten Hrn. S. J. Kohn zu Prag.

auch seine Bedeutung für dessen geschichtliche Fortentwicklung überhaupt keineswegs abgesprochen werden. Demnach waren die beiden schroff einander gegenüberstehenden Antagonisten, Jonathan sowohl als Emden, Vorboten der nun im Judenthume zu beginnenden neuen geschichtlichen Epoche, beide Werkzeuge in der Hand der göttlichen Vorsehung, wodurch der durch den Propheten Jesaias verkündete Spruch des Allerhöchsten bewährt worden, der da lautet: „Mein auf dir ruhender Geist und die dir in den Mund gelegten Worte, sie sollen weder aus deinem Munde noch aus dem Munde deiner Kinder und Kindeskinder weichen — so spricht der Herr — von nun an bis in Ewigkeit.“ (ibid. 59. 21.)

Nachlese.

I. Ad. pag. 216 Nota 4. Wahrſcheinlich iſt der Ausdruck קרן צבי eine bloße, im Talmud häufig vorkommende Metapher, womit „ein unſicherer Ort" bezeichnet wird. Es ſoll nämlich heißen, daß die Juden der Kriegswirren wegen damals in ſteter Unruhe lebten, und ſich nicht der gehörigen Sicherheit zu erfreuen hatten.

II. Ad pag. 232. Abraham Broda war nahe daran, zu Prag in den Bann gethan zu werden. Man konnte die Tiefe ſeiner Gedanken nicht erfaſſen, und alsbald erhoben ſich zankſüchtige Menſchen wider ihn, ſeine Lehre als falſch und ſophiſtiſch zu verſchreien. (Luchoth Ed. p. 59 b.)

III. Ad pag. 237. Salomon Mireles erreichte ein ſehr hohes Alter; das über die Achtzig ſich erſtreckte. (Eduth Bejaakob p. 10 b.)

IV. Ad pag. 239 Nota 2. Allein aus Eduth Bejaakob pag. 16 b geht deutlich hervor, daß J. Katzenellenbogen doch ת"קס geſtorben. Daſelbſt heißt es: „Das Rabbinat zu AḤW war (nach dem Tode Katzenellenbogens) von Anfang Ab bis medio Jjar über ¾ Jahre vacant." Wäre ſein Tod, wie wir vermuthet, ת"קד erfolgt, würde ja, da Jonathan erſt ת"קי aufgenommen worden, die Vacanz über ¼ Jahre gedauert haben. Demnach bleibt es uns ein Räthſel, wie es möglich geweſen, daß Jonathan ihm אב ת"י die Trauerrede gehalten???

Ad pag. 261 Nota 1. Bezüglich des Hirſch Aſchkenaſi wird dieſes bereits im Lit. b. O. 1847. c. 384 gerügt.

Ad pag. 265 Nota 1. Um die Aechtheit einer Kamea zu conſtatiren, gab es noch ein drittes Kriterium, indem man die darin verzeichneten Charaktere mit den in den alten Quellen der praktiſchen Kabbala ſich findenden Formeln verglich. Die Congruenz der beiden wurde nun als der zuverläſſigſte Beweis für die Heiligkeit des vorliegenden Amulets angeſehen. Aber ſelbſt dieſe auf den klaren Augenſchein baſirte Beweisführung mochte zuweilen bei der immenſen Mannigfaltigkeit kabbaliſtiſcher Verſetzungen illuſoriſch ſein, ſo daß die abſolute Gewißheit noch immer beſtritten werden konnte.

Ad pag. 276 Nota 2. Es werden von demſelben Referenten a. a. O. noch folgende zwei Berichte mitgetheilt:

1) Die außerordentlichen Ehrenbezeugungen, welche Jonathan bei ſeinem Einzuge zu Altona zu Theil geworden, ſtachelten den Neid Embens an, der alsdann in offener Feindſeligkeit ſich Luft zu machen ſuchte.

2) Während der ſtürmiſchen Zeit äußerte Jonathan oft: Nichts thäte ihm ſo leid, als daß er durch dieſe Verfolgungen zuweilen in ſeinen Studien geſtört werde.

Ad pag. 289 Nota 1. Emden nannte ſich gerne: „קנאי בן קנאי". Daß er, wie uns berichtet worden, dieſer Benennung noch hinzugefügt „בן בני של קנאי", haben wir nicht beſtätigt gefunden; auch iſt uns nicht bekannt, daß ſein Großvater Jacob irgendwie als eifriger Kämpfer aufgetreten wäre.

Ad pag. 344. Das Epitaph auf dem Grabſteine Jonathans lautet alſo:

י ראה כל עובר החרות על הלוחות
ך איש אשר עמד לנס ויהי כשושן פורחת
ן שב לעפר ומראהו מאיש משחת
נ א שימו על לב ושובו בתשובה נוצחת
ת פלה תרבו בעדו לאלקי הרוחות
נ פשו אליו יאסוף לבל תהי נדחת
ן כוח מעשיכם יגינו כי נפש ישראל אחת
למרו מוסר לשנא כבוד ומנרולה תהי נפשכם בורחת

Ihr Wandrer merket wohl! was kündet dieſer Stein:
Ob hoch der Mann auch ſtand, der Blume gleich er blühte,
Nun iſt die Hülle Staub, nun Moder ſein Gebein; —
Aufblicket drum zum Herrn mit reuigem Gemüthe!
Tiefſinnig fleh't zu Gott für ſeiner Seele Heil,
Huld daß ihm werde dort, ob eu'r Verdienſt, zu Theil;
Allſammt vereint ja Iſrael ein geiſtig Band. —
Noch aber präget feſt euch dieſe Lehre ein:
Gelüſtet nie nach Rang, nach ird'ſcher Größe Tand.

Inhaltsverzeichniß der ersten Sammlung,

welche ein für sich abgeschlossenes Werk ist:

	Seite
Die Eishöhle.. Von L. Weisel	5
Aschmadai. Von J. Rosenauer	12
Raschi oder Jarchi. Von L. Weisel	24
Der Feigenbaum als Zeuge. Von L. Weisel	35
Moses ben Maimon	40
Sagen der Prager Juden. Von L. Weisel. Enthaltend:	
Der Golem	51
Die goldene Gasse	52
Die Meisel Gasse	62
Die Pinkas Gasse	72
Die Beleles Gasse	79
Der Kadisch von Kol Nidre. Von S. K.	82
Bildad, der reisende Heilkünstler. Von Dr. M. Letteris	102
Die Zwillingsgeschwister. Von Wolf Maier	108
Die Juden in Böhmens Vorzeit. Von S. K.	111
Der hohe Rabbi Löw und der Graf. Von Ludw. Kapper	118
Rabbi Bustanei, Resch Gelutha. Von Gutm. Klemperer	124
Der wunderbare Baumeister. Von L. Weisel	131
Der Gang nach der Kalkgrube. Von Dr. Th. Budens	135
Rachel vor Gott. Von Wolf Maier	142
Der Schatz in der Todtenkammer. Von Dr. Th. Budens	158
Die Juden in Nürnbergs Vorzeit. Von Wilhelm Wolfner	162
Der Retter. Aus der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts. Von S. K.	178

Inhaltsverzeichniß der zweiten Sammlung,

welche ein für sich abgeschlossenes Werk ist:

Baron Eibenschütz. Von Daniel Ehrmann	5
Alexander der Große, König von Macedonien. Von Gutm. Klemperer	21
Die Proben des Scharfsinnes. Von J. Rosenauer	46
Das heldenmüthige Weib. Von Dr. M. Duschak	50
Die freigebigen Juden. Von Adolf Hlawatsch	52
Der Segensspruch. Von Markus Hain	53
Leben Sabathai Zewis. Aus der Auswahl historischer Stücke. Von Zedner	55
Joker dai. Von J. Rosenauer	61
Verschollene Geschichten. Von M. Klapp. (I. Der Märtyrer.)	116
Sagen von den Jehud Chebr und den 10 Stämmen. Von Rabbi Schwarz	123
Don Isak Abarbanel. Von S. Deutsch	130
Verschollene Geschichten. Von M. Klapp. (II. Reb Paltiel, oder der chomezige Barchu.)	134
Jakob Rodrigo Pereire. Von Adolf Hlawatsch	162
Aus dem Leben des Rabbi Ephraim ben Aaron Lautschitz. Von Kulka	164
Der letzte Rath. Von J. Rosenauer	166
Leben des R. Sadja Gaon. Von dem großen Alterthumsforscher S. L. Rapoport, erstem Religionsvorsteher und Rabbiner in Prag	179
Ein Opfer des Schweigens. Von Dr. F.	182
Napoleon und der Bal schem. Von Marcus Hein	193
Eine Nacht aus dem Leben Rabbi Akibas. Von Sigm. Singer	196
Ehrendenkmal. Von Israel Fürth in Strakonitz	201
Skizzen aus den mittelalterlichen Geschichten des Judenthums: Sad ud Dewlet. Von J. Rosenauer	208
Die Linderung des Ge-hinom. Von M. Duschak	214
Ein Poscheh Jisroel. Von Dr. Altar	216
König Salomo. Von J. Rosenauer	247

Inhaltsverzeichniß der dritten Sammlung,

welche ein für sich abgeschlossenes Werk ist:

Seite

Gawriel. Historische Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege. Von S. K. . . . 5
Vor einem halben Jahrhundert. Von Dr. J. M. Jost 141
Jude und Prinzessin. Von Moritz Popper. 166
Der Besuch in der Synagoge. Von M. Jastrow 173
Der Fluch des Rabbi. Von Professor Moritz Stößel. 175
Reb Abraham, der Grünzeughändler. Von Dr. Sch. 181
Abbitte nach dem Tode. Von Marcus Hein 184
Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme. Von Dr. K. Y. Z. 188
Die Judenkolonie im Reiche Coulan. Von Ad. Hl. 196
Ephraim Moses Kuh. Von Dr. M. Duschak 198
Chmel. Von M. Jastrow. 201
Verschollene Geschichten. Von Michael Klapp. (III. Die Flagellanten, oder Frankfurt im Jahre 1346.) 209

Inhaltsverzeichniß der vierten Sammlung,

welche ein für sich abgeschlossenes Werk ist:

Jajin Kidusch oder falsche Beschuldigung. Nach einer Sage von L. Weisel . . . 5
Statthalterwirthschaft in Jerusalem im Jahre 1625. Aus dem Hebräischen von Dr. M. Steinschneider 49
Der Weinhändler und sein Kutscher. Charakterbild aus dem Leben des Rabbi Jecheskel Landau. Mitgetheilt von L. P. 61
Der Lieferant. Aus den Ereignissen des Jahres 1848. Von L. Horwitz 69
Der Traum. Nach einer Erzählung des ehrw. Rabbiners J. W. zu Nikolsburg. Von L. P. 79
Cholem. Historische Thatsache in Form einer Fiction. Von B. M. Altar. . . . 94
Junker und Judenmaid. Scenen aus dem 17. Jahrhundert. Von J. Rosenauer 134
Sixtus der Fünfte. Von Dr. M. Duschak 202
Rabbi Jonathan Eibenschütz. Eine biographische Skizze von Gutm. Klemperer 208
Vorbemerkung. I. Jonathans erste Jugendzeit. II. Jonathan Prediger in Prag. III. Jonathans Vertheidigung der jüdischen Glaubenslehre. IV. Jonathan erster Rabbinatsassessor zu Prag. V. Jonathans Abreise von Prag. VI. Das Rabbinat zu Metz. VII. Jonathan Oberrabbiner und Schulrektor zu Metz. VIII. Das Rabbinat der drei Gemeinden. IX. Die Kabbala oder Geheimlehre. X. Die Sekte der Sabbathianer. XI. Jonathan als Kabbalist. XII. Jacob Emden. XIII. Der Kampf beginnt. XIV. Jonathans Hauptgegner. XV. Verfolgung Jonathans und Emdens Flucht. XVI. Vertheidigung Jonathans. XVII. Jonathan und Jacob Josua. XVIII. Jonathan in Anklagestand versetzt. XIX. Die jüdischen Synoden in Polen. XX. Chronique scandaleuse. XXI. Vielseitige Korrespondenz zur Ehrenrettung Jonathans. XXII. Jecheskel Landau. XXIII. Lossprechung Jonathans. XIV. Jonathan in den Freiherrnstand erhoben. XXV. Ein falscher Zeuge. XXVI. Wolf Eibenschütz. XXVII. Jonathans letzte Krankheit und Tod. XXVIII. Jonathans schriftstellerische Thätigkeit. XXIX. Jonathans leibliche Nachkommenschaft. XXX. Jonathans Schüler. XXXI. Schluß.

Preis aller 4 Bände Sippurim komplet 1070 Seiten groß Oktav . 6 fl. 24 kr.

Es kann auch jede Sammlung separat als abgeschlossenes Werk verkauft werden.

Preis der ersten Sammlung 224 Seiten . . . . . 1 fl. 24 kr.
Preis der zweiten Sammlung 240 Seiten . . . . . 1 fl. 24 kr.
Preis der dritten Sammlung 244 Seiten . . . . . 1 fl. 24 kr.
Preis der vierten Sammlung 362 Seiten . . . . . 2 fl. 12 kr.

Diese Sippurim sind durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Druck von Gebrüder Kay in Essen.

Berichtigungen.

Seite	217	Zeile	23	von	unten	lies:	aufzuopfern der	für aufzuopfernden
„	„	„	1	„	„	„	ihm der	„ ihm das
„	228	„	10	„	„	„	S. 225	„ S. 216
„	229	„	1	„	„	„	Bei der	„ Bei den
„	230	Nota	5	„	„	„	dieſes abgelehnt	„ dieſe abgelehnt
„	231	Zeile	6	„	oben	„	קיקיון	„ קיקרון
„	„	„	1	„	unten	„	חוות	„ חסת
„	233	„	2	„	„	„	Unzukömmlichkeit	„ Unzukommlichkeit
„	235	„	17	„	„	„	hätte gar	„ hatte gar

„ Nota 2 iſt das Wort נושא wegzulaſſen.

„	264	Nota	2	von	unten	lies:	Frevler	für Frevel
„	270	„	„	„	„	„	David	Dr.

Ferner iſt einige Male AGA ſtatt RGA (Rabbiniſches Gutachten) geſetzt worden.

SIPPURIM,

Sammlung

jüdiſcher Volksſagen, Erzählungen, Mythen, Chroniken, Denkwürdigkeiten

und

Biographien berühmter Juden

aller Jahrhunderte, beſonders des Mittelalters.

Fünfter Band.

Sechſte Auflage.

Prag, 1883.

Eigenthum und Verlag von Jakob B. Brandeis.

Buchhandlung Altſtädter Ring, 5 neu.

K. k. Hofbuchdruckerei A. Haase Prag.

Mönch und Jüdin.

Hiſtoriſche Erzählung aus dem erſten Viertel des 17. Jahrhunderts.

I.

Erzbiſchof Johann Lohelius.

Auf dem Domplatze in Prag wogte die Menge umher, buntfarbige Trachten aus allen Kreiſen des Landes, welche das Feſt des Landespatrones Johann von Nepomuk in die Hauptſtadt geführt hatte. Um die ambulanten Kramſtellen, auf welchen Roſenkränze, Agnus dei Kügelchen, Lebensbeſchreibungen des Heiligen u. ſ. w. feilgeboten wurden, drängten ſich die Weiber und Mädchen, während die Männer und Burſchen mehr Hinneigung zu den fliegenden Garküchen an den Tag legten, welche frugale Gerichte auf offenem Platze kochten und der Volksernährung zu billigen Preiſen Rechnung trugen. Eine große Schaar Neugieriger hatte ſich um die erzbiſchöfliche Staatscaroſſe gedrängt, die vor der Kirche hielt. Der goldbedeckte Gallawagen, mit den mächtigen Spiegelſcheiben, die ſechs ſtolzen Pferde mit den prachtvollen Schabraken, die Vorreiter, die Laufer und der buntſcheckige Zwerg, der am Hinterſitze kauerte und auf die gaffende Schaar Grimaſſen hinabſchnitt, bildeten Gegenſtand genug, um das Intreſſe der ſimplen Landleute zu feſſeln. Die Muſik in der Kirche verſtummte, die Domglocken hallten in mächtigen Accorden aus, der Erzbiſchof, der das Hochamt celebrirt hatte, verließ die Kirche, von dem geſammten Domcapitel bis zum Portale der Kathedrale geleitet. Beim Anblicke des Kirchenfürſten ſank die Menge in die Knie, er ſpendete den Segen, beſtieg den Wagen und langſamen Schrittes rollte er zur erzbiſchöflichen Burg durch eine von der Menſchenmenge gebildete Gaſſe. In ſeinem Gemache angekommen, nahten ſich ihm die Diener, entkleideten ihn der koſtbaren Gewänder, worauf ſie ſich zurückgezogen.

Erzbiſchof Johann Lohelius von Prag blieb allein im hohen Gemache zurück. Der Kirchenfürſt war ein ſtattlicher Mann, den die Laſt der Jahre nicht gebeugt hatte, das Geſicht hatte Züge, die man mit dem Ausdrucke „gemeißelt“ bezeichnet, ſelbſt in den Mundwinkeln fand man nicht jene ſchlaffe welke Form, die bei den meiſten Geiſtlichen vorzuherrſchen und das beſchauliche Leben zuweilen Gutmüthigkeit zu bedeuten pflegt. In dem Augenblicke als ſich Lohelius allein ſah, ſchien eine mächtige Veränderung mit ſeinem ganzen Weſen vorzugehen, die eiſerne Ruhe, die über ihn ausgegoſſen war, ſchien wie mit einem Zauberſchlage gewichen, die dem Volke gegenüber nothwendig zu beobachtende Repräſentation und Würde glaubte er in ſeinen vier Pfählen nicht beibehalten zu müſſen, unmuthig durchtheilte er den Raum, blieb vor ſeinem Schreibtiſche ſtehen, ließ eine geheime Feder ſpielen und nahm ein be-

reits geöffnetes Schreiben in die Hand, begann es nochmals aufmerksam zu lesen und dann scheinbar gedankenlos über dasselbe hinweg zu starren. Das Blatt enthielt aber nur zwei Worte in lateinischer Sprache: „Ibis, Redibis!“ (du wirst gehen und wieder kommen). Nach einer Weile schien er endlich zu einem Entschluße gelangt zu sein, ein leises, kaum bemerkbares, verächtliches Lächeln glitt über die festgeschlossenen Lippen, die Hand schnippte das Papier, als sollte damit die Wert- und Bedeutungslosigkeit desselben gekennzeichnet werden, dann näherte er sich dem mächtigen Kamin, indem trotz des Frühjahres ein leichtes Feuer brannte, um das Papier zu verbrennen. Als aber die Flammen das Pergamentblatt zu umspielen begannen, traten seltsame Charaktere auf demselben zum Vorscheine, schnell zog der Priester das Blatt zurück, bevor es vernichtet war, und begann mit Hilfe eines aus dem Geheimfache hervorgeholten Dechiffrirquadrates die Hieroglyphen zu entziffern. Der Inhalt des Schreibens schien den als Aushängeschild angegebenen zwei Worten in Räthselhaftigkeit und unangenehmer Vorbedeutung des Inhaltes in nichts nachzustehn; denn Lohelius schien offenbar bestürzt zu sein und mit einem zu faßenden Entschluße zu kämpfen. Endlich schien er darüber ins Klare gekommen zu sein, klingelte und rief dem eintretenden Diener den Befehl zu: „Sogleich ins Kreuzherrnkloster schicken und Spontanelli zu mir beordern!“

Die Zeit bis zur Ankunft dieses Mannes schien dem Kirchenfürsten unendlich lange zu dauern, man konnte sehen, daß er seine Ungeduld nicht zu bemeistern wußte, er versuchte zu lesen und klappte die Bücher auf und wieder zu; endlich nahte der Ersehnte, eine Gestalt, wie man sie in den Klöstern reicher Orden, die meist wohlgenährte Geistliche zu ihren Bewohnern zählen, nicht zu finden pflegt, eine hagere, düstere Gestalt mit fahler Gesichtsfarbe tiefliegenden, intelligent und schlau blitzenden Augen, dünnen schmalen Lippen und regelrecht zugestutzter und sorgfältig und so breit als möglich gepflegter Tonsur, über welche die dürren Finger der Hand von Zeit zu Zeit fuhren, als wollten sie sich von ihrer Anwesenheit überzeugen. Der Eingetretene beugte sich tief vor dem Erzbischofe, der ihm mit dem lateinischen Gruße: Dominus Tecum die Hand reichte, die dieser mit einer erheuchelten oder wirklichen Miene der Verzückung ehrfurchtsvoll küßte. „Spontanelli“, begann der Kirchenfürst das mit gedämpfter und in lateinischer Sprache geführte Gespräch — „Spontanelli die Kirche weiß Eure Verdienste um dieselbe zu würdigen, als Großmeister des Ordens, dessen würdiges Mitglied Ihr seid, denke ich seit Langem daran, Euren Bestrebungen den würdigen Lohn zu Theil werden zu lassen, und was in Eurer Seele Innerstem als geheimer Wunsch verborgen liegt, soll bald in Erfüllung gehen, wenn Ihr den einen Auftrag, den ich Euch jetzt ertheile, zur Zufriedenheit erfüllt. Es ist ein Auftrag ad majorem Dei gloriam, ein Auftrag der unsre heilige Kirche von mächtigen Stürmen bewahren kann, die über dieselbe he-

reinzubrechen drohen. Es geht ein Geist der Neuerung durch die Welt, der die alten Satzungen unserer Kirche umzustürzen droht, Aufklärung dieser Popanz, mit der man den Pöbel bethören will und leider aus dem alten und festen Bande der Anhänglichkeit und Liebe zu den bestehenden Satzungen der Kirche herauszureißen beabsichtigt, bricht sich Bahn und selbst bis in unser treues katholisches Land sind diese atheistischen Ansichten gedrungen. In meinen alten Tagen mußte ich den Schmerz erfahren, daß in meinem Orden, dessen Großmeister ich bin, ein Mann aufgenommen ist, an dessen Ueberzeugungstreue ich zweifle. Wider mein Anrathen hat ihn der Papst als Kreuzherrnordenspriester bestättigt und nach Prag versetzt. Vom Generale des Ordens des heiligen Loyola aus Rom geht mir nun ein Schreiben zu, das mich in meinem Argwohne bestärkt, mich zur Vorsicht mahnt. Mein Auftrag, lieber Spontanelli, geht daher dahin, diesen Mann scharf zu beobachten, über dessen Thun und Lassen mir genaue Rechenschaft zu erstatten, das aber so einzuleiten, daß der Beobachtete auch nicht den leisesten Verdacht schöpft und keiner außer uns beiden über diesen Auftrag Kunde erhalte. Um es zu ermöglichen, daß Ihr mir täglich Bericht erstattet, werde ich Euch die Ernennung zu meinem geheimen Rathe zukommen lassen, und Ihr werdet dann ungehindert und ohne Verdacht zu erregen, täglich in meiner Burg erscheinen können." „Eminenz diese Gnade," lispelte Spontanelli während eben über sein fahles Antlitz ein Wetterleuchten der Freude für einen Augenblick hinflog — weitere Reden schnitt der Erzbischof mit einem gnädigen Kopfnicken und einer kurzen Abschiedsbewegung der Hand ab.

II.

Im Kreuzherrnkloster.

Spontanelli verließ raschen Schrittes das erzbischöfliche Palais und eilte dem Kreuzherrnkloster zu; Dort angelangt, schloß er sich in seine Zelle ein, nahm auf dem einfachem Sessel Platz, verbarg das Gesicht in beide Hände und überließ sich dort seinen Gedanken. Er überhörte die Klänge der Tischglocke, welche alle Mönche zum gemeinschaftlichen Mahle iu das Refectorium berief, und als er endlich aus seinem Nachsinnen über die Ursachen des Auftrages des Erzbischofs erwachte, bereute er es zu spät, die erste Gelegenheit versäumt zu haben, mit dem Gegenstande seiner Beobachtungen zusammengekommen zu sein. „Es ist aber besser so," brummte er vor sich hin — ich werde zum Quardian gehen und mir eine Zelle neben ihm ausbitten, ich werde da besser Gelegenheit haben in seiner Nähe zu sein und unter dem Scheine der Nachbarschaft mich in sein Vertrauen einschleichen."

Bald darauf fand die gewünschte Uebersiedlung statt, neben der Zelle des neuen Ankömmlings erhielt P. Spontanelli die seinige eingeräumt und ein Laienbruder übertrug dessen armseligen Hausrath. — — — —

Der Abend war hereingebrochen, die Sonne versank hinter den Bergen

und die Glocken der Stadt gaben ihr das Abschiedsgeleite, mit ihren hellen und freundlichen Tönen den Frieden einläutend in das Herz eines jeden Menschen. Auch die Hausglocke des Kreuzherrnklosters wurde in Schwingungen gesetzt und der schrille durch die lange Gänge hallende Klang versammelte auf denselben die Ordensbrüder, die in gemeinschaftlichem Zuge zur Hauskapelle sich bewegten, um dem Abendsegen beizuwohnen, nach dessen Schluße das gemeinsame Abendmahl verzehrt wurde Bei der Thür des Refectoriums trennte sich der neue Klosterankömmling von den übrigen Fratres, vorschützend von der Reise ermüdet zu sein, betrat er seine Zelle. Ein vor einem Heiligenbilde brennendes Lämpchen warf einen matten Schein durch den kleinen Raum, den der Geistliche rasch durchschritten hatte und zum Fenster eilte, dasselbe öffnete und sich hinauslehnte. Der Mond streute sein Silberlicht über die rebenbekränzten Halden des Belvederes, die Moldauwellen sangen ihr einförmiges Lied, Ruhe und Frieden schien in den weiten Räumen der Natur zu herrschen, nur nicht in den engen Räumen des alten Mannes, der am Fenster lehnte. Thränen rollten langsam aus seinen Augen, einzelne Seufzer rangen sich aus seiner Brust los, ein wehmüthiges Gefühl zeichnete sich in den starren Zügen ab, das endlich in Worten sich Luft machte.

„So stehe ich wieder auf dem Boden meiner Väter" sprach der greise Ordenspriester vor sich hin, — auf einem Boden wo selbst ich eine glückliche Jugend verlebte, bis ein finsteres Geschick mich trieb in die Fremde und zu einem verzweifelten Schritte, den ich jetzt so tief bereue, den ich rückgängig machen wollte, könnte ich dies nur mit Aufopferung meines eigenen Lebens. Hoffnungsloser Zustand, qualvolles Dasein, wann wirst du ein Ende nehmen! O kämest du nur schon, Mann mit der Hippe, für Viele ein so gefürchteter Mahner, mir der beste und einzige Freund, dem ich mit Sehnsucht entgegensehe, komme, befreie mich von meinen Leiden!"

Die schmerzlichen Erinnerungen hatten den Dulder übermannt, die leisen Töne, die seinen Lippen entschlüpften, wurden lauter, die innere Unruhe, die im Herzen des einsamen Klausners gährte und dasselbe zu zersprengen drohte, ließ ihn nicht auf seinem Platze stehen, in heftiger Aufregung durchmaß er raschen und dröhnenden Schrittes das schmale Geviert der Zelle und lauter wurden die Worte des Selbstgespräches, welches er führte:

„Nur den einen Wunsch noch, gütige Vorsehung, laß mir in Erfüllung gehen, meine müden Gebeine an jener Stätte ihre Ruhe finden, von der sie sich einst gewaltsam losgerissen haben. Jahre sind dahingeschwunden, die Trennungswunde blutet noch, der Schlangenzahn der Reue nagt daran . . . Was habe ich Alles gethan, um diese Mahnrufe zu übertäuben, ich stürzte mich in den Strudel des Vergnügens, aber bei fröhlichem Gelage vergällte mir der Wermuth der Erinnerung den Becher der Freude; ich suchte die Einsamkeit, aber auch da drängte sich der Schmerz als unvermeidlicher Ge-

sellschafter auf, ich suchte zu beten, Stunden lang lag ich auf den Knieen und psalmodirte, eitles Versuchen, aus den durcheinanderlaufenden Zeilen des Breviers starrte mir die verhängnisvolle Vergangenheit entgegen, die Engelsköpfe der Initialen in dem Evangelienbuche verwandelten sich in höhnisch grinsende Gespensterlarven und wo ich hinsah, wo hin ich mich wandte das Menetekel des Gewissens flammte lichterloh auf .... Ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht, der morsche Leichnam ist von der Wucht der schmerzlichen Erinnerungen erdrückt, bald werde ich vor dem Throne des Allvaters stehen, an den Stufen seines Thrones will ich liegen und Gnade erflehen. Der Ewige ist ja ein Gnadengott, er liebt ja Juden und Christen mit gleicher Liebe, theilt in gleicher Weise seine Gnaden aus, er wird mir auch vergeben, mir, o qualvoller Zustand — der beides war und keines ist!" . .

Der unglückliche Greis versank in tiefes Nachdenken, durch die vergitterten Scheiben stahl sich das Mondlicht ein und zeichnete ein Netz am Boden ab, in welches die gefangene Einbildungskraft des vor sich Hinbrütenden sich verstrickte. So stand die schlanke Gestalt des Dulders starr und unbeweglich da, durch nichts herausgerissen aus seinem Nachdenken, nicht gestört durch den Glockenschlag, der in regelmäßigen Zwischenräumen herüberhallte. Endlich rang er sich los aus dem Banne, den der Rückblick in die Vergangenheit über ihn geworfen hatte, er schien zu einem Entschlusse gekommen zu sein, der Plan, über den er gebrütet schien ihm reif, sogar ausführbar und mit den Worten: „Ja, das will ich thun, er wird mir diese Bitte nicht verweigern können," raffte er sich empor, schloß das Fenster und suchte die Ruhe.

Die Scene, die sich in der Zelle des greisen Priesters abgespielt hatte, war aber nicht ohne Zeugen geblieben. Als Spontanelli gesehen, daß der neue Ankömmling die Gesellschaft seiner Ordensbrüder fliehe, hatte auch er sich vom Mahle weggestohlen und war in seine Zelle geeilt. Dort angelangt war er zur dünnen Scheidewand getreten, welche seine Zelle von der des Nachbars trennte, den zu beobachten seine Aufgabe war, drückte an einem für ein uneingeweihtes Auge unbemerkbaren Knopfe, eine Klappe sprang auf und den Einblick in das Zimmer des Nachbars hinderte nur das über derselben Stelle hängende Heiligenbild, das aber an seinem unteren Ende ein Loch hatte, an welches Spontanelli sein Auge drückte und so das Gemach übersah. Durch die dünne Leinwand hörte er auch jedes der etwas lauter gesprochenen Worte seines Collegen.

„Mir scheint der Erzbischof täuscht sich" brummte er vor sich hin, als er nach Beendigung des Selbstgespräches des neuen Ordensmitgliedes sich zurückzog, — „er hält den alten Priester für einen Sendboten geheimer Zwecke, an die der nicht denkt, noch beauftragt ist, solche zu vollziehen, aus dem ganzen Selbstgespräche habe ich ersehen, daß er kein geborener Katholik ist, und den Schritt bereut, der ihn in den Schoß unsrer Kirche geführt

hat. Indessen man kann nicht wissen, wir wollen noch auf der Lauer bleiben, und abwarten, was sich aus dieser räthselhaften Erscheinung weiter entpuppt. „Nach diesen Worten legte sich auch der Spion schlafen, der den festen Schlaf des Gerechten schlief, während sein greiser Zimmernachbar unruhige Träume haben mußte; denn öfters drang banges Stöhnen in die stille Nacht hinaus.

III.

Die Familie Hinnel.

Pater Josef Calasanzius, so hieß der neue Ankömmling im Kreuzherrnkloster rief am folgenden Morgen einen Laienbruder in seine Zelle und gab ihm einen Auftrag, dessen Geheimhaltung er ihm beim Cruzifixe beschwören mußte. Als die Dämmerung hereinbrach, verließ der dienende Bruder das Kloster und schlug seinen Weg zum Ghetto ein. Die Pforten desselben waren noch nicht geschlossen, die Wache machte dem im geistlichen Gewande Einherschreitenden ehrerbietig Platz, der nun seine Schritte den winkligen Gassen zulenkte, in welchen am heutigen Abend alles Leben erstorben schien. Dafür drang aus den sorgfältig verschlossenen Fensterladen Lichterglanz und der gedämpfte Ton zusammenklingender Stimmen scholl heraus. Vor einem der stattlicheren Häuser in der Breitengasse hielt der Bote und pochte an der verschlossenen Hausthüre. Nach einer ziemlich langen Pause des Wartens öffnete sich die Pforte und ein rothaariger Geselle mit einer Lampe in der Hand ließ deren Schein auf den Klopfenden fallen, und frug bei Ansicht des geistlichen Gewandes in demüthigem Tone nach dem Begehr seines Trägers.

„Führe mich zu deinem Herrn“ erwiederte dieser kurz und folgte dem voranleuchtenden Diener durch die winkligen dunklen und ärmlich aussehenden Gänge des Vorbaues in den rückwärtigen Theil des Hauses, das mit vielen Glanze ausgestattet schien. Schwere Teppiche lagen auf dem Boden und dämpften den Schall des darüber Hinschreitenden, in den Nischen standen mächtige Schränke mit großen Schlößern und aus einem der geöffneten blitzte der Glanz silbernen Geschirres und edler Geschmeide entgegen. Eine reichgeschnitzte Thüre öffnete sich und gewährte den Einblick in das Prunkgemach des in der Stadt und im ganzen Lande als reich bekannten Juden Hinnel. Die Ausstattung des Gemaches wetteiferte in Glanz und Pracht mit dem eines fürstlichen; seidene Teppiche mit kunstvollen Stickereien und Juvelen reich besetzt verhüllten die Wände, von der reichgemalten Decke hingen drei vergoldete Lampen herunter, die eine Fülle von Licht durch den Saal goßen, die mächtige Tafel, mit den edelsten Speisen besetzt, deren Wohlgerüche sich mit denen der fremdländischen Spezereien mischten, welche in einer Krystallvase am Kamine verdampften, umstanden mächtige Lehnsessel, in denen einige Gestalten ruhten, deren Blick sich fra-

gend nach der Eingangsthüre richtete, in welcher der Geistliche erschien. Der Hausvater, der am oberen Ende des Tisches saß, erhob sich bei Anblick des Gastes von seinem Sitze, lüftete ehrerbietig das Sammtkäppchen, welches die silberne Fülle seines Haupthaares bedeckte und trat dem Fremden entgegen. „Stört Euch nicht in Eurem Feste," sagte der Laienbruder, — ich weiß, Ihr feiert heute ein Fest, seid auch nicht bange, daß ich Euch Euern Freudentag trüben will, die Wolke, die auf Euerer Stirne erscheint, habt Ihr diesmal vergebens heraufbeschworen, ich komme Euch eine Mittheilung zu machen, die Ihr zwar, wie Ihr vorgiebt, am Feiertage nicht gerne hört; aber wir kennen das schon, von Geschäften hört Ihr immer gerne.

„Am Feiertage mache ich keine Geschäfte, fiel Abraham Hinnel ein" — seid so gut und entschuldigt hochwürdiger Herr, wir haben so heute schon den zweiten Feiertag, des Pfingstfestes, ich komme morgen zu Ihnen, gnädiger Herr ins Kloster — wenn Ihr es erlaubt" — setzte er hinzu.

„Darin besteht ja der ganze Inhalt meines Auftrages," antwortete der Geistliche, dem unterdessen die Tochter des Hauses einen Sessel und einen Pokal mit Wein angeboten hatte, den derselbe rasch leerte, — es ist ein neuer Ordenspriester aus Italien angekommen, der will einen Juden haben, wahrscheinlich will er etwas einkaufen." „So, so," murmelte Abraham und fuhr sich mit den beringten Fingern durch den stattlichen Bart, der auf die mit Pelzwerk reichverbrämte Schaube herabfiel, nun ich danke, ehrwürdiger Herr, ich werde dem Befehle folgen, wann soll ich kommen.

Das müßt ihr eben schlau anstellen, ergänzte der Bote, während er bereits den zweiten Pokal leerte und mit den Fingern spielend ein Stück Barches*) zerbröckelte — der hochwürdige Herr will eben nicht haben, daß man Euch zu ihm kommen sieht, warum, das weiß ich selbst nicht, aber er ist ein eigener, verschlossener Herr, der seine Grillen hat, er ist schon einige Tage im Kloster, keinen hat er noch vieler Worte gewürdigt. Also kurz und gut am morgigen Abende nach der Vesperglocke kommt Ihr zur Seitenthüre des Klosters, da werde ich warten und Euch zum Pater führen. Mit diesen Worten erhob sich der Bote, wollte sich entfernen, ließ sich aber noch bewegen, einen dritten Pokal als Stehtrunk zu leeren und den goldenen Kelch mit einem unwillkührlich ausgestoßenem Ah des Behagens zurück gebend konnte er die Bemerkung nicht unterdrücken: „Euer Koscherwein, Abraham ist gut," was die angenehme Folge für ihn hatte, daß er zwei mächtige Flaschen mit auf den Weg bekam, die er in den weiten Taschen seiner Kutte barg und dann vom Diener bis zum Hausthore geführt, dasselbe verließ.

Abraham Hinnel blieb mit seinem Tischgenossen im getäfelten Saale zurück. Die Botschaft hatte ihn trotz des Unwesentlichen ihres Inhaltes, etwas nachdenklich gestimmt. Der ewig verfolgte und der Willkühr preisge-

*) Festbrod.

gebene Jude, den alle seine Reichthümer und sonstige Vorzüge vor plumpen Angriffen der rohen Menge nicht schützten, sah in Folge dieser oft gemachten bittern Erfahrungen hinter jeder Rose einer Schlange lauern, zitterte und schreckte vor jedem Ereignisse zurück, welches ihn in eine etwas ungewöhnte Bahn trieb, wie die Blumen Noli me tangere verschloß er sich ängstlich vor jeder fremden Berührung, weil er wie die Blumen, von jedem fremden Eingreifen, Zerstörung fürchtete. Der Befehl, zum Geistlichen zu kommen stimmte Abraham mißmuthig. Was wollte der Geistlicher von ihm? Gutes gewiß nichts, dachte er bei sich, — eingedenk der zahlreichen Leiden, welche zelotische Priester seit Jahrhunderten über seine Glaubensgenossen heraufbeschworen hatten.

Man hat mich zum Galach*) befohlen, murmelte er vor sich hin und schob verdrüßlich das Käpchen am Kopfe herum, — nun ja, man kennt mich als den reichsten Juden, ich soll das Bad ausgießen. . . „Ribone schel olem,“**) ich will es ja gerne thun, wenn es nur zu Geld ausgeht. . .“

„Aber theuerer, guter Vater, warum verdirbst du dir deinen „Oneg Jomtof“ ***) sagte Hinnels Tochter, beugte sich über den Vater herüber, und küßte ihm die Falten von der Stirne weg.

„Judith, meine Judith,“ rief der Greis mit halb freudig, halb schmerzbewegter, ahnungsvoller Stimme, — „mein einziger Schatz, Leuchte und Stütze meines Alters,“ mein einziger Stolz und Freude, deine Liebe und Treue stählt mich gegen jedes Ungemach, wenn du mir nur erhalten bleibst, können mir die Feinde und Dränger Alles entreißen. Deinetwegen habe ich gearbeitet am Tage, deinetwegen habe ich die Nächte durchwacht, allen Gefahren mich ausgesetzt, Reichthümer gesammelt, um sie dir in den Schoß zu legen. O mein Kind, komme in meine Arme. Ich weiß nicht, was mich heute so schmerzlich bewegt, ich will dich festhalten in meinen Armen. Eine Ahnung sagt mir, daß ich dich verlieren soll, „Schadai!“ bewahre mich vor diesem Unglücke...“

Eine heftige Rührung übermannte den Greis, Thränen quollen aus seinen Augen und von des Vaters Schmerz bewegt, fiel Judith schluchzend in die Arme des Vaters. Als sie sich nach langer stillen Umarmung gegenseitig loslösten, konnte man die Gestalt der Jungfrau sehen, deren Züge der Schmerz noch verschont hatte. Judith Hinnel war eine schlanke herrliche Figur, welche die kostbaren und geschmackvollen Gewänder noch hob. Das prachtvolle schwarze Haar fiel in breiten von Perlenschnüren zusammengehaltenen Flechten auf den üppigen blendenden Nacken herab, das keusch geschlossene Kleid ließ nur den ebenmäßig geformten Busen ahnen, der die ebenmäßige Form der Antiken Roms haben mochte. Das helle Auge spielte im gegenwärtigen Momente im irisirenden Lichte die Strahlen desselben, die sich in den Thränen brachen, welche das Mädchen erst vergossen hatte, erzeugten diesen fascinirenden Glanz; Wangen und Kinn trugen jenen Pfirsich ähnlichen

*) Geistlicher. **) Herr der Welt. ***) Feststimmung.

Reif, welcher für die Frische und Reinheit das sprechendste Zeugniß gibt. Mit diesen herrlichen, selten in einer Person vereinigten Gaben der Natur, besaß Judith ein treues, liebendes und hingebendes Herz für Angehörige, und Freunde, eine seltene Opferwilligkeit und eine Frömmigkeit und Ueberzeugungstreue, wie sie nur im Herzen der Edelsten zu wohnen pflegt. Frühzeitig hatte sie die Mutter verloren, und der Vater übertrug den reichen Schatz der Liebe, der in seinem Innern wohnte, auf das einzige Kind, welches wieder Alles aufbot, um dem Vater den Verlust zu ersetzen, den er durch den Tod eines treuen biedern Weibes erlitten hatte. Nur für sein einziges Kind lebend und sterbend, hatte Abraham demselben eine für die damalige Zeit und die Verhältnisse seltene Erziehung angedeihen lassen. Wer nicht wußte, daß die von einer Fülle von Liebreiz umflossene Gestalt eine Jüdin war, hätte sie gewiß für ein adeliges Fräulein gehalten; sie spielte die Laute mit Meisterschaft, begleitete das Instrument mit geschultem Gesange, sprach geläufig rein deutsch, französisch und sogar etwas lateinisch, eine Sprache, welche gebildete Damen der damaligen Zeit pflegten. Das Studium der schönen Wissenschaften war auch ihre einzige Erholung und Zerstreuung in der Einsamkeit, der sie oft Tage lang überlassen blieb, wenn der Vater in Geschäften über Land ging. Oft nahm sie auch die Bibel zur Hand die sie in der Ursprache zu lesen verstand und die tiefe Poesie, welche aus den Versen des Psalmisten ihr entgegen quoll, fand reine und volle Annahme in ihrem Herzen, in welchem sich das lebendige Gefühl der Liebe und Anhänglichkeit zur Religion der Väter stets wach erhalten hatte. Abgeschlossen von der Welt, nicht beirrt und beeinflußt von deren materiellen Treiben und Drängen herrschte ein idealer, fast schwärmerischer Zug vor, der in ihr den Wunsch aufkeimen ließ, gleich ihrer Namensschwester Judith und anderer Heldinnen der Bibel, für den Glauben das höchste und schwerste Opfer zu bringen. Diese schöne Liebe war das einzige Gefühl, das sie beseelte, die irdische Liebe hatte ihre unbezwingbare Gewalt noch nicht an das reine, keusche Herz der Jungfrau versucht und dasselbe höher schlagen lassen. Wohl freiten die besten Söhne des Ghetto's um ihre Hand, und auch von andern Orten des Landes, wohin der Ruf ihrer Schönheit und Herzensgüte gedrungen war, fanden sich Bewerber ein, manches Männerherz hatte der bezaubernde Blick ihres Auges in ihren Bannkreis gezogen, alle fanden freundliche Aufnahme, keine Erhörung. Für manchen dieser Verehrer legte Judith's Vater selbst ein Fürwort ein, allein sie schüttelte stets verneinend ihr Haupt und sagte: „Du stehst allein auf der Welt ich kann dich nicht verlassen, wenn auch die Bibel sagt, daß man über den Bund der Ehe Vater und Mutter verläßt, ich bleibe bei dir, den Abend deines Lebens zu einem ruhigen und zufriedenen zu gestalten, ist meine einzige Lebensaufgabe.“

Vergebens suchte ihr der Vater diesen Gedanken auszureden und dar-

auf hinzuweisen, daß es seine sehnsüchtigste Hoffnung sei, sie „versorgt“ zu sehen, sie scherzte über solche Aeußerungen mit der Frage hinweg: Bin ich nicht so versorgt, daß mich alle meine Freundinen darum beneiden!

Abraham ließ endlich diesen Gegenstand fallen, als er sah, daß er seine Beredsamkeit fruchtlos erschöpfe, er hoffte, daß der Zufall siegen werde, wo die Absicht unterlag, eröffnete sein gastfreies Haus den Besuchern und jeder Samstag Nachmittag vereinigte in seinen Prunkgemächern, die jungen Männer und die Blüthe der Mädchen des Ghetto's.

Nehmen wir nach dieser nothwendigen Schilderung den Faden der Erzählung wieder auf. Abraham Hinnel war durch die Einladung zum Geistlichen etwas bestürzt, die Tochter suchte es ihm auszureden, nichts destoweniger beschäftigte dieser Auftrag Abraham den ganzen Abend und bevor er zu Bette ging, rief er seinen Diener Zodik herbei und befahl ihm, sich am folgenden Abende bereit zu halten, er werde ihn zum Kloster begleiten, band aber dem Diener auf die Seele Niemanden von diesem Gange etwas zu erzählen, und über den Besuch des Geistlichen überhaupt das unverbrüchlichste Stillschweigen zu bewahren.

Abraham und dessen Tochter hatten sich zur Ruhe zurückgezogen, nur der rothhaarige Zodik blieb allein im Gemache zurück, mit dessen Aufräumung beschäftigt.

IV.

Zodik.

Es ist ein alter, aber oft bewährter Spruch, daß man die Schlange am eigenen Busen nähre. Eine solche Schlange war auch Zodik, der langjährige Diener im Hause Hinnels. Der alte Abraham hatte ihn als Waisenkind, das man eines Morgens in den Straßen der Judenstadt gefunden hatte, in das Haus genommen und ihn gleich einem eigenen Kinde gepflegt. Zodik war zu einem hübschen Burschen herangewachsen, dem nur die rothen Haare ein etwas unheimliches Aussehen verliehen. Allein sein Pflegevater hatte sich an den alten jüdischen Spruch: „An einem Rothkopf ist keine Broche.“ *) nicht gekehrt und Zodik verrieth durch seine Handlungsweise nicht, daß er diesen Spruch bewahrheiten wolle. Er war diensteifrig, anhänglich und der Judith mit brüderlicher Liebe zugethan. Wo er ihr einen Wunsch von den Augen herablesen konnte, beeilte er sich, denselben zu erfüllen, ein freundliches Wort von ihr — und sie spendete es ihm oft, — schien ihn glücklich zu machen, kurz er wurde wie ein Kind des Hauses behandelt und man ließ ihm weder seine Herkunft, noch seine Stellung fühlen; denn sein Amt als Diener des Hauses war ihm leicht gemacht, schwere Arbeiten wurden ihm nicht zugetheilt, er verlebte daher seine Tage in einem ange-

*) Segen.

nehmen Nichtsthun, bei guter Kost und stetem Besitze von Geld, mit dem ihn die Freigiebigkeit des Alten und seiner Tochter in reichem Maße bedachten. Diese sorgenlose Stellung hatte ihn aber auf Abwege geführt, das Stilleben im häuslichen Kreise behagte ihm nicht, er sehnte sich darnach, den gefüllten Geldbeutel mit lockeren Gesellen zu verprassen und sich nicht jene Zurückhaltung aufzuerlegen, die ehedem, aber auch jetzt noch, zu den Vorzügen der Juden gehören. Noch eine andere Leidenschaft war in sein Herz eingezogen und erfüllte dasselbe mit namenlosem Schmerze, weil er Befriedigung derselben nicht hoffen konnte. Er hatte sein Auge zu der schönen Judith erhoben, die liebliche Tochter des Hauses hatte in seinem Innern eine Gluth angefacht, welche ihn zu verzehren drohte. Wenn sie so dalag auf der Ottomane und die rauschenden Seidengewänder ihre edlen Formen mehr zeigten, als verhüllten, die volle weiße runde Hand herabgesunken welche in die Saiten der angelehnten Laute griff und klagende Töne vibriren ließ, da hätte er vor ihr hinstürzen mögen in sinnlicher Glut und aussprechen, was in seinem Innern wogte und gährte, ihn wachend zum Träumer machte, aus Träumen ihn weckte. Da trat das verbitternde Gefühl seiner geringfügigen Stellung ihm entgegen, das Wort auf seinen Lippen erstarrte und der Strom der gewaltsam zurückgehaltenen Empfindungen presste ihm die Brust, in der zwei der widerstreitendsten Gefühle Platz griffen, eine namenlose stille Liebe zu Judith und ein grenzenloser Haß, weil er diese Liebe als eine vergebliche und unerwiederte kannte. Oft wenn der alte Abraham freundliche Worte ihm schenkte, Judith ihn mit „lieber Zodik" anredete, da trieb es ihn an, dem Vater ein Geständniß abzulegen, von Judith Erhörung zu erflehen. Er legte aber gewaltsam seinen Gefühlen einen Zaum an, knirschend vor Wuth über sein Schicksal, das ihn wie einen Ball in dieses Haus geschleudert, bildeten sich in seinem Innern die bösen Leidenschaften der Heuchelei und Verstellung heraus und die Qualen, die wie ein unterirdischer Vulkan verborgen in ihm brannten, suchte er um jeden Preis zu übertäuben.

An diesem Abende hatte abermals die Leidenschaft in ihm emporgelodert, beim Festmahle saß er an ihrer Seite, ihr Hauch streifte seine Wange. ihr Fuß hatte den seinigen gestreift und ein Wollustschauer überrieselte ihn. Sonahe seinem Wunsche und so ferne doch von der Erfüllung desselben, das hatte ihn in stille Raserei versetzt und die Fluth der Gedanken, die in seinem Kopfe zusammenrauschten, wollte er um jeden Preis wegschwemmen. Vom Schlafe war keine Rede, den hätte er umsonst gesucht, er beschloß noch in später Nacht in eine Kneipe zu gehen. Er hatte dies schon oft gethan, der Gang war für ihn nichts Neues. Leise wie eine Katze schlich er sich in seinem Mantel gehüllt hinaus, sperrte das Hausthor auf und trat auf die Gasse. Es war eine silberhelle Mondnacht, Friede und Ruhe war über alle Wohnstätten des Ghetto's ausgegossen, nur ihn trieb die Unruhe aus

denſelben hinaus. Beim Thore der Judenſtadt angelangt, pochte er an daſſelbe in eigenthümlicher Weiſe, es ſchien ein bekanntes Zeichen zu ſein, denn bald knarrte das Schloß und ein bärtiger Thorwarte hielt ihm den Kienſpan ins Geſicht, den er mit den Worten: du biſt's Zodik, wir haben ſchon lange deinen Schimmelpfenning nicht geſehen," ausblies. Zodik hatte auch ſchon die Silbermünze in Bereitſchaft, die er dem Pförtner in die Hand drückte und dann durch die Seitenpoſten zur ſteinernen Brücke eilte, in deren Nähe das ſtark beſuchte Wirtshaus „Zum rothen Hirſch" ſich befand. In der Hinterſtube der Schenke, die er wie ein alter Bekannter durch den Seiteneingang gleich betrat, ſaßen noch ein paar Zecher beiſammen, welche den Ankömmling mit einem Halloh begrüßten und ihm die Bierkrüge zum Willkomm!" reichten, aus denen er der Reihe nach," Beſcheid trank.

„Als hätt' des Gottſeibeiuns Großmutter auf ihren Beſenſtiel, ihr rothaariges Söhnlein hergebracht", grölzte die Bierſtimme eines alten Kriegers, deſſen Stirne eine Schmarre zierte, die er eher bei einer Wirthshausprügelei, als auf dem Schlachtfelde davongetragen, — du kommſt gerade recht, das dürre ſchwatzhafte Männlein da, brummt mir jetzt ſchon zwei Stunden die Ohren von ſeinem Herrn, dem Erzbiſchof voll und vergällt mir mit ſeiner Schimpferei den Schluck Bier, Jude, iſt deine Geldkatze trächtig, wir wollen ſie entbinden, he, Wirthshaus, Würfel herein, wir ſpielen eins. Weh dir Zodik, wenn du nicht verlierſt ich hau' dich zu der Speiſ' zuſammen, die ich als Heiduck des Palatines in Hungarien täglich freſſen mußte, Gullaſch wird aus dir gemacht, frommer Jobſt, du ſpielſt ja auch mit. Na verdreh' nur nicht deine Augen, als wenn du mit Heuchlermiene in der Kirche ſtündeſt, hier wird kein Gebet geplärrt, wir wollen ein Spielchen halten und des Zodik Kram iſt grade gut genug dazu, ſoll's ſich's zur Ehre anrechnen, daß ein kaiſerlicher Feldwaibel mit ihm ſpielt, alſo hollah, Einſatz, Patſch! „die Würfel und die Geldſtücke rollten, die Bierkrüge wurden geleert und gefüllt, es wurde gelärmt und gejohlt, daß die Runde darauf aufmerkſam wurde, der Führer mit der Hellebarde an den Laden ſchlug und das Kleeblatt zum Nachhauſegehen antrieb, welchem Befehle auch Folge geleiſtet werden mußte.

Der Soldat ging die Altſtadt hinab, Zodik begleitete den Kammerdiener des Erzbiſchofs über die ſteinerne Brücke. Am Ende derſelben angelangt, ſchieden ſie von einander. Zodik, glücklich um die Hand voll Thaler gebracht, die er vom Hauſe mitgenommen und mit den Kumpanen verwürfelt hatte, eilte wieder in die Judenſtadt zurück und ſuchte ſein Lager, auf welchem er noch einige Stunden bis zum Morgen im Halbſchlafe zubrachte. Unruhig ſich hin- und herwälzend reifte in ihm der Entſchluß, die nächſte Gelegenheit zu benützen und zum alten Hinnel hinzutreten, bei ihm um die Hand ſeiner Tochter anzuhalten, und wenn ſie ihm verweigert würde, Rache furchtbare Rache zu nehmen. Um die Ausführung des Racheplanes war ihm nicht bange, nicht umſonſt verſchleuderte er ſein Geld an die Zechbrüder, die

sollten ihm dann Werkzeuge seiner bösen Entschlüsse sein. Mit diesen Vorsätzen lullte er sich in den Schlaf ein.

V.

Ein Wiederfinden.

Am Abende des nächsten Tages verließen zwei in ihre Mäntel sorgfältig verhüllte Gestalten das Ghetto. Abraham Hinnel und sein Diener Zodik schlugen den Weg zum Kreuzherrnkloster ein. Beim Seitenpförtlein harrte schon der dienende Bruder und führte Hinnel in das Kloster, Zodik ging vor demselben schildernd auf und ab. Vor der Thür der Zelle des Pater Josef Calasanz hielt der Pförtner und Hinnel trat in das Gemach Der greise Priester schien schon mit Ungeduld der Ankunft des Juden geharrt zu haben, mit einem „Ah, schön, daß Ihr Wort haltet" empfing er, ihn und schnitt mit dieser freundschaftlichen Redewendung die demüthigen Begrüßungsworte Abrahams ab, die der gedrückte Jude der damaligen Zeit reich oder arm, dem Nichtglaubensgenossen gegenüber stets im Munde führte.

„Setzt Euch nieder, mein lieber Freund, ganz in meine Nähe, ich habe mit Euch Wichtiges und Geheimes zu sprechen und muß meine Worte dämpfen, daß sie nur für Euer Ohr vernehmlich sind. Kann ich auf Eure Verschwiegenheit bauen?„

„Stumm wie das Grab, hochwürdiger Herr!" ergänzte der Jude, „Nennt mich nicht, hochwürdiger Herr," fiel der Geistliche ein, nenne mich Bruder. Tritt nicht erschreckt zurück vor dieser Aufforderung; zwar flammt auf meiner Brust ein großes rothes Kreuz, aber nur auf der Außenseite meiner Brust, unter derselben schlägt ein Herz, welches einst das Kreuz nicht verehrte, mit einem Worte, wisse, ich bin dein Bruder, doch nein — setzte er schmerzbewegt hinzu — ich war es, war ein Jude!

„Was hör ich!" rief Abraham, nicht Meister seiner Bewegung und seines Erstaunens, und sprang von seinem Sitze auf. —

„Ja fahre nur entsetzt zurück," fuhr der Pater fort, — „auch ich fahre schmerzbewegt zurück, denk ich des Jetzt und Einst, aber geschehne Dinge lassen sich nicht ändern — ginge dies, o was gäb ich darum . . . . doch ruhig, ruhig" — fuhr er mehr zu sich selbst gewendet fort — „ ruhig, bekämpfe deinen Schmerz, deine Aufregung."

Sich zu Abraham wendend sprach er: Theuerer Bruder und einstiger Glaubensgenosse, bevor ich dir den Grund sage, warum ich dich zu mir gebeten, bevor ich die letzte Bitte eines Sterbenden dir vorlege, die du nach den Satzungen Deiner Religion nicht abschlagen darfst, will ich dir meine Lebensgeschichte erzählen. Ich rufe damit schmerzliche Erinnerungen wach, reiße von Neuem Wunden auf, die die Zeit nicht ganz heilen konnte, aber ich werde wieder Trost darin finden, daß ich mich versenke in jene goldenen

glücklichen Tage der Jugend . . . Ja, ich war einst ein stattlicher Junge wenn auch heute keine Spur davon übrig ist, da Schmerz und Gram seine tiefen Merkmale zurückließ. Ja. Das Prager Ghetto kannte den Jochai Rubin als einen feurigen Jungen — „ bei Nennung dieses Namens schien Abraham wie von einem Blitzstrahle getroffen zu sein, eine furchtbare Aufregung bemächtigte sich seiner, die er nur mit Mühe unterdrückte, der Geistliche aber, der sich in die Jugenderinnerungen versenkte und deren heitere Bilder im Gespräche entrollte, hatte ganz auf seine Umgebung vergessen, mit offenem Auge träumte er sich in die Vergangenheit hinein und lebte für die Gegenwart nicht. Wie in Somnambulismus oder im Halbschlafe sprach er vor sich hin, mehr sich selbst als seinem Zuhörer erzählend.

„Es waren goldene Tage" — fuhr er fort — . . die ich in den Mauern des Ghetto's verlebte, ich fühlte nicht den Druck, der auf uns Juden lastete, was kümmerte mich die Außenwelt, mir blühte das schönste Glück in jenem Kreise, der von allen andern ausgeschloßen war. Sulamith, die Tochter des reichen Jechiel liebte mich und ich sie mit jener unaussprechlichen Glut, wie sie nur im Herzen zweier jugendlich reiner Wesen lodern kann. Mehr als ein Viertel Jahrhundert ist seit diesem Momente verstrichen, ich gehöre einem Stande an, der die weltliche Liebe abgeschworen hat, aber noch immer schwebt mir das Bild der ersten Jugendliebe vor, der Anfang meines Glückes und meines Unglückes, das mich unstät herumtrieb auf dem weiten Erdballe . . . . .

Die Stunden des Glückes mußte ich mit Jahren des Unglückes erkaufen. Der stolze Jechiel wollte von einer Verbindung seiner Tochter mit mir nichts wissen, heimlich fanden, wir uns zusammen und leisteten gegenseitig den Schwur eher zu sterben, als uns zu trennen . . . . . Weiberschwüre! dabei stieß der greise Erzähler eine gelle Lache aus, welche als schauerliches Doppelecho von der gewölbten Zellendecke zurücktönte — Abraham war halb ohnmächtig von seinem Sitze herabgesunken.

„Verzeihe theuerer Freund," bat ihn der Geistliche, der diese Aufregung des Zuhörers seiner eigenen zuschrieb, ich will mich faßen und ruhiger erzählen, habe Geduld mit mir und höre mich an: Eines Abends kam Sulamith später als gewöhnlich an den Ort unserer Zusammenkunft, einen richtig gewählten Ort; denn an diesem herrscht nur die Liebe, der Haß ist dort begraben, unter einem Hollunderbusche des Friedhofes erwartete ich sie flog in meine Arme, aber sie war an diesem Abende bläßer als die Scheibe des Mondes, welcher seine Strahlen auf uns herabwarf. Thränen zitterten in ihren Augen und mit vor Schluchzen unterdrückter Stimme rief sie mir zu: Jochai, theuerer Jochai, Alles ist verloren, wir müssen uns trennen! Noch hoffte ich immer den harten Sinn meines Vaters zu einer Einwillung der Ehe mit dir zu erweichen, aber der heutige Tag hat den Rest meiner Hoffnung vernichtet. Mein Vater trat am Morgen als er aus der

Synagoge kam zu mir in's Gemach und sagte: Sulamith, langegenug habe ich Nachsicht mit deinen Schwächen gehabt, aber für die Folge geht es nicht. Ich muß dir ein trauriges Bekenntnis ablegen. Du weißt, ich habe außer dir noch mehrere Kinder, sie glücklich zu versorgen, war mein Streben, zu diesem Zwecke habe ich rastlos Tag und Nacht gearbeitet und mir selbst alle Entbehrungen auferlegt. Der Ewige, gepriesen sei sein Name, hat mir aber seinen Segen nicht gewährt, mein letztes Hab und Gut ist durch ein unglückliches Geschäft verloren gegangen, Noth und Elend steht uns allen bevor. Aber der Ewige hat seinen Rettungsengel gesendet, er kam in der Gestalt eines schönen Mannes, der mit Glücksgütern gesegnet ist, er will sie dir alle zu Füßen legen, reichst du ihm die Hand am Traualtare. Sieh mein theueres Kind, ein bekümmerter Vater steht vor dir, ein Vater, den das Schicksal seiner Familie, die an den Bettelstab versetzt ist, vorzeitig in die Grube bringen möchte, dieser Vater fleht zu Dir, der du der Schutzengel aller sein kannst, wenn du das Jawort zu dieser Ehe gibst, erhöre seine Bitten, bringe dem Vater, bringe deinen Geschwistern dies Opfer, sage dich los von dem unglückseligen Verhältnisse, an das Du dich geknüpft hast, ich habe nie eine Bitte an dich gestellt, ich, der ich dir das Leben gegeben, dich unter Noth, Leiden und Schmerzen groß gezogen habe, ein vom Unglücke gebrochener Vater steht vor seinem Kinde, welches das Unglück in Glück, den Schmerz in Freude umwandeln kann, Sulamith, kannst du zu diesen Bitten deines Vaters Nein sagen?

Sie erzählte mir dies mit bebender Stimme, während ihr Arm um mein Haupt geschlungen war, das ich schmerz gebeugt, ahnend das Kommende gesenkt hatte.

„Jochai," fuhr sie fort, — „theurer Jochai, den ich noch immer mit gleicher Glut liebe, den ich nie vergeßen kann und werde, Jochai, sage du selbst, was hättest du gethan, wenn ein Vater zu dir getreten und dies Opfer verlangt hätte. Du kannst die Qualen nicht ermessen, die ich empfand, als mein Vater so zu mir sprach, der Kampf läßt sich in Worten nicht schildern, den ich in diesem Augenblicke durchkämpfte, ich faßte endlich einen Entschluß, Vater rief ich und der Schmerz und die Seelenangst zitterte in meinen Worten nach, Vater ich bin zu jedem Opfer bereit, verfüge über meine Hand:

„Ich habe das von dir gehofft," sprach mein Vater ernst und bewegt und legte seine zitternden Hände segnend auf mein Haupt und verließ mich. Ich hatte kaum Zeit meinen Schmerz auszuweinen, als die Thür meines Zimmers sich wieder öffnete und der Vater an der Hand eines fremden Mannes hereintrat, der mich theure Braut nannte, der Vater legte meine Hand in die seinige, ein Kuß brannte auf meiner Stirne, die Sinne entschwanden mir, bewußtlos sank ich zur Erde. Es war schon Abends, als ich in meinem Bette erwachte, mein erster Gedanke warst du, theurer Jo-

chai, den ich noch immer liebe, von Fieberangſt gejagt, durcheilte ich die Straßen, um dich hier aufzuſuchen und dir Alles zu erzählen. Jochai, es iſt das letzte mal, daß wir uns heute ſehen, ich habe meinem Vater, meiner Familie das Opfer gebracht, ich gehe eine freudenloſe Ehe ein, aber Gott wird mich ſtärken, dies zu ertragen, wenn du mir nur vergibſt! . . .

Sprachlos hörte ich Sulamith an, das unerwartete Ereignis hatte mir die Sinne geraubt, ich hatte mich in dieſem Augenblicke hinabgewünſcht unter jenem Raſen, auf dem ich ſaß und unter dem die Gebeine unſrer Brüder und Schweſtern lagen, die ausgekämpft hatten, des Lebens Freuden und Leiden nicht mehr kannten. Starr und ohnmächtig ſah ich hinauf zu den Wolken, die wie höhnende Geſpenſter vorüberflogen, ein nameuloſes Weh durchſchnitt mit einem Male alle Faſern meines Herzens, aus dem alles Blut gewichen war. Mit einem dumpfem Schrei ſprang ich von der Seite der Geliebten auf, und wie von Furien gejagt, floh ich den Friedhof, auf dem alle meine Hoffnungen, mein Lebensglück begraben war.

Den andern Tag erzählte man ſich ſchon in der Judengaße, Sulamith ſei Braut geworden:

„Du kannſt dir denken," — fuhr der Pater nach einer Pauſe fort, während welcher er von den trüben Erinnerungen überwältigt, ſchwer aufgeſeufzt hatte, — mit welchen Gefühlen ich in der Judenſtadt herumwandelte. Ich war meiner Sinne nicht recht mächtig, in aller Thätigkeit gelähmt, zu keinem Entſchluße fähig. Ich wollte Prag fliehen, aber ein geheimes Etwas hielt mich mit magnetiſchen Banden wieder zurück, die Hoffnung war aus meinem Herzen nicht ganz geflohen, ich glaubte noch immer das Alles ſei nur ein Traum, ein vorüberziehendes Gewitter, nach welchem eine heitere Friedensſonne wieder lächelt und durch die trüben Schickſalswolken der Regenbogen als leuchtendes und vereinigendes Symbol die Häupter zweier nur auf kurze Zeit getrennten Liebenden beſcheinen werde. Eitle Täuſchung!

An einem Sonntage, nachdem ich die ganze Woche fieberkrank im Bette gelegen war, betrat ich die Gaſſe wieder an einem heitern Nachmittage, der ſeine Reize auch über das verſtoßene Ghetto ausgegoßen hatte. Nach langer Entbehrung athmete ich die friſche, reine Luft mit Wohlbehagen ein, der ſtille Friede der Reſignation war in mein Gemüth eingezogen und das fahle Auge, welches getäuſchte Liebe gebrochen hatte, bekam neuen Glanz. Raſch griff ich aus, um einige Stunden im Freien zuzubringen, da, o Augenblick namenloſen Schmerzes, der nach Jahren bei der Erinnerung davon noch immer brennt, naht ſich mir ein Zug, Cymbeln und Pfeifen tönen luſtig durch die Luft, muntere Rufe tönen rings umher, neugierige Schaaren laufen vor mir her und bilden eine Gaſſe, durch welche ein Zug ſchreitet. Es war ein Hochzeitszug, zwei Schalksnarren voran mit rothbemalten Geſichtern, welche komiſche Grimaſſen ſchnitten, die Peitſchen in den Händen, mit denen ſie

rechts und links die Hiebe austheilten, um die johlende Gassenjugend in den Schranken zu halten, hinter ihnen die Zinkenisten und Pfeifer, die ein lustiges Liedlein spielten, und unter dem Baldachine das Brautpaar.

Die Braut war Sulamith, ihr Gesicht noch weißer, wie das Atlaskleid, das ihren Leib umspannte, die Perlenschnur um den Hals, erstarrte Thränen, welche sie vergoßen, aber nein, über ihre Lippen schwebte ein Lächeln, ein Lächeln, das mich rasen machte, das mir das Blut zum Kopfe trieb, mit namenloser Wuth mich erfüllte, daß ich mit den Zähnen knirschte und die Fäuste ballte, ein Fluch trat auf meine Lippen, ein schriller Aufschrei rang sich aus meiner Brust los, aller Augen wendeten sich nach der Gegend, woher er kam, der Zug stockte, die Braut richtete ihren Blick auch dahin, unsre Blicke begegneten sich, schreckerfüllt schauerte sie zusammen, faßte krampfhaft den Arm des Bräutigams, während ich durch die gaffende Menge mir einen Weg bahnte und ins Freie stürzte. Ich fluchte der Braut, dem Bräutigame, ich verfluchte ihre Nachkommen —"

„Haltet ein, um Gotteswillen, haltet ein," schrie entsetzt Abraham und stürzte auf den in Extase gerathenen Priester zu, — fluchet nicht weiter, Euer Fluch traf, — ich bin Abraham Hinnel, der Gatte Sulamiths, die bereits dort weilt, wo die menschlichen Leidenschaften verstummt sind!

„Abraham Hinnel!" rief Pater Calasanz mit einer Stimme, in deren Laute sich Schreck und Überraschung mischten, — Abraham Hinnel, mein Nebenbuhler! Schicksal, du spielst ein grausames Spiel mit mir, oder ist es nur Zufall, der den Urheber aller meiner Leiden mir entgegenführt.

„Doch nein," fuhr der Geistliche nach einigen Augenblicken bangen Stillschweigens fort, während welchen er sein fiebernd Haupt an das Fenster gelehnt hatte, um sich Kühlung zu verschaffen, — „nein, der Haß und die Leidenschaft toben nicht mehr in meinem Innern, es ist ein ausgebrannter Krater, den ich nur von den Schlacken reinigen will, ich preise dich Schicksal, das mir gerade diesen Mann entgegenführte. Geist der geliebten Sulamith, der du aus den Wolken herabsiehst auf uns, verzeihe dem reuigen Sünder, vergib ihm die Flüche, die er gegen dich ausgestoßen und du Gatte, der einst und noch immer von mir so heiß Geliebten, gib dem zitternden Greise die Hand, Verzeihung, Versöhnung sei unser Losungswort!"

Die beiden Greise sanken sich sprachlos in die Arme und in stiller Umschlingung weinte einer an der Brust des andern seinen Schmerz aus. Nach längerer Zeit konnte der Pater wieder soviel Selbstbeherrschung über sich gewinnen, daß er sich langsam losmachte, Abraham auf die Bank neben sich zog und dann die bange Stille mit den Worten unterbrach: „Erzähle mir Abraham von deiner Sulamith, erzähle mir Ihr Leben, Ihr Sterben, wie ein Ball durch die Welt getrieben, habe ich über Ihr Schicksal nichts erfahren können, ich kann in meiner Lebensgeschichte nicht fortfah-

ren, bis ich nur Aufschluß über die Schicksale der so heiß Geliebten erhalten habe . ."

„Das ist in wenigen Worten erzählt," begann Abraham — „ich führte Sulamith als meine Gattin heim. Ich wußte wohl, daß Liebe sie nicht in meine Arme geführt hatte, indeßen hoffte ich von der Alles heilender Zeit, daß sie auch bei ihr wohlthätig einwirken werde. Sie war mir eine liebende Gattin, sie suchte jeden meiner Wünsche zu erfüllen, aber ein stiller Schmerz wohnte in ihrer Seele, selten kam ein Lächeln über ihre Züge, für alle Freuden des Lebens abgestorben, lebte sie nur für dessen Pflichten. Ich hoffte, daß ein Pfand der Liebe dieses mich peinigende Verhältnis lösen werde, daß die Mutterliebe verdrängen werde die Erinnerung an eine unglückliche Jugendliebe, aber der Ewige wollte unsre Ehe mit keinen Kindern segnen. Endlich nach einigen Jahren ging der sehnliche Wunsch in Erfüllung, Sulamith kam mit einem Mädchen nieder, aber das Leben des Kindes kostete das Ihrige, sie starb im Kindbette, ihr letztes Wort war: „Jochai!"

Eine heftige Rührung hatte beide Greise ergriffen, sie schluchzten wie die Kinder. — — — —

„Meine weiteren Schicksale sind in wenigen Worten erzählt," nahm Abraham den Faden des Gespräches wieder auf, — nach dem Tode meines Weibes, das ich trotz ihrer kalten Zurückhaltung aufrichtig und warm geliebt hatte, widmete ich mich nur dem einzigen Kinde, welches mir aus dieser Ehe entsproß, ich hütete Judith, so nannte ich sie, wie meinen Augapfel, ich wies alle Anträge einer nochmaligen Verheiratung, die mir zahlreich gemacht wurden zurück, ich wollte nur für mein Kind leben. Gott, gelobt sei sein Name, hat mir wenigstens in dieser Blume in Israel, ich kann mit Vaterstolz sie so nennen, einen Ersatz gegeben für die früh dahingewelkten Blüten des häuslichen Glückes. Einsam würde ich durch die weiten Gemächer meines Hauses schreiten, stände sie mir nicht zur Seite, würde sie mir nicht die Falten von der Stirne bannen, welche der Gram auf dieselbe gezogen. Und dennoch, wenn auch mit blutendem Herzen würde ich schon die bange Trennungsstunde gerne schlagen hören, die sie herausführen möchte aus meiner Wohnung in die Arme eines liebenden Gatten. Aber sie will von einer Verheiratung nichts wissen, sie will bei mir bleiben, um, wenn ich mein müdes Haupt zur Ruhe gelegt, auch einsam dahinzuwelken, der Pflanze gleich, die von warmen Süden in des Nordens rauhe Gefilde versetzt wurde . . . das ist mein ganzer Lebenslauf, einförmig sich hinziehend, wie die Wüste, unterbrochen nur durch den erquickenden Augenblick der Oase, welche Kindesliebe in das dürre Alltagsleben gezaubert hat, erhalten nur durch die zauberische Hoffnung der Fata morgana eines glücklichen und zufriedenen Lebensabends!"

„Beneidenswerter Greis!" fiel der Pater ein, — „dessen Lebensschiff-

lein auf ruhiger Flut dahin steuerte, der ohne Reue in die Vergangenheit, ohne Verbitterung in die Zukunft blicken kann! — Mich schleuderte der Sturm umher, eine qualvolle Vergangenheit, eine freudenlose Gegenwart ist mein Los, wann naht das Ende dieser Leiden?!"

„Religion ist ein lindernder Balsam für alle Wunden" tröstete Abraham den Klagenden, — „oft wenn ich das Ganze meiner traurigen Einsamkeit überdachte, mich so verlassen sah, die Möglichkeit erwog, wenn auch das letzte Band, das mich ans Leben fesselt, meine Tochter, von mir getrennt, da überkam mich ein namenloses Weh, das Auge suchte nach Thränen und fand sie nicht, da versenkte ich mich in die Bücher der heiligen Schrift, aus den Worten der Propheten quoll mir ein erfrischender Strom des Trostes entgegen und in einem inbrünstigen Gebete zu dem Allerbarmer, sprang der starre Eispanzer bangen Ahnungen und Qualen welcher den Quell meines Lebens stocken gemacht hatte."

„Ja, wer auch beten konnte, wie du," fiel der Priester ein, — „ich kann es nicht, ich habe meinen alten Glauben verläugnet, und in dem neuen läßt mich die Erinnerung an die Vergangenheit, diese geißelnde Eumenide keinen Trost finden .... doch ich wollte dir ja erzählen, wie es so weit kam, ich kann es heute nicht mehr, ich bin zu erschöpft, die Zeit ist überdies so weit vorgerückt, daß ich nicht damit zu Ende kommen kann; denn es ist — setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu — eine lange und schmerzliche Geschichte. Wir müssen uns jetzt trennen, ich hoffe dich aber bald wiederzusehen und werde dich davon verständigen lassen."

Die Greise schieden; als Abraham auf die Straße trat, schlug der Nachtwächter mit der Hellebarde auf das Pflaster die Mitternachtsstunde, still und todt war Alles rings umher, Zodik war auch nicht mehr zu finden, der Greis eilte in seine Wohnung, in der ihn seine Tochter noch erwartete, deren Unruhe sie nicht hatte zu Bett gehen lassen. Beim Anblicke des Vaters entschlüpfte ihr ein freudiger Ausdruck, der Alte legte seine Hände segnend auf das Haupt des Kindes, wie er es allabendlich that, dann suchten Beide die Ruhe. Abraham fand sie nicht so bald, die Erlebnisse des Abends beschäftigten seine Gedanken, freudige und schmerzliche Ahnungen durchwogten ihn, im Halbschlafe zauberte die aufgeregte Phantasie allerlei lachende und düstere Bilder vor, bekannte freundliche und wilde feindliche Stimmen schlugen wirrend um sein Ohr und dieses Chaos unterbrach erst der langhingezogene einförmige Ruf des „Schames," der zum „Frühgebete" rief. Rasch schälte sich Abraham aus den Eiderdunen, in denen er diese Nacht keine wohlthätige Ruhe fand und eilte mit dem „Talisbeutel"[1]) in die Synagoge.

[1]) Gebetmantelbehälter

III.

Stilleben.

Sabbath war es, zwei Tage nach der erzählten Begegnung mit dem Pater. In der Behausung Abraham Hinnels war zahlreiche Gesellschaft. Regelmäßig am Samstag Nachmittage fanden sich die jungen Mädchen und Männer des Ghetto's bei Judith zusammen, um daselbst die letzten Stunden des Ruhetages in harmlosem Geplauder und unschuldigen Spielen zu verbringen. Manches Liebesbündnis wurde da geschlossen und unter dem Trauaktare besiegelt, die Schaar der Freundinnen lichtete sich immer mehr, nur Judith blieb unvermählt zurück. An diesem Nachmittage hatten sich ebenfalls die Gäste nach Gruppen gesondert, manche waren so vertieft in Herzensplaudereien, daß sie ganz vergaßen, wenn im Spiele die Reihe an sie kam und hochaufgethürmt lagen vor Judith die Pfänder, welche die Unachtsamen abliefern mußten. Mitten im Spiele und Geplauder wurden die Paare aber durch das Erscheinen Hinnels gestört, der in Begleitung eines Fremden in die Stube trat. „Gut Schabbes," rief Abraham mit kräftiger Stimme den Anwesenden zu, die sich ehrerbietig vor dem Hausherrn und dessen greisem Haupte erhoben.

„Ich habe mir einen „Orech" [1]) zu „Schaluschudes" [2]) mitgebracht," sagte Abraham — „zum Mittagstische zu kommen verschmähte er in seinem Stolze und aß lieber in der Garküche, ich muß die Ehre hoch schätzen, daß er der Einladung zu dieser dritten Mahlzeit folgte. Doch ich habe Euch noch nicht gesagt, wer der Fremde ist: Rabbi Alexander von Ferrara, er ist nach Böhmen gereist, um die hiesige „Jeschiwa" kennen zu lernen, selbst berühmt als tüchtiger „Lamden" [3]) . . . Das ist meine einzige Tochter Judith" mit diesen Worten stellte er das errötheude Mädchen dem Fremden vor, dessen flammender Blick das Auge der Jungfrau traf, die es scheu zu Boden schlug.

Der Gast war eine intressante Erscheinung, eine imposante Gestalt, mit bräunlichem Teint, wie ihn die Sonnenglut des Südens erzeugt, ein dunkles feuriges Auge, langes, wallendes, schwarzglänzendes Haar. Er war in einem kostbaren Seidentalar gehüllt, an den Schuhen blitzten Brillantschnallen.

Die anwesenden jungen Männer drängten sich um den Gast, riefen ihm „Scholem Alechem" [4]) zu, das er mit derselben Begrüßungsformel erwiederte, drückten ihm die Hände, während die Mädchen ihn neugierig von der Seite musterten und sich gegenseitig die Bemerkung zuflüsterten, er sei ein schöner Mann.

Judith hatte unterdeßen den Tisch gedeckt ein Stück Fisch vom gestrigen Abend und das letzte Barches aufgetragen, die Becher mit Wein ge-

[1]) Gast [2]) Dritte Mahlzeit des Sabbaths. [3]) Talmudgelehrter [4]) Friede mit Euch die übliche Begrüßungsformel, welche sich bei allen Orientalen erhalten.

fällt, worauf sich die beiden Männer niederließen, während die jüngere Gesellschaft mit einem Dessert von Obst und Backwerk vorlieb nahm und aufmerksam dem Gespräche zuhörte, das Wirth und Gast führten.

„Also, unsre Brüder in Italien sind beawonusenn rabbim“ [1]) noch immer so gedrückt und gepeinigt“, sprach Reb Abraham und legte mit einer schmerzlichen Geberde den Löffel weg, mit dem er ein Stück Fisch aus dem Teller heben wollte, — „wann wird denn unsre Pein endigen. Täglich beten wir: „Und für Zion wird der Erlöser kommen!“ aber unerhört schallt unser Klageruf zur Decke des Tempels, noch immer behandelt man uns wie den Auswurf der Menschheit. Hier in Böhmen haben wir doch jetzt einige Jahre her Ruhe, wir sind zwar mit Abgaben sehr geplagt, aber man gibt ja Alles gerne her, um des lieben „Scholems“ [2]) willen, aber in Italien meine lieben Freunde, erzählt unser Gast, sind unsre Brüder sehr gequält, täglich findet man neue Dinge aus, um sie zu pressen, zu demüthigen und sie den ganzen Druck fremder Macht fühlen zu lassen.“

„Ihr lebt hier ruhig und unangefochten, Ihr seid glücklich trotz Reichskammerknechtschaft, denn Euch schützt der Kaiser,“ — bemerkte der Italiener — „wir aber müssen der Übermuth eines jeden Podesta ertragen und die Ohrfeige, die der jüdische Vorstand Roms öffentlich erhält, ist ein Schlag, den die ganze Judenschaft Italiens nachempfindet. Aber es soll anders werden, abgeschüttelt soll das Joch werden, welches wir so unverdient tragen, ein neuer Geist wird sich Bahn brechen .... Ja es soll anders werden“ — sprach der Fremde mit einer Extase, welche die ganze Umgebung vergaß, dabei war er von seinem Sitze aufgesprungen und fuhr in visionärem Tone fort: „Nicht immer wird der Druck auf die armen Kinder Israels ruhen, nicht blos der Geist, sondern auch die Kraft Davids wird über sie kommen und den Riesen Goliath, den höhnenden Gegner, werden sie stürzen. Genug lange hat man das Haupt demüthig gebeugt, aber wir kennen die nimmerrastenden Gegner, die mit frömmelnden Mienen als Diener Gottes sich geberden, und uns, ihre Mitmenschen verderben wollen. Glaubet mir, meine Freunde und Freundinnen, der Tag der Vergeltung naht!“

Eine Pause der Überraschung und der eigenthümlichen Spannung war eingetreten, man sah auf den Redner hinauf mit einem Gemische von Unglauben und Spott.

In diesem Augenblicke trat eine fremde Person ins Zimmer, es war der Schames [3]) Jokel, der nach den üblichen Begrüßungsformeln auf den Fremden zueilte und sagte: „Hätt' ich mir's doch denken können, daß ich den Orech in gastfreien Hause Reb Abraham Hinuels treffen werde, ich bin schon durchs ganze „Mokim“ [4]) gelaufen, Euch zu suchen, in allen Tracteurhäusern gewesen, nun gut, daß ich Euch treff', habt Ihr nichts verloren?“

---

[1]) zur Buße unserer Sünden. [2]) Friedens. [3]) Synagogendiener. [4]) Ort.

„Verloren?“ wiederholte der Fremde, aus seiner Extase noch nicht erwacht, mechanisch und fühlte sich dabei auf die Brusttasche, wo er den Verlust eines wichtigen Gegenstandes bemerkt haben mußte; denn die Röthe seines Antlitzes wich der Todtenbläſſe.

„Nun erschreckt nur nicht so,“ bemerkte der Schames beschwichtigend — „wie ich die Runde durch die Schul' machte, hab' ich auf Reb Abraham's Sitz einen großen Brief gefunden, auf dem Siegel war ein großes Zelem ausgedruckt und die Aufschrift war in einem fremden „Loschen“ [1]), da hab' ich mir gleich gedacht, es wird Euch gehören, ihr werdet es an irgend einen „Goj“ [2]) zu überbringen haben.“

„Ihr habt es errathen, ich danke Euch für Eure Mühe, kommt „Moze Schabbes“ [3]) zu mir, ich werde Euch den Finderlohn bezahlen.“ Nach diesen Worten nahm er ihm das Pergament aus der Hand und barg es rasch unter seinem Kaftan.

„Reb Jokel, was ist Neues?“ interpellirte jetzt einer der Anwesenden, den Schames, der wegen seiner Geschwätzigkeit den Spitznamen „Postantrager“ im Ghetto hatte.

Die einfache Frage genügte, um die Schleußen der Beredsamkeit des dünnen, wie ein Kreisel sich bewegenden Jokel zu öffnen.

„Soll ich auspacken,“ frug er mit einem schlauen Blinzeln auf den Hausherrn, dessen Abneigung gegen den Stadtklatsch er kannte. —

„Bah' ich weiß, bei Euch ist keine „Deige“ [4]) um „Schtuß“ [5])“ — — erwiederte Abraham, — „ich seh', die Gesellschaft ist neugierig, redts zu, nur ka loschen hore. [6])“

„Meine „Maißes“ [7]) thue keinem weh!“ ergriff Jokel wieder das Wort, — ich bin e gut Schof, ich leb' gern' und laß' jeden gern leben, was gehts mich an, wenn Elle „Kropf“ sich um ihren dicken Hals die großen Perlen dreht, die ihr der Mann aus lauter Ribisgeld [8]) verschafft hat, „Jomtof“ [9]) hat sie sie in Schul' getragen, mein Weib, die Schameste in der Weiberschul' hat mir gesagt, daß alle anderen Weiber von Neid grün und gelb geworden sind. Bah, was soll man thun, wie bleibt man leben, die eine hängt sich den Hals voll echte Steiner, die andere, sie wissen schon wen ich meine Feifel Gawsen's Weib, tragt e falsche Kett! Kurioſe Leut' auf der Welt, leiden zu Hauf' Noth und Tod, thun aber, als wenn sie alle Truhen mit Dukaten angefüllt hätten, man soll's nicht thun, ich kann das nicht leiden, ein Schlüßellochgucker zu sein, aber den Freitag zu Nacht, wie mein Weib nach Haus' gangen, hört sie bei Feifeln so ein Gejochez, daß sie gemeint hat, die Leute haben e Mezieh [10]) gefunden, mit die Teller haben sie geklappert, als wäre eine große Sude [11]), da hat mein Weib durch die Ladenritz geguckt. Was meinen sie hat sie gesehen? Die „Dalfonimmischpoche“ [12])

[1]) Sprache. [2]) Nichtjuden. [3]) Sabbathende. [4]) Sorge. [5]) Narrheit. [6]) Medisance [7]) Geschichten. [8]) Wucherlohn. [9]) Feiertag. [10]) Fund. [11]) Mahlzeit. [12]) Proletarierfamilie.

ist um den Tisch gesessen, und mit den Löffeln haben sie in den leeren Tellern herumgeklappert und gesungen haben die Alten, weil die Kinder geschrien haben um Brod. Mein Weib ist hinaufgekommen zu mir und hat mir's erzählt, ich hab gemeint, es gibt mir einen Stich durch's Herz. Elleleben, hab' ich zu mein Weib gesagt, wir haben da ein Stück Fisch auf Morgen und ein fett Scholetel haben mer auch, haben wir nicht am Scholetel genug, ich werde das Stück Fisch den Leuten hinunter schicken. Thu's nicht, hat mein Weib zu mir gesagt, sie werden's nicht nehmen und dir noch gute Red' geben. Gescheidt muß mann's anstellen, hab' ich ihr wieder gesagt, du mußt es hinuntertragen nicht als „Nedowe“[1]), nein als „Kibed“[2]) sie sollen verkosten, wie wir unsr'n Fisch „gesiedt“ haben. Mein Weib hat es auch so machen müßen. Die Alten haben's um kein Preis nehmen wollen, aber wie sie gesehen haben, wie die Augen der Kinder den Fisch schon aufgegeßen haben und wie die Händchen gezittert haben nach den Barches, da haben sie doch nachgegeben, aber haben sie gesagt, nächsten Schabbes müßen wir von ihnen Fisch annehmen.“

„Das war schön, Reb Jockel“ — sagte Judith, in deren Augen eine Thräne glänzte bei Erzählung dieses Kampfes zwischen Stolz und Entbehrung — „manchmal ist doch die Neugierde zu etwas gut, ihr sollt aber um Eueren Fisch nicht kommen, morgen muß Zodik hinuntergehen auf das Ufer und Ihr sollt einen doppelt so großen Fisch als Ersatz bekommen.“

„Was haben wir von diesen traurigen Maißes“ — rief ein munteres Stimmchen dazwischen, das einer gazellenäugigen Schönen angehörte, die bei Judith ebenfalls in Besuch war — „erzählt uns lieber etwas Lustiges, Jokelleben, ist kein „Schidech“[3]) in Gang?“

„Sprinzele, Sprinzele“, fiel der Schames lächelnd ein und hob seinen gekrümmten langen Finger zu komischen Drohung gegen das Mädchen — „kennst du nicht das Sprüchle: „Wer Butter am Kopf hat, soll nicht in die Sonne gehen;“ von neuen Schiduchim willst du wissen, was macht Masche jeden Abend in Eurer „Dire“[4]). Klaubt sie bei Euch Arbisen oder Linsen, oder klaubst du dich so?“

Das Mädchen wurde bei diesen Worten des Schames, der den Pfeil seiner spitzen Redensarten gegen sie gekehrt hat, über und über roth und die lustige Schaar der Mädchen und jungen Leute brach in ein übermüthiges Halloh aus.

„Du bist ein guter Schidech, Madeleben,“ sagte der Schames — „dn hast recht, wenn du „herumzamperst“ (zimperlich thust), und vielleicht wird die Woch' noch anderwärts „Scharbele“ zerbrochen werden, Judithleben mein Gold, vielleicht ist dir e „Chosen“ aus der Fremd' bestimmt“ bei diesen Worten sah der geschwätzige Schames neugierig fragend auf den Frem-

[1]) Almosen. [2]) par Honeur. [3]) Brautwerbung. [4]) Wohnung.

den und auf Judith, um die Wirkung seiner Combination zu beobachten. „Jokelleben, weißt du nicht für mich ach e Schidech", fragte der alte Abraham in etwas ärgerlichem Tone den Postanträger — „bei dir gehen ja die Schiduchim zusammen, wie die Flügel von einem Mantel, ja, ja, „marbe Dworim, marbe schtuss,"[1]), dein „Pschettel"[2]) hast du einem e runtergesagt, jetzt geh' wieder „lechajim und lescholem"[3])."

Der Schames, der begriff, daß er eine Dummheit begangen, hielt es für das Passendste sich zu entfernen. Nach seiner Entfernung überließen sich die Anwesenden wieder dem heiteren Spiele, an dem aber der Fremde nicht theilnahm, sondern in einer Nische mit dem Hausherrn in einem talmudischen Disput sich vertiefte. Allmälig wurde es dunkler, in der Dämmerung klang das Flüstern und Kichern der Gesellschaft wie Geisterton, der Kreis löste sich aber, als von der Gasse hinauf der sonore Ton des Schulrufers hinaufdrang, der sein „Borche gesagt!" in die Wohnungen des Ghetto's rief. Der männliche Theil der Anwesenden entfernte sich, um in der Synagoge den Ausgang des Sabbaths mit Gebet zu begehen, die Mädchen eilten ebenfalls nach Hauf', um Feuer machen zu lassen, damit die Abendsuppe auf dem Tische nach „Habdalah"[4]) dampfen konnte, wenn der Hausvater mit dem fröhlichen Gruße: „Gut Woch, gut Jahr!" die Wohnstätte betrat.

Die Nebenbuhler.

Rabbi Alexander von Ferara dehnte seinen Aufenthalt in Prag auf längere Zeit aus Es schienen ihn noch andere Beweggründe, als die des Kennenlernens der Prager Talmudschulen an die Stadt zu fesseln. Worin aber seine anderen Beschäftigungen bestanden, darüber wußte Niemand Bescheid. Der Italiener wußte sich in ein geheimnisvolles Dunkel zu hüllen, ließ Niemanden in seine Wohnung, die er sich am Ende des Ghetto's, wo dasselbe an das Moldauufer mündet, gemiethet hatte, sprach auch mit Niemandem ein überflüßiges Wort. In ein je geheimnisvolleres Dunkel er aber sich zu hüllen bemüht war, desto mehr regte er die Neugierde der Nachbarschaft an und als Resultat dieser unausgesetzten Beobachtung brachten die Aufpasser heraus, daß er zuweilen des Nachts seine Wohnung verlaße, in der Verkleidung eines Mönches auf die Kleinseite eile und von dort erst in der Morgenstunde zurückkehre. Einen neugierigen Frager, der ihn darüber zur Rede stellte, wies er mit energischen Worten zurück und seitdem wagte sich Niemand an ihn heran, es blieb den Neuigkeitskrämern nichts übrig als sich, wie dies bei solchen Gelegenheiten stets der Fall ist, übertriebene Gerüchte in die Ohren zu raunen.

In Hinnel's Haus kam Rabbi Alexander öfters und trotzdem sich die geschwätzige Fama des Ghetto's beeilt hatte, die mysteriösen Geschichten über

[1]) Viel Rede viel Narrheit. [2]) Dein Theil. [3]) Ziehe in Frieden. [4]) Segensspruch bei Endigung des Sabbath.

den Italiener an das Ohr des Hausherrn zubringen, waren dieſelben doch nicht im Stande das Freundſchaftsverhältnis zu erſchüttern, welches ſich zwiſchen Abraham Hinnel und Alexander von Ferara herausbildete. Der Südländer hatte einen großen Theil der Welt bereiſt, obgleich noch ein junger Mann, hatte er doch ſchon mehr Erfahrungen geſammelt, als nothwendig ſind, um das Haupthaar weiß zu färben. Eine ſeltene Bildung hatte er ſich anzueignen gewußt, es gab wenige wiſſenſchaftliche Fächer, in denen er nicht vollkommen bewandert geweſen wäre. Dabei beſaß er die Gabe in ſeinem Geſpräche, wenn es auch ein dem Laien bekanntes Gebiet verließ dennoch allgemein verſtändlich zu ſein und den Zuhörer mit ſich fortzureißen. Gerieth er für eine Sache in Eifer, dann nahm ſein Antlitz einen verklärten Ausdruck an, ein leiſes Roth überflog das Geſicht, zu welchem der glänzend ſchwarze, ſorgfältig gepflegte Bart eigenthümlich abſtach, die funkelnden Augen rollten beweglich in ihren Höhlen hin und her, wie ein entfeſſelter Strom brauſte die Sprache dahin und riß die Zuhörer mit ſich fort.

Judith, die bei den Zuſammenkünften der beiden Männer ſtets anweſend war, hörte mit Spannung den Geſprächen zu, glaübig ſah ſie zu dem Fremden auf, der aus dem reichen Schatze ſeiner Erfahrungen die ſeltſamſten Geſchichten hervorzuholen wußte und aus der Verehrung, die ſie für den Gaſt hegte, entwickelte ſich allmälig ein anderes Gefühl das ſie bisher nicht kannte und über welches ſie ſich auch keine Rechenſchaft zu geben wußte. Sie konnte nun den Tag und die Stunde nicht erwarten. wenn der Gaſt die Wohnung betrat, ſie ſprang freudig von ihrem Sitze auf, wenn ſein Schritt über die gedielte Vorhalle klang, ein Schritt, den ſie durch ihr Ahnungsvermögen ſchon erkannte, ſie konnte ihr Auge von der charakteriſtiſchen Geſtalt dieſes Mannes nicht laſſen, und wenn er ſich zum Aufbruche rüſtete, da fielen die brennenden Blicke ihres Auges auf ihn und mit jener vibrirenden Stimme, in der ſich das Gefühl der Liebe mit dem der jungfräulichen Scham bricht, bat ſie ihn noch zu bleiben, ſich nicht ſo raſch zu trennen.

Und wenn er dann die gebräunte Rechte in die ihrige legte, da zitterte die Letztere und ein leiſer Wonneſchauer überrieſelte ihren Leib. Verſtrich ein Tag, an welchem er zum Beſuche erſcheinen ſollte, ohne daß er gekommen wäre, da ſaß ſie traurig auf ihrer Ottomane, mißmuthig ſah ſie auf die Thüre, die ſich nicht öffnen wollte, um die geliebte Erſcheinung durchzulaſſen und die innere Erregtheit mußte dann Zodik wenn auch nicht unmittelbar fühlen, in dem ſie ihm an ſolchen Tagen kein freundliches Wort ſchenkte.

Zodik wußte ſich früher den Gemüthszuſtand Judiths zu erklären, als dieſe ſelbſt. Das Auge eines Nebenbuhlers iſt ſcharf, und ein Blick, ein hingeworfenes Wort genügt, um ihn Alles errathen zu laſſen. Die ver-

borgene Glut, die in seinem Innern brannte und dasselbe zu verzehren drohte, wurde dadurch zu einem Höllenfeuer angefacht, dessen Ausbruch niederzuhalten, das Aufgebot aller seiner moralischen Kräfte in Anspruch nahm. Rothhaarige sind in der Regel leidenschaftlich, das sanguinische Temperament verräth sich durch das äußere Abzeichen. Je mehr sich die Beweise häuften, daß Judith dem Fremden zugethan war, je mehr für ihn die verwegene Hoffnung schwand, doch Judiths Besitz zu erlangen, um so brennender und quälender trat das Verlangen nach Ihr vor seiner Seele und von diesen inneren Foltern hin und hergetrieben, beschloß er endlich, mit einem gewagten Schritte sich Gewißheit über sein Schicksal zu verschaffen.

Eines Abends saß Abraham allein in der Vorderstube, Judith hatte zeitlicher die Ruhe gesucht, da sie etwas unwohl war. Der Alte war heute guter Laune, er summte ein Liedchen vor sich hin und schlug den Tact dazu mit den Fingerspitzen auf die Tischplatte. Es war das ein seltener Fall; denn der Alte war sonst immer ernsthaft. Diesen günstigen Augenblick wollte Zodik benützen, um was ihm so lange auf der Seele drückte, endlich von derselben zu reden.

„Reb Abraham," begann er mit jener zaghaften Stimme wie sie die Ungewißheit des Erfolges eines Antrages oder einer Bitte verleiht — „Reb Abraham, ich hätte Euch etwas vorzutragen, was ich schon lange thun wollte, nur hat mir der Muth dazu gefehlt und auch jetzt verläßt er mich, so daß ich es nicht wage . . . ."

„Red' heraus, Zodik", erwiederte der Greis in wohlwollendem Tone — „du weißt ich habe dir noch wenige Bitten versagt, die zu erfüllen möglich waren, was willst du?"

„Reb Abraham, es muß heraus, was mich so lange quält, mir die Ruhe verscheucht, mit einem Worte, ich liebe Eure Judith, grenzenlos, wahnsinnig, gebt mir Judith zum Weibe, macht mich zum Glücklichsten der Menschen!"

Abraham Hinnel fiel vor Erstaunen und Schrecken in seinen Lehnstuhl zurück. Das Findelkind, der arme geduldete Diener des Hauses wagte es um die Hand der einzigen Tochter, der schönen und reichen Erbin anzuhalten. Dem Alten kam die Sache so sonderbar vor, daß er eine helle Lache aufschlug, deren einzelne Laute Zodiks Brust wie Dolchstiche durchbohrten.

„Wenn du „meschugge"[1]) bist, laß dich binden, oder geh' ins „Helidisch"[2]) und laß dich heilen," sagte Abraham nach einer langen für den Diener schrecklichen Pause, während welcher derselbe mit einer Armensündermiene und schlotternden Beinen vor dem Greise stand — „so tief ist meine Judith nicht gesunken, daß ich sie dem ersten Besten, der von der Gasse aufgelesen wurde, an den Hals werfen werde. Meine und Judiths Güte hat dich verführt, wir haben dich zu gut behandelt und wie es von Israel in

[1]) wahnsinnig. [2]) Spital.

der Bibel heißt: „Und Israel wurde übermüthig und schlug aus," so ist es auch mit dir der Fall, du wagst es den Blick zu deiner Herrin zu erheben. Hebe dich hinweg und beeile dich durch fleißige Arbeit den Eindruck mich vergeßen zu machen, den deine frechen Anträge bei mir hinterlaßen haben. Meiner Judith will ich von diesem ganzen Vorgange nichts erzählen, auslachen würde sie den kühnen Burschen, der es wagt seine Augen zu ihr zu erheben .... Willst du heirathen, so wird sich für dich schon irgend ein „Josem"[1]) finden, das du nehmen kannst, aber die Tollhausgedanken, Judith Hinnel heimzuführen, schlag dir aus dem Kopfe."

Nach dieser kurzen und strengen Entgegnung erhob sich der Alte aus seinem Lehnstuhle, zündete die Lampe an, welche auf einem Seitentische stand und suchte sein Schlafgemach auf.

Zodik blieb allein zurück. Obgleich er geahnt hatte, daß er nutzlos an Hinnel diesen Antrag stellen werde, so hatte doch im tiefsten Winkel seines Herzens eine leise Hoffnung gelebt, welche ihn dazu angetrieben hatte, endlich einmal den Bann zu brechen, der auf seiner Seele lag. So schmählich aber zurückgewiesen zu werden, das versetzte ihn in die größte Aufregung und Wuth. Starr wie eine Bildsäule stand er noch lange da, nachdem der Alte das Zimmer verlassen hatte, der letzte Tropfen Blutes war aus seinem Antlitze gewichen, die Zähne knirschten an einander und bißen die darüber zusammengepreßten Lippen blutig. Verzweiflungsvoll fuhr er sich mit den Händen durch die borstenartig emporgesträubten Haare, bald wühlte die Hand an der Brust, die durch die heftige Erregung gehoben, zu zersprengen drohte und die langen Nägel der Finger bohrten sich in das Fleisch. Aber er schien für physische Schmerzen in diesem Augenblicke unempfindlich zu sein, die Schmach und Demüthigung der Zurücksetzung, der schnöde Abweis lähmte alle seine Sinne. Die aus den Augenhöhlen hervorgequollenen Augen waren stier auf einen Punkt gerichtet, ohne daß irgend ein Bild von ihnen aufgenommen worden wäre, die Wuth raubte ihm die Sprache. Wie ein Rasender stürzte er sich endlich auf die Ottomane, auf der Judith so oft geruht, verzweiflungsvoll vergrub er sein Antlitz in die Kissen.

Endlich löste ein wohlthätiger Thränenstrom den starren Schmerz, in dumpfen Klagetönen vibrirten die fieberhaft gespannten Saiten seines Gemüthes, aber mit der Rückkehr des Bewußtseins erwachte in seinem Innern noch ein anderes Gefühl, das Gefühl des Haßes, in das sich jenes der Liebe, der verschmähten und verachteten, rasch verwandelt hatte und dem Schlangenhaupte des Haßes wuchs wie dem der Hydra noch ein anderes nach, das der Rache.

„Sie sollen nicht lachen!" rief er mit heiserem Tone — „nein, bei Gott, oder besser bei allen denen, die mich in ihrem Bunde nehmen wer-

[1]) Waise.

den, nein, sie sollen nicht lachen . . . aber ich werde dann lachen, haha, ich kann auch lachen und mein Lachen wird noch schauerlicher klingen, als das des Alten, welches er ausschlug, als ich ihm meinen Antrag stellte, mein Lachen wird ihnen durch Mark und Bein gehen. Nicht ruhen will ich fortan, bis ich sie zu Grunde gerichtet, den stolzen Alten und die übermüthige Dirne, Tag der süßen Rache du wirst kommen. Willkommen im Vorhinein! . . . doch fortan, in diesem Hause zu bleiben wäre Wahnsinn, fort von hier, aus jeder Ecke grinst mir hier ein hohnlachendes Gespenst entgegen, sie sollen nicht den Triumpf erleben, daß ich mein Haupt demüthig vor ihnen beuge, fort, fort!"

Den Worten folgte der Entschluß, Zodik erhob sich, wischte sich die Thränen aus den Augen und sah wild umher.

„Leer soll ich von hinnen ziehen" — murmelte er vor sich hin — „nein, so dumm ist Zodik nicht, ich werde mir ein anständiges Jahrgeld und meinen Lohn für so viele Dienstjahre schon mitnehmen."

Leise schlich er sich mit dem Nachttigel ins Vorhaus, trat zu einer Spinde, zog einen Hacken aus dem Kasten, ein Druck und die Thür sprang auf. Gold- und Silberrollen blitzten ihm entgegen, kostbare Geschmeide lagen in Ledertruhen herum, er packte in die Taschen soviel Gold und Silber, als sie nur fassen konnten, hüllte sich in seinen Mantel und verließ das Haus. Vor demselben blieb er eine Weile stehen, hob die geballte Faust zu den Fenstern empor und flüsterte: „Fluch über dich und deine Bewohner! Niemehr führe mich mein Schritt über diese Schwelle, als bis an dem Tage, der, der Rache bestimmt!"

Nach diesen drohend herausgestoßenen Worten eilte er davon. —

— — — — — — — — — —

Als Abraham am andern Morgen erwachte, wunderte er sich, den Diener nirgends zu finden. Die Ereignisse des verflossenen Abends waren ihm wie im Traume verschwunden, er dachte derselben nicht mehr und als er sich an der Brautwerbung Zodiks zurückerinnerte, zwang ihm dies mehr nur ein komisches Lächeln ab, als daß er der ganzen Sache eine höhere Bedeutung beigelegt hätte.

Erst als der ganze Tag verstrich und Zodik sich nicht zeigte, faßte er dies etwas ernster auf, indessen glaubte er dies noch immer auf Rechnung des Schmollens zu setzen. Der Zufall führte ihn, da er ein Geschäft abgewickelt hatte und das Geld dafür auszahlen wollte, zum Geldkasten. Er fand denselben aufgebrochen und eine beträchtliche Summe aus demselben entwendet. Nun war ihm Alles klar. Er beschloß aber keinen Lärm zu machen, sondern sagte vor sich hin: „Undank ist der Weltlohn!" Ich habe diese Erfahrung öfters in meinem Leben gemacht, ich sollte sie noch am Ende desselben wieder verkosten, nun, die paar Rollen Dukaten machen mich nicht

ärmer, ich bin den Rothkopf poter[1]) geworden, und wie sagt Jokel: „Patern[2]) ist Alles Geld werth.“ Mit diesen komischen Trostworten suchte er sich über den Verlust hinwegzusetzen. Judith theilte er von dem Vorgefallenen nichts mit, er erzählte ihr nur, daß es ihm unbegreiflich sei, wie Zodik plötzlich aus seinem Hause, in dem er sich es doch so gut gehabt hatte, plötzlich verschwunden sei.

Verschwunden war aber Zodik; denn im Ghetto sah man seine Gestalt nicht wieder.

Nach wenigen Wochen hatte man ihn aber vergeßen. — Die Ereigniße gingen unterdeßen ihren gewöhnlichen Gang. Rabbi Alexander kam nach wie vor in Hinnels Haus, allmälig öfter und öfterer, auch dann, wenn Hinnel nicht zu Hause war; denn dieselbe Sehnsucht, welche Judith nach ihm empfand, hegte er auch für die herrliche Jungfrau uud die zartesten Liebesbande umschlangen Beide. Der Alte sah diesem im Stillen sich entwickelnden Liebesverhältniße mit Freuden zu. Sein höchster und letzter Wunsch ging der Erfüllung nahe, er sah sein Kind eine würdige Wahl treffen; denn Alexander von Ferara's Ruf war ein ausgezeichneter, er entstammte aus einer berühmten Familie und alle die Gerüchte, welche der geschwätzige Leumund über seinen Aufenthalt in Prag und der seltsamen Verkleidung in der er sich des Nachts bewegen sollte, verbreitete, hielt Abraham Hinnel für müßige Ausgeburten der Phantasie.

Konnte es da Wunder nehmen, daß Abraham Hinnel des Italieners Bewerbung um die Hand seiner Tochter mit Freuden aufnahm, daß auch Judith erröthend ihr Haupt an der Brust des Vaters barg und ihre Liebe zu Alexander gestand.

Die Verlobung fand bald statt, es war ein Festabend, wie ihn nur der reiche Hinnel veranstalten konnte. Die halbe Judenstadt war geladen, Lust und Glanz erfüllte die Räume, neuverjüngt nahm der Alte die Glückwünsche der Menge entgegen. Ein Schmaus endete den feierlichen Verlobungsact.

Als der Hausvater zum Schluße der Tafel den Pokal mit Rebensaft gefüllt in die Höhe hob und mit dem Rufe: „Lechajim!„[3]) dem Brautpaare zutrinken wollte, da entfiel plötzlich der Pokal seiner Hand, der Wein floß in Strömen über die weißen Linnen und färbte sie roth.

Ein „Simen Ra“[4]) flüsterte eine klatschsüchtige alte Jungfer ihrer Tischnachbarin zu.

Indeßen war ein zweiter Pokal gefüllt und auf das Wohl des Brautpaares geleert worden und mit einem allseitigen nochmals vorgebrachten „Masel tof“[5]) trennte man sich.

[1]) los. [2]) sich entledigen [3]) Zum Leben! üblicher Toast. [4]) Böses Zeichen. [5]) Glück auf.

VIII.

Eine Leidensgeſchichte.

Eines Nachmittages erſchien der Laienbruder aus dem Kreuzherrnkloſter wieder bei Abraham Hinnel und bat ihn, dem Pater Kalaſanz einen Beſuch abzuſtatten, der ſeit einigen Tagen bettlägerig ſei. Am ſelben Abend fand ſich der Jude in der Zelle des Geiſtlichen ein, deſſen bleiche Züge ein Schimmer freudiger Röthe überflog, als er den ehemaligen Nebenbuhler, nun ſeinen einzigen Freund, eintreten ſah. Er ſtreckte ihm die magere abgezehrte Hand entgegen und ließ ihn am Kopfende des Bettes Platz nehmen.

Mit mir geht es raſch abwärts „ſprach der greiſe Prieſter“ mit pfeifender Stimme, wie ſie den Lungenkranken eigen, — „und bevor ich ſcheide will ich noch meinen letzten Wunſch vorbringen, deſſen Erfüllung mich ruhig ſterben laſſen wird. Allein bevor ich ihn laut werden laſſe, muß ich den Reſt meiner Leidensgeſchichte erzählen, dieſe wird dann mein Begehren begründen können.“

Als wollte er die Erinnerungen der vergangenen Tage in einen Punkt konzentriren, fuhr ſich der Kranke mehrmals über die Stirne, ſchloß ſinnend die Augen und begann dann:

„Als der Hochzeitszug vorüber kam an mich, der ich nun einſam und verlaſſen auf der Welt ſtand und meine einzige Liebe und Hoffnung mir geraubt und in die Hände eines Anderen gelangt ſah, da überkam mich ein unnennbares Gefühl des Schmerzes und wie das von unbarmherzigen Jägern gejagte Wild floh ich die Bannmeile einer Stadt, deren Mauern den Urquell alles meines Elendes einſchloßen. Draußen in der freien Natur, die ſo ſtill und friedlich vor mir ausgegoſſen lag, zog auch ſanfteres Gefühl in meinen aufgeregten Buſen ein, der ſtarre Trotz, die blinde Wuth gegen das feindliche Geſchick löſte ein wohlthätiges Weinen und mit den Thränen floß auch das herbe ſchmerzliche Gefühl allmälig dahin. Ich gewann wieder Beſinnung und Faſſung und konnte einen Plan für die Zukunft faſſen. Feſt ſtand es in mir, nach Prag nicht mehr zurückzukehren und ſo wanderte ich weiter, bis ich in ein Städtchen Böhmens kam, deſſen freundliche Lage mich anheimelte. Hier wollte ich bleiben, es gelang mir auch. Durch meine Kenntniſſe verſchaffte ich mir eine Stelle als Schreiber bei dem dortigen Richter, der in dieſer Kunſt wenig bewandert war. Ich hatte mich nicht als einen Juden ausgegeben und man erkannte mich auch nicht als ſolchen. Reſignirt fand ich mich in meinen neuen Verhältniſſen zurecht, die ſich ſogar zu angenehmen geſtalteten. Der Richter beſaß eine Tochter, ein ſchönes und braves Mädchen, welche eine Zuneigung zu mir gewann. Anfangs beachtete ich ihr Entgegenkommen gar nicht, aber wer hat noch nicht die wohlthuenden Empfindungen kennen gelernt, Aufmerkſamkeiten zu finden, und ein ſo zerrißenes Gemüth, wie das meinige, mußte dadurch noch tiefer, wie jedes andere bewegt werden. Ich erwiederte ihre Freundlichkeit und

bald hatte sich daraus ein Liebesverhältnis entwickelt, dessen Folgen ich nicht absah, die aber in ihrer ganzen Schrecklichkeit vor mir hintraten, als das Mädchen mir eines Tages schluchzend ein Bekenntnis ablegte, ein Bekenntnis, welches auch mir eines abzwang, das den Abstand zwischen uns beiden grell hervortreten ließ und für uns beide eine Quelle unsäglicher Leiden werden sollte. Der strenge Vater gerieth in Raserei, als die Tochter ihm zu Füßen stürzte und das Schuldig hinseufzte, aber noch namenloser entbrannte seine Wuth, als ich ihm gestehen mußte, daß ich ein Jude sei. O diesen Abend, an welchem sich diese Scene im stillen Orte abspielte, habe ich nie vergessen und in Träumen tritt mir noch das wuthverzerrte Antlitz des Vaters, die jammervolle Gestalt des unglücklichen Mädchens vor Augen! Mit Flüchen jagte er sie vom väterlichen Hause, ich aber ward von Schergen erfaßt und in einen dunklen Kerker geworfen. Da lag ich Wochen lang trübes Wasser und verschimmeltes Brod war meine einzige Nahrung und durch den ungesunden Aufenthalt, durch die elende Kost war ich geistig und körperlich tief herabgekommen. Schon glaubte ich, mein Loos sei ewiger Kerker, bis der Tod mich von allen Qualen und Fesseln befreit habe, als eines Tages die Schlösser meines Kerkers rasselten und ich vor dem Richter geführt wurde. Man frug mich nicht viel, das Damnatur wurde über mich ausgesprochen, ich wurde auf öffentlichen Marktplatze geführt, dort wurde ein Ausweisungserlaß verlesen und von einigen Bütteln geleitet, ward ich über die Ortsgrenze geschafft. Erst als ich zu rechter Besinnung gelangte, trat das Geschehene mit der furchtbar quälenden Gewißheit vor mich hin, aber zu spät, es ließ sich nicht mehr ändern. Aller Hilfsmittel entblößt, bettelte ich mich von Ort zu Ort, bis ich eines Tages vor der Schwelle eines Klosters ohnmächtig zusammenbrach. Wie lange ich dalag, was mit mir sodann geschah, ich wußte davon keine Rechenschaft zu geben, ich erwachte erst zu vollem Bewußtsein nach langer hitziger Krankheit in einem saubern Bette eines Klosterspitales und neben mir saß ein frommer Bruder, eine milde Gestalt, die ich in meinen Fieberträumen oft zu sehen geglaubt hatte. Es war ein wahrer Priester der Mildthätigkeit der die Qualen meiner Verzweiflung zu lindern verstand und nicht blos Balsam für den leiblichen Schmerz zu träufeln wußte, sondern auch dem Lebensüberdrüßigen neue Lebenshoffnungen erweckte. Die Eisesrinde des Haßes chmolz unter den frühlingswarmen Trostworten des Geistlichen, der den Verlorenen wie seinen Sohn behandelte und pflegte. Auch dann als ich mein Schmerzenslager schon verlassen konnte und durch die stillen Gänge des Klostergartens wandelte, war er mein Begleiter und seine religiösen Trostworte fanden willigen Eingang bei mir. Was bot sich mir dem Geächteten, dem Verschlossenen für eine Aussicht? Welche Freuden konnte ich im Getriebe der großen Welt finden, die sich mir nur als Welt des Lugs und Trugs gezeigt hatte. . .

In solchen Augenblicken erschien mir die Mission des Priesters der mich begleitete, wie ein Vater mir zur Seite stand, als eine erhabene. Körperliche Leiden zu pflegen, den kranken, gesunkenen Geist wieder aufzurichten, das schien mir ein edler Beruf zu sein und die Selbstverläugnung, einer Welt nur zu nützen, von der man nur das herbe Gegentheil erfahren hatte, war mir das schönste Ziel, mir, der ich mit der Welt schon abgeschlossen hatte. Ich offenbarte dem Priester meinen Wunsch, die Mauern dieses Klosters nicht mehr verlassen zu wollen, mich in gleich edler Mission, wie er, dem Dienste der Kirche und der Menschheit zu weihen. Diese Eröffnung machte auf den Geistlichen einen freudigen Eindruck, er umarmte mich, führte mich sogleich zum Prior, den er von meinem Entschluße in Kentniß setzte. Ich mußte nun täglich zum Prior in die Zelle kommen, der mich in die Lehren der christlichen Religion einweihte. Er stellte mir sie dar als eine Religion der Liebe und Humanität, ich sah in dem engen Kreise des Klosters so viel Beweise davon, daß ich begierig diesen Worten lauschte. Die ceremonielle Pracht der katholischen Kirche übte auch ihren bezaubernden Einfluß auf mich ein, wenige Wochen später ward ich getauft, und trat als Novize in das Kloster der Barfüßermönche.

Lasse mich rasch über diese Zeit hinwegeilen, sie brachte mir nebst Tagen innerer Seelenruhe auch solche der größten Aufregung. Jugendbilder tauchten vor meiner Seele auf, ich sah mich versetzt in meine Vaterstadt, hörte jüdische Laute an mein Ohr schlagen, sah die gramgebeugte Gestalt meines Vaters, der nun nach mir Schüweh [1]) saß, hörte das Flüstern und Wispern der Nachbarsleute und hörte auch die Stimme meines Innern, die mir Vorwürfe machte, ein Renegat geworden zu sein, den Glauben meiner Väter verlassen zu haben. Was ich in solchen Momenten empfand, welch nagender Schmerz in meiner Brust arbeitete, o dafür gibt es keinen Ausdruck. Der Mensch besitzt aber eine seltene Spannkraft, gleich dem Salamander, der nach dem Volksglauben aus dem Feuer unversehrt hervorgeht, zerstören auch ihn die brennenden Schmerzen der Verzweiflung nicht, geläutert nur geht er daraus hervor. Ich fand endlich die nöthige Resignation, um mein Schicksal zu ertragen. Nach und nach sehnte ich mich auch hinaus aus dem lebendigen Kerker der engen Klostermauern, und um meinen Wunsch zu erfüllen, erhielt ich vom Klosterobern den Auftrag zu terminiren. Als terminirender Bruder zog ich von Ort zu Ort, bis ich auch an jenen kam, aus welchem ich so schmählich hinausgewiesen ward. Das Bild des Mädchens trat vor meine Seele, des Mädchens, das ich unglücklich gemacht, das durch mich vom väterlichen Hause verstoßen, in die rauhe mitleidlose Welt hinausgejagt worden war. Ich suchte ihr ferneres Schicksal zu erkundigen und es gelang mir auch. Wenige Wochen nach meiner Ausweisung aus diesem Orte war an den Richter der Todtenschein

[1]) Sieben Trauertage.

seines Kindes angelangt, das im Spitale zu Prag verstorben war. O eine gemeinsame Kette von Leiden hatte uns umschloßen, nur daß der Tod sie früher davon befreite, als mich. Ich reiste nach Prag, um etwas Näheres über das von dem Himmel, wenn auch nicht von den Menschen angetraute Weib zu erfahren, meinem Habite öffneten sich alle Thüren, alle Register. Auf dem Sterbebette hatte sie einen Krankenwärter in ihr Vertrauen gezogen, ihm bekannt, daß sie ein Kind geboren, das sie, weil es einen jüdischen Vater hatte, heimlich ins Ghetto trug und vor einem Hause dieses Viertels niederlegte" . . . .

„Ein Kind vor einem Hause des Ghetto's niedergelegt!" rief Abraham im Tone der größten Ueberraschung, „wann war das, trug es kein Kennzeichen am Leibe?"

„Deine Theilnahme rührt und erfreut mich, Abraham, nicht wahr gleich mir empfindest du wie drückend die Wucht der traurigen Erfahrungen auf mein müdes Haupt lastet, ja, letzter und einziger Freund, man übergab mir ein Kennzeichen, die Hälfte einer Schaumünze, welche die Sterbende in den Händen des Wärters zurückgelassen und dessen andere Hälfte sie um den Hals des weggelegten Kindes gehangt hatte."

„Laßt es sehen dieses Kennzeichen, laßt es sehen" — rief Hinnel in großer Aufregung

„Ich habe es wohl verwahrt, wie ein Amulet trug ich es auf meiner Brust," fuhr der Pater fort — vergebens waren alle meine Nachforschungen, die Spur meines Kindes konnte ich nicht entdecken. „Doch hier ist die Denkmünze." Beim Anblicke derselben entfuhr dem greisen Abraham ein schrill ausgestoßener Schrei des Schreckens und der Aufregung mit bebenden Lippen rief er: „die zweite Hälfte trug Zodik am Halse!"

„Was sprichst Du da" fiel hastig der Mönch ein und fuhr im Bette auf — „wer ist Zodik, weißt du etwas über mein Kind?"

Abraham erzählte nun, wie vor seinem Hause das Kind gelegen, wie er es aufgenommen, erzogen, bis zum Tage vor Zodiks Flucht! „Also die Spur des Kindes nur gefunden, um sie wieder verloren zu haben", klagte der Greis, Himmel, du prüfst mich hart und strafst mich auch härter, kaum aufgefunden die Spur meines Kindes und sie wieder verloren, . . . es hätte mich ruhiger und friedlicher sterben lassen, wenn ich sein geliebtes Antlitz noch einmal gesehen hätte, in dessen Züge sich die des geliebten unglücklichen Mädchens wiederspiegeln, doch Fassung, Fassung! Ich will mit Geduld Alles tragen, was der Herr thut ist wohlgethan! „Ja Gott führt Alles zum Guten" tröstete Abraham den Dulder — wie aus dunklem Schoße der Nacht die freundliche beglückende Sonne bricht wie über die finster zusammengeballten Wolken des entfesselten Orkanes das milde vielfarbige Friedenszeichen des Regenbogens sich wölbt, so genießt auch das geprüfte Menschenherz nach den Wellenschlägen des herben Geschickes die Ruhe und Segnungen des Friedens.

„Ja das gläubig fromme Gemüth findet Troſt, Beruhigung und Frieden in ſeinem Glauben, aber ich . . . . laß mich den Gedanken nicht ausſprechen, ich will lieber fortfahren in der Erzählung meiner Leiden, es ſoll auch ein wollüſtig Gefühl ſein, im eigenen Schmerze, in den eigenen Wunden zu wühlen!“

„Ich kehrte von meiner Entdeckungsreiſe wieder in das Kloſter zurück, dem ich angehörte, dort lebte ich mehrere Jahre, mich der Krankenpflege widmend. Der leidenden Menſchheit beizuſtehen, geiſtigen und leiblichen Troſt, wie Hilfe den Unglücklichen zu ſpenden, war die letzte Aufgabe die ich meinem Leben ſetzte und ich führte dieſe Aufgabe durch mit Aufopferung mit Entbehrung aller Genüße. An Krankenlagern wachte ich ganze Nächte, den Todesſchweiß der Agoniſten wiſchte ich von deren Stirne; ſinnliche Liebe hatte mich auf fremde Bahnen getrieben, die betreten zu haben ich bereute, die geiſtige Liebe, die Humanität, waren meine Leitſterne, welche die kurze-Strecke meines ferneren Lebenspfades erhellten. Was ich aus innerſtem Antriebe meines Herzens that, was ich mit Selbſtverläugnung that, um jene lauten Mahner des Gewiſſens zu übertäuben, die Tags und Nachts in mir laut wurden, wurde mir auch zu hohem Verdienſte angerechnet, die glänzendſten Zeugniße meiner Obern belohnten mich dafür. Im Auftrage des Priors reiſte ich nach Rom und wurde in Audienz zum Papſte zugelaſſen. Er war freundlich und herablaſſend, erkundigte ſich nach meinem Schickſale und die ungeſchminkte Darſtellung deſſelben verfehlte nicht, auch auf ihn Eindruck zu machen. Seiner Gnade hatte ich es zu danken, daß ich in den Orden der Kreuzherrn überſetzt wurde. In einem Kloſter, an der Grenzſcheide Deutſchlands und Italiens liegend, verlebte ich eine Reihe von Jahren, meine einzige Erholung im Studium findend. Aber immer mehr griff in meinem Innern die Sehnſucht nach dem Heimatlande Platz. Wenn ich von dem Fenſter meiner Zelle hinausſah auf die ſchneebedeckten Kuppen der Alpen, dieſe treuen Grenzwächter des Landes, da traten vor meiner Seele die Bilder des Heimatlandes, des ſchönen Böhmen, deſſen Marken auch dieſer von der Natur gebaute Wall umgibt; wenn das Glockenſpiel herübertönte vom nahen Luſtſchloſſe des adeligen Grundbeſitzers, da rief mir der melodiſche Ton die Klänge des Glockenſpieles des heimatlichen Loretto's ins Gedächtnis — ins Vaterland zog es mich mit unwiderſtehlicher Gewalt und der einzigen Bitte, die ich noch zu ſtellen hatte, ward Erfüllung.

Wie ſchwoll mir das Herz, als ich die alte Königsſtadt erreichte, die ſich in dieſer Reihe von Jahren nicht verändert hatte. So nahe war mein Aufenthaltsort an jenen gerückt, wo ich die glücklichſten und bitterſten Stunden meines Daſeins verlebt hatte.

Vorüber zogen vor mir die wohlbekannten Geſtalten meiner einſtmaligen Brüder, die Bewohner des ſtillen abgeſchiedenen Ghetto's. Im Leben

konnte ich nicht mehr unter ihnen weilen, ein undurchdringlicherer Wall als das Fallthor am Ende der Judenstadt, trennte mich von ihnen.

Aber ein anderer Gedanke wachte in mir auf, ein Gedanke, der mich mit aller Macht erfaßte, der mich nicht mehr verließ und in meiner Seele immer festere Wurzeln faßte, der Gedanke, — wenn nicht im Leben so doch im Tode mit meinen Brüdern vereint zu sein!

„Ja, Abraham, im Tode will ich mit den Meinigen vereint sein. Tritt nicht schaudernd zurück, mach keine abwehrende Bewegung, ein günstiger Zufall führte dich grade mir entgegen, du mußt mir diesen letzten Wunsch erfüllen, von dir es zu verlangen, habe ich sogar ein Recht. Nicht anklagen will ich dich in diesem Augenblicke, daß du mir das Jugendglück zerstört, die Manneskraft gelähmt, den Trost des Alters geraubt hast, ohne dein Verschulden warst du doch der Urquell aller meiner Leiden und Qualen. Ich will, ich kann dir keinen Vorwurf machen, aber diese Bitte des Sterbenden mußt du erfüllen, mit diesem Troste mußt du mich ins Jenseits scheiden lassen, daß ich bei den Vätern ruhe, mit denen ich nach dem Tode Vereinigung finden will, nachdem ich mich im Leben von ihnen getrennt habe.

„Wo denkt ihr hin, hochwürdiger Herr," fiel Abraham mit der Miene des Schreckens ein und ließ den vertraulichen Ton fallen, der zwischen ihnen geherrscht — „wie könnte ich ein solches Verlangen erfüllen, ohne über mein und meiner Brüder Haupt das größte Unheil heraufzubeschwören. Laßt diese Ideen fahren, ich bitte Euch, der Leib ist ja fühllos nach dem Tode, es bleibt sich ja gleich, wo er liegt, er zerfällt, verweht, die Seele kömmt zu Gott und vor seinem Gnadenthrone findet ja jede Erbarmen und Verzeihung."

O diese Trostgründe kenne ich wohl auch, aber ich finde eine Beruhigung darin, mich dort begraben zu sehen, wo sich der Grabhügel über die Leichen meiner Verwandten wölbt, du mußt diesen letzten Wunsch erfüllen. . . . . Fürchte nichts für Dich und Deine Brüder, keine Menschenseele soll von diesem Vorgange Ahnung, vielweniger Wissenschaft erhalen, der Laienbruder, der dich immer zu mir herbescheidet, ist mir treu, ergeben, liebt mich wie seinen Vater, er ist mir auch viel Dank schuldig, ich hab' ihm viele Wohlthaten erwiesen und verschwiegen ist er auch, also zögere nicht, martere mich nicht länger mit der Ungewißheit, ja ja, Mensch, Greis, laß' dich erweichen, sprich das Wort aus!

„Nun, es sei" antwortete tief aufseufzend Abraham Hinnel, — „aber beschwöre ich nicht damit ein Unglück über vieler Haupt herab — "

„Sei unbesorgt", erwiederte der Pater — ich habe Alles sorgfältig vorbereitet, kein Mensch wird von dem Vorgange ahnen. Komme näher, lege dein Ohr an meinen Mund, das lange Reden hat mich erschöpft, ich kann nicht so recht fort, ich will dir noch mittheilen, in welcher Weise die Vorbereitungen getroffen sind."

Nach kurzem Gespräche erhob sich Abraham Hinnel. Der greise Priester hielt ihm noch die rechte Hand fest mit den Worten: „Schwöre mir die Erfüllung meiner letzten Bitte, beim Glücke und Seelenheile deiner Tochter!“

„Beim Glücke und Seelenheile meiner Tochter!“ rief der Greis mit schluchzender Stimme und wankte hinaus. Die Erfahrungen und Ereignisse dieses Abends hatten den alten Abraham tief erschüttert, fast betäubt erreichte er seine Wohnung, sein Kind trat ihm entgegen, ein jäher Schmerz durchzuckte ihn bei ihrem Anblicke, gebeugt schlich er in sein Gemach und machte sich die heftigsten Vorwürfe, daß er dem Geistlichen das Versprechen abgegeben habe.

„Das Glück und Seelenheil meines einzigen Kindes hab' ich dafür verpfändet“, murmelte er vor sich hin — „ich muß das Versprechen halten, das Glück meines einzigen Kindes hab' ich ja dafür eingesetzt!“

IX.

Die Verschworenen.

Die Zeit, in welcher unsere Erzählung spielt, ist eine der bewegtesten in der Geschichte, und das alte Prag bildet den Ausgangs- und Brennpunkt von Ereignissen, die ihren blutigrothen Schein auf eine lange Reihe von Jahren werfen und denselben ein düsteres Colorit verleihen. Der unseligste, erbitterste aller Kämpfe, der Religionskampf, ließ das schauerliche Fanal über die gesegneten Fluren unseres Vaterlandes aufsteigen und äscherte dieselben ein. Der Katholicismus und der Protestantismus traten mit der Erbitterung, die unterdrücktes oder verkürztes Recht verleiht, einander gegenüber und je länger und verhaltener der gegenseitige Groll war, mit desto größerer Heftigkeit und Schonungslosigkeit kam er zum Ausbruche. Und lang verhalten war der Groll, den die Protestanten in Böhmen gegen ihre vermeintliche Unterdrücker hegten; schon im Jahre 1616, als Kaiser Mathias seine Gemalin Anna zu Prag, feierlich zur Königin von Böhmen krönen ließ, und da er keinen Leibeserben besaß, beschloß, den Erzherzog Ferdinand zu seinem Nachfolger in der Regierung zu designiren, brach die Unzufriedenheit der protestantischen Stände los. Auf den im Jahre 1617 in Prag einberufenen Landtage erschienen dieselben, machten aber da ihre Bedenken laut, daß der Kronprinz sich gegen den Protestantismus unduldsam erwiesen, den protestantischen Gottesdienst verboten, die Prediger verwiesen und Steiermark, wo er als Statthalter regierte, katholisch gemacht hatte. Ihre Opposition war eine vergebliche, die meisten Stände erklärten sich bereit, Erzherzog Ferdinand als Kaiser anzuerkennen und die Protestanten verließen zornig den Landtag. Bald sollten heftigere Mißhelligkeiten die Katastrophe herbeiführen. Kaiser Rudolfs Majestätsbrief bildete den Zündstoff zu jener verheerenden Flamme des religiösen Fanatismus, die mit gierigen Zungen um

sich griff. Erzbischof Johann Lohelius, ein starrer Katholik und wie es heißt, im geheimen Bunde mit den Jesuiten, welche alle Mittel aufboten, dem Weitergreifen der protestantischen Lehren in Böhmen, hemmend entgegenzutreten, ließ die protestantische Kirche zu Klostergrab zerstören. Der Abt von Braunau wieder ließ die protestantische Kirche in Braunau sperren und als die Abgeordneten Braunau's über diese Maßregeln bei der böhmischen Statthalterei klagbar auftraten, wurden sie als Störer des Landfriedens in das Gefängniß geworfen.

Die zum Schutze des Protestantismus bestellten Defensoren, konnten solchen Vorgängen gegenüber nicht gleichgiltig bleiben, sie beriefen die protestantischen Stände zu einer allgemeinen Versammlung nach Prag. Im großen Saale des Carolinums, ein schönes Bauwerk Kaiser Karl des Vierten fanden sich die protestantischen Herrn zu einer Berathung zusammen. Die Doppelreihen der geschnitzten Bänke waren gefüllt mit diesen Männern, Vertretern aller Klassen der Bevölkerung, durch das Band gemeinsamen Religionsbekenntnisses vereint zu gemeinsamen Handeln. Noch standen die Gruppen im weiten Saalraume und besprachen sich mit einander, ohne daß die Versammlung sich geordnet und in einer regelmäßigen Debatte eingegangen wäre, aber aus den lauten, abgerissenen Worten, aus den heftigen Gesticulationen konnte man schließen, daß sich der Gemüther eine heftige Erregung bemeistert hatte, die sich auch in den glühenden Gesichtern der Sprechenden abzeichnete.

Jetzt bestieg die Tribune, auf der sonst nur Licentiaten und Baccalaurei ihre gelehrten Disputationen hielten und das jus romanum interpretirten, ein Mann, bei dessen Anblicke ein Murmeln der Ueberraschung durch den Saal lief und die Neugierde jedem andern Gefühle, welches die Brust dieser Leute durchwogte, Platz machte. „Judaeus est!“ Ein Jude — Ein Jude — hörte man Rufe der Ueberraschung durch den Saal laut werden, die aber athemloser Stille wichen, als die charakteristische Gestalt mit klingendem Organe in lateinischer Rede begann: „Ja, hohe und edle Herren, ich bin ein Jude, aus dem Lande stammend, wo der Thron des Katholicismus steht und der Statthalter des Herrn auf Erden sein mächtiges Scepter führt, ich bin aus dem Lande, wo jener Orden seinen Hauptsitz aufgeschlagen, der mit dem Wahlspruche: „Ad majorem dei gloriam!“ auch den vereinigt: „Der Zweck heiligt die Mittel“ und kein Mittel scheut, den Zweck zu erreichen, der ihm als Höchstes vorschwebt, der Verbreitung jeder andern Religion entgegen zu arbeiten. Ein mächtiges Netz haben die Brüder Loyola's über alle katholischen Länder gezogen und wollen die Anhänger einer andern Religion nicht in den enggezogenen Fäden dieses Netzes für immer gefangen bleiben, so bedarf es ernsten Willens, thatkräftigen und raschen Handelns. Seit Jahren aus Rom geflohen, aus Gründen, die hier nicht zur Sache gehören, lebte ich in Wien und Eure protestantischen Brüder in diesem Lande

haben mich, den Juden, zu ihrem Vertreter und Anwalte in dieser hohen Versammlung erwählt, die Wahl fiel auf meine Person weil sie mich als einen treuen und zuverlässigen Mann erkannten, und weil sie wußten, daß auf mich, als dem Bekenner des Judenthumes, kein Verdacht fallen werde, und ich den strengen Nachforschungen entgehen werde, denen die Anhänger des Protestantismus ausgesetzt sind, deren einzelne Schritte und Tritte überwacht werden. Und so ist es mir auch gelungen, über die Gränze, jenes Schreiben Eurer Brüder zu bringen, welches ich den hohen und edlen Herren dieses Landes in dieser Versammlung vor einiger Zeit bereits überbracht habe.

Bei diesen Worten machten sich die beiden Herren Mathias von Thurn und Wenzel von Raupowa Bahn durch die Menge, welche sich um das Emporium geschaart hatten, von welchem herab der Fremde sprach, bestiegen dasselbe, entfalteten eine Pergamentrolle und Mathias von Thurn las der Versammlung den Inhalt dieses Schreibens vor, in welchem die Protestanten Oestereichs sich in heftigen Klagen über die Unterdrückung ihrer Lehrer ergingen, die böhmischen, protestantischen Stände zu thatkräftigem Handeln aufforderten und ihre Hilfe und ihren Beistand im Falle der Noth und des Bedarfes erklärten. „Ihr seht, theure Brüder!“ rief Graf Thurn mit donnernder Stimme in die Versammlung herab — „nicht allein hier in Böhmen, in unserem Vaterlande, auch jenseits dessen Gränzen haben unsere Brüder zu kämpfen und zu dulden, und der düstern Gegenwart kann noch eine düstere Zukunft folgen, wenn der katholische Ferdinand, der Vetter des gegenwärtigen Königes unseres Landes, den Thron besteigt. Schon hat das traurige Vorspiel begonnen, der Majestätsbrief wird gedeutelt, unsere Kirchen geschlossen oder dem Boden gleich gemacht, da kann nicht länger gezaudert werden . . . Deliberante Roma, Sagunthum perit! Hier heißt es handeln, . . . Principiis obsta! Den Anfängen trete gleich entgegen, ruft der edle Römer und diesen Spruch beherzigend wollen wir unsere Zeit nicht mit leeren Berathungen vertrödeln, jeder versäumte Augenblick kann in alle Ewigkeit nicht eingebracht werden. Wie wir alle sind, wollen wir uns zu einem engen gemeinsamen Bund vereinigen, treu ausharrend in demselben im Siege oder im Untergange. Blut und Leben für unsern Glauben!“

„Blut und Leben für unsern Glauben!“ hallte es donnernd von der Decke des mächtigen Saales als die ernsten Männer wie aus einem Munde in diesen Ruf einstimmten. „Wir wollen aber nicht voreilig handeln“ fuhr hierauf der Redner fort, — „nicht als Rebellen gegen unsern angestammten Herrn und König auftreten, sondern auf gesetzlichem Wege um Abhilfe einkommen. Wenn aber unsrem gerechten Verlangen Gewähr verweigert, wenn wir zum Äußersten getrieben werden, nun, dann geschehe Gottes Wille und Sieg oder Tod sei unser Losungswort!“

„Hohe und edle Herren!“ nahm der Jude hierauf das Wort— „erlaubt, daß ich auch einige Worte an Euch richte. Ich habe Jahre lang in

der Residenz unseres Kaisers und Königs gelebt, ich kenne seine Neigungen, ich weiß er ist ein edler, aber schwacher Herr, der sein Ohr den Einflüsterungen der Umgebung leiht, die ihm, jene Starrheit und Abgeneigtheit gegen den Protestantismus einflößen, die ihn auf Bahnen leiten, welche ihren Zwekken entgegenführen. Der Beichtvater des Königs gehört dem Orden der Jünger Loyola's an, und was dieser sagt, dem schenkt der Herrscher ein gläubiges Ohr. Die Jesuiten sind die Gegner, welche Eurer Religion die empfindlichsten Schläge versetzten, die Jesuiten sind es, die Euch verketzern und durch diese Darstellungen jenen unseligen Riß hervorriefen, der sich zu einer Kluft ausbildet, an deren Rändern die Parteien nur im feindlichen Sinne einander gegenüber stehen können. Wenn Ihr bewirken könnet, daß diese Ordensbrüder aus dem Lande gejagt werden, wenn Ihr so das schleichende Gift entfernt habt, das an dem Marke Eures Bekenntnisses zehrt, dann wird der getrübte Friede wieder hergestellt werden, dann werden die Vertreter der verschiedenen Religionsbekenntnisse in friedlicher Eintracht neben einander wohnen, und die Kutte des Zeloten wird nicht als dunkler Schatten zwischen Euch und Euern Brüdern treten!" „Ja, sie sollen hinaus aus dem Lande" brauste es durch den Saal, indem die Ruhe erst wieder hergestellt wurde, als Graf Thurn durch eine Handbewegung das Zeichen zum Stillschweigen gebot. In längerer Rede setzte er nun die Pläne und Vorschläge auseinander, welche die protestantischen Stände Böhmens gefaßt, und welche Schritte einzuschlagen wären, um Abhilfe der gerechten Beschwerden zu finden. Es wurde eine Petition niedergeschrieben, von den Wortführern der Partei contrasignirt, worauf sich die Versammlung auflöste. Der Jude, man wird in demselben Alexander von Ferrara erkannt haben, wandte sich an Grafen Thurn mit der Bitte, ihn begleiten zu dürfen, er habe ihm auch etwas an's Herz zu legen.

„Folge mir und laß Dein Anliegen hören" sprach der Graf und verließ mit seinem Begleiter den Saal.

„Edler Graf", begann Rabbi Alexander — „wir gehen ernsten und bewegten Zeiten entgegen, im prophetischen Geiste sehe ich die kommenden Tage mit ihrem Gefolge schwerer und erbitterter Kämpfe herantreten; denn das Vertrauen auf die Macht der Waffen in Oesterreich ist so groß, daß sie dem Herrscher widerrathen werden, der Bitte der Protestanten Gehör und Gewährung zu verleihen — und so wird es dazu kommen, daß die Nothwehr die Faust rüsten wird zur Gegenwehr und das Schwert den Rangstreit der religiösen Confessionen wird lösen müssen. In diesem Kampfe der Parteien steht der Jude in der Mitte, der widerstandlose Stoff, der zwischen den sich reibenden Mühlsteinen geräth und zermalmt wird. Gebt mir das Versprechen, daß Ihr, wenn die gesetzliche Ordnung in der Stadt aufgelöst ist, wenn die Glocken zum Sturme heulen und der Handwerker seinen Arbeitstisch verläßt, und das friedliche Geräth seines Gewerkes mit der

Streitaxt oder anderen Waffe vertauscht, der Juden dieser Stadt und des ganzen Landes Euch annehmen werdet, daß Ihr abwehren werdet jenem in solchen Zeiten stets auftauchenden Verlangen, die Judenstadt zu stürmen und das mühsam erworbene Hab und Gut der armen Bewohner derselben zu plündern. Ihr kämpft ja um freie Ausübung Euerer Religion, Euer Ringen und Streben geht ja dahin, Euch von dem Drucke, der Uebermacht zu befreien, ihr fühlt das Traurige eines solchen Druckes, gedenket in dieser Stunde jenes Stammes, der seit Jahrhunderten geduldig dieses Joch trägt . . . . . .

„Ich habe einer Sache" fuhr der in Erregung Geratene fort — „die nicht meine heiligsten und innersten Interessen berührt, viele Opfer gebracht, ich habe meine Heimath verlassen und mich eueren protestantischen Brüdern als Rathgeber, Helfer und Vermittler angeschlossen, ich habe mein Leben aufs Spiel gesetzt, um den Verkehr der Protestanten Böhmens mit denen des Landes Niederösterreichs rege zu halten, für alle diese Bemühungen verlange ich keinen Dank keine Belohnung, nur einen Wunsch, eine Bitte habe ich, — lasset meinen Brüdern entgelten, was ich gethan, seid ihnen ein Schützer und Schirmer in den Tagen der Stürme und Gefahren!"

„Du hast mein adeliges Wort zum Pfande!" sagte der Graf und trennte sich dann von Rabbi Alexander, der den Weg in die Judenstadt einschlug.

Die Berathung hatte lange gedauert, zu vorgerückter Nachtstunde gelangte er in seine unscheinbare Behausung. Die Aufregung des Abends ließ ihn aber nicht den Schlaf suchen, gedankenschwer das Haupt in die Hände bergend, warf er sich in den Lehnstuhl und saß still und sinnend da. „Bist du nicht ein Wahnwitziger", murmelte er vor sich hin — daß du mit deiner schwachen Hand das sausende Rad der Ereignisse einhalten willst, wirst du das Ziel erreichen, welches du dir gesteckt hast? Und was treibt dich an, aus deinem Wirkungskreise herauszutreten, die Handhabe zu bilden für eine Partei, die dich nicht anerkennen wird, wenn sie ihren Zweck erreicht hat, welche den Schemmel wegstößt, auf dem sie sich erhoben . . . .

Dich wollte ich ja rächen, theuerer Vater! O noch sehe ich deine Jammergestalt vor mir, wie sie aus der Folterkammer zurückkam, in die man dich geschleppt, noch denke ich jener gräßlichen Stunde, wo man mich hinzerrte an jene Stätte, wo man meinen unglücklichen Vater marterte und folterte, noch schwebt mir die grinsende Gestalt des Richters in der dunklen Kutte vor, der in unerschütterlichen Gleichmuthe den Zuckungen des armen gepeinigten Schlachtopfers folgte, das man beim geistlichen Tribunale denuncirt hatte, daß es Kirchengeräthe gekauft und entweiht habe. Standhaft bliebst du armer Vater bei allen Martern, mit einem falschen Geständnisse erkaufte st du dir nicht eine Freiheit, die dir in Aussicht gestellt wurde, und als die Folterleiter vergebens verlängert wurde, um deine schwachen Glieder auszurenken, als Daumschrauben und spanische Stiefel wirkungslos an deine magern Glieder sich anpreßten, daß das versengte Fleisch derselben zischte,

als man dich endlich unter die Bleidächer des Gefängnißes warf, daß die Sonnenglut dir das Mark aus deinem Leibe brannte und du geistig und körperlich gebrochen mir entgegenwankteſt, ein unglücklicher Krüppel, da, als bei ſolchem Anblicke mein Herz brach und die tauſend Folterqualen, die dich zerſchmetterten, auch mich zerrißen und namenlos elend machten, da ſchwur ich Rache, ewige Rache jenen Heuchlern, welche das erſte Gebot ihrer Religion, das Geſetz der Liebe nicht beachteten; Untergang ſchwur ich ihnen. Und der ſchwache Arm gewann Rieſenkraft, der arme Geiſt Erfindungs und Spannkraft, der getretene Wurm krümmte ſich, und . . Jahre ſind ſeitjenem verhängnisvollen Tage vergangen, wo das heitere unbefangene noch kindliche Gemüth vergiftet wurde von ſolch ſchrecklichem Vorgange und das Gift der Rache ſchwoll. Staunend blicke ich ſelbſt zurück, auf das, was mir dem verachteten Juden gelungen iſt, es wankt der Boden unter dieſem mächtigen Orden, die Allgewalt des Jeſuitismus iſt gebrochen und bald werden ſie Böhmen, bald auch die andern Länder verlaſſen müſſen . . . . Nachzittern in aller Herren Länder wird die von Böhmen ausgehende Bewegung und nicht früher will ich mir Raſt und Ruhe gönnen, bis ich an das Ziel gelangt.

„Thu ich nicht Unrecht," fuhr er nach einer Pauſe trüben Nachdenkens fort, — an mein ſo gefahrvolles Daſein das eines Weibes zu ketten, ſoll ich die ſchöne und gute Judith mitreißen in den Strudel des Verderbens, in den ich noch immer gerathen kann? Soll ich nicht zum Vater, zum Mädchen, zu der geliebten Braut hintreten und ihnen alles bekennen? Doch nein, das Geheimniß ſoll in meiner Bruſt vergraben bleiben, ... aber nicht früher will ich Judith die Hand unter dem Trauhimmel reichen, bis ich meine Aufgabe gelöſt . . . . und die Löſung iſt nahe. Gehe ich früher unter, dann bricht das Unglück nur über mein Haupt zuſammen und die Umgebung bleibt vom Wetterſtrahle des Verhängniſſes unberührt, gelingt aber das Unternehmen, dann führe ich die Sonne des Friedens und des Glückes über die Häupter meiner Brüder herauf, ich habe ja das Verſprechen des Grafen, daß er ein treuer Freund und Beſchützer der Juden dieſes Landes ſein wird. Möge dies in Erfüllung gehen!" Mit dieſem Wunſche und Gebete lullte ſich der Mann in den Schlaf ein, den er nach der Aufregung des Tages im harten Lehnſtuhle fand.

X.

Der Verrath.

Im Wirthshauſe „zum rothen Hirſche" waren wieder drei alte Zechkumpane zuſammengekommen, der alte militäriſche Knaſterbart, der Kammerdiener des Erzbiſchofs und Zodik, den wir ſchon lange aus den Augen verloren hatten. Seit ſeiner Flucht aus Hinnels Hauſe hatte er ſich einem

müßigen, liederlichen Leben ergeben, mit wilden Gesellen trieb er sich bei Tag und des Nachts in allen Schenken und Herbergen herum, solange der letzte der aus Hinnels Hause geraubten Goldfüchse sich noch vorfand. Durch dieses wüste Leben hatte Zodik ein verwildertes Aussehen erhalten, Trotz und Haß gegen die Menschheit mahlte sich auf seinen Zügen, einen Humpen oder eine Kanne nach der andern stürzte er herunter, um den an ihm zehrenden Gram zu übertäuben. Heute schienen aber diese gewaltsamen Hilfsmittel auch die gewohnte Wirksamkeit zu versagen, schwermüthig lehnte der Kopf in seinen Händen, kein erzwungenes Lächeln wollte über seine dünnen, zusammengepreßten Lippen gleiten, vergebens strengten sich die Saufbrüder an mit rohen Witzen dies Ziel zu erreichen. Selbst spielen wollte er nicht, kurz er war, wie der Kammerdiener des Erzbischofs mißmuthig sagte „zu nichts zu gebrauchen.“ Die Zahl der Stammgäste des Hinterzimmers des Wirthshauses wurde durch einen Ankömmling vermehrt, dem man als Honoratioren einen Sitz in diesem Raume ebenfalls abtrat, es war ein Laienbruder aus dem Kloster der Kreuzherrnbrüder, der mit kurzem Gruße eintrat, aus den dargereichten Krügen Bescheid trank und bald in das Gespräch sich einmischte.

„Da seh' ich ja einen Bekannten,“ rief er Zodik zu — „wir haben uns schon lange nicht gesehen, warst du verreist Zodik?“

„Verreist? Nein!“ gab dieser einsilbig zur Antwort und vergrub wieder den Kopf in beide Hände.

„Bringt mir einen guten Wein“ sprach der Laienbruder den durch das Zimmer wackelnden Wirth an, — „aber einen ungetauften, ich muß mir heute Labung und Stärkung antrinken, habe heute Nachtdienst, unangenehmen Dienst, puh, Todtenwacht!“

„Was für eine Todtenwacht?“ frug der Kammerdiener neugierig.

„Der Pater Calasanz ist heute Nachmittags gestorben, er hat lange gekränkelt, nun, um den weint auch kein Mensch, vielleicht höchstens die Ju— “ Bei diesem noch nicht zur Hälfte ausgesprochenen Worte hielt der dienende Bruder inne und legte, als wollte er sich selbst in seiner geschwätzigen Zunge Schweigen gebieten, die Hand auf den Mund.

Zodik war aber aufmerksam geworden, die Silbe genügte, um seinen Verdacht rege zu machen, es war ein Gedankenblitz, der eine Reihe von Vermuthungen und Combinationen in seinem Kopfe wachrief. Was hatte sein ehemaliger Herr bei dem verstorbenen Pater so oft zu suchen, was war der Inhalt ihrer langen Conferenzen, deren Ende er niemals abwarten konnte? Dem Geheimnisse beschloß er auf die Spur zu kommen und wohl wissend, daß Wein das beste Mittel sei das Siegel der Zunge zu lösen, ließ er dem Laienbruder einen Schoppen nach dem andern auffahren, der ihren Inhalt in gierigen Zügen heruntertrank.

Bald befand sich die Kumpanei in der seligsten Stimmung, der Sol-

dat war unter den Tisch gesunken und schnarchte einen fürchterlichen Baß, der Kammerdiener, der einen leichteren Rausch hatte, sang lateinische Lieder, der Laienbruder konnte sich auch kaum aufrecht erhalten und nur Zodik hatte die Regsamkeit seiner Sinne behalten, von denen er den richtigen Gebrauch zu machen beschloß.

„Bruder!“ sagte er und stieß den Klosterdiener an, — du verpaßt ja deine Zeit, die Vesperglocke hat schon längst den Abend eingeläutet, erhebe dich, du sagst ja selbst, du habest heute Todtenwache also komm ich begleite dich bis zum Klosterthore, es sind zwar nur wenig Schritte, aber deine Füße könnten dir heute doch den Dienst versagen.“

Zodik wollte den Laienbruder aus der lästigen, behorchenden Gesellschaft entfernen, die obgleich betrunken, dennoch vielleicht etwas merken konnte von der Absicht, die Zodik leitete, als er dem dienenden Bruder unter den Arm greifend, aus der Schenkstube auf die Gasse zog. Nicht Mitleid mit des Betrunkenen hilflosen Zustand war es, aus Zodiks Gemüthe waren solche edle Regungen längst verbannt, statt des edlen, erwärmenden Feuers der Nächstenliebe flammte in seinem Innern die wilde, verzehrende und verderbende Lohe der Rachsucht, deren Erfüllung ihm jetzt nahe gerückt schien, eine Ahnung sagte ihm dies, eine Ahnung, die sich erfüllen sollte.

„Also ist er gestorben, der arme Pater Josef Calasanz“ wendete sich Zodik mit scheinheiliger Miene an seinen Begleiter, der sich nur mühsam aufrecht erhielt, — nach langen Leiden, einsam und verlassen, wie dies das Schicksal eines Mönches ist!“

Laß mich mit deinen Jeremiaden in Ruh! „brummte der Laienbruder, — “ ich bin froh, wenn ich von der Geschichte nichts höre, nach dem kräht kein Hahn mehr, der liegt steif und starr da, pah, — nur die Lebendigen haben Recht!“

Zodik sah, daß er dem Begleiter doch gar zu wenig Zurechnungsfähigkeit zugetraut hatte; denn er wollte mit der wahren Farbe nicht herausrücken, er beschloß daher auf Umwegen zum Ziele zu gelangen.

„Die Klosterpforte ist schon geschlossen“ sprach Zodik, — “es ist also alles eins, lieber Freund, eine halbe Stunde früher oder später an dieselbe zu pochen, wir gehen ein bischen an's Ufer spazieren, die milde Nachtluft wird dir wohlthun und die vom Weine aufgeregten Lebensgeister beschwichtigen, es thut dir noth, dein Gesicht glüht ja, wie die Sonnenscheibe an hellen strengen Wintertagen und die Strenge des Obern kennst du ja, der dich deinen jetzigen Zustand durch achttägiges Nachdenken in einsamer Zelle, wo dir nur Junker Schmalhans als Küchenmeister, Gesellschaft leisten würde, abbüßen ließe.“

„Du hast recht, Kamerad,“ lallte der Klosterdiener und hing sich fester in Zodiks Arm, der ihn an das Ufer geleitete, wo die beiden im Mondenscheine auf und abwandelten.

„Es ist wohl schon lange her“ — begann Zodik nach einer Pause,— „daß Abraham Hinnel in Euer Kloster nicht gekommen ist. Weißt du nicht, was er immer bei dem verstorbenen Pater wollte?“

„Was er früher bei ihm fortwährend gemacht hat, das weiß ich nicht“ entgegnete der Trunkene — „aber was er das letztemal dort machte, hihi, na, das wär' eine schöne Geschichte, das darf ich nicht sagen.“

„Dummkopf, mit deiner Geheimniskrämerei“ rief zornig Zodik — geh damit auf Jahrmärkten hausiren, Geheimnisse, schöne Geheimnisse, es pfeifen es ja alle Spatzen auf den Dächern.“

„Was? man weiß davon, daß Pater Calasanz ein Jude ist und was Abraham Hinnel mit ihm vor hat — “ rief erschrocken der Laienbruder, — um Gotteswillen, Zodik sag mir, was man davon weiß, was man davon spricht, es geht mir um den Hals.“

„Werde einen Narren machen und dir erzählen“, brummte der Rothhaarige — „ha, ha, das möchte noch fehlen, friß die Suppe auf, die du dir eingebrockt hast, wirst schon ein Haar darin finden.“

„Lieber bester, einziger Zodik! hilf rathe mir, ich bin ja unglücklich, wenn die Geschichte an den Tag kömmt, o sancta simplicitas, der ich glaubte, daß so etwas verborgen bleiben werde.“

„Nun geberde dich nicht so närrisch“, fiel beschwichtigend Zodik ein, und ein schadenfrohes, triumphirendes Lächeln über das Gelingen seiner List überflog auf einen Augenblick sein Gesicht, — „es gibt ja für alles Mittel, vielleicht weiß ich Rath zu schaffen, aber nur unter einer Bedingung, daß du mir haarklein und wahrheitsgetreu den ganzen Hergang dieser verworrenen Geschichte erzählst, die ich vielleicht entstellt, übertrieben, falsch hörte, wenn man einen Plan fassen will, muß man über jeden einzelnen Punkt im Klaren sein.“

„Ich will dir ja Alles erzählen“, rief der Laienbruder mit angsterfüllter Stimme — „ich Thor, der ich die Hand zu diesem frevelhaften Spiele gab. Höre also: Gleich nach der Ankunft des Pater Calasanz in unser Kloster erhielt ich von ihm den Auftrag, einen Juden zu holen, ich brachte ihm Abraham Hinnel, weil ich glaubte, daß es sich um Geschäfte handle, und Abraham, als reicher Mann bekannt, dieselben am besten und leichtesten abwickeln werde. Du bist ja im Hause Abraham's und hast den alten Juden öfters bis zur Klosterpforte begleitet, weißt also auch um diese Gänge und vielleicht früher und richtiger um den Zweck derselben, den ich erst vor wenigen Tagen erfuhr. Als nämlich das Sterbeglöcklein unseres Klosters in schrillen und klagenden Tönen die letzten Augenblicke des Pater Calasanz verkündete da ward ich in seine Zelle entboten. Gelähmt lag die blasse magere Gestalt auf dem ärmlichen Lager und ein gebrochenes, glanzloses Auge stierte mich an. Aber, neues Leben schien in die morsche Hülle gefahren zu sein, als er mich erkannte, ein leises Roth der Erregung überflog das gespenster-

haft blasse Angesicht, das gebrochene Auge füllte sich mit neuem Glanz, die Starrheit der Glieder schien auf wenige Augenblicke gelöst, der Flamme gleich, die vor dem Verlöschen noch einmal heller aufflackert, schienen auch die verlöschenden Lebensgeister des agonistischen Paters neue Nahrung erhalten zu haben, mit röchelnder Stimme sprach der Greis zu mir: „Ich scheide aus einem Leben voll Kämpfe und Drangsale," als willkommener Erlöser naht sich mir der Tod, wenige Stunden noch und der Pulsschlag eines Herzens hat aufgehört, das von tausend Leiden und Qualen zerrißen langsam verblutete. Einen letzten Wunsch hab' ich, bin ich dessen Erfüllung gewiß, dann scheide ich gerne aus diesem Leben, daß für mich kein Leben war, ... einen Wunsch hege ich und dessen Erfüllung sagte mir Abraham Hinnel zu und nur Deiner Mithilfe bedarf es, um ihn auszuführen. Hebe die Hand gegen den Himmel und schwöre," fuhr der Sterbende zu mir fort —" daß nie eine Silbe von dem über deine Lippen kömmt, was ich dir jetzt vertraue. „Nachdem ich den Schwur geleistet, fuhr der Greis mit immer schwächer werdender Stimme fort — wisse denn ich war ein Jude und in den letzten Jahren meines Lebens erwachte in mir die Liebe und Anhänglichkeit zur Religion meiner Väter und Brüder. Im Leben kann ich mit ihnen nicht mehr vereint sein, möge es denn im Tode geschehen. Mein einziger und letzter Wunsch besteht darin, auf dem jüdischen Friedhofe begraben zu werden. Hinnel hat mir das Versprechen gegeben, diesen Wunsch zu erfüllen, er bedarf nur deiner Mithilfe, du wirst sie ihm und mir nicht versagen". Ich hatte von dem sterbenden Pater während der Zeit seines Aufenthaltes im Kloster soviel Beweise seiner Güte erhalten, er hatte den geringen Betrag seines Vermögens zur Unterstützung meiner Angehörigen mir eingehändigt, — ich konnte nicht Nein sagen, obgleich es mich einen harten Kampf kostete; denn ich überdachte mir die Folgen meines Schrittes. Aber Hinnel kam am Tage, an welchem der Pater gestorben war, zu mir, stellte mir eine große Summe als Belohnung in Aussicht, wenn ich bei der Ausführung dieses Planes hilfreiche Hand leisten wollte, dies beschwichtigte meine Skrupel.... Ohnehin dieses Geschäftes überdrüßig als Diener Tag und Nacht auf den Beinen zu sein, bot sich mir eine verlockendere Aussicht, diese Stadt zu fliehen und mit der mir übergebenen Summe in der Ferne einen angenehmeren Herd zu gründen. Doch halt ich höre Ruderschläge, sie kommen, ich muß ans Werk. Lebt wohl, Zodik!„ In der That durchschnitt ein Kahn die Fluten der Moldau, im Kahne stand eine verhüllte Gestalt, die furchtsam umherspähte, ob das Fahrzeug nicht beobachtet werde. Es war aber Todtenstille rings umher und keine menschliche Gestalt sichtbar, Zodik hatte sich unter eines der Fischerhäuschen am Ufer verborgen und harrte daselbst mit Spannung beobachtend, was nun weiter vorgehen werde. Der Kahn landete, die verhüllte Gestalt, in die der alte Hinnel zu erkennen war, pochte an das zum Wasser mündende Ausfallspförtchen des Klosters, dasselbe drehte

sich geräuschlos in den Angeln, der Klosterdiener stand mit einer Blendlaterne im Eingange und leuchtete durch den dunklen Klostergang. Auf den Zehen schlichen beide denselben entlang, bis sie an die Todtenkapelle des Klosters gelangten. Auf der Trauerbahre lag, die bereits in den Sarg eingeschlossene Leiche des Priesters. Einige Kirchenkerzen, die um den Katafalk standen, streuten ein trübes Licht durch den dunklen Raum.

Drohend sahen die Gesichter, der an den Wänden hängenden Bilder, auf die Kühnen herab, welche sich zur Ausführung dieses gewagten Unternehmens entschloßen hatten. Im entscheidenden Momente überkam beide eine namenlose Angst und Furcht, der Windstoß, der die Gitterscheiben der Kapelle zittern machte, durchschauerte auch sie. Doch da galt es kein Bedenken mehr, der Schritt war einmal gethan, — zurück konnte man nicht mehr.

Ein Ruck und der Sargdeckel sprang auf. Da lag die starre kalte Leiche des Dulders. — Vom schwarzen Ordenshabite, das man ihm zu seinem letzten Gange mitgegeben hatte, stach seltsam das geisterblasse Gesicht ab, welches die silbernen Locken umkränzten. Ein Zug der Milde und des Friedens umspielte die für immer geschlossenen Lippen. In den über die Brust gefalteten Händen hielt er eine Bibel... Der Laienbruder hob die Leiche aus ihrer engen Behausung. Der Sarg wurde mit schweren Gegenständen ausgefüllt, der Deckel hierauf verschlossen und die beiden Männer trugen die Leiche durch den Gang zum Kahne. Hier wurde die Leiche hineingelegt, der Kahn stieß vom Ufer ab und wie in der alten Mythe fuhr Hinnel als Charon über den Strom, der aber nicht der Lethestrom war, denn aus dem Strome erhob sich als dräuendes Gespenst die Rachegestalt in der Person Zodik's. Hinter dem Fischerhäuschen lauernd hatte er den ganzen Vorgang gesehen, schadenfroh lachte er in sich hinein, rieb sich die Hände, ein dämonischer Zug überflog sein Gesicht, von dem Wollustkitzel der Rache angestachelt, sprang er mit einem Satze in die Höhe und rief: „Hab ich dich, alter Aufgeblasener! Du hast den Knecht verachtet und mit Füßen getreten, aber die Schlange krümmt sich unter den Füßen und sticht in die Ferse. Ja, ich will dich in die Ferse stechen, daß das Gift, das Blut in deinen Adern wird stocken machen. Verderben über euch, ihr hochmüthiges Volk, ihr klagt immer über den Druck und Stolz der Christen. Legt selbst den Fehler ab. Auch bei Euch herrscht der Sonderungsgeist, eine weite und tiefe Kluft trennt den Armen vom Reichen. Nun, der „meschugene" Zodik wird dir zeigen du auf deinen Geldsack prahlender Hinnel, ob er „meschugge" ist. Du mit deiner ganzen Sippschaft sollst es fühlen, so wahr ich Zodik heiße!"

Während der Rachsüchtige seiner Wohnung zueilte, war Hinnel mit der Leiche an jener Stelle des Ufers gelangt, von wo er sie leicht auf den Friedhof bringen konnte. Der Fährmann, ein Glaubensgenosse Hinnels trug mit demselben die Leiche auf den Friedhof, wo der ins Einverständnis gezogene Gräber bereits ein Grab ausgeschaufelt hatte. Lautlos senkten sie

den verstorbenen Priester in das dunkle Grab hinab, dumpf rollten die Schollen darüber zusammen und der Grabhügel wölbte sich über den Leichnam, ehe noch der Mondesglanz verblichen war, dessen magischer Schein auf die nächtlichen Gestalten fiel. Stumm reichten sich die Drei zum Zeichen des Einverständnisses und des Stillschweigens über diesen ganzen Vorfall, die Hände und bald war der Friedhof, das „Haus des Lebens" das, was er eigentlich bedeutet, das Haus der Ruhe und der Todtenstille. Nur einige Raben und Eulen und andere Nachtvögel umflatterten kreischend die Stelle, an der der Priester die ersehnte Ruhestätte gefunden hatte.

Zwei Personen fanden aber in dieser Nacht die ersehnte Ruhe nicht; Hinnel und Zodik. Nach vollbrachter That trat erst die Tragweite derselben dem Alten mit der folgenschweren Wucht für ihn, seine Familie und vielleicht für die ganze Gemeinde, lebhaft vor Augen, die quälende Ungewißheit, ob das Geschehene ein strenges Geheimnis bleiben werde malte ihm unaufhörlich die entsetzlichsten Bilder der Zukunft aus; so, von innern Qualen hin- und hergetrieben, ward ihm die Lagerstätte ein brennender Pfuhl, der ihm Geistes- und Leibestorturen bereitete. — Aber auch Zodik wachte in dieser Nacht in seinem Kämmerlein, der bleiche Mondstrahl, der durch das Fenster fiel, welches er geöffnet hatte, weil er es im engen dumpfigen Raume nicht aushalten konnte und die innere Glut sich auch seinem Leibe mittheilte, beleuchtete ein wuth- und racheverzerrtes Gesicht, welches das wild aufgerichtete rothe Haar grell umrahmte. Mitten durch das tobende Chaos der wilden Leidenschaften, drängte sich aber doch von Zeit zu Zeit eine bessere Stimme, die ihm abrieth von dem Schritte des schrecklichsten Verrathes an seinen Wohlthäter, und an seine Glaubensgenossen. Wenn diese bessere Regung, wie das den Frieden ankündigende Symbol des Regenbogens, durch die wilde Nacht des Sturmes seines aufgeregten Gemüthes brach, da lößten sich aus den im wilden Glanze dämonisch leuchtenden Augen, die Thränen los, welche in schweren Tropfen über die fieberhaft brennenden Wangen langsam herabrollten. Das gute und böse Element, das in jedes Menschen Brust wohnt, kämpfte in diesem Gemüthe einen harten und verzweifelten Kampf aus, unter dessen qualvollen Leiden der schwache Leib sich schmerzlich aufbäumte. Ein unerquikender Halbschlaf führte einen kurzen Waffenstillstand in diesem Seelenkampfe herbei.

XI.

Der Sturm.

Erzbischof Johann Lohelius ging in seinem Gemache unruhig umher, sein Antlitz war Gram durchfurcht, die stolze Gestalt gebeugt. Stürmische Ereignisse waren über die Hauptstadt des Landes hereingebrochen und der mächtige Kirchenfürst hielt sich in seiner Burg nicht mehr für sicher. Was eine prophetische Hand vor Jahresfrist ihm in mystischen Worten angedeutet hatte, daß seiner Macht und seinem Einfluße ein Ziel gesetzt wurde,

es schien in Erfüllung zu gehen. Die Zerstörung der protestantischen Kirche zu Klostergrab, welche der Erzbischof angeordnet hatte, rief eine mächtige Erbitterung in den Gemüthern der protestantischen Stände wach.

Die allgemeine Gährung und Unzufriedenheit darüber zeigte sich in bedenklicher Weise. Auf den Straßen stand das Volk in Haufen, in ernstlichem und tiefem Gespräche zusammen, bis zum Pallaste des Erzbischofes wallfahrteten die Schaaren, standen vor dem Thore des Gebäudes, sahen mit finsteren Blicken hinauf zu den Fenstern der „Zwingburg" wie sie dieselbe nannten. Dem Erzbischofe konnte das nicht verborgen bleiben. Besorgt hatte er sich in eines der innersten Gemächer zurückgezogen und ging, von innerer Unruhe hin und hergetrieben, in dem schmalen Gevierte auf und ab. Ein eigenthümliches Pochen, an einer geheimen Tapetenthüre, weckte ihn aus seinem finstern Hinbrüten, ein Schimmer der Freude überflog die Züge, er öffnete die Thüre, in der Spontanelli in seltsamer Verkleidung erschien.

„Das Volk flutet über die Brücke zur Burg" rief er im erregten Tone, den Erzbischof kaum begrüßend, — „ein mächtiger Sturm bereitet sich vor, laut hört man gegen Euch, und gegen die katholischen Priester, Schmähungen ausstoßen, aus Furcht in die Hände des erbitterten Pöbels zu fallen, wählte ich diese Verkleidung. Wie wird das enden, wird der fanatisirte Pöbel siegen und die wahre, einzige Kirche unterliegen? Noch hält die Liebe zur Ordnung, die gerechte Furcht, vor einem Umsturz alles Bestehenden, die Menge von Thätlichkeiten zurück, sie murrt, aber des Funkens bedarf es nur um das Pulverfaß in die Luft zu sprengen." „Ja Spontanelli," sprach der Erzbischof seufzend — „die Zeiten sind ernst und traurig geworden und besorgt sehe ich als Oberhirte, für die mir angetraute fromme Heerde in die Zukunft. Wer hätte das auch ahnen sollen. Spontanelli wir waren auf einer falschen Fährte. Nicht jener, ein unbedeutender Jude, der als Kreuzherrnpriester im hiesigen Kloster starb und bereits begraben ist, drohte und brachte uns Gefahr, er hatte eine stille Marotte, er verfiel in ein Sehnsuchtsgefühl zum alten Glauben seiner Väter; nicht dieser Mensch war uns gefährlich, sondern ein anderer italienischer Jude, ein gewißer Alexander von Ferara war der Ränkeschmied, der sich zum Handlanger und willfährigen Boten der Umsturzpartei gebrauchen ließ. Ein gefährliches Individuum, das bei der ersten Versammlung der akatholischen Stände im Carolinum, eine so aufregende Rede hielt. Kraft des vom Kaiser an die böhmischen Statthalter erlassenen Auftrages, die Aufrührer zur gerechten Strafe zu ziehen, habe ich den Verhaftsbefehl gegen ihn erwirkt, er ist aber nicht aufzufinden, er soll sich wieder in geheimer Mission der Unzufriedenen, fern von Prag befinden, ein geheimer Agent dieser Partei, der mit allen Mitteln und Kräften dahin arbeitet, dem Orden der Brüder Loyola's, den letzten Stoß zu versetzen . . . Ja, die Nemesis hebt ihr Schlangenhaupt gegen mich. . . . .

Wer hätte das ahnen sollen, Spontanelli, daß ein schwacher ohnmäch-

tiger Jude, ein so furchtbares und gefährliches Werkzeug der gegnerischen Partei werde. Hätte ich es damals geahnt, als dieser Jude, den Kinderschuhen kaum entwachsen, halb ohnmächtig niedersank, da man seinen Vater in meiner Gegenwart folterte, der Bursche hätte die Schwelle jenes Kerkers nicht verlassen. So achtete ich seiner nicht und nun soll ich die Folgen dieser unzeitigen Milde hart büßen. Ein unversöhnlicher Gegner unseres Ordens setzte er sich es zu seinem Lebenszwecke, demselben auf jede mögliche Weise Schaden zuzufügen, als protestantischer Priester verkleidet, überfloß sein Mund von Beredsamkeit, deren Ziel es war, die protestantische Bevölkerung gegen uns aufzureizen, und unser Thun und Lassen, unsre Zwecke und Ziele in den schwärzesten Farben zu malen — der machiavellische Plan dieses Menschen ist nur zu gut gelungen .... Aber nun, Spontanelli, da das Geschehene sich nicht ändern läßt, zu etwas Anderem. Ich habe euch herbeschieden, um mit euch zu berathen, welche Schritte wir der drohen, den Bewegung und Gährung gegenüber einschlagen sollen. Haltet ihr die Rolle der Dulder für zweckmäßiger, oder sollen wir mit aller Entschiedenheit und Strenge auftreten, unbekümmert was draußen vorgeht, eingedenk des Spruches des alten Römers: „Si fractus illabatur orbis, impavidum feriunt ruinae!“

Spontanelli war während dieser ganzen Auseinandersetzung des Erzbischofs auf seinem Tabouret unruhig hin, und hergerückt. Er wäre am liebsten, aus dem erzbischöflichen Schloße und aus der Stadt überhaupt, schon draußen gewesen. Die schwüle Atmosphäre, die über den Häuptern der katholischen Geistlichen und der in letzter Zeit besonders verhaßten Jesuiten lagerte, schien ihm nicht zu behagen, sein Leben war ihm zu lieb, als daß er dem Spruche seines Herren und Meisters gehuldigt hätte, die Trümmer eines Weltalles unbekümmert über sein Haupt zusammenstürzen zu lassen; doch ehe er noch dazu gelangte, auf die lange Rede mit den in derselben zusammengedrängten Fragen des Erzbischofes eine Antwort zu geben, pochte es neuerdings an der Thür und der Kammerdiener des Erzbischofes erschien mit der Nachricht, daß draußen ein Jude harre, der sich unter keinem Vorwande abweisen lasse, indem er vorgebe, er habe etwas Wichtiges und äußerst Dringendes, aber nur dem Erzbischofe selbst, mitzutheilen.

Der Eintritt des Juden wurde bewilligt, während dem Spontanelli in ein Nebengemach sich zurückzog. Ueber die Schwelle des erzbischöflichen Penetrale schritt Zodik, blaß, in furchtbarer Erregung. Er nahte sich demüthig dem Erzbischofe, küßte den Saum seiner Kutte und begann hierauf, in kurzen, fliegenden Worten, den ganzen Hergang der Entfernung der Leiche des Priesters aus der Kreuzherrnkapelle und deren Uebertragung auf den jüdischen Friedhof zu erzählen.

Sprachlos vor Erstaunen und vor Erregung über diesen unerhört kühnen Schritt blieb der Erzbischof stehen.

„Unglaublich, unglaublich", murmelte er einigemal leise vor sich hin und maß den Angeber mit forschenden und durchbohrenden Blicken vom Scheitel bis zur Sohle —" „sollte die unerhörte Frevelthat doch wahr sein, es kann mir nicht einleuchten, und wenn es sich wirklich so verhält" — fuhr er dann laut fort — „sage mir, Jude, was treibt dich an, mir diese Eröffnung zu machen. Ihr Juden haltet ja immer fest und treu zu einander, ihr seid ja stets bereit, Einer für den Andern Gut und Blut zu weihen, sage mir Jude, ich frage dich hier ernst und strenge, was hat dich bewogen, deine Glaubensgenossen zu verrathen? Es muß einen fürchterlichen Grund haben, was diesen Treubruch herbeiführte.

„Hoher und gnädiger Herr! Buchstäblich wahr ist alles, was ich soeben mitgetheilt, und was mich antrieb, die Bande zu zerreißen, welche gemeinsame Abkunft und Heimath mich und meine Brüder knüpften, das ist, weil sie selbst dieses Band lösten, weil sie mich schnöde hinausstießen, aus ihren Kreisen, das Findelkind verächtlich behandelten und für einen Knecht noch zu schlecht hielten. O das schmerzt und brennt auf der Seele und wenn man so einsam und verlassen steht auf der Welt und kein liebendes Herz kennt, das mitfühlt mit diesen Leiden, keine treue Brust kennt, an der man die Thränen der Verzweiflung ausweinen kann, dann faßt der finstere Geist des Menschenhaßes in diesem verbitterten Gemüthe Platz, und die Rache regt gierig und geschäftig die Schwingen . . . . . Wer, wie ich aber die Qualen dieses Alleinseins und dieser Verachtung, in doppeltem Maße ertragen mußte, der kennt keine Schonung. Ich liebte die Tochter des alten Hinnel, in dessen Hause ich aufgezogen wurde. Einmal in einer fröhlichen Stunde, in der er sich besonders gut gelaunt befand, versprach er mir die Hand seiner Tochter. Diese Aussicht stählte meine Kräfte, ich kam mir immer vor, wie der Erzvater Jakob, der um die Rachel freite, und um derentwillen sieben weitere Jahre schweren Dienstes in den Kauf nahm. Da plötzlich kam ein Jude aus Italien, Alexander von Ferara, seines Namens"

„Alexander von Ferrara," fuhr der Erzbischof erregt auf, „muß bei Allem dieser ominöse Name mitunterlaufen? Doch weiter!

Zodik erzählte hierauf seine ganze Leidensgeschichte und was ihn zu dem Entschluße getrieben, Abraham Hinnel's That zu verrathen.

„Trete in's Nebenzimmer ab und bleibe da", gebot ihm der Erzbischof, — „ich werde indessen meinen Entschluß fassen."

Spontanelli ward wieder in's Gemach gerufen und ihm der Vorgang mitgetheilt.

„Ich bin entschlossen mit aller Strenge vorzugehen" sagte Lohelius mit gerunzelter Stirne —

„Keine Uebereilung!" fiel Spontanelli ein — „die Strafe, die sie träfe, wäre auch eine gerechte, aber wie gesagt, keine Uebereilung. Sollen wir denn den Worten dieses Juden unbedingten Glauben schenken, kann es nicht eine Falle sein, die man uns legt?"

„Du hast Recht, Spontanelli, wir wollen vorsichtig handeln und mit Bedacht zu Werke gehen. Der Jude bleibt in Gewahrsam hier, in der Abenddämmerung wird er von einigen Leuten meiner Leibgarde auf den jüdischen Friedhof geführt, dort wird er die Stelle bezeichnen, an welcher die Leiche des Priesters verscharrt wurde. Man wird dort die Nacht über Wache halten und am Morgen wird das Grab geöffnet werden. Sind die Angaben des Juden wahr, dann wehe über die Häupter der Thäter!"

Nach diesem Gespräche trennten sich die beiden Priester.

XII.

Die Schreckensnacht des Ghettos.

Seitdem Abraham Hinnel den letzten Willen des Priesters erfüllt und ihn auf den jüdischen Friedhof gebracht hatte, wurde er von namenloser innerer Unruhe herumgetrieben. Wohl waren, seit jenem verhängnißvollen Augenblicke des gefahrvollen Wagestückes, einige Tage vergangen und der Schleier des Geheimnisses, der über den ganzen Vorgang gebreitet war, schien von Niemandem gelüftet, aber dennoch erfüllte namenlose Bangigkeit sein Gemüth und wie ein Schatten schlich er durch die Straßen. Das Gewissen drückte ihn, er mied den Umgang mit seinen Glaubensgenossen, jeder Einzelne erschien ihm als strenger Mahner an eine That, deren Ruchbarwerden die ganze Gemeinde zweifellos ins Verderben gestürzt hätte. Aber auch die schöne Judith, seine einzige Tochter ließ ihr niedliches Köpfchen traurig hängen, Gram erfüllte ihre Seele. Ihr Bräutigam, Alexander von Ferrara, war seit mehreren Tagen ausgeblieben. Ohne sich zu verabschieden, war er aus dem Hause weggeblieben, aus dem Ghetto verschwunden, denn in seiner Wohnung hielt er sich auch nicht auf, wie Judith durch ein vertrautes Weib erfahren, der sie diese Mission übertragen. So war Trauer und Gram in das Haus Hinnels eingezogen, öde und leer standen die prunkvollen Räume, in denen sich die Bewohner unheimlich und bange fühlten.

Abraham Hinnel kam gerade von Mincha [1]) aus der Altneuschule. Gesenkten Hauptes wollte er seiner Behausung zuschreiten, da weckte ihn Stimmengeräusch und das Tosen der Menge aus seinem Brüten. Er blickt auf, und wer beschreibt seinen Schrecken, als er vier erzbischöfliche Gardisten erblickt, die in voller Waffenrüstung durch die Belelesgasse einherschreiten, in ihrer Mitte den ehemaligen Diener Hinnels, Zodik. Die Blicke dieser zwei Männer kreuzten sich, in diesem Blicke lag mehr als lange Auseinandersetzungen ausdrücken konnten; auf der einen Seite Wuth, Schadenfreude, Trotz, Rachetriumpf, auf der andern Seite das Gefühl namenlosen Elends, endlosen Unglücks; denn wie mit einem Zauberschlage stand vor Hinnel die ganze Wucht der Ereignisse, die über sein und der Gemeinde Haupt hereinstürmen sollten, Zodik mußte von der Entfernung der Leiche aus dem Kloster erfah-

ren haben, die Richtung, welche die Gardisten einschlugen, sie bewegten sich zum Beth-Chajim, ließen Hinnel keinen Augenblick zweifeln, daß Zodik das Geheimnis erfahren und den Verräther gespielt habe.

Von Angst und Gewissensqualen getrieben, eilte Abraham Hinnel zum „Parneß". Ahnungslos saß der in seinem Lehnstuhle, als der Alte in das Zimmer stürzte und mit dem Rufe: „Schma Jisroel!" zusammenbrach. Mit keuchender Brust rang sich aus derselben das Geständnis des Vorfalles los, erstarrt hörte der Parnes dieser schrecklichen Enthüllung zu und rathlos erhob er sich, um zum Rabbi zu eilen, vielleicht aus dessen weisem Munde einen Ausweg aus diesem Labyrinthe des Schreckens und der Verwirrung zu erfahren. Allein auch der würdige Rabbi starrte mit einem Blicke dumpfer Verzweiflung hinaus auf den Friedhof, auf den er von seinem Zimmer aus die Aussicht hatte, die Grabsteine ragten wie drohende Gespenster heraus aus dem dunklen Boden, den vielleicht bald das Blut der Gemeindeglieder tränken sollte.

Vom namenlosen Schmerze gebeugt, rang der Rabbi verzweiflungsvoll die Hände, die bebenden Lippen schienen ein Gebet zu murmeln. Abraham Hinnel stand aber da, gesenkten Hauptes, niedergeschmettert von dem unerwartet über ihn und über die Gemeinde hereingebrochenem Verhängnisse.

„Lischuosecho kiwisi Adoschem!"[2]) seufzte der Rabbi Ephraim Luntschitz und wischte sich die glühenden Thränen aus den Augen, die als Vorboten, des in Resignation sich auflösenden Schmerzes, über die bleichen Wangen herabrollten — „ja, meine Freunde, zu Vorwürfen ist jetzt keine Zeit, und sie ändern auch nichts an dem Geschehenen, auch sehe ich keinen Ausweg, bei Gott ist Gnade, bei ihm Hilfe. Kommet Brüder, wir wollen in die Synagoge, vor dem „Oren hakodesch" wollen wir flehen, „Schadai rachamim" wird uns befreien aus diesem namenlosen Drangsale, er wird die furchtbare „Gesere" von uns abwenden. Die drei Männer eilten in die Altneusynagoge, vor derselben standen zahlreiche Gruppen der Bewohner des Ghettos, Schrecken und Angst malten sich auf ihren Gesichtern, die Mähr eines ungewöhnlichen gefahrbringenden Ereignisses hatte sich blitzschnell verbreitet, die Ungewißheit, um was es sich eigentlich handle, ließ das Vorgefallene in noch grellerem, übertriebenerem und schauerlicherem Lichte erscheinen. Schon glaubten sie, den in solchen Zeiten plünderungs- und mordsüchtigen Pöbel, heranstürmen zu sehen wie die Lawine des Verderbens alles vernichtend.

Die Synagoge füllte sich mit den armen Schlachtopfern, die hineinströmten, um ihre Rechnung mit dem Himmel zu schließen, bevor sie gezwungen, dieselbe auch mit der Erde zu schließen. Ueber die Betpulte gelehnt standen da die Jünglinge, Männer und Greise, laut schluchzend und

[1]) Abendgebet

[2]) Auf Deine Hilfe hoffe ich o Herr

ihre letzten inbrünstigen Gebete zum Throne des Allvaters emporsendend; da klopfte einer die „Widde“ und die ohnehin geängstigte Brust erbebte unter den „Schlägen,“ die der verzweifelte Beter gegen dieselbe führte, um durch diese Selsttortur die auf sich geladene Sündenlast abzuschütteln, dort lag einer auf dem Boden der Synagoge und ließ sich „Malkes“ schlagen, die erbittertsten Gegner nahten sich einander, reichten sich die Hände und baten sich um Verzeihung. Es war ein rührender Anblick, wie die gemeinsame Gefahr, jene vereinte, die sich im Leben erbittert und feindlich entgegenstanden. Aber mit dem Beten und Psalmodiren konnte man das Damoclesschwert des Verderbens nicht abwenden, Stunde um Stunde verann und immer näher rückte der verhängnisvolle Morgen, der das traurige Schicksal der Gemeinde im Gefolge führen sollte. Was sollte aber in dieser allgemeinen Rathlosigkeit

Eine unheimliche Stille war über die Räume des Gotteshauses gelagert, von Zeit zu Zeit nur hörte man leise Seufzer der Brust eines Lebenslustigen sich entringen, dem es nahe ging, so jung und so schuldlos aus dem Leben zu scheiden, wie düstere Grabgewölbe, starrten die dunklen Mauern der Synagoge die gespensterbleichen Opfer an, und der matte zitternde Strahl der „Ner tomid“ warf seine trüben Reflexe auf die zerknirschten Gestalten, die auf den Treppen lagerten, welche zum „Aron hakodesch“ führten, vor dem die Lampe, nun eine Sterbelampe für alle, hing. Der Raum, in den sich die todesgewisse Schaar, geflüchtet, war geeignet, die trübsten Gedanken und Erinnerungen wach zu rufen. Noch leuchtete vom dunklen Grunde der Mauern, das blutige Zeichen des „Schem hakodesch“ entgegen, welches vor zweihundert Jahren, die Brüder mit ihrem Herzblute an die Pfeiler des Gebäudes geschrieben, ach, sie fürchteten, daß dieses blutige, unheimliche „Mene tekel upharsin“ sich bald erneuern sollte.

Aus dem dumpfen Hinbrüten, wurden die unglücklichen Flüchtlinge durch eine eigenthümliche Erscheinung gerissen. Durch die dicht gedrängte Schaar der Männer bahnte sich eine weibliche Erscheinung den Weg, es schien ein Versöhnungs- wenn nicht ein Rettungsengel zu sein. Gespensterhaft huschte die Gestalt durch den Raum, stieg die Treppen zur Bundeslade empor und machte, auf dem letzten Treppenabsatze angekommen, Halt. Judith Hinne, war es, welche gekommen war, das Leid der Glaubensgenossen zu theilen vielleicht Trost und Hoffnung zu bringen. Einem Engel des Friedens, einem überirdischen Wesen gleich, stand die Jungfrau da, gehüllt in die weißen Sterbelinnen, umflattert von den schwarzen Locken, die aufgelöst über den Nacken herabfielen. Ueber ihr bleiches Antlitz war der Hauch der Ruhe und des Friedens gebreitet, ihr Auge leuchtete in überirdischem Glanze.

Ein Murmeln des Erstaunens durchlief die Reihen der Männer, selbst Abraham Hinnel wurde durch dasselbe aus seiner dumpfen Verzweiflung gerissen, und als er seine Tochter sah, rang sich aus seiner schwergepreßten Brust ein Schrei los, ein Schrei, in dessen Tone sich die ganze Stufenlei-

ter der Empfindungen von höchster Freude bis zum tiefsten Schmerze ausdrückte.

„Mein einziges, geliebtes Kind!“ rief der unglückliche Greis — weiter konnte er nicht reden, der namenlose Schmerz schnürte ihm die Kehle zu, und gleichsam sich selbst anklagend, schlug er sich verzweiflungsvoll in die Brust und raufte sich Haupt- und Barthaar aus.

„Weinet nicht meine Brüder, verzaget nicht!“ rief jetzt die edle Jungfrau hinab in den Kreis der Männer, — „der Allerbarmer wird abwenden vom Haupte seiner frommen und treuen Gemeinde das furchtbare Verhängniß, das über dasselbe schwebt. Ein Einzelner trägt Schuld daran, daß es so weit gekommen, mein theurer Vater hat diese schrecklichen Stunden heraufbeschworen. O klaget ihn nicht an, verdammet ihn nicht, er that es „leschem schemajim“ [1]), den letzten Willen eines Sterbenden wollte er erfüllen, er hatte einen heiligen Eid geleistet. Und wißt Ihr, was als Preis dieses Schwures eingesetzt war, mein Glück, mein Leben. Vom unbegrenzten Gefühle der Vaterliebe getrieben, that er, was er hätte vermeiden sollen, weil das Heil der ganzen Gemeinde auf dem Spiele stand. Aber nun ist es unabwendbar geschehen. Sehet nicht mit den verdammenden Blicken auf den armen Greis, auf meinen einzig geliebten Vater, er ist unschuldig, ich bin es allein, welche Noth und Gefahren herbeiführte, von Liebe zu mir getrieben vergaß der Vater die Pflichten gegen die Gemeinde. Und habe ich Euch, meine theuern Brüder ins Elend gestürzt, habe ich Euern Frauen das namenlose Elend bereitet, daß auch sie als Opfer der Rachsucht fallen müßen, vielleicht auch der unschuldigen Kindlein nicht geschont werden sollte, so möge das Verderben über mein Haupt zusammenbrechen. Der Prophet Jonas wurde ins Meer gestürzt um die Stürme zu beschwichtigen und das Schifflein auf ebene Bahn zu führen. Auch hier verlangt die stürmische Stunde ein Opfer . . . Brüder, ich habe es gebracht! In diesen Adern schleicht schon das verderbliche Gift, schon fühle ich meine Kräfte abnehmen, der Leib wird starr und kalt, bald wird mir auch die Zunge ihren Dienst versagen und mein gebrochenes Auge wird das Unglück dieser Gemeinde nicht sehen. Aber nicht nutzlos will ich mich hingeopfert haben, es lebt in mir die Hoffnung, daß mein Tod die Rettung der Gemeinde herbeiführen wird; darum habe ich den Giftbecher geleert und Hand angelegt an mich selbst. Der Ewige wird mir diese Sünde verzeihen. Wo so Vieler Leben und Wohlfahrt auf dem Spiele steht, da fällt das einer Einzelnen nicht in die Wagschale. Und nun meine theuern Brüder und Freunde, lebt wohl, lebt wohl für immer, auf Wiedersehen in einer schönen und bessern Welt! Verzeiht mir, schließt mich in Euere Gebete ein und bewahret mir in Freud oder Leid ein treues Andenken!“

[1]) Aus höherem Antriebe

Die Jungfrau sprach die letzten Worte schon mit schwächerer Stimme, die Glieder begannen ihr den Dienst zu versagen und hilfreiche Hände sprangen ihr bei, um sie von den Stufen des „Aron Hakodesch“ herabzubringen. Unten angelangt stürzt ihr der Vater entgegen.

„Kind, mein einziges Kind!“ rief er mit jenen herzerschütternden Lauten, welche nur die Verzweiflung aus dem gepreßten Menschenherzen losringt— „mußte dieses Unglück über mein und dein Haupt kommen, o Gott, o Gott! Wo find ich Trost, wo find ich Beruhigung, du stürzest vor der Zeit in die Gruft und ich weiß nicht, was dein Opfertod der Gemeinde nützen soll?“

„Die Augenblicke meines Lebens sind gezählt, Vater!“ begann Judith mit brechender Stimme, während über das bleiche Gesicht der dämonische Schein einer verhängnißvollen Fieberröthe fuhr, — „stille deine Klagen, ermanne dich! neig' deinen theuern Mund an den meinen, den Abschiedskuß reiche mir und höre, was ich dir sagen will, welchen Plan ich ersonnen“.

Schluchzend drückte der Vater sein geliebtes Kind an sich, segnend breitete er seine Hände über ihr Haupt aus, das sie schmerzlich und müde neigte, wie die Blume ihren Kelch, wenn der versengende Strahl der Sonne dieselbe getroffen. Eine kurze Weile flüsterte die sterbende Tochter dem Vater Worte ins Ohr, aufmerksam hörte er zu, ein Freudenstrahl zitterte über sein gramgebeugtes Gesicht, und den eigenen Schmerz vergessend, jubelte er auf: „Ja, das ist Rettung! der Stimme der Natur wird er sein Ohr nicht verschließen können.“

Judith's Kräfte wurden immer schwächer, das herrliche Auge, welches in seltener Reinheit und Klarheit geleuchtet, begann sich zu verglasen, die schwellenden, kirschrothen Lippen nahmen die furchtbare bläuliche Färbung an, in den Schalkgrübchen, in denen sonst Amor seinen Wohnsitz aufgeschlagen, breitete der Tod seine Lagerstätte aus, der runde volle Arm fiel schlaff und welk herab und langsamer und matter wurden die Schläge des einst ungestüm wogenden Busens.

„O warum hast du mich verlassen, Alexander!“ lispelte sie noch — „Dein Blick hätte mir die Qualen der Todesstunde erleichtert. Ach mit dem Bewußtsein aus dem Leben zu scheiden, das überall Verrath lauert, das ist schmerzlich!“

Mit einem leichten Seufzer entfloh die Seele aus ihrer Hülle. Gramgebeugt umstanden die Männer die Leiche der zarten, edlen Jungfrau, und des eigenen Schmerzes und Elendes vergessend, vergoßen sie Thränen über das Los der armen Jungfrau. Die Hoffnung auf Rettung der Gemeinde schien aber dem alten Abraham neue Kräfte verliehen zu haben, so groß und heftig sein Schmerz über den Verlust seiner Tochter war, das Heil der Gemeinde schwebte ihm als sicheres und edleres Ziel über die Interessen der Familie und mit seltener Ruhe und Fassung wandte er sich an die trauernden Gruppen mit den Worten! Nicht Zeit ist es jetzt zu klagen

und zu jammern, die Stunden fliegen rasch dahin, nicht lange wird es dauern, und das Verhängnis kann uns ereilt haben. Während wir aber trostlos in dumpfer Verzweiflung nur Gebete und Klagen fanden, hat mein einziges Kind einen möglichen Rettungsweg entdeckt, den sie mit ihrem Leben erkaufen mußte. Ich eile auf den Friedhof, um mit dem Verräther Zodik zu sprechen, lebt noch in seiner Brust der Funken einer menschlichen „Neschome dann sind wir gerettet! bleibet indessen ruhig hier, rühret nicht mit der Leiche, ich komme bald zurück. Sicherer Tod oder sichere Rettung ist unser Los!"

Nach diesen Worten eilte Abraham Hinnel aus der Synagoge auf den Friedhof. Der Morgen begann eben zu grauen, die Wächter um das von Zodik bezeichnete Grab waren auf den runden Leichensteinen, eingeschlafen. Nur Zodik hatte keinen Schlaf gefunden, beim Anblicke des alten Hinnel riß sich ein Schrei der Wuth und des Trotzes aus der Brust des Rachsüchtigen los. Hinnel ließ sich aber nicht abschrecken, er trat auf ihn zu und sagte: „Zodik, in ernster wichtiger Stunde trete ich dir nochmals gegenüber. Deine ungezähmte Rachsucht droht eine ganze Gemeinde ins Verderben zu stürzen. Hast du dir die Folgen deines Schrittes überdacht, regte sich nicht in deinem Innern eine bessere Stimme, welche dir von dieser That abrieth? Doch, wenn die Stimme des allgemeinen Menschlichkeitsgefühles vergebens verhallte, so höre einer andern Stimme, die nicht mehr selbst an dich sich wenden kann, die aus meinem Munde zu dir spricht. Ahntest du nie, wer dein Vater sei?"

„Mein Vater!" rief Zodik mit unheimlicher Stimme und ein gellendes Lachen erschallte über den Friedhof, welches an den fernen Leichensteinen einen gespenstigen Wiederhall fand, — „mein Vater! habe ich denn einen Vater, habe ich denn eine Mutter gehabt, habe ich je das beseligende Gefühl der Elternliebe gekannt! wie ein Thier hob man mich von der Straße auf, fütterte man mich groß und nun, wo ich in gerechter Entrüstung die Zähne zeige, will man mich mit leeren Liebkosungen wieder gewinnen Nein Zodik kennt kein Erbarmen!

„Zodik," rief der alte Hinnel in namenloser Angst und die Erregung verlieh ihm Ueberredungs- und Ueberzeugungsgabe — „Zodik weißt du, wem ich mit Gefahr meines Lebens und des der Gemeinde den letzten Liebesdienst erwies, deinem Vater that ich es! — „Meinem Vater!" entgegnete Zodik — „plumpe Lügen, suche Dir einen andern aus, den du beschwatzen kannst, hochmüthiger Hinnel:"

„Ja, es war dein Vater, Zodik. Denkst du noch daran, wie du als Knabe mit einem Medaillon spieltest, das ich deinen Händen entriß, es war um deinen Hals geschlungen, als ich dich von der Straße nahm und in mein Haus brachte. Die andere Hälfte dieses Medaillons fand ich bei dem Priester, der nun hier ruht. Zwei Wünsche hatte er noch im Leben,

sein Kind noch einmal zu sehen und auf jüdischer Erde begraben zu werden. Warum er das Letztere wünschte, dies dir jetzt zu erzählen, bleibt nicht Zeit. die Gefahr ist im Wachsen. Zodick! bei dem Andenken an deinen Vater beschwöre ich dich, bei dem Andenken an deinen Vater, dessen letzten Wunsch zu erfüllen ich mein eigenes Leben in Gefahr brachte, beschwöre ich dich, vergiß der Rache und gehe auf den Plan ein, den ich dir jetzt vorschlage,

„O mein Gott, mein Vater!“ schluchzte Zodik, die starre Rinde des Trotzes, der Wuth und des Menschenhasses löste sich und der entfesselte Strom der Thränen brach lindernd hervor, — „so bin ich doch nicht so allein und verlassen gewesen, gab es“ doch eine menschliche Seele, welche mit wärmeren Gefühlen an mich dachte. O doppelter Schmerz, der in dem Augenblicke der Gabe sie den dürstenden Lippen, wieder entreißt!

„Beim Seelenheil deines hingeschiedenen Vaters, bei deinem Seelenheile beschwöre ich dich“ rief jetzt Hinnel, — „vergiß der Rache vergebe, und willige in Alles ein, was ich dir jetzt vorschlage.“

Abraham Hinnel erzählte ihm nun, wie Judith sich für die Gemeinde geopfert, wie sie den Plan entworfen, mit Entfernung der Wächter und mit Einwilligung Zodiks sich in dasselbe Grab legen zu lassen, in welchem bereits der Pater ruhte, damit wenn die erzbischöflichen Comißarii kämen und die Oeffnung der Brust befehlen würden, ihnen aus derselben die Leiche der Jungfrau entgegenstarre.

Menschlichere Regungen waren in Zodiks Brust eingezogen, er willigte ein. Es gelang durch eine List die vier Wächter auf eine Stunde zu entfernen, indeß Zodik sich erbot Wache zu halten, und Hinnel eilte rasch in die Synagoge zurück, um die Leiche seiner Tochter auf den Friedhof bringen zu lassen.

In der Synagoge hatte sich indessen ebenfalls eine heftige und bewegte Scene zugetragen. Nach Hinnels Entfernung waren die besorgten Gemeindeglieder in dumpfer und banger Erwartung zurückgeblieben. Als stumme Mahnerin des Kommenden lag die Leiche der Jungfrau an den Stufen der Bundeslade. Da brach sich durch den Kreis der Männer eine Gestalt Bahn, staubbedeckt stürzte Alexander von Ferara herein, mit einem dumpfen Schrei der Verzweiflung über die Leiche hin und nur mit Mühe rißen ihn die Uebrigen aus der Umarmung mit der Todten.

„Was ist hier vorgegangen! rief er mit bebender Stimme, — was bedeutet diese Bestürzung, welchen Todes starb die Jungfrau, meine Braut. Judith, theure Judith, o öffne noch einmal deine geschlossenen Augen, noch ein Lächeln von deinen Lippen falle als zitternder Sonnenstrahl in mein gramumnachtetes Herz.“ Trostlos brach er neben der Leiche zusammen, als er sich wieder erholte, theilte man ihm das Vorgefallene mit, „O warum mußte ich in diesen Tagen verreist gewesen sein“ klagte er in verzweiflungsvollen Tönen, — „nur wenige Stunden früher zurückgekehrt und

das Leben der Theuern wäre gerettet gewesen. Aber Fassung, Muth, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, gelobt sei sein Name!" Kann ich das Leben meiner einzig geliebten Braut nicht retten, so soll das Eure theuere Brüder, nicht mehr in Gefahr schweben. Ermannet euch, laßt das Klagen und Jammern, die Hilfe ist nah. Verschließet die Thüre der Synagoge, nur Hinnel öffnet sie, wenn er vom Friedhof zurückkommt. Selbst wenn die Schergen oder Pöbelhaufen kommen, lasset sie pochen, stürmen, leistet Widerstand, nur auf kurze Zeit, ich bringe euch bald Rettung. Mathias Thurn, der Augenblick der Vergeltung ist gekommen, ich werde sehen, ob du Wort gehalten, ob du mir und deinen Brüdern Schutz und Hilfe gewähren wirst." Mit diesen Worten eilte Alexander athemlos aus der Synagoge.

In peinlicher Stille harrten die Beter des Kommenden. Der zitternde Strahl des Morgenlichtes fiel durch die schmalen Luken der Synagogenfenster und beleuchtete matte und blaße Gesichter. Immer höher stieg die Königin des Tages am Horizonte empor, aber die Nacht der Verzweiflung, die in den Gemüthern der unglücklichen Juden Platz gegriffen, konnte sie nicht erhellen. Glockengeläute schlug jetzt an ihr Ohr, stürmisch tönte dasselbe, es schienen alle Glocken des hundertthürmigen Prags in Schwingung versetzt worden zu sein. Plötzlich tönte lautes Geschrei in die Synagoge hinein, aber es war nicht das wilde Geheul einer fanatischen Menge, es waren freudenverkündende Stimmen und die Alexander von Ferraras tönte heraus: „Oeffnet theure Brüder! rief er, — öffnet, ihr seid gerettet:"

Die Thore flogen auf und auf die Gasse strömten die eingepferchten Schlachtopfer, zu neuem Leben, zu neuer Freude. Draußen aber harrte Alexander von Ferrara umgeben von einer Schaar Gewappneten, die eine tüchtige Schutzwehr für die armen Ghettobewohner bilden konnten. In die Arme Hinnels fiel Alexander von Ferrara und beide weinten an der Brust des Anderen den Schmerz aus.

Am Friedhofe war aber alles leer geworden, die bischöflichen Gardisten waren geflohen, Zodik verschwunden.

Die eine Nacht hatte nicht blos das Schicksal des Ghetto's, sondern auch das der ganzen Stadt Prag entschieden. Die 30 Direktoren hatten am selben Morgen (am 9ten Juni) den Prager Erzbischof und alle Jesuiten verjagt. An dem Morgen an welchem Johann Lohelius zum letzten Male seine geistliche Macht fühlen lassen wollte, die Juden ihres Vergehens wegen zu bestrafen, mußte er mit Spontanelli und andere Jesuiten schleunigst die Stadt räumen. Das Directorium gab hierauf gegen die Jesuiten eine Verordnung heraus, deren Wortlaut die furchtbare Erbitterung bekundet, welche gegen diesen Orden herrschte.*)

*) Siehe Pelzel „Geschichte Böhmens."

Schluß.

Nachdem die von außen drohende Gefahr so von den Häuptern der armen Juden abgewendet war, dachte man erst daran, sich dem Schmerze und der Trauer über das Opfer hinzugeben, welches dieselbe, freilich nutzlos gebracht hatte. Das Begräbnis Judiths brachte die ganze Bevölkerung der Judenstadt auf die Beine, Klein wie Groß ging schluchzend hinter der Bahre. Der damalige Prager Rabbi, Ephraim Luntschitz, ordnete an, daß die ganze Gemeinde für die Jungfrau Schiwe sitzen möge, welche durch ihren Opfertod mekadesch haschem“ [1]) gewesen und die ganze Gemeinde „vor der Gesere“ bewahren wollte. Diese allgemeine Trauer und Theilnahme goß den Balsam des Trostes in das Herz des alten Hinnel. Alexander von Ferrara konnte aber nicht getröstet werden. Ihn peinigte der Vorwurf, daß er von der Jungfrau geschieden, ohne ihr Lebewohl gesagt zu haben. Zwar hatte er eiligst Aufträge Thurns zu erfüllen gehabt, aber der Gedanke, daß Judith mit einem Vorwurfe für ihn auf den Lippen gestorben war, verdüsterte ihn und machte ihn betrübt. Der Aufenthalt in Prag konnte ihm nicht länger erträglich sein, es war alles ringsum ihn stummer Vorwurf, stiller Mahner. Seinen Zweck hatte er erreicht.“ Wenn auch nicht durch ihn allein, so hatte seine Mithilfe dennoch zum schleunigen Sturze der Jesuiten beigetragen, nun er dieses Gelübde vollzogen, beschloß er von nun an sich von allen politischen Bewegungen fernzuhalten. Hatten sie ihm ja die schönste Hoffnung zerstört, die geliebte Braut entrißen. Einsam stand er nun in der Welt und beschloß von nun an nur edleren Zwecken den Rest des Lebens zu weihen. In die Hände des Prager Rabbiners that er das Neder [2]) sein übriges Leben nur dem Dienste der jüdischen Religion zu widmen. Er verließ Böhmen und zog nach Italien, in sein Heimatland, wo er in einer armen Gemeinde umsonst das Amt eines Rabbi's versah.

Der alte Hinnel überlebte es auch nicht lange, seine letzte Stütze verloren zu haben. Er folgte der Tochter rasch ins Grab nach. Die dankbare Gemeinde hatte die heldenmüthige That der Tochter Hinnels nicht vergessen, sie verewigte dieselbe durch einen Grabstein.

Wer den jüdischen Friedhof besucht, wird den Leichenstein gesehen haben, die auf demselben befindlichen charakteristischen Figuren erregen besonderes Interresse. Die Spitze des kleinen Steines trägt das Bild einer Person, die in einen weiten Rock gehüllt ist, welchen man eben so gut als Frauenkleid, wie als Kutte annehmen kann. In beiden Seiten der Figur befinden sich Hühner ausgemeißelt. Wer mit den Sitten des Judenthumes vertraut ist, wird das Symbol dieser Hühner verstanden haben, es sind die „Kaporahühner. Ein mächtiger Fliederbusch breitet seine Zweige über den Leichenstein, dessen Inschrift lautet: „Sie verschied die weise Jungfrau im Alter von 25 Jahren, Tochter des Weisel aus der Familie Hinnel, hier begraben, die bescheidene Jungfrau, lieblich allen, die sie sahen.“

Der heldenmüthige Opfertod der Jungfrau lebt noch heute im Angedenken und im Munde der Bevölkerung der Prager Judenstadt. Die rührende Geschichte ist im Strom der Zeit nicht untergangen.

— — — — — — — — — —

Jahre waren dahin geschwunden, die Schrecken des dreißigjährigen Krieges waren über ganz Deutschland hereingebrochen, das blutige Drama

[1]) den göttlichen Namen geheiligt hatte. [2]) Gelübde.

neigte sich seinem Ende zu und in der Stadt, in der es seinen Anfang genommen, spielte es auch die letzten Scenen aus. Ottowalski's Verrätherei hatte dem schwedischen Generale Königsmark die Thore des Hradschins geöffnet und es begann der bekannte heldenmüthige Kampf der Bewohner Prags gegen den Feind. Auch die Juden nahmen daran Theil, sie hatten den Auftrag in den Gassen die vom Feinde in die Altstadt herüberfallenden glühenden Kugeln zu löschen, um so die Stadt vom Brande zu bewahren. Ein Theil der Juden kämpfte auch vor dem Wisehrader Thore gegen den Feind. Jene Schanze, auf welcher sie Posto gefaßt hatten, führt noch heute den Namen „die Judenschanze."

Unter den Leuten, die mit wahrer Todesverachtung daselbst kämpften, zeichnete sich ein greiser Jude aus. Vor einigen Jahren war er nach Prag gekommen, ein stiller Mann, der scheu jedem auswich, den ganzen Tag in der Synagoge lag und betete und von geringem Almosen, das er theilnamslos empfing, sein Leben fristete. Als er vom Kampfe gegen den Feind hörte, glänzte sein Auge heller auf, er bat mit der Schaar ziehen zu dürfen und zeichnete sich durch Heldenmuth, durch wahre Todesverachtung aus. Er schien den Tod suchen zu wollen und er fand ihn auch. Eine feindliche Falkonetkugel traf seine Brust. Vom Schlachtfelde getragen, verlangte er nach dem Rabbi. Dieser kam; ein Strahl der Freude überflog die Züge des Dulders, die Vernunft, die seit Jahren aus dieser gebrechlichen Hülle geflohen zu sein schien, kehrte auf wenige Augenblicke zurück.

„Rabbi", sprach er mit röchelnder Stimme, — „ich habe schwer und bitter bereut einen Schritt, den ich vor dreißig Jahren that, und der die Prager Gemeinde in das größte Unglück gestürzt hatte, wenn nicht Gottes Vorsehung das Unglück abgewendet hätte. Rabbi, könnt ihr mir vergeben, ich habe mein Vergehen abzubüßen gesucht, lasset mich nicht ohne Trost aus diesem Leben scheiden."

„Gott vergibt den Sündern" sprach der Rabbi gerührt — „so sie bereuen und zurückkehren auf den Weg des Rechtes."

„Ich danke, jetzt sterbe ich ruhig," seufzte der Greis und schloß die Augen auf immer.

Zodik, denn dieser war der Greis, wurde auf dem Friedhofe neben dem Pater begraben. Dicht daneben befindet sich ein zweiter Leichenstein unter welchem Abraham Hinnel ruht. So fanden die Personen, die im Leben bald in freundlicher, bald in feindlicher Beziehung zu einander standen, im Grabe Vereinigung und Frieden, die Leidenschaften hatten ausgetobt und der Geist der Versöhnung schwebte als milder Engel über deren Häupter dahin!

S. Wallerstein.

Die Tefilin

eine ungariſche Dorfgeſchichte.

Wer das Unglück hat zur Winterszeit in dem Banate oder in der Bacsca reiſen zu müſſen, könnte wahrlich in Verlegenheit gerathen, wenn ihm freigeſtellt würde zwiſchen Froſt und Regenwetter eine Wahl zu treffen. Bei einem naſſen Boden iſt Niemand im Stande die Dauer einer Fahrt zu berechnen, wenn ihr Ziel auch nur das nächſte Dorf wäre. So oft das Pferd ſeinen Huf in den lehmigen Teig ſteckt, braucht es wenigſtens eine doppelte Pferdekraft, denſelben wieder emporzuheben. In der Regel wird die zweite Pferdekraft durch die mit der Peitſche bewaffnete Hand des Kutſchers erſetzt, die nicht aufhört zu agiren; und wenn die Schnur der Peitſche ſich nicht mehr bewähren will, muß der dicke Stiel nachhelfen. Die Wagenräder ſehen da gewöhnlich aus wie unebene Scheiben, die an mancher Stelle eine halbe Elle im Durchmeſſer haben. Iſt aber der Boden gefroren, dann ſind Wagen, Pferde, Kutſcher und Paſſagiere einem drohenden Geſchicke Preis gegeben. Nach der Fahrt auf einer ſolchen Straße, könnte aus des Mannes Rippe nur ein ſehr gebrechliches Weib gemacht werden . . . . .

Im Jahre 1854 riefen mich mitten im Winter Geſchäftsangelegenheiten in jene Gegenden. Die Kälte war groß, die Straße gefroren. Nur des Morgens nach gepflogener nächtlicher Raſt war es möglich zu erkennen, ob ich mich am vorhergegangenen Abend mit unverletzten Gliedmaſſen auf das Lager begeben habe, um den Himmel hiefür zu danken. Was ich täglich beinahe in jeder Minute erwartete, das kam denn am Ende wirklich. Ein Rad ſtieß gegen einen Kothügel heftig an; es brach; der Wagen ſtürzte, und ich wurde unſanft hinausgeſchleudert. Ich kam auf zwei gefrorene Klumpen zu liegen, von denen ich mich nicht zu erheben vermochte. Ob die Schmerzen, die ich an verſchiedenen Stellen meines Körpers fühlte, als Folgen des Sturzes oder des frühern Fahrens zu betrachten ſeien, getraute ich mich in dieſem Augenblicke nicht zu entſcheiden. Mein Kutſcher, der mit einem gebrochenen Finger, einer Kopfwunde und einem zerſchundenen Beine noch glücklich davon kam, fing zu ſchreien an; und da ich einſah, daß ich in meinem Zuſtande nichts Beſſeres thun könne, ſekundirte ich ihn mit meinen höchſten Tönen. Zum Glücke lag einige hundert Schritte weit von

uns entfernt ein Dorf an der Straße, wohin unser Jammergeschrei drang; einige Bauern kamen herbei, und brachten uns mit vieler Mühe in das Gebäude, das man hier ein Wirthshaus nannte. Dieses bestand aus einem ziemlich großen Zimmer, in welchem sich zwei Betten, ein Kasten, ein langer Tisch und mehrere Bänke befanden: es war das Gastzimmer und zugleich das Schlafgemach des Hausherrn. Anstoßend war noch eine Kammer, die aber das Geschäftslokal bildete; denn der Wirth betrieb auch ein Krämergeschäft. Ich verlangte ein Zimmer; allein der Wirth versicherte, seit dem Bestand der dorflichen Commune sei noch niemals ein Fremder hier über Nacht eingekehrt gewesen; daher sei man auf Comfort, wie ein Passagierzimmer sie bietet, nicht eingerichtet; er wolle mir jedoch eines der zwei Betten mit „echten Kanafaspolstern" zur Benützung überlassen; er selbst schlafe in dem Andern. Ich mußte diese Anerbietung annehmen, denn ich hatte keine Wahl; und da die Räumlichkeit des Hauses für zwei Passagiere schon gar nicht geeignet war, wurde mein Kutscher bei einem Bauern in der Nachbarschaft untergebracht.

Derjenige, der sich mir als das Surrogat eines Gastgebers, Krämers und Brandweinschänkers präsentirte, war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, mit einem freundlichen, ehrlichen Gesichte, der sich in seiner Tracht von den übrigen Dorfbewohnern gar nicht unterschied.

Ich empfand große Schmerzen, vorzüglich an meinem linken Beine; die Kleider mußten zerschnitten werden, um mir sie abnehmen zu können; und eine Magd wurde sogleich zum Ortspfarrer geschickt, der schwer erkrankt, täglich von dem Arzte des nächsten Marktfleckens besucht wurde; und so hatte ich das Glück, daß nach kaum einer Stunde der Doctor auch schon bei mir war, der mir die trostreiche Versicherung gab, daß ich bei ruhigem Verhalten und zweckmäßiger Pflege nach sechs bis acht Wochen so ziemlich hergestellt sein werde. Mein Verlangen jedoch, in ein anderes, bequemeres Local gebracht zu werden, fand der Arzt vor der Hand unausführbar, da in dem Dorfe selbst kein besseres zu finden und ich ohne Gefahr nicht transportabel war. Er versprach mir jedoch, mir eine verständige Wärterin zu schicken und mich täglich zu besuchen. In beiden Stücken hielt er redlich sein Wort.

Drei Wochen brachte ich in dem traurigen Zustande hier zu, in welchem ich mich noch dafür glücklich pries, daß mein Wirth — allgemein „Herr Mathis" genannt — mir sehr liebevoll und hilfreich begegnete. Er offenbarte überhaupt eine Menschenfreundlichkeit, wie ich sie kaum in einer Bauernhütte zu suchen mir jemals hätte einfallen lassen. Da nun der Arzt erklärte, ich sei so weit in der Heilung vorgeschritten, daß ich mit Beobachtung der nöthigen Vorsichtsmaßregeln von hier könne fortgeschafft werden, wurde ein Tag bestimmt, an welchem vier Bauern mit einer Tragbahre mich abholen sollten, um mich nach D . . — ungefähr anderthalb Meilen weit — in die Wohnung des Arztes selbst zu bringen, woselbst ich meiner

völligen Geneſung entgegenharren ſollte. Außerdem, daß ich in dem Hauſe des Doktors mehr Bequemlichkeit und durch die Nähe desſelben eine ſorgfältigere Pflege hoffen durfte; war mir die Ueberſiedelung auch deßwegen lieb, weil der Doktor mein Glaubensbruder, ein Iſraelite war.

Es war ein Tag vor meiner beabſichtigten Fortſchaffung, ungefähr um 1 Uhr Nachmittag. Meine Wärterin war in der Küche beſchäftigt und Herr Mathis ſaß neben meinem Bette, auf meine Bewegungen lauſchend, um gleich beizuſpringen, wenn ich etwas wünſchen ſollte. Da öffnete ſich die Thüre und ein Mann, deſſen Geſichtszüge den jüdiſchen Typus bekundeten, trat ein. Nach einem kurzen Gruß nahte er ſich und fragte, wer hier Herr Mathis heiße. „Ich bin es!“ antwortete mein Wirth, „was bringet Ihr?“ Der Iſraelite nahm hierauf aus ſeiner Rocktaſche ein abgeſchoſſenes grünes Beutelchen, worin — ein Paar Tefilin (Philakterien) waren und reichte ſie ſtillſchweigend meinem Wirthe. Dieſer wurde kaum des Dargereichten anſichtig, als er von ſeinem Sitze aufſprang. Ein freudiger Ausruf, der ſeinen Lippen entfuhr, begleitete die freudige innere Bewegung, die ſich auf ſeinem Geſichte kund gab. Haſtig riß er dem Fremden das Beutelchen aus der Hand, drückte es ans Herz und zwei große Thränentropfen ſtanden in ſeinen Augenwinkeln. „Was habt Ihr mir zu ſagen?“ fragte Herr Mathis, indem er die Tefilin wieder zurückgab. Der Fremde ſteckte das Zurückerhaltene wieder ein und erwiderte: „Ich ſoll viel Gutes und Schönes ſagen. Alles wäre gut, und wo möglich, ſoll ich tauſend Thaler bringen.“ — „Wo?“ fragte Herr Mathis lakoniſch. Jetzt erſt ſchien der Iſraelite mich zu bemerken, er warf einen mißtrauiſchen Blick nach mir hin und ſagte ausweichend: Ich reiſe erſt nach zwei Stunden ab, wenn die Pferde etwas Futter genommen haben werden.“ —

„Ihr wollt heute ſchon wieder abreiſen?“ fragte mein Wirth.

Allerdings! antwortete der Andere, ich will heute noch Szegedin erreichen, um mit dem Nachtzuge auf der Eiſenbahn fortzukommen.“ „So will ich denn hinausgehen, ſprach Herr Mathis, um den Pferden Futter zu geben. Dabei gab er dem Fremden einen Wink und beide verließen das Zimmer. Augenſcheinlich hatten ſie das Bedürfniß noch mehr mit einander zu ſprechen und ſcheuten dabei meine Gegenwart.

Das, was eben vor meinen Augen vorgegangen, war doch gewiß geeignet, meine Neugierde in einem hohen Grade zu erregen. Während ich nun allein im Zimmer zurückblieb, erſchöpfte ich mich vergebens in Vermuthungen und Kombinationen; es wollte mir gar nichts einfallen, was mir auch nur annäherungsweiſe hätte zur Erklärung dienen können.

Nach einer kleinen Stunde erſchienen die zwei Männer wieder. Herr Mathis holte aus ſeinem Kaſten eine gefüllte Brieftaſche hervor, zählte dem Iſraeliten eine, für den bäuerlichen Stand des Gebers ſehr bedeutende Summe in Banknoten zu, welche der Andere einſteckte; dann gab er ihm

noch ein ziemliches Sümmchen — wie viel? weiß ich nicht — mit den Worten: „Das sind Reisespesen für Euch!“

Da ich sah, daß Herr Mathis darüber in Verlegenheit war, daß sein Gast von der Küche des Hauses aus religiösen Bedenklichkeiten nichts genießen wollte, befahl ich meiner Wärterin demselben eine Koscherspeise zu bereiten, wofür mir beide Männer vielen Dank sagten.

Ein Knecht meldete, daß der Wagen bespannt sei, der Israelite nahm herzlichen Abschied von Herrn Mathis, warf auch mir ein freundliches „Birschuthchem!“ (ein gewöhnliches Abschiedswort) zu, entfernte sich und wir hörten bald den Wagen abrollen.

Herr Mathis nahm wieder seinen Sitz an meinem Bette ein. Er war in sehr ernster Stimmung und trocknete manchmal die feuchten Brauen. Voll Theilnahme, die der Mann in hohem Grade verdiente, fragte ich ihn, ob das, was er von dem eben abgereisten Manne erfahren, trauriger Natur für ihn sei.

— Wie man es nehmen will! Doch .... warum soll ich gegen den lieben Gott undankbar sein? Ich habe von meinem einzigen vielgeliebten Sohne Nachrichten erhalten, er befindet sich wohl, das ist doch wohl nur erfreulich.

— Wie, Herr Mathis! Ihr habet einen Sohn und ich habe während der drei Wochen, die ich hier bin, kein Wort davon erfahren? Ach, ja doch! er ist ohne Zweifel bei dem Militär und Ihr kaufet ihn jetzt los. Nicht wahr?

— Schweigen wir davon, lieber Herr! Hier ist nicht gut darüber sprechen. Es ist keineswegs Mangel an Vertrauen, wenn Sie nur erst bei dem wackern Doktor sind und Sie mir erlauben, Sie zu besuchen, so will ich Ihnen mein Geheimniß gern anvertrauen. Es wird mir sogar, glaube ich, wohlthun davon zu sprechen.

Am nächsten Tage wurde ich nach D .. gebracht, wo in der Wohnung des Doktors ein Zimmer für mich eingerichtet war. Trotz der Behutsamkeit, mit der ich befördert wurde, erschienen die Folgen der körperlichen Erschütterungen im Anfange doch etwas bedenklich; mein nunmehriger Hauswirth aber bewies mir so viel Aufmerksamkeit und ließ mir eine solche Pflege angedeihen, daß ich bald wieder auf dem besten Wege der Genesung war.

Herr Mathis hielt Wort; er kam zu mir auf Besuch, und zwar absichtlich an einem Nachmittage, weil er da hoffen durfte auch den Doktor zu Hause zu finden. Er hielt auch in so fern Wort, daß er, meiner Aufforderung Folge leistend, mir die nicht uninteressante Geschichte der Tefilin mittheilte. Es wäre jedoch mir und dem Leser nicht angenehm in die Sprache und Erzählungsweise des Herrn Mathis eingehen zu müssen; daher werde ich das von ihm Mitgetheilte, nur dem Inhalte nach erzählen.

Alma und Ratany — man erlaube mir diese zwei Namen unterzuschieben — sind zwei Dörfer in Entfernung einer Stunde von einander. Letztgenanntes ist zumeist nur von Deutschen, unter Kaiser Joseph II. eingewanderten „Schwaben“ bewohnt; in dem ersten befindet sich mehr eine gemischte Bevölkerung von Ungarn, Deutschen und Serben. Hier wohnten auch einige arme jüdische Familien und unter diesem Schlome, der Pächter des Wirthshauses. Da das Erträgniß desselben nicht ausreichte eine Familie zu ernähren, so richtete sich Schlome auch ein kleines Krämergeschäft ein. Er verkaufte Kerzen, Seife, Tabak, Pfeifen, Zündhölzchen, Salz und noch manche andere in dem Dorfe gangbare Gegenstände. Diese Krämerei bot den eigentlichen Nahrungszweig; denn das Wirthshaus — von dem ich bereits eine kurze Schilderung gab — brachte so viel wie nichts und die Feldstücke, die dazu gehörten, mußte er Andern überlassen. Es ist eine unbestreitbare Wahrheit, daß der Jude mit zwei Ruhetagen in jeder Woche, seinem eigenen und dem ihm aufgedrungenen Festtage, kein glücklicher Feldbauer sein kann.

Mit dieser Behauptung vindicire ich jedoch keiner Landesregierung das Recht dem Juden die Bodenkultur streitig zu machen, denn mit demselben Rechte könnte sie einem Schneider, der durch eine Gichtkrankheit verhindert ist sein Geschäft selbst zu versorgen, die Schließung seiner Werkstätte anbefehlen.

Schlome erfreute sich eines gewissen bäuerlichen Wohlstandes. Sein einziges Töchterchen führte mit Emsigkeit und Einsicht die Hauswirthschaft, bestellte Küche und Garten, und war, wenn es nöthig erschien, dem Vater in einer doppelten Eigenschaft als Wirth und Krämer, behilflich.

Es war an einem Sommermorgen im Jahre 1849 Schlome stand wie gewöhnlich mit Tagesanbruch auf, bekleidete sich mit Talith (Betmantel) und Tefilin und verrichtete seine Morgenandacht. Er war eben damit zu Ende als ein Mann, Todtenblässe auf dem Gesichte, hastig in das Zimmer stürzte und fast erschöpft auf eine Bank niedersinkend ausrief: „Schlome, rette mich, ich kann nicht weiter!“

Der Hereinstürzende und Hilfesuchende war Mathis, der reichste Bauer aus Ratany. Tages vorher waren Insurgenten eingerückt — die ungarische Erhebung war eben in höchster Extension — und in den Bauernhäusern einquartirt. Bei Mathis war ein Officier höhern Ranges eingekehrt

Die Nacht war schwül und der Offizier vermochte in der dunstigen, Zimmeratmosphäre, kein Auge zu schließen, er ließ sich daher von seinem Diener einen Strohsack in den Hofraum hinaustragen, um die Nacht im Freien zuzubringen. Der Diener hatte unvorsichtiger Weise sein geladenes Gewehr an die Küchenthüre gelehnt, und sich dann selbst zur Ruhe begeben. Mathis stand zeitig in der Frühe auf, öffnete die Küchenthüre, das Gewehr stürzte um, entlud sich mit einem Knall und — der Offizier wälzte sich in

seinem Blute. Mathis trat erschrocken hinaus, hob das Gewehr, das ihm im Wege lag vom Boden und in diesem Augenblicke springt der aus dem Schlafe geweckte Diener des Offiziers heraus. Er sieht dort seinen röchelnden Herrn im Blute schwimmen, hier den Bauern mit dem Mordwerkzeug in der Hand, die Vermuthung, es sei hier ein absichtlicher Mord geschehen, ward ihm zur Gewißheit. Deutscher Hund, brüllte er, du hast meinen Herrn erschossen!" Wahrscheinlich fühlte er sich aber zu schwach, den kräftig aussehenden Mathis zu bewältigen, daher lief er lieber halbnackt wie er war, auf die Straße, um Kameraden herbeizuholen. Mathis begriff das Gefahrvolle seiner Lage, und daß, wenn er in die Hände der Insurgenten käme, er rettungslos verloren wäre. Nur eine schleunige Flucht konnte ihn noch retten. Er besann sich nicht lange, lief in den Garten, sprang über den Zaun und quer über die Felder nach Alma. Als er, nahe diesem Dorfe sich zum ersten Male umschaute, bemerkte er bewaffnete Insurgenten, die auf der Heerstraße gegen Alma zogen. Durch die Angst und das schnelle Laufen sich erschöpft fühlend, suchte er bei Schlome ein Versteck. Schlome war ihm keine Verbindlichkeiten schuldig, von ihm allein konnte er Theilnahme hoffen, die übrigen Einwohner von Alma waren mehr oder weniger in Sympathie mit den Aufständischen. Das Wirthshaus befand sich auch am Anfange des Dorfes, er durfte nicht hoffen, ohne bemerkt zu werden, weiter sich vorwagen zu dürfen.

Wir haben ihn bei Schlome erscheinen gesehen.

— Mein Gott! was geht vor, Herr Mathis! Was verlangst du von mir? sprich!

Mathis erzählte mit wenigen Worten und in einem kaum faßlichen Zusammenhange den unglücklichen Vorgang, der ihn zum Flüchtling machte.

— Was soll ich also thun? wiederholte Schlome.

— Mich verbergen, damit die nach meinem Blute Lechzenden mich nicht finden. Die wüthenden Ungarn werden hier sein und mich suchend werden sie das ganze Dorf plündern.

— Aber, um des Himmels Willen, Mathis! Du kennst ja dieses Gebäude, das einem durchlöcherten Siebe ähnlich ist. Wohin soll ich dich bringen, um dich zu sichern?

— Ich weiß es nicht, du mußt es wissen, Schlome! Laß mich nur nicht den Wütherichen in die Hände fallen.

— Wenn sie dich bei mir finden, bin ich selbst ein Mann des Todes. Mit einem Juden, wie du weißt, macht man ja ohnehin viel weniger Umstände.

— Mein Gott! was fange ich nur an?

— Wir sind beide verloren.

— Nein, Schlome! warum sollte ich ohne Nutzen dich mit verflechten in mein unglückliches Verhängniß? Ich verlasse dein Haus und gerathe ich

in die Gewalt meiner Verfolger, so mag mir Gott beistehen. Du aber begib dich nach D . ., wo mein armer Sohn sich eben bei seiner Großmutter befindet und bringe ihm meinen Gruß und meinen letzten Segen.

— Ach! so habe ich es nicht gemeint Mathis! Keineswegs lasse ich dich hinaus in die sichere Gefahr. Wie, glaubst du mich etwa treulos und feig genug, ein fremdes Leben Preis zu geben, um der eigenen Sicherheit willen? Du hast bei mir Schutz gesucht, den vermag ich dir nicht zu gewehren, aber einen kräftigen Arm habe ich, dich vertheidigen zu helfen. So lange dieser Arm sich zu vertheidigen vermag, darf dir in meiner Wohnung Niemand in feindlicher Absicht nahe treten.

— Horch! hörst du nichts?

In diesem Augenblicke meldete Gitel, das Töchterchen Schlomes, daß sechs bewaffnete Ungarn dem Dorfe nahen.

Da kam Schlome plötzlich ein eigenthümlicher Gedanke. Er holte nämlich aus dem Kasten einen alten Talith und ein Beutelchen mit Tefilin, beide Erbstücke von seinem vor Kurzem verstorbenen Vater; Mathis mußte den linken Arm entblößen und Schlome umwand ihn mit dem einen Theil der Tefilin, brachte den andern Theil an dessen Stirne und hüllte ihn ein in den Talith. Wer immer hereinkommen mag, unterrichtete ihn Schlome, so thue du nur stets als wenn du leise beteteſt, verdrehe dabei die Augen und bewege dich mit dem Oberkörper wie ein Verzückter, laß dich in der scheinbaren Andacht durch gar nichts stören: die Fragen, die etwa an dich gerichtet werden sollten, werde ich beantworten. Halte dieses Betbuch immerfort in der Hand und stehe mit dem Gesichte gegen die östliche Zimmerwand. Zum Ueberfluß laß auch diese Brille meines seligen Großvaters auf deiner Nase reiten.

Wenige Minuten nachdem diese Maßregeln getroffen waren, traten geräuschvoll einige bewaffnete Honveds in das Zimmer, Andere umstellten das Haus.

Mathis fing an den Oberleib seines Körpers in perpendikuläre Bewegung zu bringen, als wenn er in Lißka den Chassidäerkurs gemacht hätte. Dadurch verhinderte er auch, daß das Zittern seiner Glieder und das Klappern seiner Zähne wahrgenommen werden konnte.

„Ist kein Bauer aus Katany hier versteckt, Jude?“ fragte der Anführer der Honveds.

Schlome war der ungarischen Sprache vollkommen mächtig, er antwortete in dieser Zunge: „Was gehen uns die Katanyer an? Sie sind nicht unsere Brüder, denn sie sind Deutsche, wir aber sind Ungarn.“

Wer den Charakter der Ungarn und ihren Nationalstolz, besonders wie er sich in dieser Epoche kund gab, in welcher das hier Erzählte vorging einiger Maßen kennt, dem wird es einleuchten, daß die Antwort Schlome's

beinahe allein schon hinreichte, das Mißtrauen der einen Feind suchenden Magyaren zu entfernen.

„Na! wir werden euer Haus durchsuchen, sprach der Honved und wenn wir den Elenden denn doch hier finden, würdet Ihr sammt dem Plappermaul da — er zeigte auf Mathis — augenblicklich zerhauen."

„Thut nach Belieben, versetzte gleichmüthig Schlome, aber sagen muß ich Euch, daß es eine Schande ist, bei einem ehrlichen Ungarn einen — versteckten Verräther zu suchen. Warum sucht ihr nicht lieber bei den Deutschen?"

Der Anführer der Honveds hielt sich in seinem Innern von der Unschuld Schlomes vollkommen überzeugt, und nur um der erhaltenen Mission Genüge zu leisten, befahl er vieren von seinen Leuten das Gebäude zu durchsuchen. — Während dieser Befehl vollzogen wurde, durchsuchte er selbst alle Winkel des Zimmers, wo ein Versteck denkbar schien, dann wendete er sich an Mathis:

— Was sagst du Mauschel? Ist wirklich Niemand hier versteckt?

Mathis verdrehte die Augen, balancirte den Kopf und bewegte lautlos die Lippen.

— Der gibt euch vor einer Stunde — sagte Schlome, bis er vielleicht mit seiner Andacht zu Ende ist, keine Antwort.

— Dawent (betet) auch für mich! sprach der mit dem Anführer zurückgebliebene Insurgent.

— Ihr seid Israelite? fragte Schlome diesen.

— Ei, was! erwiderte der Anführer, sobald wir gesiegt haben, dann fallen alle Schranken: Christ und Jude ist dann gleich.

Schlome fand Zeit und Ort nicht angemessen, einen Zweifel laut werden zu lassen, wiewohl er in seinem Herzen dieser freundlichen Verheißung wenig Glauben schenkte.

Inzwischen kamen die vier Mann zurück. Sie hatten, wie sich denken läßt, nichts Verdächtiges gefunden und nun entfernten sich alle sechs, um weitere Recherchen in dem Dorfe vorzunehmen. Mathis blieb den ganzen Tag und die nächstfolgende Nacht bei Schlome, bis am andern Tage die Nachricht kam, die Ungarn seien von Ratany abgezogen.

Ehe Mathis seinen Retter verließ, drückte er ihm die Hand und sprach: ich werde es ganz gewiß so lange ich lebe nicht vergessen, was ich dir schuldig bin, daß ich nämlich verloren gewesen wäre, wenn du nicht, ohne Rücksicht auf die eigene Gefahr, durch deine Geistesgegenwart mich vor der Wuth eines grimmigen Feindes bewahrt hättest. — Was Mathis hier sprach, war von ihm auch ehrlich gemeint, denn sein Herz war schlicht, unverdorben und keiner Verstellung fähig. Er sehnte sich auch wirklich nach einer Gelegenheit seinem jüdischen Freunde thatsächlich beweisen zu können, wie sehr er sich gegen ihn verpflichtet fühle.

Mathis nahm den alten Talith und die Tefilin mit ſich, um ſie als Andenken aufzubewahren.

Die Gelegenheit, dem Schlome einen Gegendienſt zu erweiſen, ließ nicht lange auf ſich warten.

Ein raiziſcher Inſaſſe von Alma ſchickte eines Abends ein ungefähr zehn Jahre altes Mädchen in das Wirthshaus, um Brandwein zu holen und — dieſes kam nicht zurück. Der nach Arak lechzende Serbe wartete ungeduldig eine volle Stunde vergebens! Das Mädchen kam nicht. Ergrimmt über die unerklärliche Saumſeligkeit des Kindes, bewaffnete er ſeine Rechte mit einem Stock, ging ſelbſt hin es aufzuſuchen, mit dem feſten Entſchluſſe ihm handgreiflich zu beweiſen, daß man einen durſtigen Vater nicht dürfe ſo lange ſchmachten laſſen. Er kam zu Schlome und erfuhr von dieſem, ſein Töchterlein ſei vor faſt einer Stunde dageweſen und habe auch das verlangte geiſtige Getränke in Empfang genommen. Der Serbe ging mit geſteigerter Wuth nach Hauſe, das Mädchen war noch nicht da, wiewohl ſchon die zehnte Abendſtunde ſich ihrem Ende zuneigte. Die Sache war bedenklich. Die Nachbarn wurden aus dem Schlafe geweckt, in den Gaſſen Nachſuchungen gemacht, bei den muthmaßlichen Freundinen des Mädchens nachgefragt, und da noch immer von ihr nichts zu erfahren war, wurden verſchiedene Vermuthungen gewechſelt. Da warf unglücklicher Weiſe ein alter Serbe die dem Pöbel leider! noch immer nicht weit liegende Fraſe hin: Die Juden brauchen ja das Blut der Chriſtenkinder! gewiß hat Schlome das Mädchen geſchlachtet.

Das Wort war geſprochen und die Satansſaat fand in den Herzen aller Anweſenden einen empfänglichen Boden. Das ganze Dorf wurde allarmirt: Alles ſchrie, Alles tobte, man hörte nichts als: Schlome, hat ein Chriſtenkind geſchlachtet! Wir wollen ihn auch ſchlachten! Wir wollen alle Bluttrinker ſchlachten! das geſchlachtete Kind muß er herausgeben! Er muß zerriſſen werden! Dieſe und ähnliche Ausrufungen verkündeten genugſam, was dem unglücklichen Schlome bevorſtand. Alle Bauern bewaffneten ſich mit Knitteln und Mordwerkzeugen, und als wenn an der Richtigkeit ihrer Vorausſetzung gar nicht mehr zu zweifeln möglich wäre, ſtürzten ſie mit Wuthgeſchrei gegen das Wirthshaus.

Inzwiſchen war Schlome doch von freundlicher Hand gewarnt worden. Ein iſraelitiſcher Einwohner von Alma war vorausgeeilt und ſetzte ihn von dem Sturm in Kenntniß, der ſich gegen ihn vorbereitete. Als daher der Troß in das Wirthshaus kam, fand er nichts, als Gitl, die vierzehnjährige Tochter Schlomes, die eines heftigen Fieberanfalles wegen nicht im Stande war, dem Vater auf der Flucht zu folgen. Die Zeit drängte, Gitl beſchwor

ihn, fortzueilen, und da er sich überzeugt glaubte, ihr drohe keine Gefahr, ließ er sie zurück und entfloh allein.

Diese Flucht, von der die Bauern bei genauer Durchsuchung des Hauses sich überzeugten, galt ihnen als ein unumstößlicher Beweis von der Schuld Schlomes, die Wuth wuchs und man fing an sich an Gläsern und Flaschen zu vergreifen, Fenster einzuschlagen und Kasten zu erbrechen, schon ließen Stimmen sich vernehmen, man müsse dem Juden vergelten und ihm ebenfalls seine Tochter abschlachten; als der Richter des Dorfes vordrang und befahl das Judenmädchen zu binden. Thut ihr nichts zu leide, sprach er; denn, wenn sie auch nicht ganz schuldlos ist, so muß man doch vorerst von ihr erfahren, wo ihr Vater sich versteckt hält.

Ob der Richter in seinem Innern von der Grundlosigkeit der Beschuldigung überzeugt, die Absicht hatte, das arme Judenkind vor rohen Mißhandlungen zu schützen? Ich will dieses zur Ehre der Menschheit glauben und ich bin zu dieser Annahme berechtigt, da er später geäußert haben soll, er wisse zwar nicht genau, ob die Juden sich bei ihren Osterbroden des Christenblutes bedienen, da aber der Vorgang mit Schlome sich im Monat Juli zugetragen, so habe er durchaus an der Sache nicht zu glauben vermocht.

Mathis war eben dem nächtlichen Lager entstiegen und noch nicht völlig angekleidet, als Schlome athemlos und verwirrt im Aussehen unerwartet hereinkeuchte. „Mathis! rief er, nun wirst du mir zahlen; nun ist an dir die Reihe mich gegen die unverschuldeten Angriffe rasender Menschen zu schützen.“ — Nachdem er, hierzu aufgefordert, erzählt hatte, was zu Alma vorging, reichte ihm Mathis treuherzig die Hand und sprach: „Sei unbesorgt, Schlome! ich werde, im Falle es nöthig sein sollte, dich eben so mit meinem Leben beschützen, als du es für mich zu thun bereit warst; es dürfte aber kaum Jemand einfallen, dich bei mir zu suchen.“ — „Doch! versetzte Schlome, ich glaube, bemerkt worden zu sein, als ich in dein Haus trat.“ — „Jedenfalls, sagte Mathis, soll mein Sohn nach Alma hinüber und uns Nachricht bringen, wie die Sachen drüben stehen.“

Peter, der sechszehnjährige Sohn Mathisens, wurde gerufen und über den Vorgang in Kenntniß gesetzt, dann gab ihm sein Vater den Auftrag nach Alma zu gehen, zu recognosciren, und Nachrichten zu bringen. Peter ging, aber bald darauf kam er ganz blaß wieder zurück und berichtete die Kunde von dem abgeschlachteten Christenkinde sei bereits bis nach Katany gedrungen, und da Jemand das Einschleichen Schlomes in Mathisens Wohnung bemerkt haben wollte, haben sich mehrere Bauern von Katany zusammengethan, die mit dem Gedanken umgehen, hier einzudringen, eine Haussuchung vorzunehmen, und Schlome, wenn er gefunden werden sollte, nach Alma zu führen.

„Gehe du durch den Garten den Feldweg nach Alma, mein Sohn!“ gebot Mathis, du bist um so schneller dort und kannst uns auch schneller

Nachricht bringen. Da bereits heller Tag geworden ist, könnte es leicht sein, daß man das vermißte Kind schon aufgefunden hat.“ Als Peter forteilte, bat ihn Schlome auch über Gitl Nachricht einzuziehen.

„Wir haben nun keine Zeit zu verlieren“, sprach Mathis zu Schlome. Ziehe hier meine Schlafmütze über die Ohren und lege dich auf diese Bank. Ich werde dich mit meiner Bunda (Bauernpelz) zudecken. Verhalte dich ruhig und laß nur mich machen. Dringt die Rotte herein, werde ich es schon so machen, daß man mich anstatt deiner fortführt; bin ich aber fort, dann setze meinen breiten Hut auf, gehe durch den Garten und suche die Straße nach D...; dort ist eine Judengemeinde und der Sitz des Oberstuhlrichteramtes, das dich schützen muß. Bis die verblendeten Bauern mich und ihren Mißgriff erkennen, bist du schon in Sicherheit.

Schlome nahm die angedeutete Position ein, Mathis aber holte aus seinem Kasten die Tefilin, umwand sich dieselben nach der aus der Erfahrung erlernten Methode, ohne sich darum zu bekümmern, ob er auch vollkommen regelrecht dabei verfahre, hüllte sich in den alten Talith, setzte sich Schlomes Helm auf den Kopf und wartete der Dinge die vielleicht kommen sollten, und die auch gar nicht lange auf sich warten ließen. Ein heftiges Gepolter von der Straße her, kündigte die Annäherung des bäuerlichen Inquisitions-Tribunals an.

Mathis stellte sich an die Wand und machte chasidäische Gesticulationen.

Zehn bis zwölf Bauern drangen in das Zimmer. „Aha! Schau, da ist er ja, der Bluttrinker!“ riefen die Eindringenden, als sie Mathis in seiner Verkleidung gewahrten, ohne ihn jedoch zu erkennen. „Fort mit ihm nach Alma! Fort mit ihm!“

Zwei Bauern faßten ihn an beiden Armen, schleppten ihn fort, während die Andern von hinten nachstießen, wiewohl er gar keinen Widerstand leistete. Nur hielt er den Talith so fest, daß sein Gesicht stets verhüllt blieb, und beinahe nichts als das große Tefilin-Gehäuse an seiner Stirne sichtbar war. Der Bauernandrang ward während des Zuges immer größer, es bildete sich ordentlich ein Menschenknäuel, der immer dichter wurde; in der verblendeten Wuth fiel es den Leuten nicht einmal ein, ihrem Opfer ins Gesicht schauen zu wollen, und es hätte vielleicht auch der Verhüllung durch den Talith nicht bedurft.

Drei Viertel des Weges waren bereits zurückgelegt. Mathis fing das Drängen und Stoßen an gar zu unbequem zu werden, da dachte er: Freund Schlomeh ist bereits geborgen, wozu also länger die Maskerade?“ Mit einem kräftigen Stoß entwand er sich seinen Führern, warf den Talith von sich herab, riß die Tefilin vom Haupte und erhob ein lautschallendes Gelächter.

Plötzlich stand die Schaar ganz verblüfft da. „Mathis! Herr Mathis! Gevatter Mathis! Vetter Mathis! Nachbar Mathis!“ das waren die Ausrufungen, in denen sich in den ersten Momenten die Verblüfftheit durch die

unerwartete Enttäuschung kund gab, und die Einfältigern stimmten sogar in das Gelächter mit ein; bei Mehrern jedoch trat bald das Gefühl der Gereiztheit ein, es ging ihnen ja ein so schön geträumtes Schauspiel verloren; sie waren obendrein die Gefoppten, der schlaue Mathis hatte Komödie mit ihnen gespielt, und wird sich nun das ganze Jahr über sie lustig machen.

„Mathis! rief Einer, das wird dir wenig nutzen. Du hast den Juden versteckt und du mußt ihn ausliefern, wir lassen dich nicht los."

„Heraus mit dem Juden!" schrie ein Anderer, sonst kommen die Almaer über uns und stecken uns die Häuser in Brand!" Dabei rissen sich Mehrere um den Talith, der ein Opfer des Un- und Muthwillens wurde, mit echt vandalischer Wuth wurde er endlich in Fetzen zerrissen. Man hätte sich ohne Zweifel eben so an die Tefilin vergriffen, allein Mathis hatte sie bei Zeiten in die Busentasche seiner Weste gesteckt. Mathis befand sich eben nicht in der angenehmsten Lage, denn man war entschlossen, ihn den Almaern zu überliefern, die ihn schon zwingen werden den Aufenthaltsort des jüdischen Verbrechers zu verrathen.

Auf einmal sah man von Ferne Peter daherrennen. Er machte Zeichen mit der Hand, die man sich aber nicht zu erklären verstand, bis er endlich in die Hörweite der Bauern kam und ihnen zurief: „Das Mädchen ist gefunden! ich habe sie gefunden, es ist ihr gar kein Leid widerfahren!"

So war es auch in der That.

Als Peter hinter den Gärten auf dem Fußpfade den Weg nach Alma machte und schon nahe an der Einbiegung in das Dorf war, fand er ein weinendes Mädchen neben einem Gebüsche sitzend und händeringend. Peter zweifelte nicht daß es dasselbe Mädchen sei, welches man suchte. Durch freundliches Fragen und Zureden brachte er heraus, daß der Brandwein, den es bei Schlome gekauft, einen solchen Reiz auf den begehrlichen Gaumen des Mädchens übte, daß es davon zu verkosten begann, wiederholte aber das so oft, bis ein bemerkbares Deficit in dem Fläschchen zu bemerken war. Trotz der Betäubung die sich ihrer nach und nach bemächtigte, fühlte sie doch instinktmäßig, sie dürfe mit diesem sichtbaren Abgang in der Flasche vor dem Vater nicht erscheinen, ohne der gräulichsten Mißhandlung sich auszusetzen, sie nahm daher in ihrem Wege eine andere Richtung, schwankte von Gasse zu Gasse, konnte sich aber nicht mehr entsinnen, wie sie an dieses Gebüsch gekommen und eingeschlummert sei. Eben erwacht, rief ihr das halbleere Fläschchen das gestern Abend Vorgegangene ins Gedächtniß, sie traute sich jetzt um so weniger zurückzukehren in das väterliche Haus, und die Verzweiflung preßte ihr Thränen und Jammertöne aus.

Peter erbot sich das verzweifelnde Mädchen zu den Eltern zu bringen und sie vor den gefürchteten Mißhandlungen zu schützen, welchem Erbieten sie erst dann zu widerstehen aufhörte, als er ihr Geld gab, um frischen Brandwein zu kaufen. Sie war klug, oder erfahren genug einzusehen, daß

des Vaters Amneſtie viel leichter zu erwirken ſein werde, wenn der Anblick des vollen Branntweinfläſchchens beſchwichtigend das Gemüth mild ſtimmen würde.

Das Haus des Dorfrichters zu Alma war von wuthentbrannten, blutdürſtigen Bauern umlagert, man wollte durchaus das Judenmädchen heraushaben, um Rache an demſelben zu nehmen. Die arme Gitl hörte das Verlangen der tobenden Menge und erbebte.

Auf einmal ward draußen alles ſtille. Peter kam, das vermißte, aber unverſehrt gebliebene Kind an der Hand führend. Er wurde umringt, er erzählte und das weinende Mädchen beſtätigte die Wahrheit. Nun ſchlichen die Tumultanten Einer nach dem Andern fort. Nur wenige von ihnen fühlten ſich beſchämt, mehrere waren verlegen darüber, wie ſie ihre Theilnahme an dem Exceſſe ableugnen könnten, und Einige auch blieben ſteif und feſt dabei, wenn das Mädchen nicht gefunden worden wäre, dann wäre gewiß die einzige Urſache die geweſen, daß es Schlome abgeſchlachtet hätte.

Der Vater des Kindes beruhigte ſich, als er in der Hand desſelben das Geld ſah, das ihm Peter gegeben hatte, welches hinreichte, das Fehlende in der Flaſche mehr als dreifach zu erſetzen.

Gitl vermochte es kaum zu faſſen, als Peter zu ihr in den Kerker drang und mit freudiger Theilnahme ihr zurief, das verlorne Mädchen ſei gefunden, ſie möge ſich beruhigen und mit ihm zu ihrem Vater gehen. Die Erwähnung ihres Vaters machte ſie plötzlich ihrer ſelbſt vergeſſen, ſie brach in Thränen aus. „Mein Vater! ſchrie ſie, wo iſt mein Vater? ich will ihn ſehen!“ „Sei ruhig, Gitl! ſprach Peter gerührt, dein Vater iſt bei den meinen, es iſt ihm gar nichts Schlimmes widerfahren, und du kannſt mit mir zu ihm hingehen.“

Auf Peters feſten Arm geſtützt, vermochte ſie dennoch kaum ihre Wohnung zu erreichen. Hier angelangt fiel ſie ohnmächtig zu Boden.

Peter war in Verzweiflung. Er warf ſich vor ſie auf das Knie und bat ſie mit heißen Thränen in den Augen, doch nur zu erwachen. Er ſchob das flaumenreiche lange Haar von dem runden reizenden, wenn auch blaſſen Geſichtchen; er drückte unwillkührlich einen brennenden Kuß auf die üppig geſchwellten Lippen, wobei ſeine warmen Zähren ihr Antlitz netzten, und — ſie erwachte. „Wo iſt mein Vater?“ war ihre erſte Frage. „Er ſoll gleich hier ſein, theure Gitl! verſicherte der entzückte Jüngling, ich laufe ſogleich um ihn zu holen. Aber — fügte er traurig hinzu — ich kann dich ja doch nicht allein hier zurücklaſſen! du biſt ja krank! — Ach, nein, guter, lieber Peter! verſetzte ſie, mir iſt beſſer, und wenn ich nur erſt den Vater bei mir ſehe, dann iſt Alles wieder gut.“

Peter ging zögernd von dannen. Wir wiſſen bereits in welcher bedrohlichen Geſellſchaft er ſeinen eigenen Vater auf dem Wege traf. Er erzählte wie die Dinge in Alma eine aufklärende Wendung genommen haben. Die

Wirkung dieſer Erzählung auf die Ratanyer Bauern gegenüber dem Mathis, der — weil reich — ihnen ſtets ein Herr Vetter, Herr Nachbar, Herr Gevatter und ein liebſter Mathis war, mag ſicherlich eine peinliche geweſen ſein; allein Mathis war wacker und klug genug, das heutige Verfahren gegen ihn ins Scherzhafte zu ziehen. — Peter erfuhr, daß Schlome nach D... geflüchtet ſei, und bei all ſeiner Müdigkeit eilte er hin, um den gewiß ſchwerbeſorgten Mann zu beruhigen und ihn zu Gitl zurückzubringen. Peter war in der That ein herzensguter Junge; die Freundſchaft ſeines Vaters für Schlome machte, daß auch er demſelben gut war, ſeit heute Morgen hatte er, ohne zu wiſſen warum, und ohne daß die Frage warum? ihm auch nur in den Sinn gekommen wäre, für die vierzehnjährige Gitl ein beſonderes Intereſſe, daher die Scene des erſten Wiederſehens zwiſchen Vater und Tochter ein nie geahnter Seelengenuß für ihn war, und als Gitl endlich ihre ſchönen blauen Augen, worin ihre ganze reine unſchuldvolle Seele lag, zu ihm erhob und ſprach: „Du warſt unſer rettender Engel, Peter!“ fing der gerührte Jüngling zu ſchluchzen an, und wäre gern bereit geweſen, ſich ſelber für Gitl den Hals durchſchneiden zu laſſen. Wie ſo gerne wäre er länger geblieben, wie ſchwer fiel es ihm ſich von dem jungen Weſen zu trennen, allein zu Hauſe harrte ſeiner die Arbeit, er ging und ſeit dieſem Tage war Gitl ein Gegenſtand, mit dem ſeine Fantaſie ſich unaufhörlich beſchäftigte. Im Anfange ſchloß ſich ſeinen Gedanken ſtets als Refrain der Ausruf an: „Wenn nur Gitl keine Jüdin wäre!“ ſpäter pflegte er zu rufen: „Ach, wenn ich nur als Jude geboren wäre!“ Er war Proteſtant.

Schlome hatte manchen Verluſt zu beklagen; denn man war an jenem ſchrecklichen Abend in ſeiner Wohnung nicht ſehr glimpflich mit ſeinen Habſeligkeiten umgegangen; er tröſtete ſich jedoch darüber und bald kehrte die gewohnte Ordnung wieder bei ihm ein. Gitl ſtrotzte wieder in blühender Geſundheit, und es war in dem ganzen Dorfe Alma kein einziger Bauer, der dem Schlome nicht betheuert hätte, es ſei ihm niemals in den Sinn gekommen, ihn eines eben ſo abſurden als argen Verbrechens zu beſchuldigen. — Gitl dachte ebenfalls ſehr oft an Peter — der wohl auch manchen Sonntag auf Beſuch nach Alma kam — wenn ihr aber auch manchmal der Wunſch in die Seele kam: wenn doch Peter ein Iſraelite wäre! ſo gibt das uns doch keinen Grund auf gewiſſe Herzensgefühle zu ſchließen, die ſich bei thätigen, arbeitſamen Landmädchen ſelten ſchon im fünfzehnten Lebensjahre entwickeln. Es mochte bei ihr blos ein Ausfluß confeſſioneller Ueberzeugung ſein.

In einer der nächſten Nächte, da Schlome eben im ſchlafloſen Zuſtande ſeiner Beziehung zu Mathis gedachte, fiel es ihm ein, daß bei demſelben ſich noch immer die Tefilin ſeines Großvaters befänden; es ſchien ihm ſündhaft, einen Gegenſtand ſo heiliger Verehrung für den Juden, einer profanen Hand zu überlaſſen. Am nächſten Morgen hielt er es daher für ſein nothwendigſtes Geſchäft, ſeinem Freunde in Ratany ein Beſuch zu machen.

Ein alter jüdiſcher Schriftſteller ſagt: „Die Höhe des Himmels, die Tiefe der Erde und die Weite des menſchlichen Herzens ſind unerforſchlich.“ Da dem guten Manne die mathematiſche Feſtſtellung der Periferie und des Diameters unſeres Erdballes zur Zeit ein Geheimniß war, ſo müſſen wir ihm die Paralelle hingehen laſſen; inſofern er aber die Abſicht hatte, die Unerforſchlichkeit des menſchlichen Gemüthes auf eine frappante Weiſe zu veranſchaulichen, müſſen wir ſeinem poetiſchen Talente Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Nach all dem, was zwiſchen Schlome und Mathis vorgegangen, mußte uns ſicherlich der Gedanke am fernſten liegen, als könnte jemals zwiſchen dieſen zwei Perſonen eine tödtliche Feindſchaft beſtehen, und dennoch reichte eine viertelſtündige Unterredung hin, einen ſolchen Zuſtand herbeizuführen.

Mathis ging dem Schlome freundlich entgegen und reichte ihm treuherzig die Hand.

Grüß' dich der Himmel, Schlome! was für angenehmer Zufall führt dich zu mir?

Eine Kleinigkeit, Mathis! es iſt mir in der letzten Nacht erinnerlich geworden, daß meine Tefilin noch immer ſich bei dir befinden, ich bin alſo eigends herübergekommen ſie abzuholen.

Schlome, mein Freund! das geht nicht. Siehe, dieſe Tefilin ſind mir nunmehr ein doppelt werthes Andenken geworden; einmal haben ſie mich aus einer Todesgefahr gerettet, und dann gaben ſie mir Gelegenheit dir meine Erkenntlichkeit durch einen Gegendienſt zu erweiſen. Ich gebe ſie nicht her.

Ich kann ſie dir aber nicht überlaſſen.

Kaufe dir Andere, Schlome! ich bezahle ſie.

Ich brauche keine Andern, denn zu meinem Gebrauche beſitze ich ſchönere, ich kann dir aber dieſe doch nicht laſſen.

Ich gebe dir zehn Thaler für die Tefilin, damit iſt es abgemacht.

Damit iſt es ganz und gar nicht abgemacht, denn ich will meine Tefilin.

So beſtimme du den Preis, wenn ich ihn zu zahlen im Stande bin, leiſte ich ihn.

Wer ſagt dir, daß ich einen Preis auf ſie ſetze? Sie ſind mir um keinen Preis feil: ich will die Tefilin.

Ich gebe ſie aber nicht her.

Du mußt, denn du nahmſt ſie ja ohne mein Vorwiſſen, ich habe ſie dir nicht geſchenkt.

Warum willſt du ſie denn aber durchaus, da du ſie doch nicht brauchſt?

Die Tefilin ſind bei uns ein Heiligthum, daher will ich ſie nicht in unreinen Händen laſſen.

Mathis, durch den Starrſinn Schlomes ohnehin ſchon in hohem Grade aufgeregt, kam bei dem nicht zu entſchuldigenden ehrenrührigen Ausdruck „unreine Hände“ vollends in Wuth. Er ſprang hin, riß einen Schrank auf,

zog aus demſelben die Tefilin hervor, warf ſie dem Schlome auf den Tiſch hin und rief voll Grimm: „Hier haſt du deine Tefilin, und nun verlaſſe augenblicklich dieſes Zimmer, ſonſt maſſakriren dich dieſe unreinen Hände. Du ſollſt aber an Mathis denken, ſo lange du lebſt!“

Schlome nahm ſeine Tefilin, küßte ſie und entfernte ſich mit betrübtem Herzen darüber, den Freund ohne Abſichtlichkeit ſo ſehr beleidigt zu haben. In der Einfalt ſeines Herzens, vielleicht auch im Unmuthe über die Weigerung ihm ſein Heiligthum zurückzugeben, hatte er ſich eines Ausdruckes bedient, deſſen kränkende Bedeutung er nicht erwog, und der mit den wahrhaft religiöſen Begriffen des Judenthums nicht im Einklange iſt.

Mathis aber wüthete noch lange fort, und glaubte ſich in ſeinem religiöſen Gefühle verpflichtet Rache zu nehmen für die ihm angethane Schmach, und bald faßte er den Entſchluß — ſeinen nunmehrigen Feind zu verderben. Der Plan war kaum entworfen und ſchon wurde zur Ausführung geſchritten.

Noch an demſelben Tage finden wir Mathis in dem herrſchaftlichen Schloſſe zu Alma in einer Unterredung mit dem Rentmeiſter. Er wußte, daß die Pachtzeit für das Wirthshaus bald ſich zu Ende neigte, und erbot ſich für die Zukunft zu einem Pachtſchilling von jährlichen fünfhundert Gulden, während Schlome bisher kaum die Summe von dreihundert zu erſchwingen vermochte. Der humane Beamte behielt ſich für den langjährigen bisherigen Pächter blos die Prärogative vor, im Falle Schlome denſelben Pachtſchilling ſollte erlegen wollen. Der arme Schlome aber, der am folgenden Tage auf das Rentmeiſteramt beſchieden und befragt wurde, geſtand mit Schmerz, daß er mit dem reichen Mathis dem viele Mittel zu Gebote ſtünden, den Verluſt von der einen Seite auf der andern zu erſetzen, nicht concuriren könne, und daher gezwungen ſei zurückzutreten.

Zu Ende der Pachtzeit raffte Schlome ſeine geringen Habſeligkeiten zuſammen und bezog mit Gitl ein gemiethetes Zimmer.

Mathis bezog das Pachthaus zu Alma und überließ dem Peter die Wirthſchaft zu Ratany. Es wird wohl Niemandem auffallen zu vernehmen, daß dem Peter von dem Vater auch jeder Beſuch bei Schlome unterſagt wurde. Peter war ein gehorſamer Sohn, er übertrat des Vaters Verbot nicht. Es fiel ihm das um ſo leichter, da er eben nach Schlome keine ſonderliche Sehnſucht hatte. Aber Gitl?

Gitl war die einzige Stütze ihres Vaters, der nun gar keinen Nahrungszweig hatte und ſeine geringe Baarſchaft nach und nach ſchwinden ſah; ſie hatte das Korbflechten erlernt und betrieb es nunmehr als Geſchäft zur Lebenserhaltung. Sie arbeitete Tag und Nacht, und jeden Dienſtag zog ſie mit dem fertigen Vorrath auf den Wochenmarkt in die nächſte Stadt. Seitdem Peter dieſes in Erfahrung brachte, hatte er ebenfalls jeden Dienſtag etwas in der Stadt zu thun: entweder er führte von ſeinen Feld- und Gartenprodukten zu Markte, oder er mußte bald dieſes bald jenes in der Stadt

kaufen. Er machte jedesmal einen kleinen Umweg, um Gitl mit ihrem Waarenvorrath auf den Wagen zu nehmen. In der Stadt war er ihr auf alle mögliche Weise nützlich, und führte sie dann stets wieder nach Hause. — Für Peter war deshalb jeder Dienstag ein Festtag, derselbe verwandelte sich aber stets in einen Trauertag, wenn zufällig wirklich ein Festtag auf ihn fiel, an dem kein Wochenmarkt abgehalten wurde. Gitl war von den vielen Beweisen liebevoller Ergebenheit innig gerührt, und wenn sie jetzt, im Alter etwas vorgerückt, bisweilen dachte: „wenn doch nur Peter ein Israelite wäre!“ so ist wohl mit Recht anzunehmen, daß dieser Wunsch nicht blos von rein religiösen Motiven getragen wurde.

Dieser Zustand der Dinge dauerte ungefähr zwei volle Jahre fort, bis endlich Peter einmal eine Stunde lang mit seinem Wagen auf der Strasse vergebens wartete. Gitl kam nicht, daher wollte er seine Ladung an Erdäpfeln heute auch nicht zu Markte führen. Er fuhr unruhig und traurig wieder nach Hause.

„Die arme Gitl, dachte er, ist sicherlich krank! Sie sah schon am letzten Dienstag so blaß aus und beklagte sich über Unwohlsein. Mein Gott!“

Peter hatte es wirklich errathen: Gitl war krank, und lag zu Bette. Die Arbeit ruhte, und der Mangel, mit seinem ganzen niederdrückenden Gefolge, stellte sich nach und nach in Schlomes Hütte ein. Was nur einigermaßen entbehrlich schien, war bereits verkauft oder versetzt, und nun stand Schlome rathlos am Krankenlager der einzigen, geliebten Tochter; er hatte für ihre vertrocknete Zunge nichts — als kaltes Wasser. Er selbst hatte gestern Abend das letzte Stück von seinem Vorrath an Brod aufgezehrt, er dachte jedoch nicht daran, daß er heute werde fasten müssen, und daß er auf morgen keine bessern Aussichten vor sich habe, nur Gitls Zustand preßte ihm die Brust zusammen: was sollte, was konnte er für sie thun? Sie selbst, die Mittellosigkeit des Hauses wohl kennend, und die Verzweiflung des armen Vaters errathend, streckte ihm lächelnd die Hand hin. Sorge nur für dich, guter Vater! sprach sie, ich bin nicht hungrig, und so lange ich krank bin brauche ich gar nichts; so bald ich genese, wird Alles wieder gut.“

Diese Worte gaben wohl Zeugniß von dem frommen Sinn der Leidenden; waren aber zur Beruhigung für den besorgten Vater nicht geeignet. Da wendete er sein Gesicht ab, zerdrückte eine warme Thräne im Augenwinkel, dann holte er aus dem Schranke das Beutelchen mit den Tefilin und entfernt sich. Geht er beten? das hat ja der fromme Mann heute schon gethan; will er etwa die Tefilin verkaufen? versetzen? wer soll ihm in diesem Dorfe dafür auch nur eine kleine Münze zu geben sich entschließen? Wir wollen sehen.

Schlome geht direkt ins Wirthshaus, und bald steht er vor Mathis.

„Mathis! spricht er, in dem er ihm das wohlbekannte Beutelchen hinreicht, einst hast du mir für diese Tefilin zehn Thaler angeboten, wenn sie

für dich nicht allen Werth verloren haben, nimm sie als Unterpfand, und leihe mir nur zwei Thaler, sonst muß ich meine arme Gitl vor meinen Augen verschmachten sehen."

Seit zwei Jahren hatten sich die ehemals so intimen Freunde nicht gesehen.

War nun schon der bloße Anblick des zusammengeschrumpften, verhungerten und von Gram und Elend grau gewordenen Schlome ein tief erschütternder für Mathis, so fühlte er sich durch die Ansprache und durch den Hinblick auf die Tefilin wie vernichtet. Das Gewissen, das ihn bisher manchmal nun leise und vorübergehend daran mahnte, daß er Jemanden unglücklich gemacht, der einst uneigennützig für ihn das Leben in Gefahr setzte, das Gewissen fing jetzt plötzlich in seinem ehrlichen Busen mit einem schweren Hammer zu schlagen an. Derjenige, der einst in diesem Zimmer den kräftigen Arm erhoben hatte, entschlossen den Freund zu vertheidigen: er stand jetzt vor ihm gebeugt von Sorgen, die er, der Freund, über ihn brachte!

Beschämt und verwirrt griff Mathis nach seiner Brieftasche, langte eine Banknote von zehn Gulden hervor und reichte sie hin mit den Worten: Es bedarf von dir keines Unterpfandes. Du hast mich zwar beschimpft, ich habe deßwegen aber doch nicht aufgehört zu wissen, daß du der ehrliche Schlome bist."

Schlome nahm die dargereichte Note, sagte blos schluchzend: „Ich danke Mathis!" und entfernte sich.

Mathis sah den Mann schluchzend weggehen, und konnte sich selbst der Thränen nicht erwähren. Das rächende Gewissen fing in ihm zu sprechen an. „Du hättest ihn — so sprach es — für den Schimpf, von dir lassen, ihm deinen Umgang entziehen, aber keineswegs den Bissen Brod vom Munde reißen sollen. Zwei Stunden darauf schickte er nach Ratany und ließ Peter zu sich kommen. Mein Sohn, sprach er zu diesem, dem Schlome geht es schlecht!"

Peter erröthete.

„Seine Tochter Gitl, fuhr er fort, ist schwer erkrankt." Peter erblaßte. Mathis bemerkte es nicht, denn er war über das, was er zu sagen hatte selbst etwas befangen, und sprach mit niedergeschlagenen Augen: „Der Schlome ist zwar nicht mehr mein Freund — — das ist wahr — aber — verhungern will ich ihn denn doch nicht lassen, und seine Tochter soll auch nicht hilflos verschmachten."

— Gewiß nicht Vater! rief Peter.

— Weißt du was, Peter?

— Was denn, Vater?

— Laß doch gleich einen Sack Mehl und einen Sack Erdäpfel hinführen zu Schlome; dieses Fläschchen Tokayer aber und dieses Pfund Zwie-

bal mußt du selbst für die Kranke hintragen, und — sieh dich dort ein. Wenig um, Peter! was denn sonst noch Noth thut."

Peter that nicht nur pünktlich, wie ihm befohlen wurde, sondern fügte der Sendung aus eigener Machtvollkommenheit ein Paar Hühner, Butter, Käse, Eier und noch so Manches bei, und nach einer kleinen Stunde saß er schon an Gitls Bette, und machte ihr und ihrem Vater bittere Vorwürfe, daß sie ihm nicht längst vertraut, und ihre häusliche Lage ihm nicht entdeckt haben. Er schickte sogleich einen Wagen nach V. . um den Doktor, und ging nicht fort bis dieser kam, ihm in Bezug auf die Kranke beruhigende Versicherungen gab, und ihm versprach täglich seine Besuche zu wiederholen. — Von diesem Tage an kam Peter täglich nach Alma und verweilte stundenlang an dem Lager der Kranken, und ließ nicht ab bis er zwischen seinem Vater und Schlome eine vollständige Aussöhnung zu Stande brachte. Jetzt besuchte auch Mathis sehr oft die Kranke, die unter der bessern Pflege sich sehr bald auf dem Wege der Wiedergenesung sich befand, und so hatte er jetzt Gelegenheit, die immer schöner aufblühende Gitl mit allen ihren einnehmenden Eigenschaften kennen und schätzen zu lernen. Als er aber zu seinem nicht geringen Schrecken die feurige Zuneigung seines Sohnes zu dem Judenmädchen bemerkte, konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, daß hier die Schranke des Religionsbekenntnisses keine Vereinigung gestatte. — Auch Schlome war nicht blind; er sah, daß die jungen Leute Gefühle für einander hegten, welche jene, menschenfreundlicher Theilnahme auf der einen, und der Erkenntlichkeit auf der andern Seite weit überstiegen, und seine Brust ward nicht wenig beengt. In mancher schlaflosen Nacht, die er deßwegen hatte, stand der Wunsch lebhaft vor seiner Seele: „Ach, wenn der gute wackere Peter doch nur Israelite wäre!"

Indessen ward die gegenseitige Zuneigung der jungen Leute immer stärker und auffälliger; weder Mathis noch Schlome konnten länger die zunehmende Gewalt der Leidenschaft ohne begründete Besorgniß mitansehen, sie theilten einander hierüber ihre Bedenklichkeiten und Befürchtungen mit, beriethen sich über die zu ergreifenden Maßregeln, deren Ausführung sie nur deswegen von einem Tage auf den andern verschoben, weil sie dem Gesundheitszustand Gitls noch nicht zutrauten, einen Sturm aushalten zu können. Bis sie aber diesem erwünschten Zeitpunkte wirklich nahe genug waren — verfiel Schlome selbst in eine bedrohliche Krankheit, die der herbeigeholte Arzt sogleich als so gefährlich erkannte, daß er auf schonende Weise dem Kranken bedeutete, sein Haus zu bestellen. Mathis bewährte sich als treuer Freund; es war, als hätte der frühere Zwist, wie ein die Luft reinigendes Gewitter, jede trübe Wolke des Egoismus und der Vorurtheile gänzlich verscheucht, und er bekundete seine Freundschaft für Schlome dadurch, daß seine freigebige Hand keinen Mangel aufkommen ließ, er brachte auch den größten Theil des Tages an seinem Krankenbette zu. — „Mathis! sagte einst

Schlome zu dieſem, ich fühle meine irdiſche Auflöſung nahe bevorſtehend und ſomit hat meine arme Gitl keinen menſchlichen Beſchützer außer dir. Ich ſterbe aber deßwegen ruhig, denn ich kenne dein wackeres Herz. Eines jedoch mußt du mir zuſichern, wenn meine Sterbeſtunde mir nicht zu einer Folterqual werden ſoll. Gelobe mir nämlich, daß du nicht nur zur Verleugnung ihres Glaubens ſie niemals bereden, ſondern nach Kräften es hintertreiben werdeſt, wenn jene unſelige Leidenſchaft ſie dazu geneigt machen ſollte.“ Mathis reichte ihm die Hand und gab ihm die verlangte Betheuerung. Wenige Stunden hernach war Schlome eine Leiche.

Gitl weinte, Mathis trauerte; Peter weinte mit Gitl und trauerte mit Mathis.

Weder Thränen noch Trauer um Verluſte beſtehen gegen die Macht der Zeit.

Mathis wollte zwar Gitl gänzlich zu ſich ins Haus nehmen und ihr die Führung der Hauswirthſchaft anvertrauen, da ſich jedoch das fromme Judenmädchen ſcheute die Koſt in dem Hauſe ihres Beſchützers zu nehmen, wurde ſie bei einer Judenfamilie in dem Dorfe untergebracht, die Vor- und Nachmittagsſtunden aber brachte ſie in Mathiſens Wohnung zu und es darf wohl nicht erſt berichtet werden, daß Peter nun viel öfter als früher das väterliche Haus beſuchte.

Mathis ſah ein, daß dieſer Zuſtand ohne moraliſche und phyſiſche Gefahr nicht länger ſo bleiben dürfe und er entſchloß ſich zu einem energiſchen Mittel: Er gab einigen Iſraeliten Aufträge für Gitl eine „gute Partie“ vorzuſchlagen; er verſprach eine Ausſtattung, wie für ein ordentliches Bauernmädchen, einige hundert Gulden bares Geld und die Uebergabe der Pachtung zu Alma. — Iſt nur einmal Gitl verheiratet, dachte Mathis, dann ſchlägt ſich ſie Peter leichter aus dem Kopfe, er wird ſich dann ſelber um eine Frau umſehen und bald eine finden, denn er iſt ein ſchmucker Junge und mein einziger Erbe. Nach kurzer Zeit wird er ſo wie Gitl lachen über die jugendliche Thorheit.

Der gute Mathis nahm jedoch die Sache viel zu leicht. Der erſte Iſraelite, der ſich bei Gitl als Freier einſtellte, wurde mit ſo vieler Gleichgiltigkeit, ja mit offenbarem Widerwillen behandelt, daß er gern wieder abzog und die einzige Folge davon war, daß Gitl nun alle Morgen mit verweinten Augen erſchien, und daß bei Peter die Traurigkeit derart zunahm, daß die Annäherung einer Krankheit bei ihm zu fürchten ſtand.

„Aber ſage mir doch, mein Sohn, worauf du eigentlich hoffſt? fragte ihn Mathis.“

„Auf nichts, Vater! war die wehmüthige Antwort, ſo viel aber iſt gewiß, daß ich niemals heiraten werde, da denn einmal Gitl nicht mein Weib werden kann, und daß ich mich erſchieße, wenn ſie das Weib eines Andern wird.“

Mathis konnte die ganze Nacht kein Auge schließen. Er sah zwei Personen, die ihm so theuer waren wie das eigene Leben, sich aufzehren in der Glut der Leidenschaft, er fühlte, daß sein Sohn das, was er drohte, auch ausführen würde, denn er selbst hätte es vor vierundzwanzig Jahren nicht anders gemacht, wenn er die schöne Müller-Lori nicht zum Weibe bekommen hätte.

Er faßte einen Entschluß.

Am andern Morgen beschied er Peter und Gitl zu sich, ließ beide neben sich auf die Bank setzen und redete sie mit folgenden Worten an: „Höret mich an, Kinder! ich will einmal der Narrethei ein Ende machen. Einer gemischten Ehe zwischen euch steht hier zu Lande alles im Wege, daß Gitl protestantisch werde, ist gar nicht denkbar, sie wird nie von dem Glauben lassen, in dem sie erzogen wurde, überdieß habe ich ihrem sterbenden Vater angelobt, dies niemals zu gestatten, aber dir Peter, der mit den jüdischen Gebräuchen bekannt, den Gott der Juden als denselben Gott der Protestanten erkannte, dir kömmt es nicht schwer an, eine Hülle, mit der andern zu wechseln. Liegt doch derselbe ewig frische Kern in der Gottesidee jeder Religion. Ehe dein Leib verderbe, schwinge sich deine Seele, wenn auch unter andern Gebeten und Gebräuchen zu dem Gotte der Juden. Ich will und kann es nicht zusehen, daß diese Qualen euch zu traurigem Ende führen. So ziehet denn in Gottes Namen nach Amerika, dort werden die Landesgesetze euerer Verbindung keine Hindernisse bereiten.

Meinen väterlichen Segen und hinlängliche Reisespesen werde ich euch mitgeben. Sobald ihr ehelich verbunden seid, schicket mir einen Boten. Diese Tefilin Schlomes halte mir in Ehren Peter, mögen sie deinen ersten Wandel im neuen Glauben begleiten.

Wer mir diese Tefilin überbringt, wird mir als vollkommen verläßlich erscheinen. Mit denselben werde ich euch diejenige Summe schicken, die ihr mir als nothwendig zum Ankauf und zur Einrichtung einer Bauernwirthschaft angeben werdet. Mein Großvater zog einst aus Deutschland herein, um sich hier anzusiedeln, so mag nun sein Urenkel wieder hinaus, um anderwärts sein Glück zu gründen.

Die jungen Leute fielen Mathisen um den Hals und erdrückten ihn fast mit ihren Küssen. Es waren drei überselige Menschen und nur der Gedanke der Trennung war die trübe Wolke an ihrem heitern Himmel.

Das Projekt wurde bald ausgeführt und ich habe bereits erzählt, daß ich Augenzeuge war, wie der Bote die Tefilin und somit die erste Nachricht überbrachte.

Ich war nach wenigen Wochen so weit hergestellt, daß ich zu meinen Angehörigen nach Pest reisen konnte, wo ich durch weitere ärztliche Behandlung und durch den Beistand Gottes vollkommen genas.

Es war ohngefähr ein Jahr ſpäter, als ich einem Pferdeſenſalen den Auftrag gab, mir zwei gute Roſſe zum Ankauf auszuſuchen. Es war Marktzeit und er führte mich auf den Roßplatz.

Es war eine angenehme Ueberraſchung für mich, hier den braven Mathis zu finden. Er hatte vier herrliche Roſſe bei ſich, von welchen er zweie zum Verkaufe anbot. Er erkannte mich ebenfalls und bezeugte ſeine Freude darüber mich gänzlich geheilt zu ſehen. Wir wurden über den Preis für die zwei Thiere einig, nur wollte ich ſie Nachmittag probefahren und dann bezahlen. „Herr! ſagte Mathis, ich will heute weiterreiſen und wiewohl ich für die Mackelloſigkeit der Pferde hafte, verlange ich doch vor der Hand kein Geld. Nach drei Monaten ſende ich Ihnen eine Adreſſe zu unter welcher Sie mir das Geld mit der Poſt zukommen laſſen werden.“

Wie? fragte ich erſtaunt, „reiſen Sie nicht nach Alma zurück?“ — Nein erwiderte er. Ein zweiter Bote brachte mir neulich die Nachricht von einem Enkelchen und nun hält es mich nicht länger. Ich verkaufe meine Beſitzungen zu Ratany und Alma und bin jetzt im Begriffe mich zu meinen Kindern zu begeben und mich bei ihnen einzurichten.

Nach drei Monaten ſchickte ich der erhaltenen Weiſung gemäß den Preis für die Pferde nach New-York, in deſſen Nähe Peter eine große einträgliche Farm beſitzt.

L. Horowitz.

Ein jüdiſcher Lehrer.

Erzählung

von

Daniel Ehrmann.

1. Der Konkurs.

So ein paar gedruckte Zeilen in einem Zeitungsblatte finden in unſerem ſchreibſeligen Jahrhunderte ſehr wenig Beachtung. Man lieſt ſie kaum, ſondern durchblickt ſie bloß flüchtig, um ſie im nächſten Augenblicke der gänzlichen Vergeſſenheit zu übergeben. Der erſte beſte neue Eindruck verdrängt ſie aus der Erinnerung; ſie gleichen Schriftzügen in den Sand gezeichnet, die der leiſeſte Windeshauch, der über ſie hinfährt, verwiſcht, um keine Spur von ihnen zurückzulaſſen. Allein für den Einzelnen, den ſie gerade perſönlich intereſſiren, für den ſie gleichſam eigens geſchrieben ſcheinen, ſind ſie nicht ſo ganz gleichgiltig, und wenn ihn die Umſtände in den Kreis ihrer Folgen und Wirkungen ziehen, erhalten ſie nicht ſelten eine große Bedeutung, ſie greifen tief in ſein Leben ein, um es in neue roſige oder dornenvolle Bahnen zu lenken, ſie entſcheiden oft über ſeine ganze Zukunft. Dieſes war der Fall mit einer Konkursausſchreibung, die man im Monate Januar des Jahres 18.. in dem Inſeratentheile der amtlichen Landeszeitung las.

An der Elementarſchule der Kultusgemeinde zu Tiefſchlag, mit der in neueſter Zeit auch eine hebräiſche Lehranſtalt verbunden wurde, ſoll die Stelle eines Lehrers beſetzt werden. Leo Floßmann, der Vorſteher, welcher im Namen der Gemeinde den Poſten ausſchreibt, weiß es zu gut, daß die Schule die Grundlage aller Kultur ſei und richtet darnach ſeine Anſprüche ein. Er verlangt von den Bewerbern nichts weniger als gründliches Schulwiſſen, pädagogiſche Begabung, klaſſiſche Bildung, tüchtige Kenntniſſe in den hebräiſchen Fächern und noch manch' anderes Stück Gelehrſamkeit — denn der Lehrer in spe ſoll ein zweiter Atlas die ganze geiſtige Welt der Kultusgemeinde zu Tiefſchlag auf ſeinen Schultern tragen. Er hat nicht nur den Geſammtunterricht für die Jugend zu leiſten — dafür wird er als erſter und zweiter Lehrer in einer Perſon angeſtellt — ſondern ſoll auch zur Abwechslung in ſeiner Berufsthätigkeit die Funktionen als Vorbeter und Vor-

leser aus der Torah in der Synagoge übernehmen. — Die Befähigung zum Schächterdienste wird ebenfalls gewünscht, bloß aushilfsweise, damit, wenn der angestellte Schächter zufällig verhindert wäre sein Amt zu üben, der Lehrer auch in dieser Richtung der Gemeinde gerecht werden und ihren fleischlichen Bedürfnissen Genüge leisten könnte. — Musikalische Bildung und die Kenntniß moderner Sprachen werden zwar nicht absolut gefordert, sind eben nicht eine conditio sine qua non, geben aber dem Bewerber caeteris paribus einen Vorzug. Daß diese Ebenmäßigkeit der geistigen Ausbildung mit einer entsprechenden Herzensbildung, mit einem religiösen und moralischen Lebenswandel, mit einem bescheidenen friedliebenden Charakter gepaart sein müsse, ist bei einer solchen Stellung wohl selbstverständlich. — Für alle diese Leistungen erhält der Lehrer einen jährlichen Gehalt von 250 fl. nebst freier Wohnung, ohne irgend welche Emolumente.

Das ist der wesentliche Inhalt des Konkurses, mit dem, die sonst wenig gekannte Gemeinde in die Oeffentlichkeit trat, und wahrlich dieses erste Debut war ganz geeignet die Aufmerksamkeit der weiten Außenwelt auf sie zu lenken, denn, gab schon der sonderbare Inhalt Stoff zu verschiedenartigen Betrachtungen über das moderne Martyrerthum des Lehrstandes, so war auch die stylistische Fassung des Schriftstückes zu abenteuerlich, um der Beachtung entgehen zu können. Besonders fiel der Passus auf, der die erste und zweite Lehrerstelle in eine Person vereinigt, ein mathematisches Problem, das als Pendant zur Quadratur des Zirkels gelten konnte, und nebenbei der Logik des wohlweisen Vorstandes zu Tiefschlag einen derben Stoß versetzte. Gewissenhafte Zeitungsleser, welche das hinterräumige Anoncenmagazin der Journale ebenso emsig durchstöberen, wie das Schaufenster, welches die Neugierde des Publikums mit den interessanten Nachrichten des elektrischen Drahts befriedigt, blieben beim Lesen der seltsamen Konkursausschreibung vor Verwunderung stehen. Leo Floßmann hatte sich schnell einen Namen gemacht. Die einen bewunderten die Weisheit des Mannes, der die beiden Hauptfaktoren des geistigen Lebens, Kultus und Unterricht so praktisch zu vereinigen verstand und dieses große Vorhaben mit so geringen Mitteln zur Ausführung bringen wollte, die andern waren von der Naivetät des Mannes überrascht, der einem menschlichen Wesen zumuthen konnte, so viel zu wissen und so viel zu leisten und dabei von einem Gehalte zu existiren, der in den idyllischen Zeiten des vorigen Jahrhunderts als ein ansehnlicher galt, in dem gegenwärtigen aber kaum die allernöthigsten Bedürfnisse eines Menschen — und wäre dieser Mensch selbst ein Lehrer — decken könnte. — Die Angelegenheit blieb nicht bloß auf die Leser der amtlichen Zeitung beschränkt, sie wurde in weitern Kreisen bekannt. Mehrere Journale brachten sie als Notiz, ein pädagogisches Fachblatt faßte die ernste Seite derselben auf und widmete ihr einen geharnischten Artikel, während ein in Deutschland viel gelesenes Witzblatt sie zum Gegenstande einer humoristischen Besprechung machte.

Von all' dem hatte man in Tiefschlag nicht die leiseste Ahnung, obgleich die Ausschreibung nicht ohne Geburtswehen ins Leben trat. Die Vorstandssitzung, in welcher sie beschlossen wurde, war eine ziemlich lebhafte und stürmische und der Antrag hatte einen ernsten Kampf mit der Opposition zu bestehen. Die Details dieser Sitzung sind für den Verlauf unserer Erzählung zu wichtig, um mit Stillschweigen übergangen zu werden, und der Leser wolle uns geneigtest in die Gemeindestube — so wurde schlechtweg der Berathungssaal des Tiefschlager Kultusvorstandes genannt — begleiten. Es dürfte ihm überdieß dieser kürze Weg zur Befriedigung seiner Neugierde dienlich sein, da das Princip der Oeffentlichkeit bei den Gemeindeberathungen bis jetzt noch wenig zur Geltung gekommen und die jüdischen Komunalangelegenheiten mit äußerst seltenen Ausnahmen bei verschlossenen Thüren verhandelt werden.

In der Gemeindestube, einem ebenerdigen, mittelgroßen aber wenig lichten Zimmer waren die weisen Väter der Gemeinde — acht an der Zahl, dießmahl vollzählig versammelt — ein Fall, der in Tiefschlag zu den Seltenheiten zählte, und nur dem Umstande zu verdanken war, daß in den Weihnachtsfeiertagen die Leute auf dem Lande meistens bei Hause und frei von Geschäften sind. Leo Floßmann führte als Vorsteher den Vorsitz, und war heute auch der Antragsteller. Der Mann besaß nur sehr geringe Bildung, war aber von der Natur mit einer gewissen populären Beredsamkeit begabt, zu der sich eine gewandte Schlagfertigkeit in der Debatte gesellte — Eigenschaften, die selbst in den bessern gebildeten Kreisen der Gesellschaft häufig schneller durchdringen, als Wissen und Sachkenntniß — Floßmann wußte ebenso seinen Collegen im Rathe wie den unter seiner Obhut stehenden Gemeindegliedern zu imponiren. — Er galt allgemein als ein guter Kopf, und wenn in diesem Kopfe eine Idee zu reifen begann, wußte er auch die nöthigen Mittel anzuwenden, die geeigneten Hebel in Bewegung zu setzen, um sein Ziel zu erreichen. Seine Pläne und Anträge stießen selten auf ernstlichen Widerstand, und auch heute war er im Vorhinein seines Sieges gewiß. In seiner Rede, die er zur Begründung seines heutigen Antrags hielt, hob er bedeutsam hervor, daß es auch in Tiefschlag einmal an der Zeit sei, der neuen Zeit Rechnung zu tragen, daß es sich darum handle eine allseitig genügende Kraft für die Gemeinde zu gewinnen, um so der Jugend eine bessere Erziehung, einen gedeihlichen Unterricht zu verschaffen, und nebstbei auch für die Erwachsenen durch Einführung eines würdigen Gottesdienstes einen höhern Culturzustand zu begründen. Der alte Lehrer Steinfeld, so fuhr er wörtlich fort, der vor einem halben Jahre mit Tod abging, hat die Jugend ganz vernachläßigt, er soll mir's verzeihen, er hat den Kopf mehr gehabt auf das Geschäft seiner Frau, als auf unsere Kinder. Mein Sohn Victor, der jetzt bei mir im Geschäfte ist, läßt sich gottlob sehr gut an; aber ich schäme mich gar nicht es zu sagen: Er ist ein großer Ignorant, — und die andern Kinder

in der Gemeinde sind nicht viel besser daran. Der alte Chasan (Vorbeter) ist seit Monaten bettlägerig und wird auch nicht mehr viel leisten können. Es ist daher das beste, wir nehmen uns einen tüchtigen Menschen, der uns Alles versorgt, und wenn wir ihm dritthalb Hundert Gulden Gehalt geben, so ist er überglücklich, und dabei erspart die Gemeinde noch, denn wir heben alle sonst üblichen Emolumente auf, die sonst nur einen Angestellten der Gemeinde in Abhängigkeit erhalten und leicht zur Parteilichkeit verleiten. Das ist meine Ansicht, was halten sie davon, meine Herrn!" Der schwungvollen Rede folgte eine längere Pause. Von den Mienen der Anwesenden ließ sich weder Ueberraschung noch Zustimmung oder Widerspruch ablesen. Es war eine Passivität der Gesichter, wie sie gar häufig in die Erscheinung tritt, wenn jemanden etwas mitgetheilt wird, das ihm ganz gleichgiltig ist, oder das er nicht gehörig verstanden hat.

Der Vorsteher hat Recht, begann endlich einer der Rathsherrn, mit unsern Kindern sieht es wirklich schlecht aus. Gewiß, versetzte ein Zweiter, wir leben zwar nur auf dem Dorfe, allein unsere Kinder sollen doch einmal in die Welt hinaus, und da thut ihnen eine feinere Bildung noth. Auch darin, meinte ein dritter, hat der Vorsteher recht, daß es in unserer Synagoge nicht schön zugeht, wir müssen uns wahrlich schämen, wenn ein Fremder über Samstag hier ist und den Gottesdienst besucht.

Noch zwei andere Mitglieder des Vorstandes gaben durch ähnliche Bemerkungen ihre Zustimmung kund, und Leo Floßmann, im stolzen Bewußtsein auch diesmal das Terrain ohne Schwertstreich behauptet zu haben, begann von neuem: Meine Herren! Ich habe bereits die Konkursausschreibung aufgesetzt, die ganz im Sinne unseres Beschlusses abgefaßt ist, und nun las er der Versammlung mit Pathos das Elaborat vor, welches wir bereits mit allen seinen genialen Fehlern Eingangs unserer Erzählung kennen lernten.

Ein beifälliges Kopfnicken von Seiten derjenigen Männer, welche den Antrag des Vorstehers unterstützten, ließ auch ihre Zufriedenheit mit der Tertirung des Conkurses erkennen. Nur zwei Mitglieder des Vorstandes, und zwar das jüngste und das älteste hatten bis jetzt noch durch kein Wort ihre Meinung über den Gegenstand der Verhandlung verrathen. Beide Männer hatten kein persönliches Interesse an der Schule.— Der jüngere — Bittner war sein Name — hatte erst vor einigen Monaten geheirathet, und der Senior der Versammlung, wegen seiner überaus hohen Statur allgemein nur der lange Itzig genannt, obgleich die große Tafel, über den Spezereiladen in der Mitte des Dorfes mit riesigen gelben Buchstaben seinen legitimen in der Kaufmannswelt geachteten Namen „Isak Schreiter" trug, war kinderlos. Das Stillschweigen dieser beiden Männer konnte leicht als Mangel an Theilnahme für den Gegenstand der Berathung betrachtet werden, und Leo Floßmann hatte von dieser Seite am wenigsten einen Widerspruch erwartet. —

Zu seiner Ueberraschung jedoch erbat sich Bittner, ein kleines Männchen, dessen Exterieur aber Verstand und Bildung verrieth, das Wort. — Herr Vorsteher! begann er: Ihre Absicht ist gewiß eine gute, und Sie haben ohne Zweifel wie immer auch heute nur das Wohl der Gemeinde vor Augen, doch dürften Sie kaum Ihr Ziel erreichen. Die Dotation der Stelle ist nicht nur im Mißverhältniß zu den Ansprüchen, die wir an den Lehrer stellen, sie ist an sich eben so unzureichend wie die Ansprüche überschwenglich sind, diese zu mäßigen und jene zu erhöhen, ist der einzige Weg, um einen tüchtigen Mann für die Schule zu aquiriren, sonst wird sich wohl niemand um diese Stelle bewerben, und thut es wider Erwarten einer, so ist er ein Betrogener oder ein Betrüger. — Diese diplomatische Rede war für den Bildungsgrad der Versammlung etwas zu hoch geschraubt, doch verstand man soviel davon, daß es sich um eine Gehaltserhöhung handle, und was irgendwie auf einen Zuschlag zu den Comunalsteuern, also auf ein Geldopfer hinzielte, klang in den Ohren der Vorstandsmajorität wie ein unheimlicher Ton, und das Amendement Bittners hatte daher wenig Aussicht auf Erfolg. Er schien es selbst zu fühlen und setzte sich mißmuthig nieder, man konnte bemerken, daß es ihm gereue, umsonst ein Wort verloren zu haben, als er durch den letzten Redner, den langen Itzig einen neuen Succurs erhielt. Dieser meldete sich ebenfalls zum Worte; doch bevor wir seine parlamantarische Leistung mitanhören, wollen wir dem Manne einige Zeilen widmen, die ihm in unserer Erzählung rechtlich gebühren.

Isak Schreiter war ein eigenthümlicher Mensch, aber ein Charakter.— Sein Aeußeres, sein Umgang, sein ganzes Wesen machten ihn am wenigsten zu einer beliebten Persönlichkeit in Tiefschlag. Er war ein langer schrotiger Mann mit stark markirten, unschönen, ja beinahe widerlichen Gesichtszügen, deren Farbe etwas ins Aethiopische hinneigte. Seine Kleidung ging über das Maaß der Bescheidenheit hinaus, und da der Mann wie allgemein bekannt, reichlich mit irdischen Glücksgütern gesegnet war, genügte schon dieser Umstand, ihn als einen Geizhals zu verschreien. Er lebte in der That sehr einfach und sparsam; viele Genüsse, die Andern unentbehrlich schienen, waren ihm ganz unbekannt. Sein Umgang war ebenfalls wenig gewinnend, man sah ihn selten zutraulich oder freundlich, seine Redeweise verrieth wenig Bildung, er sprach kurz, barsch und konnte leicht heftig werden. Wir haben nun schon genug Schattenseiten von dem Manne kennen gelernt, wir sehen, es fehlte ihm gar viel zu einem Alcibiades; allein wenn irgendwo der Spruch: „Der Schein trügt“ sich bewährt hat, so war dies bei Isak Schreiter der Fall — Dieses Ensemble von ungefälligen Aeußerlichkeiten barg ein Herz von hohem Adel, ein feines zartfühlendes Gemüth. Der innere Mensch an ihm verdient unsere Bewunderung.— Er hatte niemals von einem Menschen, hinter dessen Rücken Böses gesprochen, im Gegentheile vertheidigte er gerne jeden Abwesenden, seine Gemeindebeiträge zahlte er stets ohne Murren und

Unzufriedenheit, wurde irgend eine Collekte zu einem löblichen Zwecke veranstaltet, so fehlte auch sein Name niemals im Verzeichnisse der Spendenden; vor Allem aber liebte er es, Wohlthätigkeit im Stillen zu üben, und gar mancher wußte zu erzählen, wie er ihn durch ausgiebige Hilfe aus seiner Nothlage rettete. Durch Erfahrung und angebornen gesunden Menschenverstand ersetzte er in vielen Fällen den Mangel an Wissen und wie er oft zu helfen wußte, so verstand er es auch zu rathen, wenn Jemand seinen Rath verlangte. Bei solchen Eigenschaften ist es wohl erklärlich, daß der lange Itzig seit mehr als zwanzig Jahren — nicht am grünen, wohl aber am braun angestrichenen hölzernen Tisch des Kultusvorstandes seinen Sitz hatte — und bei jeder neuen Wahlperiode wieder in den Vorstand gewählt wurde — doch kehren wir zur Sitzung zurück, denn die Herren vom Rathe sind schon neugierig, wie sich der lange Itzig über den Gegenstand der heute ausschließlich auf der Tagesordnung stand, äußern werde.

„Ich verstehe nicht, Herr Vorsteher, sprach der Redner, was Sie sich da mit dem Konkurse in den Kopf setzen, der keinen andern Zweck haben wird, als die Gemeinde in den Augen der Welt lächerlich zu machen. Wunder, daß Sie nicht verlangen, der Lehrer muß auch ein geschickter Tanzmeister sein. Ich weiß nur so viel, daß man den Vogel füttern muß, wenn man ihn in den Käfig sperrt, und wenn Sie einen Lehrer aufnehmen wollen, müssen Sie ihn auch anständig besolden. Ich bin daher ganz der Meinung meines Herrn Vorredners."

Der lange Itzig hatte im Grunde genommen nur dasjenige in simpler etwas derber Prosa wiederholt, was bereits sein Vorredner in gewählter Sprache vorbrachte; dennoch, oder besser gesagt, deßhalb brachten seine Worte bei dem nicht zu sehr gebildeten Auditorium eine größere Wirkung hervor; und wie es öfters bei Versammlungen vorkömmt, daß eine langgedehnte Debatte durch ein einziges vernünftiges Wort in den Grund gebohrt wird, und man erst spät zur Einsicht gelangt, daß man sich nicht im rechten Fahrwasser befunden habe, so gingen auch hier den Herren Gemeinderäthen erst bei den Worten des langen Itzig die Augen auf, sie sahen einander überrascht und verblüfft an, als ob sie ihre Weisheit und ihre Beredtsamkeit zu Hause vergessen hätten.

Der Vorsteher hatte schnell die Situation überblickt und er konnte sichs nicht verhehlen, daß sie eine schwierige sei, doch war er nicht der Mann, sich so leicht aus dem Sattel heben zu lassen und das Unheimliche, ja seinem Plane Nachtheilige einer längeren Pause schnell herausfühlend, replicirte er rasch:

„Lassen Sie mich gehen, Sie glauben wohl in den großen Städten fehlt es auch so an geschickten Menschen, wie bei uns auf dem Dorfe, dort findet man die gebildetsten Lehrer schockweise in allen Gassen. Sie werden

staunen, welch' eine Masse von Anmeldungsbriefen wir in wenigen Tagen erhalten werden."

Der Herr Vorsteher hat recht, ließ sich jetzt eine Stimme hinter dem Ofen vernehmen. Es war der Gemeindediener, gemeinhin Berl Schames genannt, der dort gemächlich seinen Sitz aufgeschlagen hatte, allen Vorstandssitzungen beiwohnte und wie öfters auch heute ungebeten sein Votum abgab, ein patriarchalisches Verhältniß zwischen Herrn und Diener, welches in Tiefschlag durchaus nicht als ein Verstoß gegen die Etiquette auffiel. Der Herr Vorsteher hat recht, sprach der unerwartete Redner aus seinem Verstecke hervortretend, mein Bruder war vorige Woche in der Hauptstadt, da sah er in der Garküche einen schönen jungen Mann, welcher wie der beste Prediger sprach, und alle Anwesenden staunten seine Rede an. Bei dessen Weggehen sagte der Garkücher zu den Gästen: Dieser Mensch kann alles in der Welt, was man nur will; nur schade, daß er nicht von heute auf morgen zu leben hat. Die Anwendung dieser interessanten Erzählung auf den vorliegenden Fall überließ er den Herren vom Vorstande, denn er hatte zu seinem Verdrusse bemerkt, daß dießmal seine Zudringlichkeit keine beifällige Aufnahme fand und selbst der Vorsteher zeigte sich wenig dankbar für den nicht verlangten Beistand. Störe mich nicht, sprach er zu Berl Schames, mit deinem leeren Gerede. Wahr ist es jedoch, fuhr er zu seinen Collegen gewendet, fort, es gibt jetzt mehr Schochtim (Schlächter) als Hühner und jeder Lehrer wird es sich als eine große Ehre anrechnen, in unserer Gemeinde eine Anstellung zu erhalten, es kann ihm für sein ganzes Leben von Nutzen sein.

„Ich fürchte, entgegnete der lange Itzig, sein ganzes Leben wird nur von kurzer Dauer sein, er wird bald bei uns Hungers sterben."

Eine Lachsalve zu der alle Anwesenden mit Ausnahme des Vorstehers Chorus machten, lohnte den Witz des alten Mannes.

Leo Floßmann, in die Enge getrieben, sah sich total geschlagen und griff zu seinem letzten Mittel, welches niemals seine Wirkung verfehlte. Er drohete mit seiner Resignation. „Mein Weib, sprach er im leidenschaftlichen Tone, zankt sonst immer, daß ich mich nur mit der Gemeinde befasse, und dadurch mein Geschäft vernachlässige. Uebrigens kann man ja über den Gegenstand abstimmen und ihn ohne weiteres Debattiren erledigen.

Es wurde zur Abstimmung geschritten. Sechs Stimmen waren für Floßmann's Antrag. Bittner und der lange Itzig blieben in der Minorität. Letzterer hatte sich unwillig aus der Gemeindestube entfernt, während der Vorsteher in eigener Person das Protokoll aufsetzte und bei dieser sauern Arbeit die Nägel seiner Hände und den Bart seiner Feder mit seinen Zähnen in häufige Berührung brachte. Das Protokoll war endlich zu Stande gebracht und unterschrieben. Die Mitglieder des Vorstandes entfernten sich. Leo Floßmann war mit der Sitzung nicht ganz zufrieden, er hatte sich nicht

auf einen so heißen Kampf gefaßt gemacht; auch lag ihm noch ein geheimer Wunsch auf dem Herzen, dem er unter dem Angriffsfeuer der Opposition keinen Ausdruck zu geben wagte. Er hatte ursprünglich die Absicht den neuen Lehrer auch mit dem Amte eines Gemeindesekretärs zu beehren und ihn für seine Mühe mit einer jährlichen Remuneration von 25 fl. schadlos zu halten; und bei einem ruhigen Verlauf der Verhandlung hätte sein Antrag auch sicher diesen Zusatzartikel erhalten. Die ironischen Bemerkungen des langen Itzig hatten ihm die Lust dazu benommen.

Berl Schames stopfte seine Pfeife und trillerte dabei eine Melodie aus der Liturgie des Passafestes, denn nebenbei bemerkt, versah er in Tiefschlag auch intermistisch die Funktionen als Vorbeter und Vorleser aus der Torah, dann schloß er die Gemeindestube und begab sich nach Hause. Sein Weib Esther merkte es gleich, daß er nicht in rosiger Laune sei. Die wegwerfende Bemerkung des Vorstehers über seine Nachricht von der socialen Stellung der Intelligenz in der Hauptstadt hatte seine Empfindlichkeit verletzt. „Wahrscheinlich ist es heute in der Sitzung über dich hergegangen," fragte die eben so zärtliche als neugierige Ehehälfte des Gemeindedieners. Das gerade nicht, erwiderte dieser, aber es ist bald nicht mehr in Tiefschlag auszuhalten, die Welt hat sich ganz umgedreht.

Bereits waren drei Monate verstrichen seit der denkwürdigen Sitzung, die Berl Schames als ein Epoche machendes Ereigniß, als eine Umwälzung des Universums bezeichnete, und noch hatte sich kein Bewerber um die ausgeschriebene Stelle gemeldet. Die Prophezeihungen Leo Floßmann's hatten sich nicht erfüllt. Er hatte von Tag zu Tag mit fieberhafter Spannung eine Anmeldung erwartet. Die Angelegenheit war nicht bloß für die Gemeinde von großer Wichtigkeit, weil die Jugend wirklich seit dem Tode des letzten Lehrers gar keinen oder nur einen sehr spärlichen Unterricht genoß, sie war besonders für den Vorsteher ein Ehrenpunkt und sein bisher unangefochtenes Ansehen hatte eine bedeutende Erschütterung erlitten. Die Debatten in der Gemeindestube fanden einen langwährenden Nachhall bei den Mitgliedern der Gemeinde. In allen Bierhäusern, bei allen Zusammenkünften, überhaupt wo ein paar Müßiggänger auf offener Straße ein sogenanntes „Rädchen" bildeten, war die Lehrerfrage Gegenstand der Unterhaltung, auch dabei wurden Debatten geführt, wenn gleich heftiger und mit weniger Urbanität als in der Gemeindestube; doch sprach sich die vox populi größtentheils gegen den Vorsteher aus. Bittner und der lange Itzig fanden durch den Erfolg ihre Rechtfertigung, sie blieben Sieger, wenn auch nicht in der Gemeindestube, so doch in der Meinung des Publikums.

Der Vorsteher war nach und nach zur Erkenntniß seines Mißgriffes gelangt, und dieses Bewußtsein hatte ihn in eine andauernde üble Laune versetzt, welche seine Umgebung oft zu fühlen bekam. Zu stolz, um seinen Fehler einzugestehen und in eine neue Bahn einzulenken, fand er sich in

seiner Ehre gekränkt, wenn zufällig in seiner Gegenwart das Gespräch auf die Lehrerangelegenheit kam, und weit entfernt seinem gepreßten Herzen durch Worte Luft zu machen, durften selbst seine Hausleute den Gegenstand nicht mit einem Worte berühren. Seine Stellung in der Gemeinde betrachtete er nicht mehr als einen Ehrenposten, sondern als eine drückende Last, er war seines Amtes überdrüssig, und hätte es gerne niedergelegt, allein sein Ehrgeiz sträubte sich dagegen, es in einem Momente zu thun, wo die Resignation als Folge der erlittenen Schlappe betrachtet werden mußte.

Es war an einem Donnerstage vor dem Passafeste. Leo Floßmann kam früh Morgens aus der Synagoge, wo er den Todestag seines Vaters, die sogenannte „Jahrzeit" in religiöser und kindlicher Pietät feierte. Er war ganz verdrießlich und aufgeregt, sprach aber kein Wort und ließ auch die an ihn gerichteten Fragen unbeantwortet. Seine Frau merkte wohl, es müsse in der Synagoge etwas vorgegangen sein, wagte aber nicht zu fragen, mit einem nur dem zarten Geschlechte eigenen Instinkte ahnte sie, daß auch dieser Kummer mit der Lehrerangelegenheit im Zusammenhange stehe, die seit einiger Zeit ihren Gatten, wie ein düsteres Fatum mit seinen Netzen zu umspannen schien. Wir wollen die Neugierde einer Evastochter nicht unbefriedigt lassen, und den Vorfall mit der Gewissenhaftigkeit eines Historikers getreulich erzählen.

Leo Floßmann ward in der Synagoge als Jahrzeiter nach religiösem Usus zur Torah gerufen, und Berl Schames las ihm das Dutzend Verse aus dem Wochenabschnitte vor, das ihm als sein Antheil zufiel, allein der mundfertige Gemeindediener gerieth bei dieser Funktion so oft in Conflikt mit der hebräischen Grammatik und griff bei der kantilenartigen Melodie trotz einer modernen Opernsängerin so viel falsche Töne, daß der alte Reb Joßef, ein Morenu (Schriftgelehrter) seines Zeichens — seinen Zorn nicht länger bemeistern konnte, und laut ausrief: Das ist nicht mehr anzuhören, das ist Schmach und Schande so zu leinen (vorlesen); es ist schon hoch Zeit, daß ein anderer Koreh (Vorleser) kömmt. — Niemand hatte dem ehrwürdigen Alten geantwortet, und der Gottesdienst wurde ohne weitere Störung zu Ende geführt, Leo Floßmann hatte jedoch in den Worten des greisen Morenu einen indirekten Vorwurf gegen seine mißlungene Gemeindeversorgungsoperation herausgefunden; es war mehr als Verdruß was er fühlte, es waren Gewissensbisse, er sah ein, daß er umkehren müsse, wenn er die Gemeinde nicht seinen unpraktischen Plänen opfern wolle, sein Stolz war gebrochen, daher jene trübe Gemüthsstimmung, die seine Gattin bei seiner Rückkehr mit so viel Betrübnis erfüllte.

Der Vorsteher hatte wie gesagt längere Zeit kein Wort gesprochen, als er aber wahrnahm mit welcher Besorgniß ihn seine Frau anblickte, konnte er nicht länger seinen Seelenschmerz in sich verschließen, er mußte sein Stillschweigen brechen. Sieh, mein Kind, sprach er zu seiner Frau, dieser Con-

kurs will mir nicht aus dem Kopfe, ich muß nun bekennen, daß er ein Fehlgriff war, er bringt der Gemeinde nur Schande, und ich trage zuletzt allein die Schuld, ich muß ihn widerrufen, muß mich mit dem Vorstande berathen, um eine neue Ausschreibung einzuleiten. — Die Frau Vorsteherin, die, ihren eigenen Stolz besaß, war von dieser Wendung der Dinge nicht sonderlich erbaut, obgleich sie deren Nothwendigkeit anerkannte. „Das kömmt von den Gemeindesachen heraus, erwiederte sie, ich habe dir schon längst gerathen, ihnen die ganze Geschichte hinzuwerfen, du bekömmst mit dem alten und mit dem neuen Konkurse keinen Lehrer, welcher ordentliche Mensch wird nach Tiefschlag gehen? — Leo Floßmann hatte nicht nöthig diesen heißblütigen Herzenserguß seiner Gattin zu beantworten, der Zufall hatte es beschlossen der Frau Vorsteherin schnell ohne die kleinste Pause ein Dementi zu geben. Es klopfte an der Thüre, der Postbote trat ein und brachte ein großes Paquet mit dem Poststempel „Hamburg". Der Vorsteher erbrach hastig das Siegel, durchflog mit gierigen Blicken den Inhalt. Es war die Bewerbung eines Lehrers um den vakanten Posten in der Gemeinde zu Tiefschlag. Ein junger Mann, ledigen Standes mit Namen Adolf Fellner, wies sich mit den besten Zeugnissen aus über alle jene Fähigkeiten und Kenntnisse, welche der intellektuelle Heißhunger der Tiefschlager Gemeinde verlangte. In den Belegen des Bewerbers wird auch in den schmeichelhaftesten Ausdrücken von seinen bisherigen praktischen Leistungen auf pädagogischem Gebiet, wie von seinem tadellosen Charakter gesprochen, unter Anderem heißt es „daß sich jede Gemeinde mit einer solchen Aquisition gratuliren dürfe".

Mehr hatte Leo Floßmann nicht gebraucht zu dem raschen Uebergange von der äußersten Niedergeschlagenheit zu der größten Selbstzufriedenheit. Er sah sich in seinen eigenen Augen gehoben, er war wieder der kluge Kopf der die genialsten Gedanken mit Leichtigkeit zu Tage fördert. Die Logik der Thatsachen war seine Lebensphilosophie, und der Erfolg entschied bei ihm über den Werth einer Sache. Mit freudestrahlendem Antlitze sprach er zu seiner Gattin: „Es ist mir doch gelungen! Laß mir nur schnell Berl Schames holen." Eine Stunde später war der Vorstand wieder vollzählig in der Gemeindestube versammelt. Floßmann trug in kurzer Rede den Gegenstand der Berathung vor, und legte das eingelangte Gesuch des Bewerbers mit den Belegen auf den Tisch. Die Schriftstücke wurden von allen Vorstandsmitgliedern sorgfältig gemustert. Niemand fand einen Tadel, Alles war zufrieden; nur Bittner ließ die Worte fallen: „Es ist mir unbegreiflich!" — Lassen Sie das gut sein, beruhigte ihn der lange Itzig, können Sie es begreifen, daß ein Mensch heute drei Nummern in die Lotterie setzt, die morgen unter 90 herausgezogen werden; nun denn! die Gemeinde hat auch eine Terno gemacht.

Das Protokoll wurde aufgesetzt, welches die Aufnahme des Lehrers mit Einstimmigkeit konstatirte, und von allen Rathsmitgliedern unterzeichnet.

schehen sei. — Allein auch ihre Leidensgefährten im Lager Israels verdienen den Schutz der öffentlichen Meinung, den sie durch fleißige Besprechung ihres nicht sehr beneidenswerthen Schicksals finden müßten. — Der Gewalt dieser sechsten Großmacht könnte kaum für die Dauer Widerstand geleistet werden. Wir wollen damit nicht sagen, daß unsere Glaubensgenossen für Erziehung und Unterricht der Jugend zu keinen Opfern fähig wären, daß ihnen die Ausbildung ihrer Kinder wenig am Herzen liege. — Dieses wäre mehr als unrichtig, es wäre Verleumdung. — Im Gegentheile die jüdischen Hausväter leisten das Möglichste, um ihren Kindern, eine religiöse und zeitgemäße Bildung zu verschaffen, sie leisten häufig weit über ihre Kräfte. — Mancher nicht sehr begüterte Familienvater legt sich und den Seinigen empfindliche Entbehrungen auf, um nur einen tüchtigen Lehrer für seine Kinder ins Haus zu nehmen. Die Lage dieser Privatlehrer ist durchaus nicht bedauernswerth, ihnen gehört auch nicht unser Mitleid. — Sie erhalten Kost, Quartier und Alles, was der genügsame Mensch für seinen Körper braucht, und obendrein noch einen ihren Leistungen und Fähigkeiten entsprechenden Lohn. — Ganz anders aber verhält es sich mit ihren Fachgenossen, die an jüdische Lehranstalten, an öffentliche Gemeindeschulen berufen werden; sie sind es, die wir hier ins Auge fassen, deren Gegenwart und Zukunft unsere Theilnahme herausfordert. Allerdings sind nicht alle Gemeinden bei der Aufnahme eines Lehrers so excentrisch in ihren Ansprüchen und so ökonomisch in der Besoldung wie Leo Floßmann, allein selbst ein anständiger Gehalt ist nur eine wirksamere Verlockung zur Candidatur auf eine sichere Zukunftsnoth, und der Keim des Elends liegt in dem Punkte, der den prosaischen Theil der ersten Unterredung des Tiefschlager Vorstehers mit dem neuen Lehrer bildet, der den Aristoteleskopf, wie ihn Berl Schames nannte zur Erkenntniß seiner Fehlbarkeit und in nicht geringe Verwirrung brachte. — In der Überzeugung, daß der angebotene Gehalt nicht ausreichend sei, eine Familie anständig zu ernähren, vergessen die Gemeinden in den Konkursausschreibungen selten die Clausel, daß der Bewerber ledigen Standes sein müsse; und daran thun sie vollkommen recht, sie erfüllen dabei ein Geboth der Humanität, indem sie zugleich ihr eigenes Interesse wahren. — Allein der einzelne Mensch will auch essen und trinken, will auch eine Lagerstätte haben, und fühlt außerdem noch allerhand Bedürfnisse, wie sie die unersättliche Civilisation in ihm weckt. — Der junge Lehrer, der bisher unter geduldig ertragenen Entbehrungen seiner Ausbildung oblag und nun seine Aussaat erndten möchte, oder aber sich als Privatlehrer sein Brod erwarb, und jetzt die prekäre Existenz mit dem bestimmten Berufe vertauschen will, für den er sich gehörig vorbereitet hat, dem sein ganzes künftiges Leben gehört, geht glücklich aus der Wahlurne hervor, er erhält die gewünschte Anstellung, er wird öffentlicher Lehrer. — Er begibt sich nach dem Orte seiner Bestimmung, den er bisher

kaum dem Namen nach kannte, er tritt in das freie Quartier, das ihm versprochen wurde, und findet, wie Leo Floßmann sagte, eben nur kahle Wände. — Jetzt erhebt sich ihm, dem Fremdling, der überdieß einem Stande angehört, bei dem der hübscheste Anzug niemals ohne leere Taschen ist, ein Heer von Sorgen, welches er mit dem kühnsten Muthe kaum besiegen kann, — und der Anfang seiner Wirksamkeit ist meistens das Ende seiner Täuschungen und Hoffnungen, das Ende seiner Lebensfreuden. — Woher soll er die Kost nehmen? Nicht in jedem Orte auf dem Lande ist ein jüdisches Gasthaus, und ein solches wäre auch für seine magern Finanzen zu kostspielig. — Er ist genöthigt, ein Privathaus zu diesem Zwecke zu suchen, und er, der fremde, in ökonomischen Angelegenheiten Unerfahrene, wird leicht ein Opfer der Übervortheilung. — Andere Leute nähren sich von seinem Fleiße, von dem Schweiße seiner mühevollen Arbeit. — Das sind nun noch momentane Mißstimmungen seines geistigen Organismus, vorübergehende Krankheiten, die eine gesunde abgehärtete Natur leicht besiegt. Nun handelt es sich darum, das nur allzufreie Quartier etwas auszufüllen, und da beginnt erst das chronische Seelenleiden, das Grundübel, welches ihm Jahre lang, oft durch sein ganzes Leben anhängt. — Das Ameublement seiner Wohnung nimmt zum Vorhinein die Hälfte seines ersten Jahresgehalts in Anspruch, und das Deficit in der Bilanz des ersten Jahres findet selten in der Folgezeit seine Ausgleichung; denn in die Wüste seines Pilgerlebens fällt nur sehr spärlich das Manna zufälliger Emolumente, wenn sie auch nicht, wie in Tiefschlag gänzlich abgelöst werden. — Er findet wohl bereitwillige Hände, die ihm Alles besorgen, Alles verschaffen, allein das macht seine Lage nicht besser. — Sorgen und Verlegenheiten häufen sich mit jedem neuen Tage. — Wenn er nun so im Innern zerrüttet, nicht die rechte Lust zur Erfüllung seiner heiligen und schweren Pflichten findet, wenn seine Wirksamkeit nicht mit Erfolg gekrönt ist, nicht den gehegten Erwartungen entspricht; dann gibt ihm schließlich die Gemeinde den Abschied, und nackt wie er kam, kehrt er wieder zurück, zuweilen hinterläßt er noch als Souvenir neben mancher realen Werthschaft, jenes Abstraktum, womit man Anfängern in der Mathematik die negativen Größen, im Gegensatze zum Vermögen erklärlich macht.

Wir haben ein düsteres Bild aus dem socialen Leben entrollt, und wenn uns auch der eine oder andere der Übertreibung zeiht, so war uns doch die Gelegenheit, die unsere Erzählung bot, auf den Übelstand aufmerksam machen zu können, recht angenehm; um jedoch dem gerechten Vorwurfe zu begegnen, daß wir bloß bekannte Übelstände geschildert, ohne ein Mittel zu deren Abhilfe angegeben zu haben, wollen wir in devotester Unmaßgeblichkeit die Moral am Schlusse der ernstlichen Fabel nicht vergessen haben. Sie lautet in kurzen trockenen Worten:

Aus der obigen Darstellung folgt die Lehre: daß die Gemeinden zum

nen Tadel gefunden. Er ließ sich mit ihm in ein längeres Gespräch ein über die Verhältnisse der Gemeinde, über die Zustände der Schule und noch über andere Gegenstände, welche die Wirksamkeit des jungen Mannes betrafen, und in allem zeigte dieser ein so reges Interesse für das Gemeinwohl, eine solche Reife des Urtheils, verbunden mit einer gewissen Naivität, man könnte sagen Unschuld des Gemüths, daß sich selbst die nicht sehr poetische Natur des Tiefschlager Cultusvorstehers angezogen fühlte von der ideellen Anschauung und Behandlung jener Thätigkeiten, die er bisher als mechanisches Tagewerk, als eingelernte und eingeübte Funktionen zu betrachten gewohnt war. Fellner hatte bereits eine Stunde mit dem Vorsteher, und noch kein Wort über sich selbst gesprochen. — Eine seltene Erscheinung bei den Männern der Schule und der Wissenschaft, die selten ein Gespräch führen, ohne mit lauter Stimme ihr Selbstlob anzustimmen, ohne sich ihrer Fähigkeiten und ihres Wissens zu rühmen. Bei all' dem war Adolf Fellner kein Schwärmer, dessen Gehirn bloß unausführbare Ideale ausheckt, die allzusehr nach der Schule riechen und wenig von praktischer Thätigkeit und Erfahrung beurkunden, er war auch kein Projektenmacher, der ohne Berücksichtigung der speciellen Lokalverhältnisse, nur gerne etwas Neues noch nicht Dagewesenes schaffen möchte, und von der Sucht getrieben, sein Organisationstalent bewundern zu lassen, so lange mit der Schule zu experimentiren sucht, bis vor lauter Planmacherei der Hauptzweck der Schule, Erziehung und Unterricht, beinahe vergessen wird. Er hatte nichts mit dem Vorsteher von neuen Auslagen oder kostspieligen Einrichtungen gesprochen, vielmehr suchte er sich über den status quo der Lehr- und Cultusinstitute, wie über deren Beschaffenheit und Verfassung unterrichten zu lassen; er hörte mit Aufmerksamkeit auf jedes Wort des Vorstehers, er schien mehr Belehrung zu suchen, als belehren zu wollen; und dennoch waren seine blos hingeworfenen Bemerkungen so treffend, so wahr und unbestreitbar, daß selbst der nicht sehr hochgebildete Leo Floßmann zu der Überzeugung kam, er habe hier einen Mann vor sich, der seinem Fache in jeder Beziehung gewachsen sei. —

Die Befriedigung des Vorstehers mit der neuen Aquisition war eine vollständige. Die Menschen sind immer geneigt, dasjenige, was der Zufall ihnen Günstiges bringt, dem eigenen Verdienste zuzuschreiben und Leo Floßmann hegte nicht mit Unrecht die Erwartung, daß ein großer Theil der Anerkennung, die den Leistungen des Lehrers gezollt werden würde, ihm zufallen müsse. — Er hatte in der That für die Durchführung seines Planes gekämpft und gelitten, und der Sieg war in seinen Augen, nicht wie der lange Itzig in der Vorstandssitzung meinte, ein Lottogewinnst, sondern der Erfolg seiner Weisheit und Einsicht, das Resultat seiner Bemühungen.

Bei aller Befriedigung fühlte sich der Vorsteher doch schon etwas ermüdet von dem kühnen Fluge, den er in Begleitung eines erfahrnen Luftschiffers in die höhern Regionen des geistigen Lebens machte, und suchte daher wieder den festen Boden praktischer Fragen zu gewinnen und in die sichere Fahrstrasse des prosaischen Alltagslebens einzulenken. — „Wo haben Sie Ihr Gepäcke? begann er, den Lehrer fragend. Haben Sie vielleicht schon für Ihre Zimmereinrichtung Sorge getragen, oder wollen Sie dieß erst hier in Ordnung bringen? Was die Kost betrifft, wird Ihnen der Gemeindediener morgen an die Hand gehen, damit Sie solche gut und billig erhalten, für heute Abend sind Sie mein Gast.“ —

Mein Gepäcke erwiederte der Lehrer, habe ich auf der Station zur Weiterbeförderung übergeben, und es wird wahrscheinlich noch heute unter Ihrer Adresse anlangen. — Es ist bloß ein Koffer, der meine Kleidung, Wäsche und etwas Bücher enthält, und eine Hutschachtel. — Was die Zimmereinrichtung betrifft, so muß ich gestehen, gar nicht daran gedacht zu haben, es ist meine erste Anstellung auf dem Lande, und es kam mir nicht in den Sinn, auch dafür sorgen zu müssen. — Ihre gütige Einladung für heute Abend nehme ich dankbar an.“

Wir haben dem Lehrer Quartier versprochen, sprach der Vorsteher etwas verlegen, und Sie werden hoffentlich mit Ihrer Wohnung zufrieden sein, sie ist geräumig, licht, hat eine schöne Aussicht, und wurde eigens für Sie in den Stand gesetzt. Der frühere Lehrer hatte keine Wohnung von der Gemeinde, er wohnte mit seiner Familie im eigenen Hause. — Die Einrichtung der Wohnung haben wir Ihnen überlassen, die Sie nach Ihren Bedürfnissen und nach Ihrem Geschmacke arrangiren können. —

Meine Bedürfnisse, entgegnete der Lehrer in ruhigem Tone, sind nicht allzugroß, wenn nur für ein Bett, einen Tisch und einen Stuhl gesorgt wäre, so würde mir das vorläufig genügen. —

„Sie finden für den Augenblick nichts als die kahlen Wände“. — bemerkte Floßman mit leisem Tone dem man die immer zunehmende Verlegenheit abmerken konnte. —

Dann bleibt mir nichts anders übrig, versetzte Fellner in gleichbleibender ruhiger Stimmung, als mich für einige Zeit in einem Gasthause einzuquartiren, bis ich die nöthigen Vorkehrungen getroffen habe, um mein Quartier wohnlich zu machen“. —

Es ist in neuerer Zeit oft und oft die traurige Lage der Volksschullehrer in Wort und Schrift hervorgehoben und deren Verbesserung den Schulbehörden wie den Gemeinden ernstlich ans Herz gelegt worden. Diese Parias unter der gebildeten Bevölkerung fanden manchen beredten Mund, manche gewandte Feder, die ihnen eifrig das Wort redeten, und es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß namentlich in den letzten zwei Decennien Vieles zur Verbesserung ihrer Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft ge-

diese edle Gestalt sich ergoß. — „Sie sind wohl aus dem Orte da unten, begann er, denn, wenn mich meine Vermuthung nicht trügt, ist es ein Spaziergang, der Sie dieses Weges führt, und mir eine so angenehme Begegnung verschafft. — Ich betrachte das wahrlich als ein günstiges Omen für meinen künftigen Aufenthalt in Tiefschlag." —

Wir sind aus Tiefschlag, entgegnete das Mädchen leicht erröthend, und gehen unserem Vater entgegen, der von einer Reise zurückkehrt, er ist wahrscheinlich mit der Eisenbahn angekommen, und Sie dürften ihm vielleicht auf Ihrem Wege begegnet sein." —

Das war nicht der Fall, versetzte der junge Mann, es haben wohl mehrere Reisende zugleich mit mir auf der Station die Eisenbahn verlassen, doch war ich der erste, der seine Reise hieher weiter fortsetzte. — Ihr Vater dürfte bald nachkommen. —

Ich will es hoffen, sprach das Mädchen, und gab durch eine Kopfneigung das Zeichen, daß sie sich empfehlen wolle, und der kleine Knabe, welcher die Absicht seiner Schwester merkte, lüftete ebenfalls die Mütze zum Abschiede. —

Der Ton des Mädchens war ebenso in das Herz des jungen Mannes gedrungen, wie die schöne Gestalt sein Auge fesselte. — Er hätte diese Conversation noch gerne lange fortgesetzt, er fühlte jedoch daß er sich in seiner Stellung am wenigsten den Vorwurf der Zudringlichkeit zuziehen dürfe; dennoch wollte er sich den günstigen Moment nicht entschlüpfen lassen, ohne zu erfahren, ob die Möglichkeit vorhanden sei, diese interessante Bekanntschaft für die Folge weiter zu pflegen. Phisiognomie und Sprache boten ihm keine Anzeichen für die nationale Abkunft, und doch hätte er für sein Leben gerne erfahren, ob die Person, deren erste Begegnung einen so mächtigen Eindruck auf ihn hervorbrachte, auch eine Schwester im Glauben sei, ob sie dem Volsstamme angehöre, den die Bibel auserwählt, der Wahn der Menschen „ausgeschieden" nannte, nur so konnte er hoffen, daß dieser glanzreiche Stern noch öfters seine Lebensbahn beleuchten könnte. — Er fühlte das Unschickliche einer direkten Frage, die ihm Gewißheit verschaffen könnte und nahm seine Zuflucht zu einer Wendung, die ihn wenn auch auf einem kleinen Umwege ebenfalls zum Ziele führen mußte. —

Mit diesem lieben Jungen, begann er gegen den Knaben gewendet, den ich schon der Ähnlichkeit wegen als Ihren Bruder erkennen möchte, habe ich nun noch gar kein Wort gesprochen; doch ist es leicht möglich, daß wir bald ganz gute Bekannte werden, wenn er, wie es mein innigster Wunsch ist, die israelitische Gemeindeschule besucht, dann werde ich ihn und er mich bald näher kennen lernen; denn ich bin der für diese Schule aufgenommene Lehrer, und eben im Begriffe, mich nach meinem neuen Bestimmungsorte zu begeben.

„Wir sind gute Israeliten, versetzte das Mädchen lächelnd, mein Bruder kann jedoch niemals Ihr Schüler werden. — Wir gehören nicht zur Gemeinde".

Der Lehrer war von dieser etwas räthselhaften Antwort überrascht, und das eben so kluge als schöne Mädchen, seine Verlegenheit bemerkend, fügte ernst hinzu: Das scheint Ihnen sonderbar, wie ich merke, es ist eine eigene Geschichte, von der Sie in Tiefschlag bald genug hören werden. — Doch, ich vergesse mich ja ganz, rief sie erröthend aus, — wir wollten doch unserem Vater entgegen gehen! — Mit diesen Worten schloß das Mädchen die Unterhaltung, und eilte schnell davon, den neuen Lehrer seinen Gedanken und seinen Gefühlen überlassend. —

Fellner setzte seinen Weg fort, war aber kaum vierzig Schritte seinem Ziele näher, als ihm ein Mann mit den Worten entgegen trat: „Sind Sie nicht der Herr Fellner?" — Der bin ich, entgegnete der Angeredete. — Nun, das ist schön, meinte jener, es freut mich, daß ich der erste aus der Gemeinde bin, der Sie hier willkommen heißt, ich bin der Gemeindediener, und werde Sie gleich zum Herrn Vorsteher hinführen.

Berl Schames schritt gravitätisch zur Seite des neuen Lehrers, führte ihn in und durch das Dorf, bis er in eine Seitengasse einlenkte wo das einstöckige stattliche Haus Leo Floßmanns stand. Hatte Tiefschlag schon in der Entfernung, von außen her betrachtet einen günstigen Eindruck auf den Lehrer gemacht, so versetzte ihn die innere Beschaffenheit des Dorfes in eine noch freudigere Stimmung. — Hier sah er nicht jene armseligen Hütten, wo Elend und Noth aus allen Löchern hervorgucken, nicht jene abgemagerten halbnackten Gestalten, wie sie in manchen Ortschaften auf dem Lande, sich und andern zur Last und Plage, umherschlendern. — Überall wohin sein Auge blickte, bemerkte er eine behagliche Behäbigkeit, die dem äußern Menschen und seinem Aufenthalte gerne ihre Sorgfalt zuwendet. — Was ihn besonders freute, er bemerkte nicht die Nonchalence in dem Anzuge der Leute aus dem Ghetto, die so häufig den Mann von Bildung beim ersten Anblicke mit Widerwillen erfüllen muß. — Männer und Frauen, denen er begegnete, und die ihm Berl Schames als Mitglieder der Gemeinde bezeichnete, waren reinlich und anständig gekleidet, und selbst sein Begleiter nahm sich im Gegensatze zu den meisten seiner Berufsgenossen in andern Gemeinden recht stattlich aus. Berl Schames hatte in seiner Jugend das edle Schneiderhandwerk betrieben, und hatte jene Portion Eitelkeit, die den Helden der Nadel niemals verläßt, in das reifere Mannesalter mit hinübergenommen. Besonders hielt er viel auf seinem langen, bis an die Ohren reichenden Halskragen, den er nie vergaß, wenn er sich wie heute in Putz werfen und so zu sagen in Galla auftreten wollte.

Adolf Fellner fand bei dem Herrn Vorsteher eine freundliche Aufnahme. Leo Floßmann hatte ihn von der Zehe bis zum Scheitel gemustert, und bei-

Berl Schames, welcher die Lektion in der von uns mit Ausführlichkeit beschriebenen denkwürdigen Sitzung schon vergessen zu haben schien, sagte beim Weggehen: „Unser Herr Vorsteher soll hundert Jahr leben, er hat unbeschrieen einen Aristoteleskopf, er hat es doch durchgesetzt". Seine Bemerkung hatte ihm dießmal keine Rüge seines Vorgesetzten zugezogen.

Noch an demselben Tage ging an Adolf Fellner von Seiten des Vorstehers folgendes Schreiben mit der Post ab: „Auf Ihr Einschreiten dd. ... März 18.. wird Ihnen hiemit eröffnet, daß Sie, auf Grund Ihrer beigebrachten Zeugnisse, einstimmig vom Vorstande, unter den in unserem Conkurse angegebenen Bedingungen gewählt wurden, und haben Sie Ihren Posten gleich nach den Feiertagen anzutreten ꝛc. ꝛc.

2. Der neue Lehrer.

An einem Nachmittage, in den ersten Tagen, des auf die in dem vorhergehenden Kapitel beschriebenen Ereignisse folgenden Mai, lenkte ein junger Wanderer, dessen Aussehen ein Alter von 24 bis 26 Jahren errathen ließ, seine Schritte gegen Tiefschlag. Er ging auf dem Fußpfad, der von der zwei Stunden Weges entfernten Eisenbahnstation zwischen gesegneten Feldern und im schönsten Grün prangenden Wiesen führte. Der Reisende war ein Mann von sehr interessantem Äußern. Ein schlanker Wuchs, der nur wenig über eine mittlere Statur hinausreichte, bei einem ebenmäßigen gefälligen Körperbaue, gab seinen Bewegungen viel Anmuth, das feingeschnittene Gesicht war bartlos, und nur ein schwacher schwarzer Flaum umrahmte die Oberlippe, das rabenschwarze Kopfhaar war dafür sehr üppig. — Eine hohe glatte Stirne, feine, etwas blasse Gesichtszüge zeigten von Intelligenz und Erfahrung, während das sanfte schwarze Auge Gemüthsruhe und Gutmüthigkeit verrieth. — Das ganze Ensemble körperlicher Vorzüge machte ihn zu einem Manne, der beim ersten Anblicke gewinnen mußte. Er war sehr einfach gekleidet, jedoch war dabei eine Sorgfalt und Reinlichkeit bemerkbar, die ihn, als ein den gebildeten Ständen angehörendes Individuum, kennzeichneten. — Er hatte bloß einen dünnen Stock in der Hand, und man hätte ihn für einen Spaziergänger aus einer benachbarten Ortschaft halten können, der auf seinem Wege nur die frische Mailuft einathmen wolle; wenn nicht die Reisetasche, die er umhängen hatte, daran erinnert haben würde, daß er eines weitern Weges herkomme. — Die Gegend mußte ihm fremd sein, denn er blieb oft stehen, um sie mit neugierigen Blicken zu mustern. Sein für die Reize der Natur empfänglicher Sinn fand aber auch die vollste Befriedigung, die sich bis zum Entzücken

steigerte, als sich ihm, an der Spitze einer mäßigen Hochebene angelangt, eine neue herrliche Landschaft, ein wunderschönes, weites, mit den glänzenden Gaben der freigiebigen Natur geschmücktes Thal entfaltete, in dessen Mitte Tiefschlag, das Ziel seiner Reise lag. — Von dieser Pracht gefesselt, blieb er unwillkührlich stehen, sein Auge konnte sich nicht genug satt sehen an den vielen Herrlichkeiten, mit denen eine gütige Vorsehung den Wohnsitz der Menschheit ausschmückt. — Erst nachdem er sich von diesem überwältigenden Eindrucke etwas erholt hatte, gewann er Zeit, dem Orte seine Aufmerksamkeit zu schenken, in welchem er einen heiligen aber schweren Beruf, vielleicht für die Dauer seines ganzen Lebens, übernehmen und gewissenhaft erfüllen sollte. — Tiefschlag war nur ein Dorf, überragte aber an Ausdehnung und Bevölkerung manche kleine Stadt, da hier neben einer ergiebigen Agrikultur auch eine sehr bedeutende Industrie betrieben wurde, deren Fabrikation sogar ferne Länder zu ihren Absatzquellen zählte. — In Folge dessen hatte Tiefschlag auch mehrere hohe stattliche Fabriksgebäude, und bot auch in dem, was Menschenhände schaffen, einen gefälligen Anblick dar. Der Reisende — der Leser hat es bereits errathen, es war der für die Confessionsschule in Tiefschlag neu engagirte Lehrer — war auch in dieser Beziehung sichtlich zufriedengestellt, denn Form und Inhalt des vielbesprochenen Konkurses ließen auf einen sehr primitiven Zustand schließen. In der Phantasie des Bewerbers war Tiefschlag ein elendes, von der Cultur noch nicht beleites, von dem scharfen Luftzug einer modernen Zeit noch nicht angewehtes Hüttennest, er fand daher seine für die Tiefschlager Cultusgemeinde allerdings nicht sehr schmeichelhaften Erwartungen weit übertroffen. —

Ein schmaler Pfad führte abwärts in das Dorf, von dem er ungefähr eine Viertelstunde entfernt war. Diesen Weg wollte er eben einschlagen, als eine neue Erscheinung, gleichfalls ein Meisterstück der Natur, seine Schritte bannte. Ein Mädchen, von ungefähr sechzehn Jahren, kam in einfacher Hauskleidung und einen zehn jährigen Knaben an der Hand führend, denselben schmalen Weg entgegen. — Fellner blieb unwillkührlich, von der Schönheit des Mädchens ergriffen, stehen und es drängte ihn sein Herz, mit diesem holden Wesen einige Worte zu wechseln. Er gehörte nicht zu denjenigen jungen Männern, die den Umgang mit dem schönen Geschlechte eifrig suchen, und jede sich darbiethende Gelegenheit benützen, um das Register ihrer sogenannten Bekanntschaften um eine neue zu vermehren, allein hier fühlte er gleich beim ersten Anblicke eine solche innige Sympathie, die kaum ausschließlich in dem gewählten ästhetischen Geschmacke des Mannes eine genügende Erklärung finden dürfte.

Das Mädchen kam indessen näher, Fellner grüßte anstandsvoll, und begann ein Gespräch anzuknüpfen. — Jetzt stand ihm die Jungfrau gegenüber, und er merkte erst recht, welche Fülle von Grazie und Anmuth über

harte Nuß für die pädagogischen Schriftsteller wie für den Lehrer, bot Fellner aus dem Grunde wenig Schwierigkeiten, weil er von diesen gewöhnlichen Hebeln des Unterrichts nur einen äußerst spärlichen Gebrauch machte. Körperliche Züchtigung, beschimpfende Ausdrücke, das Ehrgefühl der Kinder verletzende Bemerkungen, kamen niemals vor, für die Unruhigen und Unaufmerksamen hatte er eine eigene Bank, in die er sie setzte, und wer da hinein kam, war genug gestraft und suchte schnell wieder herauszukommen; dagegen hatte Fellner auch keine Belohnungen; er behauptete, daß auch bei kleinen Kindern die Erfüllung der Pflicht und die Befriedigung des angebornen Wissensdurstes einen ausreichenden Lohn bieten.

So wirkte Fellner segensreich, er schuf in der Tiefschlager Kultusgemeinde einen neuen Geist, indem er mit den Trägern einer künftigen Generation den Anfang machte.

Ebenso befriedigend waren seine Leistungen in der Synagoge. Er war kein Sänger, aber im Besitze eines sehr angenehmen, biegsamen Organs. Sein Vortrag der Gebete war deutlich, wohlklingend und durch das gar vielen Vorbetern abgehende Verständniß des Inhalts wie durch den Anstand der Bewegungen — der ebenfalls manchem Chasan fehlt — in das Herz der Zuhörer dringend. Alles hörte ihm gerne zu, besonders die Frauen, weil sie, wie sie sich ausdrückten, bei seinem Vorbeten alles gut mitsagen könnten. Den größten Triumph feierte er beim Vorlesen aus der Torah, wobei ihm besonders seine Kenntniß der Gramatik zu statten kam, eine Qualität, die allerdings keinem Koreh fehlen sollte. Während sonst bei diesem Theile der Liturgie ein großer Theil der Gemeinde, besonders die jungen Leute, das Gotteshaus verließen und die Zurückgebliebenen die müßige Zeit mit profanen Unterhaltungen ausfüllten, hörte bei Fellner's Torahlektion die ganze Gemeinde mit gespannter Aufmerksamkeit zu und blieb in andächtiger Stimmung. Als nach dem ersten sabbathlichen Debut Fellner's in der Synagoge die Leute das Bethaus verließen und sich zerstreuten, sprach Leo Floßmann zu dem greisen Morenu: „Nun, Reb Joßef! wie gefällt Ihnen der Lehrer?“ — „Heute,“ erwiderte jener, „habe ich einen rechten Oneg-Schabes (Sabbathfreude). Das heißt oren (vorbeten), das heißt leinen. Herr Vorsteher! Sie haben da ein Bravourstück gemacht. Die Gemeinde kann sich glücklich schätzen. Er soll uns nur lange bleiben.“

Adolf Fellner hatte sich schon nach wenigen Wochen der allgemeinen Achtung zu erfreuen und wurde der Liebling der ganzen Gemeinde.

War sein öffentliches Wirken ein nach jeder Richtung zufriedenstellendes, so war auch sein Privatleben musterhaft zu nennen. Unabläßig mit seiner Berufsthätigkeit beschäftigt, blieb ihm nur wenig freie Zeit übrig, die er zu kleinen Spaziergängen in Tiefschlags wunderschönen Umgebung benützte. Er war gegen Jedermann freundlich, suchte aber durchaus keine Bekanntschaften; er hatte weder die Zeit Besuche zu machen noch zu empfangen.

Nur mit dem langen Itzig machte er eine Ausnahme, den er öfters am Sabbath besuchte. Zwischen den beiden an Alter so verschiedenen Männern bildete sich ein inniges Freundschaftsverhältniß, das beiden Theilen zur Befriedigung und zum Seelengenusse gereichte. Fellner erkannte in dem würdigen Alten einen unschätzbaren Edelstein, dem nur der Schliff der Bildung fehlte, um im herrlichsten Glanze des Geistes zu leuchten.

Konnte sich auch die Gemeinde mit der Aquisition Fellners freuen, so möge man deßhalb nicht glauben, daß der Kalkul des Vorstandes bei Besetzung des Lehrerpostens ein regelrechter, ein besonnener war. Fellner war wirklich eine seltene Ausnahme, die menschliche Berechnung nicht erwarten und Floßmann's Divinationsgabe nicht errathen konnte. Bei allem Fleiße, bei aller Begabung konnte er der großen Anzahl der schulbesuchenden Kinder nicht vollständig Genüge leisten. Manche Lücke blieb unausgefüllt, mancher Wunsch unbefriedigt; der Lehrer leistete jedoch alles einem Menschen nur Mögliche, und schon seine Lehrweise, im Gegensatze zur Unterrichtsmethode des frühern Lehrers, bildete eine neue glänzende Aera in den Schulannalen Tiefschlags, so daß die Zufriedenheit der Gemeinde mit den Leistungen Fellners nicht durch das kleinste Wölkchen getrübt wurde.

Nicht minder tadellos als der Charakter des Lehrers war auch dessen Lebensweise. Er lebte einfach und sparsam, kam nie ins Wirthshaus, nahm niemals Theil an öffentlichen Belustigungen und Musik- oder Tanzunterhaltungen, wie sie auf dem Lande öfters vorkommen, allein man konnte nicht sagen, daß er sich Entbehrungen auflegte, mäßige seinem Stande und seinen Bedürfnissen zusagende Genüsse versagte; ebenso war er in der Kleidung wohl nicht luxuriös, aber er war anständig, sogar nett gekleidet, und die blendend weiße Wäsche, die man jederzeit an ihm sah, bewies hinreichend, daß er dem äußern Menschen eine ernstliche Sorgfalt zuwendete. Ueberdieß verleugnete er niemals sein edles Herz, wenn es galt, einem Armen Hilfe zu leisten, und nie entließ er einen Bettler ohne Almosen, ob dieser nun in seine Wohnung oder in die Schule kam. Man merkte nie an ihm Geldnoth, finanzielle Verlegenheiten; er zahlte alles, was er kaufte oder arbeiten ließ, gleich, und wartete nicht, wie die meisten Besoldeten in den Gemeinden, mit fieberhafter Ungeduld auf den Tag, an dem sie ihren Monatsgehalt aus der Gemeindekassa zu erhalten hoffen.

Dieser behagliche Zustand seiner ökonomischen Verhältnisse blieb in der Gemeinde theils unbekannt, theils unbeachtet. Nicht jeder hat Interesse daran, über Soll und Haben eines Andern Forschungen anzustellen, besonders bei einer so bescheidenen, die Untersuchung nicht herausfordernden Lebensweise, wie die Fellners. Es gab wohl einzelne Menschen in Tiefschlag, welche den häuslichen Angelegenheiten des Lehrers ihre Beachtung schenkten, doch fanden sie in ihnen wenig Auffälliges oder Ueberraschendes; manche kamen zu dem Schlusse, Fellner müsse sich schon in früheren Jahren etwas

über seine Gefühle zu geben, er kannte nicht einmal die Ursachen dieses traurigen Verhältnisses; allein unwillkührlich ergriff sein Herz Partei für den Ausgeschlossenen. Leo Floßmann, vielleicht der unschuldige Vollstrecker einer Volksvehme, hatte den letzten Rest von Achtung und Sympathie bei dem Lehrer eingebüßt. Sein Vorgesetzter, sein Vorsteher konnte niemals mehr der Mann seiner Zuneignng werden.

Fellner besuchte die Mitglieder des Vorstandes und ward überall freundlich und zuvorkommend aufgenommen; besonders bezeugten ihm jene unter ihnen, deren Kinder noch die Schule besuchten, ihre aufrichtige Freude über seine Ankunft; er hatte das Glück, sich das Wohlgefallen Aller zu erlangen, die ihn kennen lernten, und man stellte der Schule unter seiner Leitung das günstigste Prognostikon. Nur bei Bittner fand er eine zwar höfliche aber gemessene kühle Aufnahme. Der junge Gemeinderath konnte es nur schwer verhehlen, daß er einen Menschen gering schätzen müsse, der einen Posten unter solchen Bedingungen annehme. Die Erklärung des langen Itzig mit dem Ternosatz hatte ihn in der Sitzung bei der Aufnahme des Lehrers wohl zum Schweigen gebracht, aber nicht überzeugt. Schon die Bewerbung des Lehrers war ihm unbegreiflich, dessen leibhaftige Erscheinung schien ihm vollends ein unaufgelöstes Räthsel. Dafür entschädigte den Lehrer der Besuch beim langen Itzig reichlich für die frostige Aufnahme Bittners; da fühlte er sich nach wenigen Augenblicken so heimisch, wie bei alten langjährigen Bekannten. In Frummet lernte er ein biederes kluges Weib kennen, deren Sprache nur Wohlwollen athmete. Sie hatte ihm bereits eine gute und billige Kost versorgt bei einer ordentlichen braven Witwe, welche ihm pünktlich das Essen ins Haus schicken werde. Bei diesem Besuche kamen auch, wie es sich erwarten ließ, die Gemeindezustände zur Sprache. Fellner war neugierig zu erfahren, welch' ein Geist der Geselligkeit und ob Einigkeit in der Gemeinde herrsche, ob es keine Parteien gäbe. Das Urtheil des alten erfahrenen Mannes hatte für ihn mehr Werth als die berechneten Mittheilungen des Vorstehers. Der lange Itzig gab ihm auch hierüber in seiner eigenthümlichen lakonischen Weise Bescheid. „In unserer Gemeinde," sprach er, „finden Sie keine zwei Menschen, die sich Feinde sind, aber ebenso wenig zwei Menschen, die sich Freunde sind. Eine Ausnahme macht der Gärber, von dem wahrscheinlich schon der Vorsteher mit Ihnen gesprochen haben wird; mit dem geht Niemand um, der steht außerhalb der Gemeinde." Fellner besaß zu viel Menschenkenntniß, um nicht den Sinn dieser Worte dahin zu verstehen, daß in Tiefschlag die Gemüthlichkeit ein äußerer Firniß sei, der ein kaltes Herz verdecke, doch nahm der letzte, den Gärber betreffende Theil der gehörten Aeußerung am meisten seine Gedanken in Anspruch. Es that ihm weh, von einem Manne, den er schon am zweiten Tage seiner Bekanntschaft kindlich liebte, dasselbe Urtheil, wenn auch in milderer Form, über das unglückliche Opfer der Ausschließung zu hören wie von Leo Floß-

mann, doch war diesmal der Schmerz nicht so heftig und ließ keine Bitterkeit in seiner Brust gegen den zurück, der ihn durch sein Wort wach rief. Der lange Itzig blieb in seinen Augen ein edler Charakter und seinem Herzen ein wahrer Freund. Zwei Menschen sprechen oft dasselbe Wort, und wie verschieden ist die Wirkung, die dieses Wort hervorbringt.

Folgen wir nun dem neuen Lehrer in seiner Wirksamkeit. Fellner begann seine Thätigkeit mit einem Ernste, mit einem Eifer, der nur bei jenen Menschen zu finden ist, die ihren Beruf nicht bloß verstehen und ausüben, sondern dafür Begeisterung im Herzen tragen. Die Schule, die Hauptstätte seines Wirkens, war ihm eine Stätte der Lust, in ihr fühlte er sich zu Hause, im Gegensatze zu vielen seiner Berufsgenossen, die sie als einen Kerker betrachten, aus dem sie sich gerne befreien möchten, die nur die Schulzeit auszufüllen suchen, um nach der sauern Arbeit der Ruhe pflegen zu können. — Fellner hatte eine eigenthümliche Methode der Erziehung und des Unterrichts, die nicht nur einen überraschenden Erfolg erzielte, sondern auch Schülern wie Lehrer wenig Anstrengung brachte, vielmehr eine befriedigende Anregung des Geistes. Die jungen Kinder hatten ebenso wenig Eile aus der Schule zu kommen wie der Lehrer. Es ist nicht die Tendenz unserer Erzählung, eine pädagogische Abhandlung zu liefern, doch möge es der Leser nachsichtig hinnehmen, wenn wir in wenigen Zügen diese Methode charakterisiren. Zunächst hatte Fellner kein bestimmtes Lehrziel, das er in einer bestimmten Zeit erreichen mußte: er lehrte eben nur so viel, als die Schüler ohne Mühe fassen konnten; er sah weniger auf das Maß der Kenntnisse, das er ihnen beibrachte, als auf deren Wirkung zur Erweckung des jugendlichen Geistes und Denkvermögens. Die Vielschreiberei und das mechanische Memoriren waren gänzlich aus der Schule verbannt; er betrachtete sie als die größten Hindernisse der geistigen Entwickelung; sie seien nur geeignet, den Geist abzustumpfen und jeden Keim eines Talents zu ersticken. Die Kinder mußten wohl vieles in ihr Gedächtniß aufnehmen, und auch diese für's Leben so wichtige Seelenkraft fand ihre gehörige Pflege, doch überließ er ihnen die Wahl des Ausdrucks und gewöhnte sie somit frühzeitig an einen lauten, deutlichen, freien Vortrag. Er hielt nie einen langen Vortrag, der nur den Lehrer ermüdet und anstrengt, von den Kindern zumeist nicht mit der nöthigen Aufmerksamkeit angehört und deßhalb auch nicht aufgefaßt wird; er streuete vielmehr mit leichter Hand die Aussaat, welche die geistige Natur der Schüler selbst zur Reife bringen mußte. In seiner Schule wurde nicht geschrieen, es war da kein pedantischer Unterricht, kein anstrengendes Einkeilen von Kenntnissen, die nur in den Geist eingelagert werden, bis sie zur Zeit der öffentlichen Prüfung an den Mann gebracht worden sind, um dann der neuen Waare den Platz zu räumen. Es war eine anregende, man könnte sagen unterhaltende Conversation, von der Lehrer und Schüler selten ermüdet nach Hause kamen. Das System der Belohnungen und Bestrafungen, eine

keine Gelegenheit unbenützt ließ, um ihre Verachtung gegen dieses unschuldige Dorf durch höhnische Bemerkungen kund zu geben. War Tiefschlag für ihren Geist oder für ihre umfangreiche irdische Hülle zu klein? Das läßt sich schwer entscheiden; genug, sie sprach nur von der großen Stadt, träumte nur von der großen Stadt. Ihr Ideal war das Stadtleben. — In ihren Augen hatte Fellner schon darum einen höhern Werth, weil er aus Hamburg kam und, wie er selbst erzählte, in dieser schönen Reichsstadt lebte. — Wir haben dieser würdigen Frau nur darum einige Zeilen in unserer Erzählung gewidmet, um die für einen Lehrer nicht gleichgiltige Thatsache zu konstatiren, daß Fellner selbst von jener Person, der außer ihrer Familie und ihrem Haushalte nichts in Tiefschlag gefiel, eher Sympathie zu erhoffen als ungünstiges Vorurtheil zu befürchten hatte. — Im Uebrigen bietet die gute Frau uns wenig Interesse, wir dürften ihr im Leben kaum mehr begegnen. Ihre beiden Kinder verdienen auch nur wenige Pinselstriche. Die Tochter des Hauses, Hortensie genannt — Floßmann liebte besonders romantische und heroische Namen — war ein sehr hübsches Mädchen, deren Schönheit durch den stolzen unfreundlichen Blick sehr alterirt wurde. Mit dem Sohne Victor hat der Leser schon in der so stürmischen Vorstandssitzung eine kurze Bekanntschaft gemacht, bei Gelegenheit, als der eigene Vater seinen wissenschaftlichen Werth, auf der Skala geistiger Bildung, unter den Nullpunkt setzte.

Nach beendeter Mahlzeit wurde Fellner in seine Wohnung, die sich im Schulgebäude befand, von Berl Schames geleitet, wohin auch sein mittlerweile angelangtes Gepäck transportirt wurde. Er fand wirklich zwei recht hübsche Zimmer, deren eines die Aussicht in Gottes freie Natur, das andere in eine ziemlich lange Gasse, also in das Dorfgewühl der Bewohner Tiefschlags bot. Beide Zimmer waren einfach aber vollständig möblirt und mit allem Nöthigen versehen, was zur comfortablen Haushaltung eines einzelnen Menschen mit bescheidenen Ansprüchen gehört. Für Alles war gesorgt, nichts war vergessen. Der lange Itzig und seine Frummet hatten mit einer rührenden Sorgfalt, mit feinem Zartgefühl auf Alles Bedacht genommen, was nur einem alleinstehenden Menschen die Existenz zwischen seinen vier Wänden angenehm machen kann; gar manches, das sie im eigenen Hause als überflüssigen Luxusartikel entbehrten, wurde zur Bequemlichkeit des ihnen ganz unbekannten Lehrers herbeigeschafft; so beispielsweise ein neuer, schön angestrichener Bücherschrank, ein Stück Möbel, für welches man im Hause des langen Itzig keinen Platz brauchte, da ihm die Erfindung Guttenbergs von ihren Leistungen bisher nichts weiter geliefert hatte, als einige wenige Bücher für den liturgischen Bedarf. „Frummet leben!“ sagte der lange Itzig in der bereits von ihm selbst erwähnten Besprechung mit seiner Ehehälfte, „du mußt alles nett und schön einrichten, die jetzigen Leute sind es besser gewöhnt als wir Alten. Die Zeiten haben sich geändert, die Menschen machen sich gerne

das Leben bequem; überdieß kömmt der junge Mann aus Hamburg, das ist ein größeres Dorf als Tiefschlag. Dort lebt man anders und wohnt auch anders. Wenn wir die Sache machen, wollen wir sie schon recht machen." Wir haben gesehen, daß die Worte nicht ohne Wirkung blieben. Die brave Frummet bewährte ein Ausstaffirungstalent, welches ihrem Geschmacke nicht minder als ihrem Herzen Ehre machte.

Adolf Fellner war mit seiner Wohnung vollkommen zufrieden und besonders erfreut von der Sorgfalt, die ihm wie von unsichtbarer Hand zugewandt wurde. Die Hochachtung, die ihm der lange Itzig trotz seines barschen Wesens schon bei der ersten Zusammenkunft einflößte, steigerte sich bis zur innigsten Verehrung.

Am andern Morgen besuchte er abermals den Vorsteher, der ihm die Hauptpersönlichkeiten der Gemeinde in kurzen Umrissen characterisirte; er nannte ihm auch die Mitglieder des Vorstandes, denen er, wie es Floßmann für passend hielt, noch am heutigen Tage seine Visite abstatten möge. Die kleinen Charakterssilhouetten, welche der kluge Vorsteher zeichnete, waren etwas panegyrisch gehalten; nur der lange Itzig erhielt einen empfindlichen Stich. „Er sei," meinte Floßmann, kein übler Mensch, wenn ihm aber die meschugene Schoh (der Anfall des Wahnsinns, der Paroxismus) kömmt, dann soll einen Gott vor ihm hüten." Diese Bemerkung hatte der lange Itzig dem günstigen Lichte zu verdanken, in dem gestern sein edler Charakter erschien und welches den Neid des ehrgeizigen Vorstehers zu erwecken nicht verfehlte. In Fellner regte sich das Gefühl der Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter. Diese letzten Worte hatten sein Inneres verletzt; er ließ wohl seine Bewegung nicht merken, allein die Charakterzeichnungen Floßmann's hatten dadurch für ihn die Verläßlichkeit und Glaubwürdigkeit verloren. — „Im Ganzen," schloß Floßmann, „sind in unserer Gemeinde lauter ordentliche Leute. Nur eines muß ich Ihnen nicht blos als Freund, sondern officiell in meiner Eigenschaft als Vorsteher bekannt geben. Die Heerde hat auch ein räudiges Schaf. Es ist der Gärber Moriz Fellenberg, der ist ganz von der Gemeinde ausgeschlossen, ist so zu sagen excomunicirt. Dem dürfen Sie nicht nur keine Funktionen Ihres Berufes verrichten oder Dienste irgend welcher Art leisten, sondern müssen auch jeden Umgang, jede Berührung mit ihm und seiner Familie meiden; er darf für Sie nicht existiren, er gehört nicht zur Gemeinde und wohnt auch wie ein Ausgestoßener am äußersten Ende des Dorfes, fern von jeder Gemeinschaft mit unseren Glaubensgenossen in Tiefschlag." — Der Lehrer erinnerte sich seiner Begegnung mit dem schönen Mädchen und deren letzten Worte. Der amtliche Befehl des Vorstehers war ein Dolchstich, der sein tiefstes Herz verwundete. Galt sein Schmerz dem Gärber, dessen Isolirung sein Menschlichkeitsgefühl empörte, oder dessen Tochter, die ihm schon bei der ersten Zusammenkunft nicht gleichgiltig war? Beiden zusammen! Fellner selbst wußte sich keine Rechenschaft

Vorhinein für die gute und billige Verköstigung des anzustellenden Lehrers — wenn er ledigen Standes ist — zu sorgen haben, und den dafür entfallenden Betrag monatlich von dem Gehalte abziehen mögen: item: daß sie das freie Quartier mit den nöthigen Geräthschaften, Utensilien ꝛc. zur Benützung für den Lehrer während der Dauer seiner Anstellung auf Kosten des Gemeindesäckels auszurüsten haben.

Manche schöne Leserin hat vielleicht schon die Geduld verloren und fängt an bei unserer national-ökonomischen Abhandlung — ich spreche es nicht gerne aus — zu gähnen, darum nur schnell zu unserer Erzählung zurück. — Es war sonst nicht menschlich von uns, Leo Floßmann, der auf die letzten Worte des neuen Lehrers keine Antwort fand, so lange in Verlegenheit und Verwirrung gelassen zu haben.

In der letzten Aeußerung des neuen Lehrers, sich für einige Zeit in ein Gasthaus einquartieren zu wollen, lag durchaus nichts Unzufriedenes oder Drohendes, sie war ernstlich gemeint und ebenso aufrichtig ausgesprochen; dennoch war sie von fulminanter Wirkung und trieb der irdischen Vorsehung der Tiefschlager Cultusgemeinde buchstäblich die Schweißtropfen auf der Stirne heraus. Leo Floßmann stand ganz betroffen da, er fühlte, daß er für die Gemeinde zu viel, für den Lehrer aber zu wenig gesorgt habe, und doch fand er für den Augenblick kein Mittel, der Sache eine günstige Wendung zu geben. Der Zufall schien es jedoch darauf abgesehen zu haben, seinem Günstling im Momente der äußersten Verlegenheit zu Hilfe zu springen und ihm in der qualvollsten Situation einen Befreier aus der Noth zu senden. Dießmal war es ein unerwarteter Vermittler, ein wahrer deus ex machina, in der Person des langen Itzig, welcher, einen großen Schlüssel in der Hand tragend, in's Zimmer trat und den verzweifelten Vorsteher mit folgenden Worten ansprach: „Herr Vorsteher! wir sind auch Rathsherrn, denen der Verstand erst kömmt, wenn sie vom Rathhause kommen; wir haben da einen Lehrer aufgenommen, der, wie ich höre, heute eintreffen soll, und gar nicht für seine Unterkunft gesorgt; wir haben ihm freies Quartier versprochen, wir sollten richtiger schreiben — „leeres Quartier". — Was wird der arme Mensch anfangen, der wahrscheinlich wie die meisten seiner Fachgenossen zur Weiterbeförderung seiner ganzen Baarschaft keinen Schubkarren braucht." —

„Ich habe eben daran gedacht," unterbrach ihn Floßmann.

„Ich aber," versetzte der lange Itzig sarkastisch, „habe schon gestern daran gedacht und mich mit meiner Frummet darüber besprochen; so haben wir aus unserer Wirthschaft das Allernöthigste in die Lehrerwohnung hinschaffen lassen, damit der Mensch doch nach seiner weiten Reise einen Platz zum Ausruhen und ein Bett zum Schlafen finde; sonst würde er gleich bei seiner Ankunft glauben, er sei unter die Wilden gerathen."

Wie ungerne auch Floßmann diese Interpellation des langen Gemeinde-

raths in Gegenwart des Lehrers anhörte, so war er doch nicht wenig erfreut von der schnellen Art, mit welcher der gordische Knoten seiner Unbeholfenheit gelöst wurde. — „Ich danke Ihnen sehr, Herr Schreiter," sprach er zufrieden lächelnd, „Sie haben mir wirklich da einen großen Dienst erwiesen." — „Sehen Sie, Herr Lehrer!" fuhr er gegen diesen gewendet fort, „dieser Herr ist auch Mitglied des Vorstandes und Sie sehen daraus, daß Sie es nicht mit Wilden zu thun haben werden."

„Ich schätze mich glücklich," entgegnete Fellner, sich vor dem langen Itzig verneigend, „gleich in den ersten Stunden meines Hierseins einen so edlen Menschenfreund kennen zu lernen; nehmen Sie meinen innigsten Dank, den ich zugleich Ihrer würdigen Frau Gemahlin abstatte."

Der lange Itzig hatte im raschen Flusse seiner Rede dem Geiste des Vorstands wie der Tasche des Lehrers ein motivirtes Armuthszeugniß ausgestellt und er sah ein, daß er vor einem Manne, der zu dem Vorstande in ein gewissermaßen untergeordnetes Verhältniß treten sollte und den er früher nicht kannte, nicht also hätte sprechen sollen; allein er war nicht derjenige, dem eine mißhandelte Convenienz viel Gewissensskrupel gemacht hätte, er sah immer nur auf den Kern der Sache, die Schale hatte für ihn wenig Bedeutung. Er faßte sich daher schnell und antwortete, nachdem er den Lehrer mit einem Seitenblicke fixirt hatte, gegen Floßmann gewendet: „Das ist also der Herr Lehrer, das habe ich nicht gewußt." Diese Bemerkung klang wie ein Vorwurf, an die Adresse des Angesprochenen gerichtet, daß er es nicht einmal der Mühe werth hielt, den Gast seinem Collegen im Amte vorzustellen. Sodann fuhr er, sein Wort an Fellner richtend, fort: „Ich heiße Sie bei uns willkommen und wünsche, daß es Ihnen hier wohl ergehen möge. Den Dank, den Sie mir spenden, verdiene ich am wenigsten von Ihrer Seite, da ich Sie nicht früher kannte. — Ich bin beim Vorstande, muß es aber zu meiner Schande eingestehen, daß ich nicht viel für die Gemeinde leiste, die größte Last liegt auf dem Herrn Vorsteher, da ist es nichts als billig, daß unser einer auch einmal etwas versorgt." — Mit diesen Worten empfahl sich der alte Mann.

Die beiden Zurückgebliebenen setzten ihre Unterhaltung noch ein Weilchen fort, als die Zeit zum Abendessen kam, wobei Fellner Gelegenheit hatte, sämmtliche Familienglieder des Floßmann'schen Hauses näher kennen zu lernen. Die Frau Vorsteherin, eine Dame von furchterregender Corpulenz, zeigte noch starke Spuren ehemaliger Schönheit, und war auch als Mutter einer schon erwachsenen Tochter nicht unempfindlich gegen die Huldigungen, die in den besseren Kreisen der Gesellschaft jeder artige Mann dem Frauengeschlechte, ohne Rücksicht auf das Alter, darbringt. Fellner hatte schon dadurch bei ihr gewonnen, daß er ihr die Hand küßte, als ihm die Ehre zu Theil wurde, der Frau Vorsteherin vorgestellt zu werden. Frau Floßmann war eine gutmüthige Frau, aber in Tiefschlag nicht sehr beliebt, weil sie

erspart und ein kleines Sümmchen nach Tiefschlag gebracht haben. Leo Floßmann meinte einfach, ein Lehrer könne schon in Tiefschlag zu etwas kommen, wenn er nur solid leben wolle. Berl Schames, welcher sich das gründliche Studium über das Thun und Lassen des Lehrers zur Aufgabe gemacht zu haben schien und ihn in Folge dessen auch auf jeden Schritt und Tritt beobachtete, antwortete einmal dem Vorsteher, der ihm den Auftrag ertheilte, dem Lehrer zu sagen, daß er seinen Monatsgehalt abhole, es sei schon zwei Tage über die Zeit. „Es hat keine Gefahr, Herr Vorsteher! — der Lehrer wartet nicht auf den Gehalt, er ist sonst reich genug. Ich habe durch den Postboten in Erfahrung gebracht, daß er an das in der Hauptstadt gebildete Comité zur Gründung einer Versorgungsanstalt für jüdische Lehrerswitwen dreißig Gulden eingeschickt habe.“ Eine Antwort, die den Vorsteher nicht wenig stutzen machte und seine Theorie über den Segen, welchen die von ihm kreirte und dotirte Lehrerstelle bringe, etwas erschütterte.

3. Der Ausgeschlossene.

Adolf Fellner hatte bereits mehrere Male von dem Gärber — unter dieser Bezeichnung wurde er meistens genannt, als ob man seinen Namen nicht einmal auf den Lippen tragen wollte — sprechen gehört, der außerhalb des Kultusgemeindeverbandes stehend, mit seiner Familie in Tiefschlag lebte. — Er hätte gerne über diesen Mann, der von allen seinen Glaubensbrüdern im Dorfe, wie ein Scheusal gemieden, wie ein Auswurf der Menschheit verachtet wurde, etwas Näheres erfahren; doch mußte er bald den Versuch aufgeben, durch das Medium seiner Umgebung über den Gärber Erkundigungen einzuziehen; denn so oft er dieses Thema aufs Tapet brachte, wurde das Gespräch abgebrochen und die Unterhaltung auf einen neuen Stoff der Besprechung gelenkt. Vor dem Hauche seines Namens wich Alles scheu zurück, wie vor einer derpesteten Atmosphäre. Dieser allgemeine Widerwille gegen den Ausgeschlossenen, weit entfernt Fellner's Neugierde zu beschwichtigen, reizte sie vielmehr im höchsten Grade. Jeder andere würde sich vielleicht den Gegenstand des gemeinsamen Hasses als ein Abscheu erregendes Ungeheuer vorgestellt haben, dessen Nähe man eher fliehen als suchen müsse. Fellner hatte ihn von dem ersten Augenblicke an, als das unschuldige Opfer der Unduldsamkeit und der Verfolgungssucht betrachtet, für welches Geist und Herz zu gleicher Zeit Partei ergriffen. Der Lehrer besaß trotz seiner Jugend viele Erfahrung; er wußte, wie oft der Leumund eines Menschen von der Lieblosigkeit zerfleischt werden kann, wie dann leicht ein falsches, auf Irthum und Schein gegründetes Urtheil sich lavinenartig fortwälzt und die gedankenlosen Massen, die es ohne Prüfung und ohne Untersuchung aufneh-

men, mit sich reißt, und seine edle, zur Poesie geneigte Natur war eher bereit, das Unrecht auf die Seite der Verfolger, als auf die des Verfolgten zu setzen. — Ueberdieß hatte er ja bereits den süßen Duft einer herrlichen Blüthe geathmet, die dem so vereinsamten, so verhaßten und geschmähten Stamme entsprossen und er konnte sich nicht mit dem Gedanken befreunden, daß eine so zarte Blume aus dem vermoderten Beete des Lasters und der Verworfenheit emporgeschossen sei. Der Vater des liebenswürdigen Mädchens, das ihm flüchtig wie eine Traumgestalt erschien, konnte unmöglich so schlecht sein, als ihn die Tiefschlager jüdische Welt darstellte, und selbst der kleine Knabe, der damalige Begleiter des Mädchens, erschien in seinen Augen nicht wie der Sproß einer fluchwürdigen Race. — Leo Floßmann hatte gut sagen: „Für Sie darf er nicht existiren“ — er existirte in Fellners Gedanken, in seinen Träumen, in seiner Phantasie; die Sehnsucht, den Mann des Volkshasses und des amtlichen Verbots näher kennen zu lernen, steigerte sich mit jedem Tage, sie wurde nahezu eine Leidenschaft, gegen welche die Warnungen des Vorstehers nur einen schwachen Wall bildeten.

Der Leser, der keine dritthalb hundert Gulden jährlich aus der Tiefschlager Gemeindekassa bezieht und auch nicht an Rücksichten für den dortigen Vorsteher gebunden ist, möchte wohl gerne bald die Bekanntschaft des Gärbers machen, und wir wollen ihn auch trotz Floßmann's Anathem in das am äußersten Ende des Dorfes stehende Haus des Ausgeschlossenen einführen, noch bevor Adolf Fellner nach überstandenem Kampfe zwischen Pflicht und Neigung seinen Fuß auf die Schwelle desselben setzte.

Moriz Fellenberg war von der Gemeinde ausgeschlossen, er gehörte nicht zur Gemeinde, Pflichten und Rechte der Gemeinde konnten ihn, außerhalb des Verbandes stehend, nicht berühren. Dies war ja doch kein Hinderniß, ihn wie einen Fremden mit Wohlwollen und Menschenliebe zu behandeln, ihn an den geselligen Berührungen, welche mit dem konfessionellen Gemeindeleben nichts zu schaffen haben, participiren zu lassen, überhaupt den Menschen in ihm zu würdigen und zu achten; allein überkommener Mißbrauch, ererbte Parteiwuth hatte jedem bessern Gefühle den Eingang ins Herz versperrt. Der Gärber war mehr als ausgeschlossen, er war excommunicirt. — Der geistliche Bannstrahl, wie er bei den Juden des Mittelalters unter dem Namen Cherem seinen Spuck trieb, ward gesetzlich verboten, der konnte und durfte nicht gegen ihn geschleudert werden — und dennoch verspürte er — wenigstens unter seinen Glaubensgenossen in Tiefschlag — die fürchterlichen Wirkungen desselben. Niemand ging mit ihm um, niemand verkehrte niemand sprach mit ihm, und das gleiche Loos traf seine Familie; seine Frau kam nie mit andern Frauen zusammen, seine Kinder besuchten niemals die öffentliche Gemeindeschule. — Die Pforten des Gotteshauses waren für ihn und die Seinen verschlossen, und wenn es sie drängte, ihre Herzen in Wohl und Weh, in Freud' und Leid, in Bitte und Dank vor dem Herrn

der Heerschaaren auszuschütten, so konnten sie diesem Drange nur durch die häusliche Andacht Befriedigung verschaffen. Nur an den beiden höchsten Feiertagen des Jahres, am Neujahrsfeste und Versöhnungstage, begab er sich in die zwei Stunden von Tiefschlag entfernte Gemeinde, um dort in Gemeinschaft mit den Gläubigen seiner religiösen Pflicht Genüge zu leisten. — Der angestellte Schlächter durfte ihm kein Geflügel oder sonst was schlachten; der Metzger verkaufte ihm kein Fleisch; er kaufte sonst nichts von den Tiefschlager Israeliten und stand mit keinem derselben in Geschäftsverbindung. Zum Passahfeste ließ er seine Mazes (Osterbrode) aus der Fremde kommen und am Lauberhüttenfeste hatte er seinen eigenen Eßrog (Paradiesapfel). Die Vortheile der Association, die auf religiösem noch mehr wie auf jedem andern Gebiete zur Geltung gelangen, gingen für den Gärber verloren, denn er war ein Ausgeschlossener.

Wodurch wird wohl ein so inhumanes Betragen, wenn auch nicht gerechtfertigt, so doch erklärt? War der Gärber etwa ein schlechter Mensch, war er roh, unwissend, ungläubig, irreligiös? Nichts von allem dem! Im Gegentheile, jeder, der mit ihm Umgang hatte, rühmte seine Redlichkeit und Rechtlichkeit. Er war wohlthätig gegen die christlichen Armen des Ortes, gegen fremde Durchreisende, die seine Hilfe in Anspruch nahmen; er war ein wohlthätiges, unterstützendes und gemeinnütziges Mitglied der erwähnten benachbarten Gemeinde, obgleich er, wie bereits mitgetheilt, nur an den hohen Feiertagen von deren Kultusinstituten Gebrauch machte. Fellenberg war auch ein gebildeter Mann; er hatte selbst eine gute Erziehung genossen und eine solche ertheilte er auch seinen Kindern. Das Gärbergeschäft, das er fabriksmäßig betrieb, hatte durchaus seinen Sinn für Bildung und Wissen nicht abgestumpft. Er war sogar im Besitze einer hübschen Bibliothek, die er in Mußestunden nicht unbenützt ließ.

Am meisten war an Fellenberg zu rühmen, daß das mißliche Verhältniß, in dem er sich zur Gemeinde befand, sein Gemüth nicht verbittert und seinen religiösen Sinn nicht getrübt hatte. Er war weder Frömmler noch Heuchler, er war nicht altorthodox, neigte vielmehr der modernen Richtung zu, gab aber niemals durch sein Betragen ein öffentliches Aergerniß und führte sein Hauswesen nach hergebrachter jüdischer Sitte. — Die Sabbathe und Festtage des Herrn hielt er hoch in Ehren und gab überhaupt seinen Kindern das Beispiel eines frommen religiösen Mannes. — Berl Schames hatte einmal richtig bemerkt: „Der Gärber ist ein sehr schöner Bal-Boß (Gemeindemitglied), nur nicht in unserer Khille (Gemeinde).

Die Ausschließung der Gemeinde hatte durchaus seiner bürgerlichen Stellung nicht geschadet. Der Segen Gottes ruhte sichtbar auf seinem Hause. Er war mit großem Reichthume gesegnet, alle seine Unternehmungen waren mit dem günstigsten Erfolge beglückt. — Seine Frau war eine edle, schöne, feingebildete Dame, seine Kinder blühten in Schönheit, Gesundheit

und Jugendfrische. Zwei derselben, die mittlern, hat der Leser bereits auf der Straße, die zur Eisenbahn führt, getroffen. Der älteste Sohn studirte in der Hauptstadt die technischen Wissenschaften. Das jüngste Kind, ein Mädchen von vier Jahren, stand ihrer Schwester an Schönheit und Liebreiz nicht nach. Das Haus, das diese glückliche Familie bewohnte, glich mit seinen Nebengebäuden, Wiesen und Gartenanlagen einem herrlichen Landsitze, einer reizenden Villa.

Wenn man indeß glaubte, es habe dieser Zustand der Isolirung für den Gärber gar keine Unbequemlichkeit und Unannehmlichkeit gehabt, so wäre dies ein großer Irrthum. Die Angelegenheiten der Gasse, wie der geniale Kompert die Rührigkeit und Geschäftigkeit, im Ameisenhaufen des Ghetto nennt, hatten allerdings für die Fellenbergs kein Interesse; allein es fehlte doch nicht an Momenten, wo der Abgang jeder religiösen Gemeinschaft den Gärber sehr empfindlich schmerzte, und er hätte bei seinem milden Charakter und gutmüthigen Temperamente gerne die Initiative ergriffen, um sich mit der Gemeinde auszusöhnen, wenn er nicht von der festen Ueberzeugung durchdrungen gewesen wäre, daß jeder Schritt wirkungslos wäre und nur zu seiner Erniedrigung geführt haben würde. Vor einigen Jahren hatte ihm der Tod zwei Kinder, ein Zwillingspaar, in den ersten Monaten ihres Lebens an einem Tage entrissen. Er ließ wegen der Anstalten zur Beerdigung beim Kultusvorsteher anfragen, erhielt jedoch zur Antwort, daß er als nicht zur Gemeinde gehörig sich der Schätzung des Vorstandes über die Summe, die er für das Grab zu zahlen habe, unterziehen müsse. Diese Antwort hatte sein, vom Schmerz und Angst um seine übrigen Kinder — die Kleinen waren das Opfer einer damals im Orte grassirenden Scharlachepidemie — zerwühltes Herz so empört, daß er die Todten in die benachbarte Gemeinde führen und daselbst beerdigen ließ. Seit jener Zeit hatte er auch jeden weitern Versuch, ein Mitglied der Tiefschlager Gemeinde zu werden, aufgegeben.

Wir wissen bis jetzt noch immer nicht die Ursache dieses traurigen Mißverhältnisses, werden es aber gleich erfahren. Der Gärber selbst trug keine Schuld daran, er kam niemals mit der Gemeinde in Berührung, daher auch niemals in Konflikt. Es war dieß ein ererbter Haß, den er im Erbschaftsinventar nach dem Tode seines Vaters überkam. Die Tochter des Gärbers hatte recht, als sie zu dem Lehrer sagte: „Es ist eine eigene Geschichte" — und wir wollen diese Geschichte dem Leser erzählen.

Vor mehr als fünfzig Jahren kam von Zeit zu Zeit ein Mann aus fernen Landen nach Tiefschlag, um in dortiger Gegend mit falschen und echten Edelsteinen Geschäfte zu machen. Diese brachten ihn in Berührung mit dem edlen Grafen von Niederwall, der damals, als Grundobrigkeit in seinem Stammschlosse zu Tiefschlag, residirte. Der Fremde, im Alter von ungefähr fünfunddreißig Jahren, war ziemlich gebildet und besaß einen sehr

gefälligen Anstand, welcher ihm das Wohlgefallen und die Gunst des Grafen erwarb. Da der Juwelenhändler ledigen Standes war und aus seiner Absicht, sich zu verehelichen, ebensowenig, wie aus seiner jüdischen Abstammung ein Hehl machte, schenkte ihm der Graf eine Familienstelle, welche das bei den damals bestehenden die Zahl der Judenehen beschränkenden Gesetzen hochanzuschlagende Recht zur Niederlassung und Gründung eines eigenen Heerdes in Tiefschlag gewährte. Die Kultusgemeinde, in der Ueberzeugung, daß dadurch der eine oder andere Heiratskandidat aus ihrer Mitte verkürzt und das Ziel seiner Wünsche weit hinausgerückt werde, wollte die Giltigkeit dieser Schenkung nicht anerkennen und schlug den Rechtsweg ein. Der Prozeß machte alle Instanzen durch und wurde schließlich zu Gunsten des Fremden entschieden. — Eines schönen Tages brachte dieser seine junge Gattin nach Tiefschlag, kaufte daselbst ein Haus, dasselbe, welches sein Sohn der Gärber, noch heute bewohnt. Bald gab er seinen Juwelenhandel auf und gründete ein großartiges Ledergeschäft, welches in kurzer Zeit in Flor kam. Dieser Umstand war am wenigsten geeignet, die Abneigung der besiegten Kultusgemeinde gegen den Fremdling zu vermindern, in dem man nun nicht bloß einen Eindringling, sondern auch einen gefährlichen Geschäftskonkurrenten verabscheute. — Man ließ ihn diesen Groll fühlen, als er kurz nach seiner Niederlassung bei der Kultusgemeinde um Aufnahme in ihren Verband nachsuchte. Da der Fall in Tiefschlag ein neuer war, daher auch weder eine gesetzliche noch usuelle Norm für dergleichen Aufnahmen bestand, so war auch die Einkaufssumme, die man von dem Bewerber verlangen konnte, dem Gutdünken des Vorstandes anheimgegeben. Die allgemeine Antipathie gegen den Fremden, der Zorn über den kostspieligen und zuletzt verlornen Prozeß fielen schwerer in die Wagschale der Beurtheilung, als Recht und Billigkeit, und man verlangte von dem Vater des Gärbers einen so enormen Betrag, daß es wohl vorauszusehen war, er werde nicht gezahlt werden. Die bedingte Aufnahme war demnach illusorisch, sie war bloß eine verhüllte Abweisung; als solche wurde sie auch von dem Petenten angesehen, der durchaus keine Lust bezeugte, sich durch ein so schweres Opfer die Vortheile zu erkaufen, welche der religiöse Verband einer Kultusgemeinde bietet. Nun begann eine lange Reihe von Neckereien und Kränkungen, von gegenseitig zugefügten Unbilden, von Haß- und Zornausbrüchen, die beide Parteien in stets zunehmender Aufregung erhielten. Es kam mitunter zu ernstlichen Konflikten, die nur durch Intervention der Gerichte beigelegt werden konnten. Mit der Zeit hatte wohl bei beiden Theilen die Kampflust abgenommen, weil die Kämpfer sich ermüdet fühlten, auch hatten die Leidenschaften etwas von ihrer Hitze und Heftigkeit verloren; allein an die Stelle des Kampfes trat nun ein dauernder Zustand der Entfremdung und Absonderung, der immer für den Einzelnen, gegenüber einer kompakten Gesammtheit, mit empfindlichen Nachtheilen verbunden ist, besonders wenn das mit

dem Familienleben so eng verwebte religiöse Moment dabei eine Rolle spielt. Der alte Fellenberg hatte es oft beklagt und bereuet, einen Fuß nach Tiefschlag gesetzt zu haben, und selbst in seiner Sterbestunde beschäftigte dieser Gedanke sein erlöschendes Denkvermögen. Er hatte kein hohes Lebensalter erreicht, die letzte langwierige schmerzvolle Krankheit hatte seine Lebenslust nicht geschwächt; seine letzten Worte waren: „Die Gemeinde und Josef bringen mich zehn Jahre früher ins Grab."

Außer dem mißlichen Verhältnisse in der Gemeinde nagte noch ein anderer ätzender Schmerz an dem Herzen Fellenbergs. Er hatte ihm vor seinem Scheiden aus dieser Welt einen Ausdruck gegeben und ihn neben der Gemeinde, als Ursache seines zu früh eingetretenen Todes erklärt. Der Schmerz hieß Josef. Fellenberg hatte zwei Kinder: den Gärber, mit dem wir bereits nähere Bekanntschaft gemacht haben, und einen ältern Sohn, namens Josef. Dieser ging wie sein Namensbruder in der Bibel im Alter von siebenzehn Jahren verloren, und es war ihm nicht wie jenem gegönnt, die Augen des sterbenden Vaters zuzudrücken. Man hatte niemals mehr etwas von ihm gehört.

Josef verrieth schon als kleiner Knabe seltene Geistesanlagen und eine ausgesprochene Neigung zum Studium; mit dieser geistigen Regsamkeit verband er eine in seinem Alter selten zu findende und nicht einmal zu wünschende Willenskraft und Entschiedenheit des Charakters. Wenn diese Seelenkräfte die gehörige Richtung und Entwickelung erhielten, so konnte der Knabe zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. Der Vater hegte auch die besten Erwartungen von seinen Fähigkeiten und hatte ihn schon mit zehn Jahren zum Besuche des Gymnasiums in die Hauptstadt geschickt. Nur eines machte ihn etwas besorgt, als er den Knaben in die Fremde schickte. Paralell mit diesen vorzüglichen Anlagen und das intuitive Leben gar nicht berührend ging nämlich bei Josef ein fester Hang zum Absonderlichen, Abenteuerlichen und Exzentrischen, der sich schon bei dem jungen Kinde deutlich manifestirte. — In seinen Spielen schien er mit Absicht das Gefahrvolle zu suchen, in seinen Gesprächen machte es ihm das größte Vergnügen, das Paradoxe zu vertheidigen, kurz sein ganzes Thun und Lassen war ein Veto gegen Alles, was Andere nach Regel und Maß als das Gehörige betrachten. Wenn ein solcher Hang bei Zunahme der Jahre größere Dimensionen annehmen und sich auf das Gebiet der selbstständigen, der Erziehung und Aufsicht entwachsenen Lebensweise fortpflanzen sollte; so war für die Zukunft des Kindes nicht wenig zu befürchten. Der Vater, von der richtigen Ansicht geleitet, daß Zwang, Strenge, harte Behandlung, Züchtigung und wie die Marterwerkzeuge der pädagogischen Folterkammer alle heißen, bei einem solchen Charakter wie Josefs nicht geeignet wären, das Uebel zu beseitigen, suchte auf die Ueberzeugung des Kindes zu wirken. — Indessen hoffte Fellenberg, Josef werde in der großen Stadt unter neuen Verhältnissen diese Eigenthümlichkeiten ab-

legen, und dieß war auch die Urſache, daß er den Liebling ſeines Herzens in ſo frühem Alter aus dem Hauſe ſchickte. Auch die Ueberzeugung konnte zu ſeiner Beruhigung dienen, daß die Gewohnheiten des Knaben niemals ein böſes Herz oder ein rohes Gemüth verriethen; im Gegentheile, ſie hatten ſtets ihre Richtung nach dem Beſſern und Edlen.

Joſef Fellenberg ſtudirte mehrere Jahre in der Hauptſtadt mit dem glänzendſten Erfolge. Sein vielſeitiges Talent fand bei ſeinen Lehrern und Mitſchülern wie bei allen, die ihn näher kannten, ungetheilte Anerkennung; allein die Excentricität ſeines ganzen Weſens, die ſich nun mit dem zunehmenden Alter, auf neue in die Sphäre ſeiner Thätigkeit dringende Objekte erſtreckte, ohne die urſprüngliche angeborne Richtung zu verlieren, blieb ebenfalls nicht unbemerkt, und er wurde allgemein in den Kreiſen ſeiner Bekanntſchaft „der Sonderling“ genannt. Joſef ſammelte mit einem buchſtäblich ſo zu nennenden Bienenfleiße eine Maſſe von Kenntniſſen, und erwarb ſich ein für ſein Alter Staunen erregendes Wiſſen. Wie die Biene flog er in den blühenden Gefilden der Wiſſenſchaften von einer Blume zur andern, bei keiner lange verweilend, und das bunte Gemiſch der verſchiedenartigſten Gegenſtände, die er in einem Tage zuſammenfaßte, hätte jedes andere Gehirn verwirren müſſen. Er war in ſeinem Studium, in ſeinen Gedanken und Urtheilen ebenſo wie in ſeiner Lebensweiſe originell. Wer an ihn den Maßſtab gewöhnlicher Menſchenkinder angelegt hätte, deſſen Berechnung wäre zu Schanden geworden, deſſen Vorausſetzungen hätten zur Täuſchung geführt. Als ob die Natur es ſich vorgeſetzt hätte, dieſen jungen Menſchen zu einer Ausnahme, zu einer ſeltenen Erſcheinung zu machen; war auch das Aeußere Joſef's nicht nur ſehr ſchön, ſondern ebenfalls außergewöhnlich. Wer dieſe Phyſiognomie einmal ſah, der hatte ſie nicht leicht wieder vergeſſen.

Joſef war mehr als die Freude ſeiner Eltern, er war ihr Stolz. — Bei jedem Beſuche, den er in den Studienferien dem väterlichen Hauſe machte, hatten ſie Urſache, ſich mit der geiſtigen und körperlichen Entwickelung ihres Sohnes zu freuen.

Bereits hatte der „Sonderling“ ſieben Jahre in der Hauptſtadt ſtudirt und die Eltern ſahen eben ſeiner baldigen Ankunft entgegen — denn es war im Monate Juli gegen Schluß des Schuljahres —, als anſtatt ſeiner die Nachricht einlangte: Joſef habe ſich freiwillig zum Militärdienſte gemeldet und ſei gleich am Tage ſeines Engagements mit einem Truppentransport nach dem fernen Kriegsſchauplatze geſchickt worden. Es war die letzte Nachricht, welche die Eltern während ihres ganzen Lebens über ihren Sohn erhielten. Wie ein Donnerſchlag traf dieſe Nachricht das Herz der Eltern und bohrte da eine Wunde, welche die Zeit niemals vernarben konnte. Die Mutter erlag nach einem Jahre dem Schmerze, den nur der Tod ſtillen konnte, und daß der Vater den ſeinen mit ins Grab nahm, haben die letzten Worte in ſeiner Sterbeſtunde bewieſen.

Der Verlauf unserer Erzählung wird es rechtfertigen, daß wir den Leser auch mit diesem jugendlichen Sprosse aus dem Stamme des Ausgeschlossenen bekannt gemacht haben.

Wir überspringen nun die lange Reihe von Jahren, die zwischen den eben erzählten Ereignissen und der Zeit liegt, in welcher der Gärber viel ruhiger als sein Vater die Ausgeschlossenheit ertrug und im Kreise seiner Familie, in Wohlstand und Zufriedenheit leicht einen Uebelstand vergaß, dem Zeit und Gewohnheit zuletzt die Schärfe und Bitterkeit nahmen. Die neue Generation der Tiefschlager Kultusgemeinde, die an dem eigentlichen und wie meistens beim Ausbruche am heftigsten tobenden Kampfe gegen den fremden Eindringling nicht Theil genommen, hatte unter Leo Floßmann's Leitung mehr den Sinn gerichtet auf jene Gemeindezustände, die, aus dem Umgestaltungsprozesse der Neuzeit hervorgehend, ihre dringende Beachtung forderten. Die neue Gesetzgebung, die dem Juden das Recht des Menschen- und Staatsbürgers einräumte, hatte sonst dem einst so heftig geführten Kampfe zwischen einer Gesammtheit und einem Individuum jede Bedeutung genommen, sie hatte ihn gleichsam antiquirt. In der Zeit, in welcher unsere Erzählung sich abwickelt, hätte der alte Fellenberg das Tiefschlager Incolat ohne den geringsten Widerstand erreichen können, und wäre vielleicht auch von der Kultusgemeinde mit offenen Armen aufgenommen worden. Wenn trotzdem in Tiefschlag der alte Sauerteig nicht weggeräumt wurde und ein so verwerflicher Anachronismus der Anschauung noch immer seine Geltung hatte, so lag das in der Zähigkeit, mit der namentlich Korporationen gerne an ihren alten und veralteten Rechten, oder besser gesagt Unrechten, festhalten und den Flügelschlag der Neuzeit unbeachtet lassen möchten. Die Abneigung gegen die Fellenbergs war bei den Tiefschlager Glaubensgenossen ein hereditäres Uebel, eine Gemeindetradition, die auch dem Unrechte den Heiligenschein eines historischen Rechts verleiht. Es fiel niemals einem Menschen in der Gemeinde ein, und er hätte es vielleicht nicht einmal gewagt, eine Aussöhnung mit dem Gärber vorzuschlagen und zu Stande bringen zu wollen.

Wenn irgend ein Mensch auf Erden Ursache hat, den Fremden freundlich aufzunehmen, ihm mit Wohlwollen zu begegnen, überhaupt Alles, was nach Fremdenhaß riecht, zu verabscheuen: so ist es der Israelite. Seine Religion macht ihm in klaren Worten die Liebe gegen den Fremdling zu einer Hauptpflicht. Seine Geschichte ist zum größten Theile eine Wanderung von Ort zu Ort, von Land zu Land; rastlos zog er durch die Gauen der Erde, ohne je eine Heimat zu finden, denn selbst an der Stätte seiner Geburt war er ein Fremder, an dem Orte, wo seine Wiege unfern von den Gräbern seiner Väter stand, war er ein Ausgeschlossener. Alles Uebel, das ihm der Wahn der Zeiten brachte, entsprang eben aus dem Hasse gegen das Fremde, gleichviel ob er den fremden Glauben oder die fremde Abkunft traf.

Wenn trotzdem in früheren Zeiten viele Gemeinden Israels ähnliche innere Zwistigkeiten wie in Tiefschlag, alle hervorgerufen durch die Abneigung gegen die Fremden, aufzuweisen hatten, so liegt der Grund dieser sozialen Abnormität in der bekannten Wahrnehmung, daß der in Druck erzogene und von den Fesseln beschränkender Gesetze in seinen Bewegungen gehemmte Mensch allzu ängstlich, über die ihm kärglich zugemessenen Rechte wacht und nicht gerne einen andern daran theilnehmen läßt. Nur der freie Mensch gönnt auch seinem Nebenmenschen die Freiheit. — In unserer Zeit der Aufklärung und der errungenen Menschenrechte sorgt eine humane Gesetzgebung dafür, daß ein solch' liebloses Vorurtheil nicht mehr Boden fassen könne; doch läßt es sich nicht leugnen, daß es noch in manchen Köpfen unserer Glaubensgenossen als Reminiscenz ehemaliger Zustände spuckt und durch alle Wandlungen der Zeit nicht herauszutreiben ist. Bei vielen sogenannten Kirchthurmpatrioten wird jeder fremde Zuzügler mit scheelen Blicken angesehen und das angeborne Heimatsrecht ist ihnen der einzige Maßstab der Beurtheilung über den Werth eines Mitbruders. Es wäre eine verdienstliche Aufgabe der Kanzel wie jeder öffentlichen Volksbelehrung, gegen diese alten Reste einer überstandenen Drangperiode das Wort zu erheben und ihnen wo möglich den Garaus zu machen.

Von der Richtigkeit dieser Ansicht schien auch der Lehrer Adolf Fellner durchdrungen zu sein, denn der Gärber und seine Familie beschäftigten oft seine Gedanken und die Lage dieses Mannes trübte nicht selten seinen sonst immer heitern Sinn. Vielleicht lagen dem lebhaften Interesse, das er an dem unbekannten Ausgeschlossenen nahm, noch andere Ursachen zu Grunde; genug, es war sein sehnlichster Wunsch, jenem Manne ins Antlitz und ins Tiefinnere zu schauen.

Die Lage des Fellenberg'schen Hauses war der Realisirung dieses Wunsches nicht ungünstig. Es stand bekanntlich am äußersten Ende des Dorfes, aber nicht an einer Straße oder einem Wege, der zu einer benachbarten Ortschaft geleitet hätte, der schmale Pfad, der dicht an der Fronte des Hauses vorüberzog, führte bloß durch üppige Felder und grüne Wiesen zu einer Landschaft hin, deren Reiz jeden ihrer Besucher entzücken mußte. Die jüdischen Insassen Tiefschlags hatten diesen Weg selten betreten, an Werketagen ließen ihnen sonst ihre Geschäfte wenig Zeit zu Spaziergängen. Wenn es Fellner darum zu thun war, diesen Weg öfters einzuschlagen und einen Anlaß zur Bekanntschaft mit der Familie des Gärbers zu suchen, ohne von den Augen der Gemeindeglieder beobachtet zu werden, so fand er hier die günstigste Gelegenheit für seinen Plan. Dem gediegenen Charakter des Lehrers widerstrebte es allerdings, auch nur einen Schritt zu thun, der die Beobachtung zu scheuen hätte und nicht vor den Augen aller Welt gerechtfertigt erschiene; überdieß betrachtete er die bezügliche einem Befehle gleichkommende Bemerkung Leo Floßmann's als eine Ueberschreitung

ein Haus besuchen zu dürfen, wo die Liebenswürdigkeit ihren Sitz aufgeschlagen hat und zu dem sich mein Herz mit voller Sehnsucht hingezogen fühlt.

Fellner empfahl sich nach dieser Antwort, welche Adele mit Wohlgefallen anzuhören schien, und setzte seinen Spaziergang fort. Ein süßes Gefühl, wie er es bisher niemals kannte, durchzog seine Brust. Er, der in der Welt ganz allein stand ohne Verwandte und ohne Freunde, der in dem Menschen immer nur die Menschheit liebte, der in Erfüllung seiner Pflichten in berufstreuer Thätigkeit das Glück seines Lebens fand; fühlte sich mit einem Male wie von einer magnetischen Kraft angezogen. Es war nicht eine vorübergehende Lichterscheinung, die den dunklen Pfad des Wanderers plötzlich erleuchtet, um dann für alle Zeiten zu verschwinden, es war ein glanzvoller Stern, nach dem sein Auge stets blickt, den er als Wegweiser durch seine ganze Lebensfahrt erkennt. Adele ist seinem Herzen theuer geworden; er wurde sich dessen inne, was junge Leser und Leserinen vielleicht schon vermuthet haben, daß sein Herz in Liebe zu dem schönen Mädchen entbrannt sei. Die Tochter des Ausgeschlossenen war das Glück seines Lebens, die Freude seines Daseins.

Sein Spaziergang dauerte dießmal länger als gewöhnlich, im Vollgenuß beseligender Gefühle schwelgend, dachte er nicht daran, daß die hereingebrochene Nacht zur Rückkehr mahne. Er kam spät nach Hause, lange konnte er auf seinem Ruhelager nicht den Schlaf finden, der ihn endlich in seine Arme aufnahm und in das Feenreich süßer beseligender Träume trug.

Der Lehrer benützte nun ausschließlich seine freie Zeit zu Spaziergängen, die immer vor das Haus des Gärbers vorbeiführten, und selbst das ungünstigste Wetter konnte ihn von diesem Lieblingsgange nicht zurückhalten. Die Unterhaltungen mit Adele, die ihr Wohlgefallen an dem schönen jungen Mann nicht verbergen konnte, wurden häufiger und inniger, und so oft der wirkliche oder scheinbare Zufall die jungen Leute zusammenführte, hatte Fellner das Endziel seines Spazierganges erreicht. Er ging dann niemals weiter, sondern unterhielt sich mit dem Mädchen so lange als ihm dieser Hochgenuß gegönnt war, und kehrte, wenn es sein mußte direkt in seine Wohnung zurück. Seine Spaziergänge waren zumeist Wallfahrten nach dem Hause Fellenbergs.

Bei diesen häufigen Zusammenkünften lernte er auch die Eltern und Geschwister Adelens kennen; die öfters aus dem Hause herauskamen, und sich in die Unterhaltung mischten. Verehrung und Liebe theilten sich in den Gefühlen, die er für jedes einzelne Mitglied dieses Hauses hegte, und auch er hatte bald deren herzliche Zuneigung gewonnen. Die Eltern wiederholten die Einladung ihrer Tochter, die ihn zum Besuche ins Haus aufgefordert hatte; eine Einladung, der er mit freudigem Herzen, Folge leistete.

Fellner war nun ein täglicher Gast im Hause des Gärbers, und verlebte da nach vollbrachter Tagesarbeit die heitersten Stunden seines Lebens. War das Wetter günstig, so begab man sich in den rückwärtig vom Hause gelegenen Garten, dessen reizender Naturschmuck von der pflegenden Hand der Menschen in Stand gehalten wurde. Die Unterhaltungen boten viel Interessantes und Abwechselndes; bald wurde ein Gegenstand aus dem Gebiete der Kunst oder der Wissenschaft zur Besprechung gebracht, bald wurden die wichtigsten Weltereignisse, wie sie das täglich aus der Hauptstadt ankommende Zeitungsblatt mittheilte der Beurtheilung unterzogen, und der Lehrer hatte bald Gelegenheit zu bemerken, daß Lebenserfahrung und Bildung dem Gärber die Auffassung und das Verständniß des schwierigsten Thema's erleichterten. Zuweilen kam auch die Rede auf die Verhältnisse unserer Glaubensgenossen und deren bürgerliche Stellung in den verschiedenen Ländern, und der Lehrer nahm mit Bewunderung wahr, welch' eine innige Liebe zum Judenthume den Gärber beseelte. Die ihm von seinen Tiefschlager Glaubensgenossen zugefügten Unbilden hatten sein Gemüth nicht verbittert, seine vom Standpunkte der reinen Humanität gefaßte Anschauung nicht getrübt.

Dieser Ideenaustausch der beiden Männer, dem auch die weiblichen Zuhörer mit gespannter Aufmerksamkeit folgten, diente nur dazu die gegenseitige Achtung zu erhöhen, und das intime Freundschaftsverhältniß zwischen dem Fremden und der Familie des Ausgeschlossenen zu befestigen. Eines dieser Gespräche verdient, inwiefern es zur Charakterisirung der sprechenden Personen einen Beitrag liefert einen Platz in unserer Erzählung. Den Anlaß gab ein Zeitungsartikel, welcher die Ueberschrift „zur Judenfrage" trug. Der Gärber bemerkte: Schon dieser Titel beweist mir, daß die Frage nicht die gehörige Antwort finden wird. Ich habe verschiedene Schriften über die Emancipation der Juden gelesen, aber selten darin Befriedigung gefunden; schon der Name Emancipation setzt einen früheren Rechtszustand voraus, der kaum diesen Titel verdient. Die Restitution in die allgemeinen Menschenrechte, die niemals veräußert oder verwirkt werden können ist das einzige, das der Jude anzustreben hat, und das ihm auch gewährt werden muß, wenn man ihm gerecht werden will. Wenn meine hiesigen Glaubensgenossen mir noch zehnmal mehr Leid zugefügt hätten, als sie bereits meinem Vater und meiner Familie gethan, ich würde dennoch niemals zu der Ueberzeugung gelangen, daß der schlechteste unter ihnen weniger Ansprüche auf die Menschenrechte besitze als ein Mendelsohn oder andere große Männer, welche der Stolz der Nation sind. Es kömmt mir eben so vor, als wenn ich meinem Gesellen in meiner Gärberei den Wochenlohn vorenthalten wollte, weil mir dessen Betragen weniger als das seines Kameraden gefällt.

Sie würden aber doch, entgegnete Fellner ausforschend, einen schlechten Gesellen, der nur Böses stiften würde, nicht in Ihrem Hause dulden.

Allerdings nicht, entgegnete Fellenberg, weil ich nicht wie der Staat seinen Bürgern gegenüber, die Pflicht und das Recht habe den Bösen zu strafen, um ihn durch die Strafe zu bessern, oder — wo keine Besserung zu erwarten ist — für seine Umgebung unschädlich zu machen. Uebrigens, wollen Sie mich nicht mißverstehen, ich bin durchaus nicht der Meinung, daß der Jude wirklich nationale Gebrechen an sich habe, mit denen man das Unrecht seiner Ausschließung rechtfertigen könnte, im Gegentheile, ich bin der festen Ueberzeugung, daß kaum ein anderer Stamm wie der jüdische aus der Feuerprobe der Leiden so rein und geläutert hervorgegangen wäre, daß kaum ein anderer Stamm sich nach tausendjährigem Drucke so schnell mit den Elementen des modernen Staatslebens assimilirt hätte. Ich wollte nur den Rechtsstandpunkt — und der allein ist mir der maßgebende — ins gehörige Licht setzen.

Aehnliche Gespräche wurden öfters geführt; doch hatte niemals die Verschiedenheit der Ansicht zur geringsten Heftigkeit Anlaß gegeben oder den Charakter der Rechthaberei angenommen. Nur die kleinen Ereignisse der Gasse kamen niemals zur Besprechung, sie wurden nicht einmal von dem weiblichen Theile der Gesellschaft einer Beachtung gewürdigt. Die Ursache des unversöhnlichen Hasses von Seiten der Gemeinde gegen die Fellenberge hatte der Lehrer von dem Gärber bereits in den ersten Tagen seiner Bekanntschaft erfahren, ganz so, wie wir sie dem Leser mitgetheilt haben.

In dem Maße als die Besuche des Lehrers regelmäßiger und von längerer Dauer wurden, und sein lebhaftes Interesse für die Familie Fellenberg beurkundeten, trat bei ihm das Bestreben hervor, diese Besuche der Beobachtung der Gemeinde zu entziehen. Er war sich allerdings keines Unrechts bewußt, er erfüllte, nach wie vor, seine Berufspflichten mit allem Eifer und gab nie Anlaß zur Unzufriedenheit; dennoch beschlich ihn zuweilen ein gewisses Mißbehagen bei dem Gedanken, daß das Bekanntwerden seiner innigen Freundschaft mit dem allgemein verhaßten Manne in der Gemeinde so zu sagen böses Blut machen, und sein Betragen einer leidenschaftlichen und lieblosen Beurtheilung unterzogen werden könnte. Ueber alle diese Bedenklichkeiten trug jedoch die Liebe zu Adelen den Sieg davon. Er hätte es nicht über sich gewinnen können, auch nur einen Besuch im Hause des Ausgeschlossenen, der Gemeinde wegen zu verlieren.

Es ist leicht begreiflich, daß die täglichen Besuche des Lehrers, in dem entfernt liegenden Hause, der Gemeinde nicht lange ein Geheimniß bleiben konnten. Der eine oder andere hatte ihn zuweilen in später Abendstunde, bei dem unfreundlichsten Regenwetter, in seine Wohnung zurückkehren sehen. In kleinen Ortschaften bietet der unbedeutendste Schritt des Einzelnen Stoff zu einem Tagesgespräche, und es fehlte auch nicht an Leuten, die es sich zur Aufgabe machten den Lehrer auf Schritt und Tritt zu verfolgen. Das Späherauge des Verl Schames hatte bald das Ziel der täglichen Spazier-

gänge Fellners herausgefunden, und er wollte darauf schwören, daß die Besuche mehr der Tochter als dem Vater galten. Es währte nicht lange und jedes Kind in Tiefschlag wußte davon zu erzählen, daß der Lehrer täglich in das Haus des Gärbers komme, und in die Tochter desselben sterblich verliebt sei.

Die Leute auf dem Dorfe, denen nicht so großartige Aufregungsmittel wie den Städtern zu Gebote stehen, um den Geist vor Erschlaffung zu wahren und ihm neue Spannkraft zu verleihen, brauchen ebenfalls von Zeit zu Zeit einen stimulirenden Stoff, der in die Lethargie der einförmigen Alltäglichkeit versetzt die Gemüther in Leben und Feuer bringe. Ein solcher Stoff war die Liebesgeschichte des Lehrers. In Tiefschlag hatte man es noch nicht zu jener Objectivität gebracht, welche die Scheidung der Person vom Amte auch in Angelegenheiten des praktischen Lebens gelten läßt, und man konnte es dem Lehrer nicht verzeihen, daß er, der das Brod der Gemeinde aß, seine Sympathien und seine Liebe gerade an einen Ort trage, den die Scheidewand eines Jahrelang genährten Hasses von der Gesammtheit absonderte. Das zarte Geschlecht, das häufig in Gemeindeangelegenheiten hinter den Coulissen die Fäden in der Hand hält, mit denen es die Entschlüsse der Männer lenkt, war nicht minder alarmirt von der verhängnißvollen Nachricht, welche die schwächste Seite des Weibes, die Eitelkeit verletzend traf. Tiefschlag hatte mehrere schöne Mädchen, von denen manche mit Wohlgefallen den schmucken Lehrer ins Auge faßte, und manche Mutter hatte schon in Stillen für die Zukunft ihrer Tochter ein Heiratsproject entworfen, in welchem dem Lehrer die schönste und dankbarste Rolle zugetheilt wurde. Daß nun dieser, blind gegen alle andern Reize, nur für die Tochter des Gärbers Augen hatte, konnte ihm der Stolz eben so wenig verzeihen, als die Eifersucht.

Die Gährung in der Gemeinde konnte Fellner nicht entgehen, unfreundliche Blicke, Mienen der Verachtung, wie sie ihm bisher in Tiefschlag nicht begegnet waren, zeigten ihm, daß er von dem Höhepunkte der Gunst in die Tiefe der Mißliebigkeit herabgesunken sei. Die Leute, mit denen er in Berührung kam beobachteten gegen ihn eine gewisse Zurückhaltung, ein steifes Benehmen, das mit der frühern Herzlichkeit stark contrastirte. Er fühlte, daß die Luft schwül sei, und sich bald in einem heftigen Gewitter entladen mußte. Es gehörte wenig Scharfsinn dazu, um die Ursache dieses gewaltigen Umschwungs in der Gunst des Publikums zu errathen. Der Lehrer hatte seine Unbeliebtheit der Liebe zu verdanken.

Leo Floßmann hatte den Fall vom amtlichen Standpunkte aus als einen Vertragsbruch von Seiten des Lehrers betrachtet, als eine verletzende Herausforderung, als einen casus belli. Er habe es dem Lehrer bei der Ankunft mit deutlichen Worten gesagt: „Der Gärber dürfe für ihn nicht existiren“ — und wie zum Hohne sind nun Kopf und Herz Fellner's beide

von der Gemeinde in Sold genommen, im Hause des Ausgeschlossenen verpfändet. Allein die Klugheit und das eigene Interesse riethen ihm vorsichtig zu Werke zu gehen, und erst genau das Terrain zu sondiren, bevor er sich zu einem entscheidenden Schritte entschließe. Die Leistungen des Lehrers in Synagoge und Schule fanden eine unbestrittene Anerkennung, und es entstand zu erwarten, daß namentlich jene Familienväter, die ein starkes Contingent zur Schule stellen, oder solche Gemeindemitglieder, denen wie dem alten Morenu Reb Joßef eine gramatikalische Sünde beim Vorlesen aus der Torah den Appetit verderben konnte, für den Lehrer Partei ergreifen, und bei der Beurtheilung seines Betragens mehr die geistigen Interessen der Gemeinde als die Privatneigungen seines Herzens ins Auge fassen würden. Auch mußte sich der Vorsteher selbst gestehen, daß der Lehrer in der merkantilischen Bedeutung des Wortes äußerst billig sei, und daß kaum ein zweiter sich finden dürfte, der seinen berühmten, von der Publicistik hart mitgenommenen Concurs so glänzend zu Ehren bringen möchte; überdieß war ja die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß der Lehrer, auf das Unschickliche in seinem Benehmen aufmerksam gemacht, ohne Widerstreben seinen Umgang mit dem Gärber aufgebe. Die Liebe zur Tochter war vielleicht ein bloßes Hirngespinnst, die Ausgeburt müssiger Köpfe. Leo Floßmann hielt es daher für geeignet, vorher privatim mit dem Lehrer Rücksprache zu nehmen und erst dann, wenn die Besprechung ohne Erfolg bliebe, die Angelegenheit vor den Vorstand zu bringen.

Der Vorsteher fand bald Gelegenheit zu der beschlossenen Conversation mit dem Lehrer und zeigte sich dabei wirklich als erfahrener wohlroutinirter Mann. In seiner Anrede wurden alle möglichen Saiten angeschlagen, um den Sünder zur Besserung zu bringen; die sanfte Ueberredung, die ernstliche Drohung und noch allerhand leichtes und schweres Geschütz, wie es der Beredsamkeit Floßmanns zu Gebote stand, wurde ins Feld geführt, um die fatale Vorliebe des Lehrers für das verpehmte Haus zu bekämpfen und zu besiegen. Fellner hörte aufmerksam bis zum Schlusse der Rede, ohne nur durch eine Miene seine innern Gefühle zu verrathen, denn er antwortete in ruhigem Tone: „Herr Vorsteher! ich kenne meine Pflichten und bestrebe mich mit allem Eifer ihnen nachzukommen; jede Erinnerung in dieser Beziehung ist überflüssig. Sollte jedoch mein Umgang mit den Personen, die meinem Herzen als unschuldige Opfer eines unbegründeten zähen Hasses nur um so theuerer sind, als unvereinbar mit meiner Stellung angesehen werden, so bin ich zu jeder Stunde bereit, meinen Posten aufzugeben.“

Floßmann's Privatmittel waren erschöpft, die Sache mußte vor den Vorstand gebracht werden; in der That war dieser Schritt von der in der Gemeinde herrschenden Mißstimmung auch unerläßlich geboten.

Der Leser mag es uns verzeihen, daß wir ihn so oft in die nicht sehr geräumige Tiefschleger Gemeindestube führen. Es ist nicht unsere Schuld.

Die Vorstände lieben die Sitzungen, welche zur Befestigung ihrer Autorität in der Gemeinde beitragen, und unsere Erzählung, die einmal „Ein jüdischer Lehrer" heißt, steht ebenso in einem Abhängigkeitsverhältnisse zu Leo Floßmann und seinen Vorstandskollegen, wie der Held derselben, Adolf Fellner.

Wieder war der Vorstand versammelt, nur der einzige Bittner fehlte, er war vielleicht in Geschäften von Tiefschlag abwesend. Die anderen Rathsherren hatten sich vollzählig eingefunden. Floßmann trug wie gewöhnlich den Gegenstand der Verhandlung mit Pathos vor; er sprach seine Entrüstung über das Betragen des Lehrers aus, hob ausdrücklich hervor, daß man der Aufregung in der Gemeinde Rechnung tragen müsse, stellte jedoch selbst keinen Antrag, und wollte bloß den Gegenstand der Beurtheilung seinen Collegen überlassen. Es wurde nun hin und her debattirt, alles was für und gegen den Lehrer zu sagen war, wurde vorgebracht, die verschiedenartigsten Anschauungen in der Gemeinde von der äußersten Gereiztheit bis zur gänzlichen Gleichgültigkeit fanden in der Gemeindestube ihren vollständigsten Reflex. Die Gemüther erhitzten sich, die Debatte verlor ihren regelmäßigen Gang, einer überschrie den andern, niemand wurde verstanden. — Man denke sich ein Concert, in dem jeder Musikant ein anderes Stück spielt, und man hat erst eine blasse Idee von dem Tumulte, dessen Schauplatz die Tiefschlager Gemeindestube war, von dem Wirrwar, in den auch der kleinste berathende Körper verfallen kann, wenn nicht eine bestimmte Geschäftsordnung die Debatte lenkt und der Leidenschaftlichkeit Maß und Ziel setzt. Nur der lange Itzig hatte an diesem Treiben nicht Theil genommen; er beobachtete auch dießmal sein gewöhnliches parlamentarisches Manöver, erst die andern sich aussprechen zu lassen und zuletzt seine Meinung zu äußern. Er wartete auch in dieser Sitzung, bis sich der Sturm gelegt, die brausenden Wellen der Aufregung gesenkt hatten; dann bat er ums Wort und sprach unter lautloser Stille der Versammlung wie folgt: „Wir sind, so viel ich glaube, in der Gemeindestube, um das Wohl der Gemeinde zu berathen, Anträge zu stellen, gestellte Anträge zu besprechen und über sie abzustimmen. Von all dem Lärmen und Schreien habe ich noch nicht entnehmen können, was eigentlich der Vorstand will und soll. Es wird da ein Sittengericht über den Lehrer gehalten, welches wir füglich den Müßiggängern und Kaffeeschwestern überlassen könnten. — Wie der Herr Vorsteher uns erzählt, würde der Lehrer eher seine Stelle als die Besuche beim Gärber aufgeben, und ich weiß auch nicht, was sie uns eigentlich genieren, wenn sie ihn in seinen Dienstleistungen nicht stören. Weder im Konkurse noch in Folge eines Vorstandsbeschlusses ist bei seiner Aufnahme die Bedingung festgestellt worden, daß er seine freie Zeit nur nach unserem Commando verwenden dürfe. Was seine Liebe zur Gärberstochter betrifft, sind wir alle schon über die Jahre hinaus, um uns mit solchem Kinderstuß (Dummheit) zu befassen. Es sind gewiß genug schöne Mädchen in Tiefschlag, will der

Jezer hora (die Leidenschaft), daß er sich gerade in diese verliebe. Ich war vorige Woche in der Hauptstadt, da sah ich im Theater ein ähnliches Stück, wo sich auch die Kinder der größten Todfeinde in einander sterblich verlieben. Das Stück heißt Romeo und Julie."

Der lange Itzig besaß eine originelle Beredsamkeit, die mehr durch ihre phlegmatische Einfachheit zu imponiren, als durch ihr Feuer hinzureißen geeignet war, sie war mehr auf den Kopf als auf das Herz berechnet. Er hätte vielleicht niemals seine Zuhörer für eine Idee begeistern können, hingegen war es ihm ein Leichtes, sie von der Irrbahn einer falschen Auffassung ab- und in das Geleise der richtigen Beurtheilung hinzulenken. Er verstand es, den Gegenstand der Verhandlung zu begrenzen, so daß jeder sich dessen klar wurde, welche Ansicht er eigentlich vertreten wolle.

Auch dießmal hatte der lange Itzig die übrigen Mitglieder der Versammlung so zu sagen zur Besinnung gebracht; auch dießmal hatten seine schlichten Worte ihre Wirkung nicht verfehlt. — „Im Grunde genommen," begann eines der Vorstandsmitglieder, „hat der Herr Schreiter recht. Die Gemeinde ist mit diesem Menschen gut versorgt, und die Anstellung eines andern Lehrers würde mit großen Schwierigkeiten verbunden sein." — In ähnlicher Weise äußerten sich auch die andern Herren vom Rathe, und gerade diejenigen, die früher am meisten getobt und gelärmt, waren jetzt, nachdem sie das ganze Feuer ihres cholerischen Temperaments verpufft hatten, sanft und friedlich gestimmt. Leo Floßmann, der die Sorgen und Mühen, welche ihm die Besetzung der Lehrerstelle verursachte, noch in lebhafter Erinnerung hatte und schon vor dem Gedanken an eine Wiederholung derselben zitterte, war im Herzensgrunde mit dieser Beruhigung der vorständlichen Gemüther vollkommen zufrieden; nur erregte es seinen Neid, daß sie gerade durch den langen Itzig, dessen mit jedem Tage zunehmender Einfluß in der Gemeinde seiner Beobachtungsgabe nicht entgangen war, zu Wege gebracht wurde. — Er hielt es zur Wahrung seiner Vorsteherwürde für gerather, aus seiner passiven Haltung herauszutreten und an dem parlamentarischen Siege des Seniors der Versammlung, den er nicht paralysiren konnte, durch seine Zustimmung Theil zu nehmen. — „Ich war von Anfang an," sprach er, „ganz derselben Meinung, wie mein College Herr Schreiter, nur wollte ich in einer Angelegenheit, welche jedenfalls die Gemeinde schmerzlich berührt, den Ansichten des Vorstands nicht vorgreifen. Da die heutige Sitzung, fügte er hinzu, ohne irgend ein Resultat blieb, so erscheint es auch überflüssig, ein Protokoll darüber aufzusetzen." — Wie wir bereits erfahren, gehörten stylistische Uebungen nicht zu den Lieblingsbeschäftigungen des Tiefschlager Cultusvorstehers. — „Ganz überflüssig," bemerkte der lange Itzig, „und wir könnten auch die heutige Sitzung als eine geheime erklären." — Bei den letzten Worten hatte er sich auf seinem Sitze umgedreht und seine Blicke hinter den Ofen gerichtet, wo Berl Schames scheinbar im Schlafe

ersunken saß, obgleich ihm kein einziges Wort von der ganzen Debatte verloren ging. Der schlaue Famulus hatte die Augen nur halb geschlossen, das Ivisо an seine bekannte Schwatzhaftigkeit nebst der obligaten Geberdenbegleitung war seinen scharfen Sinnen nicht entgangen. Er blieb eher alles andere als eine Antwort schuldig und replicirte daher schnell ohne langes Besinnen: „Seien Sie ruhig, Herr Schreiter! von mir wird niemand etwas erfahren, ein Schames muß stumm sein, und besonders was den Lehrer betrifft, da traue ich mich gar nicht etwas anzufangen, vor dem hat jeder Respekt.

Die brusken Antworten Berl's wurden nicht mehr wie ehemals mit beifälligem Lächeln aufgenommen. Die nivellirende Neuzeit hat wohl die socialen Scheidewände zwischen den verschiedenen Ständen abgetragen, um so schärfer aber die Kreise gezeichnet, innerhalb deren sie sich berühren dürfen. Berl Schames merkte wohl, daß seine Zeit um sei, er hatte es ja schon längst gesagt: Die Welt hat sich umgedreht.

---

4. Die Aussöhnung.

Bei einer ruhigen gemäßigten Debatte wäre es vielleicht dem langen Itzig in der eben beschriebenen Vorstandssitzung nicht gelungen, die schwere Wolke, die sich über das Haupt des Lehrers zusammenzog, zu zerstreuen und das Ungewitter, das die neue Saat seines Lebensglückes zu zerstören drohte, von ihm abzuwenden. Es ist wahr, der allgemeine Haß gegen den Gärber war ein unbegründeter, ein von Vorurtheil und Leidenschaft genährter und großgezogener, und der Lehrer hatte keine Verpflichtung, an diesem verjährten Unrecht Theil zu nehmen, und wenn er nun gar das von allen gemiedene Haus des Ausgeschlossenen mit täglich zunehmendem Eifer, als einen Ort der Erholung und Zerstreuung nach den Mühen des Tages, als eine Stätte der Lust und Freude, aufsuchte, so geschah dieß gewiß nicht aus Trotz oder Gleichgültigkeit gegen eine Gesammtheit, in der und für die erfolgreich zu wirken sein Lebensberuf war, sondern hatte in jenem Gefühle seinen Grund, das unerbittlich wie der Tod alle Schranken der Convenienz durchbricht und alle Hindernisse überspringt, womit das kalte reale Leben so oft den Weg nach dem Ziele seiner Sehnsucht versperrt, in jenem innern Feuer, das alle brausenden Fluthen der äußeren Lebensverhältnisse nicht zu löschen vermögen, in der Liebe, die sich um Vertrag und Dienstverhältnisse wenig kümmert. Auf der andern Seite läßt es sich jedoch nicht verkennen, daß diese heftige Neigung Fellner's für eine Enkelin jenes Mannes, der schon vor mehr als einem halben Jahrhunderte den Grund zu einem Kriege „von Geschlecht zu Geschlecht“ zwischen seinem Hause und

der Gemeinde in Tiefschlag legte, als etwas Außerordentliches, noch nicht Dagewesenes erscheinen und die Empfindungen der Leute tief verletzen mußte. Der lange Itzig hatte gut reden vom Jezer horo. Der Vorstand war nicht verliebt, hatte für die Romantik wenig Sinn und war gerade nicht von dem edlen Eifer beseelt, eine Liebe zu begünstigen, die wohl den von der Gemeinde besoldeten und erhaltenen Lehrer zum Glücklichsten der Sterblichen machte, in der Gemeinde selbst aber Unzufriedenheit und Entrüstung hervorrief.

Was jedoch am meisten die guten Absichten des langen Itzig begünstigte und ihn in der besprochenen Sitzung gleichsam zum Herrn der Situation machte, war der Umstand, daß sich die übrigen Mitglieder des Vorstandes zuerst recht ausgeschrien und ausgetobt hatten. Die verschlossene Zorneswuth hatte in heftigen leidenschaftlichen Worten ihre ganze brennende Lava ausgespieen, und nun ward es im Innern des Kraters ganz ruhig und stille. Die Freundschaft der Menschen besteht häufig bloß in leeren Worten, warum sollte der Haß gerade immer auf eine dauernde Intensität Anspruch machen?

Auch in der Gemeinde hatte die erste tobende und maßlose Aufwallung dieselbe Schlußwirkung. Nach und nach legte sich der Groll. Die Leute, denen die Welt der Wirklichkeit genug zu schaffen gab, überließen dem Lehrer jene, der Hoffnungen und Träume, unbekümmert, wie er die Collision zwischen Pflicht und Neigung zum Ausgleiche bringen wolle, sie gingen wie früher ihren Geschäften nach, Tiefschlag blieb auf seinem Platze stehen, und die Ruhe des Welttheils war durch die nicht populäre Liebe des Lehrers nicht gefährdet.

Durch die letzten Vorgänge, im Schooße der Gemeinde, hatten die Besuche Fellners im Hause des Gärbers eher zu als abgenommen. Seine Ueberzeugung von der Unverfänglichkeit derselben, erhielt durch die vom Vorstand gewonnene Anschauung des langen Itzig, die allmählich auch bei der Gemeinde durchdrang, ihre Bekräftigung, seine Freundschaft für die Feldberg bekam gleichsam die Sanction, das Recht der Oeffentlichkeit.

Das Verhältniß des Lehrers zu dieser Familie nahm mit jedem Tage an Innigkeit zu, und die Liebe zu Adelen erreichte in der Skala menschlicher Wünsche und Hoffnungen den Siedpunkt. Der Besitz des schönen, mit körperlichen und geistigen Vorzügen reichgeschmückten Mädchens, war das Ziel seines Strebens, die Hoffnung seines Lebens, ohne Adele gab es für ihn keine Zukunft. Er war bereits in dem Alter, in dem ein junger Mann daran denken kann, Hymens Bande zu knüpfen, und es war sein ernstlicher Entschluß bei den Eltern, um die Hand der Tochter zu werben, sobald er zu der Ueberzeugung gelangt sein würde, daß Adele seine Neigung erwiedere, daß er auf Gegenliebe rechnen dürfe.

Wie ein Mensch von Fellner's Stellung, mit einem Hungergehalte von dritthalbhundert Gulden, derartige romantische Anwandlungen haben

nne, wie er mit einem Einkommen, das kaum hinreicht die kümmerliche xistenz eines einzelnen Menſchen zu friſten, nur daran denken durfte einen enen Herd zu gründen, eine Familie zu ernähren, bleibt dem Leſer ein äthſel, daß vielleicht erſt im weitern Verlauf unſerer Erzählung ſeine Lö- ng finden wird, wir wollen vorläufig zu ſeiner Entſchuldigung annehmen, ß die Behauptung des Berl Schames, die er dem Vorſteher gegenüber ßerte, — „der Lehrer ſei reich“ — einen feſteren Grund als die bloße bjective Auffaſſung des phantaſiereichen Gemeindedieners habe. Fellner ar nicht mehr in den Jahren des erſten Jünglingsalters, um nur blind- ngs dem Zuge einer heftigen Leidenſchaft zu folgen, und ſein Charakter ar zu edel, als daß man dem Gedanken Raum geben könnte, er wäre hig geweſen, ein unſchuldiges, ſeinem Herzen ſo theueres Weſen ſeiner elbſtſucht zu opfern und ins ſichere Elend zu ſtürzen. Auch lag es ſei- em Charakter und ſeiner ganzen Lebensanſchauung fern, auf die Mitgift delens zu ſpekuliren. Der Gärber galt allgemein als ein reicher Mann, och wußte niemand etwas Näheres über ſeine Vermögensverhältniſſe, am enigſten Fellner, deſſen ganzer Sinn nur den Cultus der Liebe und Freund- ſchaft im Fellenbergiſchen Hauſe pflegte, der ſich um jene erbärmlichen Aeußer- lichkeiten, welche die Welt regieren und in unſerer materiellen Zeit mit tyran- niſcher Gewalt die zarteſten Gefühle wie die höchſten Intereſſen der menſchlichen Geſellſchaft knechten, wenig kümmerte.

Fellner trug gewiß im Innern das Bewußtſein, daß ſeine Bewerbung um die Hand der Geliebten nicht an jener Klippe ſcheitern könne, die ſo oft den innigſten Herzensbund der Liebe gewaltſam zerreißt; ſonſt wäre der Gedanke an eine Verbindung mit Adelen niemals in ſeiner Seele aufgeſtiegen.

Wir freuen uns innigſt über die ſeltene und glückliche Ausnahmsſtel- lung Fellners unter den Dienern der Volksbildung, die ſein Streben nach einem ſo ſchönen freudigen Ziele berechtigte; doch wird die Freude durch den Umſtand getrübt, daß es eben eine Ausnahmsſtellnng war, und ſeine vom Glücke weniger begünſtigten Fachgenoſſen nehmen ebenfalls unſer Mit- gefühl in Anſpruch. Auch ſie empfinden menſchlich, auch ihnen ſchlägt ein warmes Herz in der Bruſt, auch ſie ſuchen ein theueres Weſen, das mit ihnen das Geſchick des Lebens theilt; doch ihre traurige Stellung verküm- mert ihnen das jedem Menſchen heilige Recht zur Eheſchließung und ver- urtheilt ſie zu einem unfreiwilligen Cölibate, das, weit entfernt, ihre Exiſtenz behaglicher zu machen, ihnen nur den Stachel unbefriedigter Sehnſucht ins Herz ſenkt und durch das Gefühl der Iſolirtheit in einem meiſtens fremden Orte die Luſt zu einer anſtrengenden, mitunter aufreibenden Thätigkeit raubt. Der Handwerker, der Taglöhner, der Dienſtbote, wenn ſie nicht anders gedan- kenlos in den Tag hineinleben, wenn ſie nicht liederlich ſind, ſuchen wo möglich einen Sparpfennig für ſpätere Zeiten, für unerwartete Ereigniſſe und Zufälle zurückzulegen, während der öffentliche Lehrer, deſſen ganzes Kapital in ſeinen

Kenntnissen und Fähigkeiten besteht, sich in den meisten Fällen beim Abschluß seiner Jahresrechnung glücklich schätzen muß, wenn nur Soll und Haben sich das Gleichgewicht halten. Man kann allerdings von den zuweilen sonst überbürdeten Gemeinden nicht verlangen, daß sie die bei ihnen vakant gewordenen Lehrerposten, als Sinekuren zur Besetzung ausbieten; allein eine percentuale Erhöhung des Status zum Zwecke der nutzbringenden Anlegung für den Lehrer würde in ihrem eigenen Interesse rathsam erscheinen und sie von manchen Nothbehelfen gegen den unwiderstehlichen Drang des besoldeten Elends, als da sind: Theuerungszulagen, Remunerationen, Geschenke u. s. w., befreien. Die Ueberbürdung einer Gemeinde liegt sonst nicht in den Mehrausgaben, die ein geregeltes Gemeinwesen verlangt, sondern in den nicht präliminirten Zuschlägen, die gerade ein ungeregeltes am meisten in Anspruch nimmt.

Adele hatte bisher in ihrem Umgange mit dem Lehrer bloß jene Gefühle der Achtung und Freundschaft an den Tag gelegt, die ein Mann wie Fellners Charakter, Anstand und Geistesgaben einem jungen gebildeten Mädchen einflößen mußte, wenn er, wie Fellner, täglich ins Haus kam und sich durch sein Benehmen das Wohlgefallen und die Zuneigung aller Familienmitglieder erwarb. Wenn sie sich auf seinen täglichen Besuch freute, wenn sie mit Interesse und Spannung seinen Gesprächen lauschte, so lag darin noch nichts, was den Lehrer zu Hoffnungen berechtigen konnte, die Adele vielleicht nicht einmal ahnte. Ihr gebildeter Geist fand in der interessanten Conversation des jungen Mannes Anregung und Befriedigung, ihr Herz war von der Anmuth seiner Rede gefesselt, doch vielleicht nicht in jene Bande geschlagen, welche zwei Liebende für die Ewigkeit vereint. Ihre noch zu zarte Jugend, ihre keusche Jungfräulichkeit, ihre angeborne Würde waren Vorzüge, die dem Lehrer es nicht so leicht machten, sich über den Punkt Gewißheit zu verschaffen, der über das Glück seines Lebens entschied. Fellner durfte die Zeit nicht drängen, er mußte der günstigen Gelegenheit harren, die seine Zweifel beheben würde.

Die Zeit der Schulferien war herangerückt. Albert, der Sohn des Gärbers, kam aus der Hauptstadt zum alljährlichen mehrmonatlichen Besuche und brachte in das väterliche Haus, in die täglichen Unterhaltungen, wo Fellner so freudige Erholung von den Arbeiten des Tages fand, neues Leben. Albert Fellenberg war ein junger Mann von gediegener Bildung, er war nicht bloß tüchtig in den Fachstudien, denen er mit allem Fleiße oblag, sondern hatte sich noch viele anderweitige Kenntnisse erworben, die seinen Umgang zu einem angenehmen und anregenden machten. Schon am Tage seiner Ankunft wurde er mit dem Lehrer bekannt, und die erste Unterhaltung reichte hin, um die gegenseitige Achtung der beiden vielbegabten jungen Männer zu bewirken. Die täglichen Besuche Fellners waren Albert nicht ganz neu, er hatte von ihnen schon in der Hauptstadt gehört. In den Briefen

Adelens geſchah zuweilen derſelben Erwähnung mit einer Befriedigung, die den jungen Fellenberg auf die Bekanntſchaft des Lehrers neugierig machte. Es brauchte nur wenige Tage und zwiſchen den beiden jungen Männern entſtand ein Freundſchaftsverhältniß, das mit jeder neuen Zuſammenkunft an Innigkeit zunahm. Die Verſchiedenheit der Anſchauung erhöht bei gebildeten Menſchen nur den Reiz der Unterhaltung; denn auch in der geiſtigen Natur iſt oft das Geſetz wahrzunehmen, daß ungleichartige, nach verſchiedenen Richtungen zuſtrebende Pole des edlen Denkfluidums ſich gegenſeitig anziehen. Es darf uns daher nicht wundern, wenn die zuweilen mit Eifer und Heftigkeit geführten geiſtigen Turnierübungen zwiſchen Adolf Fellner und ſeiner neuen Bekanntſchaft ſich ſchließlich in Harmonie und Freundſchaft auflöſten; allein der Kampf ſelbſt bot viel Intereſſe. Die ruhige ſcharfe Kritik Fellners trug zumeiſt den Sieg davon über die kühnen Ideen des jungen Studenten, die wie Geiſtesblitze plötzlich und raſch aufeinander hervortraten, und durch die Lebendigkeit und Friſche, mit denen ſie vorgetragen wurden, überraſchten. In Albert lag etwas von der Natur des Onkel Joſef. Er liebte und ſuchte die Wahrheit, doch vertrat und vertheidigte er mit Vorliebe ſolche Anſichten, die noch immer der Annehmer bedurften, um zur allgemeinen Anerkennung zu gelangen. Adele, welche bei dieſen Geſprächen öfters zugegen war, lauſchte mit Spannung und Aufmerkſamkeit den Worten der beiden jungen Männer, die ihrem Herzen, der eine durch die Bande der Natur, der andere durch die der Freundſchaft ſo theuer waren, und auch ihr Geiſt fand Nahrung und Befriedigung von den verſchiedenen Gegenſtänden, die bei dieſen Unterhaltungen zur Sprache kamen.

Adolf Fellner hatte ſich längſt geſehnt, einmal Adelen allein und von dem zu ſprechen, was ſein ganzes Herz erfüllte — von ſeiner Liebe. Bei ſeinen häufigen Beſuchen im Hauſe des Gärbers traf es ſich zwar oft, daß er mit ihr eine kürzere oder längere Zeit allein war, doch hielt er niemals den Moment für günſtig, dem heftigen Gefühle, das ſeine Pulſe höher ſchlagen machte, einen Ausdruck zu geben, ein Geſtändniß ſeiner Liebe abzulegen aus Furcht, er könnte durch die Dazwiſchenkunft eines Dritten geſtört werden, und die unterbrochene Unterredung, von der das Glück ſeines Lebens abhing, würde das Mädchen bei weitern Zuſammenkünften befangen und verwirrt machen und ihn des höchſten Genuſſes, den er in ihrer Nähe empfand, berauben. — Halbheit in jeder Sache war ſeinem entſchiedenen Charakter zuwider; er wollte mit einem Male erfahren, ob die Sonnengluth ſeiner Liebe in das Herz der jungen Adele gedrungen ſei, und die dort vorgefundenen unverkennbaren Keime des Wohlwollens für ihn erwärmt und zur ſchönen Blüthe inniger Sympathie und dauernder Zuneigung gereift habe. Die Gunſt des Zufalls führte bald die Erfüllung dieſes ſehnlichſten Wunſches herbei.

Als Fellner eines Tages das Haus des Gärbers beſuchte, fand er Adelen in dem Garten ſitzend und ein Buch leſend, während die kleineren Ge-

ſchwiſter in ihrer Nähe ſpielten. Der Vater war auf wenige Tage verreiſt, die Mutter und Albert hatten ihn bis zur Eiſenbahnſtation begleitet und konnten erſt mit der Nacht zurückkommen.

„Heute," begann Adele im heitern Tone, „ſind die Ritter vom Geiſte alleſammt ausgezogen: Politik, Religion, Wiſſenſchaft, Kunſt und wie die gelehrten Dinge alle heißen, die Sie ſo oft in den größten Eifer verſetzen, müſſen Raſttag halten; ich könnte Sie von dieſen Gegenſtänden nur ſchlecht unterhalten, wenn mir mein ephemerer Beruf als Wächterin des Hauſes auch die Zeit dazu ließe."

„Ich kann das Glück nicht genug preiſen, Sie endlich einmal allein zu finden, „verſetzte Fellner wie in feierlicher Stimmung. „Seit der Zeit, als ich Sie kennen lernte, ſehnt ſich mein Herz nach dieſem Augenblicke; denn was ich Ihnen heute zu ſagen habe, iſt mir weit wichtiger als alle jene Dinge, die meinen Geiſt beſchäftigen, und von der Antwort, die Sie mir ertheilen, hängt das Heil meines Lebens ab. — Adele! fuhr er fort, die Hand des Mädchens ergreifend, hat Ihnen Ihr Herz noch nicht geſagt, daß all' mein Fühlen, Sehnen und Hoffen Ihnen gehöre, daß der tiefe Eindruck, den ſchon Ihre erſte Begegnung auf mich machte und den jeder Tag unſerer weitern Bekanntſchaft verſtärkte, nie aus meiner Seele verwiſcht werden könne, daß ich Sie ſo innig liebe, wie nur je ein Mann ein ſo reizendes und edles Weſen lieben konnte, daß Ihr Beſitz mich zu dem Glücklichſten der Menſchen machen würde!"

Adele ſchien von dieſer glühenden Anſprache mehr erfreut als überraſcht zu ſein. In Sachen der Minne beſitzen die Frauen einen Scharfblick, der ſie ſchnell die ſtillen Huldigungeu der Männer erkennen läßt, und ein zartes feines Gefühl, das ihnen bald ſagt, ob dieſe Huldigungen ihren Urſprung einer flüchtigen Liebelei oder einer wahren innigen Liebe verdanken. Schon in der erſten Zeit ihrer Bekanntſchaft mit dem Lehrer hatte ſie deſſen tiefinnige Neigung zu ihr wahrgenommen, und auch ihr Herz blieb nicht unempfindlich; neue ſüße Empfindungen, von denen ihr jugendliches Gemüth bisher keine Ahnung hatte, durchwogten ihre Bruſt, und wenn ſolche innere Regungen ein Symptom der Liebe ſind — dann war ſie in Adolf Fellner ernſtlich verliebt. Nichtsdeſtoweniger kam ihr die ſo offene, entſchiedene Erklärung Fellners ganz unerwartet. Die Liebe des jungen Mannes war ihr nicht neu; daß er aber nun mit männlichem Muthe vor ſie hintrat und die zarteſten Saiten ihres Gemüthes in die gewaltigſten Schwingungen verſetzte, daß er mit einem Male eine deutliche Kundgebung ihrer geheimſten Seelenſtimmung durch Worte, eine entſcheidende Antwort verlangte, brachte das ſchöne Mädchen in Verwirrung. Sie konnte im Augenblicke keine Worte finden, allein der Blick, den ſie voll Innigkeit auf ihn heftete, barg eine Welt von ſüßen Gefühlen und ſagte ihm mehr als alle Beredſamkeit, daß ſeine Liebe nicht ohne Erwiederung geblieben. Nach

einer längeren Pause faßte sich Adele endlich zu einer Antwort und sprach mit merklicher innerer Bewegung: „Sie wollen durchaus eine Erklärung, und doch sollte auch Ihnen Ihr Herz gesagt haben, daß ich Sie liebe.“ — Ein Paragraph des bürgerlichen Gesetzbuchs kann keine deutlichere Fassung haben als diese Antwort. Für Fellner war sie mehr als hinreichend. Der Bund der Herzen war geschlossen; ob er auch die feierliche Sanktion von Adelens Eltern erhalten werde, dieß wollte der Lehrer erst in einer spätern Zeit erfahren; überselig wie er war von dem unschuldsvollen Geständniß der Geliebten, dachte er gar nicht an Hindernisse, die sich seinen Wünschen entgegenstellen könnten.

Fellner hatte wohlgethan, ohne viele Präludien auf sein Ziel loszusteuern und sein Herz rasch von den Leiden einer qualvollen Ungewißheit zu befreien, sonst wäre es ihm auch diesmal nicht gelungen, denn der Zufall hatte dem ungestörten Alleinsein der Liebenden nur ein kurzes Weilchen gegönnt. Kaum hatte Adele das Bekenntniß ihrer beglückenden Liebe abgelegt, als schon Mutter und Bruder von ihrem kurzen Ausfluge zurückkehrten und die wogenden Herzensergießungen der jugendlichen Seelen in den maßvollen Lauf der geselligen Unterhaltung zurücklenkten.

Mehrere Tage des Glückes und der Freude folgten dieser für die Zukunft der jungen Leute so entscheidenden Unterredung; doch das neidische Geschick läßt die Menschen nicht lange sich der ungestörten Ruhe erfreuen; im Stillen bereitet es den Wermuth, den es tropfenweise in den Schicksalsbecher der Sterblichen träufelt. Der heitere Himmel des Glückes, der sich über das Haus Fellenbergs wölbte, begann sich zu trüben, ein düsteres Gewölk umzog den sonst so hellen Horizont. Die Frau des Hauses, ein Muster von Liebenswürdigkeit und Herzensgüte, immer frisch und munter, fing an blaß zu werden und zu kränkeln. Mattigkeit in den Gliedern und andere Besorgniß erregende Symptome stellten sich ein. Die zärtliche Mutter suchte anfangs ihren leidenden Zustand vor den Kindern zu verbergen; es konnte ihr aber nicht gelingen. Die Blässe des Gesichts, die täglich zunehmende Schwäche und andere Vorboten einer ernstlichen Krankheit ließen wenig Raum für die Täuschung; Kummer und Angst hielten ihren Einzug in das Haus der Freude und des Friedens. Die Kinder waren trostlos, mit schmerzvoller Ungeduld erwarteten sie die Ankunft des Vaters, der seine ursprünglich nur auf wenige Tage limitirte Reise wegen neu eingetretener Geschäftsangelegenheiten verlängern mußte; jede Minute seiner Abwesenheit schien ihnen eine Ewigkeit. Ohne Wissen der Mutter ließen sie den in Tiefschlag wohnenden Arzt holen. Dieser erklärte das Unwohlsein als unbedeutend und vorübergehend, verschrieb eine Arznei und beruhigte sowohl die Patientin als ihre Umgebung. Endlich kehrte der Gärber von seiner Reise zurück und fand zu seinem Schrecken das theuere Weib auf dem Krankenlager. Durch die längere Abwesenheit war ihm die auffallende Veränderung, die in den

Zügen seiner Frau seit seiner Abreise vor sich gegangen, weit merklicher als der übrigen Umgebung, der sie nur successive in langsamer Entwicklung zur Wahrnehmung gelangte, und sein Herz war von Schmerz und Besorgniß erfüllt. Das Wiedersehen war kein freudiges. Vergebens suchte ihn die Kranke selbst über ihren Zustand zu beruhigen; er stellte sich zum Scheine von ihren Worten befriedigt, während der Kummer in seinem Innern wühlte. Es schwebt etwas Heiliges um das Schmerzenslager eines Menschen, das uns mit wehmüthiger Verehrung für den Leidenden erfüllt; und wenn die Liebe treuer Herzen einen Zuwachs erhalten kann, so wird es durch die Krankheit der geliebten Person bewerkstelligt. Man fragte einst eine Mutter von zehn Kindern, welches ihrer Sprößlinge sie am meisten liebe? Ich weiß es selbst nicht, erwiederte sie; nur wenn eines zufällig krank ist, dann ist das kranke auch das geliebteste Kind! — Wer je am Krankenbette eines theuern Wesens saß, der weiß es, wie da alle schlummernden Gefühle der Liebe geweckt werden und sich in dem einen Wunsche, in dem einen Gebete vereinigen, daß Gott sein Wort und seine Heilung sende. Der Gärber liebte seine Gattin, die Mutter seiner Kinder, wie in den ersten Tagen der Ehe, und sie war dieser Liebe würdig; denn sie war durch alle Tugenden, welche eine biedere Hausfrau zieren, ausgezeichnet.

Moritz Fellenberg ließ gleich nach seiner Ankunft aus der nächst gelegenen Stadt einen in der Umgegend sehr berühmten Arzt holen. Dieser kam, untersuchte die Kranke und erklärte die Krankheit im Gegensatze zu seinem Tiefschlager Collegen als eine schwere, die nur eine langsame Genesung hoffen lasse. Er verschrieb die geeigneten Arzneimittel und ordnete sonst alles Nöthige an; besonders empfahl er eine sorgfältige Pflege, wodurch die gesunkenen Kräfte gehoben werden könnten, „doch, meinte der erfahrene und gewissenhafte Jünger Aeskulaps, sei hier mehr von der Natur als von der ganzen Heilkunst zu erwarten. Die Prognose war eine unbestimmte, für den gramerfüllten Gatten war sie verständlich genug; er wußte, daß sein geliebtes Weib in Lebensgefahr schwebe.

Himmel und Hölle sind nach einer alten jüdischen Sage nur durch eine haarbreite Grenzlinie geschieden, und auch im menschlichen Herzen sind himmlische Freuden und Qualen der Hölle nicht weit von einander entfernt. Vor wenigen Augenblicken hat sich die jugendliche Blüthenknospe dem Sonnenlichte der Liebe geöffnet, an der jetzt der Wurm des schwersten Kummers nagt. Das Haus des Glückes, in dem vor wenigen Tagen jedes Antlitz freudig strahlte, ist jetzt in Finsterniß und Traurigkeit gehüllt.

Der Arzt kam jeden Tag, an dem es ihm seine Praxis in der Stadt gestattete, nach Tiefschlag zum Besuche der Kranken, konnte aber leider wenig beruhigende Erklärungen abgeben. Natur und Kunst hatten noch wenig Heilkraft bewährt; nach einem Tage scheinbarer Besserung trat wieder sichtliche Verschlimmerung ein. Die Hoffnung, die sonst niemals jene ver-

läßt, die mit bangen Gefühlen ein Krankenbett umstehen, fand im Hause Fellenbergs nur wenig Nahrung.

Der Gärber und seine beiden erwachsenen Kinder widmeten ihre ganze Zeit und Kraft der theuern Kranken, sie beobachteten jede ihrer Regungen und Bewegungen, suchten jedem ihrer Wünsche zuvorzukommen, bewachten des Nachts ihren Schlummer, und den eigenen tiefen Schmerz verbergend, suchten sie die Leidende durch trostreiche Worte und unterhaltende Gespräche aufzuheitern.

Adolf Fellner bewies sich als treuer Hausfreund. Er nahm innigen Antheil an den Leiden der ihm so werth gewordenen Familie, und leistete der Kranken alle möglichen Dienste. Jede freie Minute, die ihm sein Beruf gönnte, widmete er der leidenden Frau, die er kindlich verehrte und liebte. Wie ein Mitglied der Familie hatte er Zutritt ins Krankenzimmer, die Kranke sah ihn gerne und fühlte bei seinem Anblicke eine Erleichterung, als ob ihr in ihm ein rettender Engel erscheinen würde. Sie sah ihn gerne in ihrer Nähe, ließ sich von ihm die Arzneien reichen und nahm überhaupt die Beweise seiner kindlichen Hingebung und Treue mit Wohlgefallen auf, denn sie betrachtete ihn wie ein eigenes Kind. Der Gärber überließ die Pflege und Ueberwachung seines kranken Weibes keiner fremden Person, doch betrachtete auch er den Lehrer als zur Familie gehörend, und er ließ es gerne zu, daß dieser mit ihm und seinen Kindern die Mühen und Beschwerden der Krankenpflege theilte. Die Kranke wurde mit jedem Tage schwächer und der Arzt hatte besondere Wachsamkeit empfohlen. Der Gatte und die beiden Kinder lösten sich des Nachts in der Bewachung der Kranken ab, und gönnten sich nur wenige Stunden Schlaf um der gebieterischen Natur ihren Tribut zu zollen. Fellner bot sich an auch den Dienst dieser Nachtwachen mit der Familie zu theilen, und sein Anerbieten wurde ohne Weigerung und Widerstand aufgenommen. Er kehrte nun selten des Abends in seine Wohnung zurück, sondern verbrachte die Nacht im Hause der Krankheit. Oft wenn die Kranke in der Nacht erwachte und der Lehrer ans Bett eilte, um ihr seine Dienste anzubieten, heftete sie ihren freundlichen Blick auf ihn und drückte ihm die Hand zum Zeichen ihrer Dankbarkeit. — Im Unglücke zeigt sich das menschliche Herz in seiner wahren Gestalt, da enthüllt es sich aller äußerlichen Förmlichkeiten die sein Fühlen und Streben nur beengen, da entsagt es jeder Täuschung, da sind seine Kundgebungen wahr und aufrichtig. — Fellner gewann die Ueberzeugung, daß, wenn ihn einst die Hand Adelens beglücken sollte, dieser Herzensbund durch den Muttersegen seine Weihe und Bekräftigung erhalten würde.

Bereits hatte Fellner mehrere Nächte im Hause des Gärbers zugebracht, als er eines Abends wieder Wache bei der Kranken hielt, und sich ganz allein bei ihr befand. — Die leidende Frau schlief ruhig, und es war gegen Mitternacht als sie nach einem erquickenden Schlafe so frisch und heiter erwachte,

als ob sie niemals krank gewesen wäre. Die blassen Gesichtszüge bekamen Farbe sie hatte das Aussehen wie in den Tagen ihrer Gesundheit — Fellner hatte es gleich bemerkt nnd war innigst erfreut, er gab sich der Hoffnung hin, daß eine glückliche Krisis eingetreten sei, und die schnelle Heilkünstlerin Natur wie schon öfters auch bei Frau Fellenberg alle ärztliche Kunst und Erfahrung überboten habe. Die Kranke richtete sich im Bette auf, und bemerkte mit Befriedigung, daß Fellner sich ganz allein im Zimmer befinde. Dieser eilte zu ihrem Bette und konnte es nicht unterlassen, ihr seine Freude über ihren Zustand auszudrücken. — „Sie haben gut geschlafen, Frau Fellenberg!“ sprach er, „und ich glaube, daß Sie auch frisch gestärkt erwacht sind.“ — „Ich fühle mich jetzt kräftiger“ entgegnete die Kranke, „und freue mich dessen besonders in diesem Augenblicke da ich so gerne mit Ihnen allein über einen für mich sehr wichtigen Gegenstand sprechen möchte. Es ist dieß ein inniger Wunsch, der seit meiner Krankheit meine Gedanken beschäftigt, ich fühlte mich aber immer zu schwach und aufgeregt, um ihn auszusprechen, jetzt aber bin ich ruhig und kräftig, jetzt bitte ich mir, wenn Sie der Schlaf nicht überwältigt, einige Augenblicke zu schenken.“

Fellner gab durch eine zustimmende Kopfbewegung seine Bereitwilligkeit zu erkennen, und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit den Worten der kranken Frau. —

„Diese augenblickliche Besserung,“ begann diese, „kann mich über meine wahre Lage nicht täuschen, ich weiß es, daß meine Tage gezählt sind, daß ich bald aus diesem Hause ziehen werde. — Ich scheide ruhig und mit reinem Gewissen aus dieser Welt, wie schmerzlich es auch ist einen so braven Mann und so gute Kinder verlassen zu müssen. — Nur ein heißer Wunsch liegt mir am Herzen und die Ueberzeugung, daß er erfüllt werde, würde mir die Sterbestunde erleichtern. — Ich wünschte daß meine Leiche nicht nach einem fremden Orte geführt werde, sondern hier in Tiefschlag zur Beerdigung komme, ich will, daß meine Gebeine in der Nähe meiner Kinder ruhen. Allein dieser Wunsch soll nur unter der Bedingung erfüllt werden, wenn vorher eine vollständige Aussöhnung zwischen meinem Manne und der Gemeinde zu Stande gebracht wurde, in Folge deren er als Gemeindemitglied einen Platz für die irdischen Ueberreste seines Weibes beanspruchen darf. Ich wünsche nicht, daß mein Leib der Erde verschachert werde. — Sehen Sie, lieber Freund! diese Aussöhnung zu bewerkstelligen, mein Mann wird sich gewiß bereitwillig zeigen, und die allgemeine Achtung, deren Sie sich in der Gemeinde erfreuen, macht Sie zum geeigneten Vermittler und läßt auch von dieser Seite einen guten Erfolg erwarten.“

„Theuerste Frau, die ich wie eine Mutter liebe,“ rief Fellner mit thränenerstickter Stimme, „geben Sie sich nicht so düstern Gedanken hin, Sie werden noch viele Jahre leben und das Glück ihrer Kinder sehen, Gott hat die Gebete, die für ihre Genesung gen Himmel stiegen, gnadenvoll erhört,

Sie werden hoffentlich in wenigen Tagen gesund und neugestärkt das Krankenlager verlassen."

Die Kranke machte eine Bewegung des Zweifels, faßte die Hand des Lehrers und sprach mit schwacher Stimme: „Ich bin überzeugt, daß Sie alles Mögliche zur Erfüllung meines Wunsches thun und mit der Ausführung nicht säumen werden."

„Ihr Wunsch," entgegnete Fellner, „ist mir ein heiliges Gebot, „ich werde es nicht an meinem Eifer fehlen lassen, eine Aussöhnung zu Stande zu bringen, die schon längst mein sehnlichstes Verlangen ist, und mit Gottes Beistand wird es mir auch gelingen."

Ein Händedruck und ein dankender Blick der Kranken lohnten das gegebene Versprechen Fellners.

Die Frau des Gärbers war von der Unterredung etwas erschöpft und nach wenigen Minuten wieder in einen sanften Schlaf gesunken.

Adolph Fellner hatte die kranke Frau mit Hoffnungen getröstet, deren Erfüllung, wie er es sich selbst gestehen mußte, nicht mit voller Sicherheit zu erwarten stand. Von Seiten des Gärbers hatte er keine Schwierigkeiten zu befürchten; ob aber der Vorstand und die Gemeinde die Hand zur Aussöhnung bieten würden, war eine Frage, die sich nicht mit Entschiedenheit bejahen ließ. Er war nicht ohne Besorgniß darüber, wie er sein, einer Kranken, vielleicht gar einer Sterbenden, verpfändetes Wort einlösen würde. Er beschloß gleich am andern Tage, die Sache in Angriff zu nehmen und entwarf im Gedanken einen Operationsplan für die Ausführung seines Vorhabens.

Fellner begab sich aus dem Zimmer der Kranken in ein Nebengemach und setzte sich der Art, daß er jede Bewegung der Frau beobachten konnte. — Er dachte immer an die übernommene Mission, über deren Schwierigkeit er sich keinen Illusionen hingab, und sah mit fieberhafter Spannung dem Erfolge seiner vorzunehmenden Schritte entgegen. — Indessen war der Gärber aus einem andern Zimmer, wo er einige wenige Stunden geschlafen hatte, herausgekommen, und Fellner berichtete ihm mit freudenstrahlendem Gesichte, daß eine sichtliche Besserung in dem Zustande der Kranken eingetreten sei, daß sie diese Nacht so gut wie noch niemals in ihrer Krankheit verbracht habe.

Noch in derselben Nacht gelang es Fellner die Zustimmung und Bereitwilligkeit des Gärbers zu einer Aussöhnung mit der Gemeinde zu erlangen. Mit vieler Gewandheit hatte er es verstanden das Gespräch auf diesen so wichtigen ihm auf die Seele gebundenen Gegenstand zu lenken, ohne im Entferntesten ahnen zu lassen daß die kranke Frau dabei die Hand im Spiele haben könne, oder daß überhaupt deren leidender Zustand mit seinem plötzlich erwachten Eifer, ein so lange bestandenes Mißverhältniß zu beseitigen, im Zusammenhange stehe. Möglich, daß auch in der Seele des Gärbers

der Gedanke an jene traurige Eventualität aufstieg, welche das Opfer derselben mit solch' muthiger Selbstverläugnung dem treuen Freunde als Grund des sehnlichsten und letzten Wunsches angab, doch wagte er es nicht einem solchen trüben Gedanken Ausdruck zu leihen, am wenigsten in einem Momente, wo die eingetretene Besserung zu neuen Hoffnungen auf einen glücklichen Ausgang der Krankheit, berechtigte. Genug, der Gärber erklärte dem Lehrer offen, daß er seinerseits kein Opfer scheuen würde, um eine Aussöhnung mit der Gemeinde zu Wege zu bringen, daß er aber kaum von dieser ein freundliches Entgegenkommen zu gewärtigen habe. Es sei keine leichte Aufgabe, verjährte Vorurtheile zu besiegen. Eine Operationslinie, allerdings nicht die schwierigste hatte Fellner somit bereits gewonnen. Die schwerste Arbeit stand ihm noch bevor, sie verlangte Gewandtheit und Energie.

Der Arzt kam des andern Tages zum Besuche der Kranken und fand zu seiner freudigen Ueberraschung, daß eine bedeutende Besserung eingetreten sei. Zum ersten Male während der ganzen Krankheit, konnte er in das Haus des Jammers, Trost und Hoffnung bringen, er erklärte die Patientin außer Gefahr, und prognosticirte eine baldige vollständige Genesung. Wenn die Besserung, meinte er, wie es zu erwarten stehe, einen ungestörten Verlauf nehme, so könne Frau Fellenberg in wenigen Tagen das Krankenlager verlassen. Welch' ein beglückendes Wort! welch' ein Balsam für die wunden Herzen des treuen Gatten, der liebenden Kinder. Helle Hoffnungsstrahlen drangen in die verdüsterten Gemüther, und erhoben den gesunkenen Muth auf den Gipfel der Wonne und der Seligkeit. Die Sonne des Glückes war wieder aufgestiegen über ein Haus, welches der unsäglichste Schmerz durch längere Zeit in tiefe Finsterniß gehüllt hatte. Auch die Kranke, die noch gestern muthig dem Tode ins Antlitz sah, wendete heute den Worten des Arztes vertrauend ihre Blicke dem wonnigen Leben zu. —

Während diese freudige Szene sich im Hause des Gärbers abspielte hatte Adolf Fellner die geeigneten Schritte eingeleitet, um auch dem Seelenschmerze der kranken Frau baldigst Linderung und Heilung zu bringen. Er begab sich in das Haus des Vorstehers bat diesen um eine Unterredung, welche willfährig gewährt wurde. „Herr Vorsteher! begann Fellner, ich habe Sie seit meinem Hiersein niemals mit einer Bitte, Beschwerde oder Klage belästigt, und schmeichle mir, daß Sie meinem heutigen Wunsche die Gewährung nicht versagen werden. Ich habe beim Vorstande einen äußerst wichtigen Gegenstand vorzubringen, den ich gerne selbst in der Sitzung mündlich vortragen möchte. Ich ersuche Sie demnach, auf morgen Nachmittags eine Vorstandssitzung anzuberaumen, zu welcher Sie auch gütigst mich berufen wollen."

Es ist dieß nicht der eigentliche Amtsweg, entgegnete Leo Floßmann, Sie könnten ihr Anliegen schriftlich einbringen oder auch mir mündlich mittheilen, ich würde es meinen Collegen vorlegen und zur Berathung bringen.

Sollte es sich etwa um eine Erhöhung Ihres Gehalts handeln, so werden Sie gewiß an mir einen warmen Fürsprecher finden" —

Nichts von dem und überhaupt nicht für mein eigenes Interesse, versetzte der Lehrer, ich muß jedoch bitten meinen Wunsch in seinem ganzen Umfange zu gewähren, widrigenfalls ich gänzlich darauf Verzicht leisten müßte.

Leo Floßmann, von Natur etwas neugierig und überzeugt, daß sich mit einem Manne von Fellners Charakter nicht viel unterhandeln lasse, willigte ein, und bestimmte die Vorstandssitzung so wie es den Zwecken des Lehrers entsprach.

Am andern Tage — es war ein Samstag — Nachmittags 2 Uhr saßen die sämtlichen Mitglieder des Tiefschlager Cultusvorstandes in der Gemeindestube vereinigt und auch Adolf Fellner war in der Versammlung erschienen. Der Vorsteher eröffnete die Sitzung mit der Mittheilung, daß der Lehrer eine Angelegenheit dem Gesamtvorstande vorzutragen habe, und ertheilte ihm das Wort.

Bevor ich beginne sprach Adolf Fellner möchte ich ersuchen, daß sich der Gemeindediener entferne; das, was ich vorzutragen habe, ist ausschließlich für die hochgeehrten Herren vom Vorstande bestimmt und duldet keinen fremden Zuhörer — Berl Schames stutzte, und konnte es kaum fassen, daß sich jemand unterfangen wolle, ihn aus seiner eigensten Domäne, als welche er die Gemeindestube betrachtete, herauszutreiben. So was war ihm in seiner Dienstpraxis noch nicht vorgekommen. Was der lange Itzig, der doch gewiß ohne viele Complimente frisch von der Leber weg spricht, in einer der letzten Sitzungen kaum anzudeuten wagte, das hatte ein Fremder, der ebenso wie er im Solde der Gemeinde stand, fast im gebieterischen Tone verlangt. Sein braunes Gesicht entfärbte sich, er wurde gelb vor Zorn. Als nun vollends der Vorsteher zu ihm sprach: Berl! warte draußen vor dem Hause, wenn ich dich brauchen sollte, werde ich dich rufen — erreichte sein Aerger den Culminationspunkt. Beim Hinausgehen, zwischen der Thüre, brummte er in den Bart hinein. „Die Welt hat sich umgedreht."

Fellner begann seine Rede mit einer mehr als zweitausend Jahre alten Fabel, deren Erzählung schon damals das ausgewanderte Römervolk zur Rükkehr in die Siebenhügelstadt bewegte, und die seitdem häufig in Anwendung gebracht wurde, so oft eine gewaltsame Trennung und Entfremdung zwischen Personen stattfand, welche die Natur der Verhältnisse und socialen Zustände als Bestandtheile eines gemeinsamen Ganzen zusammenfügt, nähmlich die Fabel von dem Streite zwischen den übrigen menschlichen Gliedern und dem Magen. Die handgreifliche Anwendung derselben auf den vorliegenden Fall, — daß kein Mitglied einer Gemeinde sich von der Gesamtheit ausschließen dürfe, aber auch von ihr mit Recht nicht ausgeschlossen werden könne — wurde von Fellner mit warmer Beredsamkeit beleuchtet.

Nach dieſer allgemeinen Einleitung ging der Redner auf den ſpeciellen Fall über, hob bedeutſam hervor, daß der Gärber ein ehrenhafter würdiger Mann und an dem bedauerlichen Conflikte ganz unſchuldig ſei, daß es eine Verſündigung gegen Geſittung und Aufklärung wäre, einen ungerechten verjährten Haß fort und fort zu nähren, erklärte daß der Gärber mit Freuden die Hand zum Frieden biethen, und ſich gerne allen billigen Bedingungen und Forderungen von Seiten des Vorſtandes unterziehen wolle. Der Lehrer ſchloß nun mit der Bitte der Vorſtand möge Moritz Fellenberg in den Gemeindeverband aufnehmen, und ihn zur leichtern und ſchleunigen Bewerkſtelligung dieſes Aktes der Gerechtigkeit, auf die Gemeindeſtube berufen.

Der feierliche Vortrag des Lehrers hatte ſeine Wirkung auf die Zuhörer nicht verfehlt. Die Menſchen ſind im Allgemeinen für das Wort der Wahrheit empfänglich, wenn nicht Leidenſchaft und Privatintereſſe ihre Urtheile trüben. Der Haß gegen den Gärber hatte ohnedieß ſeit der letztbeſchriebenen Vorſtandsſitzung, in welcher die offenkundige Freundſchaft des Lehrers für den Ausgeſchloſſenen als vereinbar mit den übernommenen Verpflichtungen eines Gemeindebeſoldeten erklärt wurde, bedeutend an Intenſivität abgenommen, und die ausgeſtreute Saat der Humanität fand in den Gemüthern einen dankbaren Boden. Trotzdem überraſchte der unerwartete Antrag die Herren vom Rathe, und das allgemeine Stillſchweigen, welches der Anrede des Lehrers folgte, beurkundete deutlich, daß noch niemand den Muth einer Meinung in dieſer Sache gefaßt habe. Endlich nach einer langen Pauſe begann einer der Rathsherrn wie folgt: Ich weiß nicht, ob wir überhaupt ermächtigt ſind den Gärber aufzunehmen, ohne vorerſt die Gemeinde zu befragen. — Dieſe auch vom Vorſteher unterſtützte Anſchauung ſchien bei der Verſammlung Anklang zu finden und in der Berathung der Frage maßgebend zu werden. Adolf Fellner ſah ſeine Hoffnungen geſcheitert, er wußte wie ſchwer es ſei ſolche Gemeindeverſammlungen zu Stande zu bringen und wie ſelten dabei ein praktiſches Reſultat erzielt werde; mindeſtens würde die Sache in die Länge gezogen — er dachte an die kranke Frau und ſein Herz war mit Schmerz und Wehmuth erfüllt.

In dieſer Seelenpein erhob ſich ſein guter Genius auf den Schwingen der Milde und der Liebe, in der Perſon des langen Itzig. Meine Herren! ſprach der Senior des Cultusvorſtandes, ich bin kein heuriges Kind mehr, ich habe manches erlebt und erfahren; das hat mich vielleicht nicht klüger gemacht, aber ich habe dabei die Menſchen kennen gelernt, und bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß nur ſehr wenig Gutes und Schönes in der Welt geſchehen würde, wenn man jeden Schritt zum Beſſern durch allzuvieles Beſinnen und Klügeln verzögern wollte. Als König Rehabeam den Thron ſeines weiſen Vaters beſtieg, trug ihm das Volk ſeine Beſchwerden vor und bat um Abhülfe und Linderung. Der junge Herrſcher nahm

sich drei Tage Bedenkzeit, dann werde er dem Volke Antwort ertheilen. Er ist aber in diesen drei Tagen nicht gescheidter geworden. Die Antwort, die er dem Volke gab, brachte ihn um den größten Theil seines Landes, und seine späten Nachkommen hatten daran zu denken. Wenn wir nicht heute in dieser Sitzung den Gärber aufnehmen, so wird auch niemals eine Aussöhnung zu Stande kommen, und wir werden einen schmählichen ungerechten Haß auf Kinder und Kindeskinder vererben. Wir sind die gewählten Vertreter der Gemeinde, denen sie ihr Vertrauen schenkt, und wenn sie willig die Lasten trägt, die wir ihr auferlegen, sollten wir nicht bevollmächtigt oder richtiger gesagt verpflichtet sein, eine Schmach von ihr abzuwälzen, die sie nur in den Augen aller Vernünftigen herabwürdigen muß. Der Gärber hat meines Wissens noch kein Kind in der Gemeinde beleidigt, wer wird etwas dagegen haben, wenn die Khille einen ordentlichen Mann mehr zählt? und die Gemeindekassa die immer einige leere Fächer hat, wird auch dabei keinen Schaden leiden! Ich bin der Meinung, daß wir den Antrag des Herrn Lehrers, seinem ganzen Inhalte nach genehmigen, und diesem als Vermittler einer guten Sache unsern Dank aussprechen.

Dieses meisterhafte Plaidoyer wirkte überzeugend und entscheidend, besonders der letzte Theil desselben, welcher die finanziellen Vortheile der Aussöhnung ins Auge faßte. Leo Floßmann, dem das voraussichtliche Deficit im nächsten Gemeindebudget schon manche unruhige Stunde verursachte, hatte unerwartet eine neue Quelle des Einkommens entdeckt, und sein berechnender Geist hatte es schnell herausgefunden, daß eine Aussöhnung der Gemüther auch eine Annäherung zwischen den der Quantität nach so verschiedenen Einnahmen und Ausgaben der Tiefschlager Cultusgemeinde bewerkstelligen würde. Er hatte ebenso wenig wie die andern einen persönlichen Haß gegen den Gärber, und sein ökonomischer Sinn war jetzt vorzüglich darauf gerichtet, wie er die Aufnahme des Ausgeschlossenen im Interesse der Gemeindekassa, die sich gerade im Stadium der Ebbe befand, ausbeuten könne. „Ich glaube selbst, meinte er, daß unser Beschluß keine Mißbilligung der Gemeinde hervorrufen werde; bevor wir jedoch den Gärber rufen lassen, müssen wir uns über die Inkorporationstaxe einigen, die er zu zahlen hat.“ Die Majorität des Vorstands, welche in entscheidenden Fragen wie eine geschlossene Phalanx mit dem Vorsteher ging, gab ihre Zustimmung zu erkennen, und die Berathung verließ das leidenschaftliche Gebieth der Principienfrage, um sich mit der Feststellung der Ziffer zu befassen, die eine alte Schuld der Familie Fellenberg sühnen sollte. Auch in dieser Beziehung machten sich verschiedene Ansichten geltend. Ein Mitglied des Vorstandes stellte sogar den ernstgemeinten Antrag, der Gärber möge alle jene Jahresbeiträge nachzahlen welche der Gemeinde seit der Einwanderung seines Vaters verloren gingen — eine Ansicht, die von keiner Seite unterstützt wurde vielmehr eine allgemeine Heiterkeit erregte. Endlich erhielt ein Antrag Bitt-

ners die Majorität, nach welchem Moritz Fellenberg als Einkaufssumme den dreifachen Betrag dessen zu zahlen habe, was auf die Besteuerten der mittleren Klasse als einjähriger Gemeindebeitrag entfällt. Berl Schames wurde gerufen, er hatte sich nicht weit entfernt, um schnell bei der Hand zu sein, er blieb während der ganzen Sitzung im Vorhause stehen, und sein aufmerksames Ohr fand in der hölzernen Thüre der Gemeindestube einen genügenden Schallleiter für das betäubende Geschrei einer geheimen Sitzung, er zeigte daher auch wenig Ueberraschung, als ihm der Vorsteher den Auftrag ertheilte, den Gärber in Namen des Vorstands zu ersuchen, er wolle auf die Gemeindestube kommen.

Eine halbe Stunde später sah man den Gärber stattlich gekleidet der Gemeindestube zuschreiten. Er wurde in der Rathsversammlung freundlich aufgenommen und mit dem Beschlusse des Vorstands bekannt gemacht. Ich zahle gerne, sprach er, den Betrag, und eine zweifache Summe stelle ich dem Herrn Vorsteher zur Disposition um sie an wohlthätige Vereine und Arme zu vertheilen. — So ward das Friedenswerk durch herzliches Entgegenkommen von beiden Seiten besiegelt. Als nach beendigter Sitzung die Anwesenden sich zerstreuten, ging der lange Itzig mit dem Gärber, Arm in Arm, durch die wie gewöhnlich am Sabbath sehr belebte Gasse, und begleitete ihn bis zu seiner Wohnung am äußersten Ende des Dorfes. Die Leute hatten schnell errathen, was vorgegangen sein müsse, sie waren theils befriedigt theils überrascht, doch nur wenigen kam es in den Sinn, dem Vorstande aus dem plötzlich zu Wege gebrachten Werke der Aussöhnung einen Vorwurf zu machen.

5. Der 25. Oktober.

Die Fahrt von Newyork nach Hamburg war eine glückliche. Der Dampfer, der eine große Anzahl Reisender nach Europa brachte, glitt sanft über die spiegelglatte unermeßliche Wasserwüste dahin, und die breiten Furchen, die er hinter sich zurückließ, waren schnell ausgefüllt und geebnet. Das herrlichste Wetter begünstigte die Reise, ein frischer Seewind kühlte die Gluth der Jahreszeit, und geleitete das Schiff zum raschen aber gleichmäßigen Laufe. Bis spät in die Nacht hinein blieben die Reisenden auf dem Verdecke, und die verschiedenen Gruppen, wie sie sich aus früherer und neuester Bekantschaft zusammenfanden, führten eine lebhafte Unterhaltung. Abseits von der übrigen Schiffsgesellschaft standen zwei Männer beide im Alter zwischen 25 und 30 Jahren, mit wehmuthsvollen Blicken in das weite Meer hinausschauend und in Gespräch vertieft. Der eine war von frischem gesunden Aussehen, während der andere durch die auffallende krankhafte Blässe des Gesichtes beim ersten Anblicke erkennen ließ, daß ein unheilbares hektisches Leiden seine Gesundheit untergraben habe. In den Zügen beider war ein Schmerz ausgeprägt, den die Zeit noch nicht gelindert zu haben

schien, und der Trauerflor, den beide Männer um ihre Hüte trugen, zeigte deutlich, daß der Schmerz dem Heimgange einer theuern Person galt.

Bei meinem großen Unglücke, begann der blasse Mann gegen seinen Nachbar gewendet, danke ich der Gnade Gottes, daß die Seereise auf das liebe Kind keine nachtheilige Wirkung ausgeübt hat. Er ist so frisch und munter, als wäre er auf der See geboren, und hätte niemals in seinem ganzen kurzen Leben Landluft geathmet. Er schläft jetzt so sanft und ruhig als läge er in seinem Bettchen zu Newyork. Armer Knabe! möchte dein Erwachen aus dem langen Geistesschlafe der Kindheit eben so freudig und heiter sein! Bei den letzten Worten entrang sich ein tiefer Seufzer der gepreßten Brust des blassen Mannes, während der Gegenstand dieses heißen Wunsches väterlicher Zärtlichkeit, — ein Knabe von drei bis vier Jahren — von süßen Träumen gewiegt in seiner Cajüte lag, selig in dem Momente, wie es nur die ersten Lebensjahre des Menschen sein können.

Adolf ist wirklich ein seltenes Kind, bemerkte der Angeredete, ein wahrer Engel, er ist nicht nur äußerlich das Ebenbild seiner unvergeßlichen Mutter, sondern auch in den ersten Keimen seines innern Lebens, in den frühesten Regungen des Geistes und des Herzens zeigt er schon die Verwandschaft mit jenem edlen und sanften Gemüthe, welches meiner allzufrüh dem Leben entrissenen Schwester die Achtung und Liebe aller derer erwarb, die sie kennen lernten. Adolf wird unter Gottes Beistand reichlich die Mühe und Sorgfalt lohnen, die wir, theuerer Schwager, mit vereintem Streben auf seine Erziehung verwenden wollen.

Der blasse Mann, den wir nun mit seinem Namen, Josef Fellner bezeichnen wollen, wischte sich eine Thräne aus dem Auge, dann sprach er, die Hand des Schwagers erfassend: Ich kenne die Liebe, die dein Herz fühlt für das einzige Kind deiner einzigen Schwester, und sie ist die Hoffnung, die mich ins Grab begleiten wird; denn du wirst bald dem Kinde Vater und Mutter sein müssen. Ich habe dem Tode, der mich im Schlachtgewühle tausendäugig anstierte, muthig ins Gesicht geblickt, warum sollte ich ihn jetzt fürchten, wo er sich langsamen aber sichern Schrittes mir nähert? Ich sehe mit Ruhe dem Momente entgegen, der mich mit meiner Julie im bessern Leben vereint, wenn auch die weite See unsere Gräber scheidet. Die Vereinigung der Seelen kennt keine Entfernung des Raumes und wir werden uns in den Gefilden der Seligkeit wieder begegnen um für die Ewigkeit niemals getrennt zu werden. Hamburg wird wohl noch ein kühles Plätzchen für einen müden Lebenswanderer haben, denn ich fühle es, daß mir der Tod nicht die Zeit gönnen will, um meine Füße zu den Gräbern meiner Eltern zu tragen. In wenigen Tagen wird Adolf zum zweiten Male Waise werden, und seine Zukunft, theuerer Max, lege ich ruhig in deine Hände. Wenn ein Gedanke mir das Scheiden erschweren könnte, so wäre es gewiß nicht der, daß du es je an liebevollem Eifer für das

Wohl meines Sohnes fehlen lassen könntest. Ein Zweifel an deinem unermüdlichen Wohlwollen wäre eine Versündigung gegen deine edle Natur. Im Gegentheil, ich würde nur gerne die Beruhigung mit ins Grab nehmen, daß deine Zärtlichkeit für das Kind dich niemals verleiten möge, von meinen Bestimmungen über Adolf's Zukunft abzuweichen. Ich bitte und beschwöre dich mir dieß zu versprechen, nur durch dieses Versprechen kannst du die letzten Tage meines Daseins versüßen.

Wenn ich das Unglück haben sollte, versetzte Max, dich zu überleben, so würde es mir heilige Pflicht sein, dein väterliches Recht zu ehren und in allen Punkten nach deiner letztwilligen Bestimmung zu handeln.

Bedenke wohl, was du versprichst, schloß Josef Fellner, du versprichst es einem Sterbenden. Ich danke dir, jetzt will ich gerne scheiden!

Wir haben das vorstehende düstere Gespräch belauscht, das sich ausschließlich mit einem kleinen schlafenden Kinde befaßte, und es erscheint nothwendig das Verständniß der gehörten Unterredung dem Leser durch eine kurze Bekanntschaft mit den neuen Persönlichkeiten unserer Erzählung zu erleichtern.

Josef Fellner war vor mehreren Jahren in Amerika eingewandert, und fand gleich bei seiner Ankunft in Newyork sein Unterkommen in einem reichen Hause. Mit einem umfassenden Wissen und einem ausgezeichneten Talente begabt, hatte er sich schnell in einer ganz neuen Thätigkeitssphäre heimisch gemacht, und durch sein ersprießliches vom Glücke begünstigtes Wirken die Aufmerksamkeit seiner Umgebung auf sich gelenkt. Er hatte ein bewegtes abentheuerliches Leben hinter sich, und aller Subsistenzmittel entblößt wie er war, setzte er seine Hoffnung auf die neue Welt, fest entschlossen, keine Art redlicher Beschäftigung — und wäre es die niedrigste — zu scheuen um nur sein Fortkommen zu finden. Sein guter Stern führte ihn in das Haus des reichen Helfert, eines eingewanderten Deutschen, der ebenso wegen seines braven Charakters als wegen seines Reichthums bei seinen Mitbürgern hoch in Ansehen stand. In dessen ausgebreitetem Handelsgeschäfte war zufällig ein Posten frei, um den sich der neue Ankömmling bewarb, und ihn auch erhielt. Joseph Fellner entwickelte nun einen solchen Eifer und eine solche Geschicklichkeit in dem merkantilischen Berufe, daß ihn sein Chef bald zum Leiter seines großen Geschäftes erhob. Es währte nicht lange und er wurde so zu sagen die rechte Hand seines Principals. Dieser seit einigen Jahren Wittwer, hatte bloß zwei Kinder Max und Julie, Namen, die der Leser bereits bei der Mittheilung des traurigen Gespräches auf dem Schiffsverdecke nennen hörte, und deren Beziehung zu dem ehemaligen Handlungskommis erfahren hat. Das Zutrauen und die Zuneigung Helferts für den jungen Mann gipfelte in dem Entschlusse, ihm seine einzige Tochter zur Ehe zu geben; und die gegenseitige Neigung der jungen Leute bot diesem Vorhaben keinen Widerstand. Josef Fellner gelangte mit dem Besitze der schönen tugendreichen Julie zu großem Reichthume, und

übernahm bald das Geschäft seines Schwiegervaters, der sich zur Ruhe setzte während Max, der einzige Sohn des Hauses, der niemals eine Neigung für den Dienst des Merkur zeigte, sondern mit unermüdlichem Eifer den Cultus der Kunst und der Wissenschaft pflegte, von den Renten seines ihm zugefallenen bedeutenden Vermögens reichlich zu leben hatte. Josef fehlte nichts zu seinem irdischen Glücke, nur daß ihn zuweilen die Erinnerung an seine frühern Erlebnisse und an die europäische Heimath in eine wehmüthige Stimmung versetzte. Ein Jahr nach der Hochzeit hatte Helfert die Freude seinen Enkel, ein Knäblein von besonderer Schönheit in seine Arme zu fassen. Das Kind gedieh herrlich in körperlicher und geistiger Entwicklung, brachte aber leider wenig Glück in das väterliche Haus. Kurze Zeit nach seiner Geburt wurde der Großvater von einer schweren Krankheit schnell weggerafft, und noch war kein Gras auf seinem Grabe gewachsen, als auch der Vater, sonst ein rüstiger kräftiger Mann, ein körperliches Leiden in sich zu verspüren anfing, das seine Opfer mit sicherer Hand fest hält, wenn auch zuweilen die Kette lang ist an der sie gefesselt sind. Ein Brustleiden mit seinen Schmerz und Besorgniß erweckenden Symptomen stellte sich ein, und brachte Trübsal in das Haus des Glückes. Die zärtliche Gattin war in Verzweiflung, aber sie konnte nicht ahnen, daß sie noch früher von ihrem Manne beweint werden sollte. Einige Monate bevor das Schiff die ihr auf Erden theuerste Personen nach Europa trug, hatte man sie begraben. Sie starb den Tod der Frommen, ihr Verscheiden war so sanft wie ihr ganzes Leben — sie hatte nur ein kurzes nicht sehr schmerzvolles Krankenlager. Der Tod hatte eine Frucht gepflückt, die von dem Wurme der Zerstörung noch nicht benagt war.

Josef Fellner hatte so viel verloren, was dem Menschen das Dasein versüßt, und all' sein Besitzthum bot ihm wenig Ersatz für den herben Verlust seines geliebten Weibes. Er hatte genug Vermögen gesammelt und das Geschäftsleben hatte keinen Reiz mehr für ihn. Die Liebe zum Vaterlande, für das er in den ersten Jahren seines Jünglingsalters in den Kampf zog, erwachte in ihm mit erneuter Kraft. — In Amerika wollte ihm nichts mehr gefallen, er wurde so zu sagen Amerikamüde; auch hoffte er von der deutschen Heimatluft eine günstige Wirkung auf seine zerrüttete Gesundheit. Glücklicher Weise erbot sich ein unternehmender Engländer sein Geschäft gegen eine bedeutende Ablösungssumme zu übernehmen. So ward die Reise nach Europa beschlossen, und Max Helfert, der das Kind seiner Schwester väterlich liebte, begleitete seinen Schwager, um sich in der Nähe der ihm so theuern Personen niederzulassen.

Wir haben flüchtig und skizzenhaft die äußern Conturen eines vielbewegten Lebens gezeichnet, das in sich eine Welt von Wonne und Schmerz faßte und einen dankbaren Stoff für die Bearbeitung und Darstellung geboten haben würde; allein unsere Erzählung gehört einmal dem Sohne und

nicht dem Vater Fellner. Wir haben sonst nur den kühnen Rücksprung über die Zeitkluft von mehr als 20 Jahren gemacht, um Leben und Wirken des Tiefschlager Gemeindelehrers in das gehörige Licht zu setzen, denn, daß der in der Schiffskajüte schlafende Knabe der Held unserer Erzählung in Kinderschuhen sei, hätte der Leser auch ohne die Identität des Namens herausgefunden.

Der Vater des Lehrers hatte von Bestimmungen gesprochen, nach welchen die Erziehung seines Sohnes geleitet werden sollte, und diese waren in der That für die Zukunft Adolf Fellners von entscheidender Wichtigkeit. Der glänzende Geist Josef Fellners war in der Schule der Lebenserfahrungen gereift, er wußte, daß der Besitz von Reichthümern lange nicht ausreiche einen Menschen zu beglücken, am wenigsten, wenn sie als überkommene Erbschaft ohne Mühe und eigenes Zuthun erlangt wurden. Sein großes Vermögen enthob ihn jeder Sorge um die einstige materielle Existenz seines Sohnes, doch schien ihm gerade diese Gunst des Schicksals eine der gefährlichsten Klippen, an der die wünschenswerthe Entwicklung des Geistes und Charakters eines jungen ohne väterliche Leitung stehenden Menschen scheitern könnte. Josef Fellner fühlte das Herannahen des Todes, dessen Schritte die Seereise beschleunigt hatte, und er traf mit einer seinem festen Charakter eigenen Gemüthsruhe testamentarisch jene Dispositionen, die ihm für das künftige Heil seines Sohnes die geeignetsten schienen, und deren treue Erfüllung und Ausführung er dem Schwager Max auf die Seele gebunden hatte. Sein Testament war kurz und bestimmt, hatte aber eigenthümliche Verfügungen. Sein ganzes Vermögen sollte nutzbringend angelegt werden, und erst mit dem 25. Oktober des Jahres 18.., an welchem sein Sohn Adolf das 25. Lebensjahr zurückgelegt haben würde, in den Besitz desselben gelangen. Die jährlichen Interessen bis zu jener Zeit seien nach Ermessen des Curators für wohlthätige Zwecke zu verwenden. Bis dahin sollte auch Adolf nicht erfahren, daß er eine so große Erbschaft zu erwarten habe; erst an dem erwähnten Tage sollte ihm der Besitztitel des Vermögens zugleich mit einem dem Testamente beiliegenden versiegelten Briefe eingehändigt werden. Für den Fall, daß der Sohn früher mit Tod abginge, sei das ganze Vermögen zur Gründung eines jüdischen Lehrerseminars in einer Hauptstadt Deutschlands zu verwenden, und der versiegelte Brief uneröffnet den Flammen zu übergeben. Das umgekehrte Verhältniß hatte stattzufinden mit einer abgesonderten Summe von 10000 Thalern, deren jährliche Zinsen für die Erziehung und Unterstützung Adolf Fellners bis zum 25. Lebensjahre bestimmt waren, während das Capital selbst nach jener Zeit oder bei früherem Tode des Sohnes, im ersten Falle nach den Bestimmungen des versiegelten Briefes, im zweiten Falle nach dem Ermessen des Curators einer wohlthätigen Stiftung gewidmet war.

Noch sonderbarer als die Bestimmungen des Testators über das ma-

terielle Erbe waren jene über die Erziehung und Leitung des minderjährigen Kindes, und wir wollen zur Charakterisirung des Erblassers den betreffenden Passus aus dem Testamente wörtlich citiren. Er lautet: „Ich wünsche, daß mein Sohn Adolf unmittelbar nach meinem Tode einem gewissenhaften, gebildeten aber wenig bemittelten Familienvater zur Pflege, Versorgung und Erziehung bis zu seinem 13. Lebensjahre übergeben werde. Dieser hat die vollen Zinsen der zu diesem Zwecke ausgesetzten 10000 Thaler zu erhalten, und es ist gegen meinen ausdrücklichen Willen, daß mein Schwager Max Helfert oder sonst irgend Jemand aus eigenen Mitteln zu diesem Betrage etwas hinzufüge, um meinem Sohne eine kostspieligere oder sogenannte feinere Erziehung angedeihen zu lassen. Nach vollendetem 13. Jahre soll mein Sohn mit der religiösen Großjährigkeit, auch die vollständige Selbstständigkeit in seinem Thun und Lassen, soweit dieß nach den bürgerlichen Gesetzen zulässig ist, erlangen. Von dieser Zeit an erhält mein Sohn die Jahresrente unmittelbar in eigener Hand, kann darüber nach Belieben verfügen, und hat auch allein für sich zu sorgen.

Wenn man auch den Bestimmungen dieses Testaments nicht in allen Einzelnheiten Beifall zollen kann, so läßt sich ihm doch das Prädikat genialer Außergewöhnlichkeit nicht absprechen. Der Vater mit einem Fuße bereits im Grabe stehend, war gewiß bei der Abfassung desselben nicht von einer excentrischen Laune, sondern von der guten Absicht geleitet, das Heil seines Sohnes auf einen festern Grund zu bauen als auf den des bloß äußern materiellen Besitzthums. Ob sein pädagogisches System ein richtiges sei, mag unentschieden bleiben, der Erfolg sprach zu seinen Gunsten. Adolf Fellner war ein Charakter, dessen Adel keine Erhöhung durch den Zuwachs an Reichthum bedurfte.

Josef Fellner wurde, wie er es geahnt hatte, wenige Tage nach seiner Ankunft in Hamburg zur Erde bestattet. Sein Schwager war trostlos, erst als er das Testament öffnete, und darin eine so edle Selstverläugnung gepaart mit der Großartigkeit einer neuen Lebensanschauung wahrnahm, legte sich sein Schmerz. Es ging auf ihn etwas von dem Heldengeiste seines Schwagers über, und er betrachtete es als eine heilige Mission über die genaue Ausführung der testamentarischen Bestimmungen seines Schwagers zu wachen. Eine Pflicht, die ihm sonst als dem von Josef Fellner bestellten Curator oblag.

Wenige Tage nach dem Tode Josefs wurde das elternlose Kind in das Haus des Lehrers Jakob Blüthenstaub in Hamburg gebracht, um da nach der letztwilligen Verfügung seines Vaters Pflege und Erziehung zu erhalten. Ein besseres Haus hätte Onkel Max nicht finden können, wenn er von einem Erdpole zum andern gewandert wäre. Blüthenstaub war ein Lehrer, dessen Eifer für seinen Beruf sich bis zum Fanatismus einer ausschließenden Vorliebe steigerte. Die Jugend unterrichten bedeutete ihm so

viel als ihr das Leben geben, deßhalb betrachtete er alle seine Schüler wie eigene Kinder, die er auch mit väterlicher Zärtlichkeit liebte. Für Adolf war er ein Vater in des Wortes engster Bedeutung. Er gab ihm eine sorgfältige Erziehung, unterrichtete ihn selbst und ließ ihn auch von andern Lehrern in allen jenen Gegenständen, zu denen er Lust zeigte unterrichten. Nach zurückgelegtem 13. Jahre verließ Adolf das Haus seines zweiten Vaters und zugleich seinen Onkel Max, denn er faßte den Entschluß nach Berlin zu gehen, um dort seine Studien fortzusetzen. Der Abschied war ein rührender. Blüthenstaub, der selbst seinen Zögling zu diesem Schritte gerathen hatte, weinte bitterlich, als ob ihm das Theuerste von seinem Herzen gerissen worden wäre, und der arme Onkel hätte gerne die Reise hintertrieben, wenn ihn nicht der Gedanke an das dem sterbenden Vater gegebene Versprechen von jeder Einmischung in die Willensbestimmung des Sohnes abgehalten hätte.

Adolf Fellner studirte mehrere Jahre in Berlin, wo er sich dem Lehrfache widmete, und sich nebst den nöthigen Kenntnissen auch manche unnöthige aneignete, wahrscheinlich um bei Gelegenheit einem unersättlichen Vorsteher wie Leo Floßmann von der drückenden Last der Lächerlichkeit zu befreien. Nach Hamburg zurückgekehrt, suchte er durch Privatunterricht seine Existenz zu fristen, um so viel als möglich von seiner Jahresrente als Ersparniß zurücklegen zu können. In dieser Zeit lebte er in fleißigem geselligem Verkehr mit seinem Onkel, dessen Kunstdilettantismus den Gedanken an Begründung eines Familienheerds nicht aufkommen ließ, und mit seinem Erzieher, der sich glücklich schätzte in seinem Zöglinge einen treuen Nachahmer seines pädagogischen Eifers gefunden zu haben. So verstrichen mehrere Jahre des stillen Glückes als Leo Floßmann's berühmter Concurs durch ein Hamburger Blatt zur Kenntniß des Lehrerveteranen und seines Jüngers gelangte und bei ihnen die freudigste Sensation erregte. Der Tiefschlager Vorsteher war der rechte Mann für Jakob Blüthenstaub. Beim Lesen des Concurses rief der im Lehramte ergraute Mann freudestrahlend aus: Der versteht das Zeug, das zu einem rechten Lehrer gehört, der hat es begriffen; daß ein Lehrer niemals zu viel wissen kann! Daß solche unbescheidene Ansprüche, selbst bei einem größern Gehalte als ihn Leo Floßmann aussetzte, leichter zu stellen, als zu befriedigen seien, daran hatte der gute Blüthenstaub in seinem Entzücken ganz vergessen. Adolf Fellner waren die vielen Forderungen und die geringe Zahlung, welche den Concurs zu einer gedruckten Rarität machten, nicht entgangen; da er jedoch jene vollständig zu befriedigen sich befähigt fühlte, und durch seine Jahresrente auf diese nicht ausschließlich angewiesen war, so bot ihm dieser Posten die günstige Gelegenheit seinen längst gehegten Wunsch, einer öffentlichen Schule auf dem Lande seine Wirksamkeit zuzuwenden, zu realisiren. Diesem Umstande hatte die Cultusgemeinde zu

Tiefschlag einen so tüchtigen und strebsamen und dabei so billigen Lehrer zu danken.

Wir führen nur den Leser nach langer Abwesenheit wieder nach Tiefschlag zurück und nehmen zunächst in dem gastlichen Hause des Gärbers unser Absteigquartier, indem wir zugleich den Faden unserer Erzählung da wieder aufnehmen, wo wir ihn fallen gelassen haben.

Die eingetretene Besserung in der Krankheit der Frau Fellenberg nahm den günstigen Verlauf, den der erfahrene Arzt in Aussicht gestellt hatte. Nach wenigen Tagen konnte sie das Krankenlager verlassen, und die rasche Rekonvaleszenz führte sie bald dem frühern Zustande vollkommener Gesundheit entgegen. Freude und Jubel hielten ihren Einzug in das vor Kurzem noch so verstusterte Haus, Alles lebte frisch auf, und dankte freudig dem Gotte des Erbarmens, daß er Säule und Stütze des wankenden Hauses wieder gefestigt habe.

Das Glück der Familie war durch die von Adolf Fellner zu Wege gebrachte Aussöhnung mit der Gemeinde nicht wenig erhöht. Die hohen Feiertage rückten heran; die jeden Israeliten mit einer gewissen Priesterweihe erfüllen. Der Gärber hatte nicht mehr nöthig auswärts eine Andachtsstätte zu suchen; er und seine Frau besuchten nun gehörig und regelmäßig den feierlichen Gottesdienst in der heimatlichen Synagoge, und ihr religiöses Bedürfniß fand zum ersten Male nach vielen Jahren seine gewünschte Befriedigung. Bei dieser Gelegenheit lernten sie auch eine neue schöne Seite im Gemüthsleben des von ihnen geliebten und geachteten Lehrers kennen. Er trug die Gebete mit solcher Innigkeit und Wärme vor, daß alle Besucher des Gotteshauses zur Andacht hingerissen wurden. In den Augen der Fellenbergs, die ihn niemals früher in Ausübung einer öffentlichen religiösen Function gesehen hatten, gewann seine Person einen neuen Glanz, einen Ehrfurcht erweckenden Nimbus. Am Versöhnungstage besuchte auch Adele auf einige Stunden die Synagoge, und ihr Herz pochte vor Wonne und Befriedigung bei den süßen Tönen, die mit rührender Inbrunst aus dem Munde ihres Geliebten gen Himmel stiegen.

Im Monate Tischri und den ihm vorhergehenden acht bis zehn Tagen ist ein jüdischer Functionär, von den sich gegenseitig abwechselnden Fest- und Bußandachten der Art in Anspruch genommen, daß ihm, wenn er sich für den heiligen Dienst gehörig vorbereiten will, nur sehr wenig Zeit zur Erholung bleibt. Adolf Fellner, der überdieß noch Unterricht in der Schule zu ertheilen hatte, konnte kaum eine freie Minute gewinnen, und seine Besuche im Hause des Gärbers wurden um jene Zeit spärlicher und kürzer. Adele, deren Liebe zu dem Lehrer mit jedem Tage zunahm, vermißte mit Schmerz jene Besuche, die sie als die angenehmsten Stunden ihres Lebens betrachtete. Erst gegen Ende des Monats, in den Halbfeiertagen des Laubhüttenfestes ward ihr nach langer Entbehrung der Vollgenuß eines recht

eigentlichen Besuches zu Theil. Die Eltern Adelens empfingen den Lehrer mit der gewohnten Herzlichkeit, doch konnte er leicht merken, daß sie ein wo möglich erhöhtes und lebhaftes Interesse für ihn an den Tag legten. Sie sagten ihm viel Schmeichelhaftes über seine Leistungen in den hohen Feiertagen und behandelten ihn mit einer aufrichtigen Zuvorkommenheit, mit einer so offen ausgesprochenen Zuneigung, die es ihm deutlich erkennen ließen, daß er in dem Herzen des Gärbers und seiner Frau einen dauernden Platz gewonnen habe. Albert, der in zwei Tagen zu seinen Studien in die Hauptstadt zurückkehren sollte und Adele, die seit der Genesung ihrer Mutter wieder in dem vollen Glanze ihrer Schönheit strahlte, blieben in den Kundgebungen ihrer Theilnahme nicht zurück. Adolf Fellner fühlte, daß er diesem Hause kein Fremder sei, und er hielt den Moment für günstig, einen längst gefaßten Vorsatz zur Ausführung zu bringen, um die Hand Adelens bei den Eltern förmlich zu werben. Ich hätte, sprach er in feierlichem Tone zu dem Gärber, mit Ihnen und Ihrer Frau Gemalin ein Wort allein zu sprechen, und erbitte mir die Gunst einer kurzen Unterredung. Albert und seine Schwester entfernten sich aus dem Zimmer, letztere mit purpurgeröthetem Antlitze, denn ihr Herz hatte ihr gesagt, daß sie der Gegenstand der Besprechung sein werde. Fellner brachte seine Brautwerbung in gewählten aber herzlichen Worten vor, und die Eltern Adelen's, denen die Liebe der jungen Leute kein Geheimniß zu sein schien, gaben ohne Zögerung und ohne viele Förmlichkeiten ihre freudige Zustimmung und Einwilligung zu erkennen. Eine Stunde später wurde die Verlobung des Lehrers mit der reizenden Adele Fellenberg durch das Zerbrechen einer feinen Porcellainschale nach alter jüdischer Sitte gefeiert. Der Vorsteher Leo Floßmann und der lange Itzig waren als Beistände des Bräutigams bei diesem Familienfeste anwesend. Ueber die Familien- und Vermögensverhältnisse des Lehrers wurde eben so wenig ein Wort gesprochen als über die Mitgift der Braut oder über die Art und Weise, in der, der Bräutigam seinen künftigen Hausstand begründen wolle. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht dieser Verlobung in der Gemeinde, viele waren überrascht, manche erfreut, einige ließ es ganz gleichgiltig. Beim Weggehen aus dem Hause des Gärbers sagte Leo Floßmann zum langen Itzig, ohne dabei einen Seufzer unterdrücken zu können: Da wird wieder einen neuen Concurs geben.

Der Brautstand war für die Liebenden eine Zeit der Seligkeit, und auch die Eltern waren überglücklich mit dieser Verbindung. Fellner hatte ihnen aus seinem frühern Leben dasjenige mitgetheilt, was er selbst wußte, und der Onkel Max Helfert wie der wackere Blüthenstaub wurden ihren Herzen werthe Persönlichkeiten. Diese beiden Männer, welche in stetem brieflichen Verkehre mit Fellner standen, hatten bald nach der Verlobung ihre schriftlichen Glückwünsche direct an die Familie Fellenberg gerichtet, und ihre

Worte, die nur Liebe und Wohlwollen athmeten, hatten ihnen schnell die Herzen der neuen Freund- und Verwandschaft gewonnen.

Die Hochzeit war auf den nächsten Monat Januar festgesetzt. Die bürgerliche Versorgung des jungen Paares war für den Gärber kein Gegenstand der Besorgniß Die Jahresrente des Lehrers und die Interessen der bedeutenden Mitgift, die er seiner Tochter bestimmte, waren mehr als hinreichend zur anständigen Führung und Erhaltung eines Hauswesens. Ueberdieß wurde das Geschäft des Gärbers mit jedem Tage ausgedehnter und blühender, so daß es einen neuen Theilnehmer nicht bloß duldete, sondern sogar verlangte. Moriz Fellenberg mußte oft verreisen und die Leitung und Aufsicht in der Gärberei fremden Leuten überlassen. Eine treue hilfreiche Hand zu seiner Seite war mehr als wünschenswerth und in den Augen väterlicher Vorliebe war Adolf Fellner ein Universalgenie, das sich in jeder Sphäre menschlicher Thätigkeit auszeichnen müsse.

Man zählte den 25. October. Es war ein herrlicher Herbsttag und Adolf Fellner stand am offenen Fenster seines Zimmers, ins Freie hinaus blickend, im Innern mit ernsten wehmüthigen Gedanken beschäftigt. Es war heute sein 25. Geburtstag. Er hatte sein höchstes Glück erreicht, er durfte Adele sein nennen, eine heitere Zukunft lächelte ihm entgegen; doch ein Gedanke trübte seine Wonne, und gab seinem Gedankenlaufe eine neue Richtung, versetzte ihn in eine düstere Stimmung. Warum mußte er so frühzeitig seine Eltern verlieren ohne sie jemals gekannt zu haben, warum konnten sie sich nicht mit dem Glücke ihres einzigen Kindes freuen? — Onkel Max hatte ihm oft von der Liebenswürdigkeit und dem edlen Herzen der Mutter wie von dem hohen Geiste und dem erhabenen Charakter des Vaters erzählt, und das Auge des Sohnes füllte sich stets bei diesen Erzählungen mit den Thränen schmerzlicher Sehnsucht, und Wehmuth. Heute an seinem Geburtstage durchwogten diese Erinnerungen kindlicher Pietät besonders seine Brust, und er fühlte mehr als jemals, daß ihm am Tage seiner Vermählung die segnende Hand der Eltern fehlen werde.

Diese Rückschau in die Vergangenheit wurde unterbrochen durch den eintretenden Postbothen, welcher ein großes Briefpaquet überbrachte. Es kam aus Hamburg, und die Adresse war von der bekannten Hand des Onkel Max. Durch die Größe des Paquets neugierig gemacht, erbrach er hastig die Siegel, durchlas mit immer mehr zunehmenden Erstaunen und Interesse jene Schriftstücke, die der Leser bereits aus unserer indiskreten Mittheilung kennt, und die ihm einen unerwarteten großen Reichthum als Angebinde zu seinem Geburtstage brachten. Adolf Fellner war kein abgöttischer Verehrer des Mammon, aber er freute sich mit einem Besitze, der ihm eine freie unabhängige Stellung in der Welt sicherte, bei der er auch den Bedürfnissen seines gebildeten Geistes und seines wohlthätigen Herzens ohne Störung und Hinderniß Genüge leisten konnte. Besonders rührte ihn der schöne

Charakter des Vaters, der so liebevoll für ihn sorgte, und über das Glück des Sohnes das Schicksal der leidenden Menschheit nicht vergaß. „Edler Vater! rief er begeistert aus, werde ich je deiner würdig werden? — Nun kam der bedeutungsvollste Punkt unter den testamentarischen Bestimmungen. Die Eröffnung des versiegelten Briefes von der Hand des Vaters durch den Sohn. Mit andächtiger Scheu nahm er den Brief in die Hand und wagte es kaum, ihn zu eröffnen. Es war ein unbeschreibliches Gefühl der Wehmuth, das sich seiner bemächtigte, Schauer durchrieselte seine Adern, es kam ihm vor, als ob der Vater nach mehr als zwanzigjähriger Verwesung aus dem Grabe auferstanden wäre, um von ihm Rechenschaft über sein Leben zu verlangen; endlich gewann er die nöthige Fassung, er öffnete den Brief, und las mit zitternder Stimme wie folgt:

Mein einziger Sohn Adolf!

„Wenn diese Zeilen in deine Hände gelangen, ist die irdische Hülle deines Vaters längst eine Beute des Gewürms geworden, und von meiner ganzen vielbewegten Existenz in deiner Erinnerung kaum mein Name geblieben. Während ich diese Zeilen schreibe ist dein holdes Auge auf mich gerichtet, allein, ich weiß es, es ist mir nicht gegönnt, dich auf deine Lebensbahn zu begleiten. Ich betrachte dieß als eine gerechte Strafe Gottes, weil auch ich mich gegen meine Eltern schwer vergangen, und sie durch meinen Fehltritt vielleicht frühzeitig ins Grab gejagt habe. Es ist dieses der einzige Fehler, den ich in meinem kurzen Leben nicht wieder gut machen konnte, und der mich als qualvolle Erinnerung bis in den Tod begleitet. Die nachfolgenden Zeilen werden dich mit einem Theile meiner Lebensgeschichte bekannt machen, der selbst deinem Onkel Max unbekannt ist. Es geschieht zu dem Zwecke, damit du in der Vollkraft deines Mannesalters die Verwandten deines Vaters aufsuchest, ihnen die innige Liebe und Hingebung bezeugest, deren mein voreiliger Schritt sie beraubt hat, und zu ihrem Wohle und ihrer Unterstützung, wenn sie deren bedürfen, Alles aufbietest, was menschliche Kraft nur vermag."

Adolf Fellner war von dem Eingange des Briefes aufs Tiefste erschüttert. Er war neugierig, welchen Unrechts sein Vater sich selbst anklage, und er las weiter. Nun erst sollte er die ganze Skala menschlicher Gefühle durchempfinden. Welche Ueberraschung, welche wundervolle Verkettung des Geschicks. Sein Vater war kein anderer als der verlorne Bruder des Gärbers, Josef Fellenberg. Die Lebensereignisse hatten ihn veranlaßt seinen Namen zu ändern. Wir überspringen jenen Theil des Briefes, worin der Schreiber seine Jugendgeschichte bis zu jener Periode erzählt wo er seinen Eltern spurlos verloren ging, da sie der Leser schon früher als der eigene Sohn erfahren hat, und geben auch die Fortsetzung und den Schluß desselben nur inhaltlich wieder. Josef Fellenberg hatte wohl niemals seinen patriotischen Eifer bereut, daß er jedoch seinen raschen Entschluß

ohne Wissen der Eltern ausführte, konnte er sich nie vergeben, und die Folgen dieser That brachten ihm einen unheilbaren Schmerz, den er ins Grab mitnehmen mußte. Bald nach seinem Eintritte in den Militärdienst wurde er vom Kriegsgetümmel mit fortgerissen, in den verschiedenen rasch auf einanderfolgenden Kämpfen hielt er sich tapfer, und bewährte den Muth eines langgeübten Kriegsmannes, bis ihn das Mißgeschick in feindliche Gefangenschaft brachte. Nachdem er mehrere Monate in dieser traurigen Lage verbracht hatte, gelang es ihm auf einem Handelsschiffe nach Amerika zu entkommen. Welche Wendung sein Schicksal in der neuen Welt nahm, ist den Lesern kein Geheimniß mehr. Josef schrieb mehrere Briefe an seine Eltern, die aber niemals an die Adresse gelangten, und daher ohne Erfolg blieben. Er gab jede Hoffnung auf eine briefliche Verständigung auf, und seine Absicht, sich nach dem Orte seiner Geburt zu begeben, hatte, wie wir wissen, der unerbittliche Tod vereitelt. Die Bestimmungen über sein Vermögen sind ebenfalls bekannt, und der Brief brachte bloß die Ergänzung, daß die jährlichen Zinsen, der 10000 Thaler, die Adolf Fellner bis zu seinem 25. Jahre bezog, von da an der Cultusgemeinde zu Tiefschlag für Schul- und Cultuszwecke zufallen.

Wer schildert die innere Bewegung des jungen Mannes beim Lesen dieses Briefes. Welche merkwürdige Verkettung der Ereigniffe, welches seltene Spiel des Zufalls. Ein Gemische der verschiedenartigsten Gefühle bemächtigte sich seines Herzens, doch die Oberhand gewann jenes der Befriedigung, daß er durch die Gunst des Zufalls den Wünschen seines sterbenden Vaters zuvorkommen konnte, daß er unbewußt und wie von einer höhern Macht geleitet, seine Liebe und seine Verehrung einem Hause zugewendet habe, in welchem sein Vater das Licht der Welt erblickte, und die glücklichen Jahre der ersten Jugend verlebte. Ueberwältigt von den mächtigen Eindrücken, die so schnell nach einander auf ihn losstürmten, drängte es ihn sich mitzutheilen und seinen Gefühlen einen Ausdruck in Worten zu geben er nahm die Papiere zusammen, eilte fort aus seiner Wohnung und lenkte seine Schritte nach dem Hause des Gärbers. Die Familie saß eben beisammen zu Tische, und gleich beim Eintritte Fellners wurde dessen Aufregung bemerkt. Adele erblaßte, und auch der Gärber und seine Frau waren sichtlich erschrocken. Welches Ereigniß, theuerer Adolf! fragte der Gärber, führt Sie zur ungewöhnlichen Stunde hieher und, was ist die Ursache Ihrer Aufregung? — Seltsame Neuigkeiten, versetzte der Lehrer, die an das Wundervolle gränzen. Es ist hier die Hand Gottes im Spiele. Nicht Leo Floßmann und sein Konkurs haben mich nach Tiefschlag gebracht, sondern mein guter Engel hat mich geleitet in das Haus meiner Abstammung, zu meiner Familie, zu meinem verwandten Blute, zu dem Bruder meines Vaters. Nun erkläre ich mir die innige Liebe, die mich zu Ihnen und den Ihrigen mit unwiderstehlicher Gewalt hinzog. Die Natur hat ihre Rechte

geltend gemacht. Ich liebte in Ihnen den Bruder meines Vaters. Hier, fuhr er fort, indem er die Papiere aus der Tasche zog, finden Sie die Wahrheit dessen, was ich sage von der Hand meines Vaters, Ihres verlornen Bruders Josef.

Dem Gärber und seiner Familie schien die Sache fast unglaublich, bald jedoch hatten sie sich überzeugt, daß der ihnen allen so theuere Lehrer schon durch die Bande der Natur als ein Gegenstand der Zuneigung ihnen zugewiesen war, und ihre Freude war gränzenlos.

Die Nachricht hatte sich blitzschnell in der Gemeinde verbreitet und erregte auch da freudige Ueberraschung; es fehlte nicht an den obligaten Varianten und Uebertreibungen, wie sie gewöhnlich im Gefolge eines seltnen Ereignisses erscheinen, namentlich in Betreff der Erbschaft, in deren Besitz der Lehrer gelangt sei. Tiefschlag war für mehrere Tage mit einem ausgiebigen Unterhaltungsstoff versorgt.

Adolf Fellner hatte die nöthigen Dispositionen und die geeigneten Pläne für die Zukunft mit seinem Onkel besprochen, und es wurde festgesetzt, daß in den ursprünglichen Verabredungen betreffs der Hochzeit und des künftigen Wohnorts des jungen Ehepaares durch den Zuwachs an Reichthum keine Aenderung einzutreten habe. Nach einigen Tagen erhielt Leo Floßmann eine längere Zuschrift des Lehrers, in welcher dieser von dem der Cultusgemeinde zugefallenen Legate Mittheilung machte, um die Inkorporation in den Gemeindeverband ansuchte und seine Stelle als Lehrer der Gemeinde kündigte. Zu dem letzten Punkte war der Beisatz hinzugefügt, daß er sein Amt so lange fortführen wolle, bis der Vorstand einen neuen Lehrer engagirt haben würde. Dieser Beisatz war um so wichtiger, als es kaum zu erwarten stand, daß ein solches Engagement vor dem nächsten Frühjahr bewerkstelligt werden konnte, abgesehen von den Schwierigkeiten, für die vielseitigen glänzenden Leistungen Adolf Fellners einen genügenden Ersatz zu finden.

Unter Besorgung der ökonomischen Angelegenheiten und Ordnung des künftigen Hausstandes verstrich dem Brautpaare schnell die Zeit. Der Monat Januar rückte heran, und der Tag für die Vereinigung treuer Herzen durch den Bund der Religion wurde festgesetzt. Die Hochzeit wurde sehr feierlich begangen, der Tag, an dem Adolf das Ziel seiner sehnlichsten Wünsche erreichte, war für die Gemeinde ein wahrer Festtag. Alles nahm Theil an dem freudigen Familien-Ereignisse, und die Synagoge konnte kaum die Zahl der Gäste fassen, die zu dem Trauungsakte in Massen herbeiströmten. Selbst aus den benachbarten Gemeinden waren viele Leute gekommen, um Zeugen einer Verbindung zu sein, die mit so vielen merkwürdigen Umständen im Zusammenhange stand. Aus Hamburg war der Onkel Max angelangt und brachte den Lehrer Blüthenstaub als werthen Gast mit; auch Albert hatte sich zum Vermählungsfeste seiner Schwester eingefunden. Es war ein heiliges Fest der Liebe, geweiht durch die innigen Segenswünsche aller Anwesenden.

Tage der ungetrübten Freude folgten diesem Feste, und die Sonne des Glückes leuchtete strahlender als jemals über das Haus Moritz Fellenbergs und seiner Familie.

Auch in die Cultusgemeinde Tiefschlags drang ein wärmender Strahl dieser Sonne. Hatte schon die Aussöhnung mit dem Gärber das Gemeindesäckel vor der Schwindsucht geschützt, so erhielt es jetzt durch die Aufnahme des so plötzlich zu großen Reichthümern gelangten Lehrers in den Gemeindeverband eine neue Stärkung, und es stand ihm noch eine stattliche Fülle in Aussicht, da Onkel Max von der Liebenswürdigkeit seiner neuen Verwandten wie von der reizenden Lage Tiefschlags gefesselt, den Entschluß kundgab, in diesem Dorfe seinen bleibenden Aufenthalt zu nehmen und umgeben von den ihm so theuern Personen seine Lebenstage zu beschließen.

Nur eine einzige Person in Tiefschlag ward durch die Wendung der Dinge in Mißmuth und Unruhe versetzt. Es war der Vorsteher Leo Floßmann. Es galt die Anstellung eines neuen Lehrers, und er hatte den Kummer des letzten Konkurses noch in zu lebhafter Erinnerung, als daß ihn nicht die bevorstehende Amtsthätigkeit Besorgniß eingeflößt hätte; auch durfte er sich's nicht verhehlen, daß sein Einfluß in der Gemeinde bedeutend gesunken sei, — und selbst im Vorstande konnte er nicht mehr auf eine blindergebene Majorität zählen. Alles zusammen genommen bewog ihn, sich von der communalen Leitung und Verwaltung zurückzuziehen, und er brachte seine Resignation sowohl als Vorsteher wie als Gemeinde-Ausschuß zur Kenntniß des Vorstandes und der Gemeinde. Beigefügt war die Erklärung, daß er eine Wiederwahl jetzt und für alle Zeiten entschieden ablehnen müsse.

Eine Generalversammlung der Gemeinde wurde einberufen. Bereits hatte der Vorstand den langen Itzig als Kandidaten vorgeschlagen, und der größte Theil der Gemeindeglieder fand diesen Vorschlag seinen Wünschen entsprechend. Bei dem vorgenommenen Skrutinium fanden sich wenige Zettel, die nicht dem Namen „Isak Schreiter" trugen. Der lange Itzig erschien somit als gewählt, und Alles war gespannt, ob er die auf ihn gefallne Wahl annehmen, und mit welcher Rede er sein neues Amt einweihen werde. Der lange Itzig erhob sich, und sprach wie folgt: „Ich danke Ihnen, meine Herren! für das Zutrauen, das Sie mir schenkten; es beweist mir, daß ich mir Ihre Zufriedenheit als Mitglied des Vorstands erworben habe. Es ist aber ein großer Unterschied in einem Schiffe als Matrose zu dienen, oder als Capitän zu befehlen. Zum Vorsteher tauge ich nicht, ich bin auch schon zu alt dazu. Glauben sie es mir auf mein Wort, und warten Sie nicht, bis sie sich selbst überzeugt haben. Wir brauchen jetzt junge Kräfte, ich kann das Vorsteheramt unter keiner Bedingung annehmen. Wenn ich Ihnen jedoch einen Kandidaten vorschlagen darf, so will ich Ihr Augenmerk richten auf Herrn Adolf Fellner. Er besitzt Wissen, Reichthum, Charakter, Thatkraft, kurz alle jene Eigenschaften, die ihn an die Spitze der

Gemeinde stellen. Er wird ein eben so guter Vorsteher sein, wie er ein vortrefflicher Lehrer ist.“ —.

Acht Tage nach dieser Versammlung präsidirte Adolf Fellner als neuer Vorsteher dem Berathungen des Vorstands, und legte seinen Collegen im Amte einen ausführlichen Plan über Besetzung des vakant gewordenen Lehrer- und Cantorpostens vor, welcher mit Einstimmigkeit angenommen wurde. Die Landeszeitung brachte wieder eine Konkursausschreibung aus Tiefschlag, die aber nicht das Glück wie die erste hatte, so viel Aufsehen in der Welt zu erregen. Erster und zweiter Lehrer wurden nicht mehr in einer Person verlangt, sondern als getrennte Existenzen mit besondern Bedürfnissen und Leistungen und auch mit besonderer Besoldung. Nebst diesen beiden Individuen wurde auch ein Vorbeter gesucht, der mehrere Stunden des Tages hebräischen Unterricht zu ertheilen habe. Alle drei Posten wurden anständig dotirt und Alles, was das humane Streben Adolf Fellners zur Verbesserung der Lage seiner ehemaligen Berufsgenossen zu thun beabsichtigte, fand in der Konkurse wenigstens eine leise Andeutung. In Folge dessen langten zahlreiche Bewerbungen um die ausgeschriebenen Stellen ein und es war nicht nöthig, daß der Wind des Zufalls einen Konkurrenten von jenseits des Oceans hertragen mußte.

Adolf Fellner, von Erfahrung und Fachkenntniß geleitet, traf unter den Bewerbern eine glückliche Auswahl, und die angestellten Persönlichkeiten hatten bald die Zufriedenheit der Gemeinde erlangt.

Die Gemeinde erfreute sich lange der weisen Leitung des ehemaligen Lehrers. Alles ist zufriedengestellt, und selbst Berl Schames ist durch die Erhöhung seines frühern spärlichen Gehaltes mit der umgedrehten Welt ausgesöhnt.

Heute ist Tiefschlag eine der schönsten und geordnetsten Cultusgemeinden des Vaterlandes. Gotteshaus, Schule, Armenversorgung, wohlthätige Institute stehen in der schönsten Blüthe, und die Gemeinde hat überhaupt an Gesittung und Bildung bedeutend zugenommen. Sie könnte vielen größern Gemeinden als Muster und Vorbild dienen. Dieß alles ist das Werk eines jüdischen Lehrers.

Ben Zacchai's letzte Mahnung.

Um des Lehrers Sterbebette steh'n die Schüler dicht gereiht,
Thränenvoll die Augen aller, die dem Wissen er geweih't;
Aber Lächeln schmückt das Antlitz dessen, der kein Todesgrau'n
Kennend in der nächsten Stunde Gottes Antlitz hofft zu schau'n.

Doch wie Jeder lautes Schluchzen mühevoll nur unterdrücket,
Auf des edlen Meisters Worte horcht er wonnevoll entzücket;
Als ob Himmelskunde käme, hier mit der Verklärung nieder
Oder sanftes Widerhallen der Serafin Jubellieder.

Immer seltener und leiser, daß der Lauscher kaum es hört,
Wird das Wort; denn andern Welten ist der Geist schon zugekehret;
Da aus den gedrängten Scharen tritt ein Jüngling in den Kreis,
Neigt sich tief, bescheiden zögernd spricht er also zu dem Greis:

„Ehe Moscheh einst entschwebte, ließ er seine Kraft hinieden
„Dem Josua, und Elischah ward gar Zweifaches beschieden;
„Herr so gib auch deinen Schülern scheidend noch ein ernstes Mahnen,
„Das unfehlbar möge leiten uns auf wirren Lebensbahnen!"

Und es raffet auf der Meister seine letzte Lebenskraft,
Eh', ein letztes Wetterleuchten, sie in ew'ger Nacht erschlafft,
Lächelnd hauchet seine Lippe, die vom nahen Tode bleich:
„Möge eu're Gottesfurcht sein eu'rer Furcht vor Menschen gleich."

Staunend steh'n die Schüler alle, kummervoll und schwer betroffen,
Als ob scheitern sie gesehen lang geheget, sehnend Hoffen,
Bis der Einz'ge, der es früher wagte, fragend vorzuschreiten,
Jetzt es wagt, den Räthselspruch des Meisters also auszudeuten

„Wie der Menschen Beifall suchend, wenn sie Zeugen euerm Thun,
„Böses meidend ihr das Gute halb gethan nicht lasset ruh'n;
„So sei euer Thun und Denken rein und hehr zu jeder Frist,
„Weil die Gottheit, ob unsichtbar, alles sehend Zeuge ist."

Klar, wie Glorienschein, der Moscheh auf dem Sinai überkommen,
Ist in letzter Lust Ben Zacchai's brechend Auge aufgeglommen;
Weil wie Moscheh und Elias Gott in seine Himmelshöhen,
Echte Jünger hinterlassend, würdigte ihn einzugehen.

David Mendl.

Rabbi Chaim.

Eine Sage aus dem Taborer Kreise Böhmens.

Mitgetheilt von Mr.

Gewohnt die Sage nur in der grauen Vorzeit zu suchen ist es für manchen beinahe befremdend, wenn man Sagen und Märchen, noch mit einer weit jüngern Zeitgeschichte verflochten, findet. Die letzten sagenhaften Mittheilungen der Israeliten datiren sich aus dem siebzehnten Jahrhunderte, aus jener Zeit, in welcher noch die Kabbala eine große Rolle spielte, in welcher man jeden Schriftgelehrten, der die Nacht eifrigen Studien im Worte Gottes widmete, für einen Kabbalisten hielt, unter denen, der größte in Böhmen seiner Zeit, der hohe Rabbi Löw gewesen sein soll. So wie man sich heute noch viele wunderliche Märchen von diesem Manne erzählt, der eben so groß als Gottesgelehrter wie als Naturforscher gewesen, so erzählt man sich ähnliches auch auf dem Lande von einzelnen Rabbinen, welche sich durch ihren frommen Lebenswandel, durch ihre nächtlichen Forschungen im Gesetze, vielleicht auch durch Prophetien, welche der Zufall zur günstigen Wahrheit werden ließ den Namen eines Heiligen erwarben. Von einem solchen heiligen Manne, der zu Bechin in Taborer Kreise gelebt, kamen uns Mittheilungen zu, die wir in nachfolgendem Bilde zusammen zu fassen suchten.

I.

In einer der weiten Hallen des Schlosses zu Bechin, das vom Berge stolz hinab schaut, und gleichsam das unter ihm liegende Thal mit seiner Stadt seinen Dörfern, seinen Hügeln, seinem Fluße und seinen Bächen zu beherrschen scheint, stand Herr Johann Jakob Edler von Kostheim an einem geöffneten Fenster, und blickte sinnend durch dasselbe hinab auf die unter dem Schlosse fließende Lužnic. Wer dabei seine Gesichtszüge genauer durchforschen konnte, hätte sich gar bald überzeugt, daß sein längeres Sinnen ihn zu keinem befriedigenden Resultate geführt. Mißmuthig schlug er nach einer Weile das Fenster zu und mit einer solchen Hast, daß die kleinen sechseckigen Scheibchen in ihrer bleiernen Fassung sich zu bewegen schienen, und warf sich in einen Lehnstuhl, der neben dem Fenster nahe an einem Tische stand, auf dem größere und kleinere Bücher und Schriften in großer Unordnung lagen. Gleichsam um seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, öffnete er einen der auf dem Tische liegenden Folianten und versuchte es in demselben zu lesen; doch als er bemerkte, daß das Buch, welches er aufgeschlagen eine Bibel, und als die ersten Zeilen welche sein stieres Auge betrachtete

der 17. Vers im 20. Capitel des zweiten Buches Mosis gewesen, schlug er wuthentbrannt das Buch der Bücher mit einer solchen Heftigkeit zu, daß eine Staubwolke sich aus demselben sowie vom ganzen Tische erhob. Seine hohe Gestalt schien sich dabei noch um eine Kopflänge zu vergrößern, das stiere Auge sank in seine von dichten Augenbraunen umgebenen Höhlen zurück, seine Wangen umfloß eine düstere Röthe, seine Lippen zitterten und an einzelnen Theilen seines Körpers bemerkte man leichte krampfhafte Zuckungen, wie sie das Bild eines von lüsterner Begierde erregten Menschen darbietet, der vergebens nach Befriedigung schmachtet. Nach und nach verlor sich diese Erregung, und er gerieth wieder in sein früheres Nachsinnen, welches er damit unterbrach, daß er heftig vom Lehnstuhle aufsprang, mit dem rechten Fuße auf den gebohlten Dielen stampfte und dann ausrief: „Nicht sie allein soll es büßen, alle sollen es büßen!„

Kostheim, welcher diese Worte mit einer seinen festen Entschluß bezeichnenden Handbewegung begleitete, war der Sohn eines minder begüterten Edelmannes, und wurde, wie dies bei minder begüterten Edelleuten katholischen Glaubens zu allen Zeiten vorkam und noch heut zu Tage sehr oft vorkömmt, zum Geistlichen bestimmt, da er auf diese Weise, nicht nur seine gänzliche Versorgung, sondern auch eine glänzende Stellung zu erwarten hatte. Frühzeitig seiner Mutter beraubt, die in Kindesnöthen gestorben als er eben durch sie eine Schwester erhalten sollte, die aber bald ihrer Mutter ins Grab folgte, wurde seine Erziehung von dem bis zum Tode Witwer gebliebenen Vater fremden Händen vertraut; diese führten ihn aber nicht immer auf jene Bahnen, welche ein junger Mann zu wandeln hat, der sich den Stand des Priesters zu seinem Berufe gewählt und diesem Berufe in treuer Demuth und in Ergebung nachkommen will. Anfangs suchte man die verschiedenen Ausschreitungen, welche sich Kostheim zu Schulden kommen ließ zu verheimlichen, als aber das Maß derselben übervoll war, und er sich dafür ausgesprochen, daß er nun und nimmer dem geistlichen Stande angehören wolle, selbst jeder liebevollen Ueberredung so wie jedem Zwange Trotz bot, ließ man ihn die Kutte ablegen, die er bereits getragen; doch weil er so weit vorgeschritten war, daß er schon die niedern Weihen empfangen sollte, bestrebte sich Kostheims Umgebung ihm wenigstens eine solche Stellung zu verschaffen, welche ihn so viel es möglich war den weltlichen Genüßen entziehen und in einen steten Wechselverkehr mit Geistlichen bringen sollte. Man hatte dabei auch den Nebengedanken, daß ihn vielleicht dadurch die Verhältnisse mit der Zeit veranlassen würden, zu beenden was er gegen den Willen seines Vaters und der übrigen Verwandten eigenwillig unterbrochen hatte.

Zu damaliger Zeit war es Sitte, daß die hohen geistlichen Würdenträger sich gleich regierenden Fürsten mit Hofkavalieren umgaben, denen sie bei Verwaltung verschiedener Aemter unterschiedliche Titel beilegten, ähnlich jenen, welche Männer inne hatten, die durch Rang und Stellung dem Throne

mehr oder weniger nahe standen. Das Streben der nächsten Verwandten Kostheims ging dahin, ihm eine Aufnahme in den Reihen der den Fürsterzbischof in Prag, Grafen Harrach, umgebenden Hofkavaliere zu verschaffen. Dies wurde durch Connexionen und Protektionen um so eher erreicht, als der Erzbischof selbst der Ansicht war, es könnte leicht dahin gewirkt werden, Kostheim zur Kirche zurück zu führen, und aus dem verirrten Schäflein einen treuen Hirten zu bilden. Um dieses Ziel um so sicherer zu erreichen entschloß sich der Prager Erzbischof, Johann von Kostheim, in seiner nächsten Umgebung zu beschäftigen, allein zubald überzeugte er sich, daß seine Bemühungen fruchtlos bleiben werden, daß Johann von Kostheim lieber auf sybaritischen als ascetischen Gefilden wandle, und dies ungescheut verübe, wenn auch der ganze Hofstaat des Erzbischofs, ja dieser selbst daran Aergerniß nahm.

Unter solchen Verhältnissen blieb nichts übrig als Kostheim zuerst aus der Nähe des Erzbischofs zu entfernen, doch als er dann seine lockere Lebensweise in eine offenbar unanständige verwandelte wurde er aus der Reihe der erzbischöflichen Hofkavaliere ganz ausgeschieden. Die Verwandten Kostheims glaubten, daß das Leben in der Hauptstadt ihm zu viele Gelegenheiten zu Ausschreitungen biete und bemühten sich nun ihm auf dem Lande fern von Prag, eine seinem Stande und seinen Umständen entsprechende Beschäftigung zu verschaffen. Ihr Streben ging vorzüglich dahin, ihn auf eine der Herrschaften des damaligen Oberstburggrafen Adam Grafen von Sternberg zu unterbringen, der wenn auch nur ein ferner Verwandter, ihrem Ansinnen und Andringen um so weniger entgegen war, als er selbst bestrebt gewesen diesen unliebsamen Verwandten aus der Hauptstadt so fern als möglich zu haben, und da die Herrschaften Budin und Libochowitz deren Besitzer Graf Adam Sternberg damals gewesen, viel zu nahe an Prag waren versetzte er ihn nach dem fernen Bechin, wo er die Stelle eines Schloßverwalters einnahm.

In diesem, nahe an den Gränzmarken gelegenen Schlosse hoffte man, daß Kostheim wenig oder gar keine Gelegenheit finden würde, um seiner frühern gewohnten Lebensweise fröhnen zu können, und damit man von jedem seiner Schritte nicht nur Aufschluß erhalte, sondern damit er selbst einen treuen Wächter um sich habe, der ihm nöthigenfalls auch hie und da wohlgemeinte Rathschläge könnte zukommen lassen, stellte man ihm einen bewährten Mann zur Seite welcher früher in kaiserlichen Diensten gestanden und Anton Lebeda hieß. Dieser Mann war eben so redlich als erfahren, und seine Opferwilligkeit für alles, was den Namen Kostheim führte war in mannigfacher Weise bereits erprobt geworden. Außerdem erhielt der als ein vorzüglicher Geistlicher bekannte Guardian des Franziskanerklosters zu Bechin, Pater Remigius die Weisung sich, so viel als ihm möglich, in Kostheims Nähe aufzuhalten, um durch Belehrung und Ermahnung dahin zu wirken, daß Kostheim stets nur den Weg der Tugend wandle. Al-

lein die Verbannung in der sich Kostheim gewissermaßen in Bechin befand vermochte ihn weder zu demüthigen noch zu bessern; vergebens bemühte sich der treue Lebeda ihm die Gefahren vorzustellen in welche er durch sein herrschsüchtiges Gebahren gerathen könnte, denn er verfuhr mit den Unterthanen als ob er selbst der Besitzer von Bechin wäre; vergebens waren die Belehrungen und Ermahnungen des Pater Remigius; vergebens citirte dieser, den man den bibelfesten nannte, in gewohnter Predigerweise Verse des alten und neuen Testamentes; Johann von Kostheim blieb nach wie vor ein Sklave seiner Leidenschaften. Als ein solcher hatte er bereits den Frieden in mancher Familie Bechins zerstört, und hatte zuletzt seinen Blick auf die Tochter eines Israeliten in Bechin geworfen, die eben so schön als tugendhaft war. Als er die Ueberzeugung erlangte, daß alle listigen Versuche, dieses Mädchen in seine Netze zu verstricken, umsonst waren, faßte der Lüsterne den ihn anfangs selbst erschreckenden Gedanken durch Gewalt zu erreichen, was seiner schmeichelhaften Ueberredungskunst, was seiner List nicht gelingen wollte.

Der Moment, wo er diesen Gedanken gefaßt, war es auch, wo der Leser zuerst dem Herrn von Kostheim begegnete, es ist dies jener Moment, in welchem er die Worte aussprach: „Nicht sie allein soll es büßen, alle sollen es büßen. Die Heftigkeit mit der er bei diesen Worten vom Lehnstuhle aufsprang, erschreckte den im Vorzimmer weilenden Lebeda, er trat in das Gemach seines Herrn und fragte in besorgter Weise ob sich der gnädige Herr etwa unwohl befinde, er wolle dann den Arzt kommen lassen.

„O nicht doch!“ erwiederte Kostheim, der sich bereits etwas gefaßt hatte, und sogleich den Gedanken ergriff den neu ausgehegten Plan vor Lebeda in tiefes Geheimniß zu hüllen, damit ihm dieser denselben — wie er es nur zu oft gethan — nicht vereiteln könne. „Nicht doch, ich war ein Wenig eingeschlafen und hatte einen ängstlichen Traum, der mich aufgeschreckt.“

Was träumtet Ihr, wenn ich euch fragen darf, mein gnädiger Herr!“ sagte Lebeda, „ich kenne hier einen Juden, der von der ganzen Bevölkerung, von Christ und Jud, für heilig gehalten wird, und welcher die Kunst versteht Träume zu deuten und sie, wenn sie Gefahr drohend sind, auch abzuwenden. Gnädiger Herr laßt Euch doch bedeuten und erzählt mir diesen Traum.“

Um seinen geheim gefaßten Plan zur Verfolgung des Judenmädchens vor Lebeda in keiner Weise zu verrathen, und um seine von Lebeda noch beobachtete Heftigkeit demselben erklärlich zu machen, erzählte ihm Kostheim von einer Wasserfahrt, die er im Traume auf der Luznic gemacht, begleitet von einem jungen Mädchen, das schönste Wetter habe die Fahrt begünstigt und das Schifflein sei ruhig auf dem Flusse dahin gezogen, aber plötzlich habe ihn eine innere Angst, ein Schwindel ergriffen und vom Rande des Kahnes sei er in die Luznic gestürzt und in derselben untergesunken.

„Gott bewahre vor solchem Unglück!“ rief Lebeda, welcher theilnehmend

zugehört. „Ihr solltet Euch den Traum von jenem Juden auslegen lassen. Ihr schüttelt den Kopf, mein gnädiger Herr! so laßt doch wenigstens den ehrwürdigen Pater Remigius kommen und fragt ihn, was jener Traum zu bedeuten habe.“

„Laß mich mit diesem Prediger ungeschoren,“ sagte unwillig Kostheim. „Immer Moral und immer Moral, und nichts als Moral, Schilderungen eines idealen Lebens der Zukunft und kein wirkliches Leben in der Gegenwart, das mit Anmuth und Reiz gewürzt wäre. Laß mich!“

Als sich Lebeda bei diesen Worten entfernen wollte und die Thüre der Halle geöffnet, stand Pater Remigius in derselben, eine hohe ehrwürdige Gestalt, die von seinen edlen Gesichtszügen und seinem feurigen Auge gehoben wurde. Seine Begrüßung, wurde von Lebeda in tiefster Ehrfurcht, von Kostheim in trockenen Tone mit halbverständlichen Worten beantwortet.

Als Pater Remigius durch die Thüre in die Halle vor Kostheim trat und ihm die Hand reichte, welche dieser in eben nicht sehr freundlicher Weise in der seiner aufnahm, entfernte sich Lebeda nnd der Geistliche sagte zu Kostheim: „Was ist Euch begegnet, daß ihr so mißmuthig seid, sagt mir es frei nnd unumwunden und ich will Euch helfen.“

„Ihr mir helfen!“ erwiederte Kostheim, „Ihr, der Ihr stets allen meinen Unternehmungen entgegen seid. Laßt mich meiner Wege gehen, kümmert Euch nicht um mich, sondern um Euch und Euere Ordensbrüder.“

„Wie gern würde ich Euch, Euere Wege gehen lassen, wenn diese Wege solche wären, die Euch nicht zum Straucheln wohl aber in das Reich Gottes führen; aber das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, wie es in der Epistel St. Pauli's an die Römer im 17. Verse des 14. Kapitels heißt, Ihr aber kennt kein anderes Reich Gottes als jenes in welchem weder von Gerechtigkeit, noch von Friede, noch von der Freude im Geiste der Religion sondern von Schlemmerei, von Buhlern und Liebschaften die Rede ist, die aber solches thun, werden das Reich Gottes nicht erwerben, heißt es ferner in der Epistel St. Pauli's an die Galater.“

„Verschont mich mit Euerer Epistel,“ sagte darauf Kostheim, „ich habe auch diese Epistel gelesen und weiß, daß es in derselben heißt, das Fleisch gelüstet wider den Geist. Gebt Befriedigung meinen Wünschen, Gewährung meinem Verlangen und ich werde Euer Mann sein, mit leeren Sentenzen werden meine Neigungen nicht gestillt. Schafft mir jenes Judenmädchen, dessen Bildniß ich im Herzen trage, beredet es, daß es die Einweihung in unseren Glauben die Taufe empfange, ich will dieses Mädchen dann zu meiner Gattin erkiesen und Ruhe und Friede wird in mir einkehren, früher nicht.“

„Früher nicht?“ fragte Pater Remigius und fuhr dann mit gehobener Stimme fort: „Spricht so ein Christ dessen Thun und Lassen Ergebung in den Herrn sein soll.—Früher nicht? Seid Ihr denn ein Jüng-

ling, der nicht die Ueberlegung hat, zu unterscheiden von dem was ihm frommt oder nicht, habet Ihr denn vergessen daß es Gott dem Menschen frei gestellt hat das Gute oder das Böse zu wählen, indem er sagte ich gebe euch den Weg zum Leben und den Weg zum Tode, und Ihr wollt ihn wandeln diesen Weg zum Verderben der zum geistigen und zum leiblichen Tode führt, und Ihr wollt der Worte vergessen, welche lauten: Wer sein Leben lieb hat der wird es verlieren, und wer sein Leben auf dieser Welt hasset, der wird es erhalten zum ewigen Leben. Ein Leben wie Ihr es führet solltet Ihr hassen, oder glaubt Ihr damit Gott zu versöhnen, wenn die Jüdin, welche Eueren Gelüsten fröhnen soll dem Christenthume zugeführt wird. Wer mir dienen will, der folge mir nach, sagt der Evangelist, der folge mir von selbst nach, füge ich hinzu, durch Euer Beispiel wird die Jüdin nicht bekehrt, thut Buße und übt gute Werke, und wenn die Jüdin diese von Euch sieht, so wird sie von selbst bekehrt werden, so ihr Herz nicht verstockt ist. Euch aber, der Ihr nur nach sinnlichen Genüßen strebet und sie mit Pharisäermiene beschönigen wollt wird dieser Wandel nicht zum Heile gereichen. Wälzet euch im Pfuhl der Sünde in diesem Leben, am Tage des Gerichtes wird Euch darnach vergolten werden, dort, wo die ewige Gerechtigkeit die Thaten und die Gedanken abwägt.

Nach diesen Worten wendete sich der Pater zum Weggehen, Kostheim faßte aber seine Hand mit Heftigkeit und sagte mit von Zorn und Leidenschaft gepreßter Stimme: „Hochwürdiger Herr! Ich fürchte es wird bald eine Zeit kommen wo Ihr bereuen werdet, heute so zu mir gesprochen zu haben.“

Pater Remigius entfernte sich nach diesen Worten indem er Kostheim noch einen halb mitleidigen, halb verächtlichen Blick zuwarf, dieser aber wiederholte die Worte, mit denen er sein früheres Nachsinnen unterbrochen: „Nicht sie allein soll es büßen, alle sollen es büßen!“

II.

Zur selben Zeit, in welcher Johann von Kostheim von Pater Remigius ermahnt wurde die Wege der Tugend zu wandeln, kam zu dem Rabbiner in Bechin ein armer Jude um sein mit dopelter Sorge beladenes Herz vor ihm auszuschütten und sich in seinen Nöthen Rath zu erholen, damit er weder gegen die Pflichten des Vaters, noch gegen die Pflichten der Nächstenliebe, noch gegen die Pflichten gegen Gott verstoße!

Rabbi Chaim, so hieß der Bechiner Rabbiner, war ein Mann, der um seines großen talmudischen Wissens weit über die Grenzen des Reiches hinaus bekannt war, seine eifrigen Studien in den kabbalistischen Büchern bei denen man ihn oft lange nach Mitternacht beim Schein einer düstern Lampe erblickte, sein inniges Verhältniß mit dem zu Prag lebenden hohen Rabbi, seine Anspruchlosigkeit, seine große Bescheidenheit sein eifriges

Streben, Jedem zu helfen, Jedem zu dienen, der nur in irgend einer Weise seinen Beistand in Anspruch nahm — sei es um gegen das kalte Fieber einen mit Pentagrammen bezeichneten, und hebräischen Worten beschriebenen, und mit eisernen Nägeln bis zum Rostigwerden besteckt gewesenen Apfel zu erhalten, sei es um durch sein Gebet zu Gott einem Weibe in Kindesnöthen den raschern Verlauf des Geburtsaktes zu ermöglichen, — sei es um einen Streit zu schlichten, der bald zwischen einzelnen Personen, bald zwischen ganzen Gemeinden ausgebrochen, und bei dem die hartnäckigen Gegner nur durch sein überzeugendes und belehrendes Wort sich die Hand zur Versöhnung geboten — das alles zusammen verschaffte ihm bei seiner bekannt gewesenen ascetischen Lebensweise beim Volke den Namen eines heiligen Mannes und da er in der Ausübung seiner Menschenpflichten eben wie ein Mensch keinen Unterschied der Confession kannte und jedem half, der sich ihm näherte und seinen immer mit dem besten Erfolge gekrönten Rath in Anspruch nahm, so kamen auch eben so häufig Christen wie Juden in seine Wohnung, um durch seine Hilfe Linderung für ihre Schmerzen, durch sein Wort Trost für ihren Kummer durch sein Gebet Hilfe für ihre Leiden, zu erhalten, und von den erstern wurde er, da in Bechin durchschnittlich nur böhmisch gesprochen wird „Svate Joachim" (Heiliger Joachim) genannt.

Seine schon erwähnten vorzüglichen talmudischen Kenntnisse versammelten stets eine große Schaar von Jüngern des Talmuds um ihn, und die Jeschiwa [1]) zu Bechin war zur Zeit des Rabbi Chaim eine der berühmtesten in der Provinz. Als nun eines Vormittages der Vortrag beendet war, und ein noch „im Jahre" sich befindender verwaister Schüler die letzten Worte des Rabbonim-Kadisch [2]) gesprochen, worauf die Jüngerschaar die Lehrstube rascher geleert als sie dieselbe gefüllt und Rabbi Chaim sich von der Anstrengung des Vortrags den Schweiß von der Stirne gewischt und zu seiner Erholung einige Schritte durch die Stube gemacht, öffnete sich die kaum geschlossene Thüre derselben und unter Vorantritt des „Schnorrgabe" so benannte man denjenigen Schüler, welchen ein Vorträge haltender Rabbiner auserseh'n die Dienste eines Kammerdieners bei ihm zu vertreten, eine Gunst um welche man stets beneidet wurde — kam auch ein in Bechin als arm redlich aber bekannter Jude in die Lernstube, und blieb an der Thüre stehen während er gebührender Massen den Rabbi angemeldet wurde.

Rabbi Chaim hatte bei seinen, dem Leser schon bekannten geistigen Vorzügen auch körperliche. Seine erhabene Gestalt, die edlen Züge seines Antlitzes, dessen Wangen noch mit einem zarten Roth angehaucht waren, seine scheinbare von einem jugendlichen Feuer durchglühten Augen würden niemals verrathen haben, daß Rabbi Chaim sich in einem Alter befand bei dem man für sein Leben schon zu zittern anfing; wenn nicht durch die eis-

[1]) Talmudschule. [2]) Gebet nach einem talmudischen Vortrage.

grauen Locken die zu beiden Seiten seiner hohen Stirne herabhingen, wenn nicht durch den eisgrauen langen, vom Kinn herabwallenden Bart, das „Sigillum des Greises," jedermann erkannt hätte, daß Rabbi Chaim sich bereits eines sehr hohen Alters erfreuen müsse.

Vor dem ehrfurchtsgebietenden Rabbi Chaim stand nun der Bechiner Jude, Jokel Tabor genannt, weil sein Vater einst in Tabor das Licht der Welt erblickt, Rabbi Chaim trat ihm freundlich entgegen, rief ihm eben so freundlich ein, „Boruch habo" [1]) zu, und hieß ihn näher kommen, indem er sich auf einen sogenannten Großvaterstuhl niederließ, dessen gepolsterten, mit Leder überzogenen Rücken- und Seitenlehnen so hoch waren, daß sie den Oberkörper des Rabbi weit überragten. „Was bringt Ihr Gutes Reb Jokel? so lautete die Frage, welche der Rabbi an ihn nunmehr richtete.

„Was kann unser Eins Gutes bringen, Rebbe leben! erwiederte darauf der Gefragte. „Man muß Haschem Boruch hu," [2]) für Alles danken was er uns zugeschickt: aber wenn zu den gewöhnlichen Zores [3]) noch außergewöhnliche kommen, wo steckt dann das Gute."

Alles kommt min Haschomaim," [4]) sagte der greise Rabbi, „laßt hören, was ist Euch denn geschehen?"

„Geschehen ist noch nichts, aber es kann eppes geschehen," erwiederte Jokel darauf, „und da drinnen liegt die Gefere. [5]) Zwei Kinder hinterließ mir meine Gütel, oleho haschokum [6]) Kinder mit denen sich die ganze Welt meßameach ist [7]) e Jüngel und e Madel. Das Jüngel ist zu Gutem bis Hundert Jahr neunzehn alt und geht mestahs gesagt [8]) in Dorf und helft mich ernähren, und das Madl, mein Tochter Rösele ist, der Rebbe leben wahß doch, siebenzehn Jahr alt und ist e Peßel Pohnim, [9]) Gott soll ihr ihren Chehn [10]) und ihre Jophjoh [11]) lassen bis hundert Jahr, der Rebbe leben wird sie doch kennen, im ganzen Mokum kennt sie jedes Kind für e gewaltige Schönheit."

Rabbi Chaim lächelte, höchst wahrscheinlich über Jokels Zumuthung, daß er dessen Tochter kennen müsse. Jokel ließ sich durch dieses Lächeln nicht, so was man sagt aus seinem Konzepte bringen, sondern fuhr in seiner breiten Redeweise fort: „Durch ihre gewaltige Schönheit ist sie bis in Schloß bekannt geworden.

Des Sforen [12]) sein Meschores [13]) Lebeda kummt fleißig zu mir, un der hot alleweil eppes zu handle, und weil er fleißig ist zu mir gekommen hat er mein Rösele leben dreimahl aber niermohl gesehen und hat alleweil ihr große Schönheit nit ausloben können. Jetzt aber kommt Lebeda und sagt

[1]) Die erste Hälfte des Spruches: Gebenedeiet sei der da kommt im Namen des Herrn. [2]) dem Herrn gelobt sei er. [3]) Leiden. [4]) Vom Himmel. [5]) Das Geschick. [6]) Friede sei mit ihr. [7]) Erfreut. [8]) Bezeichnung für leider Gottes. [9]) Bezeichnung für schönes Gesicht. [10]) Ausdruck für Grazien nach Gunst. [11]) Schönheit. [12]) Fürsten Grundherrn. [13]) Diener.

der Sfor will kahfen eppes Spitzen, und kahner darf sie zu ihm auf das Schloß bringen wie mein Tochter Rösele. Der Sfor kenn uns Jehudim [1]) nit leiden, aber Rösele darf zu ihm vorkommen. So Chochem [2]) wie Lebeda ist, bin ich Tehilu lou ewade, [3]) und sagte mei Tochter versteht nit zu handeln, sie kann die Erd reiben und die Wäsch flicken, aber von Handeln versteht sie nix. Und weil ich Rösele leben nit auf das Schloß schicken will, kommt heut Lebeda wieder zu mir und sagte mir so viel von den Sforn, und von hundert Geseres, die er nit über mir und meine Kinder, die er über die ganze Kehille [4]) bringen wird, wenn ich mei Tochter Rösele leben nit zu ihm hinauf auf das Schloß schicke. Hinter ihr gegangen ist er schon vielmal in der Gaß, und hin und wieder viele hundert Schritt, und alleweil wenn er hat mit ihr reden wollen wor sie in e Haus hineingegangen. Die ehßer Makes [5]) möcht' ich lieber ertrogen" — da sich Rabbi Chaim bei diesen Worten eines Lächelns nicht enthalten konnte, so fuhr Jokel fort: Der Rebbe leben lacht weil ich kein Bchor [6]) hob, weil mir zur Buße gesagt das älteste Kind, wie es noch in der Wieg' war gestorben, doch möcht ich lieber alle übrigen neun Makes ertragen, als daß mein theuern Kind eppes im Schloß geschehen sollt. Der Sfor ist gor e gewaltiger Mensch, und Lebeda, der alte Orl [7]) ist e Ohew Jisroel [8]) hot mir alles gesogt, wos ihm der Sfor befohlen, hot mich ober gewarnt Rösele leben nit auf das Schloß zu schicken weil — weil — der Rebbe leben kann sich denken was e schön Madl im Schloß bei unsern Sforn erwartet. Nun Morenu werabenu [9]), leben komm ich und frog was ich soll anfangen. Die Geseres, die der Sfor über uns bringen will sind groß, das Korban [10]) das ich in der Khille bringen soll ist auch groß, und es ist nit emol e Korban wegen kidusch Haschem, [11]) was soll ich nun armer sündiger Mensch beginnen?"

„Seid ruhig, Jokel!" sagte der Rabbi mit seiner sanften, ehrfurchtsgebietenden Stimme. „Wie die Kinder Jisroels vor dem Jam [12]) gestanden sagte Mosche Rabbenu, olow hascholom [13]) zu ihnen: Al tirou, hißjazu uruh es jeschuas Adeschem. [14]) Seid nur ruhig, seid ganz ruhig, Euerm Kind wird kein Haar gekrümmt werden. Aufs Schloß dürft ihr euere Tochter nicht schicken sondern fort aus Bechin, und das muß morgen bei Nacht geschehen. Ihr schickt sie mit einem ehrlichen 'Bal hagolo [15]) nach Tabor sagt aber überall sie ist nach Kaladey gegangen, in Tabor bleibt sie dann bis der Sfor an ihr vergessen hat."

Selbstverständlich galt der Ausspruch des Rabbi wie ein Befehl und Jokel traf, als er sich von Rabbi Chaim mit dem Zeichen der höchsten Ehr-

---

[1]) Juden. [2]) Klug. [3]) Gottlob auch. [4]) Judengemeinde. [5]) Zehn ägyptischen Plagen. [6]) Erstgebornen. [7]) Christ. [8]) Freund der Juden. [9]) Ehrwürdiger Lehrer. [10]) Opfer. [11]) Verherrlichung Gottes. [12]) Meere. [13]) Moses unser Lehrer, Friede sei mit ihm. [14]) Fürchtet euch nicht, steht und seht die Hilfe des Herrn. [15]) Fuhrmann.

furchtsbezeugung entfernt, alle Vorkehrungen um seine Tochter am nächsten Abende die Reise nach Tabor antreten zu lassen. Bis zur Stunde der Abreise in dunkler Nacht blieb Rösele, Jokels Tochter vor jedermann im Hause verborgen und als man nach ihr fragte sagte Jokel, wie es Rabbi Chaim befohlen hatte, Rösele sei nach Kaladei gegangen.

Die Kunde von dem Gange der schönen Hausirerstochter nach Kaladey gelangte auch bis ins Schloß, in welchem Herr von Kostheim vergebens ihrer entgegen harrte. Mit einer gewissen Bangigkeit trat Lebeda in das Gemach seines Gebieters um ihm die Mittheilung zu bringen, daß die Hausirerstochter nicht auf das Schloß kommen könne, weil sie wegen eines unaufschiebbaren Besuchs, den sie einer kranken Freundin in Kaladay machen müsse, dahin gegangen

„Fluch über die Judenrotte! rief Kostheim als ihm Lebeda diese Nachricht brachte. Dieses sonst geschmeidige und willfährige Volk, das allen Befehlen der Obrigkeit immer mit Gehorsam und Unterwerfung nachkam, fängt an rebellisch zu werden, ich werde es nicht unterlassen, darüber Relation zu erstatten. Dir aber Lebeda gebe ich den schärfsten Auftrag zwei Leute nach Kaladey zu schicken, die sich nicht nur in dem Orte sondern auch unter den dortigen Juden gut auskennen. Sage ihnen, daß ich ihren Weg und ihre Mühe sehr gut belohnen werde, sie sollen sich bemühen auszuforschen bei wem sich die Hausirerstochter befindet. In vier Stunden erwarte ich sicher die genaueste Antwort."

Der Ton, in welchem Kostheim diese Worte sprach war ein so entschiedener, daß sich Lebeda nicht unterstand irgend welche Vorstellungen zu machen, geschweige denn zu widersprechen. Er sandte zwei der gewandtesten Boten nach Kaladey, und noch nicht waren die bestimmten vier Stunden verronnen, so kamen sie, natürlich mit der Anzeige zurück, daß sich die Hausirerstochter in Kaladay nicht nur nicht befinde, sondern daß sie schon seit mehrern Wochen nicht dort gewesen, und daß überhaupt kein Judenmädchen daselbst krank sei, welches von ihr hätte besucht werden sollen.

„Also gefoppt, hintergangen, gefoppt von einem Juden! rief Kostheim als ihm diese Nachricht hinterbracht wurde, „dafür soll das ganze Bechiner Judenvolk schwerer bestraft werden, als ich irgend jemals gedacht. Ich werde mich zu rächen wissen, und sie — erlangen muß ich sie bei allemdem doch!"

III.

Unter den Kirchen Bechins war die Maria-Himmelfahrtskirche zur Zeit in welcher sich unsere Begebenheit zugetragen die besuchteste von allen. Habent sua fata ecclesiae. Sie war zumeist von den Wechselfällen des Schicksals heimgesucht, 1281 erbaut und mit einem Minoritenkloster versehen, wurde sie bedeutend ins Mitleid gezogen als die Hussiten das Kloster zerstört. 1490 wurde das Kloster von Ladislav von Sternberg wieder her-

gestellt, der Kirche ihr alter Glanz zurückgegeben und 1492 von Johann Bischof von Warbein consecrirt. Franziskanermönche zogen dann in das Kloster und lebten friedlich eine lange Reihe von Jahren in demselben, doch wurden sie 1619 genöthigt das Kloster zu verlassen. Bei ihrem Auszuge aus dem Kloster wurde die Kirche abermals in etwas hergenommen. Den Bestrebungen der ausgewanderten Franziskaner, welche sich nach ihren reichlichen Einkünften im Bechiner Kloster zurücksehnten, gelang es, unterstützt durch die Fürsprache des Prager Erzbischofs, im Jahre 1623 durch den schon einmal genannten Grafen Adam von Sternberg in ihr altes Kloster wieder eingeführt zu werden. Durch dessen besondere Münifizenz wurde das Kloster mit der dazu gehörenden Maria-Himmelfahrtskirche prachtvoll restaurirt und lange Zeit wurde durch diese Restauration die Himmelfahrtskirche vor der Decanalkirche zu St. Mathias und vor der Vorstadtkirche zu St. Michael, eben so vor den beiden Schloßkirchen von den Bewohnern Bechins und dessen Umgebung bevorzugt.

Viele, viele Jahre wurde es von den Franziskanern geheim gehalten, daß sich unter dem Hochaltare ihrer Kirche außer der unterirdischen Kapelle auch ein unterirdischer Gang befunden, durch welchen man, wenn man aus der Kirche hinab in die Kapelle ging, bis weit hinaus vor die Stadt gelangen konnte. Von diesem Gange, von dem heutigen Tage nur mit Mühe noch einige Spuren aufzufinden sind, und von dem es unbekannt geblieben, zu welchem eigentlichen Zwecke er ursprünglich errichtet wurde, — wenn man von den theils auf Wahrheit, theils auf Phantasiegebilde beruhenden Mysterien der vielen bestandenen und bestehenden Klostergängen absehen will, — von diesem Gange hatte Johann von Kostheim genaue Kenntniß und nahe am Ausgange desselben, welcher durch einen Austritt der Lužnic verschwemmt und verschüttet worden sein soll, erwartete er in den Frühstunden des Tages, welcher unmittelbar dem folgte, der ihm die Kunde brachte, daß Jokels Tochter nach Kalabey gegangen sei, jene zwei Männer, welche ihm nun die Nachricht brachten, daß sie schon seit längerer Zeit nicht in diesem Orte gewesen.

Die Dunkelheit des Ortes, die Kühle, welche in demselben herrschte, und die Gedanken, welche in Kostheim sich durchkreuzten, wirkten so niederschlagend auf sein Gemüth, daß ihn mehr als einmal ein Schauer ergriff, bei den er unwillkührlich ausrief, „ist das Grabesschauer?“ und er griff sogleich an das Ausgangspförtchen um sich zu überzeugen, daß der Schlüssel stecke, der ihm den Weg ins Freie öffnet, und daß er nicht fürchten müsse sich lebend in einem Grabe zu befinden.

Nicht lange war er hinter diesem Pförtchen gestanden als ein Schlag an demselben ertönte. Rasch öffnete Kostheim das Pförtchen und eben so rasch verschloß er es hinter den eingetretenen, erwarteten Männern.

„Habt ihr Kunde von ihrem Aufenthalte?“ war Kostheims erste Frage.

„Wenn auch nicht von ihrem jetzigen so doch, von ihrem künftigen

Aufenthalte, zu dem sie heute Abend die Reise antreten wird," sagte einer der beiden eingetretenen Männer. „Es wird unser Bestreben sein diese Reise zu verhindern und die schöne Judenmagd in eure Hände zu liefern. Verlaßt euch, edler Herr! auf uns und erwartet uns in den Abendstunden in dem Walde bei Sudoměřic, wo ihr alles sehen und erfahren werdet."

„Aber wie?" fragte Kostheim.

„Das Wie soll unser Geheimniß bleiben," sagte der frühere Redner, „aber so viel sagen wir euch davon, daß uns der Jokel selbst die nöthigen Geräthschaften zur Verhinderung der Reise seiner Tochter hergeben soll."

Kostheim schien durch diese Antwort vollkommen befriedigt zu sein, er öffnete das Pförtchen und schob die beiden Männer durch dasselbe, um es rasch und unbemerkt wieder schließen zu können. Als sie ins Freie kamen wurden sie durch die Helle des Tages, noch mehr aber durch die überhellen Sonnenstrahlen fast geblendet, und einer der beiden Männer sagte: „Die Sonne ist heute zu zeitlich aus ihrem Futteral herausgekrochen, und scheint sie früh so heiß und hell, so darf man so sicher auf ein Gewitter oder starken Regenguß noch an diesem Tage rechnen, so sicher wie auf den Tag die Nacht folgt. Der Himmel wird demnach unserer Arbeit nicht günstig sein."

Diese Worte waren lange noch nicht ausgesprochen als Kostheim sich am Ufer der Lužnic ergehend von den Männern entfernt hatte, diese aber schlugen ihren Weg in der Richtung gegen die Stadt ein.

Eine drückende Schwüle lag den ganzen Tag über den großen weiten Umkreis Bechins ausgebreitet und die Sonnenstrahlen, die schon in den Vormittagsstunden eine afrikanische Gluth verbreiteten, wurden in den Nachmittagsstunden von einem immer dichter werdenden Wolkenschleier verhüllt, bis endlich die matte Scheibe nicht mehr sichtbar war; in den Abendstunden wurde es endlich so dunkel am Firmamente, daß man die Nacht schon hereingebrochen wähnte, wo die letzten Sonnenstrahlen den Himmel noch vergolden sollten. In dieser Dunkelheit erhob sich plötzlich ein furchtbarer Wind, Staubwolken wurden von ihm emporgewirbelt, welche die ganze Natur mit einem grauen Tuche bedeckten. Je mehr diese in die Höhe gepeitschten Staubwolken an Dichtigkeit und Undurchdringlichkeit zunahmen, desto heftiger war der ihnen unmittelbar vorhergehende furchtbare Wind und er erreichte endlich eine solche Macht, daß sich die stärksten Bäume vor ihm beugten, wenn sie nicht wie dünnes Rohr von ihm geknickt oder gar entwurzelt streckenweise weggeschleudert wurden. Die unheimliche Finsterniß wurde endlich von einem Blitzstrahl erhellt, der gleich einer glühenden Schlange durch das schwarze Gewölke zuckte, diesem Blitze folgte ein lang nachhallender Donnerschlag nach wenigen Sekunden kamen dann immer neue Blitzstrahlen, die sich immer heftiger kreuzten und von immer rascher und rascher aufeinanderfolgenden Donnerschlägen begleitet waren. Das Rauschen, der vom etwas schwächer gewordenen Winde heftig bewegten Blätter aller Bäume des Waldes bei

Sudoměřic, über welchen sich das Gewitter mit seiner größten Wuth entladen, bildete einen düsteren Begleiter zu dem furchtbaren Schauspiele der Natur. Während dem Blitz auf Blitz und Donner auf Donner sich folgten, fielen Schlossen herab, welche mitunter eine enorme Größe hatten und die flachen mit Moos bewachsenen Stellen im Walde in kleine Eisinseln verwandelten. Nach dem Falle der Schlossen verloren die Blitzstrahlen und Donnerschläge nach und nach von ihrer Heftigkeit, sie wurden endlich seltener, kürzer und schwächer, doch ehe es dazu kam schienen sich die Schleußen des Himmels geöffnet zu haben und laut prasselnd fiel ein Regen herab, der nicht nach Tropfen sondern nach Strömen beurtheilt werden mußte.

In diesem Unwetter fuhr ein Wägelchen durch den Sudoměřicer Wald, gezogen von einem Gaule, dem man die Augen mit einem Tuche verbinden mußte, weil er von dem hellen Strahle der Blitze geblendet nicht weiter vorwärts ziehen wollte, und entweder stehen blieb oder so unruhig wurde, daß dadurch das Wägelchen mit jenen Personen, welche in demselben saßen eben so gefährdet erschien, als wenn man mitten im Gewitter unter Bäumen stehen geblieben wäre.

Während dem heftigen Regenguße gelangte das Gefährte im Walde zu einer Stelle, bei welcher das Pferd nicht weiter vorwärts wollte, sondern immer so oft es angetrieben, einen Schritt machen wollte den Wagen immer nach rückwärts schob. Der Fuhrmann stieg nun ab um sich von der Ursache zu überzeugen, welche sein Pferd veranlaßt den Wagen zurückzustoßen und nach seitwärts einzulenken. In der Dunkelheit konnte er freilich kein Hinderniß erblicken, selbst wenn solches unter andern Verhältnissen sichtbar gewesen wäre, er versuchte es nun dadurch aufzufinden, daß er die Fahrstraße der Breite nach beging. Der vom Regen erweichte Boden wich unter der Last seines Trittes, und bei manchem Schritte kam er so tief, daß ihm die Stelle bodenlos schien, und er nur mit Mühe auf seiner starken Peitsche gestützt sich erhalten konnte; doch da er sonst kein anderes Hinderniß vorgefunden, und das Sträuben seines Pferdes sich als eine Scheu vor dem mühsamen Steigen in grundlosem Kothe erklärte, versuchte er es durch neue Peitschenhiebe zum Vorwärtsschreiten zu bringen. Das Ziehen am Stricke welcher die Stelle eines Leitseils vertrat und die Hiebe der Peitsche vermochten das Pferd nicht zum Vorwärtsgehen zu bringen, sondern es bog gegen den Willen des Wagenlenkers mit einer heftigen Wendung nach rechts in den Wald ein, und ging dann ruhigen Schrittes den Waldweg weiter unbekümmert darum, daß es hier noch tiefer im Kothe stampfen mußte.

Leicht möglich, daß die Leser schon errathen haben, wer auf dem Wägelchen gesessen, es waren dies Jokel mit seiner Tochter und der Wagenlenker, zugleich Besitzer des Gefährtes.

„Was doch das Pferd davon haben mag," sagte dieser, „daß es nicht den gewöhnlichen Weg gehen wollte, doch das thut nichts, wir werden halt

um eine halbe Stunde oder bei dem schlechten Wege um eine Stunde später nach Tabor kommen. Glaubt mir, Jokel! wärt Ihr nicht gar so brav und würde mich euer Kind nicht erbarmen ich wäre nicht mit Euch gefahren. Daß doch die Juden immer nur bei Nacht fahren wollen," brummte er dann vor sich in den Bart," bei Tag schachern sie und bei Nacht reisen sie und bringen uns um den Schlaf."

Jokel that als hörte er die Worte nicht, welche der Fuhrmann gesprochen, er drückte sich näher an die Seite seiner Tochter, gleichsam um sich zu gewissern, daß sie ihm nicht verführt wurde, was bei einem Gange in das Schloß zu Herrn von Kostheim zu befürchten war, und bat dann den lieben Gott, daß er ihn in Ruhe und Sicherheit mit seinem geliebten Rösele bald nach Tabor kommen lasse.

Nach und nach hatte der Regen, der in Strömen herabgoß sich in einen sogenannten Landregen verwandelt, der nicht mehr mit solcher Heftigkeit fiel, dafür aber auf ein längeres Anhalten schließen ließ. Eine gute Stunde mochte während der Zeit wo das Gewitter in seiner Heftigkeit tobte bis zu seiner Umstaltung in einen fruchtbaren Regenfall verflossen sein, die Ruhe der Nacht lag ausgebreitet über den Wald bei Sudoměřic als man plötzlich das Stampfen eines Pferdes hörte. Trotz der Unmöglichkeit in dem weichen lehmigen Boden mit der gewünschten Raschheit fortzukommen trieb der Reiter das Pferd zum anhaltenden Galopp, bald durch Hiebe mit der Reitgerte, bald durch Zerren mit der Tremse, bald durch Ansetzen der Sporn und das edle im Schweiß gebadete Thier, dem der weiße Schaum vor dem Maule und den Nüstern lag, parirte dem Reiter und machte solche Sätze, daß es bei jedem Heben der Füsse große Klumpen weicher Erde, die sich an dieselben anklebten, weit hinter sich in die Lüfte schleuderte. So ging es durch die ganze Strecke im Walde, als aber der eilende Reiter welcher Herr von Kostheim war, zu jener Stelle kam, bei welcher der Jokel und seine Tochter ziehende Gaul rechtsum machte, da stutzte auch der ihn tragende Rappe und wollte nicht weiter. Die Hast mit welcher Herr von Kostheim den Ritt unternahm, den Zweck welchen er durch denselben erreichen wollte ließen ihn an alles vergessen, was er zur Erreichung dieses Zweckes unternommen und besprochen, denn nichts berückt so rasch die Sinne als wollüstige Begier, und als er nach einigen leichten Versuchen sah, daß das Pferd ihn nicht weiter tragen wolle, wendete er alle seine Reitkunst und seine Kraft an, um zur Forsetzung des Rittes anzutreiben. Das Pferd bäumte sich bei jedem Hiebe, den es mit der Gerte erhielt und als dabei der weiche Boden seinen Hinterfüßen immer weniger Halt gewährte machte es einen Satz mit solcher Heftigkeit, daß der Reiter weit rücklings aus dem Sattel flog, das Thier selbst stürzte aber indem man dabei ein lautes Geprassel hörte in eine Grube, aus der es sich trotz der heftigsten Anstrengung nicht heraus zu arbeiten vermochte.

Mühsam erhob sich Herr von Kostheim von seinem unfreiwillig gewählten weichen Kothlager in welchem er einen Profilabdruck seiner Körperlänge zurückließ, zog sodann ein Pfeifchen aus seiner Tasche und indem er es an dem Mund setzte, wurde ein schriller, die Ohren zerschneidender Ton laut, der aus weiter Ferne von einem gleichen Blasinstrumente eine Rückantwort erhielt.

Eine geraume Zeit verging ehe die Männer erschienen, welche der Ton von Kostheims Pfeifchen herbeigerufen. Bei ihrem Erscheinen entquoll seinem Munde ein Strom von Flüchen, die Männer drückten aber ihr Staunen und ihre Theilnahme aus als sie Herrn von Kostheim allein antrafen und seines armen Thieres vergebliche Anstrengungen sahen, das durch Kostheims Eigensinn in die einem andern Pferde bereitete Grube gefahren.

„Das vertrakte Judenvolk ist also nicht gekommen," sagte nach dem ersten kurz geschilderten Redewechsel einer der beiden Männer — es waren dieselben, welche Tags vorher im Kaladey als Kundschafter gewesen und dann das Versprechen gaben, Jokels Reise zu verhindern und seine Tochter in die Arme Kostheims zu überliefern da muß doch der Teufel dabei im Spiele gewesen sein!"

Kostheim achtete nicht auf diese Worte sondern sagte unter einem zweiten Strome von Flüchen: „Gauner seid Ihr, Ihr habt mich an den Juden verrathen, und habt nicht nur durch Euere Spitzbüberei meine Pläne vereitelt und die Kirche um eine fromme Tochter betrogen, Ihr habt mich auch um mein bestes Pferd gebracht. Welcher Teufel hieß Euch auch die Grube so tief machen, daß der Rappe nicht mehr heraus kann."

„Gestrenger Herr!" sagte der zweite der Männer, „Wir haben die Grube nicht tief sondern nur breit gemacht, damit allenfalls auch ein Wagen in derselben Platz haben und doch keinem Menschen etwas geschehen kann, allein das furchtbare Gewitter und der Regenguß sind Schuld, daß das gute Thier bis an den Flanken im Lehme steckt und nicht heraus kann."

Vergebens waren die Anstrengungen Aller um dem Rappen aus der Tiefe herauf zu bringen, je mehr das Roß die Beine hob, desto tiefer kamen sie in die mit Regenwasser gefüllte Grube. Eine Stunde dürfte bei diesen Anstrengungen verronnen sein als sie aber fruchtlos blieben überließ Kostheim sein liebstes Thier, das man trotz der Dunkelheit der Nacht in der schwarzen Grube als einen noch schwärzern Gegenstand hervorragen sah, seinem traurigen Schicksale und wendete sich gegen die Stadt den beiden Männern zum dritten Male Flüche zuschickend.

„Höre," sagte darauf der eine dieser Männer zu dem andern, „auf diese Art können wir auf keinen Lohn für unsere harte Arbeit rechnen; aber zum Andenken an dieselbe soll uns die Haue, die Schaufel und das Grabscheid bleiben. Die soll der Jokel nicht zurück bekommen.

IV.

Monate waren seit jenem Abende verstrichen. Lange erzählte man sich in Bechin und dessen weitester Umgebung von nichts anderem, als von der glücklichen Errettung der schönen Hausirerstochter und von Kostheim, dessen Leibrappe in schmählicher Art in jener Grube verendet, welche nur ein Hinderniß zur Weiterfahrt für Jokel und seine Tochter abgeben sollte. Wie sich leicht denken läßt, lag es durchaus in Kostheims Plan, ein Unglück für die Fahrenden herbeizuführen; daß aber alles so gekommen, daß an jenem Abende ein Gewitter hereingebrochen, dessen Heftigkeit seit Jahren und Jahren nicht beobachtet wurde, daß jenes Pferd welches Jokel und seine Tochter nach Tabor geführt, trotz allem Antreiben an jener verhängnißvollen Stelle im Walde bei Sudoměřic nicht weiter vorwärts schreiten wollte, und trotz dem schlechten Wege eine so glückliche Schwenkung gegen den Willen des Wagenlenkers gemacht und einen Seitenweg eingeschlagen auf dem die Fahrenden glücklich nach Tabor kamen, daß Kostheims Rappe in der Grube verendet um dem Besitzer zu zeigen, welches Unheil er über drei Menschen hätte herbeiführen können — das alles wurde, vom Volke bis in die kleinsten Einzelheiten wohl erwogen, dem Rabbi zugeschrieben, von dem man annahm, daß er Wunder wirken und Geister beschwören könne, und von dem man auch sagte, wen er in sein Gebet einschließe, dem verleihe Gott einen besondern Schutzengel. Das Volk ging in seinen Deutungen über jenen Abend so weit, daß man es laut aussprach, es hätte auch Kostheim sein frevelndes Verlangen mit dem Leben büßen müssen, wenn Rabbi Joachim nicht eben so menschlich als heilig und gerecht wäre, der niemals verlangen könne, daß der Tod eine Strafe in einem Falle sei, für den nicht Gott die Todesstrafe ausgesprochen hat.

Daß dergleichen Reflexionen auch bis zu den Ohren Kostheims gelangten ist um so eher leicht zu errathen, als der geschwätzige Lebeda es nicht unterließ dieselben bei mancher Gelegenheit in seine Mittheilungen einzuflechten und Pater Remigius ihn in seinen Vorstellungen auch auf die Stimme des Volkes aufmerksam machte, für das er nun als ein böses Beispiel dastehe, auf den man wie auf einen Lasterhaften mit Fingern zeigen müsse. Wirklich traute sich Kostheim nicht in den ersten Tagen nach jener Begebenheit unter das Volk zu treten, doch als er später sich in der Stadt sehen ließ blickte man ihm nach, deutete nach ihm, und Mancher, dem es nicht darum zu thun war Kostheims Gunst zu erlangen oder der sich darin gefiel auf Kosten eines andern ungebührliche Witze zu reißen, ließ, wenn er erschien Worte fallen, die unwillkührlich in sein Ohr dringen mußten.

Dies, so wie das Bewußtsein seine Wünsche unerfüllt, sich in seinen Hoffnungen getäuscht zu sehen, der Mangel an Achtung der sich jetzt bei seinem Erscheinen breit machte und den die früher vor ihm gehegte Furcht nicht mehr verscheuchen konnte — dies alles verleidete ihm den Aufenthalt in Bechin und er verließ eines Tages das Schloß ohne Lebeda mit zunehmen-

oder von dem Zwecke seine Entfernung bekannt zu machen. Nur so viel läßt sich von seiner Abreise erzählen, daß, als er in den Wagen stieg und sich in seinen Reisemantel einhüllte, er abermals die Worte vor sich hinmurmelte: „Nicht sie allein soll es büßen, alle sollen es büßen!“

Ueber diese für das große Weltgetriebe kleinen, für einen kleinen Kreis aber großen Erreignisse war die Zeit mit ihrem ewig gleichem Schritte weggezogen, der Boden welchen die Himmelsfluthen im Walde bei Sudomeric so erweicht, daß Kostheims Rappe dadurch im Schlamme versunken war erstarrt vom eisigen Winterfroste und Schnee bedeckte die ganze Gegend mit seinem blendenden Leichentuche, Jokels Tochter war lange schon aus Tabor zurückgekehrt und niemand außer ihr und ihrem Vater dachte in Bechin mehr daran, daß ihr einst Herr von Kostheim nachgestellt, niemand dachte vielleicht mehr an ihn selbst, es wäre denn, daß man sich mit Freuden daran erinnerte, daß er nicht mehr in Bechin hause, daß er nicht mehr diese Gegend beherrsche. Eines Nachmittags ereignete es sich jedoch, daß sein Name wieder in das Gedächtniß der Bewohner Bechin's, in jenes der Bewohner der Bechiner Judengasse, in einer nur Kostheim eigenthümlichen Weise zurück gerufen wurde.

Es war an einem Festtage, am zehnten Tage des Monats Tebeth, jenem traurigen Erinnerungstage an die Belagerung Jerusalems. Eine ungewöhnliche aber an Fasttagen zumeist Nachmittags vorkommende Ruhe herrschte in der Bechiner Judengasse als es mit einem Male in derselben lebendig wurde. Neugierde trieb die Leute zu den Fenstern, die sie gewiß geöffnet hätten, wenn es der strenge Winter nicht verboten, viele der Männer „in der Gasse“ gingen vor die Hausthüren um ehrfurchtsvoll den Mann zu begrüßen dessen Erscheinen in der Judengasse als ein seltenes, großes Ereigniß betrachtet wurde. Gravitätisch schritt derselbe, es war der Amtmann, einher, er nickte jedem, dem er besonders gewogen war, ein freundliches Lächeln zu, zwei der Bechiner Familienväter, die Honoratioren der Gemeinde bildeten — wenn auch unaufgefordert seine Begleiter, sie brannten vor Neugierde zu wissen, was den gestrengen Herrn Amtmann in die Judengasse geführt, endlich erfuhren sie, daß der Herr Amtmann zum Rebbe gehe, dem er etwas zu sagen habe. Sie begleiteten ihn bis zur Thüre des Gemeindehauses, in welchem Rabbi Chaim wohnte, dort blieben sie in Ehrfurcht stehen bis der Amtmann in das Haus eingetreten war.

Mittlerweile wurde der Rabbi von diesem hohen Besuche in Kenntniß gesetzt, er ging dem Amtmanne bis ins Vorhaus entgegen, begrüßte ihn auf die ehrerbietigste Weise und geleitete ihn in seine Stube, wo er ihn ersuchte auf seinem Stuhle Platz zu nehmen. Der Amtmann, welchem das mächtige Wissen Rabbi Chaims so wie der Ruf seiner Heiligkeit, von vielen Seiten seit lange bekannt geworden, und auf den die hohe, Ehrfurcht gebietende Gestalt nicht ohne Einfluß blieb, dankte dem Rabbiner für die-

ſes Anerbieten, forderte ihn auf in gewohnter Weiſe auf dem Lehnſtuhle ſeinen Platz einzunehmen und zog ſich ſelbſt bei allem Sträuben des Rabbi einen ſchweren Seſſel herbei um an Rabbi Chaims linker Seite Platz zu nehmen.

Nach den gewöhnlichen gegenſeitigen Begrüßungen nahm der Amtmann das Wort: „Herr Rabbiner! Heute führt mich ein ſehr unangenehmes Geſchäft zu Ihnen. Ich habe mich eines Auftrages zu entledigen, ich hätte freilich können den Vorſteher aufs Schloß rufen laſſen und ihm dieſe wichtige Nachricht mittheilen, allein ich wäre oben nicht allein mit ihm geweſen, und ich wünſchte nicht aus Achtung für Sie, daß dieſe Nachricht jetzt ſchon in der Stadt bekannt werde. Für das Volk kommt eine ſolche Nachricht wenn noch ſo ſpät, immer noch zu früh."

„Der geſtrenge Herr Amtmann erſchrecken mich", ſagte Rabbi Chaim.

„Auch ich bin erſchrocken," ſagte der Amtmann, „als mir dieſe Nachricht von meinem hohen gnädigen Grundherrn Excellenz zugekommen", bei dieſen Worten zog er eine Schrift aus ſeiner Bruſttaſche, welche das gräflich Sternberg'ſche Siegel auf ihrem Umſchlage hatte. „Schon vor einiger Zeit," fuhr der Amtmann fort, „ſchrieb Excellenz der Herr Graf ſelbſt, daß er geſonnen ſei, den auf ſeinem Territorium weilenden Juden, den ihnen bis jetzt verliehenen Schutz zu kündigen. Ohne von dem Inhalte dieſer Zuſchrift ſelbſt gegen meine mir zunächſt Stehenden etwas laut werden zu laſſen, weil ich weiß, daß die Juden überall Feinde haben, und daß man es nicht unterlaſſen hätte meinen Beſtrebungen entgegen zu arbeiten, machte ich nun Excellenz dem Herrn Grafen Vorſtellungen über die Unzweckmäßigkeit dieſes Vorhabens, ſchilderte ihm die Nachtheile, welche durch die Entfernung der Juden aus Bechin der gräflichen Rentenkaſſe erwachſen würden, erklärte ihm in den ſubmiſſeſten Ausdrücken, daß ein ſolches Vorhaben ſich mit der allbekannten Sternberg'ſchen Gnade nicht vereinen ließe, wies ihm ſogar aus der Geſchichte nach, wie die Sternberge ſchon in den älteſten Zeiten Retter der bedrängten Unſchuld geweſen, und ging ſogar in meiner Relation ſo weit, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß ich vielleicht mehr als einen Verweis erhalten werde, dem Herrn Grafen Excellenz das Aufſehen zu ſchildern wenn es public würde, daß ein Sternberg, ein Dränger der Unſchuldigen geworden. Nun wie hier zu leſen iſt", dabei hob der Amtmann die erwähnte Schrift empor, „blieb der Verweis nicht aus, und mit ihm kam der Befehl mich ſtets nur an die Aufträge des Herrn Grafen zu halten ohne die Urſachen erforſchen zu wollen, welche zu dieſen Aufträgen führen. In dieſer Zuſchrift wurde mir aber auch alles klar. Ich weiß nun wodurch und durch wen mein gnädiger Herr zu einem ſolchen Schritte verleitet wurde, und frage nun: „Herr Rabbiner was ſoll jetzt geſchehen?"

„Geſtrenger Herr Amtmann!" erwiederte Rabbi Chaim mit einem ruhigen und freundlichen Lächeln, das den Amtmann nicht wenig erſtaunen machte, „ich weiß ja noch nicht wie, was und wann etwas geſchehen ſoll."

„Herr Rabbiner!“ sagte der Amtmann und öffnete dabei die zusammengelegte gräfliche Zuschrift, „gestatten sie daß ich Ihnen vorlese, in dieser Schrift heißt es wörtlich: Nach reiflicher Überlegung habe ich mich entschlossen, allen auf meiner Herrschaft Bechin wohnenden Juden, den ihnen bis jetzt gewährten Schutz zu kündigen, es wurden Klagen gegen sie geführt, welche mir die Überzeugung brachten, daß ihre Anwesenheit auf der Herrschaft Bechin nur der Gesammtbevölkerung zum Nachtheil gereicht, und zum Nutzen und Frommen für diese, will ich gern meinen geringen Vortheil opfern. Ich versehe mich dessen, daß der Herr Amtmann“ (das Wörtchen „Herr“ setzte der Vorleser zu, ohne daß es in der gräflichen Zuschrift zu finden war) „mit aller Strenge, Gewissenhaftigkeit und Umsicht meinen Befehl ohne Widerrede und ohne den geringsten Versuch zu irgend einem höhern Orts vorzunehmenden Gegenschritt nachkommen wird, auch versehe ich mich dessen, daß er sich hüten wird, den Juden in irgend einer Art zu Gegenschritten zu rathen oder behilflich zu sein, was sie auch umsonst unternehmen würden, da niemand mich zwingen kann, sie auf meinem grundeigenthümlichen Boden zu dulden. Es haben demnach sämmtliche auf meiner Herrschaft Bechin domicilirenden Juden am 31. März anni currentis meine Herrschaft ohne Widerruf und Widerrede zu verlassen, und wird an diesem Tage Herr Johann Jakob Edler von Kostheim wieder in Bechin erscheinen um mit aller Strenge dafür zu sorgen, daß mit diesem Tage kein Jude mehr auf meinem Territorium zu sehen und zu finden sei.“

Während, vorzüglich aber nach dem beendigten Vorlesen des gräflichen Reskripts, heftete der Amtmann seinen Blick auf das Antlitz des Rabbi, aber er fand auf demselben weder die Züge des Schreckens noch jene der Furcht, nur sein feuriges Auge schien etwas glänzender zu werden. Er erhob sich von seinem Stuhle und sagte zum Amtmanne, indem er seinen Oberkörper vor ihm in eine halbgeneigte Stellung brachte: „Ich danke Ihnen, gestrenger Herr Amtmann! in meinem Namen und im Namen meiner gesammten Gemeinde für die gütige Fürsorge und für die edle Theilnahme, die Sie uns geschenkt, so wie für die Schritte die Sie für uns bei Exellenz, unserm Herrn Grafen gemacht. Ich danke Ihnen und wünsche Ihnen dafür, daß Ihnen der liebe Gott, gelobt sei er bis in Ewigkeit! all das Gute, was Sie uns gethan, was Sie uns in dieser traurigen Angelegenheit haben thun wollen, und was Sie uns noch ferner thun werden, in Freuden an Ihren Kindern und Kindeskindern vergelten wird.“

Der Amtmann, welcher, wie der letzte seiner ihm untersthenden Bauern an die Heiligkeit des Rabbi Chaim glaubte, und in der Überzeugung lebte, daß ein Wunsch, welcher diesen Lippen entströmt nicht unerfüllt bleiben kann, wollte dem Rabbi seinen Dank aussprechen, dieser ließ ihn aber nicht zu Worte kommen, sondern sprach, indem er seinen Körper aus der geneigten Stellung empor richtete: „Also Herr von Kostheim hat den Auf-

trag dafür zu sorgen, daß wir Juden bis zum 31. März Bechin verlassen müssen. Ich hoffe zu Gott dem Allmächtigen, ohne dessen Willen keinem Menschen ein Haar gekrümmt werden kann" — bei diesen Worten richtete er sein feueriges Auge nach oben, und sein Antlitz schien dabei wie verklärt zu sein, — „daß Herr von Kostheim am 31. März keinen Juden in Bechin sehen wird."

„Wie soll ich das verstehen, Herr Rabbiner!" sagte darauf der Amtmann, „ich soll also wirklich die Juden aus Bechin wegziehen sehen. Wir sollen Sie entbehren müssen. Wenn auch der strenge Herr Graf Excellenz mir verboten Schritte zu unternehmen, so glaube ich doch, daß eine Vorstellung in Wien nicht ohne Erfolg bleiben kann. Ich habe wohl manches schon um der Juden willen hören und dulden müssen, allein Unzufriedene gibt es zu allen Zeiten und überall, und wenn die Habsucht nicht wäre so würde es gewiß keinen Judenhaß geben. Ich dachte, daß Sie, Herr Rabbiner! in Ihrer bekannten Weisheit mir die Mittel und Wege an die Hand geben werden, welche einzuschlagen sind um dieses schwere Ungemach von Ihren Brüdern abzuwenden."

Mit derselben Ruhe wie früher sagte Rabbi Chaim: „Ich danke Ihnen nochmals, gestrenger Herr Amtmann! für Ihre edlen Gesinnungen. Der Gott, der unsere Vor- Vorältern aus Mizraim geführt und unsere Nation bis auf den heutigen Tag erhalten hat wird uns auch ferner nicht verlassen. Ich hoffe zu Gott, dem allmächtigen Schöpfer der Welt, daß Herr von Kostheim am 31. März keinen Juden in Bechin sehen und finden wird."

So viel Vertrauen der Amtmann auch in die Worte des Rabbiners setzte, so ließ ihn doch das Räthselhafte derselben unbefriedigt, und indem er zweifelnd den Kopf schüttelte, machte er dem Rabbiner die verschiedensten Vorstellungen von der Zukunft, schilderte ihm das Traurige einer Auswanderung, die Wirkung, welche das Bekanntwerden des gräflichen Entschlusses auf das Volk hervorbringen wird, dessen rohe Massen bei solchen Verordnungen sich manchen Schritt zur ungesetzlichen Willkühr erlauben, und dies nicht nur bei, sondern oft auch vor dessen Ausführung, und als Amtmann, der das Gesetz zu handhaben hat, fuhr er dann fort: „frage ich Sie noch einmal, was soll ich veranlassen um die Strenge des Grafen von Ihnen und allen Juden Bechins abzuwehren, ich will es thun, und selbst wenn ich meine Stellung dabei opfern müßte."

Noch einmal richtete Rabbi Chaim Worte des Dankes für die gezeigte Theilnahme an den Amtmann, und mit einer Zuversicht, die nur in jenem inne wohnt, der in der Hingebung zu Gott keine Furcht und keine Gefahr kennt, und ohne irgend ein Mittel zur Abwehr dieses grausamen Befehles bekannt zu geben, sagte er in einem Tone, wie ihn gewiß nur die Propheten bei ihren Weissagungen gebraucht, zum dritten Male zum Amtmann: „Ich hoffe zu Gott dem Allbarmherzigen, der uns in seiner Gnade noch nie verlassen

und in Ewigkeit niemals verlassen wird, daß Herr von Kostheim unser Verfolger am 31. März keinen Juden in Bechin sehen und finden wird."

V.

Wenn auch der Amtmann so lange es ihm möglich war den Befehl zur Ausweisung der Juden aus Bechin geheim zu halten gesucht, so mußte es doch endlich bekannt werden, daß nach dem 31. März kein Jude sich in Bechin mehr aufhalten dürfe.

Die Wirkung, welche die Kunde dieses Befehles auf die Gemüther hervorgebracht hatte war, eine verschiedenartige sowohl unter den jüdischen als christlichen Bewohnern Bechins. Bei den Letzteren ware sie eine dreifache. Einen Theil der christlichen Bewohnern erfaßte sie mit Wehmuth, es war dies der allerkleinste Theil derselben, man konnte diejenigen vielleicht an den Fingern zählen, welche das Unmenschliche dieses Befehles begriffen, welche gleichsam mitfühlten was es heißt die Scholle zu verlassen, auf der unsere Väter gelebt, in der ihre irdischen Ueberreste begraben liegen. Ein anderer Theil betrachtete den Befehl mit einer herzlosen Gleichgiltigkeit, dieser sah die Juden in Bechin für ein Uebel an, an das man sich gewöhnt, das aber durch die Gewohnheit aufgehört hat ein Uebel zu sein, an dessen Abwesenheit man sich ebenfalls wieder gewöhnen wird. Ein dritter Theil der Bechiner Christen nahm den Vertreibungsbefehl der Juden mit Enthusiasmus auf, es war dies jener Theil der christlichen Bevölkerung, welche ein unbekannter Dichter mit folgenden Versen bezeichnet:

„Treibt sie aus die frechen Juden,
„Ruft des Krämerneides Stimme,
„Jagt sie fort die schlechten Menschen,
„Ruft der Eigennutz im Grimme.
„Jagt sie fort die Gotteslängner
„Ruft der Wahn im irren Glauben;
„Treibt sie aus die falschen Juden,
„Ruft der Haß, die Gier zu rauben.

Die Empfindungen, welche sich in diesem Theile der christlichen Bewohner Bechins geregt, vermehrten sich als ein zweiter Brief an den Amtmann gelangte. Dieser war nicht mehr vom Grafen Sternberg, sondern von seinem Generalbevollmächtigten, dem Herrn von Kostheim, denn als solcher werde derselbe, nach monatelanger Entfernung, Bechin wieder betreten. In diesem Briefe zeigte der Generalbevollmächtigte dem Amtmann an, daß er jeden Juden, den er am Tage seiner Ankunft in Bechin treffen würde, in ein Faß einschlagen und in die Luznic werfen lassen werde, und da er die Halsstärrigkeit der Juden kenne, so möge der Amtmann auf seinen Befehl eine Anzahl Fässer für diesen Tag in Bereitschaft halten.

Es läßt sich leicht denken, daß die Juden den Ausweisungsbefehl überhaupt, noch weniger aber den zweiten Befehl zu ihrer Vernichtung mit

Gleichgiltigkeit hinnahmen. Rabbi Chaim, den ſie wie ein Idol verehrten, hatte ihnen freilich geſagt nicht zu zweifeln an Gottes Barmherzigkeit und darum auch nicht zu verzweifeln, ſondern in Geduld und Ruhe den Tag zu erwarten und nur auf Gott zu vertrauen, ſo wie Daniel in der Löwengrube, wie Jona im Wallfiſche, wie Chananja, Miſchoel und Aſarjo im Feuerofen kein Haar gekrümmt wurde, ſo werde auch ihnen kein Haar gekrümmt werden; allein das zagende Herz zitterte doch, zitterte um ſo mehr als der wilde Pöbel in Vorausſicht des Schickſals, das die Juden betreffen wird, und auf das er ſich wie die fanatiſchen Spanier auf ein Auto da fé freuete, bereits kleine Neckereien erlaubte, die nach und nach in ihrer Unliebſamkeit Dimenſionen annahmen, welche ſelbſt den beſſer denkenden Chriſten unangenehm berührten, und welche der Amtmann mit all ſeiner Autorität hintan zu halten nicht im Stande war.

Unter ſolchen Verhältniſſen rückte der 31. März immer näher und näher heran! Täglich erſchienen die vornehmern Juden Bechins im Hauſe Rabbi Chaims, theils um ihm über das Vorgekommene Bericht zu erſtatten, theils gewärtig aus ſeinem Munde irgend welche Verhaltungsregeln zu hören. Die Berichte wurden von ihm, der mit von Gottvertrauender Zuverſicht erfüllt war, mit beſonderer Seelenruhe entgegen genommen, dann und wann pflegte, beim Hören derſelben, ein Lächeln auf ſeinem milden Antlitze ſichtbar zu werden, das er mit dem bekannten Bibelſpruche begleitete: „Wen Gott lieb den züchtigt er.“ Vergebens aber erwarteten die Juden irgend einen Verhaltungsbefehl, er tröſtete ſie mit Geduld und forderte ſie auf, nur Gott zu vertrauen, und ſetzte höchſtens, wenn manchmal einer oder der andere ſeinen zweifelnden bangen Gefühlen Worte zu verleihen ſuchte, dieſen Worten eine bis an Kälte ſtreifende Gleichgiltigkeit entgegen, welche dann um ſo ſchmerzlicher gefühlt wurde.

Die meiſte Nahrung für ihre Zweifel fanden die Juden bei dem nunmehr täglich erſcheinenden Amtmann, der es verſuchte, gegen den Willen des Rabbi, die Juden zu einer Entfernung von Bechin zu bereden, er verſprach ihnen dahin zu wirken, daß ihre Entfernung eine zeitweilige, kurze ſein werde, er ſprach die Hoffnung aus, daß Herr von Koſtheim, wenn er ſich von dem Gehorſam der Juden überzeugt, milder gegen ſie geſtimmt ſein werde, dann werde er im Vereine mit der jungen Gräfin Sternberg, welche ebenfalls am 31. März mit Herrn von Koſtheim ankömmt denſelben bitten, die Juden zurück zu rufen und den Bitten der Gräfin werde Herr von Koſtheim nicht widerſtehen.

Es dürfte wohl manchen unter den Bechiner Juden gegeben haben, den die Worte des Amtmanns zu einer Abreiſe beredet hätten, wenn er nicht den Rabbi gefürchtet hätte, und daß in dem Ungehorſam gegen den Ausſpruch dieſes Gottesmannes er ſich leicht verſündigen könnte.

Da nun der Amtmann bei den Juden in Bechin kein williges Ohr

gefunden, der an Grausamkeit gränzende Starrsinn Kostheims ihm bekannt war, und er bei aller Hochachtung, die er vor Rabbi Chaim hatte, dennoch nicht genug gläubigen Sinn besaß, um dessen Ausspruche unbedingt zu vertrauen, indessen aber die Ausschreitungen des Pöbels gegen die Juden mitunter maßlos wurden, und er — zur Ehre muß es ihm nachgesagt werden — ein Mensch in des Wortes schönster und edelster Bedeutung war um nicht auch die Juden zu lieben, — da er nun nicht im Stande war die Juden zu einer Entfernung aus Bechin vor dem 31. März zu bewegen, und dieser Tag, so was man sagt schon von der Thüre stand, die bestellten Fässer nach und nach im Schlosse bereits anlangten, ohne daß deren Anblick die Juden zaghafter machte, so dachte er bei Rabbi Chaim noch einen letzten Versuch, nicht selbst zu machen, sondern machen zu lassen. Er fühlte es, daß er zu wenig Kraft der Worte und Macht des Geistes besaß um diesen als heilig ausgerufenen Mann zu bereden, doch gab es nach Rabbi Chaim noch einen zweiten Mann in Bechin, der wegen seiner Geistesstärke beim Volke in hohem Ansehen stand, den unserm Leser schon bekannten Pater Remigius. Diesen wollte er angehen, daß er den Rabbi berede mit seiner Gemeinde vor dem 31. März Bechin zu verlassen. Bei der Stellung, welche Pater Remigius einnahm, hoffte der Amtmann um so eher seinen Zweck zu erreichen, denn einem katholischen Priester, so dachte er dabei, wird doch ein Rabbiner nicht widersprechen, und am wenigsten einem solchen wie es der Guardian des Franziskanerklosters gewesen. Der Amtmann wendete nun alle Kraft seiner Beredsamkeit an, um Pater Remigius zu einer Zusammenkunft mit Rabbi Chaim zu bewegen, ob ihm dies leicht gelungen, und durch welche Mittel ihm dies gelungen, wollen wir hier nicht untersuchen, genug Pater Remigius versprach dem Amtmann, den Rabbiner zu sich ins Kloster rufen zu lassen, nachdem ihm früher der Amtmann versprochen, daß der Rabbiner der Einladung folgen werde.

Man denke sich in die damalige Zeit zurück und stelle sich dabei die damaligen Verhältnisse der Juden in Bechin vor, und man wird leicht errathen welches Aufsehen es in Bechin erregt, als man erfahren hatte, daß der Guardian des Franziskanerklosters den Rabbiner — wenn er auch als der „svaty Joachim“ beim Volke bekannt war — einladen ließ, ihn in seinem Kloster zu besuchen.

Massenhaft versammelten sich am 27. März die Menschen auf dem Wege, der von der Judengasse Bechins bis zum Franziskanerkloster führt, jeder wollte den bis dahin unbekannten Anblick genießen, den Rabbiner in das Kloster eintreten zu sehen, und als dieser sein Wohnhaus verließ und in Begleitung des Gemeindevorstehers und seines Stellvertreters durch die Straßen gegen das Kloster zog, da wich die Menge, trotz der bereits weit um sich gegriffenen Aufregung, ehrfurchtsvoll vor ihm zurück, viele begrüßten ihn in der achtungsvollsten Weise, und einige gab es sogar, die ehrfurchtsvoll

die Kopfbedeckung abnahmen, und sich verneigten, als sie die majestätische Gestalt des Rabbiners ansichtig wurden. Langsamen Schrittes durchzog er die Reihen, nach allen Seiten durch Kopfnicken für die ihm allenthalben dargebrachte Begrüßung dankend, und als er an der Pforte des Klosters mit seinen Begleitern ankam, harrte an derselben bereits ein Ordensbruder, welcher die Angekommenen ungesäumt in die Zelle seines Guardians geleitete.

Pater Remigius erhob sich von einem Betschemmel, auf dem er gekniet und gebetet haben mußte, als der Ordensbruder die Thüre seiner geräumigen Zelle öffnete. Freundlich ging er den eintretenden Juden entgegen, und indem er sein schwarzes Hauskäppchen ein wenig lüftete sagte er, der gewohnt war Männer, welche das Wort Gottes führen mit dem lateinischen Spruche: Benedictus qui venit in nomine Domini zu begrüßen, diesmal in deutscher Sprache: „Gesegnet sei, der da kommt im Namen Gottes."

„Amen!" erwiederte darauf Rabbi Chaim in feierlichem Tone, und ein leises „Amen" sprachen auch seine Begleiter.

Auf einen Wink des Guardians entfernte sich der Ordensbruder, während Pater Remigius dem Rabbi Chaim einen bereits vorbereiteten Sitz anbot, welchen auch dieser nach einer Verbeugung einnahm. Seine beiden Begleiter blieben in mäßiger Entfernung stehen, und nachdem der Pater der Bitte des Rabbiners auch seinerseits das schwarze Käppchen auf dem Kopfe behalten zu dürfen freundlichst gewährte, sprach er folgende Worte: „Herr Rabbiner wissen wohl warum ich Sie habe ersuchen lassen zu mir zu kommen. Ich finde es unbegreiflich, wie Sie als der Hirte Ihrer Heerde es zulassen können, daß sie dem Eigensinne geopfert werde, und ich kann es für nichts anderes als für Eigensinn halten, der sich ein blutiges Blatt in der Geschichte Bechins erringen will. Sie wünschen ein Märtyrium um sich einen Namen in der Nachwelt zu sichern, die Nachwelt wird aber wie ich dieses Märtyrium auffassen, und wird sie verdammen für das, was Sie vielleicht Hingebung in den Willen Gottes nennen. Ich begreife auch nicht wie Sie, der Sie mir als Mann des tiefen Wissens und als ein Mann der Gerechtigkeit bezeichnet wurden es vor Gott verantworten wollen, daß Sie, ich will nicht sagen sich, daß sie Ihre Gemeindemitglieder hinopfern, daß Sie so vieler Menschen Leben auf Ihr Gewissen laden wollen. Ich weiß es wohl, daß Sie in dem Wahne leben, daß keinem Ihrer Glaubensgenossen an dem uns nahe bevorstehenden Tage ein Haar gekrümmt werden wird, aber Ihr Wahn ist ein Truggebild der Phantasie, daß schon Tausende zu Grunde gerichtet hat. Ich weiß, daß es schwer ist den Menschen von seinem Wahne zu befreien, und weil ich dies weiß habe ich mir die Aufgabe gestellt den Schleier zu zerreißen, der Sie Herr Rabbiner in dieser Täuschung hüllt. Es dürfte vielleicht manchen geben, der eben auch von Dünkel befangen meinen heutigen Schritt anders beurtheilen wird, denn ich; ich aber sage" — hier zeigte sich Pater Remigius in seiner gewohnten Weise als Mann der biblischen Citate —

„ich aber sage mit dem Propheten Malachi: „Haben wir nicht alle einen Vater," und darum fordere ich Sie auf im Namen dieses Vaters von Ihrem Eigensinne abzustehen, veranlassen Sie die Glieder Ihrer Gemeinde aus Bechin wegzuziehen, auf daß Sie nicht Ihrem Eigensinne geopfert werden, und wollen Sie ein Märtyrer werden, gut so bleiben Sie allein zurück, stellen Sie sich dann vor Herrn von Kostheim, vielleicht gelingt es Ihnen ihn zu bereden, daß er die Juden wieder zurück ruft. Ich bezweifle dies zwar, wie ich Herrn von Kostheim kenne, und weil ich dies bezweifle fordere ich Sie nochmals auf von Ihrem Eigesinne abzulassen, Ihre Gedanken als Trugbilder einer aufgeregten Phantasie zu betrachten. Glauben Sie mir die Zeit der Wunder ist vorüber, es geschehen keine Wunder mehr. Unterlassen Sie es an Ihren Glauben an Wunder fest zu halten, Sie laden sonst den Fluch der Mit- und Nachwelt auf sich. Zum dritten Male fordere ich Sie demnach auf, lassen Sie Ihre Glaubensbrüder aus Bechin wegziehen."

Nach diesen Worten hielt der Guardian inne, und Rabbi Chaim bemerkte dadurch, daß es an ihm sei das Wort zu ergreifen; er erhob sich vom Stuhle und sagte in seinem gewinnenden Tone: „Euer Hochwürden! haben als edler Mensch gesprochen und darum ist mein ganzes Sein für Sie dafür mit Dank erfüllt, wenn auch manches harte Wort gefallen, das ich aber mit ruhigem Gemüthe hinnehme. Fern ist es von mir aus Eitelkeit vielleicht mir ein Märtyrium, einen Namen in der Geschichte erringen zu wollen, noch ferner ist es aber von mir ein Menschenleben auf dem Gewissen haben zu wollen. Als mir die traurige Kunde wurde von dem Befehle, den der gnädige Herr von Kostheim über uns erlassen, betete ich zum Gott meiner Väter um Abwehr dieses grausamen Befehles in tiefster Stille, und der Gott meiner Väter, der sich in Zeiten der Noth so oft schon verherrlichte, dessen Wunderhand das Meer theilte, befahl mir durch eine innere Stimme ruhig abzuwarten den bestimmten Tag; diese innere Stimme befahl mir weiter, daß der Ewige unser Gott, dessen Name unaussprechlich, es nicht zulassen werde, daß einem meiner Glaubensbrüder für sein Zurückbleiben in Bechin ein Haar gekrümmt wird. Diese innere Stimme ist eine Kundgebung des Herrn, als eine solche betrachte ich sie, und darum muß ich strenge gehorchen ohne zu forschen, ohne zu grübeln, ohne zu überlegen. Ich lebe in der Ueberzeugung, daß uns nichts geschehen wird, mögen noch so viele Fässer auf dem Schlosse angesammelt werden; nnd weil ich in dieser Ueberzeugung lebe, veranlasse ich nichts zum Abzuge meiner Glaubensbrüder."

„Herr Rabbiner!" sagte hierauf Pater Remigius, „ich bewundere Ihr Vertrauen auf diese Eingebung Gottes, aber ich bezweifle sie, weil Sie mich nicht von derselben überzeugen können. Das Vorgefühl, das manche Menschen von künftigen Ereignissen haben wollen, verweise ich in das Gebiet des Aberglaubens. Wohl weiß ich, daß Gott in manches Thier den Instinkt gelegt hat, künftige Verhältnisse voraus zu empfinden, Spinnen und andere Thiere

fühlen die Witterungsveränderung voraus, Elstern geben dem Flugloch ihrer Nester eine Richtung, welche den im nächsten Sommer herrschenden Winden entgegengesetzt ist; aber in den Menschen, der das erhabendste der Geschöpfe Gottes, hat das höchste Wesen keinen solchen Instinkt gelegt, ich kann es wenigstens nicht glauben, daß Gott in diesem Punkte den Menschen mit den Thieren gleich gestellt habe."

„Euer Hochwürden! haben ganz recht," versetzte darauf Rabbi Chaim, der sich immer vom Stuhle erhob so oft er das Wort ergriff, „der Mensch steht nicht mit dem Thiere auf einer gleichen Stufe, in dem Menschen wohnt kein Instinkt inne. In höherer Weise hat Gott dieses Vermögen in manchen Menschen gelegt, es ist kein Wahngebilde, was dieses Vermögen schafft, denn es treten dabei Ereignisse mit vollkommener Klarheit und Gewißheit vor die innern Sinne, und man ist dann nicht schwankend darüber ob sich das verwirklichen werde, was diese innere Stimme zuflüstert."

„Herr Rabbiner!" sagte der Guardian, „Sie haben Ihre Worte schön gesetzt, um ihre Ansicht zu vertheidigen, aber die Beweise fehlen, daß das Wort der inneren Stimme in Erfüllung gehen müsse, und weil diese Beweise fehlen, fürchte ich, daß Sie und Ihre Gemeinde zum Opfer fallen werden."

„Beweise — Beweise — " versetzte darauf Rabbi Chaim, „Beweise! Wer kann beweisen was unerklärlich ist. Hat jemand noch erklärt, warum die Magnetnadel sich immer gegen die Mitternachtsseite wendet. Verlangen Euer Hochwürden einen Beweis dafür, er liegt in dem Zuge der Magnetnadel gegen die Mitternachtsseite; die Beweise liegen in der Erfüllung dessen was die innere Stimme voraus gesagt, und wenn der Tag kommen wird, an dem ich mit meiner Gemeinde ausgezogen sein soll und mich doch in Bechin mit ihr unversehrt befinden werde, dann werden euer Hochwürden die Ueberzeugung erlangen, daß meine innere Stimme keine trügerische gewesen ist. Dies im Voraus zu erörtern bin ich nicht im Stande, weil ich es auch nicht zu erklären vermag.

Längere Zeit währte noch das Gespräch zwischen dem Pater Remigius und Rabbi Chaim, und dessen Begleiter staunten nicht wenig über seine Gelehrsamkeit und über die Weise, wie er mit einem Geistlichen gesprochen, die zu damaliger Zeit am wenigsten bei einem Rabbiner erwartet wurde. Vergebens waren noch die beredten Versuche des Guardians Rabbi Chaim zum Abzuge mit den Seinen zu bewegen, er widerlegte sie alle, und als Pater Remigius das Fruchtlose seiner Bemühungen einsah, erhob er sich von seinem Sitze zum Zeichen, daß das Gespräch sein Ende erreicht. Rabbi Chaim empfahl sich hierauf vom Guardian, der ihn bis zur Thüre seiner Zelle begleitete. Auf dem Rückwege aus dem Kloster fand Rabbi Chaim mit seinen Begleitern abermals Menschenmassen versammelt, welche aus dem Antlitze der Rückkomenden den Erfolg des Gespräches heraus zu lesen versuchten.

VI.

Unter den verschiedensten, zumeist schrecklichen Empfindungen war endlich jener Tag herangebrochen, welcher für die Juden in Bechin der letzte sein sollte, es war ein trüber Morgen. Dichte Wolken, schwarz wie Trauerflor umhüllten das Firmament, und nur mühsam konnten die ersten Lichtstrahlen des Tages sie durchdringen, kaum erhellten sie aber die Gegend so zogen alle Juden männlichen Geschlechts, Greise, die an der Krücke wankten, so wie Knaben, welche eben anfingen den Namen Gottes in der heiligen Sprache auszusprechen, mit gesenkten Häuptern und ernsten Schritten in die Synagoge so hatte es Rabbi Chaim angeordnet, dieser stand bereits in derselben, bekleidet mit seinem Sterbekittel und eingehüllt im schneeweißen, wollenen Talith. In diesem Habite hatte er die ganze Nacht wachend und betend in der Synagoge zugebracht. Als die Gemeinde versammelt war, übernahm er das Amt des Vorbeters und recitirte die bereits Tags vorher bekannt gegebenen Gebetstücke mit einer oft von Thränen erstickten Stimme, er schlug dabei Melodien an, die man nur am Versöhnungstage seinen Lippen entströmen hörte, wenn er das Schlußgebet vortrug. Wurde überhaupt jedes Wort bei diesem Morgengebete mit gebrochenen Herzen von allen Anwesenden gesprochen und blieb dabei kein Auge thränenleer, so wurde das zumeist stille Weinen zu einem lauten, alle Worte übertönenden Schluchzen, so oft Rabbi Chaim ein Gebetstück weinend vortrug, vorzüglich war dies der Fall bei den Avinu malkenu [1]) und bei den Schlußworten jenes, den Verhältnissen des Tages entsprechenden Gebetes, das zur Zeit der Kreuzzüge entstanden, wo Judenblut in Strömen geflossen und die Vernichtung der Juden die Devise unduldsamer, christlicher Religionseiferer gewesen, als er nämlich die Worte sprach: „Dein Erbarmen möge sich bald über uns ausbreiten am Tage unserer Noth, und wenn nicht um unsertwillen so thue es um deinetwillen und vertilge nicht unsern letzten Uiberrest, und sei dem Volke gnädig, daß an jedem Tage zweimal deines Namens Einheit mit Liebe bekennt und ausruft: Höre Israel, der Ewige unser Gott ist einziger Gott!“ —

Die feierliche Stille, welche nach diesen Worten eintrat, und die höchstens nur noch von dem Schluchzen Jokels unterbrochen wurde, der sich als die Ursache all dieses Unglücks ansah, diese feierliche Stille wurde durch das Eindringen Lebeda's in die Synagoge gestört. Athemlos und mit Mienen, welche das vollste Maß des Mitleids ausdrückten rief er den Betenden entgegen: „Der Wagen des Herrn von Kostheim ist bereits sichtbar, doch sei noch so viel Zeit übrig um sich rasch zu entfernen.“

Es läßt sich leicht denken, daß diese Worte unter den Juden in der Synagoge eine kleine Unruhe hervorgebracht, wenn sie auch bis jetzt im vollsten Vertrauen, der Gebote und Anordnungen Rabbi Chaims gefolgt,

[1]) Bußgebete die vom Neujahre bis zum Versöhnungstage gesprochen werden.

der als ein Mann der Kabbala gewiß von Gott selbst, wie sie sagten, erfahren haben mußte, daß ihnen nichts geschehen werde. Als der vorbetende Rabbiner diese Unruhe bemerkte schlug er heftig mit der Hand auf das vor ihm liegende Machsor [1]) und mit einer Stimme, welche das Herz des Verstocktesten hätte rühren müssen rief er dann: „Ewiger! Gott Israels! laß ab von deinen Zorn und ändere das Böse, das deinem Volke droht," und anstatt der Gemeinde welche vor Schluchzen des Wortes nicht mächtig werden konnte rief er weiter: „Schau herab vom Himmel und siehe, wir sind zum Spott und zur Verachtung unter den Völkern geworden, dem Lamme gleich, das man zur Schlachtbank führt, stehen wir da, Qual, Verfolgung, Druck und Schmach Preis gegeben."

Ungestört wurde von da das Morgengebet fortgesetzt und zu Ende geführt. Mit ausgeweinten Augen standen noch alle in ihren Gebetmänteln gehüllt und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Die Zeit war indeß vorgeschritten und es mochte etwa um die zehnte Vormittagsstunde sein als der Amtmann in die Synagoge stürzte und zu Rabbi Chaim die Worte sprach: „Herr Rabbiner, was soll jetzt geschehen, Herr von Kostheim ist bereits im Schlosse." „Das kann nicht sein!" erwiederte Rabbi Chaim mit Festigkeit.

„Es ist auch nicht, sagte darauf der Amtmann, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre er vor Rabbi Chaim auf die Knie gesunken. „Herr Rabbiner!" fuhr er dann fort, „Sie sind ein heiliger Mann, Ihre Zuversicht hat Sie nicht getäuscht, Ihr Gott hat Sie nicht verlassen. Weinet und trauert nicht meine Leute!" sagte er dann zu den in Spannung seinen Worten horchenden Juden, „gehet ruhig nach Hause und danket eurem Gotte, der Euch durch die Fürsprache dieses heiligen Mannes gerettet," und indem er bei diesen Worten auf Rabbi Chaim zeigte wendete er sich zu ihm und sagte: „Herr von Kostheim ist nicht mehr unter den Lebenden, auf der Ueberfahrt über die Luznic stellte er sich an den Rand des Kahnes, da wurde er von einem Schwindel ergriffen und stürzte in den Fluß, aus dem man ihn als Leiche herausgezogen."

Rabbi Chaim, welcher diese Worte mit zum Himmel gerichtetem Blicke angehört, sagte nun mit bebender Stimme: „Gelobt sei Gott, unser Herr, der hier gerichtet hat," und einstimmig riefen alle Anwesenden in der Synagoge nach ihm dieselben Worte aus.

Bevor die Kunde von dem plötzlichen Hintritte Kostheims, dessen Leiche aufs Schloß gebracht wurde, in der Synagoge bekannt wurde, war sie schon in der Stadt verbreitet, und das Volk, dieselben Leute, welche in ihrem vom Vorurtheile und vom Hasse berückten Gemüthe einem Schauspiele entgegen harrten, das — wie ein Fanatiker unter ihnen sagte — ad majorem Dei gloriam aufgeführt werden sollte, dieselben Leute stellten sich nun vor der Synagoge auf, um die aus ihr tretenden Juden zu beglückwünschen.

[1]) Gebetbuch, gewöhnlich in Folioformat.

Willkommensgrüße und Händedrücke wurden zwischen Juden und Christen gewechselt als hätte man sich nach langer Entfernung wieder begegnet, doch als Rabbi Chaim, welcher der frohlockenden Menge den Vortritt gelassen, der Letzte aus der Synagoge getreten, und in seinem weißen Sterbekittel und in dem weiten Betmantel gehüllt über die Straße langsamen Schrittes nach Hause ging, da glich er einem Wesen höherer Art, in scheuer Ehrfurcht wich alles zurück und bildete gleichsam ein Spalier. Viele gab es, die vor ihm niederknieten, Andere hoben ihre Kinder in die Höhe und zeigten ihn denselben mit den Worten: „Siehst du, das ist der Wunderthäter, das ist der heilige Joachim!“

Daß sich dieser Tag der Trauer in einen Tag der Freude verwandelte läßt sich leicht denken, die Vornehmsten der Stadt beeilten sich dem Rabbi ihre Hochachtung zu bezeugen, ihre Glückwünsche darzubringen, und auch Pater Remigius fehlte nicht unter ihnen.

Mit Herrn von Kostheim befand sich auch eine Gräfin von Sternberg auf dem Kahne, welche mit ihm von Prag ankam, um in dem Schlosse zu Bechin ihre Residenz aufzuschlagen. Als sie sich vom Schrecken erholt hatte, den auf sie der plötzliche Todesfall Kostheims hervorgebracht, und als man ihr umständlich über alles Vorgefallene so wie über die wunderbare Errettung der Juden Bericht erstattet, ließ sie Rabbi Chaim zu sich aufs Schloß kommen, und nach dem ersten Gespräche, daß sie mit ihm geführt, stieg er bei ihr in einer solchen Gunst, daß sich nach und nach ein gewisses freundschaftliches Verhältniß zwischen ihr und dem Rabbiner herausgebildet, er mußte ihr zur Liebe sich für die Gräfin malen lassen, und noch heute soll das Bild Rabbi Chaims, das in ihrem Zimmer aufgestellt war, in einem elfenbeinernen Rahmen eingefaßt, sich in der Bildergallerie im Schlosse zu Bechin befinden.

Wir unterlassen es das Leichenbegängniß des Herrn von Kostheim zu schildern, an dem sich die ganze Stadt betheiligte, und bemerken davon nur das Einzige, daß bei demselben nicht eine Thräne geflossen. Am Tage nach demselben wurde Rabbi Chaim auf das Schloß gerufen und in Gegenwart der Gräfin stellte der Amtmann die Frage, was mit den vielen vorbereiteten Fässern zu geschehen habe. Die Gräfin überließ, die Bestimmung Rabbi Chaim, und dieser erklärte, daß nach seiner Ansicht keines derselben in Gebrauch genommen, sondern daß sie alle weit vor die Stadt geführt und dort verbrannt werden sollen. Die Gräfin bestimmte den nächsten Sonntag zu diesem sonderbaren Auto da fe und damit sich Christen und Juden an diesem Freudenfeste betheiligen sollen, für welches es die Gräfin gehalten wissen wollte, spendete sie auch einige Faß Bier, die dabei unter die Anwesenden unentgeldlich ausgeschänkt wurden.

Mehre Jahre verstrichen nun seit diesem für die Geschichte der Stadt Bechin überhaupt, für die Geschichte der Juden Bechins aber besonders

merkwürdigen Ereigniſſe, in Frieden und Eintracht lebten Juden und Chriſten unter einander, kein Schmerz und keine Trauer zog unter ihnen ein, man kannte nur eine einzige Furcht, nur eine einzige Bangigkeit, die darin beſtand, daß Rabbi Chaim ſich unter der Laſt der Jahre zu bücken anfing, und man endlich doch ſeinen Tod erwarten mußte.

In ſeinem prophetiſchen Geiſte ſah er ſeine Sterbeſtunde voraus und eines Tages ließ er die Männer der Gemeinde zu ſich kommen, und auch um den Amtmann ſchickte er, und als alle um ihn verſammelt waren erhob er ſich in ſeinem Bette, das er ſeit zwei Tagen nicht mehr verlaſſen und ſagte: „Meine Anweſenden! die Stunde meines Scheidens iſt gekommen.“ Bei dieſen Worten erhob ſich ein lauter Schmerzensruf, ein lautes Weinen unter allen Anweſenden, er aber ſagte: „Weint nicht meine Kinder, ich will nicht, daß Ihr weinen ſollt. Bevor ich von Euch gehe hört ruhig an, was ich Euch noch zu ſagen habe. Lebet für ewige Zeiten in Eintracht und Zufriedenheit unter einander, damit der innere Friede bei Euch ſtets zu finden ſei, ſo wird der liebe Gott gelobt ſei er, Euch niemals Noth und Elend leiden laſſen, Euch niemals aber auch mit irdiſchen Glücksgütern allzuſehr überhäufen, ſo Ihr wie Euere Nachkommen werden dabei, ſo lange ſie die Wege Gottes wandeln ein ſchönes Alter erreichen. Wenn ich hinüber gegangen ſein werde und Ihr mich in die Grube ſenken werdet, bereitet nicht mit Euerer eigenen Haue, mit Euerer eigenen Schaufel dieſe Grube, vergeßt nicht, daß man mit einer ausgeborgten Schaufel, mit einer ausgeborgten Haue Leute unſeres Stammes ins Unglück ſtürzen wollte, und daß Gottes Allbarmherzigkeit ſie von dem Unglück in der Grube gerettet, und damit Ihr deſſen niemals vergeſſet, ſo entlehnet auch ferner dieſe Werkzeuge von irgend Einem ſo oft ein Todesfall in der Gemeinde vorkommen wird. Die Flamme, welche durch den Brand der Fäſſer entſtanden, die Herr von Koſtheim zu unſerm Untergange bereiten ließ,„ ſagte er dann zum Amtmann gewendet; „war ſeit langer Zeit die größte, welche Bechins Bewohner geſehen und ich hoffe zum lieben Gott, daß er auch ferner die ganze Stadt Bechin von einem großen Brand verſchonen wird, und wenn eine ruchloſe Hand es verſuchen wollte den Feuerbrand über dieſe Häuſer zu verbreiten, ſo wird Gottes ſchirmende Hand ſich über alle Bewohner Bechins ausſtrecken, und niemals ſollen mehr als zwei Häuſer abbrennen.“ Nach dieſen Worten drückte er dem Amtmann die Hand, dankte ihm für alles Gute, das er ihm und ſeinen Glaubensbrüdern durch eine lange Reihe von Jahren erwieſen und ſprach die Verſicherung aus, daß es ſeinen Nachkommen bis in das ſpäteſte Geſchlecht wird vergolten werden. Hierauf ſegnete er die Gemeinde, forderte die Anweſenden auf die, üblichen Sterbegebete mit ihm zu ſprechen und als er zu den Worten kam: Höre Iſrael! der Ewige unſer Gott iſt ein einziger Gott! verließ die verklärte Seele ſeine irdiſche Hülle.

Der Schmerz über ſein Hinſcheiden war ein allgemeiner, gefühlt von

allen Bewohnern Bechins ohne Unterschied der Religion. Die Gräfin ließ durch den Amtmann der Gemeinde ihr Beileid verkünden, kein Auge blieb bei seiner Bestattung thränenleer, auf Meilenweit kamen Leute zu demselben, doch die Ersten, die hinter der Bahre gingen, waren Pater Remigius, der Amtmann und der alte Lebeda Kostheims gewesener Diener, welcher am Grabe niederkniete als man die irdischen Reste Rabbi Chaims in dasselbe hinab gelassen.

Zwei Jahrhunderte sind nunmehr seit jenem Ereignisse dahin geschwunden. Vieles ist in Bechin seit damals geschehen, vieles ist seit damals vergessen worden, die Errinnerung an Rabbi Chaim lebt aber noch immer fort im Andenken der Bewohner Bechins, noch immer bedienen sich die Juden zur Bestattung einer Leiche ausgeborgter Werkzeuge zum Graben; noch befindet sich ein Haus in Bechin bekannt als „Lebedas Haus", welcher bis zu seinem Tode täglich für Kostheims Seele gebetet, weil es ihm sonderbar vorkam, daß auch ein so großer Sünder, wie Kostheim war, seine Todesart vorauswissen könne — wie bekannt erzählte ihm Kostheim von einem Traume, bei welchem er in den Fluthen sein Grab gefunden —; noch heute weiß man sich nicht zu erinnern, daß in Bechin ein bedeutender Brand vorgekommen wäre, man erzählt sich auch, daß in einer Jomkipurnacht von der Flamme einer umgestürzten Kerze ein einzelner Betsitz in Brand gerathen sei, er erstickte in sich selbst ohne menschlichen Beistand trotzdem die Synagoge und alle ihre Einrichtungen von Holz waren; noch heute endlich schicken die Bewohner aus Bechin und den umliegenden Ortschaften, wenn in denselben ein Feuer ausbricht Leute zum Grabe des Rabbi Chaim um an demselben zu beten, und die Betroffenen glauben zu bemerken, daß der Flamme alsobald Einhalt geboten wird. So lebt und wird noch immer fort leben in und um Bechin das Andenken an Rabbi Chaim, vom Volke genannt:

„Svatý Joachim."

Diese so interessante Sage veranlaßte uns in Bechin und dem nahen Kaladen über das Leben Rabbi Chaims und die damaligen Verhältnisse nähere Forschungen anzustellen, doch die uns hierüber gewordenen Mittheilungen sind sehr dürftig ausgefallen. Wie wohl man das Grab des Rabbi kennt, da es noch von Betenden beider Confessionen besucht wird, ist es dennoch durch keinen Grabstein gekennzeichnet. Als gewiß wurde angegeben, daß in der Gemäldegallerie des Schloßes das Bild des Rabbi, merkwürdig genug neben dem Portrait des verunglückten Kostheim hängen soll. Sonderbarer Weise wurde unter letzterem der Spruch „לא נשאר מהם עד אחד" aufgezeichnet was wohl eher bei dem Bilde des Rabbi Chaim stattfinden sollte, im ganzen scheint sich die andere Version der Sage zu bestättigen nach welcher das Schiff auf dem sich Kostheim befand, bei einer Wasserpartie in Linz mit ihm unterging, und nur jene Gräfin gerettet wurde.

Es wurde uns auch mitgetheilt, daß sich in dem Bechiner Archive Aufzeichnungen über diese Begebenheit vorfinden sollen; doch zur Erlangung derselben wurden so viele Schwierigkeiten gemacht, daß wir vor der Hand von dieser abstehen mußten, und es vorzogen die Sage in vorstehender Weise zu veröffentlichen. Sollte es aber mit der Zeit möglich werden, eine Abschrift dieser Aufzeichnungen zu erhalten, so wollen wir sie dann gern zur Kenntniß unserer Leser bringen.

SIPPURIM,

eine Sammlung

jüdiſcher Volksſagen, Erzählungen, Mythen, Chroniken Denkwürdigkeiten

und

Biographien berühmter Juden

aller Jahrhunderte, beſonders des Mittelalters.

unter Mitwirkung rühmlichſt bekannter Schriftſteller herausgegeben

von

Jakob W. Paſcheles.

Fünfte Sammlung.

Zweite Abtheilung.

Prag, 1864.

Eigenthum und Verlag der Buchhandlung von Wolf Paſcheles.

In Leipzig bei G. L. Fritſche.

In Wien bei Herzfeld & Bauer, Jägerzeile.

Prag 1864. Druck von Senders & Brandeis, Rittergaſſe Nr. 408—I.

Mesusah

Eine Ghetto-Sage aus Jungbunzlau.

Einleitung.

In jedem Lande gibt es gewisse Städte und Städtchen, die zur Anregung poetischer Empfänglichkeit und Schöpferkraft mehr geeignet scheinen als andere, ohne daß man sich der Ursachen dieser Erscheinung ganz vergewissern könnte; ja oft erscheinen einzelne Theile einer Stadt oder gewisse Parthien einer Gegend in dieser Weise sonderbar bevorzugt. Diese Eigenthümlichkeit mag wohl von Lage, Umgebung, historischen Antezedentien, ja auch von der Erwerbs- und Lebensweise der Bewohner bedingt sein. Doch wir wollen hier keine topografische Untersuchungeu anstellen, und begnügen uns damit, zu konstatiren, daß in unserem Heimatlande Jungbunzlau, besonders aber jener Theil der Stadt einen derart bevorzugten Ort bildet, wo die vielfach rühmlichen wie auch barocken Andenkens bekannte Kehillah Bumsle noch bis vor Kurzem ihre rege Gewerbsthätigkeit entfaltete. Zur Erhärtung unserer Behauptung wollen wir nur anführen, daß in dem Ghetto Bunzlaus die Geister Moriz Hartmanns und Komperts heranreiften, daß Isidor Heller, dessen belletristische Schriften, besonders sein Roman, „die Alliirten der Reaktion" viel weniger bekannt sind, als sie es eigentlich verdienen, dort seine besten Sachen schrieb, und daß der verewigte Lehrer aller dieser, Rabbi Isak Spitz, Vater des bekannten hebräischen Schriftstellers und Pädagogen Herrn J. Spitz und Großvater Hartmanns, noch im Alter von acht und siebenzig Jahren von so poetischer Geistesfrische war, daß man fast sagen kann, er sei mit den Worten seines letzten hebräischen Liedes auf den Lippen verschieden:

„Die Blumen, die am offnen Grab
In stiller Pracht mir lieblich winken,
Ich pflücke sie noch fröhlich ab,
Mag ich dabei hinunter sinken!"

So sonderbar es klingen mag, wir wagen es auszusprechen, die vielen unter dem Namen Bumsler Stückel, zur Erheiterung unserer Glaubensgenossen selbst in den fernsten Ländern dienenden Bonmots, halten wir für nichts anderes als für Kinder eines höchst eigenthümlich zusammengekuppelten Pärchens, des jüdischen Mutterwitzes nämlich und der poetischen Excentricität, die in Bunzlau, ehe es zu einer bedeutenden Gewerbsstadt wurde, mehr mag vorgeherrscht haben.

Wir müssen es zur Ehre der Christenheit in Jungbunzlau erwähnen, daß sie ihren jüdischen Miteinwohnern keineswegs, wie es an vielen andern Orten zu geschehen pflegte, Licht und Luft verkümmerte; die Judenstadt war an jenem Theile des die Stadt tragenden mäßig hohen Berges gelegen, von wo man die Aussicht auf das gemüthlich prachtvolle Iserthal hat, eine der

schönsten, wenn auch nicht großartigsten Gegenden Böhmens. Man durfte in den zwei und dreißig engen, den Juden zu eigenthümlichem Besitz bewilligten Häusern nur die Fenster öffnen, um sich von frischer, balsamisch würziger Luft anwehen zu lassen. Aus den schmalen Fenstern des engen Heimwesens konnte man das Auge schweifen lassen über einen vielfach sich schlängelnden Fluß, über hübsche Dörfer, dunkle Gebüsche und Thalwindungen, ja auch über eine romantische, abenteuerlich geformte Schloßruine. Alle diese konnte man von der Höhe herab mit Gebilden der Fantasie bevölkern wie die oft dem Himmel etwas all zu nahe wohnenden Musensöhne in den Hauptstädten die tief unter ihnen liegenden Prachtsäle der herrschaftlichen Paläste.

Doch ein fürchterlicher Brand hat vor wenig Jahren das Bunzlauer Ghetto zerstört. Die in Komperts „Kindern des Randars" verewigte alte Pfarrstiege ist eingesunken, an der Stelle des alten lauschigen Schulgäßchens wird beim Neubaue wohl ein breiter, bequemer Weg entstehen; denn das Element hat alle alten Andenken ehemaliger Beschränkung vernichtet, und der Tempel und das dabei befindliche Gemeindehaus mag nur der Umstand gerettet haben, daß sie nicht allzulange vor dem Brande durch Renovation völlig modernisirt waren. An dieses Gemeindehaus aber, welches da, wo jetzt die Kantorswohnung sich befindet, ehemals die Behausung berühmter Rabbiner in sich schloß, knüpfen sich Geschichten und Sagen, deren eine wir hier erzählend festhalten wollen, bevor ihr Angedenken wie ihr Entstehungsort unkenntlich geworden oder vollkommen dahin ist.

I.

Eine herrliche Sommernacht lagerte mit all ihren tausendfältigen, mystischen Reizen über dem schönen Iserthale. Die unzähligen bunten Wiesenblumen schienen sich geheimnisvolle Mährchen zuzuflüstern, in den sanften, klugen Augen der Veilchen hing der Thau wie Thränen gemüthlicher Rührung, an den Rosenhecken entfalteten sich die Knospen, als dürften sie in nächtlicher Zeit ungenierter ihrer Hüllen sich entkleiden, zwischen Schlehenblüthen versteckt flötete die Nachtigall, eine echte und rechte Naturdichterin, ihre in raschem, rythmischen Wechsel wehe- und jubelvollen Hymnen, melodisch rauschte der jetzt weder durch das Geklapper der Mühlen noch durch den schrillen Lärmen der Industrie in seiner Natürlichkeit gestörte Fluß. Alles ringsum lud zum Genusse ein, und dieser Einladung schienen auch Tausende von Leuchtkäferchen zu folgen, die, ihren luftigen Reigen tanzend, zeigten, daß die Erde in der Nacht ihren eigenen Schimmer haben könne. Aber auch die Sterne stralten in klarer Pracht hernieder, als wären sie wie der Kinderglaube meint, Engelsaugen, bestimmt, über dem Wohle der Staubgebornen zu wachen. Doch diese immer wachen Augen schienen für die Bewohner des Ghetto in Jungbunzlau eben jetzt keine Augen zu haben; sonst hätten wohl Qual und Unglück, Gefahr und Jammer nicht daselbst in so

fürchterlicher Weise hausen dürfen. Gehüllt in dem Mantel der Poesie, also gegen jede Gefahr geschützt und gegen jedes Wehe, außer gegen das, welches das Mitgefühl bereitet, betreten wir die schmalen Gassen, schreiten bis in den Mittelpunkt derselben, einen unregelmäßigen, abschüssigen, kleinen Platz, auf welchem ein großer, runder, hölzerner Wasserkasten aus der nahen Kunstwasserleitung mit so vortrefflichem, frischem Wasser gespeist wird, daß selbst aus entfernteren Stadttheilen häufig Leute hierher kommen, um hier ohne weitere Auslage als den kurzen Weg anstatt an den Mineralquellen der theuern Kurorte eine oft wirksamere Kur zu gebrauchen. Doch was wollen die acht oder zehn Männer hier in nächtlicher Stunde? Wohl schöpft einer ein kleines Krüglein Wasser, und reicht es seinem Hintermanne. Dieser aber führt es nicht zum Munde, sondern gießt es über die Hände, füllt das Krüglein wieder, reicht es dem nächsten und so fort einer nach dem andern. Nachdem er die Hände am Taschentuche abgetrocknet, geht jeder seiner Wege entweder ohne Gruß oder mit dem leisen Wechselgruße: „Gute Nacht!" „„Gut Jahr!"" von den andern scheidend. Mancher kehrt wohl vor dem Einbiegen in die nächste Gasse in trauriger Neugier zurück; denn eben schreitet ein neuer Trupp von Männern auf den Wasserkasten zu, augenscheinlich in der Absicht derselben Verrichtung wie die früher hier Gewesenen. Ja, aus einem Hause tritt auch eine kleine Schaar meist ältlicher Frauen, freilich minder schweigsam; denn das zartere Geschlecht ist im Allgemeinen weniger geeignet, Freude oder Wehe in sich zu verschließen. „Ach, das war ein harter Kampf!" sagt die Eine „„Ja wohl!"" erwiedert die Andere, „aber sieh, wie viele Fenster noch in der Gasse erleuchtet sind; das wird wieder einen traurigen Tag geben; wohl dem, der am Morgen noch für das Leben all der Seinen zu zittern haben wird. Horch! was war das?" In diesem Augenblicke tönte es durch eines der erleuchteten Fenster im schrillem Chore: „Gehe, denn der Ewige hat dich gesandt!" Und durch ein anderes Fenster, dem ersteren gegenüber, konnte man nun wiederholt jenen Ruf vernehmen, den der fromme Israelit am Morgen kurz nach dem Erwachen ausspricht, um damit den Tag zu weihen, mit dem auf den Lippen er entschlummert, sich wie durch einen Talismann gegen die Schrecken des Dunkels geschützt wähnend, und welchen er seinen Lieben als letzten Abschiedsgruß zuruft: „Höre, Israel! der Ewige, unser Gott, ist ewig einzig!"

Wer die Schreckenszeit der letzten Cholera in Bunzlau erlebt hat, wird unsere Schilderung keineswegs zu grell aufgetragen finden. Doch schreiten wir weiter durch das enge Gäßchen, das zur Synogoge und zur Wohnung des Rabbiners führt. Dort entfaltet sich vor uns in der Wohnung des Rabbi Jecheskel ein lautes, reges Leben, das mit den Vorgängen draußen nichts gemein hat. Dort umsteht eine Schaar von Jünglingen eine lange Tafel, einige kaum dem Knabenalter entwachsen, andere fast schon in vollendeter Reife, während einige Männer vorgerückten Alters an dem Tische

ſelbſt auf Stühlen Platz genommen haben, mächtige Folianten, faſt alle gleichen Formates, vor ſich. Doch nur ſelten fällt ein Blick in die Folianten; die meiſten der Anweſenden ſcheinen mit den Inhalte recht vertraut zu ſein, und denſelben nicht ohne Lärmen und heftige Geſtikulation zu beſprechen. Zuweilen wagt es auch einer der Jüngeren, laut ſein Votum abzugeben, das, wenn es recht ſcharfſinnig oder auch nur recht ſpitzfindig iſt, wie das des Aelteſten in der Verſammlung geachtet, und als neues Thema der Erörterung aufgegriffen wird. Wird der Kampf dann zu heiß, dann braucht Rabbi Jecheskel bloß durch ein Zeichen anzudeuten, daß er ſprechen wolle; und die Ehrfurcht, die alle vor dem im beſten Mannesalter ſtehenden Meiſter hegen, läßt die Wogen des Diſputs raſch ſich ebnen, mag die Brandung noch ſo hoch gegangen ſein. Ein heidniſcher Poet würde glauben, hier den Neptun vor ſich zu haben, der den empörten Meeresgeiſtern mit dem Dreizacke drohend einmal wieder ſein „Quos ego!“ zuruft; wir wiſſen aber, daß man hier vor nichts anderem ſich beugt als vor der anerkannten Kraft eines ſcharfen Forſchergeiſtes und eines tiefen Wiſſens. Der Rabbi iſt erſt vor kurzer Zeit weither aus dem fernen Polen auf den ſeit lange erledigten Lehrſtuhl berufen worden; und der Ruf ſeiner hohen Gelehrſamkeit, ſeines erhabenen, menſchenfreundlichen Charakters hat bereits eine Menge von Schülern herbeigezogen an die neugebildete, viel verſprechende Jeschiwah (Hochſchule).

II.

Wir kamen eben recht, um Zeugen zu ſein, wie er mit vollem Selbſtbewußtſein der ihm innewohnenden Geiſteskraft, mit ſtoiſcher Ruhe und Gelaſſenheit einen Streit entſcheidet, der noch vor wenig Augenblicken die Gemüther aller Anweſenden erhitzt und ihre ſcharfe Dialektik herausgefordert hatte. Nicht aber iſt ſeine Entſcheidung ein kühner Machtſpruch; er verſchmäht es nicht und darf es nicht verſchmähen jedem Einzelnen, und wäre er der jüngſte und geringſte Schüler, auf das Gebiet der Meinung zu folgen, die er eben vertreten hat, und ein jeder iſt auch jetzt noch zur beſcheidenen Einwendung berechtigt. Doch die in allen Geſichtern ſich abſpiegelnde Freude über die ſcharfſinnigen Beweiſe zeigen, daß alle vollkommen befriedigt ſind; und den vor ihm liegenden Folianten zuſchlagend gibt der Rabbiner das Zeichen, daß die Vorträge und Disputationen für heute beendigt ſind; denn auch der Zeiger der altväteriſchen Uhr, zeigt daß die Mitternacht nahe iſt. Doch noch geht die Verſammlung nicht auseinander; jetzt beginnen erſt, wie es an den Jeſchiwahs in den Nächten der Montage und Donnerstage üblich, fromme Bußgebete und die Klage um den Fall Jeruſalems und die Erniedrigung des erwählten Volkes mit ſolcher Intenſivität, als wäre der Verluſt von heute, der Schmerz ein ſolcher, welchen die Zeit mit ihrem mildernden Balſam noch nicht berührt hat. Einer der jüngern Talmudbefliſ-

nen trägt mit melodischer, modulationsfähiger Stimme nach seltsamen orientalischen Weisen die Klagelieder vor, und die ganze Versammlung stimmt in en Refrain der einzelnen Strofen laut mit ein. Eines dieser Lieder, das us Mesopotamien stammen soll, wollen wir unsern Lesern in möglichst treuer, em Rythmus und der Reimfolge des Originals sich eng anschmiegender leberſetzung hier bringen. Es lautet:

Zu Ramah tönet laute Wehklage,
Der Jammer ist's um Zions Niederlage:
„Der Tage denk' ich, wo ich hoch zu Throne
An Schönheit, Glanze glich der Glorienkrone,
Die Gott bewahrt den Edelsten zum Lohne!
Nun ich den Schlamm der Tiefe an mir trage!"
So tönt zu Ramah laute Wehklage,
Der Jammer ist's um Zions Niederlage.
„Ein einziger Liebling wurde ich geheißen,
Die höchste Pracht sah man mich stolz umgleißen;
Da wollt' mein Freund sich scheidend mir entreißen;
Er stieg zu Licht, ich blieb in düsterm Hage;"
So tönt zu Ramah laute Wehklage,
Der Jammer ist's um Zions Niederlage.
Die Freundinnen und die Gespielen alle,
Die gern geweilt in meiner prächt'gen Halle,
Sie eilten fort bei meinem jähen Falle;
Nicht eine, die ihr Zelt bei meinem schlage!"
So tönt zu Ramah laute Wehklage,
Der Jammer ist's um Zions Niederlage.
„Gestürzt ward ich von stolzer Höhe nieder,
Und wilde Glut durchzuckte meine Glieder,
Als zagend, daß ich nimmer kehre wieder,
Ich zog in's Elend am Verwüstungstage!"
So tönt zu Ramah laute Wehklage,
Der Jammer ist's um Zions Niederlage.
„Wie Wittwen einsam! Sonst voll Lust und Minne,
Geschmückt der Braut gleich unter'm Baldachine;
Kaum daß der Schmach der Nacktheit ich entrinne!
Mein Prunkkleid ward dem Feind zur Siegesflagge!"
So tönt zu Ramah laute Wehklage.
Der Jammer ist's um Zions Niederlage.
„Die Priester; welche meinen Bund geweihet,
Traf schnöder Mord; die lieb'voll mich betreuet,,
Die Kinder, werden jemals sie befreiet
Vom Sklavenjoch?! Ob ich's zu hoffen wage?!"

So tönt zu Ramah laute Wehklage,
Der Jammer ist's um Zions Niederlage.
„Kein Trost, ob ich in Qualen auch vergehe!
Nur bittrer Hohn, daß nie ich wiedersehe
Als Gatten dich, gelöset sei die Ehe,
Weil ich der Feinde Spott ward bei'm Gelage!"
So tönt zu Ramah laute Wehklage,
Der Jammer ist's um Zions Niederlage.
„O kehr' zurück! Lass' Aug' in Aug' uns schauen,
Lass' als das höchste uns dein Haus erbauen,
Dass weithin herrsche über alle Gauen,
Der Freiheit Tempel hoch zum Himmel rage;
Dann tönt zu Ramah nimmer eine Klage,
Befreiter Jubel künden alle Tage!"

III.

In fürchterlichstem Contraste aber mit dem trostreichen Schlusse dieses Gesanges standen die Klagelaute, welche nun aus dem Vestibul der Rabbinerwohnung bis in das innerste Gemach drangen, wo die Versammlung stattfand. Auf einen Wink des Rabbi eilte ein Bochur (Talmudschüler) hinaus mit einem Lichte, um zu sehen, was es gebe; allein niemand war draußen zu finden, und das Jammergeschrei hatte aufgehört. Kaum aber war der Bochur im Zimmer zurück und die Thüre geschlossen; als die Töne von vorhin wieder erschallten, nur dießmal durchdringender als früher. Jetzt eilten ihrer zwei mit Lichtern hinaus; allein kaum hatten sie die äußere Thüre zum Vestibul geöffnet, als ihre Kerzen erloschen, ein Grabesduft sie anwehete, die Jammertöne in ihrer nächsten Nähe fortdauerten, ohne daß sie deren Urheber entdecken konnten. Leichenbleich kamen sie zurück. Da erhob sich der Rabbi selbst, öffnete die hintereinander folgenden Thüren bis zur äußersten, kehrte zu den athemlos Harrenden zurück, und rief mit kräftiger Stimme: „Ich beschwöre dich im Namen des ewigen lebendigen Gottes, seiest du ein Menschenkind oder ein Wesen, das außerhalb der Menschheit steht, daß du mir Rede stehest über die Ursache, um derenwillen du unsere Gebete mit deinen entsetzlichen Tönen unterbrichst!" Das Geschrei hatte bei den Worten des Rabbi aufgehört, trotz der vielen brennenden Kerzen verdüsterte sich die weite Stube, eine unnatürliche Beklemmung bemächtigte sich aller, ohne daß jemand trotz der gespanntesten Aufmerksamkeit am Eingange hätte irgend ein eingetretenes Wesen wahrnehmen können. Trotzdem waren auch die Blicke des edlen Meisters nach der geöffneten Thüre hin gerichtet; sein weit aufgerissenes Auge schien irgend etwas besonderes zu sehen, sein Ohr etwas Schreckliches zu hören; denn sein männlich schönes Antlitz schien von einem gräßlichen Schmerze verzerrt. Nach einer geraumen Weile glät-

teten sich seine Züge wieder, mit kräftiger, muthiger Entschlossenheit rief er: „Ich werde thun, wie es meines Berufes ist." Dann schloß er selbst wieder alle Thüren; und zu seinen Zuhörern zurückkehrend, von denen die Beklemmung mittlerweile gewichen war, sprach er ruhigen Tones: „Lasset für heute die weiteren Buß- und Trauergebete, lasset die Trostworte, die wir aus den Büchern unserer Propheten heute noch mit anhören sollten; nach einer alten Regel soll man nicht einem Trauernden Trost zusprechen, so lange die Leiche eines verlorenen geliebten Wesens vor ihm liegt, so lange das Unglück noch nicht volle Abrechnung gehalten. Und wahrlich ein schweres, verschuldetes Unglück hat unsere Gemeinde betroffen. Bleiben wir aber beisammen bis zur nicht mehr fernen Zeit des Morgengebetes; es ist diese eine Nacht der Wache für uns, eine Nacht, in welcher wir selber wachen sollen, weil er, der nimmer schlummernde Wächter Israels sein Antlitz im Zorne von uns abgewandt hat. Alle Anwesenden gehorchten den Worten des verehrten und geliebten Vorgesetzten, indem einige in den vor ihnen liegenden Folianten in augenscheinlicher Zerstreuung blätterten, andere sich leise flüsternd in Vermuthungen über das Vorgefallene ergingen. Rabbi Jechestel aber hatte sich mit zwei Männern, die ihm gewöhnlich als Dajanem (Assessoren) zur Seite standen, in die entfernteste Fensternische zurückgezogen, wo er mit ihnen eine eifrige, mit sehr gedämpfter Stimme geführte Berathung pflegte.

IV.

Bei Anbruch des Tages verabschiedeten sich alle Anwesenden, um bald darauf von ihren Wohnungen aus mit angelegten Thalis und Thephilin (Gebet-Mantel und Riemen) in die Synagoge zu kommen. Nach beendigtem Morgengottesdienste aber trat der Rabbi, von einigen seiner ältesten Bachurim und dem Gemeindediener begleitet, ohne früher einen Imbiß genommen zu haben, einen Gang durch das Ghetto an. Er trat in eines der meist düstern, engen Häuser und da in eine Wohnung, wo sich ihm eine Szene bot, wenig geeignet, seine trübe Stimmung in eine heitere umzuwandeln. Ein Ehepaar hatte hier nämlich in der Frühe des Tages nichts nöthigeres zu thun, als in den bittersten Worten einen Streit fortzusetzen, der wohl schon wochen- oder monatelang den häuslichen Frieden gestört haben mochte. Wenigstens schienen die anwesenden Kinder von dem Lärmen gar nicht betroffen, sondern waren eifrig bemüht, ihre Eltern zu kopieren, um einige geringfügige Spielereien raufend. Der Eintritt der ungewohnten Gäste wirkte aber rasch beschwichtigend; denn damals war ein Rabbi ein gar seltener Gast in einer Privatwohnung, und seine Anwesenheit hing allemal mit irgend einem bedeutungsvollen Ereignisse zusammen. Leutselig erkundigte sich dieser nach der Ursache des Zwistes; und entnahm leicht aus den verworrenen Antworten, daß es sich hier nicht um ein einzelnes Motiv handle, sondern daß der Hader hier zur Gewohnheit geworden. Ernst verwies er

den Beiden ihr Benehmen, sie auf einen bestimmten Tag zu sich bescheidend, wo ihnen auf Grund friedlichen Ausgleiches und einer Belehrung über ihre gegenseitigen Pflichten, eine friedlichere und glücklichere Zukunft bereitet werden sollte. Doch bevor noch der Rabbi diese Wohnung der Unseligkeit verließ, forschte er an der Thürpfoste nach der Mesusah. Er fand die Kapsel mit dichtem Staube bedeckt, an der kleinen Lücke, durch welche das Wort „Schaddai" durchscheinend jeden Eintretenden an die Allmacht erinnern sollte, war das Glas zerbrochen; und als die Kapsel abgelöst war, zeigte sich das Pergamentblättchen vom Schimmel arg angegriffen, die Buchstaben der darauf geschriebenen Bibelstelle größtentheils verwischt.

Dem Gemeindediener wurde der Auftrag, die poßul gewordene Mesusah mitzunehmen und durch ein vom Gemeindesofer (Schreiber) zu kalende neue noch vor Sonnenuntergang zu ersetzen. Von hier ging Rabbi Jecheskel mit seinem Gefolge in eine zweite, dann in eine dritte und sofort in viele, viele Wohnungen seiner Gemeindeangehörigen, ohne sich dabei an die Ordnung der Häuserreihen zu halten. Denn sein Besuch sollte überall ein unerwarteter sein und Unvorbereitete antreffen. An vielen, vielen Orten fand er, daß die Worte der heiligen Schrift: „Und du sollst sie einschärfen deinen Kindern, und du sollst über sie sprechen, wenn du zu Hause sitzest und wenn du gehst auf dem Wege, und wenn du dich niederlegst, und wenn du aufstehst; und du sollst sie schreiben an die Pfosten deines Hauses und an deinen Thoren" arg, sehr arg vernachläßigt waren. Wohl hätte der Umstand, daß so viele Mesusoth poßul gefunden wurden, als eine große Gesetzesverletzung gelten dürfen nach dem Grundsatze der Weisen „Kein Erbot darf in deinen Augen gering sein!" allein die Unordnung an der Mesusah war zumeist bloß ein Zeichen der Unordnung im häuslichen Leben; und der Rabbi hatte eine schwere Aufgabe, alles in Ordnung zu bringen, wie er es für seine heilige Pflicht hielt. Freilich konnte eine gründliche Heilung der eingebrochenen krankhaften Erscheinungen nur durch unausgesetztes Bestreben in längerer Zeit erwartet werden; aber das Werk wurde eifrig begonnen, und es erwies sich klar, daß hier eine geschickte Hand die Wunden sondiere, hier ätzende Säure, dort mildernden Balsam in dieselben träufle. Der Rabbi ermüdete nicht, bald Entzweite zu versöhnen, widerspenstige Kinder gegen ihre Eltern gefügiger zu machen und lieblos gewordene Eltern zu ihrer Pflicht zurückzuführen; so theilweise die erhabene Sendung erfüllend welche der Profet bezeichnet mit den Worten: „Und er wird zurückführen das Herz der Väter zu den Kindern und das Herz der Kinder zu ihre Väter, sonst würde ich kommen und die Erde mit Banne schlagen.

V.

Oft führte ihn auch sein Weg in Wohnungen der Trauer, wo entweder schon Verluste eingetreten oder doch augenscheinlich in nächster Zeit drohten; und hier suchte er Tröstung und Ermuthigung den tief Gebeugten zu bringen.

Nur in einem Falle kam der liebevolle tröstende Zuspruch, die ernste Ahnung und jede noch so eifrige Hilfeleistung zu spät; die körperliche sowohl als die geistige Pest hatte ihr Opfer mit zu mächtiger Gewalt erfasst, um es sich in irgend einer Weise wieder entreißen zu lassen. Die frommen Waller, — wir dürfen sie so nennen; denn nie ist eine Wallfahrt in frömmerer Absicht unternommen worden, wenn diese auch nicht an heilige, sondern zumeist an unheilige Orte führte, — die frommen Waller also betraten auch eine Wohnung, die von ihren Inhabern völlig verlassen schien. Denn nur sehr wenige, in üblem Zustande befindlichen Hausgeräthe waren da noch vorhanden; was irgend größeren Werth gehabt haben mochte, schien in Eile wie bei Feuer- oder Wassergefahr gerettet worden zu sein; wenigstens schien die Unordnung des wenigen noch Vorhandenen hierauf hin zu weisen. Doch horch! jetzt wird die traurige Oede durch Gestöhn unterbrochen und durch Wehelaute, die aus einer anstoßenden Kammer kommen. Rasch reißt der Rabbi die Thüre auf, und schaudernd stehen alle bei einem Anblicke, wie ihn das Gehinnom nicht scheußlicher zu bieten vermag. Die dürre Gestalt eines Greisen wälzt sich in gichtischen Krämpfen auf einem ärmlichen Bette, Wuth und Schmerz, Ingrimm und Verzweiflung malen sich in den bis zur Karrikatur verzerrten Gesichtszügen. Die Augen sind weit aufgerissen, die Nasenflügel bewegen sich fieberhaft, der Mund schäumt und die geballten, fest zusammengepressten Hände halten einen Gegenstand, der sich nicht wohl sogleich erkennen lässt. „Ah, wer seid ihr, was wollt ihr?“ ruft er den Eintretenden zu, „habt ihr die Diebe gefangen? bringet ihr mein Gold, meine Diamanten zurück? Haltet sie fest, die Schurken, die mich bestohlen haben!“ Ein heftiger Krampf, ein Anzeichen der nahen Agonie, unterbrach die Ausrufungen des Kranken; Rabbi Jecheskel benutzte die Pause, dem Verlassenen Muth zuzusprechen, ihn daran zu erinnern, daß er bald keines Geldes, keiner Diamanten mehr bedürfen werde, und ermahnte ihn, er möge die wenige ihm noch gegönnte Lebenszeit dazu benützen, an das eigene himmlische wie für das irdische Wohl der zurückbleibenden Seinigen zu denken, „Die Meinigen!“ schrie die Jammergestalt, die indeß sich wieder momentan erholt hatte, „die Meinigen! wer sind sie? wo sind sie? haben sie je sich zu mir geeignet? haben sie mich als ihren ältesten Anverwandten geehrt und in meinem Alter gepflegt?“ Der Schames, der, einer der ältesten in der Gemeinde, alle Verhältnisse ziemlich genau kannte, erwiederte: „Habt Ihr jemals Eu're armen Verwandten euch wollen nahe kommen lassen? Habt Ihr sie nicht, wenn sie in ihrer Armut Euere Unterstützung suchten, hilflos von Euch gestoßen? Durften jemals die Waisen Euerer verstorbenen Schwester Euere Wohnung betreten, in der, wie man wohl wusste, des Reichthums genug zwecklos verborgen war?

„Ja, ja,“ knirschte der Kranke, von Zuckungen unterbrochen, „ich hätte das Bettelgesindel wohl früher sollen kommen lassen! Gestern, als ich

mich recht unwohl fühlte, habe ich durch des Nachbars Mädchen meine beiden Neffen rufen lassen, daß sie mir in meiner Krankheit beistehen, und ich habe ihnen reichliche Vergeltung versprochen. Da haben sie mir auch schön gethan, geheuchelt und geschmeichelt, bis sie endlich mein Gold und meine Diamanten in meinem Bette entdeckt haben; da haben sie mich beraubt, ausgeplündert nnd dann hilflos liegen lassen. Wasser! Wasser!" ächzte er, und als ihm gereicht worden war, lag er ein Weilchen wieder ruhiger, und hörte auf die ihm gespendeten weisen Trostgründe. Besonders schien es ihn zu befriedigen, als er hörte, das unrechtmäßig erworbene Gut werde den jetzigen Besitzern schwerlich Segen bringen. „Ha, ha, ha!" rief er grell auflachend „und das beste haben sie ja doch nicht bekommen. Und niemand, niemand soll es haben, wenn ich schon dahin muß. Niemand, niemand soll sich damit freuen und das genießen, was ich mit Mühe und Beschwerde unter Entbehrung und Kasteiung erworben und erspart, Tag und Nacht mit Kummer und Sorge und steter Angst bewacht habe. Niemand soll es haben, mit mir soll es dahin fahren!" ächzte er mit hohler, röchelnder Stimme, und mit wilder Hast riß er den Gegenstand auseinander, den er in den Fäusten gehalten, und der sich als eine mit verschiedenen Wertpapieren gespickte Brieftasche erwies.

Gierig wühlten die schlotternden Hände in den einzelnen Fächern des ledernen Schatzbehälters, griffen die einzelnen Blätter heraus, zerrissen sie in Tausende von kleinen Stückchen und schleuderten sie fort, daß sie wie Schneeflocken auf den Fußboden dahin stäubten. Als das letzte Blatt zerrissen war, waren auch die Augen gebrochen und der entmenschte Geizhals hatte unter heftigem Keuchen den letzten Athem verhaucht.

„Gepriesen seist du, gerechter Richter!" sprachen die Zeugen des entsetzlichen Auftrittes, und verließen, nachdem sie hastig das gebräuchlichste der bei Sterbenden üblichen Gebete gesprochen, diese doppelt verpestete Atmosphäre, nur einen aus ihrer Mitte als Leichenwächter bis dahin zurücklassend, als die Chewrah kadischah (Brüderschaft, die Leichenbestattung sich zur frommen Aufgabe macht) von dem Vorgefallenen benachrichtigt sein konnte.

Tief erschüttert ging der Rabbi, die Worte des Klageliedes „Jeremia" vor sich hinseufzend: „Gefallen! und nicht mehr erhebt es sich das einst jungfräuliche Israel!"

Doch wie die Vorsehung in ihrer Allgüte und Milde stets die Heilung bereit hält, noch ehe die Verwundung geschieht; so sollte auch für das Gemüth des Rabbi, das durch das jüngste Erlebnis tief verletzt war, der lindernde Balsam schleunigst gefunden werden. Dieser bot sich ihm in einem Ereignisse, welches er später oft als einen der lichtesten Momente seiner Erinnerungen freudig wieder erzählte.

Durch die Thüre einer der Ghettowohnungen, die er zunächst besuchte, drang nämlich ein lauter Wortwechsel an sein Ohr; rasch eingetreten traf

er einen Greis, der mit einem jüngern Manne also haderte: „Nein, du wirst mich nicht bewegen, des Eigennutzes willen ein Unrecht zu thun; die Gründe, die du vorbringst, sind zu spitzfindig für meinen alten Kopf; und ich glaube, wenn mir dein Honig beliebt hat, so müße ich mir einmal auch den Stich gefallen lassen."

Im Eifer des Gespräches war der Eintritt des Rabbi nicht bemerkt worden, und als dieser freundlich fragte, was es hier gebe, erfuhr er nach ehrerbietiger Begrüßung folgendes: Der alte Mann hatte in früheren Tagen durch Fleiß und Sparsamkeit einiges Vermögen gesammelt; jetzt, wo er nicht mehr die Kraft hatte, selbst zu erwerben, half er mit seinem Gelde ärmeren Glaubensgenossen aus. Doch das Wort der Bibel: „Du sollst dein Geld nicht um Zins ausgeben!" im strengsten Sinne des Wortes deutend, und doch nicht in die Möglichkeit versetzt, sich jedes Vortheils zu entschlagen, machte er sich zum Geschäftstheilnehmer seiner minder begüterten Freunde, indem er das Geld, sie die Arbeit hergaben. Aber es durfte sein Gewinnstantheil nie jenen Betrag übersteigen, den ein anderer, gewissenhafter Darleiher als mäßigsten Zins angenommen hätte. Nun hatte er von seinem eben anwesenden Schuldner erfahren, daß diesem die letzte Zeit hiedurch das Glück nicht günstig gewesen, daß er nicht nur keinen Gewinn erzielt, sondern Einbuß erlitten, und zu dem letzteren wollte der Greis nun seinen Theil beitragen, was die lebhaftesten Protestationen von Seiten des redlichen Schuldners hervorrief. Daß der Ausgleich dem Rabbi hier nicht schwer wurde, läßt sich leicht denken; auch durfte die Mesusah hier keiner Prüfung unterzogen werden.

VI.

So hatte der Rabbi einen Tag wechselvoller Ereigniße durchgemacht, als er am Abende sich und seinen Begleitern die ersten Augenblicke der Ruhe, die erste Kräftigung durch Speise und Trank gestattete.

Der Talmudunterricht war für diesen und den nächsten Tag, Dienstag und Mittwoch, abgesagt worden; denn diese Tage sollten den Worten der Alte gemäß: „Nicht das Studium ist Hauptsache sondern die That," wohl angewendet werden. Am Morgen der Mittwoche begann er wieder seinen unermüdeten Gang durch das Ghetto; am Abende hatte er so ziemlich alle Wohnungen besucht, als er in einem düstern Winkel der Gasse ein kleines, früher übersehenes Häuschen gewahrte, aus dem ihm wildes Gejohle entgegen schallte. Auf seine Frage, was dieß für ein Häuschen sei, sahen der Schames und die Bachurim einander verlegen an, als wünschten sie etwas höchst Misliebiges zu verschweigen; als aber der Rabbi, ohne eine zweite Frage zu thun, auf den Eingang zuschritt, stellte der Diener sich mit den Worten entgegen: „Da hinein wird doch der Rabbi nicht gehen! Da hinein ist seit Jahr und Tag keine ehrliche Judenseele gekommen, obgleich die, welche darin hausen, auch zu den Juden gehören." Doch rasch bei Seite geschoben

mußte der vorlaute Sprecher seinem Meister folgen durch einen finstern Gang, in welchem man nur tappend vorwärts kam, an eine kleine enge Thür. Durch diese traten sie in eine von Qualm und widerlicher Ausdünstung erfüllte unreinliche Stube, in welcher mehrere lange Tische, die auf denselben stehenden Gläser, die Art und Weise, wie eine Anzahl von Männern aus dem niedrigsten Pöbel um sie herumsaß, eine Kneipe erblicken ließen, wie sie nicht bloß in großen Städten sondern oft auch in kleinen, der Hefe des Volkes zum Tummelplatze häßlicher Leidenschaften dienen. Schon trat Rabbi Jecheskel voll Ekels einen Schritt zurück; doch schnell gefaßt, wohl erkennend, daß hier eine der giftigsten Quellen der herrschenden moralischen Pest zu verschütten sei, schritt er wieder vorwärts, mit scharfem Blicke die Umgebung musternd. Alle Anwesenden schienen vor Schrecken erstarrt; denn ein Rabbiner war damals eine besonders hochwichtige und viel vermögende Person, der die weltliche Macht ihren helfenden Arm nicht leicht verweigerte, wenn sie zur Hintanhaltung von Ungebühr angerufen wurde, was, zur Ehre unserer Altvordern sei es gesagt! damals viel, viel seltener aber um so wirksamer geschah als heutigen Tages. Die Männer am Tische vergaßen die Karten und Würfel, mit denen sie sich beschäftigt hatten, zu beseitigen; die losen Dirnen, denn auch an diesen fehlte es hier nicht, suchten sich scheu in den fernsten Winkeln zu verkriechen. Nur ein Einziger der ganzen üblen Gesellschaft schien die Bestürzung aller übrigen nicht zu theilen; es war ein kleines Männchen mit verwildertem Haupthaar und Barte, aus dessen Augen Blitze unheimlicher Freude hervorschoßen. Es war Jekewel Satan, wie er hier genannt wurde, ein ehemaliger, höchst talentvoller Talmudbeflissener, den der frühere Rabbiner wegen Unverträglichkeit, Keckheit und etwas flotterer Lebensweise aus der Zahl seiner Schüler gestoßen hatte und der nun von Stufe zu Stufe gesunken, hier allein noch ein gern gesehner Gast war. Seinen Lebensunterhalt gewann er dadurch, daß er für die niedrigste, unwissende Klasse des Ghettos Rechnungen und Briefe schrieb, und bei schlechten Streichen Rath ertheilte, wie man der Gerechtigkeit am geschicktesten eine Nase drehen könne. Diesem Dämon, wie wir ihn nennen dürfen, schien nun der rechte Augenblick gekommen, um sich durch bitteren Hohn für all die erlittene, obgleich selbst verschuldete Erniedrigung zu rächen, gegen die sein besseres Ich sich immer und immer wieder sträubte.

Mit heller Lache sprang er von seinem Sitze auf, den Eingetretenen entgegen: „Ha," rief er, „gepriesen sei er, der die Geschehnisse von Bereschith (Genesis) sich erneuen läßt! Wahrlich, die Welt scheint um einige tausend Jahre jünger geworden; steigen doch die Söhne der Himmlischen wieder herab zu den Töchtern der Menschen, um zu sehen, wie schön diese sind!" Dabei wies er auf die losen Dirnen, um den Rabbi, wie er glaubte, durch ihren Anblick recht zu kränken.

„Wenn ich mich noch recht erinnere," fuhr er fort, „ruft ihr doch in

eueren Synagogen, die ich, ein Ausgestoßener, schon lange nicht betreten habe, am Anfange eines jeden Monates laut: „Chawerim kol Jisroel!“ Nun, so zeigt, Rabbi! daß es euch ernst ist mit der Kameradschaft; trinkt mir einmal zu! Lechajim!“ Hiermit riß er ein volles Branntweinglas vom Tische, und reichte es dem Rabbi dar.

Alles war gespannt auf den Ausgang dieser seltsamen Begegnung; man erwartete einen schrecklichen Zornausbruch des durch frechen Hohn Beleidigten! Aber zum grenzenlosen Staunen aller nahm der Rabbi das Glas an von dem Geächteten, den er dem bösen Leumunde nach bereits kennen mochte; und es hoch erhebend rief er: „Lechajim! Leben sollst Du ein besseres, edleres Leben als dein bisheriges gewesen; Leben sollst du ein Leben der frommen Sitte gemäß der heiligen Lehre, die da genannt wird ein Baum des Lebens Mögen die Sünden, nicht die Sünder, schwinden von dieser Erde! Möge an dir auch sich bewahrheiten die erhabene Verheißung; „Ich will nicht den Tod desjenigen, der gefrevelt, sondern daß, der gefrevelt, von seinem Wandel zurückgehe, und wieder auflebe. Nicht will ich, daß der Sterbende des ewigen Todes sei,“ spricht der Herr, „führet zurück und lebet!“ Und somit will ich auch, daß du umkehrest und werdest, wozu die Schärfe deines Geistes dich berufen, ein Schmuck unserer Schulen, einer der Edelsten unter den Edlen!“

Und der Rabbi nippte von der ihm ungewohnten hölliſchen Mischung, und stellte ruhig das Glas auf den Tisch. Der Angeredete war anfangs verblüfft da gestanden, da er sich in der Erwartung einer sein Rachegefühl kitzelnden Szene getäuscht fand; dann drangen ihm die erhabenen Profetenworte, die der Rabbi citirte, mit Macht ins Herz, und zerknirscht stürzte er zu Boden. Der Rabbi hob ihn liebevoll auf, redete ihm freundlich zu; und als sich ersterer nach vollbrachtem Tagewerke endlich Ruhe gönnte durfte er sich vielleicht mit mehr Wahrheit sagen als jener Imperator, dessen Güte Israel eben nicht empfunden; „Diesen Tag habe ich nicht verloren!“

VII.

Es ist eine schöne, fromme Sitte bei den Israeliten, daß sie Bruchstücke von Schriften oder Druckwerken, die für das Studium der religiösen Satzungen oder die gottesdienstliche Erbauung bestimmt waren und nun ihrem weihevollen Zwecke nicht mehr entsprechen, vor jeder Profanation bewahren. Aber der gläubige Jude wagt es, selbst in Absicht der Verhinderung jeder Entweihung, durchaus nicht, selbst an diese Reliquien zerstörend Hand an zu legen. So wie der Jude auch in früherer Zeit seine Leichen nicht verbrannt hat*, sondern es der durch Gottes Macht waltenden Natur über-

*) Wohl haben die Einwohner von Jabesch Gilead die Leichen Sauls und seiner Söhne verbrannt; doch mochte dieß aus dem Grunde geschehen sein, um die Gebeine im Falle eines feindlichen Einfalles der Philister ausgraben und sich nehmen und so vor aber-

ließ, den Ausspruch der Schrift in Vollzug zu setzen. „Aus dem Staube bist du, und zum Staube sollst du zurückkehren!“ so bettet er auch die Ueberbleibsel der Schriften, auf denen der heilige Name, gelobt sei Er! geschrieben, in die Erde wie die Ueberreste eines lieben Theueren, aus denen kein Geist mehr zu ihm sprechen kann oder darf. Auch die gesammelten Fragmente der vielen poßul befundenen Mesusoth sollten dieser Bestimmung zugeführt werden ausnahmsweise mit besonderer Feierlichkeit; und darum ließ Rabbi Jecheskel Donnerstag Morgens beim Gottesdienste nach Kriath hathorah (Lesung des auf den Tag entfallenden kurzen Abschnittes aus dem Pentateuch) verkünden; es werde nach beendigten Morgengebete ein Bittgang nach dem Friedhofe stattfinden. Und es ging dann wirklich aus der Synagoge ein langer Zug durch die Stadt hinaus nach dem das schöne Iser- und Kenice-Thal weithin beherrschenden Hügel, wo der Bunzlauer „gute Ort“ liegt, sinnig vielleicht darum so geheißen, weil dort eines jeden kostbarstes Gut in sichere Verwahrung hinterlegt wird. An der Spitze des Zuges schritt der Rabbi umgeben von seinen Assessoren, den Vorstehern und Aeltesten der Gemeinde, hart an seiner Seite aber schritt ein junger Mann, nach dem alle Blicke erstaunt hin sich wandten. Es war Reb Jekew Bochur, wie er von nun an heißen sollte, der Wiedergefundene vom moralischen Tode Wiederstandene. Nichts als eine auffallende Bläße seines Antlitzes zeigte von den durchlebten Stürmen; sein Auge war nicht scheu wie das des Sünders, nicht trauervoll niedergeschlagen wie das des Bußfertigen; es zeigte den geraden, nicht unbescheidenen Blick sicheren Selbstbewusstseins, der Erkenntniß eigener Kraft und eigenen Wortes. Rabbi Jecheskel hatte ihn gestern Abends mit in's eigene Haus genommen, ihm dort Asyl gebend, in weiser Vorsicht damit nicht durch Leichtsinn oder zurückstoßendes Benehmen anderer der kaum Gerettete wieder der Schmach und der Sünde verfalle. Lange noch hatte der Rabbi ihm zu Gemüthe gesprochen; er hatte ihm keine Buße auferlegt, war doch die frühere Erniedrigung die härteste Strafe seiner Laster gewesen. Als endlich beide ihre Ruhestätten gesucht, entschlummerte Jekew sanft, um für ein schöneres, heilvolles Sein zu erwachen.

Auf dem Beth hachajim wurden nun die gewöhnlichen Gebete der Menucha nechonah (Gebete für die Ruhe der Verstorbenen) theils laut von dem größeren Theile der Gesamtheit, theils unter leisem Weinen von Einzelnen an den Gräbern ihrer Angehörigen gesprochen. Da waren gar viele viele Gräber, an welchen noch kein keimendes Gräschen den wehevollen Anblick milderte.

---

maliger Entweihung schützen zu können, was bei modernden Körpern nicht so leicht möglich gewesen. Allgemeine Sitte war das Verbrennen der Leichen niemals bei den Israeliten, und Tacitus erwähnt es als Charakteristicon, daß die Juden im Gegensatze zu anderen Völkern, welche die Leichen verbrennen, diese der Fäulnis in der Erde preisgeben.

Und als die Gebete beendigt waren, versammelten sich alle Anwesenden um ein kleines, offenes Grab. In das legte nun der Schames die Schemoth (aus dem Gebrauch gesetzte Bruchstücke heiliger Schriften und Druckwerke); die Erde wurde darüber geworfen und fest gemacht.

Dann redete der Rabbi zur Gemeinde; und was er sprach, waren nicht die Worte des zürnenden Jesaias oder des trauernden Jeremias; es waren Worte milde und trostreich, beschwichtigend wie die Worte des friedliebenden Ahron gewesen sein mochten, als er nach ausgebrochener Pest mit dem heiligen Weihrauch sich zwischen Todte und Lebende stellte, daß der Plage Einhalt geschah. Und auch hier war geistige und körperliche Pest zu bezwingen; und wirklich minderte sich dieselbe von diesem Tage an und hörte bald gänzlich auf. Bald wieder erblühte ein freudiges Leben in der Gemeinde, die Zeit der Qual und des Kummers, der Erniedrigung und Entwürdigung wurde vergessen. Dreimal haben seitdem große Feuersbrünste das Bunzlauer Ghetto gänzlich in Schutt und Asche gelegt und die Existens der Gemeinde ernstlich bedroht; doch immer ist sie wie ein Fönix verjüngt neu erstanden. Und wenn auch die jüngste Feuersbrunst vor einigen Jahren die ehemaligen engen und beengenden Judenwohnungen der Erde gleich gemacht; wenn auch die ehemaligen Bewohner folgend dem Rufe einer milderen Gesetzgebung, die da kündete, daß auch für sie nun Raum geworden, sich in alle Theile der Stadt unter die von jeher freundlicher als anderswo gesinnten nichtjüdischen Bewohner zerstreut haben; die Gemeinde ist ein ungeschwächtes Ganzes, in ihr blüht immer neu in reger Wohlthätigkeit die Saat, die Rabbi Jechesfel gesäet, und sein Andenken lebt fort in ewiger Frische als das Andenken eines Gerechten zum Segen.

David Mendl.

Ein jüdiſcher Peter Schlemihl.

Skizze von David Mendl.

Das kann nicht ſein, daß Vernunft, Kraft
Und ſolch' heil'ger Wille
Vergebens hinwelken
Unter eines Fluches Laſt.

„Szozat“ von Vörösmarty.

Geſchichte einer Sieſta anſtatt der Vorrede.

Der ſchwarze Kaffee beſtimmt meine Lebensgeiſter oder beſſer gesagt, mein Geiſtesleben am Nachmittage rege zu erhalten, war noch nicht bemüht, die Fenſterläden waren des grellen Sonnenſcheines wegen halb geſchloſſen; ich lag bequem hingeſtreckt auf dem Sofa und las zum hundert und elften Male die wunderſam geſchriebene „wunderſame Geſchichte Peter Schlemihls“ von Adalbert von Chamiſſo.*) Dabei geſchah es, daß ich einſchlief, und da mir die Folge der Begebenheiten in meiner Lectüre genau bekannt war, ſo würden deren Geſtalten jetzt gewiß zur ungeſtörten Anſchauung vor mein Geiſtesauge hingetreten ſein, wäre meine Fantaſie nicht von den Geſtalten meiner eigenen Dichtung „Meſuſah“ noch all zu ſehr in Anſpruch genommen worden. Da war es beſonders Jekewel Satan, der ſich mit dämonenhafter Rührigkeit in den Vordergrund und alle andern zurück drängte

*) Es dürfte vielleicht manchen unter unſern Leſern geben, dem die angeführte Erzählung von Chamiſſo trotz ihrer Klaſſizität, ihrer Verbreitung, und Popularität ja Ueberſetzung in die meiſten europäiſchen Sprachen dennoch unbekannt iſt. Wir geben hier kurz den Inhalt: Peter iſt arm, ein Dämon kauft ihm um große Glücksgüter ſeinen Schatten ab, aber Peter erkennt jetzt erſt, was für eine unentbehrliche Sache der Schatten ſei, denn er darf ſich im Lichte gar nicht mehr blicken laſſen, ohne wegen ſeines Schattenmangels verhöhnt, wo nicht als verflucht gemieden zu werden. Nun kommt er in gräßliche Angſt und will um jeden Preis ſeinen Schatten wieder haben, der ihm wohl höhniſch vorgezeigt wird, deſſen Beſitz er jedoch nicht wieder erlangt. Endlich wird er durch den Gewinn von Siebenmeilenſtiefeln getröſtet, mit denen angethan er ſich auf weite Reiſen begibt und Naturſtudien treibt.

Heine fragte einſt ſeinen Freund Chamiſſo, wie erſterer recht drollig erzählt, um den Urſprung des Namens Schlemihl; Chamiſſo wies ihn an Hitſig? und von dieſem erhielt er folgende Aufklärung: Simri, Sohn Salu, der ſammt ſeiner Buhlerin von dem Prieſter Pinchas erſtochen wurde, ſei nach Midraſch Rabbah kein anderer als der früher oft genannte Fürſt des Stammes Simon, Schlumiel ben Zuriſchaddai. Da dieſer nun ſeinen einzigen Fehltritt ſchwer gebüßt, wollte die Bibel ſeinem früheren, geachteten Namen keinen Schandfleck anhängen laſſen, und wählte für ſelben ein Pſeudonym. Weniger nachſichtig hat aber die Volksſage dem nicht verziehen, der ſo ein Schlemihl war, ſich bei dem erſten, beabſichtigten Unrechte ſogleich erwiſchen zu laſſen. Durch eine wohl nur dem Jargon eigenthümliche Ablautung des u in e wurde aus „Schlumiel“ „Schlemiehl„

Herausfordernd stellte er sich neben dem langbeinigen, melancholischen Schlemihl und begann mit ihm einen eifrigen Disput, wie dessen räthselhafte Schattenlosigkeit eigentlich gar kein Räthsel oder Wunder sei, wie es ganz gewiß sehr viele Leute gebe, denen ein solider Schatten abgehe, man würde sie doch sonst nicht so eifrig Schattenbilder nachjagen sehen. Uebrigens sei die Schattenlosigkeit zumeist nur ein eingebildetes Uebel: denn viele Leute haben wohl einen Schatten, der aber aus Stockblindheit, aus übertriebener Bescheidenheit oder gar aus hämischer Bosheit vor ihnen selbst und anderen nicht gesehen oder übersehen werde. So werfe das Volk Israel schon seit zweitausend Jahren keinen sichtbaren Schatten, weil es seit so langer Zeit immerdar nur auf den Schattenseiten des Erdenlebens wandle, und zu einem respektablen Schatten auch ein rechter Sonnenschein unerläßlich nöthig sei. Auch sei der Schatten durchaus nichts Reeles und Würdiges, sonst würde sich ein so nichtswürdiger Bursche wie der Dornbusch in der Fabel des Jotham (Buch der Richter, C. 9.), die nebenbei gesagt, älter sei als die äsopischen Fabeln, des Schattens nicht so sehr gerühmt haben. Vergebens wehrte sich mein armer Freund, als echter deutscher Gelehrter, mit Citaten aus Kant, Leibniz, Fichte u. s. w.; Jekewel setzte ihm keck seinen Rabbi Gamliel's, seinen Rabbi Josua's, seinen Hillel und Schammai entgegen. „Halt!" rief er endlich, nachdem er kopfschüttelnd eine Zeit lang einen Daumen rasch um den anderen gedreht und diese Manipulation mit einem leichten Klatsch der flachen Rechten auf die flache Linke beendigt hatte, „halt, was gebe ich mich denn viel mit ihnen ab? Sie sind ja gar nicht auf der Welt! Ich träume Sie ja nur, oder besser gesagt, Sie sind mein Schatten, mein leibhaftiger Schatten und somit reklamire ich Sie kraft Rechtens, und trete ohne weiters meinen Besitz wieder an." Und das kleine Männchen trat auf den langen Schlemihl so eifrig zu, daß er bei einigen Leichdornen hätte laut aufschreien müssen. Doch die Erscheinung Peters löste sich seltsamerweise auseinander, und wie in ein Futteral kroch Jekewel in dieselbe, reckte und streckte sich, bis sie ihm ganz gerecht war, hing ihr seine eigene Kleidung um, und nun stand ein Wesen vor mir, gehüllt in die bei den älteren Rabbiner übliche Schubizza, ein Streimel (Pelzmütze nach polnischer Art) auf dem Kopfe, das Gesicht aber zeigte die gutmüthigen Züge Schlemihls, und die Füße steckten im seltsamen Contraste zur übrigen Bekleidung in großen Wasserstiefeln, die ich sogleich als die Gedankensiebenmeilenstiefel Peters wieder erkannte. „Nun bin ich wieder ich selbst, und will es bleiben!" rief der neue Mann mit so gewaltiger Resignation, daß ich gewiß aus Schrecken darüber erwacht wäre, hätte ich nicht ohnehin im selben Momente ein leises Rütteln an meiner Schulter verspürt, durch das ich erwachte. Ich hatte Besuch, und dieser wurde mir angekündigt. „Ist der Mann mit dem Schatten da?" rief ich, noch ganz vom Traume befangen. „Nicht gerade der," rief Herr P., der Verleger der Sippurim, denn er war der Besuch und

hatte aus den vor mir liegenden offenen Buche leicht auf meinen Ideengang geschlossen, „nicht gerade der, aber auch einer, der Schattenbilder, am liebsten Schattenbilder der Vorzeit kauft.“ „Hören Sie!“ fuhr Herr P. fort, „ich habe einen guten Gedanken für Sie:“ „Ei,“ unterbrach ich, die Worte Heines, parodirend die er von seinem Verleger Julius Kampe spricht,

„Ein anderer Verleger hätt' mich vielleicht
Redaktorisch censiren lassen;
Der aber gibt mir Gedanken sogar,
Werde ihn niemals verlassen!“

„Alles recht schön!“ sagte Herr P, „aber hören Sie nur; ich habe so eben das Manuskript Ihrer „Mesusah“ durchgelesen, und indem ich hoffe, daß andere mit mir gleichen Geschmackes sind, wünsche ich mit Jekewel Eutan nähere Bekanntschaft zu machen. Haben Sie nichts näheres über ihn mitzutheilen?“ „„Dem Manne kann geholfen werden!““ erwiederte ich pathetisch, sprang auf, griff nach Papier und Schreibzeug, schrieb und ruhte nicht eher, als bis ich eine Folioseite völlig beschrieben hatte.

„Schreiben Sie so eifrig fort!“ sprach Herr P., als er ging, „und wir wollen sehen, daß wir diese Geschichte mit der „Mesusah“ noch in dasselbe Heft der Sippurim bringen.

Und somit habe ich die Genesis der folgenden Blätter erzählt die ich ihrer eigenthümlichen Entstehungsweise halber „Ein jüdischer Peter Schlemihl“ benannt habe. Möge der denkende Leser beurtheilen, ob der Titel ein passender sei.

---

1. Kapitel.

Inclination zum Schlemihlthum.

„Und gönnst du, Christ! uns einst auch deine Fluren,
Gibst du uns Freiheit, Recht, Gesetz zurück;
Ein Krieg, den die Jahrhunderte sich schwuren,
Den endet nicht ein Friedensaugenblick!“

„Schutt“ von Anast. Grün.

Es ist ein sehr bitteres Wort, das einer der größten Dichter Deutschlands, einer der ehrenhaftesten und geehrtesten Bürger unseres Staates ausgesprochen, wie wir es zum Motto dieses 1. Kapitels gewählt haben. Und er sprach es aus im neunzehnten Jahrhunderte, im Jahrhunderte der Aufklärung, der wiedererstandenen Würde des Menschen selbst unter den untersten Volksklassen, in einem Jahrhunderte, wo die verschiedenen Volksstämme endlich einzusehen beginnen, dass sie nur in gegenseitiger Duldung, nur in der Vereinigung zu einem einzigen, großen, alle umfassenden Brudervolke ihr Heil begründen können, wie doch alle von einem einzigen Elternpaare stammen. Freilich sprach der nicht genug zu feiernde Anastasius Grün jene Worte in einem Jahrzehende unseres Jahrhunderts, wo nur noch wenige bevorzugte Geister von

einem endlichen Erwachen des Geistes der Freiheit, der Brüderlichkeit unter den Völkern träumten, und wo man einen solchen Traum, wenn er weiter erzählt oder gar gedeutet wurde, eben nur den Irrsinnigen, seltener schon den Dichtern verzieh, bei welcher Menschenklasse man immerhin einen gelinden Raptus voraussetzt. In jener Zeit aber, von welcher wir ein kleines Spiegelbild im engen Rahmen einer Skizze unseren Lesern geben wollen, in jener Zeit mag wohl mancher einsichts- und gefühlvolle Mann bei ähnlichen Gedanken geseufzt haben; vielleicht aber lag damals auch dem einsichtsvollsten der Gedanke fern, es könne eine Zeit kommen, in welcher der Israelit auch im Abendlande, wo er geboren, ein ihn anerkennendes Vaterland finden, es könne einem Jahrtausende langen Kriege endlich ein Friede, ein Versöhnung folgen. Damals beging der fromme Israelit den neunten Ab nicht bloß als einen Tag nationalgeschichtlicher Erinnerung mit einer synagogalen Feier; damals war der neunte Ab noch allen, die von Jakobs Wurzel stammten, ein Tag der tiefen Trauer, der strengen Kasteiung, wo die angewöhnte Resignation aufhörte, und der schmerzvoll Bewegte mit einer gewissen Wollust in alten, wieder aufgebrochenen Wunden wühlte. Sonderbar aber, höchst sonderbar ist es, dass eben dieser neunte Ab von alters her schon für die männliche Jugend Israels, die das dreizehnte Lebensjahr noch nicht zurück gelegt also keine Pflicht zur Kasteiung hat, als ein Tag besonderer Freiheit, ja in vielen Gemeinden, (wie selbst im altehrwürdigen Prag, wo man das älteste historische Denkmal der Stadt billigerweise mehr schonen und nicht zum Schauplatz der Gassenbüberei herabwürdigen lassen sollte) als ein Tag vollkommener Freiheit und Ungebundenheit, ja der ausgelassenen Lust gefeiert wird. Will man hierdurch etwa zum Theile die Profezeiung anticipieren, dass dieser Fasttag einst zum Festtag werde? Wollte man in früherer Zeit die israelitische Jugend, die Jahr aus Jahr ein in das enge Cheder (Lehrzimmer) gepfercht blieb, eine Erinnerung an jene Zeit gönnen, wo der durch viele bereits erlebte Leiden dennoch nicht gebrochene Muth ihres Volksstammes selbst den weltbeherrschenden Römern nicht wenig zu thun gab; wollte man ihr, auf welcher die Hoffnung der Zukunft beruhte, einen Tag der Hoffnung auf eine bessere, kraftvollere Zukunft gewähren?!

Es war also der neunte Ab, und die israelitischen Kinder des Ortes waren hinausgezogen nach dem Beth chajim, bewaffnet mit hölzernen Säbeln, Spießen und Armbrüsten, um da nach alter, obwohl keineswegs guter Sitte den Kampf um Jerusalem darzustellen. Bald waren sie zum Zwecke ihres Spieles in zwei Miniaturheere getheilt, und der Ort des Friedens wiederhallte von dem Lärmen eines, wenn auch nur figürlichen Krieges. Nur ein etwas älterer Knabe, dessen bleichem Gesichte man jene Kränklichkeit ansah, welche bei so früher Lebensperiode stets die Begleiterin frühreifen, tiefen Sinnes und Sinnens zu sein pflegt, stand still bei Seite in Nachdenken verloren. Der Ort, wo er sich eben befand, rief in ihm die Bilder einer Legende wach,

die er kurz vorher in der Synagoge als zu den für den neunten Ab bestimmten Klageliedern gehörig, hatte vortragen gehört, wir meinen der hebräischen Legende von dem Gange des Profeten Jeremias zu den Gräbern der Ahnen. Wir wollen dieses Gedicht, das weit minder beachtet wird als viele andere, die es an Tiefe des Gefühls, an Kraft des Ausdrucks und Fülle der Gedanken bei weiten übertrifft, unseren Lesern zu Liebe in deutscher metrischer Bearbeitung bringen:

Als Jirmijahu nach der Grabesstätte
Der Väter lauten Jammers ging hinaus:
„Was ruht ihr in der Erde sichern Bette,
Da eu're Kinder, aus dem Vaterhaus
Gestoßen, untern Sklavenjoch mit Zagen
Nach eueres Verdienstes Schutze fragen!?"

Aufstanden alle da mit bittern Weinen,
Aus ihrer seligen Ruhe aufgeschreckt,
Um sich vor Dem in Bitten zu vereinen,
Der seinen Thron mit Wetterwolken deckt.
Mög' er nach der Verheißung Gnade schenken:
„Den früher'n Bund will ihnen ich gedenken!"

„„Vertauscht mit Götzentand ward ich von ihnen,""
So tönet Antwort aus des Himmels Höh'n,
Nicht scheuten sie, den Unwesen zu dienen,
Die machtlos ihren Schöpfern gleich vergehen;
Mein Zürnen selbst konnt' nicht der Unthat wehren;
Durft' ich den Spruch: „Er ist nicht, „schonend hören?„

Er, der genannt der Vater der Nazionen,
Hub also seine Bitte an: „O Herr!
Zehn Prüfungen, die wolltest du mir lohnen
An ihnen, deren Unglück nun so schwer;
Als einmal nur mich Bangen überkam,
Da spracheſt du: „Nicht fürchte Abraham!„

„„Dem Falschen haben sie sich zugewendet,
Ob höchste Wahrheit ihnen ich verlieh;
Und ward des Lebens Quell auch rein gespendet,
Muthwillig schöpften ihre Labung sie
Aus faulender Zisternen Schlamm' und Kothe;
Und ahnd' ich nicht den Bruch der Zehngebote?!""

So Isak ruft: „Ward ich zum Opferlamme
Vergebens vor dir, Höchster! auserseh'n,
Dass nun die Theueren aus meinem Stamme,
O Jammer! in Verderben untergeh'n,

Verklingt wie Nachhall zwischen öden Klüften:
„Und meinen Bund will ich mit Isak stiften!?“

„Konnt überhören der Verzweiflung Laute
Ich, der Empörung Grollen immerfort;
Wo gläubig den Altar dein Vater baute,
Die heilige Stätte ward entweiht durch Mord;
Auf Moriah, in meines Tempels Hallen,
Ist am Altar Zacharias gefallen.“

So klagt auch er, der fromm in Zelten wohnte,
Und dem das Leben wenig nur gelacht
„Weh', daß mein Mühen also wenig lohnte,
Des Tages Hitze und der Frost der Nacht;
Die ich geschützt mit meinem eig'nen Leben,
Sind Feindes Willkühr schutzlos hingegeben.“
Es spricht, der, der Tirannenmacht entronnen,
Des Nilus Welle liebevoll gewiegt:
„Schlug ich vergebens aus dem Fels der Bronnen,
Daß meiner Heerde jeder Quell versiegt;
Kannst, Ewiger! das Volk du also hassen,
Dem galt: „Daß nie sei Israel verlassen!?“

Urmütter auch um ihre Kinder weinen
Mit Rahel; da von Himmel ruft der Herr:
„Geht ein zur Ruh', ihr Treuen, Sündenreinen!
Nicht Solchen Bitten fehle die Gewähr;
Bin ihretwillen von Zion geschieden,
Kehr mit den Euern wieder heim in Frieden.“

Die aufgeregte Fantasie des Knaben sah in den dämmerigen Gebüschen die Gestalten der Dichtung auftauchen, die von leisem Lufthauch bewegten Zweige schienen bei ihren Klagen mit zu seufzen, und gespannter Aufmerksamkeit horchte er, ob denn noch immer nicht die trostreiche Erwiederung vom Himmel niederschalle.

Aber andere, grelle Töne schlugen an sein Ohr und weckten ihn aus seinen erwartungs- und glaubensvollen Träumereien in widriger, ernüchternder Weise. Das ausgelassene Lärmen der spielenden Knaben hatte sich in ein wahres Geschrei der Wuth verwandelt, und der bloß gespielte Krieg war eben im Stadium des Ueberganges zu einem wirklichen, in Anbetracht der Mächte, die hier stritten, ziemlich ernsten Kampfe. Die Ghetto-Jugend hatte sich auf dem Felde der ewigen Saaten, dem einzigen Felde, dessen Besitz dem Juden damals gestattet war, vor jedem Angriffe sicher geglaubt. Meinte sie auch nicht, die Heiligkeit der Stätte werde die Straßenjugend des Ortes ihren gewöhnlichen, grundlos und eben darum um so erbitterteren, unver-

söhnlichen Gegner fern halten; so glaubte sie sich doch durch die Umfriedung der Gräberstätte vor jedem Ueberfalle geschützt. Aber jenseits der niedrigen Mauer waren zuerst Köpfe, dann auch Arme und Hände erschienen, und diese schleuderten nun einen Hagel kleinerer und größerer Steine gegen die Spielenden. Mochten aber diese durch die größere Anzahl, in der sie heute sich beisammen fanden, ermuthigt sein, mochte etwas von dem Geiste der Vorfahren über sie gekommen sein, der diese die ungleichen Kämpfe mit den Syrern und Römern aufnehmen ließ; genug, sie wichen diesmal dem angebotenen Kampfe nicht aus. Die auf den Leichensteinen von besuchenden Angehörigen der Bestatteten als Andenken zurückgelassenen Kiesel waren eine reichliche Munition; man entschloß sich sogar, einen Ausfall zu machen, man kletterte über die Mauer und folgte dem Feinde auf sein eigenes Gebiet. Auch unser nicht mitbetheiligter Knabe kletterte hinüber, nicht sowohl um zu kämpfen als indem er im Zuschauen eine willkommene Aufregung fand, die ihn von seinem schmerzvollen Gedanken losreißen konnte. Wie es aber im Parteienkampfe gewöhnlich geschieht, daß der müßige Zuschauer die derbsten Püffe erhält oder gar zum Opfer wird; so geschah es auch hier. Ein spitzer Stein flog an die Stirne des einzigen müßigen Zuschauers, sogleich färbte ein Blutstrom dessen bleiches Gesicht, und eine tiefe Ohnmacht hätte ihn beinahe jetzt schon im hoffnungsvollsten Lebensalter zu denen gebettet, die da lebensmüde unter dem Rasen schliefen. Dann ebenfalls wie gewöhnlich flohen die Urheber und Theilnehmer vom Schauplatze des Streites, nachdem dieser unerwarteter Weise größere und gefährlichere Dimensionen angenommen hatte, unbekümmert um das schuldlose Opfer und nur darauf bedacht, die eigene Haut heil davon zu bringen. Der ohnmächtige Knabe wäre auch gewiß an dem abgelegenen, menschenleeren Platze hilflos vergangen, wäre ihm nicht Beistand geworden durch ein christliches, dem Jünglingsalter bereits näherstehendes Bürschchen, das, gleichfalls unbetheiligt, ein Zeuge der hier erzählten Vorgänge gewesen war. Es war dies der Sohn einer wenig bemittelten Tuchmacherswitwe aus einem der niedrigen Häuschen am Fuße des Friedhofhügels, der, weil es eben Sonntag war, im Schatten eines Baumes liegend eifrig in einem Buche gelesen und so sich einem Vergnügen hingegeben hatte, das ihm bei der Armut seiner Mutter und der Nothwendigkeit unabläßiger, angestrengter Arbeit während der Werketage nicht gegönnt war. Als talentvoll von seinen Lehrern in den niedrigen Schulen anerkannt, als fleißig und sittlich ausgezeichnet, war er ursprünglich für die Studien bestimmt gewesen, mußte diesen jedoch bei dem plötzlichen Tode des Vaters entsagen, um am Webstuhle für seinen und seiner Mutter Lebensunterhalt mit zu arbeiten. Wohl war er auch von den muthwilligen Judenhassern zur Theilnahme an ihrer Hetze aufgefordert worden, hatte aber die Aufforderung entrüstet zurückgewiesen und deshalb manche Neckerei hinnehmen müssen, welcher er ruhigen Gleichmuth entgegensetzte. Dieser stürzte nun eiligst auf den

Gefallenen zu, wischte ihm mit seinem Taschentuche das Blut aus dem Gesichte; und da er sonst nicht zu helfen wußte, lud er ihn nicht ohne große Anstrengung auf seine Arme und trug ihn nach dem Häuschen seiner Mutter. Diese war über die Ankömmlinge nicht wenig erschrocken, um so mehr als sie den Verwundeten ins Gesicht sah. „Gott im Himmel!“ rief sie mit den bei frommen Christinnen üblichen Ausdrucke, „das ist ja der kleine Jakob unserer braven, guten Wollehändlerin, das einzige Kind unserer Wohlthäterin!“ Eifrig wusch sie die Schläfen des Kindes mit herbeigeholten Essig ließ es an starken Essenzen riechen, wie sie gute Hausfrauen im Volke für unvorgesehene Fälle bereit halten, und schickte eine gefällige Nachbarin eiligst nach einem Arzte. Erst als die Kopfwunde Jakobs regelrecht verbunden und er wieder völlig zu sich gekommen war, erst, als er sanft auf den weichen Pfühlen eines guten Bettes schlummerte, hing die gute Frau ein großes Tuch um, und ging, nicht ohne noch einigemal nach den Kranken hingehorcht zu haben, um dessen Mutter vorsichtig von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen.

---

2. Kapitel.

Gegenseitigkeit.

„Es braucht nichts Großes zu sein,
was du den Andern schenkst oder
bereitest, thu es mit freundlichem
Blick und Gedanken, und es wird
gut sein.
Doppelt glücklich aber wirst du sein,
wenn dein Nebenmensch den gleichen
Vorsatz gefasst hat wie du, und er
sendet dir nun unverhofft etwas
Freundliches in dein Haus oder Herz.“

Auerbach.

Die Wunde, welche Jakob oder Jekewel, wie er im Ghetto hieß, erhalten hatte, war zwar durchaus keine gefährliche, ihre Heilung nahm jedoch längere Zeit in Anspruch, als man anfangs erwartet hatte. Die etwas verspätete ärztliche Hilfe konnte den bedeutenden Blutverlust nicht paralysieren, und bei der Schwächlichkeit des Knaben, seinem höchst sanguinischen Temperamente war das Wundfieber heftiger und länger andauernd als gewöhnlich bei Verwundungen von geringer Dimension. An eine Uebertragung des Patienten in die fern liegende Judenstadt war vorerst nicht zu denken; und als die Mutter, eine allgemein für wohlhabend geltende Witwe sah, wie die Tuchmacherin und ihr Sohn mit fast zärtlicher Sorgfalt sich die Pflege ihres Kindes angelegen sein ließen, ließ sie dieselben ruhig gewähren, und

nachdem sie einige Tage und Nächte unausgesetzt am Krankenbette zugebracht hatte, ging sie jetzt ruhigen Sinnes wieder ihren nicht unbedeutenden Geschäften nach. Durch eine jüdische Magd hatte sie im Tuchmacherhäuschen eine koschere Küche einrichten lassen; der sonst immer rührige Webstuhl feierte, um dem Kranken nicht den Schlummer zu rauben, und nach wenig Tagen entließ die Meisterin ihren Gesellen und zweiten Arbeiter, da sie, einem Versprechen der Jüdin gemäß, bei dieser eine stättige, minder kümmerlich ernährende Beschäftigung finden sollte.

Niemand fühlte sich bei diesem unerwarteten Wechsel der Verhältnisse glücklicher und befriedigter als Johann. Als ein fleißiger, mit reichen Gaben des Geistes von der Natur ausgestatteter Knabe hatte er sich in der Schule, des Wohlwollens seiner Lehrer und Vorgesetzten zu erfreuen, und war schon in zartem Knabenalter zum Eintritte in die Lateinschule zugelassen, damals das Vestibulum der höheren Wissenschaft und die Leiter, welche allein zu Würden in Staat und Kirche führte. Der brave, in seinem Handwerke geschickte und fleißige Vater Johanns hatte sich als Geselle einiges Geld erspart; mit Hilfe dessen und der kleinen Mitgift seiner Frau erwarb er das damals sehr theuere Meisterrecht, und brachte es nach einigen Jahren zu der günstigen Aussicht, das Häuschen, welches er in Miethe bewohnte, sammt einem daran stoßenden kleinen Garten und einem nahe gelegenen Stück Ackers käuflich an sich bringen zu können. Wirklich ward der Kauf abgeschlossen, eine Summe baar angezahlt; das Uebrige des Kaufschillings sollte in einige Jahresraten abgetragen werden. Ein nach den bescheidenen Ansprüchen der Familie verhältnismäßiges Glück schien dauernd begründet, und oft malten sich die Eltern, welche beide streng religiösen, ja sogar etwas schwärmerischen Familien entstammten, in denen noch vielfältige hussitische Traditionen lebten, in lichten Bildern die Zukunft aus, wo ihr einziger Sohn Johann als Priester und Prediger dem Volke die Glaubenslehre verkünden und ein Abglanz des Nimbus, dessen er gewiß theilhaftig würde, auch die Eltern, die einfachen Handwerksleute, verklären sollte. Doch es sollte anders kommen.

Als der brave Meister an einem trüben Wintertage mit mehreren anderen Genossen seines Gewerbes nach einem nahen Städtchen zu Markte fuhr, wo sie einen Theil ihrer Waarenvorräthe abzusetzen hoffen, gerieth der Wagen auf dem von Regen und Schnee durchweichten Wege aus dem Geleise und drohte umgeworfen zu werden. Die Eigenthümer der Waaren stemmten sich gegen den Wagen um ihn aufrecht zu erhalten; doch hatte er bereits das Uebergewicht genommen, und im Falle weithin geschleudert flogen die schweren Ballen und Kisten. Eine der letzteren traf den Vater Johanns so heftig auf die Brust, daß ihm sogleich Blut zwischen den Lippen hervorquoll und er sterbenskrank auf einen Bauernwagen aus dem nächsten Dorfe geladen, nach Hause geführt werden mußte.

Der aufopferungsvollen Pflege des treuen Weibes gelang es nur, ihn

noch wenige Tage am Leben zu erhalten; da die Verletzung der edelsten Organe der Bruſt den Tod unvermeidlich mit ſich brachte. Für die Witwe kam nun eine Zeit der ſchweren Prüfung; die gewerblichen Verhältniſſe ihres hingeſchiedenen Mannes waren derart geweſen, daß ſie nun mancherlei von ihm eingegangenen Verpflichtungen auf ſich zu nehmen hatte, und wollte ſie den erworbenen, kleinen Wohlſtand nicht ganz einbüßen, ſo mußte ſie ſich entſchließen, als Meiſterin das Handwerk mit Hilfe eines tüchtigen Geſellen fort zu führen. Dieß geſchah denn auch und da ſie als wackere Hausfrau, als ſparſam und redlich bekannt war, wurde von den wenigen Gläubigern der Credit ihres ſeligen Mannes mit günſtigen Zahlungsbedingniſſen auf ſie übertragen. Das Schmerzlichſte, was die Witwe in ihrem traurigen Stande erfuhr, war die Nothwendigkeit, ihren Johann den Studien, in welchen er bereits vielverſprechende Fortſchritte gemacht hatte, zu entziehen. Mit dem Herbeiſchaffen des Materials und dem Verkaufe der fertigen Erzeugniſſe oft außer dem Hauſe beſchäftigt, mußte ſie jemand Verläſſlichen haben, der die Fortſchritte der Arbeit, das redliche und richtige Gebahren der Arbeiter zu Hauſe überwachen ſollte, da es ſich um mehr als Lebensunterhalt und Wohlſtand, da es ſich auch um den ehrlichen Namen handelte. So mußte nun Johann die ihm liebgewordenen Bücher mit Spule und Weberſchiffchen vertauſchen; doch auch hier erwies er ſich als geſetzter, tüchtiger und praktiſcher Burſche, und das Gewerbe, dem nach dem plötzlichen Ableben des Vaters eine Stockung gedroht hatte, ging nun wieder im gewohnten Gange. Nur an Sonn- und Feiertagen erlaubte er ſich den Genuß ſeiner wohlverwahrten, ihm überaus theueren Bücher, die er jedesmal nicht ohne einiges Leid zu fühlen, wieder ſorgſam in den Schrank ſperrte. Doch noch hatten die Armen nicht den letzten Tropfen aus den Wermuthsbecher des Schickſals geleert. Für den nöthigen Lebensunterhalt, für die Unbeflecktheit des ehrlichen Namens der Familie und des Andenkens des verſtorbenen Familienvaters war nun wohl ſo ziemlich geſorgt; aber nun kam der Termin zur Ratenzahlung auf den Kaufſchilling des kleinen Beſitzthums. Wohl hatte die Tuchmacherin dieſer Zeit mit banger Sorge ſchon lange entgegen geſehen; ſie hatte ſich in verdoppelter Arbeit angeſtrengt, da ihr Gewerbe doch nicht ſo einträglich war als unter Leitung des zu früh geſchiedenen Meiſters. Aber Mühe und Sorge lecken nicht; denn immer bleibt es für eine Frau, inſofern ſie nicht über ſehr reiche Mittel verfügt, ſchwierig, eine gewerbliche Concurrenz zu beſtehen überall zurückgedrängt und überholt iſt ſie genöthigt, dann erſt Schutz und Hilfe auf ihrem Wege zu ſuchen; während der raſche, ſelbſtſtändige Mann das Ziel ſchon erreicht hat.

Immer noch hoffte ſie, der reiche Gläubiger werde ihr eine Friſterſtreckung gewähren; hatte er doch das Häuschen, bevor es ihr ſeliger Mann ankaufte, unbeachtet verfallen laſſen. Aber der hartherzige Gläubiger, ein reicher und in der Stadt einflußreicher Mann hatte Gefallen an dem kleinen

Anwesen, das durch Fleiß, Ordnungsliebe und Reinlichkeit aus einer Ruine zum wohnlichen Häuschen geworden. Er hoffte das Häuschen sammt Garten und Feld bei Zahlungsunfähigkeit der Witwe wohlfeil zurück zu kaufen; öfter ging er nun daran vorüber auf seinen Spaziergängen, und mit gierigen Blicken schaute er nach den blanken, von Rebengewinde umrahmten Fenstern, nach dem Gärtchen, in welchem neben einigen Gemüse auch manche gut gezogene Blume prangte. Als nun die Bitte um Fristerstreckung an ihn gerichtet wurde, antwortete er mit Drohungen, und versicherte, auf keine Gründe, sondern nur auf den Klang des blanken Geldes hören zu wollen. Durch den Rückverkauf aber oder gar durch gerichtliche Veräußerung gingen alle jene Auslagen an Geld und Arbeit verloren, die bisher gemacht worden, und wurde Johanns Mutter auch um die Hoffnung auf eine Ruhestätte und mäßige Versorgung im Alter ärmer gemacht. In der Angst ihres Herzens entschloß sie sich, zu Judith, der Wollehändlerin, ihre Zuflucht zu nehmen. Diese, selbst Witwe seit einigen Jahren, war durch die Erfahrung eigenen Leides und durch ein von Natur gutes Herz günstig gestimmt; hatte sie doch nach dem Tode des Tuchmachers, als dessen bedeutendste Gläubigerin, sich mit den allererträglichsten Zahlungsbedingungen zufrieden gestellt. Auch diesmal wurde das Vertrauen nicht getäuscht; und Judith, die in der Gasse für wohlhabender galt als sie eigentlich war, verkaufte ein Sümmchen Dukaten, ein für besondere Vorkommnisse im Leben aufbewahrtes Ersparnis fest vertrauend der weisen Lehre, die sie kurz vor dem Besuche der Bittstellerin im Buche Sirach gelesen, wo es heißet: „Die Wohlthat des Menschen behält Gott wie einen Siegelring, wie einen Augapfel die guten Werke."

Und so kehrte der Friede wieder ein bei den Bedrängten, und nur zu bald fanden sie, wie wir oben erzählt Gelegenheit, für die ihnen gewordene Hilfe sich durch Anhänglichkeit und Treue werkthätig dankbar zu erweisen.

---

3. Kapitel.

Der Schatten kommt abhanden.

„Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leih'n;
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden,
Und äschert Städt' und Länder ein."

Schiller.

„Wärme dich am Feuer der Weisen, verfahre aber vorsichtig mit ihrer Gluth, daß du dich nicht verbrennest. Denn ihr Biß ist der Biß des Schakals, ihr Stich der Stich des Skorpions, und ihr Zischen ist Zischen der Schlange und all ihre Worte sind wie glühende Kohlen."

Sprüche der Väter.

„Die Mücke wird den Hammerschlag gewohnt ist ein Sprüchwort, das wohl von jeher in jedem Ghetto das Bürgerrecht hatte, wenn man, selbst

nur in ſprachlicher Beziehung, von einem Bürgerrechte im Ghetto reden durfte. Die Sage, die dem zu Grunde liegt, iſt wohl ebenfalls eine allzubekannte, als daß wir hier ſie wiederholen ſollten; fände ſich aber doch jemand, unter unſeren Leſern der ſie nicht wüſſte, ſo verweiſen wir ihn an ſeine liebe Großmutter, die ſie ihm gewiß eines Breitern wird erzählen können. Ich, der ich dieß ſchreibe, geſtehe es, daß dieſe Sage mir manchen Naturgenuß gar arg verleidete; denn war ich in meiner Kindheit auch kein Titus, weder in der Bedeutung des Wortes, den ihm der Jude früher beilegte noch in der edleren, die man dieſem Namen gegenwärtig gibt; ſo hatte ich doch auch hin und wieder eine kleine Schuld auf dem Gewiſſen, wie z. B. ein vergeſſenes Nachtgebet, eine verbotene Näſcherei u. drgln. mehr. Kam ich nun einmal aus der engen Lehrſtube in des lieben Gottes freie Natur, freuete ich mich an den hellen Sonnenlichtern, die rings auf Blumen und Gräſern Quellen und Hainen ſpielten, ſo kam gewiß ſo ein kleiner Dämon in Geſtalt einer Mücke oder eines anderen Inſektchens und bemächtigte ſich in ſo bedenklicher Weiſe meiner Naſe, daß ich vor Schrecken außer mir ſchon alle Qualen des Titus über mich los gelaſſen glaubte. Als ich aber ſpäter Naturgeſchichte und ſogar Weltgeſchichte lernte und lehrte; da erkannte ich wohl, daß eine Mücke nicht in einem menſchlichen Gehirne jahrelang hauſen, daß ſie nicht zur Größe einer Taube heranwachſen weder einen kupfernen Schnabel noch eiſerne Krallen erhalten konnte; ich wuſſte wohl, daß der in ſeiner Jugend leichtfertige und grauſame Titus ſpäter ein edler, menſchenfreundlicher Regent wurde. Nun bekam die Sage für mich den Werth einer Allegorie. Unter dem Bilde der Mücke ſah ich den Gewiſſensbiß, den Titus über ſein Verfahren in Jeruſalem gefühlt haben mag, dem er im Geräuſche eines ſtrebſamen Lebens mochte entgehen wollen, der aber immer und immer wiederkehrte und ihn nie verließ. Daher auch der Zweifel an ſich ſelbſt und an dem, was er vollbracht, wie er ſich bei ihm in den Worten ausſpricht: „Dieſen Tag habe ich verloren!“ Gewiß würde ein Mann, der ruhig ſeiner Pflicht hinlebte, mochte deſſen Stellung eine gewöhnliche oder außergewöhnliche ſein, nicht ſo ängſtlich über ſich gewacht haben, wie nur die Reue es vermag. Und wahrlich, der Zweifel an uns ſelbſt, ebenſo aber der Zweifel an dem, was uns von Kindheit auf wert, theuer und heilig geweſen, ſind ganz geeignet, uns auf's Grauſamſte zu quälen, uns jeden inneren Halt zu rauben und unſer moraliſches Weſen endlich ganz zu vernichten, wenn nicht ein günſtiges Geſchick uns noch am Rande des Abgrundes ergreift und von dem jähen Sturze in eine Tiefe zurückhält, aus der kein Emporklimmen mehr möglich iſt. Wohl dem, dem es gegönnt iſt, im Sturze ſelbſt noch irgend etwas zu ergreifen, daran ſich feſt zu halten, und wenn auch unter unſäglicher Qual und Mühe, Geduld und Anſtrengung wieder die Höhe zu erreichen. Gegen verlorene Gemüthsruhe, da wo ſie vom Zweifeln am Heiligſten oder von Hintanſetzung unſerer Pflichten herſchreibt, gibt es aber nur eine einzige Art des Gegen-

gewichts, nur eine Möglichkeit der restitutio in integrum, das sichere Bewußtsein einer schönen, versöhnenden That. Nach dieser ethischen Excursion, die wir mit gleichem oder noch mehr Rechte an die Spitze eines späteren Kapitels hätten setzen können, kehren wir zu unserer Erzählung zurück.

Der genesende Jekewel lag schlummernd in einem weichen, mit blendend weißen Pfühlen reich versehenen Bette in einer schattigen Stubenecke, am Fenster saß die Tuchmacherin und spann, die Weinranken vor den Fenstern milderten die hellen Sonnenlichter des Sommernachmittags. Johann saß am Tische mitten im Zimmer; er hatte seine lieben Bücher und Schriften wieder hervorgesucht und las und schrieb emsig, suchte dasjenige sich wieder anzueignen, was ihm im Laufe der Zeit verloren gegangen war, und benützte die um diese Jahreszeit stattfindenden Ferien, um sich für den Wiedereintritt in die Schulen vorzubereiten. Still vergnügt sah die Mutter nach seiner Beschäftigung hin und wieder mochten sie goldene Träume der Zukunft umgaukeln, für die sich jetzt günstigere Aussichten eröffneten. Eine leichte, doch hörbare Bewegung des Kranken störte sie auf, und sie eilte an dessen Bette, den Erwachten zu fragen, ob er etwas wünsche. Diesen aber quälte das allgemeine Uebel der Rekonvaleszenten, das oft so lästig ist, als die Krankheit selbst, nämlich die Langeweile. Gewöhnt an ein fleißiges Studium der Bibel und des Talmuds und dem Müssiggange durch Erziehung und Temperament abhold, fand er an den wenigen Besuchen der Mitschüler und einiger älterer Bochurim der Jeschiwah kein Genüge, da sie nur selten den Weg in den entlegenen Stadttheil machen konnten. Selbst aber in Bibel oder Talmud zu lesen, hatte ihm der Arzt einstweilen als anstrengend noch verboten. Und so bat er nun seine treue Wärterin, ihr Johann möge sich an sein Bett setzen, ihm etwas zu erzählen oder gar vorzulesen. Dieser war willig dazu bereit, und in der kleinen Handwerkerstube, die sonst dem nicht günstig gewesen, entwickelte sich nun ein eigenthümliches Geistesleben. Der bedächtige, kluge, auch ziemlich ältere Johann wählte bei seinem Erzählen und Vorlesen nur solche Stoffe, die dem Verständnisse des Zuhörers angemessen, dessen Interesse erregen konnten. Wie staunte nun der Judenknabe über die Schilderungen von fremden Völkern, Ländern und Welttheilen, von Begebenheiten, von denen er nie und niemals sich hatte träumen lassen; durften doch die Wissenschaften solcher Gegenstände als profan und dem Studium der heiligen Lehre Eintrag drohend, nicht in das abgeschlossene Sanctuarium der jüdischen Schule dringen.

Es ist wahrlich eine sonderbare, ja einzige Erscheinung in der Kulturgeschichte der Völker, wie sie sich dem aufmerksamen Forscher in dem Bildungsgange des israelitischen Stammes kundgibt. So lange da nämlich eine bevorzugte Priesterschaft (wir dürfen uns fast den Ausdruck „Priesterkaste" erlauben) existirte, die zum großen Theile mit dem religiösen und politischen Richteramte betraut war, zeigte sich diese Priesterschaft eifrigst bemüht, Wissenschaft und Kenntniß zum allgemeinen Gute zu machen, nie und niemals die

Ideen des Heiligen und Erhabenen als ihren privilegirten Privatbesitz unter Mysterien verbergend. Nun aber, wo diese Priesterschaft ihre Organisation und damit ihre Rechte und Pflichten fast eingebüßt, ja nur mehr als eine Erinnerung an eine große Vergangenheit geachtet wird, nun ist es eben keine seltene Erscheinung mehr im Judenthum, daß Verdummung und Verfinsterung von Leuten angestrebt wird, deren erste Pflicht es wäre, der Aufklärung und dem regsten Geistesleben möglichsten Vorschub zu leisten. Man mißverstehe uns ja nicht! Nicht die Ortodoxie (insoferne sie die strengste Observanz aller, selbst der kleinlichsten Gebräuche in ehrlicher Ueberzeugung verlangt) ist es, die wir hier im Auge haben; aber wir können unsere Mißbilligung jenen gegenüber offen aussprechen, die, wie die Rebbis unter den Chassidäern, ihre Stellung eigennützig ausbeuten, oder die unter dem Mantel einer Moderniſirung und Regelung der kultuellen jüdischen Verhältnisse mit unjüdischen Formen und Formeln auch unjüdische Begriffe, wie die von Geistlichen und Laien, annektiren. Ja, Letztere sind es besonders, welche den Juden oft gegen alles profane Wissen und Kennen mißtrauisch machten, da er in dem profanen Wissen der Neologen (freilich mit Unrecht) den Grund zu so mancher Abweichung von der frommen Väterſitte muthmaßt.

Kommen aber solche Vorurtheile und schiefe Ansichten noch jetzt vor, um wie viel mehr mußten sie zu einer Zeit vorhanden sein, wo der Jude nicht nur gegen alles, was außer dem Ghetto geistig geschaffen oder gefunden wurde, sich selbst abschloß sondern auch gewaltsam abgeschlossen wurde. So lebhaft auch die Regsamkeit auf dem Gebiete der frommen Studien war, alles was außerhalb des Gesichtskreises dieser Forschungen lag, blieb unbekanntes Land, so wie man durch das beste Teleskop, wollte man durch dieses allein den Himmel sehen, das Erfaßte zwar in möglichster Genauigkeit erblicken würde, das Erfaßte aber eben nur ein Stückchen des Himmels, nicht aber das prachtvolle Firmament mit seinen Millionen und Millionen leuchtender Punkte wäre, deren Anblick so ergreifend und erhebend uns zu Herze spricht. Wie mußte nun demjenigen zu Muthe sein, dem jetzt zum ersten Male der volle, unbeschränkte Gebrauch seines Auges gewährt wurde, vor dem die Hindernisse, die bis jetzt seinen Horizont beengt, plötzlich weggeräumt wurden zumal wenn dieser ein ins Jünglingsalter eben übergehender Knabe war, in welchem orientalische Glut sich mit der Raschheit sanguinischen Temperamentes einte. Jekewel konnte des Fragens, des Hörens und nach alter Chedermanier des Dreinredens nicht satt werden; und wollen wir ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, so müssen wir gestehen, daß seine Fragen zumeist geistreich, seine Einreden oft von der Gewohnheit des Polemiſirens, das keiner Autorität so leicht sich unterordnet, aber auch von einer Naivität zeugten, die dem Erzählenden manches leise Lächeln abnöthigt. Johann kannte schon mehrere lateinische Klassiker und hatte sich den Spruch des römischen Dichters wohl gemerkt, daß derjenige alles Lob verdiene, der das Nützliche mit dem

Angenehmen zu vereinen wisse. Er nahm daher beim Vorlesen und Erzählen meist solche Themata auf, deren Rekapitulation ihn für die Fortsetzung seiner Studien zumeist nützen konnte. Als Jekewel nach und nach kräftiger geworden, kam nun die Reihe des Erzählens zuweilen auch an ihn. Seine Stoffe entnahm er allein der Bibel und der Agadah; dem einzigen aber reichen Schatze seines Wissens, und war der christliche Student auch durch Katechismus und Religionslehre der biblischen Geschichte nicht ganz fremd, so zeigte sie sich ihm jetzt in so glühenden Farben, daß sein Gemüth von diesen zauberischen Bildern, die er nun in lebhafteren Tinten und hellerer Beleuchtung zu sehen bekam, gänzlich erfüllt wurde. Der Verkehr der Beiden nahm bald die Gestalt eines Verhältnisses sich gegenseitig Belehrender und Lernender an, und als nach völliger Genesung Jakobs die Uebersiedlung sämmtlicher ins Ghetto stattfand, waren sie einander ganz unentbehrlich geworden.

Johann hatte mit seiner Mutter, die ihr kleines Anwesen vermiethet hatte, ein Hinterstübchen im Hause der Wollhändlerin bezogen. Die Mutter versah die Stelle einer Sortiererin und Einkäuferin während häufig Geschäfte die Handelsfrau außer Hause oder auf Reisen fern hielten. Der nun wieder Student gewordene wandte sich mit allem Eifer seiner Berufspflicht zu, Jekew besuchte wieder den Schir und war ein fleißiges Bochurl, aus dem bald ein *feiner* Bochur sich entwickeln sollte. Beide aber hatten von dem Baume einer ihnen früher fremden Erkenntnis genossen, und der Genuß hatte sie nicht nur nicht befriedigt, sondern in ihnen die heftigste Begierde wach gerufen. Nun wollten aber beide sich nicht mit Fragmenten begnügen, wie sie gegenseitig spärlich in zugemessenen Mußestunden sich mittheilen konnten, und der praktischere Johann machte nun den Vorschlag man solle ganz systematisch vorgehen, und einander einen geordneten, von den Elementen der Wissenschaft ausgehenden Unterricht ertheilen. Daß sein Freund diesen Vorschlage beistimmte, er, der seinen Temperamente gemäß alles mit Eifer angriff, läßt sich wohl denken. Nun wurde manche Nacht in Gesellschaft durchwacht, die Studien eifrig und sogar Wochen- und Monatelang, eifrig betrieben; und auf den Wunsch Johanns mußte dieses Treiben vor jedermann ein tiefes Geheimnis bleiben. Nur die beiden Mütter wußten darum. Die Tuchmacherin, in deren Familie noch manche hussitische Traditionen lebten, also bei dem damaligen Stande der Weltverhältnisse Geheimthuerei üblich war, sah (mit dem einfachen Naturen oft eigenen, ganz richtigen Instinkte,) in den neuen Studien ihres Sohnes nichts als eine Erweiterung seiner theologischen Kenntnisse, die er einst erwerben sollte. Gab es doch damals am Piaristenkollegium der Stadt einen allgemein als besonders fromm geachteten Pater Bruno, von dem man wußte, daß er sich viel mit alten hebräischen Büchern beschäftige, bei denen er oft ganze Nächte in der Collegiumsbibliothek durchwache. Dieser würde gewiß, meinte sie, ihren Johann höchlichst beloben und fördern, wenn er erst nur von dem Treiben desselben

Kenntnis hätte, und nicht wenig wunderte sie sich, daß letzterer das Geheimnis so ängstlich gewahrt wissen wollte. Der Jüdin aber waren wissenschaftliche Bestrebungen, wie die ihres Sohnes, in ihrer Familie ebenfalls nichts ungewöhnliches. War doch ihr Vater selbst ein Lamdan gewesen, dem auch manches von profanen Wissenschaften nicht fremd war. Zumal aber ihr Gatte, der verstorbene Reb Veit, hatte als ein Muster seltenen Lamdonus und Charifus (Gelehrtheit und scharfsinniger Forschung) gegolten; sein Wissen aber in Chochmoth chizonioth (fremden Weisheitslehren) war so groß, daß, wie die Gasse sagte, er ebensowohl Rabbiner der größten Kehillah wie Probst des gelehrtesten Klosters hätte sein können. Doch hatte er von seinem Wissen nie materiellen Nutzen gezogen, und dieser Umstand sowie sein geringer Verkehr mit den ascetischen, im engeren Kreise seines bloß jüdischen Wissens sich bewegenden Rabbiner der Gemeinde, ja seine öftere Opposition gegen die Meinungen und Aussprüche dieses Rabbiners hatten ihn in den Geruch des Schebsenthums (Sabbathianismus) gebracht. Weil nämlich die Sabbathianer zumeist gebildete Leute waren, galten dem gemeinen Haufen viele Juden von ungewöhnlicher Bildung für Schebsen, ohne auch nur jemals mit dieser Sekte oder ihren Lehren in Berührung gekommen zu sein. Diese Anschauung ist sogar jetzt noch nicht völlig geschwunden, wie wir leicht durch Gewährsmänner erhärten können.

Welche Methoden die beiden jungen Leute bei ihrem Unterrichte beobachteten, wissen wir nicht anzugeben; wir glauben aber, daß sie selbst dafür keinen Namen gehabt hätten. Sie folgten einfach den Eingebungen ihres gesunden Mutterwitzes, und solche sind oft viel mehr wert als alle künstlichen, tiefsinnigen Theorien entnommene Grundsätze. So viel jedoch wissen wir, daß Johann den Unterricht in den klassischen Sprachen mit den üblichen ala (Flügel) und animus (Geist) anfing, daß seinem Zöglinge das amo, amare (ich liebe, lieben) nicht recht zu Sinne wollte, und daß ein anderes Muster, nämlich Cogitare (denken) mit vielem Vortheil erprobt ward. Der Unterricht im Hebräischen fing aber keineswegs mit der Grammatik an, von der unser Bochurlein wahrscheinlich selbst nicht viel wußte, sondern kaum hatte der Schüler das Lesen des Hebräischen sich nothdürftig zu eigen gemacht, so standen sie auch mit einem gewaltigen Sprunge im Heiligthume der biblischen Wissenschaft selbst und begannen beim „Bereschith bara Elohim", wozu nach der bei Sanguinikern und bei jüdischen Lehrern gewohnten Ueberstürzung das obligate: Amar Rabbi Iizchak sogleich hinzugefügt werden sollte. Gewiß wird ein solcher Sprung von manchen jüdisch-didaktischen Pfuschern, die trotz aller gegentheiligen Erfahrung den hebräischen Unterricht bei der Sprachlehre begonnen haben wollen, ein Salto mortale genannt. Die Ungereimtheit einer solchen Behauptung wird nur von der Prätension des Franzosen Jacatot übertroffen, der sich rühmte, die Methode erfunden zu haben, beim Unterrichte einer Sprache mit der Lektüre

eines ihrer Klassiker den Anfang zu machen, während diese Lehrart seit undenklichen Zeiten unter den Juden gebräuchlich war. Von Staunen ergriffen hörte er, den sein Mentor scherzweise Jochanan nannte, die kurze und markige Erklärung des ersten Bibelsatzes. Wie war da mit so wenigen Worten, ja mit einem Wortspiele, wo es sich um den einzigen Buchstaben „Beth" handelte, das Räthsel gelöst, welches seit Jahrtausenden die größten Denker der Menschheit beschäftigt, die Frage nämlich, zu welchem Zwecke die Welt erschaffen sei. Jekew fand in dem Ausspruche, die Welt sei des Gesetzes, also der Tugend wegen da, gar nichts Besonderes; ihm waren solche Wortspiele, an welche sich die erhabensten Lehren der Religion und Moral knüpften, aus Talmud und Midrasch geläufig, und die Gewohnheit hatte ihnen, da jüdische Knaben noch vor wenig Dezennien schon im achten Lebensjahre das Studium Raschi's begannen, das Bewältigende genommen. Dagegen überraschte es ihn, als er zur Lektüre der alten Klassiker kam, die Pracht poetischer Idee und Sprache, welche er sonst nur bei den Reden der Profeten, bei den Psalmen oder der erhabenen Allegorie des „Hohen Liedes" kennen gelernt, hier zwar nicht in gleicher Fülle und Pracht, aber doch immer noch in überraschender Schönheit auf Begebenheiten des minder geweihten irdischen Lebens angewendet zu finden, und oft brach er in den Lobspruch aus: „Gepriesen sei Er, der durch ihm allein gebührende Herrlichkeit auch Wesen von Fleisch und Blut verklären läßt."

Die Fortschritte Beider waren um so rascher und großartiger, als Beide oft genug Gelegenheit hatten, Manches bei ihren neueren Studien auf Aehnliches in dem sonst Gewohnten und mit gleichem Eifer Fortbetriebenen zu beziehen und hierdurch zu klären.

Jekew kam sich selbst wie einer der Adepten vor, die da meinen, in geheimnißvollem Treiben den Stein der Weisen gefunden zu haben; ja vermöge seiner lebhaften Einbildungskraft glaubte er oft, die Materien der kabbalistischen Lehren seien keine anderen als diejenigen, mit denen er selbst sich abgebe, und werden nur darum vor dem gemeinen Haufen geheim gehalten, weil es Verirrungen zu verhüten gut sei, den minder Gebildeten von jeder Kenntniß heidnischer Sitten und Denkweise möglichst fern zu halten.

Einige Jahre waren so in freundlichem Wechselverkehre hingegangen, die Jünglinge waren zu jungen Männern herangereift, und besonders Johann zeigte, daß das verschiedenartige Wissen auf ihn den wohlthätigsten Einfluß geübt habe. Er hatte an den Beispielen großer Männer in der Weltgeschichte gelernt, charakterfest nach einem Ziele zu streben und alle Kenntnisse, alle Erfahrungen für dieses eine, immer unverrückt im Auge Behaltene zu benützen. Wir wissen nicht, ob er den Pater Bruno zum Vertrauten seiner Studien, die sich mittlerweile auch über Talmud und dessen Commentare ausgedehnt, gemacht habe; doch scheint uns dies der Fall zu sein, wie wir leicht aus

Folgendem erkennen. Der gelehrte Geistliche war nämlich als Lehrer an eines der vielen in Rom bestehenden Seminarien berufen worden und bald darauf wußte man in der ganzen Stadt, daß der ausgezeichnete junge Student, der Tuchmachersohn Johann, als Zögling eines Seminars nach Rom abgehen und dessen Mutter eine kleine Bedienstung bei der Wirthschaft eines der vielen dortigen Klöster erhalten sollte. Das kleine Häuschen in der Vorstadt, dessen Besitz einst durch das Darlehen der Jüdin gerettet worden, war bereits verkauft und Alles zum Abschiede von der Heimat und zur Reise vorbereitet. Nur ein trauriger Umstand hielt Mutter und Sohn noch von der weiten Fahrt zurück. Ihre Wohlthäterin nämlich, die Wollhändlerin Judith, kränkelte seit längerer Zeit, und ihr Uebelbefinden hatte seit mehreren Monaten einen Charakter angenommen, der das Aergste befürchten ließ. Unvorgesehene bedeutende Verluste im Geschäfte hatten die Frau zu Anstrengungen angeregt, denen der schwache Körper nicht Stand zu halten vermochte, und sie war endlich genöthigt gewesen, siech und ermattet nach Aufopferung des größten Theils ihrer Habe sich vom Geschäfte zurück zu ziehen. Nun fand sie an ihrer bisherigen Geschäftsgehilfin eine so treue und sorgsame Wärterin, als diese es nur früher bei der leichteren Krankheit des Sohnes gewesen war. Auch Johann und Jekew thaten, was Pflicht, Liebe und Dankbarkeit nur zu leisten vermochten. Die meisten Nächte durchwachten Beide vereint am Krankenlager der Theueren, damit die von der Dienstleistung am Tage Ermüdeten sich der Ruhe hingeben und im Schlummer neue Kräftigung holen konnten. Schlief dann die Kranke oder lag sie minder von Schmerzen gequält ruhig da, dann nahmen die beiden jungen Leute ihre Studien vor, ihre Bemerkungen sich mit gedämpfter Stimme gegenseitig mittheilend. Oft auch verlangte die leidende Frau, daß die Gespräche lauter wurden, und obgleich sie von dem Abgehandelten wenig oder nichts verstand, freute es sie doch, wenn sie sah, wie die schönen Augen ihres geliebten Sohnes, ihres einzigen Schatzes auf Erden, heller erglänzten im Eifer des Disputes, wie die ganze schmächtige Gestalt sich gleichsam dehnte und größer wurde, als wollte sie von der hohen Warte der Wissenschaft aus das weite Weltall überschauen. Oft, wenn die beiden Gefährten auf der Bahn der Erkenntniß vor irgend einem neuen Wege stutzten, vor irgend einem ungelösten Räthsel gedankenvoll stehen blieben, war es gewöhnlich ein rasches Aufblitzen des Witzes womit Jekew das eingebrochene Dunkel erhellte. Freilich zeigte sich dieser Blitz manchmal auch als ein Irrlicht und es gelang dann nur der langsameren, aber sichereren Denkweise des bedächtigeren Gefährten, sich im Wirrsale der Gedanken und Meinungen zurecht zu finden. Diese Art Unterhaltungen verfehlten nicht, auch auf die Zuhörerin einen angenehmen Eindruck zu machen, und obgleich sie die Hoffnungslosigkeit ihres körperlichen Zustandes kannte, sah sie doch der Zukunft nicht trostlos entgegen. Glaubte sie doch gewiß zu sein, daß ihr Andenken ein gesegnetes sein werde, als das der

Mutter eines vortrefflichen, mit seltener Bildung begabten Sohnes, der sich schon eines ausgezeichneten Rufes als des „feinsten“ Bochurs der Jeschiwah erfreute, und von dem sie wußte, daß er noch manchen geistigen Schatz besitze, von dessen Vorhandensein seine Gönner und Bewunderer keine Ahnung hatten. Die Sorge für das materielle Fortkommen ihres Kindes konnte keinen Augenblick ihren heiteren Sinn trüben; damals war unter den Israeliten Reichthum an Wissen mehr oder doch mindestens ebenso viel werth, als Reichthum an Glücksgütern, und gewährte ersteres eine sicherere Anwartschaft auf gute Versorgung, als die letzteren. Doch noch eine zarte Blüthe der Hoffnung sollte der liebevollen Mutter nahe am Rande ihres Grabes erblühen. Unter den häufigen Besuchen, welche der Kranken nach frommer Sitte zu Theil wurden, waren die der Rabbinerin, der Gattin des dazumal der Gemeinde vorstehenden Rabbi Samuel, eines Mannes, der als Charif (scharfer Dialektiker), aber auch als Ascet (streng im Einhalten der rituellen Pflichten und gebotener Enthaltungen) seines Gleichen suchte, die häufigsten. Mit der Rabbinerin aber kam gewöhnlich auch deren Töchterchen Rahel, ein Mädchen von etwa vierzehn oder fünfzehn Jahren, das nach der weisen Absicht der Eltern frühe die Ausübung der Nächstenliebe und jeder den Menschen zierenden Tugend lernen und üben sollte.

Rahel war ein liebliches Geschöpf, das keineswegs von der Natur dazu genöthigt schien, einst die Schätzung und Anerkennung als Bochurim-sechorah (Bochurim-Waare) zu erlangen. So nannte man nämlich in früherer Zeit die Töchter der Rabbanim und Lamdanim, wenn sie von Natur und auch von Erziehung etwas vernachlässigt waren, da ihre Väter sich recht oft im Eifer der Studien über die Pflichten einer sorgfältigen Kindererziehung hinwegsetzten. Ein solches Mädchen pflegte man dann, wenn es heiratsfähig geworden, irgend einem guten, aber unbeholfenen Bochur anzuhängen, und solchen anstatt der Mitgift irgend ein Stellchen als Moreh Zedek, Melamed oder Rabbi in einer kleinen Gemeinde zu prokurieren. Zu dieser Bochurim-sechorah sollte also unsere Rahel nicht zählen; vielmehr war sie eines jener Wesen, wie sie die Romanen-Schriftsteller von Walter Scott bis auf Herloßsohn bei der Schilderung schöner und liebenswürdiger Jüdinnen begeistert haben. Wir überlassen es unseren freundlichen Lesern, sich die Gestalt und die Züge Rahels nach ihrem eigenen Geschmacke beliebig auszumalen, da es uns an allen und jedweden Daten hierzu mangelt und wir Blondinen und Brünetten gleich schön finden, wenn sie eben schön, gut und liebenswürdig sind. Rahel hatte unter anderen die schöne Gabe von der Natur erhalten, durch heiteres, doch nicht muthwilliges und unsinniges Geplauder auch Andere heiter zu stimmen, und die Mutter Jekews sah in ihrer Gesellschaft die Stunden wie Augenblicke hinschwinden, und nicht selten war sie trotz ihres schweren Leidens und des nie weichenden Schmerzes zu einem freudigen Lächeln genöthigt. Was war nun natürlicher, als daß die Rabbinerin ersucht

wurde, der Kranken öfter die Gesellschaft des lieben Töchterleins zu gestatten. Sie kam nun öfter mit einem Strickstrumpf oder einer Nähterei am Nachmittage zu Besuche, legte diese öfter bei Seite, um aus dem Zeeno urenno (dem sogenannten Deutsch-Chumesch, einer Art jüdisch-deutsch verfaßten, an Midraschim und Sagen reichen biblischen Geschichte) vorzulesen, und nicht selten blieb sie bis zur Dämmerung, wo dann Jekew aus dem Beth-hamidrasch und Johann aus dem Piaristen-Collegium, in dessen Bibliothek er die Tage nun zumeist hinbrachte, zurückkamen. Oefter nun geschah es, daß die jungen Männer sich in ein Gespräch mit dem klugen, freundlichen Mädchen einließen, das Anfangs zwar gar schüchtern und scheu, nach und nach aber zutraulicher geworden und gern an einer Unterhaltung theilnahm, wie sie unter den Ghettobewohnern minder gewöhnlich war. Auf diese Weise mußte sie wohl auch von dem sonderbaren Verhältnisse der beiden Freunde eine Ahnung erhalten, ohne darüber ganz klar zu werden, oder sich nur weiter darum zu kümmern.

Ueberhaupt war der Verkehr der Jünglinge mit dem Mädchen ein ganz harmloser, und diejenigen unter unseren lieben Leserinnen haben sich gar arg getäuscht, welche nun Schilderungen verliebter Mondscheinscenen, Erzählungen von durchseufzten Tagen und durchweinten Nächten, Schwüren für die Ewigkeiten und wie all die Beigaben müßiger Romantik heißen, erwarteten. Und doch war es eine, wenigstens bereits von deren Müttern beschlossene Sache, daß Jekew und Rahel einst des Lebens Leid und Freud mit einander theilen sollten. Die beiden Mütter hatten im gegenseitigen Wohlgefallen an ihren Kindern das mit einander so ausgemacht, der Rabbi hatte dem Plane für jene Zeit seine Zustimmung zugesagt, in der Jekew reif sein würde, einen geeigneten Platz als selbstständiger Mann auszufüllen. Niemand von den Eltern ließ es sich im Geringsten beikommen, es könne von einem der zunächst Betheiligten Einsprache erhoben werden. Denn das jüdische Mädchen liebt oder liebte doch in früheren Zeiten, wie Auerbach ebenso wahr als witzig bemerkt, nur jenen Mann, von dem der Vater sagt: „Er soll dein Herr sein!“ Dem präsumtiven Bräutigam aber waren durch das Lesen römischer und griechischer Dichter für die Erkenntniß der Reize einer Rahel die Augen zur Genüge geöffnet. Selbst in der Gemeinde war es bereits ein sogenanntes öffentliches Geheimniß, daß Jekew und Rahel einst ein Paar werden sollten, für dessen in inniger liebevoller Häuslichkeit zu gründendes Glück alle Vorzeichen günstig sprachen. Bei den meisten Völkern der Erde ist die eheliche Pflicht ein Kind der früheren Liebe, umgekehrt aber bei den Juden ist oder war zumeist die eheliche Liebe ein Kind der Pflicht. Hierdurch erscheint auch das Räthsel der glücklicheren und friedlicheren Familienverhältnisse bei den Israeliten gelöst. Ist doch das blinde, launige Kind weniger der Verirrung und dem Straucheln ausgesetzt, wenn es auf der weiten wirren Lebensbahn geleitet wird von bedächtigem Führer, der den Weg sich unabänderlich vor-

gezeichnet sieht. Diese frohen Aussichten für ihren Sohn wiegten die hierdurch sorglos gewordene Judith sanft in Schlummer, in einen Schlummer, für den es nur ein Erwachen gibt im Jenseits, wofür den Tugendhaften selbst auf die stolzesten Träume von Seligkeit keine Enttäuschung folgt. Jekews höchst empfindliches Gemüth war tief betrübt durch den Verlust; doch sollte er die Größe desselben erst nach den gebräuchlichen Trauertagen kennen lernen. Denn, wie üblich, drängte in der Klagewoche ein Besuch den andern; auch der Rabbi kam mehr als blos einmal zu seinem Lieblingsschüler in Begleitung des ihm von der Gemeinde bestellten Bothschammes; auch Rahel und ihre Mutter blieben nicht aus, und gewöhnlich wählten sie für ihren Besuch die Zeit nach dem Abendgebete, nach welchem die meisten Besucher sich entfernten und nun Zeit und Gelegenheit blieb zu ungestörtem, freundlichem und tröstendem Gespräche.

Aber die Klagewoche war vorüber. Nun nahmen auch Johann und seine Mutter Abschied, um die lange verschobene Reise nach dem fernen Amerika anzutreten, und Jekew sah sich in dem nun leer gewordenen Hause völlig vereinsamt. Wohl nahm er eine anständige Hausirerfamilie zu sich, die ihm als Entgelt für den Miethzins sein besonderes Stübchen in Ordnung hielt und für billige Zahlung frugale Kost gab. Aber diese Leute waren trotz aller Freundlichkeit und Zuvorkommenheit für einen innigeren Verkehr mit dem gelehrten Bochur wenig geeignet; von den Kollegen an der Jeschiwah war er von jeher bis auf den unausweichlichen Verkehr beim Schiur stets fern geblieben und sie mochten in ihrer Einseitigkeit der Bildung auch jetzt seinen Ansprüchen minder genügen; ein öfteres Zusammensein mit der Erwählten seines Herzens war aber für den Bochur und die Rabbinerstochter, selbst wenn die Mutter weniger streng und die Hauswirthschaft der helfenden Hand minder bedürftig gewesen wäre, unschicklich, daher unmöglich. Nun verlegte er sich um so mehr auf die gewohnten Studien, aber auch diese befriedigten ihn jetzt nicht; fehlte ihm doch der Freund, mit dem er Gedanken und Bemerkungen auszutauschen und sich in die Tiefen der Forschung zu versenken gewohnt war. So saß er nun eines Abends in tiefes Sinnen versunken in seinem einsamen Stübchen und ließ im unsichern Zwielichte der Dämmerung Gestalten der Vergangenheit an seinem Geistesauge vorüberschreiten. Da dachte er des früh hingeschiedenen Vaters, von dem die Erinnerung kein deutliches Bild für ihn bewahrt, er dachte der guten Mutter, deren kluger, liebevoller Zuspruch so oft das Wogen seines nur allzu leicht beweglichen Herzens gemäßigt und gemildert hatte. Da erinnerte er sich eines Umstandes, den er früher im Kummer wegen des raschen Hinsiechens der geliebten Mutter weiter nicht beachtet hatte. Kurz vor ihrem Tode hatte sie ihm ein Schlüsselchen zu einem geheimen Fache in dem hinterlassenen großen Bücherschranke des Vaters gegeben. Die Schublade sollte einige besonders kostbare, jedoch für minder Gebildete und jugendlich Unerfahrene nicht ungefährliche Bücher und

Manuſkripte bergen, und der ſterbende Gatte hatte ſeiner guten Judith empfohlen, den Schlüſſel hierzu ihrem Sohne nicht eher einzuhändigen, als bis er Mann geworden. Hatte nicht aber vielſeitiges Wiſſen dieſen ſchon frühe gereift? Drohte nicht, wenn ſie länger ſchwieg und das Geheimniß mit ſich nahm, ihrem Lieblinge der gänzliche Verluſt des ſorgſam bewahrten väterlichen Schatzes?

Jekew nahm nun dieſen Schlüſſel zur Hand, und die Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, regte ihn ſo ſehr auf, daß er lange mit dem damals noch primitiven, aus Stahl, Stein und Zunder beſtehenden Feuerzeuge nicht zurecht kommen konnte. Endlich war eine Kerze angezündet, die großen Folianten wurden von ihren Plätzen gehoben und auf Bett, Tiſch und Stühle gelegt; ja manches Buch fiel zum Fußboden herab und blieb da unbeachtet liegen, wo es die Pietät des frommen Juden keineswegs ein anderesmal hätte liegen laſſen. Endlich war das geheime Fach gefunden und geöffnet, mehrere in hebräiſcher und chaldäiſcher Sprache verfaßte Bücher, von deren Exiſtenz Jekew bisher keine Ahnung hatte, daraus hervorgeholt. Da waren auch noch verſchiedene Manuſkripte auf Pergament und Papier, und endlich in der hinterſten Ecke ein kleines, ſorgfältig in Papier gewickeltes Packet. Auch dieſes wurde enthüllt und erwies ſich als ein Büchlein, deſſen krauſe Lettern den meiſten Bochurim ein unlösbares Räthſel geblieben wären. Dem unſeren aber waren es gar gute alte Bekannte, gehörten ſie doch der kräftigen Sprache der Römer an. Das Büchlein zeigte als Druckort das ferne Amſterdam und als Verfaſſer B. de Spinoza, einen dem jungen Manne vollkommen fremden Namen. Mehr als dies Alles aber war die Aufſchrift des Büchleins geeignet, die Neugier und Wißbegier unſeres Helden zu erregen; ſie lautete: „Tractatus theologico-politicus“. Ohne erſt daran zu denken, die gründlich geſtörte Ordnung des Bücherkaſtens wieder herzuſtellen, vertauſchte der Leſe- und Lernbegierige die ſpärlichere Kerzenflamme mit der gewohnten ausgiebigeren Oellampe und vertiefte ſich ſo ſehr ins Leſen, daß er nicht merkte, wie ihm ſein einfaches Nachtmahl gebracht wurde, welches auch unberührt ſtehen blieb. Je weiter er las, deſto begieriger wurde er auf das Weitere, und, man erlaube uns das Gleichniß, es ging ihm wie dem Trunkenbolde, der den unmäßigen, kaum zu ſtillenden Durſt ſich erſt aus dem Weinfaſſe holt. Nur zuweilen unterbrach er ſich, um über das Geleſene nachzudenken, oder um ſich bezüglich einer ſchwierigen Stelle in einem der vielen herumliegenden Bücher Rathes zu erholen, was bei der am Abende veranlaßten chaotiſchen Wirthſchaft manche Schwierigkeit hatte. In ſolchem Treiben überhörte er es heute vielleicht zum erſten Male wachend, als der Schulklopfer mit den üblichen fünf Hammerſchlägen zum Morgengebete rief, und erſt das helle, klare Sonnenlicht, das durch's Fenſter fiel, ſowie ein Blick auf die altväteriſch geformte Wanduhr machte es ihm klar, daß er bereits volle zwölf Stunden über dem kleinen, aber inhaltreichen Büchlein hingebracht

hatte. Auch das ihm dargebotene Frühstück wies er unter dem nicht ganz unwahren Vorwande zurück, daß er unwohl sei, und vielleicht zum ersten Male seit zurückgelegtem dreizehnten Lebensjahre ließ er Thallis und Tefilin unberührt, versperrte sein Stübchen von innen und warf sich angekleidet, wie er noch immer war, auf's Bett, um baldigst vor Müdigkeit in einen bleischweren, beängstigenden und keinesfalls erquickenden Schlaf zu verfallen. Erst in den Nachmittagsstunden wachte er auf. Er ordnete seinen Anzug und eilte in das bei der Rabbinerwohnung gelegene Beth-hamidrasch, wo sein Ausbleiben aus Synagoge und Lehrstube um so mehr auffallen mußte, als mit diesem Ausbleiben auch die Außerachtlassung einer kindlichen Pietätspflicht, die des Kaddischsagens für die verstorbene Mutter, verbunden war. Niemand jedoch ließ es sich im Lehrsaale einfallen, bei dem allgemein geachteten Bochur eine andere als blos körperliche Störung zu vermuthen, auf welche das auffallend bleiche, übernächtige Aussehen, das zerstreute, träumerische Wesen und die meist ganz verkehrten Antworten auf an ihn gerichtete Fragen schließen ließen. Der Rabbi selbst ward wegen des Wohlseins seines Lieblingsschülers, der ihm einst noch näher angehören sollte, besorgt, war er ihm doch so sehr theuer, und fühlte er für ihn so viel Liebe und zarte Rücksicht, daß er es sogar zuweilen gerne sah, wenn eine seiner Behauptungen eines der künstlich zusammengefügten Charifusgebäude von dem geistreichen Schüler umgerissen und der Meister selbst, wie man es in der Talmudistensprache nennt, abgewendet wurde. Rabbi Samuel benützte eine Pause der Vorlesungen, um in seine Privatwohnung hinüberzugehen und seine Gattin darauf aufmerksam zu machen, wie es nöthig sei, die Ursache von Jekews Unwohlsein zu erfahren. Die Rabbinerin beauftragte mit der Erforschung ihr liebes Töchterchen Rahel, und diese benützte die kurze Zeit zwischen dem Minchah-Gebete und dem Maarib-bizmans, jene Zeit, welche die Bochurim gewöhnlich mit Erzählung von Anekdoten, Scherzen und Lachen im Hause des Rabbis, Jekew aber in der besonderen Stube der Rabbinerin in Gesellschaft der Frauen und einiger der bevorzugtesten älteren Schüler zuzubringen pflegten, um ihn wegen seines üblen Aussehens und seines heute auffallend stillen, nachdenklichen Wesens auszufragen. Anfangs gab er ausweichende Antworten, als sie aber immer freundlicher und fast zärtlich in ihn drang, nahm er plötzlich ihre Hand zwischen seine beiden heißglühenden, schaute tief in ihr helles, freundliches Auge und nach den kurzen, aus der Tiefe der Brust heraufgeholten Worten: „Laß es gut sein, du liebes, gutes Kind! Kann ich nicht durch eigne Kraft die Cherubim bannen, die den Weg zum Baum des Lebens bewachen, so muß ich wohl an der genossenen Frucht der Erkenntniß sterben!“ schritt er aus der Stube, ohne das Maarib-Gebet abzuwarten. Es war der erste herbe Seelenschmerz, den Rahel fühlte, und der um so tiefer in ihr Inneres schnitt, da sie als dessen erste Ursache ein Geheimniß und zwar ein keineswegs unwichtiges vor sich zu haben glaubte. Die Mutter suchte Raheln damit zu

trösten, daß sie ihr die stets übersprudelnde Art und Weise Jekews vorhielt und ihr einredete, er werde wieder einmal nach seiner phantastischen Gewohnheit eine Mücke für einen Elephanten angesehen haben. Die scheinbare Ruhe und das bessere Aussehen, die nach einigen Tagen bei Jekew wieder kamen, schienen die Ansicht der Mutter zu bestätigen. Aber das Auge der Liebe, besonders einer ernsten bedächtigen Liebe, wie sie den Judenmädchen eigen zu sein pflegt, sieht schärfer; Rahel erkannte, daß im Wesen des ihr bestimmten Bräutigams eine Veränderung vorgegangen; sie sah, wie sein Auge, wenn sie in Gesellschaft Anderer waren, oft lange auf ihr wie schmerzbewegt und mitleidsvoll ruhte, wie er jetzt öfter sich zu Scherz und Lachen zwang, um einem ernsteren Gespräche auszuweichen, und sie selbst fürchtete und mied ein solches, da ihr noch allzu oft jene fürchterlichen Worte aus dem ersten Abende ihres Kummers ins Gedächtniß kamen. Doch das verhängnißvolle Dunkel sollte bald in schauriger Weise, wie die stille, düstere Nacht durch eine Feuersbrunst gelichtet werden.

Jekew war durch das innige Zusammenleben mit Johann, durch den steten Wechselverkehr ihrer Gedanken und Empfindungen, ja auch durch die Heimlichkeit, in welcher ihr Freundschaftsverhältniß bestand, an Geselligkeit, Traulichkeit, ja auch an Geheimthuerei gewöhnt oder auch verwöhnt. In dem Wirrsal der Gedanken und Gefühle, die eben jetzt ihn durchtobten, würde der weniger phantasiereiche, aber um so sicherer auf der Bahn des Denkens vorschreitende Freund einen Haltpunkt, einen Ausweg gefunden haben. War doch das, was als Angriff auf das Allerheiligste des einen diesen so sehr in Aufruhr brachte, auch gegen dasjenige gerichtet, was dem andern in Bezug auf Confession als das Höchste galt. Jekew hatte die Lehre des Christenthums wohl kennen gelernt, war aber dadurch in der innigen Anhänglichkeit an den Glauben und die Sitte seiner Väter nicht im Geringsten beirrt worden. Anders aber verhielt es sich bei den Grundsätzen Spinoza's und der anderen Schriftsteller, die er kennen gelernt. Diese setzten mit vorzüglicher Beredtsamkeit und scheinbarer steter Folgerichtigkeit die Grundlagen der Religion selbst in Zweifel, und der jugendliche Leser fühlte sich nicht stark genug und nicht genug weise, um Wahres vom Falschen, Wirklichkeit vom bloßen Scheine zu unterscheiden, ja er war nicht einmal fest genug, um da stehen zu bleiben, wo ein unendlicher Abgrund ihm entgegen gähnte. Eine Correspondenz aber oder eine Berathung mit dem fernen Freunde war nahezu unmöglich; der Verkehr zwischen fernen Ländern war damals nicht so leicht und so wenig kostspielig als heute, wo ein ausgebildetes Postwesen, Dampfmaschinen und Telegraphen die Entfernungen verkürzen, Hindernisse, wie Gebirge und weite Meere, bezwungen haben. Und wären diese Hindernisse auch nicht vorhanden gewesen, hätte dann etwa ein Briefwechsel über Themen, wie sie die Freunde abzuhandeln hatten, wohl seinen Weg gefunden in ein Erziehungshaus katholischer Geistlicher in Rom; würde ein Brief dieser Art, wenn er nicht in

das ſtrengſte Geheimniß gehüllt blieb, nicht den Freund in gefährliche Verantwortung und Verwicklung geſtürzt haben?

Sich aber an den Rabbi zu wenden und ihm vertrauensvoll die innere Stimmung mitzutheilen, dazu fehlte ihm bald der Muth, bald auch hielt ihn ein eigenthümlicher verwerflicher Stolz von dieſem Schritte zurück, von welchem am eheſten Rettung zu hoffen war. So ſehr nämlich der Rabbi im talmudiſchen und jedem zu dieſem gehörigen Wiſſen ausgezeichnet war, ſo war ihm doch die profane Wiſſenſchaft ganz fremd geblieben und er war ſo zelotiſch geſinnt, um alle Erkenntniß, die nicht auf die heilige Lehre gegründet war, entweder gering zu achten oder geradezu zu verdammen. Wie konnte nun Jekew dieſem Manne gegenüber ſich zu dem Geſtändniſſe entſchließen, daß er Jahre lang hinter deſſen Rücken Studien betrieben, aus welchen jetzt, wie aus einem Labyrinthe er keinen Ausweg zu freudiger Rückkehr in den Kreis der durch Glauben Beglückten finden konnte. In dieſer Vereinſamung ſchloß er ſich an einige der älteren Bochurim, mit denen er früher zwar einen freundlichen, aber äußerſt beſchränkten Umgang gehabt hatte. Dieſe freuten ſich des Entgegenkommens nicht wenig, galt Jekew doch als ein junger Gelehrter, der dem Roſch Jeſchiwah ſehr nahe ſtand und dem Jedermann eine große Zukunft proſezeite. Was aber bei den Gefährten nur eine Folge geſchmeichelter Eigenliebe war, galt dem raſchen, oft in Selbſttäuſchung befangenen Jünglinge als Ausfluß inniger Herzensverbrüderung, welcher er ſich bald vollkommen hingab. Bald hatte er vor ſeinen neuen Freunden kein Geheimniß mehr, und zu unterrichten gewöhnt, fand er an ihnen bald willige und aufmerkſame Schüler. Aber weniger als er, der durch viele Jahre ſyſtematiſch Gebildete, verſtanden ſie es, die Materien der verſchiedenen Wiſſenſchaften von einander zu ſcheiden, auch drängte ſie die Eitelkeit, heimlich, ein Jeder für ſich, für das neu kennen Gelernte Proſelyten zu machen. Wie aber Halbwiſſer zumeiſt mit ihrer geringen geiſtigen Habe prunken, geſchah es auch hier; kecker Widerſpruch gegen die älteren Lambonim, ja gegen den Rabbi ſelbſt kam nun öfter vor, die Ausſprüche der alten Weiſen wurden ſogar einer leichtfertigen Spötterei unterzogen. Gleichgeſinnte fanden ſich bald zuſammen, man begnügte ſich bald nicht mehr mit den Scharmützeln auf dem Felde des Wiſſens, der theoretiſch angeregte Zweifel über den Werth der Ceremonialgeſetze führte zu deren praktiſcher Vernachläſſigung. So entſtand Aergerniß in der Gemeinde, die Klagen beim Rabbiner gegen die Zöglinge ſeiner Jeſchiwah mehrten ſich, und eine ſtrenge Unterſuchung der eingebrochenen Uebelſtände ergab Jekew als deren Urheber. Noch hätte Milde vielleicht Gutes wirken können, aber der Rabbi war bei aller ſonſtigen Vortrefflichkeit ſeines Charakters ein ſtarrer Zelote, und wo hat Milde ſich je mit Zelotismus gepaart. Der vertrauliche Umgang Jekews mit der Familie des Rabbis mußte ſogleich und für immer abgebrochen werden, konnte doch in keinem Falle mehr Einer des Rabbi Samuel Tochtermann werden, auf

dem die Anklage oder nur der Verdacht des Epikuräismus (wie man die Ketzerei und Glaubenslosigkeit unter den Juden nannte) jemals gelastet hatte. Von einer Verständigung oder auch nur einer Zusammenkunft mit der Geliebten konnte keine Rede sein; diese war zu fernen Verwandten geschickt worden; denn obgleich noch nicht verlobt, glaubte man sie doch durch ihr bekanntes, wenn auch sehr zartes Verhältniß kompromittirt und wollte über die Geschichte „Gras wachsen lassen.“ Ja, wollte Jekew sich nicht noch ärgeren Folgen aussetzen, so sollte er ein für allemal allen Profanwissenschaften, die sich durch ihn als so verderblich erwiesen hatten, entsagen und sich vielfältigen, harten Bußübungen unterziehen. Der Rabbi war um so erbitterter, als er sich von seinem Lieblinge, von dem, der die Freude seines Alters hätte ausmachen sollen, schändlich hintergangen glaubte, und als man ihm hin und wieder den Vorwurf zu machen wagte, er selbst habe, von dem Geistesreichthum des Jünglings geblendet, bei diesem den Widerspruchsgeist zu viel aufkommen lassen. Die Vernichtung der edelsten, tiefinnerst gehegten Hoffnungen brachte aber bei Jekew keine demüthigende Wirkung hervor; er glaubte sich zu hart und schnöde behandelt, um so mehr, als er selbst sich nicht bewußt war, irgend ein Gebot oder frommen Brauch wissentlich verletzt zu haben. Auch beschlich ihn leise ein Gefühl der Verachtung gegen Diejenigen, die es wagten, Wissenschaften zu verdammen und zu verpönen, von denen sie nicht einmal dem Namen nach wußten. So reifte in ihm der Entschluß des Widerstandes, und sein Beispiel gab das Zeichen zur Meuterei in den Reihen der Jeschiwahjünger. Der Rabbi sah sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt, seine Schule aufzulösen, eine Schule, die seit Menschengedenken bestanden und den guten Ruf der Gemeinde weithin verbreitet hatte. Als nun aber gar der Rabbi, vielleicht auch in der Absicht, sein Kind nicht mehr auf den Schauplatz bitterer Erfahrungen zurückzubringen, mit einem Male der Gemeinde kündigte und einen Ruf auf den Rabbinatssitz der Stadt N. annahm, da nahm Alles, selbst jener Theil der Judenschaft, der ihn bisher mehr bemitleidet hatte, Partei gegen den einst allgemein beliebten gelehrten jungen Mann, dem man die Schuld so vielen Mißgeschickes zuschrieb. Dieser ward nun wie ein Verpesteter überall gemieden, nirgends wurde ihm an einem Tische gastlich Raum gemacht, und zu schwachen, beweglichen Charakters, um auf sich selbst beschränkt bestehen zu können, suchte er die Gesellschaft christlicher Gelehrter im Piaristenkollegium auf. Dort wurde er Anfangs gerne gesehen, da man glaubte, es werde hier eine Bekehrung ad majorem dei gloriam stattfinden; als aber der Jude einen solchen Gedanken bestimmt von sich wies, blieben ihm bald auch die Thüren des Kollegiums verschlossen. Ja eines Tages, als er von einem einsamen Gange durch Feld und Wald, wie er sie gegen seine sonstige Gewohnheit jetzt zu machen pflegte, da es ihm in der Stube zu enge ward heimkehrte, fand er die Hausirerfamilie, die bis jetzt bei ihm gewohnt und für seine leiblichen Bedürfnisse gesorgt hatte, aus seinem

Hause gezogen. Selbst diese Armen wollten nicht länger einen Menschen zum Wohlthäter haben, auf den, wie man glaubte, der Fluch der Abtrünnigkeit ruhte.

Jekew, an Pünktlichkeit in seiner Lebensweise gewöhnt, war gegen Mittag mit einem tüchtigen Hunger nach Hause gekommen, fand aber, daß ihm zum ersten Male in seinem Leben kein Tisch gedeckt sei. Nicht leicht entschloß damals sich ein Jude, ein nicht-jüdisches Speisehaus zu besuchen, und wäre er dort auch mit verwunderten Augen angesehen worden. Auch in die einzige anständige jüdische Garküche des Ortes wagte er aus Furcht vor Beleidigung nicht zu gehen, und so beschloß er eine kleine jüdische Kneipe zu besuchen, die am Ende des Ghettos gelegen, der Hefe desselben zum Verkehrsorte diente. Dort wurde sein Eintritt mit nicht geringer Verwunderung aufgenommen; bald aber griffen die Gäste ungenirt zu ihren gewohnten Beschäftigungen, zu Branntweinglas, Würfel und Karten. Nachdem Jekew seinen Hunger gestillt, sah er dem Treiben in der schmutzigen Stube zu, und was hier vorging, war ihm neu und interessant, obwohl Manches ihn Anfangs anwiderte. Besonders aufmerksam achtete er auf das Kartenspiel, und das Zusehen allein brachte ihn schon in eine Aufregung, die ihn auf seine eigene traurige Lage vergessen machte. Versuchsweise betheiligte er sich selbst an dem Spiele. Die saubere Gesellschaft, die hier beisammen war, kannte seine Verhältnisse nur zu genau und that alles Mögliche, die Beute, die sich ihr selber anbot, nicht mehr fahren zu lassen.

Wir wollen die Geschichte des Verfalles einer edlen Menschennatur nicht weiter verfolgen; diese traurige Begebenheit wiederholt sich leider nur zu oft im menschlichen Leben. Das eben nicht sehr bedeutende Erbe Jekews war in steter Sucht nach Aufregung bald vergeudet, und wir finden ihn etwa zwei Jahre später in der Situation, die wir in der Episode unserer Erzählung „Mesusah" geschildert haben. Der weitere Verlauf unserer Skizze soll uns zeigen, wie weit es dem freisinnigeren, lebensklugen neuen Rabbiner R. Jechesket gelungen, den bereits verloren Gewesenen nicht nur in ein tugendhaftes, besseres Dasein, sondern auch in die Selbstachtung und in die Achtung der Mitmenschen zurück zu versetzen, und welche Anstrengungen und Kämpfe der jüdische Peter Schlemihl zu bestehen hatte, und ob es ihm durch diese endlich gelang, wieder in den Besitz des verlorenen Schattens zu gelangen.

4. Kapitel.

Enttäuſchtes Selbſtvertrauen.

Der Strom, einmal getrübt, muß fließen eine Weile,
Eh' aus der innern Füll' er ſeinen Schaden heile.
Vor Sturm erſchüttert, muß in Wolkendampf die Luft
Ausgähnen, bis ſie ſich verklärt in reinem Duft.
So muß ein menſchliches Gemüth auch erſt ausſchwanken,
Wenn es ein äuß'rer Stoß, ein inn'rer macht erkranken.
Leicht heilt die Wunde, die man deinem Leib geſchlagen,
Die ſelbſt dein Herz ſich ſchlug, wird ſpäter Narben tragen.
Rückerts: „die Weisheit des Braminen.

Wir haben in unſerer Erzählung „Meſuſah" das Wirken und Streben eines thatkräftigen, edlen Mannes durch eine Epiſode aus deſſen Leben zu charakteriſiren geſucht; man dürfte uns jedoch den Vorwurf machen, daß wir zur Folie unſeres Bildes eine Sage gewählt haben, würdig des Mittelalters, daß wir aber zu ſchleunig das Gebiet der Sage verlaſſend uns auf den Boden des Reellen geſtellt und auf dieſen, ohne Rückſicht auf das Frühere geblieben ſeien. Man geſtatte uns einige wenige Worte zur Rechtfertigung! Wir halten Sage und Mythe heutigen Tags nur in ſo fern für berechtigt, als darin religiöſe und moraliſche Ideen des Volkes in naivdichteriſcher Weiſe ihren Ausdruck finden; wir ſind aber keineswegs geneigt, religiöſe und moraliſche Ideen und Begebenheiten zu unterhaltenden Mährchenſpielen zu benützen oder gar im Intereſſe des das Geſpenſtergrauen liebenden Aberglaubens auszubeuten. Wir haben die Sage daher erzählt, wie wir ſie aus dem Munde des Volkes erhalten, und wie damit der Name eines ausgezeichneten Mannes in Verbindung gebracht iſt, im Uebrigen gilt uns ſein Streben als Folge ſelbſtändigen, durch eignes Denken und Fühlen angeregten Wollens

Nach dem Abgange Rabbi Samuels war deſſen Sitz eine Zeit lang erledigt geblieben, da ein geeigneter, den Wünſchen der Gemeinde entſprechender Erſatzmann damals nicht ſo leicht zu finden war als heutigen Tages, wo Zeitungs-Inſerate für alles Mögliche ſorgen, und ſonderbar und häßlich genug die heterogenſten Perſönlichkeiten und Dinge auf demſelben Blatte neben einander figuriren. Damals war eine Gemeinde genöthigt, vielfache Erkundigungen einzuziehen, Unterhandlungen anzuknüpfen, und war endlich der rechte Mann gefunden, ſo mußte eine Deputation der Gemeinde demſelben den Rabbonus-Brief überbringen und den Neugewählten feierlich einholen. Daß es bis zum endlichen Zuſtandekommen einer ſolchen Wahl in der Gemeinde nicht an Partheiungen fehlte, läßt ſich wohl begreifen; waren doch damals die inneren Angelegenheiten der Gemeinden die einzige Art öffentlichen Lebens, worin der Jude ſich bewegen durfte. Ein Theil der Gemeinde

wollte den abgegangenen Rabbi durch einen Nachfolger ersetzen, der mit gleich hoher theologischer Gelehrsamkeit einen gleichen Eifer gegen Alles verband, was nicht gerade auf dem Boden des Judenthums erwachsen war. Ein anderer Theil wollte ein religiöses Oberhaupt, das der Zeitstimmung, die damals vom Auslande her sich kundgab, Rechnung tragen, und die Gemeinde nach Außen hin, bei Behörden und höheren Persönlichkeiten repräsentiren konnte. Da beide Partheien nach Extremen griffen, war es für eine dritte gemäßigte um so leichter obzusiegen, als ihr Kandidat ganz geeignet war, durch Vielseitigkeit des Wissens, durch Scharfsinn, persönliche Liebenswürdigkeit, Leutseligkeit und selbst an die kleinste Observanz sich bindende Frömmigkeit nach allen Seiten hin sich Achtung und Einfluß zu erwerben und versöhnend einzuwirken. Also gelangte Rabbi Jecheskel seruher zum Rabbinate, und mit ihm kam das ersehnte Jeschiwahleben zurück mit einem Glanze, wie er da früher nie erfreut hatte.

Mit milder Hand und wohlthuendem Zuspruch hatte Rabbi Jecheskel manches während der hirtenlosen Zeit verirrte Schäflein zurückgeführt, und Reb Jekew Bochur ward einer der gesuchtesten jungen Gelehrten, deren Hülfsunterricht für die an Jahren wie an Wissen minder fortgeschrittenen Talmudjünger gewünscht und nach den damaligen Zeitverhältnissen anständig gelohnt wurde. Auch Profan-Wissenschaften durften unter den Auspicien des Rabbi betrieben werden, und der Rabbi ließ es sich besonders angelegen sein, diese auch zu überwachen, damit durch sie den Studien der heiligen Lehre kein Eintrag geschehe. An der Jeschiwah hatte aber Reb Jekew Bochur einen gar gefährlichen Rivalen, dessen feindseliges Streben sich eben nicht erst von heute oder gestern herschrieb. Es war dies Ahron Chossid, wie er in mehr ironischer als ernster Weise von seinen Kollegen wegen seines erheuchelten Ascetismus genannt wurde. Dieser war das einzige Ueberbleibsel der alten Jeschiwah; auch er hatte von Jekew in den Profan-Wissenschaften profitirt, sich aber nach Art lauernder Charaktere stets wohl gehütet, etwas davon vor Rabbi Samuel oder den älteren Lamdonim laut werden zu lassen. Klüger als viele Andere, sah er in diesem Kennen ein besonders geeignetes Mittel, einst sein Fortkommen, sei es als Rabbiner oder als Genosse eines anderen Standes, zu finden. Ihm galt die Wissenschaft immer nur als das Grabscheit, womit man zwar unter großer Mühe, aber desto sicherer Aussicht auf Erfolg nach goldenen Schätzen graben könne. Dieses auf Materielles gerichtete Streben jedoch machte ihn nicht blind für die Reize Rahels, um so weniger, als mit dem Besitze ihrer Hand die Anwartschaft auf ein gutes Rabbinat und auch eine anständige Mitgift verbunden war. Mit scheeler Mißgunst hatte er daher die Bevorzugung Jekews gesehen und nicht wenig dazu beigetragen, die Entdeckung der Fehltritte desselben zu veranlassen und zu fördern. Nach erfolgter Katastrophe hatte er, ohne dazu aufgefordert zu sein, sich den strengsten Bußübungen unterworfen, hatte am meisten und lau-

testen über die Verderbniß der Zeit und über die kleinen Schakale geklagt, die den Weinberg des Herrn zerstören.

Als Rabbi Samuel die Gemeinde verließ, blieb Ahron, der einzige von der Fremde zugewanderte Bochur zurück, weil der Unterricht im Talmud und anderen religiösen Wissenschaften in der verwaisten Gemeinde eine reichliche Ernte versprach, und weil er auch eine schwache Hoffnung nährte, er könnte jetzt, wo er durch keine glänzendere wissenschaftliche Größe verdunkelt wurde, die Aufmerksamkeit der Gemeindevorstände auf sich lenken und vielleicht selbst zum Rabbiner gewählt werden. Hatte die Gemeinde doch schon früher einmal dieses hochwichtige Amt einem achtzehnjährigen Jünglinge übertragen, der nachmals als Stern erster Größe die jüdische Welt mit seinem Glanze erfüllte. Allein die Parthei, die er für sich zu gewinnen wußte, war verschwindend klein, und er wußte sich bescheiden abzuwarten, ob nicht irgend ein glückliches Ereigniß ihm mehr Gunst und Wohlgefallen zuwenden werde. Ein solches Ereigniß trat aber nicht ein. Anderswo aber, in größerer Ferne sein Glück zu suchen, wagte Ahron darum nicht, weil er nicht allzufern von N. sein wollte, wo Rahel, der Gegenstand seiner heißen Wünsche, weilte. Mit deren Vater stand er in häufigem Briefwechsel, indem er von demselben sich die Beantwortung talmudischer und casuistischer Fragen erbat, in den etwaigen Controversen die tiefste Demuth und Wißbegierde zeigend, eigentlich aber in der Absicht, sich bei dem Vater Rahels lebhaft im Andenken zu erhalten. Dieser selbst sich zu nahen glaubte Ahron noch nicht die Zeit gekommen; denn die Vorgänge mit dem ihr früher bestimmt Gewesenen waren noch zu neu, die Wunden ihres Herzens noch nicht vernarbt. Als feiner Menschenkenner, wie Leute es gewöhnlich sind, die auf die Schwächen Anderer ihre Pläne bauen, wußte er nur zu gut, der erste Bewerber um Rahels Hand werde zufolge Erinnerungen ihrer früheren Neigung gewiß abgewiesen werden, und er begnügte sich nun, in N. einen sicheren Auskunftgeber zu bestellen, der schleunigst berichte, wenn von dieser Seite Gefahr drohe.

Ahron hatte dem neuen Rabbiner, Rabbi Jecheskel, auf's eifrigste gehuldigt, und dieser, obgleich sein Scharfblick in dem schlauen, kriecherischen jungen Manne wenig edlen Kerns vermuthete, mußte ihn um sich dulden, ja wegen seiner eifrigen Beflissenheit im Lernen und Lehren vielfach auszeichnen. Dieser Mensch sah nun in dem wieder erstandenen, der achtbaren Gesellschaft wieder gewonnenen Jekew einen Beeinträchtiger seiner eigenen Stellung an der Jeschiwah, mehr aber bangte ihm noch davor, Jekew könne eines Tages auch wieder das Wohlwollen der N.-er Rabbinerfamilie und sogar die Hand Rahels erlangen. Nun wurde er dessen geschworner Feind, und lauerte nur auf eine Gelegenheit, ihn in der beschränkten öffentlichen Meinung des Ghettos tief herabzusetzen oder gar zu vernichten. Wie feurige Naturen seiner Art hatte Jekew, nachdem sein Trotz durch die Milde des Rabbi Jecheskel gebrochen war, Selbstanklagen über Selbstanklagen auf sich

gehäuft, er war nahe daran, aus der Lebensweise des Libertins (eines, der sich von jedem Gesetze frei dünkt) in die des starrsten Asceten zu verfallen, und nur der weisen Leitung seines Retters hatte er das Verbleiben auf dem rechten Mittelwege und das Selbstvertrauen zu danken, vermöge dessen er sich wieder auf die einmal verlassene Bahn des Wissens und des rechtlichen Wirkens zurückwagte. Ohne allzu große Mühe hatte er bei strenger Selbstüberwachung sich bald wieder die Achtung seiner selbst und Anderer erworben, und er war auf dem besten Wege, wieder der Erste unter seinesgleichen zu werden und so unwillkürlich Ahron von dem okkupirten Ehrenplatze zu verdrängen.

Es war nun eines Samstag-Nachmittags nach Minchah, die Zeit, wo die gebildeteren Männer des Ghettos sich beim Rabbi zu harmloser Unterhaltung zusammen zu finden pflegte, welche dann bis „Borchu" (die Zeit des Abendgebetes am Samstag-Abend, so genannt von dem Worte, womit dieses Gebet beginnt) sich über Gemeinde- und Weltereignisse, oft aber auch über wissenschaftliche Themen in ungezwungener, meist witziger Weise erging. Der Rabbi liebte es, bei diesen Unterhaltungen meist blos den Zuhörer zu spielen und nur zuweilen ein „gut Wörtel" darein zu werfen. Heute nun führte Ahron das große Wort und ließ in der Sucht zu glänzen vor den erstaunten Zuhörern ein so hohes Gebäude von Schlüssen und Trugschlüssen entstehen, daß die Meisten dasselbe fast schwindelnd anstaunten. Wer bei dieser Gelegenheit nicht dem Redner in den Mund gegafft, sondern seinen Blick auf das schöne Antlitz Rabbi Jecheskels gerichtet hätte, hätte daselbst ein feines ironisches Lächeln spielen gesehen. Doch enthielt sich der Rabbi jeder Einrede, erwartend, ob niemand Anderer eine solche erheben würde. Sie kam auch aus dem Munde Jekews, und da es sich eben nicht um ein der Religionswissenschaft allein angehöriges Thema handelte, begann Jekew mit den an der Jeschiwah jetzt minderverpönten Worten: „Echod mechachmee houmoth sagt — —". Kaum aber waren diese Worte seinem Munde entschlüpft, als er von dem Angegriffenen also unterbrochen wurde: „Lasset mir Eure Chachmee houmoth vom Leibe; mich sollen sie nicht so leicht zum Epikuräismus (Ketzerei) verlocken, als es ihnen bei Euch und Eueren Schülern gelungen!" Diese Worte hatten aber nicht die erwartete Wirkung; es war ein heftiger Streit mit Jekew beabsichtigt, dieser aber sank stumm und erblaßt in den Stuhl zurück, von dem er sich eben zur Gegenrede erhoben hatte. Dafür aber wandte sich der Rabbi selbst mit einer bei ihm nie wahrgenommenen Heftigkeit gegen den Beleidiger: „Fort aus meiner Nähe!" rief er, „wer seinen Gefährten in Gesellschaft vor Scham erblassen macht, und wäre er reich an Thora und verdienstlichen Werken, der hat keinen Theil an der ewigen Seligkeit (Pirke Aboth). Der Ausspruch des Rabbi fand allgemeine Billigung und Ahron mußte sofort sich entfernen. Alles drängte sich um Jekew, ihm Trost und Muth zuzusprechen. Dieser aber war nur ganz

kurze Zeit betroffen gewesen, und mit einer Resignation, die man bei ihm nicht erwartet hätte, sprach er: „Lasset es gut sein, meine Freunde! Die Worte Ahrons sind für mich keine Beleidigung; sie sind mir nur eine ernste Mahnung, daß ich zu rasch mich dem Selbstvertrauen, der Zufriedenheit mit mir selbst hingegeben habe. Noch sind meine Fehltritte nicht gesühnt, denn obgleich ohne böse Absicht, habe ich dennoch wie Jerobeam gesündigt und Andere zur Sünde verleitet. Drum lebet wohl, meine Freunde! morgen mit dem Frühesten verlasse ich meine Heimat und kehre nur dann zurück, wenn mein eigenes Bewußtsein mir kündet, daß ich ein Gereinigter wandeln dürfe unter den Reinen.“ Vergebens bemühten sich alle Anwesenden, ihm diesen Entschluß auszureden; er blieb fest, und nach dem Abendgebete blieb er bis tief in die Nacht mit dem Rabbi in eifriger Verhandlung. Am anderen Morgen verließen die beiden ausgezeichnetsten Bochurim die Jeschiwah; der Eine fortgewiesen, jedoch im hochmüthigen Dünkel den baldigen Untergang einer Schule laut profezeiend, wo das Ketzerthum beredte und eifrige Anwälte gefunden; der Andere von tiefem Bedauern und vielen Wünschen einstiger glücklicher Rückkunft begleitet, aber demüthigen Herzens, zerknirscht und nur aufrecht erhalten von dem festen Willen, einer selbst gewählten, heiligen Pflicht der Buße, Genüge zu leisten.

---

5. Kapitel.

Streben.

Wer aus Liebe zu Gott der Menschheit Pflichten entsaget,
Sitzt im Finstern und hält immer den Spiegel vor sich.

Herder.

Bombardirt mit Distelköpfen rasch die Pfaffen aus dem Land,
Nehmt ein Glas des besten Weines auf der Priester Wohl zur Hand.

Anastasius Grün.

Jekew war darüber einig mit sich, daß nicht aus Kasteiung, Gebeten und anderen müßigen Bußwerken allein ihm das Heil erwachsen könne. Zwar entsagte er schon unwillkürlich den meisten Lebensgenüssen, war doch sein Gemüth nicht dafür gestimmt und nur von dem einen Gedanken der Versöhnung mit Gott, sich selbst und den Nebenmenschen erfüllt. Er wollte daher unablässig streben und wie er einst in jugendlicher Unüberlegtheit Andere mehr als sich selbst zur Sünde geneigt gemacht, so nahm er sich vor, so viel er nur immer vermochte, auf Andere bessernd einzuwirken. So viel wußte er, daß seine neue Laufbahn nicht in der Heimat und auch nicht in deren Nähe, wo doch sein Vorleben bekannt sein mochte, beginnen dürfe. Denn nichts reizt leichter den Widerstand minder edler Naturen, als wenn sie sich von

Jemand belehren oder leiten lassen sollen, den sie als unter sich stehend betrachten oder jemals zu betrachten Gelegenheit hatten. Die beiden Sprichwörter: „Mochich (Zurechtweiser, Strafprediger) straf dich!“ und das ironische „Es kann Niemand ein rechter Mochich sein, außer dem, der früher alles Böse gethan!“ sind keine Beweise der Toleranz und des versöhnlichen Sinnes. Jekew reiste daher, so schnell als seine Kräfte und die geringen ihm zu Gebote stehenden Mittel es zuließen, weit, weit hinweg von der Heimat. Zwar war er durch die Munificenz Rabbi Jecheskels und einiger wohlhabender Gönner der Wissenschaft mit reichlichem Reisegelde versehen; er hatte jedoch den Vorsatz gefaßt, den größten, besonders aufbewahrten Theil desselben nur im äußersten Nothfalle für sich, sonst aber zur Hilfeleistung für Andere bedächtig zu verwenden. Er durchzog mehrere Länder, nach Art der fahrenden Schüler damaliger Zeit meist auf Kosten der Gastfreundschaft lebend, was weder ungewöhnlich, noch für den Beanspruchenden erniedrigend. Nirgends weilte er lange, bis er weit genug gekommen war, daß er hoffen konnte, von Niemanden gekannt zu sein. Dann erst wagte er mehrere Jeschiwahs, die Pflanzstätten jüdischen Wissens, zu besuchen. Nach der Sitte der Zeit war es seine Pflicht, überall die Gelehrten mit einem „Stückel Thora“ zu unterhalten, und sein Scharfsinn, seine beredte gebildete Sprache würde ihm der Gönner genug erworben haben, hätte er irgendwo längere Zeit bleiben wollen. Aber nicht mehr war das Lernen sein besonderes Ziel, ihn konnten nur das Lehren und ersprießliche Wirken befriedigen. Endlich kam er auch an einen Ort, wo das milde Wesen und der Reichthum an Erfahrungen, die der dortige greise Rabbi besaß und gerne mittheilte, unwiderstehlich anzogen. Auch der bleiche Jüngling, dessen Gesichtszüge dem weisen Greise ein an Schmerzen reiches Gemüth verriethen, machte einen guten Eindruck, und länger als anderswo weilte er und verschob von Tag zu Tag die Weiterreise. Die Frühreife des Geistes an ihm, die gewählte Sprache und selbst das Geheimniß, in welches er seine Landsmannschaft hüllte, imponirten an ihm; man hörte gerne seine Urtheile und Auskünfte über ferne Länder und über Materien, die den wißbegierigen Zuhörern oft kaum dem Namen nach bekannt waren. So bildete sich ein immer inniger werdendes Verhältniß, und der Rabbi, dessen hohes Alter ihm manche Funktion bereits beschwerlich machte, übertrug solche zur Zufriedenheit seiner Gemeinde der neugewonnenen Kraft, die man gerne für immer gefesselt hätte. Jekews Beredsamkeit beim Vortrage im Lehrzimmer bewog seine Gönner zu der Aufforderung, einmal auch in der Synagoge vor dem Aron hakodosch (vor der heiligen Lade, dem Orte, der in den älteren und vielen neueren Synagogen ganz angemessen die Kanzel vertritt) zur Gemeinde zu sprechen. Lange weigerte er sich dessen; endlich gab er jedoch dem wiederholten Drängen nach. Am Samstage, wo eben der Abschnitt „Mischpotim“ gelesen wurde, sprach er zum ersten Male als Prediger.

Aengſtlich beklommen begann er ſeine Rede, kaum den Nächſtſtehenden hörbar, aber mälig ſchwoll der Strom zur Mächtigkeit und riß die Zuhörer mit ſich fort. Er hatte aber auch einen herrlichen Stoff gewählt, das erhabene „Naaseh we nischma!“ das die Iſraeliten einſt begeiſtert am Sinai gerufen. Er benützte die erhabene und doch ſo zartſinnige Legende des Midraſch: „Im Momente, wo die Iſraeliten „Naaseh we nischma!“ (Wir wollen Gottes Gebote thun und hören) riefen, ſprach der Heilige, gelobt ſei er! zum Engel des Todes: „Ueber alle Völker der Welt kannſt du herrſchen, nur über dieſes Volk ſollſt du keine Herrſchaft ausüben!“ „Nie und niemals,“ rief er, „wird dies Volk aufhören zu ſein, deſſen Beſtehen nicht nur, wie Viele meinen, durch das äußere Bundeszeichen allein ſchon genügend geſichert iſt. *) Am Sinai hat unſer Volk ſich ſelbſt den ewigen Beſtand geſichert durch das bereitwillige „Naaseh we nischma!“ Wir wollen erſt thun, ohne Säumniß, ohne Zögerung dem Worte Gottes gehorchend; dann erſt wollen wir auch ſtreben, dieſes Wort Gottes wohl zu verſtehen und bis in ſeiner tiefſten Tiefe zu erfaſſen. Nie wollen wir glauben, daß unſere eigene Vernunft uns bei den Geboten Gottes zu einer Wahl verleiten dürfe, daß wir nur jene befolgen wollen, bei denen Urſache und Endzweck uns klar geworden. Zwar ſollen wir forſchen nach den tiefen Gründen der Gebote, die Ungewißheit und der Zweifel darf uns jedoch nie an der Ausführung hindern.“ Nun ſchilderte er den Zuhörern die Qualen des Zweiflers, der da unſchlüſſig im Finſtern tappt und den Weg zur friſchen, erhebenden That verfehlt; zeigte aber auch die Wonne des ſelbſtbewußten Edlen, der oft nach gethaner, mit dem göttlichen Gebote übereinſtimmender That freudig zurückſchaut, und der aus den Folgen ſeines Thuns, aus der Befriedigung, die er darüber empfindet, auf die weiſen Abſichten der Vorſehung ſchließen darf. Die Augen aller Zuhörer hingen begierig an den Lippen des Redners, als reichte der Sinn des Gehöres allein nicht hin, das Gebotene in ſeiner reichen Fülle zu erfaſſen. So etwas hatte ſelbſt der allgeliebte greiſe Rabbi in ſeinen beſten Lebensjahren nicht geboten. Dieſer ſelbſt freute ſich innig des glänzenden Erfolges; durfte er doch hoffen, hier einen würdigen Nachfolger gefunden zu haben, der den Samen des Guten, welchen er während ſeiner langen Lebensdauer hier geſtreut, nur noch vermehren und veredlen werde. Das Auge des jungen Predigers leuchtete, die ſchmächtige Geſtalt ſchien ſichtlich gehoben und das ſonſt ſo bleiche Antlitz war in Folge der Aufregung leicht geröthet. Jekew war jetzt wirklich ſchön zu nennen. Nun war eine kurze Pauſe eingetreten; er kühlte ſein ſchweißbedecktes Angeſicht, mit einem Tuche raſch über daſſelbe hinfahrend. In dieſem Augenblicke tönte ein Ruf vom Eingange der Synagoge her, von jener Stelle, die den Schnorrern (vagirenden Bettlern) angewieſen zu ſein pflegte: „Bei all meinem Leben! das

*) Spinoza „Theologiſch-politiſcher Traktat.“

ist Jekewel Satan!" Aller Augen wandten sich schnell dem Eingange zu, aber ebenso rasch wieder zurück nach dem Standorte des Predigers, wohin derjenige, dem jener ominöse Ruf entfahren, unverwandt die Blicke gerichtet hielt. Der Prediger selbst aber war ohnmächtig zusammengebrochen.

„Durch Schnorrer und Dienstboten gibt man seine Kinder aus," sagt ein altes Ghetto-Sprichwort. In alter Zeit, wo es noch keine oder sehr wenige, nur exclusiven Kreisen zugängliche Zeitungen gab, wo eine Reise nach einem hundert Meilen weit entfernten Orte beinahe so viel Vorbereitungen erheischte, als jetzt kaum die Reise nach einem fremden Welttheile erfordert, waren die Regulatoren der öffentlichen Meinung, insofern es eine öffentliche Meinung überhaupt gab, ganz andere als heutigen Tages. Für die Judenheit war ein solcher Regulator und Förderer der öffentlichen Meinung gegeben in der Unzahl von „Schnorrers", deren einziges Geschäft es war, von Land zu Land, Stadt zu Stadt, Dorf zu Dorf den weiten Erdboden zu durchstreifen, überall ungenirt, ja oft äußerst keck und zudringlich die Gastfreundschaft und Milde ihrer Glaubensgenossen in Anspruch zu nehmen, und hin und wieder, wenn man es haben wollte, als Recompens einige neueste Anekdötchen oder Erzählung von Vorfällen in den fernsten Winkeln selbst fremder Länder zu bieten. Zuweilen versahen die Schnorrer auch das Amt der jetzt gebräuchlich werdenden Heiratsbüreaus, und führten bei ihrem eigentlichen Bettelgewerbe auch das demselben nicht gerade entgegengesetzte der Eheprokuratoren, wozu sie sich auch um der vielen Bekanntschaften willen, die sie in der Welt machten, nicht übel eigneten. Der gute Ruf einer Gemeinde, einer Familie, eines Individuums hing sehr oft von dem Urtheile dieser Leute ab, die am meisten Gelegenheit hatten, es in die Welt hinaus zu posaunen. Es ist erstaunlich zu hören, wie weit dieses oft ganz heimatlose Gesindel auf seinen Wanderungen gekommen, wie oft Meere selbst der zwecklosen Wanderlust kein Hemmniß in den Weg legten. Ein solcher Schnorrer, der sich früher in der schlechten Kneipe seiner Vaterstadt, die auch Jekew eine Zeit lang zur Herberge gedient, viel herumgetummelt, war es nun, der auf seinen Zügen durch die Länder ein Zuhörer der Predigt Jekews geworden, und ganz ohne böse Absicht, nur hingerissen von Bewunderung und Verwunderung den Ruf hatte laut werden lassen, der die Rede unterbrochen und auf den Redner so fürchterliche Wirkung geäußert hatte.

Sobald Jekew sich in der nahen Rabbinerwohnung von seiner Ohnmacht erholt hatte, machte er dem Greise ein offenes, umfassendes Geständniß aller früheren Vorfälle seines Lebens, und sprach den festen Entschluß aus, die Gemeinde zu verlassen, die ihm und der er so lieb geworden, und in deren Mitte ein ruhiges, dem Gemeinwohle gewidmetes Leben hinbringen zu dürfen, er bereits so süß geträumt hatte. Vergebens wendete der alte Weise und die Vorstände der Gemeinde ein, daß ja gar kein Grund vorhanden sei, die begonnene, heilbringende Wirksamkeit zu unterbrechen; er erklärte sich der

einflußreichen und hervorragenden Stellung, für die man ihn hier bestimmt hatte, für nicht genug würdig. Vergebens citirten seine Freunde die Lehre der Weisen: „An dem Platze, wo die Männer der Buße stehen, können selbst vollkommen Gerechte nicht stehen.“ Er beharrte darauf, der unwillkürliche Ruf des Schnorrers sei eine Mahnung der Vorsehung gewesen, daß er nicht allzufrüh sich den Freuden des Daseins hingeben, nicht ohne ein versöhnendes Werk vollendet zu haben, eine ehrenvolle Stellung im Leben einnehmen dürfe. Daß ihm der mahnende Zuruf durch einen Schnorrer, ein Mitglied der verworfensten und unnützesten Menschenklasse, zugekommen, galt ihm als ein deutlicher Wink, wo er den Schauplatz seiner künftigen Thätigkeit suchen solle, wo ein weites, steriles Feld der urbarmachenden Hand warte. Noch am Abende des Samstages suchte er daher den Schnorrer in der „Schlafstatt“ auf, und weit entfernt, daß er demselben wegen der Störung seiner glücklichen Verhältnisse gezürnt hätte, glaubte er bei diesem, den ihm das Schicksal zuerst zugeführt, sein wohlthätiges Werk beginnen zu können. Dieses sollte nämlich in nichts Anderem bestehen, als so viele als möglich von diesen doppelten Parias der europäischen Menschheit, den niedrigsten unter den tief gedrückten Juden nämlich, die großentheils in unbewußtem Elend schmachteten, zu nützlichen und ehrenhaften Mitgliedern der edelsten und begabtesten Klasse von Geschöpfen, der Menschheit, zu erheben. Damals waren dem Juden nur sehr wenige Wege des Erwerbes offen; der eigentlichen Klasse der Arbeiter konnten und durften nur sehr wenige angehören. Von den meisten Handwerken und den einträglichsten Handelsgewerben, wie vom Ackerbau ausgeschlossen, fand der jüdische Knabe nur selten einen geschickten Meister, der ihn in die Lehre nahm; hatte er aber ein Handwerk erlernt, so war er immer noch in Gefahr, dasselbe dadurch wieder zu vergessen, daß er nicht leicht als Geselle Arbeit fand, um so weniger, wenn er nicht mit Hintansetzung des Sabbathgebots in die Werkstätte treten wollte. Was Wunder nun, wenn in Folge dieser Zustände sich ein Proletariat im engsten Sinne des Wortes, d. i. eine ganze Menge von Leuten anhäufte, die keinen anderen Besitz als proles, Kinder, aufweisen konnte. Ja es kam so weit, daß dieser unselige Stand gewissermaßen erblich wurde, und daß es endlich Familien gab, deren Eltern und Voreltern das Nomadenleben der Schnorrer geführt und keinen andern Erwerb als den des Schnorrens (Bettelns, so genannt von der näselnden, schnarrenden Ansprache, die bei Bettlern gewöhnlich ist) gekannt hatten.

Schimmele Tischler (denn dies Handwerk hatte er ehemals erlernt) war nicht wenig erstaunt und bestürzt über den Besuch in der Schlafstatt. Mit Thränen in den Augen bat er seiner Unvorsichtigkeit wegen um Vergebung; denn wohl fühlte er, daß sein unwillkürlicher Verrath dem Landsmann den Boden unter den Füßen wankend gemacht habe. Und doch war jener von so schweren Folgen begleitete Ausruf auch zum Theil ein Ausdruck freudigen Stolzes gewesen, daß einmal auch Einer seinesgleichen bevorzugt, geachtet,

ja angestaunt werden könne. Jekew aber für seinesgleichen zu halten war er von der Kneipe aus gewöhnt, in welcher derselbe sich ehemals mit ihm und ähnlichem Gelichter herumgetrieben hatte. Schimmele war zur Zeit, wo jene Kneipe, der Herd so vielen Verderbens, durch die Einflußnahme Rabbi Jecheskels geschlossen ward, nicht in der Heimat gewesen, hatte deren Boden auch seitdem nicht betreten, und hatte von der Wiedererhöhung seines ehemaligen Gefährten und von dessen weiteren Schicksalen nicht die geringste Kunde erhalten. Liebevoll tröstete Reb Jekew den Armen, verwies ihm die überflüssige Selbstquälerei durch Vorwürfe, die er sich machte, und stellte endlich an ihn die Frage, ob er sich wohl zur Rückkehr zu einem Leben der Arbeit und der Stättigkeit entschließen könne. Zweifelnd schüttelte dieser Anfangs den Kopf, sah er doch keine Aussicht zu den Mitteln, mit denen er seine künftige Thätigkeit beginnen sollte, war jedoch gern bereit, auf Alles einzugehen, als er die Versicherung erhielt, sein neuer Gönner wolle für alles Nothwendige genügend Sorge tragen. Nun erhielt er Aufklärung über Alles, was ihm bezüglich seines Wohlthäters räthselhaft erscheinen mochte, sowie die Aufforderung, sich in dessen Begleitung der Heimat zuzuwenden. Eine Ahnung sagte Jekew, daß er nur in dem Heimatlande die Befriedigung seiner Wünsche, die innere Ruhe finden werde, und der Umstand, daß ihm die Mahnung von einem Sohne seiner Heimat gekommen, war ihm ein Fingerzeig, er solle dort gut zu machen suchen, wo er ehemals gefehlt. Nach einigen Tagen, denn der so wohl Gelittene wollte erst von den Vielen, die ihm hier lieb geworden, herzlichen Abschied nehmen, zogen die Beiden vereint dahin. Der kräftige Schimmele, auf Kosten seines Gefährten nach langen Jahren zum erstenmale wieder anständig gekleidet, trug ein hübsches ledernes Ränzel, das saubere Wäsche für beide Reisenden und einige neu angeschaffte, leicht fortzubringende Werkzeuge seines Handwerks enthielt, und er hatte so ganz das Aussehen eines stattlichen Handwerksgesellen. Bald sollte er auch seine Tüchtigkeit im erlernten Gewerbe bewähren, insoferne ihm dieselben während des langen Vagabundenlebens nicht abhanden gekommen. An einem Sonntag Nachmittage kehrten die Wanderer, da der zartere von beiden sich etwas unwohl fühlte, und der Weg eben zu einer größeren Israelitengemeinde geführt hatte, etwas zeitlicher ein in die Schlafstatt. Der ausdrückliche Wunsch Jekews war, wo möglich nur in solcher Herberge zu nehmen. Bei ihrer Ankunft fanden sie den Schlafstätter (Herbergvater dieses Asyles der Armuth) in eifriger Vertheidigung gegen die lauten und heftigen Vorwürfe des Zdokoh-Vorstehers. Letzterer trat eben, neu gewählt, sein Amt an, und entsetzte sich über die grause Vernachlässigung, in welcher er die meisten Wohlthätigkeits-Anstalten der Gemeinde, vornehmlich aber die Armenherberge, fand. Da war kein einziges Möbel in brauchbarem Zustande. Die wenigen Bettstätten für solche Gäste, die einer größeren Bequemlichkeit (si dicere licet) bedurften, die Pritschen, welche als allgemeiner Schlafplatz dienten, wankten auf zer-

brochenen Gestellen; statt eines Tisches diente eine alte löcherige Kiste, und die Stelle der Stühle und Bänke versahen einige morsche Bretter, denen große Steine zu Stützpunkten dienten. Der Schlafstätter entschuldigte sich mit der unmäßigen Sparsamkeit des früheren Vorstandes, sowie mit der leichtsinnigen Zerstörungssucht der gewöhnlich seiner Obhut Empfohlenen, bei denen der allen lebenden Wesen eigene Trieb der Thätigkeit sich in verkehrter Weise zu äußern pflegte. Der Vorsteher befahl, sogleich einen Tischler zu holen und demselben aus dem Vorrathe von Brettern, welche die Gemeinde für Leichenbestattungen bereit hielt, das nöthige taugliche Material zur Anfertigung der für eine menschliche Wohnung unentbehrlichen Einrichtungsstücke zu liefern. Jekew sah hier eine günstige Gelegenheit, die Arbeitslust seines Reisegefährten zu erproben. Ehe dieser eines andern sich besinnen konnte, war der Vorsteher, ein Mann von energischem, aber wohlwollendem Aussehen, in höflichen, wohlgesetzten Worten ersucht, den Verdienst der Arbeit doch gütigst einem reisenden jüdischen Handwerksmann zu gönnen.

Ein freundliches Lächeln flog über das vor Kurzem noch zornige Antlitz des Angeredeten, und rasch maß er mit scharfem Blicke den Bezeichneten. Dieser mochte wohl Anfangs ein widriges Gefühl unterdrücken; doch wich dies schnell der Empfindung inniger Befriedigung und Wohlbehagens, als er beim Auskramen seiner Werkzeuge erfuhr, er sowohl als sein Reisegefährte sollen für die ganze Zeit seiner Arbeit im Hause des Vorstehers selbst verköstigt werden. Die noch fehlenden Geräthschaften wurden herbeigeschafft, und bald erklangen jene Räume, die sonst nur von dem unartigen Scherzen und dem widerlichen Gezänke herumlagernder Bettler wiederhallten, von dem Geräusche der Säge, des Hobels und des Hammers, die Schimmele trotz des jahrelangen Feierabends, dem er sich hingegeben, recht wacker zu handhaben wußte. Es muthete ihn an, als er und Jekew nicht in der Schlafstatt übernachten mußten, und ihnen ein Zimmerchen im Hause des Vorstehers selbst mit guten, reinen Betten angewiesen wurde. Bei Tische sah er sich nicht als ein Mensch behandelt, dem man das Mahl als ein Almosen reicht, sondern als Einer, der das Brod, das er ißt, in redlicher Arbeit verdient; daß Reb Jekew, an dem der Gelehrte unverkennbar war, die gebührende Achtung genoß, braucht wohl nicht erst erzählt zu werden. Am Nachmittage des Montages kam der Vorsteher nachzusehen, ob die Arbeit im Flusse sei, und als er bereits einen einfachen, aber rein gearbeiteten Tisch fertig und das Holz zu mehreren Stühlen vorgerichtet fand, entfernte er sich zwar ohne jenes Wort des Lobes oder der Anerkennung, diese aber kam bald in der Form eines Kruges guten Landweins und eines frugalen Imbisses, die er dem fleißigen Arbeiter zur Erquickung bringen ließ.

Ohne an dem Tranke, der ihm würzig entgegen duftete, auch nur zu nippen, reichte er ihn mit der Linken einem schönen, schlank gewachsenen, etwa 16jährigen Mädchen mit echt orientalischem Typus, das ärmlich, aber

rein gekleidet ſeiner Arbeit mit lebhaftem Intereſſe zugeſehen, ihm die Stunden mit fröhlichem Geplauder gekürzt und hin und wieder ein entfernter liegendes Geräthe oder Werkſtück zugereicht hatte. „Trink nur zu, liebes Mädchen!“ ſprach er, „auf gutes Gelingen meines Vorhabens. Wahrlich, dein Zuſpruch ſcheint mir ein Zauber, der meine Arbeit fördert, ohne daß ich dabei ermüde. Höre, mein Kind!“ fuhr er fort, indem er das tief erröthende Mädchen an der Hand faßte, „höre, möchteſt du nicht, wenn ich Meiſter bin, meine Frau Meiſterin werden?“

„Was redet Ihr da für Schnokes (Schnacken, Thorheiten) zu meinem Kinde?“ rief ein Mann aus einer Fenſterniſche, in der er mit einer Schreiberei eifrig beſchäftigt ſaß, „was wollt Ihr meiner Bella für Mucken in den Kopf ſetzen? Wenn Ihr einmal von Eurer Wander in Euere Kehilla heimkommt und eine Werkſtatt einrichtet, werdet Ihr Euch um eines Balos Tochter umſehen, die Euch eine rechte Nedan (Mitgift) mitbringt. Eines armen Sofers (Schreibers) Tochter, wie meine Bella, muß ſich die ſolche Gedanken von „Frau Meiſterin“, wie Ihr ſagt, vergehen laſſen, wenn ſie nicht einen grauen Zopf tragen will.“ — „Ei, und rechnet Ihr Bella's ſchöne Augen, ihren hellen Verſtand und die fleißigen Hände, die, wie ich heute und ſchon geſtern geſehen, nicht einen Augenblick von der Nähterei gelaſſen haben, für nichts? Meint Ihr, ein Baal-melochoh thut gut daran, wenn er ein Mädchen ſucht, das mit ihrer Nedan tauſenderlei Wunſch und Begehr in die Wirthſchaft bringt? Ein Mädchen, das gewöhnt iſt, die paar Gulden, welche das Haus braucht, im Handel leicht mit dem bloßen Mundwerk zu verdienen, ohne ſich die feinen Händchen mit der Arbeit zu verderben? Nein, ein Handwerker braucht ein Weib, das gewöhnt iſt, ohne „Ach“ und „O weh!“ eine Zeit lang zuzuſehen, wenn es gerade kein Gold und nicht einmal Kupferdreier regnet, und das nicht berechnet, wie man beim Maſoh Mathon (Handelsgeſchäft) weniger Zeit und weniger Anſtrengung braucht, ſeine paar Groſchen zu verdienen, ſondern denkt, daß noch kein ehrlicher Handwerker Hungers geſtorben iſt.“ — „Nu, nu! redet nur nicht ſo groß!“ wandte der Sofer ein, „wie viele Handwerker ſind ſchon Oſchirim (reiche Leute) geworden? Und wo habt Ihr denn Brief und Siegel gegen das Verhungern, wenn Ihr nicht in ſchlechter Zeit zu unſerem Geſchäft, zur Buß' ſei's geſagt, zum Schnorren greifen wollt?“

„Es thut mir wirklich leid, Reb Jehuda Sofer, Euch ſo reden zu hören. Ich bin nur ein ſchlichter Am-hoorez (unwiſſender Mann, eigentlich Einer aus dem gemeinen Volke) und ich hab von meiner Mutter gehört, wenn man ſelber kein Ben-thora iſt, ſoll man wenigſtens die Tochter von einem Ben-thora nehmen, und darum will ich Euere Bella. Ich will Euch aber zeigen, daß man auf der Wander hin und wieder auch etwas lernt, was werth wäre, im Midraſch zu ſtehen. Laßt Euch eine kleine Halloze erzählen. Als Haſchem jisborach den Adam horiſchon erſchaffen und gebenſcht hatte

zeigte er ihm alle Doros (Geschlechter) seiner Nachkommen, die auf der Welt entstehen sollten. „Und womit werden die Alle sich ernähren?“ fragte Adam. Da hat Gott ihn alle mögliche Geschäfte und Hantierungen sehen lassen, durch welche jemals sich Menschen ihr Brod erwerben sollten. Wie nun die Reihe ist auch an die Zimmerleute gekommen, hat Adam gefragt: „Ribbonoh schel olom! Alle Tage baut man nicht Städte und Dörfer! Wenn nun die Mekomos einmal fertig sein werden, was werden die Zimmerleute dann thun?“ Da hat Haschem jisborach ihm zugesagt, daß er lieber will zehn Dörfer abbrennen, als einen Zimmermann verhungern lassen. Und merkt Euch's, Reb Jehuda! die Tischler sind der Zimmerleute leibliche Brüder!“ — „Jejascher koach!“ rief eine Stimme von der Eingangsthüre her, in welcher Reb Jekew Bochur mit so freundlich heiterem Lächeln erschien, wie es jahrelang nicht auf seinem Gesichte gespielt hatte. „Wahrlich, in deiner Hallozeh, Schimmele! liegt mehr Sechel (Sinn), als in manchem langen und breiten Draschah. In Teutschland sagt man: „Handwerk hat goldenen Boden.“ Damit will aber gesagt sein: Wer Gold erlangen will, muß beim Handwerk bis auf den Boden kommen, muß sein Handwerk gründlich betreiben, ohne sich durch Wünsche nach mehr Ergiebigen und minder Mühevollen irre machen zu lassen. Doch sagt mir, was habt Ihr denn gestritten, denn daß hier gestritten wurde, sehe ich an Schimmele's glühendem Gesichte.“

Bella benützte die Dazwischenkunft Reb Jekews, um unbeachtet aus der Stube zu entschlüpfen, und dieser erfuhr nun die Veranlassung des früheren Gespräches. Ernst verwies er dem Tischler die scheinbar leichtfertige Liebeserklärung; dieser versicherte jedoch, daß es ihm damit ganz Ernst sei. „Wenn dem so ist,“ erwiederte der Gelehrte, „und du deinem Vorsatze treu bleibst, so will ich gerne für eine kleine Nedan sorgen. Zwar wäret Ihr, Reb Jehudah, weder der Erste noch der Letzte, der auf Zoras habbas (um Versorgung einer Tochter willen) reist und die Milde der Leute in Anspruch nimmt, auch würde Euere viele Bekanntschaft, die Ihr als Sofer gewiß habt, Euch manchen schönen Gulden einbringen. Aber es wäre nicht gut, wenn das Hauswesen der jungen Leute in solch übler Weise begründet würde. Ich selbst besitze einiges Geld, das für mich überflüssig ist, und das ich gerne für das Glück Anderer verwende. Zwar ist es nicht viel, aber zur Einrichtung einer kleinen Werkstätte und zur Ausstattung zweier junger Leute, die an Entbehrungen gewöhnt sind, mag es wohl hinreichen. Seid Ihr es zufrieden, Reb Jehudah! und sagen Euer Weib und Kind nicht „Nein“, so wollen ich und Schimmele, sobald er hier mit der Arbeit fertig ist, aufbrechen, um in der Heimat das Nöthige einzurichten. Ihr habt Zeit, wenn Ihr um einige Wochen später nachkommt. Doch nennet uns den Weg, den Ihr einschlagen wollt. Vielleicht werden wir selbst irgendwo zurückgehalten, und wir können noch einmal vor der Heimkunft zusammentreffen; vielleicht kann Euer künftiger Schwiegersohn früher als wir jetzt meinen, Euch entgegen kommen, seine

Braut zu holen.“ Es geſchah nun Alles nach Anordnung des aufopfernden Wohlthäters, das Weib des Sofer wußte ſich vor Freude nicht zu laſſen, als ſie hörte, daß ſie ihr liebes Kind ſo gar jung ſchon an den Mann bringen und anſcheinend recht gut verſorgen, quasi zur Baalbosthe erheben könne. Bella ſelbſt wurde zwar um ihre Zuſtimmung ſo wenig befragt, als einſt die Töchter Labans, ſchien aber, trotzdem ſie ihre ſchönen Augen öfter mit dem Schürzenzipfel wiſchte, ebenſo zufrieden, als unſere Aeltermütter es ehemals geweſen. Reb Jehudah ſuchte die letzten paar Kreuzer in allen ſeinen Taſchen zuſammen, ließ dafür eine hübſche blanke Schale kaufen, die zum Maſol tob in beſter Form aus der Form gebracht wurde. „Denn,“ meinte ſein Weib, „ſollen die Kinder rechtes Glück haben, und ſoll ſich Bella ſelbſt einſt für eine rechte Baalbosthe anſehen, ſo darf bei ihrer Verlobung und Verheiratung nicht der geringſte Minhag Jisroel übergangen werden.“ In der nun eingebrochenen allgemeinen Fröhlichkeit gab ſich von unſeren alten und neueren Bekannten Niemand der Trägheit hin; ja die Hoffnung kommender ſchöner Tage ſchien auf Alle anſpornend zu wirken. Am Samſtag war auch Bella bei dem Zdokoh-Vorſteher, der die Verlobung erfahren und am reſoluten Weſen des wackeren Geſellen ſeine Luſt hatte, zu Tiſche geladen. Am Sonntage ſchied das neue Brautpaar in der feſten Ueberzeugung von einander, nicht mit leeren Verſprechungen hingehalten zu ſein. Der Tiſchler theilte ſeinen reichlichen Arbeitslohn, der durch die Freigebigkeit des Arbeitsgebers den für die damaligen Verhältniſſe hohen Betrag von zwei harten Silberthalern erreicht hatte, mit ſeiner Braut, und als er ſodann an der Seite Reb Jekews lachend und ſingend die Straße entlang zog, immer wieder zurückſchauend nach dem Orte, der ihm durch eine liebe Begegnung theuer geworden, und immer wieder den Silberthaler, das erſte ſeit Jahren ſelbſt erworbene Gut, im Sonnenlichte funkeln laſſend; da war ſein Begleiter nicht minder glücklich, als er ſelbſt. War doch der Anfang gemacht mit der ſich ſelbſt auferlegten, eines ſtarken Geiſtes würdigen, der Menſchheit und ihm ſelbſt zum Frommen gereichenden Buße, und wundern wir uns nicht, wenn wir nun auf ſeinem gramdurchfurchten Antlitze warme Sonnenblicke der Heiterkeit ſpielen ſehen, ja wenn wir hören, wie er im Gegenſatze zu ſeinem ſonſtigen ſtillen Hinbrüten leiſe den Nigan irgend eines Synagogenliedes vor ſich hinmurmelt, was wir unbedingt als Zeichen inneren Wohlbehagens deuten dürfen.

Wir laſſen die beiden Wanderer fürbas ſchreiten und werfen noch einen kurzen Blick auf Bella und die Ihrigen zurück.

Reb Jehudah Sofer war der Sohn eines braven Moreh-Zedek (Religionsweiſers) in einer kleinen Dorfgemeinde, und bei ſeines Vaters Tode noch viel zu jung und zu wenig unterrichtet, um die erledigte Stelle antreten zu können. Dagegen hatte er von Kindheit auf viel Talent und Neigung zum Geſchäfte eines Sofers bewieſen, und wußte die hebräiſche Quadrat-

ſchrift mit ſolcher Zierlichkeit anzufertigen, daß ihm viele Beſtellungen auf Thefillin und Meſuſoth ſelbſt aus größeren Gemeinden der Umgegend zukamen und auch Verbeſſerungen lückenhaft oder ſonſt ſchadhaft gewordener Thorahrollen anvertraut wurden. In den letzteren hatte aber der Satz: „Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei!“ etwas allzu viel Nachdenken bei ihm erregt, welches damit endete, daß auch er nicht allein blieb und ein hübſches, braves aber armes Mädchen heiratete. Anfangs ging Alles gut; man lebte zwar nicht wie in Arkadien von Frühlingsthau und Blüthenduft, aber das Schreibgeſchäft deckte die beſcheidenen Bedürfniſſe des kleinen Haushaltes. Aber als das Pärchen durch Hinzukunft der kleinen Bella, die ihrem urſprünglich italieniſchen Namen alle Ehre machte, zur Familie anwuchs, und als zugleich weit und breit rings umher alle Wohnungen mit Meſuſoth, alle Knaben noch lange vor dem Bar-mizwah-Feſte mit Thefillin verſehen und alle Thorarollen ſo hergeſtellt waren, daß auch der ſtrengſte Magiah-Sforim drin keinen Fehler gefunden hätte, da ſtellte ſich der Mangel ein, und die kleine Habe wanderte nach und nach in den Trödlerladen, ſo daß Reb Jehudah und die Seinen beim Abſchiede aus der kleinen Wohnung gleich dem ſchiffbrüchigen Bias, nur in anderem Sinne, ſagen konnten: „Alles, was unſer, tragen wir mit uns.“

Wäre Reb Jehudah in irgend einer größeren, verkehrsreicheren Stadt zuſtändig geweſen („heimatsberechtigt“ iſt ein viel zu ſtolzer Ausdruck für die damaligen Verhältniſſe), ſo würde ſeine Geſchicklichkeit, ſeiner Familie einen beſcheidenen Wohlſtand geſichert haben, da er mit der techniſchen Fertigkeit auch ein für ſein Fach genügendes Wiſſen verband; aber die Geſetze über Anſäſſigkeit und Zünftigkeit zwangen damals nicht blos den Juden zum Ergreifen des Bettelſtabes, wenn es einem minder Bemittelten an *einem* Orte oder mit *einem* Gewerbe mißglückt war. So mußte nun Reb Jehudah mit den Seinen ein unſtätes Wanderleben führen, zwar als Sofer und kleinartiger Mocher ſforim (Beſitzer einer kleinen fliegenden Handlung von Büchern meiſt rituellen Gepräges) nicht auf die Milde und Wohlthätigkeit ſeiner Glaubensgenoſſen allein, aber doch zumeiſt angewieſen, und bildete alſo eine *Schnorrerfamilie höherer Kategorie*. Streng hielt er die Seinen, die ſich im Laufe der Zeit noch um ein Mädchen und zwei Knaben, deren jedes ein anderes Geburtsland hatte, vermehrt, von dem Schmutze und den Unarten fern, die den gemeinen Schnorrer zu charakteriſiren pflegen; er unterrichtete ſeine Kinder ſorgfältig, und auch ſein Weib war beſtrebt, bei ſich und den Ihren Reinlichkeit und Arbeitsluſt zu erhalten, wodurch ſie gegen die äußerſte Noth geſchützt immer die Auslagen für ordentliche Wäſche und nicht allzu abgetragene Kleidung auftreiben konnten, und überall, wohin ſie kamen, freundlicher als ſonſt Arme aufgenommen und behandelt wurden.

Der eigentliche Held unſerer Geſchichte und ſein durch die erſten Er-

folge seiner moralischen Wiedergeburt ganz glückliche Begleiter kamen auf ihrer Reise nicht so rasch vorwärts, als Letzterer wohl gewünscht hätte. Reb Jekew fühlte zwar viele Befriedigung darüber, aus der schmutzigen Schale eines unnützen Vagabunden einen brauchbaren, im Handwerke strebsamen Menschen geschält, dessen künftiges Glück in angemessener Häuslichkeit angebahnt zu haben, und durch ihn vielleicht auch eine ganze Familie, die Reb Jehudah's, einem verderblichen, sich selbst und den Mitmenschen lästigen Nomadenthum entziehen. Allein dies reichte zur Beruhigung seines stets erregten Gemüthes nicht hin; denn bezüglich der der geregelten Lebensweise zu gewinnenden Familie war sein Streben bis jetzt nur noch bis zum Stadium der Hoffnung gelangt, von dem das Gelingen noch sehr fern lag. Es ist eine traurige, aber vielfach bestätigte Wahrheit, daß Bettelbrod, besonders des wandernden Bettlers, eigenthümlich süß schmeckt, und daß in der Ungebundenheit des Nirgendzuhausefeins ein eigener Reiz liege, wie die vielen, von Regierungen und einzelnen Menschenfreunden eifrigst unternommenen, doch zumeist mißglückten Ansiedlungsversuche der Zigeuner zur Genüge beweisen. Konnte bei ihnen, denen er seine Mühe widmete, nicht Aehnliches der Fall sein? Und war denn mit der Colonisirung einer oder zweier Familien so viel Gutes für sein Selbstbewußtsein gethan, daß er es getrost gegen die Selbstanklagen aus früherer Zeit in die Wagschale legen konnte? War das Gethane auch geeignet, um ihn selbst bei den mildest Urtheilenden in seiner Heimat diejenige Achtung und Werthschätzung zu verschaffen, ohne die daselbst existiren er weder konnte, noch wollte? Drängte ihn zwar ein inneres Gefühl und ein jetzt schon einmal begonnenes Unternehmen der Heimat zu, so wurde er, je näher er kam, um so unruhiger und besorgter, und mit fieberischer Hast suchte er Gelegenheiten zu streben und zu wirken. So ließ er sich nun auch herbei, trotzdem die erfahrene Störung es ihm Anfangs zuwider machte, in einer und der anderen kleineren Gemeinde zu predigen, wozu sich bei der damals herrschenden Gewohnheit reisender Magidim (Redner, Prediger) genügende Gelegenheit bot. Und die Gluth und Kraft seiner Beredtsamkeit, unterstützt durch eine in jener Zeit bei jüdischen Rednern seltene Formgewandtheit der Sprache, originelle Wahl der Themen und Kühnheit der Ideen war so groß, daß der Ruf derselben sich rasch verbreitete, und er kaum noch an zwei oder drei Orten öffentlich gesprochen hatte, als auch schon Einladungen von kleineren und größeren Kehilloth ihm zukamen. Sie abzulehnen war um so weniger Grund vorhanden, als der reichliche daraus fließende materielle Verdienst als Vehikel zu den vorgesteckten humanen Zielen nicht zu verachten war. Auffallend erschien aber überall die eigenthümliche Vornahme des beliebten Magid, keine andere als die gewöhnliche Armenherberge als Wohnung anzunehmen. Man errieth wohl, daß hierin irgend eine Bußübung bestehe, und obgleich Manche hierüber achselzuckend lächelten, so umgab es das Haupt des Betreffenden in den Augen des niedriger stehenden Volkes, das am Seltsamen stets Gefallen findet, mit einem mild scheinenden

Nimbus. Uns jedoch ist es kein Räthsel, was Reb Jekew in den sogenannten „Schlafstätten“ suchte, an denen jedoch sein rüstiger Begleiter keineswegs mehr den Gefallen fand wie ehemals. Der Tischler vermied auch neuerer Zeit sorgfältig das Schnorren, begrüßte vielmehr, wo immer er in einem Städtchen ankam, nach dem zünftigen Gebrauche der alten Zeit das Handwerk, und suchte da, wo mehrere Tage verweilt wurde, bei irgend einem Meister aushilfsweise zu arbeiten, mehr, um sich so recht wieder in's Handwerk einzuleben, als des Lohnes halber, dessen er bei der Munificenz seines Reisegefährten minder bedurfte. Mancher Meister bedauerte ernstlich, den Gesellen nicht auf die Dauer behalten zu können; diesen jedoch drängte es aus leicht begreiflichen Ursachen der Heimat, dem feurigst ersehnten Ziele seiner Wünsche, zu. Doch wagte er nicht dem Gefährten, dem als Untergeordneter in jeder sonstigen Beziehung er gerne sich fügte, der langwierigen Reise wegen Vorstellungen zu machen, war vielmehr eifrig bemüht, dessen viele Wohlthaten durch eifrige, zuvorkommende Dienstleistung theilweise zu vergüten, und in seiner Einfalt wünschte er oft laut eine rechte Fährlichkeit herbei, um sich in solcher selbst durch Hingebung und Aufopferung seiner selbst hilfreich zeigen zu können. Die Gefahr sollte auch nicht ausbleiben, sollte jedoch für die Leistungsfähigkeit eines gewöhnlichen Professionisten eine nicht zu bewältigende sein.

Es war ein heiterer Sommermorgen, als unsere Reisenden in einer größeren Landstadt ankamen, in welcher seit Menschengedenken Israeliten nicht seßhaft gewesen. In solchen Städten pflegte der Judenhaß, weil eigentlich objektlos und vom bloßen Wahn genährt, um so mehr zu floriren. Das Bild, das die Stadt jedoch heute bot, war keineswegs das des Hasses, vielmehr ein sehr reizendes der Liebe und Anhänglichkeit, die einer sehr werthgeschätzten, heute einziehenden Persönlichkeit entgegen gebracht wurde. Die Häuser der reinlichen Straßen waren mit Teppichen und Guirlanden geschmückt, Triumphpforten an mehreren Hauptplätzen errichtet. Reb Jekew beschloß in dieser Stadt, abweichend von der angenommenen Gewohnheit, in irgend einem Wirthshause der abgelegeneren Stadttheile auf einen oder zwei Tage ein Stübchen zu miethen. War das Verweilen hier bei der strikten Befolgung der Speisegesetze auch mit herben Entbehrungen verbunden, so bot sich dafür die Befriedigung eines sehr wichtigen Bedürfnisses der Ruhe. Das öftere Predigen in den letzten Wochen, der geistige Verkehr mit den verschiedenartigsten Lamdonim, deren jedem beinahe er etwas neues Scharfsinniges bieten mußte, hatte ihn übermäßig angestrengt; das Näherkommen an die Heimat erweckte freudige und schmerzliche Erinnerungen an die Vergangenheit, und unter den Bildern, die an seinem Geiste vorüberzogen, war das Rahels, der Geliebten und Erwählten seiner Jugend, keineswegs das am meisten verblaßte. Von Schnorrern, die ihn und seinen Begleiter nicht kannten, und an denen bei ihrer Versunkenheit jeder Versuch der Bekehrung zu stättiger Lebensweise

ein vergeblicher gewesen wäre, hatte er mit mehr Sicherheit, als sie manches moderne Intelligenzblatt bietet, erkundet, daß Rahel, die schöne erblühte Tochter des überaus frommen Rabbi Samuel, vielfach umfreit jeden Heirathsantrag standhaft zurückweise, und daß der Grund hievon in einem frühern bräutlichen Verhältnisse liege, das einen unglücklichen Ausgang genommen, und von welchem man in der Familie des Rabbi nicht gerne reden hört. Diese Nachricht bestürmte sein Gemüth auf's heftigste; mußte er sich, trotz aller Verirrung und Erniedrigung, in der er verfallen gewesen, doch immer noch unvergessen glauben, und dennoch konnte er sich nicht einbilden, daß bei der starren Denkweise des Vaters noch irgend Hoffnung auf die Hand der Tochter vorhanden sei. Diese heftige Bewegung seines Innern, vereint mit den ungewöhnlichen Anstrengungen der letzten Zeit hatten körperliche Erschlaffung und die Nothwendigkeit einer kurzen ungestörten Rast erzeugt, welche letztere am besten in der von Israeliten nicht bewohnten Stadt zu finden war. Ein Stübchen war bald nach Wunsche gefunden; sind doch in allen Landen die Leute in Wirthshäusern meist kosmopolitisch genug, um bei ihren Gästen mehr nach Giltigkeit der Münze, als der Abstammung und des Glaubensbekenntnisses zu fragen. Kaum war der Staub der Reise von Schuhen und Kleidern entfernt, als Schimmeh neugierig hinschlenderte, da bei dem festlichen Aussehen, das die Stadt heute hatte, eine Begrüßung des Handwerks nicht thunlich schien. Auch Reb Jekew meinte, daß der warme Sonnenschein ihm wohl thun könne; auch er schritt durch die geschmückten Gassen, und das freundliche Aussehen derselben sprach sein Gemüth so an, daß er dahinwandelnd in lichte Träumereien einer besseren Zukunft versank. Er war so von seiner Phantasie umsponnen, daß er es nicht merkte, wie mälig die Gassen um ihn her immer belebter wurden, wie so viele Menschen nach einer Richtung, die zufällig auch die seinige war, dahin eilten. So kam er bis auf den Hauptplatz der Stadt. Hier war das Gedränge ungemein groß, und wenn er auch gewollt hätte, es wäre für den Fremden nichts Leichtes gewesen, heraus zu kommen. Das Wogen der Menschenmasse nahm noch zu, als einige Stadtdiener, an Kleidung und Bewaffnung erkennbar, erschienen, und mit Rufen und Zanken und nicht ohne einige fühlbare argumenta ad hominem eine Gasse mitten in den Haufen weiteten. In diese Gasse rückten mit klingendem Spiele, ihre Fahnen und Abzeichen vor ihnen her, die verschiedenen Zünfte und Gewerke der Stadt, die männliche und weibliche Schuljugend, die festlich gekleideten Bürger mit ihren Vorstehern. Sie bildeten sämmtlich Spalier zu beiden Seiten des aus lebenden, denkenden Wesen gebildeten Weges. Die Anwesenheit der Patricier des Orts ließ den tumultsüchtigen Plebs ruhiger und anständiger werden. Da mit einemmale ertönten sämmtliche Glocken der Stadtthürme, vom Eingange des Platzes her wälzten laute Jubelrufe, und zugleich ließ die jubelnde Menge sich andächtig auf's Knie nieder. Durch die Reihen aber fuhr eine vierspännige,

mit Gold reich gezierte Karosse, und in derselben saßen zwei noch sehr junge Männer, der eine im Purpur, der andere eben auch in der Kleidung eines höheren Geistlichen der katholischen Kirche. Es waren dies der neue Bischof, der heute den erledigten Amtssitz in der Stadt einnehmen sollte, und sein Sekretär, der zugleich sein innigster Freund war. Nach dem Brauche seiner Konfession spendete der Bischof ringsum den Segen aus; in die Andacht der Betheilten aber mischte sich ein hohes Erstaunen über die ungewöhnliche Jugendlichkeit des Bischofs und zugleich ein Gefühl des Stolzes darüber, daß der Papst einem Kinde dieses Landes wegen seiner hohen und höchst seltenen Gelehrsamkeit und Sittenstrenge trotz so großer Jugend das wichtigste Amt der Diözese anvertraut hatte. Nicht weniger erstaunt als die Menge um ihn her stand ein Einziger da, starr und unbeweglich, mit dem Hute auf dem Kopfe, ganz im Anschauen, seiner selbst vergessend. Der neue Bischof war ihm eine wohlbekannte Persönlichkeit; es war der Genosse seiner Jugendfreuden, sein ehemaliger Lehrer und Schüler zugleich, — Johann, der Tuchmacherssohn.

Anfangs verwunderten nur die näher Befindlichen sich über die Kühnheit des Juden, denn als solchen hatte man Reb Jekew erkannt, und forderten ihn auf, den Hut abzunehmen. Als derselbe aber verwirrt durch die ihm widerfahrene Ueberraschung die Mahnung unbeachtet ließ, hielten sie sein Benehmen für Trotz und Hohn, und der einmal erregte Unwille steigerte sich schnell zu Zorn und unbändiger Drohung.

Haben doch die meisten Leute Religion genug, dieserwillen ihre Nebenmenschen zu hassen, während nur bei wenigen bevorzugten Naturen die Religion den Antrieb zur Liebe bildet. „Nieder mit dem Juden!“ tönte es von vielen Seiten, „schlagt ihn nieder! Werft ihn in den nahen Fluß, ihn, der es wagt, unseres Glaubens und unserer Priester zu spotten!“ Dieselben, die noch vor wenigen Augenblicken voll Andacht und Erhebung ihren Schöpfer gelobt und in seinem schwachen, durch Wissen und Frömmigkeit verherrlichten Geschöpfe bewundert hatten, die vielleicht auf ein einziges Wort dieses ihnen heilig scheinenden Sterblichen hin zu jeder Gutthat, zu jeder Aufopferung bereit gewesen wären, waren nun in blutdürstige Thiere umgewandelt. Hundert Hände streckten sich aus, um das Opfer der Wuth zu fassen, und nur zwei, die bereit gewesen wären, es zu vertheidigen, mußten schlaff und müßig herabhängen. Schimmeh nämlich sah von ferne, von einem Mauervorsprunge aus, auf den die Neugier ihn getrieben, die Gefahr, die seinem Freunde drohte, und wäre er zur Hilfe auch stark genug gewesen, er war von ihm durch einen breiten Menschenstrom getrennt. Doch unerwartet kam wo anders her die Rettung. Der plötzlich entstandene Lärm hatte die Aufstellungen zum Empfange des Bischofs in Unordnung gebracht, ein dichter, nicht leicht entwirrbarer Knäul von Menschen hinderte die Weiterfahrt, und der Kirchenfürst, der plötzlich aufgehört hatte, der Mittelpunkt alles dessen

zu sein, was hier vorging, erhob sich im Wagen um zu sehen, was eigentlich die Ursache des Tobens sei. Sein scharfer Blick traf im Angesichte des Bedrohten auf bekannte Züge, ein zweites Hinschauen, und jeder Zweifel war beseitigt. In Selbstbeherrschung geübt und gewohnt, sich von keiner Ueberraschung bewältigen zu lassen, neigte er sich zu dem Ohre seines Sekretärs, flüsterte ihm einige Worte zu, und dieser stieg rasch aus dem Wagen. Mit kräftiger Stimme gebot er der Menge Ruhe, und theilte ihr mit, Sr. Gnaden, der Bischof, wolle im Verhöre und bei Aburtheilung des Schuldigen zum erstenmale das ihm zustehende geistliche Richteramt ausüben. Sodann befahl er mit fester Stimme einigen Stadttrabanten, den Juden in ihre Mitte zu nehmen, und ihn sicher und unbehelligt als einen der kirchlichen Gerichtsbarkeit Verfallenen in die bischöfliche Residenz zu bringen und dort so scharf zu bewachen, daß niemand, wer immer es auch sei, mit ihm in guter oder übler Weise verkehren könne. Reb Jekew ließ alles ohne Widerstand mit sich vornehmen; denn einerseits besaß er nicht des Glückes genug, um bei irgend einer Gefahr für dasselbe zu zittern, andererseits ahnte er in seiner Arretierung eine weise Vorsichtsmaßregel des Freundes, der ihn also zu schützen und dann zu befreien trachtete. Wie aber Entschiedenheit und Energie nur selten auf das leicht bewegliche Volk ihre Wirkung verfehlen; so wurden auch hier durch die Befehle des jungen Canonicus die hochgehenden Wogen der Aufregung schleunig geebnet, und der Bischof konnte nun ohne weitere Störung zur Kirche und zur Ceremonie seines Amtsantrittes gelangen. Den Tag über blieb er mit der Entgegennahme von Besuchen der vornehmsten Stadtbewohner und der Beweise der Verehrung der einzelnen Corporationen vollauf beschäftigt. Erst spät am Abende konnte er dazu gelangen seinen theueren Freund wiederzusehen, dessen Andenken bei ihm stets lebendig und frisch geblieben.

Doch war dieser Freund durch den vertrauten Sekretär über Alles beruhigt, was da geschehen konnte; die Stadttrabanten waren entfernt und mehr zum Scheine, als zum Zwecke wirklicher Ueberwachung durch einen Hausdiener ersetzt, der sich bereitwillig zu jeder Dienstleistung und Bereitung jeglicher nur zu wünschender Bequemlichkeit anbot, das düstere Gewölbe, in welchem der Gefangene Anfangs untergebracht worden, mit einem freundlich hellen, wohnlichen Gemache vertauscht. Auch Schimmeh war da. Die ehrliche Seele war lange scheu und furchtsam um den bischöflichen Palast herumgeschlichen, um das vermuthliche Schicksal des Freundes und Gönners zu erfahren. Endlich hatte er den harten Thaler, welchen er als Arbeitslohn vom Armenvorsteher erhalten und den er wie einen Talisman stets bei sich trug, geopfert, und so durch Vermittlung eines bischöflichen Lakaien das erlangt, was ihm sonst auch Niemand versagt hätte, den Einlaß zu Reb Jekew. Wie staunte der treue Gefährte, als er hier Alles so ganz anders fand, als er befürchtet hatte, und der oft schon gehegte Gedanke, sein Gönner sei nu

den geheimen Künsten der Kabbalah vertraut und vermöge alles nach eigenem Belieben zu wenden, tauchte wieder auf in seinem Innern und erregte eine so ehrfurchtsvolle Scheu, daß sein Benehmen nicht nur räthselhaft sondern geradezu lächerlich erschien.

Am Abende wurde der Rabbi, so wurde er von dem Diener des Bischofs nach einer Mittheilung des Sekretärs genannt, zu seinem hohen Jugendfreunde abgeholt. Der Weg führte durch eine lange Reihe prachtvoller Gemächer, auf halbem Wege kam ihm der Bischof entgegen, und da kein anderer Zeuge als der vertraute Canonicus vorhanden war, that Johann seinen Gefühlen keinen Zwang an. Umarmung folgte auf Umarmung, und Thränen der Freude benetzten die Augen Beider, selbst die des „Dritten im Bunde" blieben nicht trocken. Die erlebten Schicksale und Erfahrungen wurden nun gegenseitig ausgetauscht. Die Johanns waren einfach in ihrer Großartigkeit und bald erzählt. Seine Gelehrsamkeit hatte in Rom Aufsehen erregt und ihm die Gunst vieler hoher Kirchenfürsten verschafft, die sich das Vergnügen machten, von den eigenthümlichen, bei Christen selteneren Kenntnissen des jungen Mannes zu profitiren. Kaum blieb ihm einige Zeit, um selbst etwas zu lernen, da er so viel und so vielen in ihrer Stellung weit über ihn Hervorragenden Unterricht zu ertheilen hatte. Sein fester Charakter bewahrte ihn vor Selbstüberschätzung, und der bescheidene Sinn, den er gegenüber seinen hohen Schülern, deren manche zugleich seine Lehrer waren, kundgab, brachte es dahin, daß er mehrseitig dem Oberhaupte der katholischen Christenheit warm empfohlen und kurz nach abgelegtem Profeß von einer Stufe der kirchlichen Würden zur anderen rasch emporstieg. Seine und des Papstes Sixtus V. (des ehemaligen Hirtenjungen Felice Peretti) Jugendgeschichte hatten viel Aehnlichkeit mit einander, nur besaß Johann das größere Glück, sein für Freundschaft empfängliches Herz einem Freunde erschließen zu können. Diesen fand er in einem Mitschüler im römischen Seminare, einen Jüngling, der gleich ihm für alles Schöne und Erhabene erglüht war und gleich ihm einfältig war wie die Taube und klug wie die Schlange. Unsere Leser errathen wohl, daß dieser Freund kein anderer war, als der junge Canonicus, der dem Bischof als Sekretär auf dessen Diözese gefolgt war.

Wirrer und verwickelter war die Lebens- und Leidensgeschichte des Israeliten, und obgleich er bei der Erzählung mancher seiner Verirrungen erröthete und nur mit Mühe das oft etwas spöttische Lächeln des Bischofs ertragen konnte, so verhehlte er doch nicht den geringsten Umstand, und gewiß war es höchst originell, daß hier ein jüdischer Rabbi vor zweien katholischen Geistlichen eine umfassende Beichte, freilich nicht in der Absicht ablegte, um absolvirt zu werden. Wieder einmal saßen die Freunde, nur daß sie um einen sich vermehrt hatten, bis nahe an den Morgen, wie ehemals im eifrigen Dispute beisammen, und da sie sämmtlich über den Inhalt ihrer Unterhaltung die strengste Verschwiegenheit bewahrten, auch vorsichtig jeden Lauscher ent-

fernt hatten, so können wir jenen Inhalt nur annäherungsweise aus einem lateinischen Briefe errathen, den Reb Jekew einige Tage später aus der Schlafstatt der nächsten größeren Judengemeinde an den Bischof abgehen ließ, und den wir in deutscher Uebersetzung und mit Hinweglassung der unter Gelehrten damaliger Zeit beliebten, etwas schwulstigen Begrüßungsformeln, mittheilen wollen. Vorerst wollen wir aber noch erwähnen, daß die beiden Juden noch einen Tag und eine Nacht im bischöflichen Palaste verblieben, daß sie dort mit aller Achtung behandelt, mit aller Rücksicht für die Satzungen ihres Glaubens bewirthet wurden, daß der Bischof und sein Sekretär unter dem Vorwande eines geheimen Verhöres auch am Tage einige angenehme Stunden in der Gesellschaft ihres Freundes zubrachten. Am dritten Tage wurden die Beiden in einem einfachen, bequemen Gefährte unter Begleitung zweier Leibdiener des Bischofs, die für deren Sicherheit einstehen mußten, in's nächste Städtchen gebracht. Dem Volke der Bischofsstadt wurde erzählt, es sei in dem Juden ein gar gelehrter Rabbi entdeckt worden, der nicht aus Hohn und Trotz gegen die katholische Kirche, sondern aus völliger Unbekanntschaft mit deren Gebräuchen, und weil der Gebrauch seiner Konfession das Niederknien nicht gestatte, Anlaß zum Aergerniß gegeben und dafür vom Bischofe tüchtig abgekanzelt worden sei. Von einer inhaltreichen, sprachlich prächtigen Predigt, die er am zweiten Tage nach seinem Einzuge gehalten, höchlichst erbaut und erfreut, fand Jedermann Alles recht, was der neue Vorsteher der Diözese that und veranlaßte, und die Affaire mit dem Juden war nach wenigen Tagen vergessen.

Wir aber wollen nun über die Achseln des Bischofs und seines Sekretärs hinweg in den Brief schauen, den diese mit größtem Eifer und mit immer höherer Befriedigung lasen, je weiter sie in selbem gelangten. Er lautete etwa folgendermaßen:

„ — und die beiden Sätze, die Ihr angeführt habt, sind so weit von einander verschieden, als der Himmel entfernt ist von der Erde. Nein meine theueren Freunde! (denn auch dich nenne ich so, der durch meinen Jugendgefährten seit lange, jetzt aber unmittelbar mit mir verbunden bist,) der Satz „Der Zweck heiligt das Mittel“ und jenes, dem die Weisen meines Volkes die Deutung gaben, man dürfe, wo es die Heilighaltung des göttlichen Namens gilt, einzelne seiner Gebote als aufgehoben betrachten, Psalm 119, Vers 126 haben in ihrer Wesenheit nichts miteinander gemein. Letzterer Satz weist ausdrücklich auf einen bestimmten Zeitpunkt hin, auf einen solchen nämlich, wo eine in anderer Weise unabwendbare Gefahr droht, und nur dann könnte der Rettung des Erhabensten und Wichtigsten einzelnes minder Wichtiges geopfert werden. Ihr aber verlangtet, ich solle mich des Gesammten, des Glaubens meiner Väter entschlagen, und zeigtet nur ein Ziel, das zu erstreben wohl an und für sich ein überaus würdiges, dessen Erreichung jedoch immer höchst unsicher bliebe. Wohl wäre es möglich, dass ich unter den Euren

und, wie Ihr glaubet durch vielfältiges Wissen zu Macht und Ansehen gelangt, dann vielen meiner Stammesbrüder und früheren Glaubensgenossen ein eifriger Förderer, ein Helfer in der Noth werden könnte. Aber wäre es auch gewiss, dass meine leidenden Brüder mich aufsuchen, und dass meine Kraft zu ausgiebiger Hilfe ausreichend wäre. Ich erlaube mir einen Satz aus dem Buche Esther (C. 4. v. 14.) anzuführen: „Befreiung und Rettung wird den Juden von anderer Seite erstehen." Ist die Macht des Ewigen etwa zu beschränkt, dass ich mich durch Abtrünnigkeit ihr zum Mittel für das Gute aufdringen muß? Jedes vorgesteckte Ziel, jeder zu erreichende Zweck bleibt als ein fernliegendes auch ein Ungewisses, und kann daher nie die Wahl eines Mittels entschuldigen, dessen nächste Wirkung, das Ueble, gewiss ist. „Die Ausübung einer Tugend, "sagen unsere Weisen die Euch beiden auch nicht fremd sind, „führt die Ausübung weiterer Tugend, die einer Sünde weitere Sünde nach sich. „Habe ich aber die erste Sünde wissentlich begangen, so wird die Kette der folgenden gewiss nicht zum Leitfaden werden auf einem Wege, an dessen Ende Tugend, eine so erhabene Tugend wohnt, die alles begangene Ueble aufwiegt und zu nichte macht. Nochmals: Befreiung und Hilfe wird von anderer Seite kommen, wenn sie noth thun; zeigt mir doch theuerer Freund meiner Jugend! deine Erhebung zu einem so hohen Posten unter den Deinen, zeigt mir doch meine eigene Befreiung von der Wuth des Volkes durch Dich, wie die Wege der Vorsehung weise gewählt und geebnet sind.

Doch ich glaube, es sei Euere Aufforderung gar nicht ernstlich gemeint gewesen, und Ihr habet nur prüfen wollen, ob das Bäumchen, das einst jedem schwachen Windeshauche sich geneigt, nun zum kräftigen, wiederstandsfähigen Stamme geworden. Hat doch meine entschiedene Weigerung nicht im Mindesten die frohe Stimmung vermindert, die unser Wiederfinden bei Euch hervorgebracht, und seid Ihr auf meine Wünsche mit raschester vollkommener Billigung eingegangen. Ich will und werde die Hilfsmittel die mir durch Euch geboten wurden, nicht ausschlagen, und weiß ich den Wert der mir ausgestellten schriftlichen Empfehlung, die ich jedoch nur im äußersten Nothfalle gebrauchen will, gehörig zu würdigen. Und so will ich, indem ich andere aus dem Schlamme der Versunkenheit zum Bessern emporführe, mich selbst wieder erheben; und wie nahe ich nun auch der Erwählten meiner Jugend sei, die äußerst schwache Hoffnung auf ihren Besitz soll für mich nicht zum Irrlichte werden, das mich von der einmal eingeschlagenen Bahn abführen kann. Lebt wohl—"

---

6. Kapitel.

Das Fest der Armen.

Wie süß, wie segenvoll ist's abzuwischen.
Die Zähre, die des Armen Aug entführt!
Wie süß die unsrige der seinen beizumischen.
Indeß die Hand den Trost mit Hilfe würzt.
Pfeffel.

Wie ist unser Freund jetzt in seinem ganzen Wesen so verändert! Wie schaut dieß Auge, das gewöhnlich vom Schmerze getrübt zu Boden oder in Andacht glühend zum Himmel schaute, so freudig und sicher vor sich hin, als gehörte es nicht einem Kinde des Ghetto an, einem Kinde jener düstern Heimat wo Naturschönheiten eine aus unbekannten, räthselhaften Buchstaben zusammengesetzte Schrift zu sein pflegen. Wie freundlich lächelt diese Lippe, die so oft von einem tiefen, inneren Wehe bewegt, gezuckt hat. Ist das wirklich niemand anderer als der jüdische Gelehrte, den ein innerer Drang stets fortgetrieben, wo sich ihm ein Plätzchen darbot, sein Haupt zur Ruhe zu legen, und der in dieser Hinsicht nur um die ewige Dauer dem Ahasveros nachstand, jenem Popanze des ewig wandernden Juden, welchen nur ein vom Wahne erzeugter Haß so schrecklich ausdenken konnte. Welche Festigkeit hat sein sonst schwankender Gang angenommen, welche Elastizität und Leichtigkeit in den Bewegungen so daß der viel rüstigere und von Natur kräftigere Reisegefährte unmöglich gleichen Schritt halten kann und einmal über das andere verwundert nach ihm hinschaut, den er wohl in geistiger Beziehung, keineswegs aber auch in körperlicher Beziehung sich überlegen wusste. So viel aber vermag die Freude, wenn sie nach langen Qualen, nach vielfachem Entbehren in das gepeinigte Menschenherz wieder einzieht und die Zuversicht auf bessere Zukunft mit sich bringt. Das Zusammentreffen mit dem Jugendfreunde, dem Theilnehmer und Förderer der eifrigsten wissenschaftlichen Bestrebungen, mit dem gereiften Manne, der schon als Jüngling stets durch Klarheit des Geistes, durch Entschiedenheit und Richtigkeit des Urtheils über sich selbst und über andere sich ausgezeichnet hatte, wirkte so wohlthuend auf Reb Jekew Bachur, (wie er sich am liebsten nennen hörte), daß er nun mit Muth und Freudigkeit und in der festen Ueberzeugung fortlebte, das ersehnte Ziel, die Versöhnung mit sich selbst und mit allen anderen, die ihm lieb und werth waren, liege nicht mehr zu ferne. Auch stärkte ihn theilweise der Umstand, daß er bei seiner Thätigkeit nicht mehr auf die beschränkten Mittel seines eigenen Erwerbes allein angewiesen war, da er für humanistische Zwecke auf die Munificenz seines bischöflichen Freundes rechnen durfte und rechnete.

Als sollte sich auch für die Verwirklichung guter Vornahmen und

Pläne alsbald die Gelegenheit finden, geschah es, daß schon am nächstfolgenden Abende, am Donnerstage derselben Woche die beiden Reisenden mit der Familie Reb Jehudah Sofers zusammentrafen. Der Schauplatz des Wiedersehens war die enge, durch viele anwesende Gäste noch mehr beengte Schlafstatt der Judengemeinde . . . . Seitdem Reb Jehudah die Hoffnung hatte, daß sein liebes Kind den Beschwernissen des Wanderlebens werde entzogen und ihm wenigstens so oft ein besserer Ruheort werde geboten werden, so oft er sein Kind werde besuchen können, seitdem hatte er für die vielen Widerlichkeiten der Schlafstatt erst scharfe Augen bekommen. Mehr noch als er selbst, empfand sein Weib einen unüberwindlichen Eckel gegen ein oft unmoralisches Treiben, vor dessen Einzelnheiten sie bisher oft genug ein Auge hatte zudrücken müssen. Jeder moralische oder materielle Vorzug wodurch ein Mitglied der Schnorrerkaste hervorragte, und der demselben von Seite der Wohlthäter größere Gunst oder Beachtung zuzog, galt in den Augen seiner Standesgenossen als eine Beeinträchtigung ihrer Rechte und Vortheile und war nicht selten ein genügender Grund der bittersten Anfeindung. Ein Beispiel solch unverdienten Grolles bot sich eben dar. In einer Ecke der dunstigen Stube saß ein Weib, dessen vernachlässigter schmutziger Anzug und rothes, aufgedunsenes Gesicht zur Genüge bezeugten, wie sie kurz vorher mit den Geistern der Flasche ihres nicht minder liebenswürdigen Herrn Gemahles im innigsten Rapporte gestanden, und daß der Schlaf in welchem sie einige Zeit auf dem Boden gelegen, jene Geister noch nicht ganz aus ihr gebannt habe. „Wie sich das breit macht!“ schnarrte sie durch die Nase, unser aller Neschomoth sind am Berge Sinai gestanden und das Volk dort am Fenster (hiebei wies sie auf den in der Fensternische mit Schreiben beschäftigten Reb Jehudah und die Seinen) nimmt hier die besten und bequemsten Plätze ein, und fast thät es noth, daß wir andere draußen auf der Gasse bleiben!“ Vergebens machten einige Bessergesinnte die Megäre auf die Anwesenheit des Rabbi (so nannte man Reb Jekew) aufmerksam, die Muthwilligeren der sauberen Gesellschaft wollten sich einen so wohlfeilen Spaß nicht entgehen lassen, und reizten so lange auf, bis sie sich mühsam erhob und schwerfällig vorwärts wälzte. Hier stemmte sie die Arme in die Seiten. „Nicht genug,“ schrie sie mit fettig heiserer Stimme, „daß ihr und Euer Rebbe da, der seine Hathoroh (Lehrbefugnis, Rabbinatsdiplom) Gott weiß wo, aufgeklaubt hat, uns morgen die besten Pletten (richtig Bollette, Anweisungen auf Freitische für den Sabbath) wegfischet, soll man sich noch in der Schlafstatt von euch verdrängen lassen?“ die kleineren Kinder Reb Jehudah's verkrochen sich furchtsam hinter ihre Eltern die betroffen da saßen, sein Weib wischte sich eine Thräne aus den Augen, und Bella schmiegte sich an Schimeh und schaute zu ihm, als ob sie ihn zum Schutze gegen Beleidigung aufforderte. Dieser war nach echter Gesellmanier rasch entschlossen, und ehe noch Reb Jekew die beabsichtigte beschwichtigende Rede beginnen konnte, hat-

te Schimeh die Thüre aufgerissen, das helfende Ungethüm ergriffen und ziemlich unsanft hinaus auf die Flur spedirt.

Herausfordernd schaute er dann um sich her, ob jemand seinen Justizakt laut zu misbilligen wage; die kräftigen geballten Fäuste aber ließen die ärgsten Störenfriede sich scheu in die Winkel verkriechen oder leise zur Thüre hinausschleichen. „Diese herbe Frage, Rabbi!“ rief Schimeh lachend, „habe ich geschwinder und geschickter geentfert (beantwortet, entschieden) als Ihr es hättet thun können.“ Die Heiterkeit, welche das Wiedersehen hervorgebracht hatte, war jedoch gestört, und das Weib Reb Jehudah's klagte laut über das Unglück der Armut. „Nur einmal in meinem Leben,“ sagte ihr Mann, „möchte ich das Glück des Baalboos (Hausherrn Familienvaters) kosten, der am Samstag mit den Seinen am eigenen, sauber gedeckten Tische sitzt, an welchem auch einige Arme als Gäste Platz gefunden. Wie wohl müßen ihm die Segenswünsche thun, welche die Armen ihm beim Abschiede aussprechen. Wohl sind diese Segnungen gar oft nicht ehrlich gemeint, und mancher Undankbare spottet über die durch keinen Fleiß verdiente Mahlzeit, wenn diese für seine Erwartungen nicht lecker genug ausgefallen. Doch der Baalboos hört das nicht; und ich glaube, daß Haschem jisborach dem doch der wahre Gedanke dieser Segnungen kein Geheimnis ist, dennoch diese nach den Buchstaben gelten läßt. Nur ein einziges Mal möchte ich diese Freude genießen!“ „„Dazu kann und soll geholfen werden!““ antwortete Reb Jekev er winkte Schimeh, und obwohl dieser seine Absicht nicht errieth, war er doch an unbedingtes Vertrauen zu sehr gewohnt, um dem Fortgehenden nicht schleunigst zu folgen. Die Familie des Sofers blieb weiter unbehelligt, theils mahnten die Besseren unter den Anwesenden von jedem üblen Vorhaben ab, theils auch fürchtete man die Zurückunft des kräftigen Gesellen, von dem man gesehen hatte, daß langes Federlesen nicht in seiner Art liege. Er kehrte aber erst nach zwei Stunden zurück, da es bereits Nacht geworden, und der Schlafstätter bereits die üblichen Strohschütte für das Nachtlager hergerichtet hatte. Schimeh forderte seinen Schwiegervater und dessen Familie auf, ihre Habseligkeiten zusammen zu nehmen und ihm zu folgen. Mittlerweile nähmlich hatte Reb Jekev dem dießmal die mit allerlei gemeinem Volke überfüllte Schlafstätte ebenfalls gar sehr zuwider war, für reichliches Geld und gute Worte eine kleine Stube für sich und Schimeh und eine größere wohleingerichtete für die befreundete Familie ausfindig machen lassen. Dort ließ er durch Schimeh alles hinschaffen, was den Genuß eines guten, geruhten Sabbath, einen wahren Oneg-Sabbath verschaffen und erhöhen könnte; und als nun alles bereit war, wurden Reb Jehudah und die Seinen dahin übersiedelt. Mit Freude und innigen Dankgefühlen, denn Worte des Dankes hatte der Wohlthäter sich verboten, nahmen sie das Gebotene an; wie staunten sie aber, als sie hörten, es sei nicht nur für sie selbst für den Sabbath reichlich gesorgt, sondern es stehe ihnen frei, selbst einige Gäste

an ihren Tisch zu laden und so einmal die Freuden des Baalhoosthums, eines durch nichts gestörten, behäbigen Familienlebens in seiner ganzen Fülle zu genießen.

Zum erstenmale seit Jahren sahen sie frische bequeme Betten für sich bereitet, und sie durften heute ihre Oberkleider, sonst ihre Decke allein, unter der sie lagen, bei Seite geben; sie hatten nicht nöthig, wie sonst, jedes einzeln ihr Abendbrod in irgend einem Winkel, wo sich eben ein Plätzchen bot, zu verzehren, sie konnten alle beisammen um den gedeckten Tisch sitzen, der schon des Guten so reichlich bot und noch Reichlicheres für die nächsten zwei Tage versprach. Am Freitage morgens ging Schimeh in die Schlafstatt, lud daselbst zwei oder drei der honetteren Armen ein, darunter auch einen lustigen Bruder, den er seit Jahren kannte, der nicht gerade unwissend, seines Zeichens ein Hausierer mit allerlei meist unnützen Kleinigkeiten, als Fleckkugeln, Putzpulver und dergleichen Mittelchen, die er als Arcane auszuschreien verstand, nur dann zur Schnorrerei griff, wenn er seine kleine Habe am Spieltische gelassen und die Mittel zum neuen Krame noch nicht sich erbettelt und — abgedarbt hatte. Den Tag über war die Frau des Sofers beschäftigt, aus dem Buche ihrer Erinnerungen all die vergessenen Küchenrezepte hervor zu holen, die zur Bereitung von der Sabbathfeier würdigen Speisen erforderlich waren. Reb Jekew verstand es wohl, wie das emsige Schaffen und Wirthschaften mehr als der Genuß, brave Frauenherzen befriediget, und hatte darum nur das Material zu guten Mahlzeiten sowie das unentbehrliche Geschirr, keineswegs aber fertiges besorgen lassen. So verging der Freitag in der angenehmen Illusion eines eigenen Hauswesens und unter vielen Ermahnungen der Mutter an Bella, wie diese den Heerd im eigenen Hausstande dereinst verwalten solle. Am Abende kam der Sofer aus der Synagoge, der stattliche Bräutigam der Tochter an seiner Seite, kräftig und fest tönte sein „Gut Schabbes“ in die Stube hinein, wo ihn kein untergeordnetes Verhältnis zu einem Spender der Sabbathmahlzeiten, (Reb Jekew war absichtlich fern geblieben) beengte. Herzlich drückte er seinem Weibe die Hand, legte dann die seine segnend auf jedes Haupt seiner Kinder, was auch Schimmeh durch eine stumme, aber tiefe Verneigung sich erbat. Heiteren Angesichtes schritt dann der Sofer auf und ab durch die Stube, und sang laut den Gesang, womit der Jude die Geister des Friedens, der Ruhe, mit einem Worte die Geister des Sabbaths in seiner Häuslichkeit bewillkommt. In seinem Auge glänzte eine Thräne, ob schmerzlicher ob freudiger Rührung oder beider zugleich? als er dem „Engelgruße“ den Päon Salomos auf das biedere Weib hinzufügte. Verdiente doch sein Weib gewiß diesen Namen, wenn auch ihr Wirken keinen Wohlstand zu Folge gehabt. Hatte sie doch Leiden und Entbehrungen, das Unglück der Heimatlosigkeit und Unstättigkeit bisher mit ihm getheilt ohne Murren, ohne Vorwurf. Während des üblichen Rezitirens dieser Verse hatten

auch die geladenen Gäste sich eingefunden, denen hier unter ihres Gleichen selbst ein spärlicheres Mahl willkommen war, als das köstlichste, das ihnen irgend ein Reicher vielleicht durch Hoffahrt vergällt hätte.

Vielleicht nie hat ein Israelit mit solcher Andacht am Schlusse der Peßach-Abendgesänge das„ Leschono habbo bijruscholajim (Künftiges Jahr in Jerusalem!) mit solch ernstlicher Andacht gerufen, als Reb Jehuda und sein Weib beim Weihegebete für den Festag Kidusch den Wunsch „Leschonoh habbo“ in eigener, noch so beschränkter Häuslichkeit! „fühlten, wenn dieser Wunsch auch nur in wehmuthsvollen Blicken, die sie mit einander austauschten, seinen Ausdruck fand. Es wäre überflüssig, den Verlauf des Sabbats weitläufiger zu beschreiben; er verlief in dieser Familie wie in jeder anderer echt jüdischen weihevoll und vergnügt. Wer der rechten Sabbathfeier gewohnt ist, dem könnten wir nur Gewohntes, oft genug Erlebtes bringen; wer aber eine solche Feier nie mit gemacht, der hat auch kein Verständniß dafür, und würde unsere feurigste Schilderung nur mit spöttischem Lächeln hinnehmen. Die Armen, denen diese Freude nur heute gegönnt schien, nöthigten ihre Gäste so von ihrem Ueberflusse auf, wie es nur irgend ein Reicher, der mit der Gottesgabe nicht kargt, hätte thun mögen. Die Familie Reb Jehudas war gewohnt, am Sabbathnachmittag durch die Straße des Ortes, in der sie gerade weilte, oder auch im Freien vor dem Orte zu spazieren, um so das allzuviele Zusammensein mit der oft anrüchigen Gesellschaft in der Schlafstatt zu vermeiden. Heute saßen sie alle traulich beisammen, Schimeh und der Hausierer bei ihnen, und ergötzten sich an munteren Scherzen und launigen Einfällen, an denen der Hausierer besonders reich war. Der Sofer las hin und wieder auch in einem hebräischen Buche, und sein Weib unterhielt die beiden Töchter mit einer Vorlesung aus dem „Deutsch Echummesch,“ wovon jedoch die Aufmerksamkeit der Mädchen von dem Hausirer oft durch muthwillige, doch anständige Neckereien abgezogen wurde. „Lasst meine Mädchen in Ruh!“ rief die Frau endlich dem Störer mit gutmüthigem Lachen zu, „nicht nur, daß Ihr ein Müßiggänger seid und Euch wenig um Thorah und Mizwoth (Lehre und Gebote) kümmert, wollt Ihr noch diese da davon abhalten.“ „„Ich sollte mich nicht um Thorah und Mizwoth kümmern,““ antwortete er, „„steht doch gleich am Anfange des Pereks (Thalmudabschnittes religiös moralischen Inhaltes zur Lektüre an den Nachmittagen der sommerlichen Sabbatte bestimmt), dass jeder der Israeliten Theil habe an ewiger Seligkeit, dieweil Gott so viel der Lehre und Gebote zu erfüllen gegeben, damit auf jeden etwas komme und ich allein, meint Ihr, sollte meinen Antheil ganz vernachlässigen.?““

„Ich bin doch begierig zu hören,“ replizierte Reb Jehudah, der die abgenommene Brille zwischen die Blätter des zugeschlagenen Buches legte, „welche von den 613 Mizwoth Ihr eigentlich so recht mit Liebe und Eifer erfüllet!“ „„Ei was 613!?“ “rief der Hausirer, „„die Rechnung ist auch

nicht ganz richtig, wir haben 614 Mizwoth, und gerade das Gebot, welches unsere Weisen nicht gezählt haben, erfülle ich am pünktlichsten.“ “Und wie lautet denn dieses Gebot?“ „„Es sieht gerade so aus wie jede von den Mizwoth lo saaseh, und lautet Lo jechdol ewjon. Es soll nicht an Dürftigen mangeln.“— Wahrlich wenn man von einem Gebote sagen kann, dass die Erfüllung des einen die Erfüllung des andern nach sich zieht, so gilts gewiss von diesen. Ist es nicht der Ursprung und die Grundlage aller Wohlthätigkeit. Und wie eifrig ich auch dazu halte! Kaum dass mir der liebe Gott ein paar Gulden beschert hat, sehe ich sie so schnell als möglich bis auf den letzten Pfennig los zu werden.“ „Es ist Schade um Euch,“ sagte die Frau, „könntet Ihr bei Euerem guten Kopfe und Eueren gesunden Gliedern nicht ein nützliches Gewerbe betreiben und dazu sehen, dass Ihr als ordentlicher Mann mit einem braven Weibe glücklich werdet?“ Ei nun, wollt Ihr mir Eure jüngere Tochter geben, und an meiner früheren Lebensweise keinen Anstoß nehmen,“ sagte der Hausierer plötzlich ganz ernst geworden, „so will ich von heute an auf mich achten, und Ihr sollt nicht nur einen, sondern ein Paar tüchtige Eidame haben.“ „Meine Schwägerin ist für dich zu jung sagte Schimeh;“ „willst du aber wirklich etwas Rechtes anfangen, so sollst du um die Mittel dazu nicht lange besorgt sein. Geschenkt bekommst du nichts, denn Leicht gewonnen leicht zerronnen! sagt der Aschkenaz, aber auf dein ehrlich Gesicht hin sollst du so viel geborgt bekommen, dass du schon morgen mit einem tüchtigen Pack Waare im nächsten Dorfe krämern sollst. Hast du dann die Probe abgelegt, dass du beim ehrlichen Geschäfte aushälst, so will ich selbst bei meiner Schwägerin dein Schadchen sein; einstweilen wird auch sie nicht mehr in der Welt herumlaufen; in meiner Kehillah wird sich für ein Mädel wie sie, schon Beschäftigung und Brot finden, und müssten ich und Bella selbst unseren letzten Bissen mit ihr zu theilen.“ „Hütet Euch nur,“ lachte Bella, „dass Ihr keinen Korb bekommet; weiß meine Schwester das Sprüchwort: Wer will kennen den Mann, soll nur sehen denn Schadchen an! so steht es schlecht um Euere Werbung.“ Wir sehen, dass Reb Jekew für sein Streben in Schimeh einen verständnißvollen, erfolgreich wirkenden Menschen gefunden. Trotz dem heiteren Scherze Bellas hatte die Stimmung der Anwesenden eine Wendung zum Ernste genommen, und das Gespräch wollte nun nicht mehr recht ins Geleise kommen. Reb Jehudah mit seinen beiden Knaben entfernten sich zum Minchagebet. Die beiden Mädchen setzten sich vor die Hausthüre, um das an Samstag Abenden gewöhnlich vorhandene Gewoge Lustwandelnder oder vom Spaziergang Heimkehrender mit an zu sehen, Schimeh und der Hausierer machten einen Gang in's Freie, um ungestört ihre Gedanken und Pläne für die Zukunft einander mitzutheilen.

Nur die Frau allein blieb am Fenster sitzen, und merkte in tiefes Sinnen verloren, es gar nicht, dass die Dämmerung und die Nacht mählig hereingebrochen, bis der von der Gasse heraufdringende Ruf „Zu borchu“ sie

aufſchreckte. Mit leiſem Seufzen erhob ſie ſich von ihrem Schämel, ſprach den alten jüdiſch-deutſchen Spruch: „Du lieber Gott von Abraham, Iſak und Jakob!

„Behüte dein Volk Iſrael in deinem Lob!“ und ſo weiter (eigentlich wohl „in deinem Laube, ſukkath ſchlomechoh“), zündete dann eine Kerze an, und bereitete, während ſie her- und hin trippelnd das Abendgebet ſprach alles für die Zeremonie der Hawdalah (Scheidung des Sabbats und des Werketages) Nöthige. Noch war ſie mit dieſen kleinen Vorbereitungen nicht völlig zuſtande gekommen, als Reb Jehudah mit den Kindern die Stube betrat. Doch klang ſein Gruß nicht ſo freudig als vor vier und zwanzig Stunden, klanglos und kaum hörbar hatte er ihn in der Thüre geliſpelt. Langſam und verdroſſen ſchritt er zum Tiſche, entzündete die buntgeflochtene Hawdalahkerzen und mit zitternder Stimme ſprach er den Weiheſpruch für die Werktage. War doch der Abſchied vor dieſem Sabbathe für ihn kein Scheiden auf ein baldig fröhlich Wiederſehen, für ihn war es ein Erwachen aus einem Traume voll Licht und Helle, an deren Stelle nun dichte Finſternis um ihn her und in ihm Platz griff. Nach beendigtem Gebete ſetzte er ſich an den Tiſch und blätterte mechaniſch in dem von Nachmittag her noch dort liegenden Thalmudexemplare. Sein Weib hatte ſich ſeitwärts auf einen Seſſel geſetzt, und die ſchlaff im Schoße liegenden Hände, das matt herabgebeugte Haupt bezeugten die große Muthloſigkeit. Die Verſtimmung der Eltern wirkte auch auf die Kinder ein; und bald warf die lange Schnuppe der bei allgemeiner Apathie ungeputzt gebliebenen Talgkerze düſtere Lichter durch das Gemach. Da tönte ein lautes, freundliches „Gut Woch! und Reb Jekew war eingetreten. Nur gezwungen tönte das „Gut Jahr“ von den Lippen des Familienhauptes, ein Wort des Dankes hatte niemand für den bereitwilligen, uneigennützigen Wohlthäter. Dieſer hatte ſich bisher jedem Danke entzogen und den Samſtag hindurch eifrigſt vermieden, mit ſeinem Schützlinge außer Schimeh, in Berührung zu kommen. Er hatte wie ein geſchickter Feldherr ſein ſchweres Geſchütz für den letzten, entſcheidenden Schlag aufbewahrt, und demaſkirte es jetzt, indem er nach der Urſache der allgemeinen Traurigkeit fragte, obwohl er dieſe gar wohl vermuthete. Nur verlegene, halbe Antworten wurden ihm zu theil; endlich faſſte die Frau des Sofers ſich ein Herz zu den Worten: „Theuerer Rabbi! Wohl habt Ihr es gut mit uns gemeint und durch Euerer glänzenden Freigebigkeit uns in gar ſchönes Feſt bereitet. Aber es wäre beſſer, wenn wir dieſe Freude nicht geſchmeckt hätten; uns iſt jetzt ſo übel zu Muthe, als es etwa Adam und Eva geweſen ſein mag, als die diamantenen Pforten des Paradieſes laut hinter ihnen zuklappten.“ Und wer hindert Euch denn, rief Jekew wenn ihr nur es vermögt, auch ferner im Paradieſe zu bleiben, wie ihr das häusliche Leben nennt, das ihr doch gewiſs meint? Glaubt ihr etwa, es ſei mir darum zu thun geweſen, bei euch die Laune eines Augenblicks zu befriedigen, dann irrt

ihr gewaltig. Ich wollte bei euch den ſchlummernden Sinn für ſtättiges, häusliches Leben recht wach rufen; nun es mir gelungen, ſoll es auch den Mitteln nicht fehlen, damit ihr im Paradieſe (hier konnte Reb Jekew ſich eines Lächelns nicht enthalten) nicht nach verbotener Frucht greifen müßet.“ Die Armen horchten hoch auf bei dieſer Rede, die wie Jubelgeſang der Cherubim in ihren Ohren klang; auch die Kinder hüpften fröhlich herbei, als ſie die ſich immer ſteigende Heiterkeit der Eltern bemerkten, obwohl die jüngeren den Vorgang nicht recht verſtanden. Nun erzählte Reb Jekew, wie für die Erlangung des Meiſterrechtes für den Tiſchler bereits durch Vermittlung von Freunde in der Heimat, wie auch für eine Werkſtätte durch die Miethe eines netten Häuschens in der dortigen Vorſtadt geſorgt ſei, wie die Familie in demſelben Häuschen, wenn auch etwas gedrängt, einſtweilen Platz finde, und wie auf ſchriftliche Anfrage hin der edelmüthige Rabbi Jecheskel ſich bereit erklärt habe, den Soſer in Schutz zu nehmen und ihm mehrfache Arbeit von der heimiſchen wie von mehreren nahen kleineren Gemeinden zuzuwenden. Der Mutter des Biſchofs, die jetzt hoch beglückt und geehrt bei ihrem Sohne lebte, war noch auf ihrem ehemaligen Beſitze ein kleines Capital ausſtändig, und Johann hatte bei dem gegenwärtigen Eigenthümer anfragen laſſen, ob er das kleine Anweſen nicht gegen anſtändigen Gewinn rückverkaufen wolle. Letzterer benützte die gute Gelegenheit, da ſich ihm ſchwerlich jemals wieder ſo ein freigebiger Käufer geboten hätte; und das Häuschen, welches einſt das erſte Zuſammenleben der beiden wiſſenſchaftlich ſtrebſamen Jünglinge geſehen, ſollte nun auch der Schauplatz ihrer erſten gemeinſchaftlich ausgeführten Wohlthat werden. Reb Jehudah und die Seinen erfuhren natürlich nur was ihnen zu wiſſen unumgänglich nöthig war; und Reb Jekew erquickte ſich daran, ihren jubelvollen Dank hinnehmend, Zeuge zu ſein, wie da Pläne reger Thätigkeit für die Zukunft entworfen, wie aber nebenbei manche Luftſchlöſſer von den jüngeren Familiengliedern entworfen wurden. Doch als ſollte es ſich bewähren, daſs es ſeit der Zerſtörung des jeruſalemitiſchen Tempels nichts Vollkommenes, alſo auch keine volle Freude mehr gebe, ſollte auch die jetzige in unheimlicher Weiſe geſtört werden. Schimeh nämlich und der Hauſierer traten in Geſellſchaft noch eines dritten Mannes in die Stube, und aller drei bleiche, vor Schrecken und Angſt zeugende Geſichter verkündeten, daſs entweder ein Unheil drohen oder daſs ein heftiger Wetterſchlag bereits von blauem Himmel zerſchmetternd niedergefahren ſei. Das verſtörte Weſen der Ankömmlinge wirke auf die Anweſenden derart, daſs niemand außer Reb Jekew ſich zu einer Frage ermannen konnte. Die Kataſtrophe, die er erfuhr, wollen wir in dem nun folgenden Schluſskapitel erzählen.

7. Kapitel.

Sühne und Versöhnung.

„Es gibt nicht
So viel Stern' am Himmelskreise,
So viel Funken in den Flammen,
So viel Sand in Meereswellen,
So viel Vögel in den Lüften,
So viel Staub im Sonnenscheine,
Als er Sünden kann vergeben."

Calderon de la Barca.

„Auch Euerem alten Freunde ergeht es
besser als damals, und büßt er, so ist es
Buße der Versöhnung."

„Peter Schlemihl" von Chamisso.

Der Schauplatz des „Festes der Armen", welches wir im vorigen Kapitel geschildert haben, war nach der Weise der damaligen Communication gerechnet, vier oder fünf Tagereisen von der Heimat unserer beiden Reisenden, jedoch nur eine Strecke von wenigen Meilen von N. —· —, dem gegenwärtigen Amtssitze Rabbi Samuels, des Vaters Rahels, entfernt." Von dorther war nun eine Nachricht gekommen, deren Schrecklichkeit, Dank der vorschreitenden Civilisation und Vorurtheilslosigkeit in unserer Zeit gar nicht mehr richtig ermessen werden kann. Am Samstage Vormittags nämlich, während des Gottesdienstes, waren Rabbi Samuel, die Rabbinatsassessoren, der Vorsteher der Gemeinde aus der Synagoge gerufen, und vor derselben von Beamten und Dienern des Gerichtes in Empfang genommen, und nach Auslieferung der eben in Gebrauch gewesenen Gebetbücher in's Gefängnis abgeführt werden. Auch der reiche Bücherschatz des Rabbi war unter amtlichen Verschluß gelegt worden. Nur einer der Vorstände, den ein Unwohlsein eines seiner Kinder vom Besuche des Bethauses abgehalten, war von der Verhaftung verschont geblieben. Dieser nun hatte auf geheimen Wege von dem wohlwollenden Oberrichter der Stadt die Ursache des Vorganges erfahren und die Versicherung erhalten, daß augenblicklich eben für die Verhafteten nichts zu besorgen sei, da sie in dem gerichtlichen Gewahrsam vor jeder Unbill gesichert seien. Um so mehr aber sei von der Wuth und dem Wahne des aufgeregten Pöbels zu N. zu fürchten, wenn es nicht bald gelinge, die Anklage gründlich zu widerlegen. Diese bestand in nichts Geringerem, als daſs Rabbi Samuel sehr oft in seinen Deraschoth (Predigten gegen Ideen eifere, die das Christenthum zu den seinigen gemacht, daſs in den Gebetbüchern und in jenen, die der Glaubenslehre der Juden zu Grunde liegen, Beschimpfungen und Flüche gegen die Anhänger der herrschenden Religion und gegen diese selbst enthalten seien. Ja, es waren der

höheren Behörde von welcher der Auftrag zur Amtshandlung an das Gericht ausging, einzelne Stellen in diesen Büchern mit Angabe der Seitenzahl bezeichnet worden.

Als der einzige von den Führern der Gemeinde, der sich in Freiheit befand, jedoch ungewiss, wie lange er in derselben belassen bleibe, mußte es diesem Manne daran liegen, die Mittel zur Entkräftung der fürchterlichen Beschuldigungen schleunigst herbeizuschaffen. Betraf aber das hereingebrochene Unglück die Gemeinde zu N. allein, waren das nicht Beschuldigungen die morgen auch gegen andere Gemeinden erhoben werden ja zu einer Judenverfolgung im ganzen Lande Anlass geben konnten? Der energische Vorsteher beschloß von der freisinnigen Deutung des Verses 126 Psalme 119 Gebrauch zu machen„ und trotz des Sabbaths zu Wagen nach der nächsten größern Gemeinde zu eilen, und da mit deren Vorstehern zu berathen. Wie aber die Zugvögel eiligst einen Ort verlassen, der von des Nordens winterlichen Stürmen unerwartet angeweht wird; so war es auch mit dem Schnorrer der Fall: der für diesen Samstag die Gastlichkeit der Gemeinde zu N. in Anspruch genommen. Auf seinem Wege nach der benachbarten Gemeinde traf er diese sonst auch unstättigen Flüchtlinge, die an der von Unglück betroffenen Gemeinde weiter kein Interesse hatten und ihre Haut, ihr ganzes Besitzthum, in Heil und in Sicherheit bringen wollten. Unter diesen traf er auch einen kräftigen Mann, der am Freitag Abend als sein Tischgast Gastfreundlichkeit genossen, und den er aufforderte, sein Begleiter zu werden, da er zu zweien gegen einen Anfall eines bereits benachrichtigten gehetzten Landvolkes sicherer zu sein glaubte.

Von diesen ihren Bekannten nun hatten Schimeh und der Hausirer das Vorgefallene erfahren, und theilten dasselbe nun umständlich Reb Jekew mit, während der Vorsteher aus N. — mit den Vorstehern und den Rabbinern des Ortes eifrig im Gemeindehause conferirte.

Zur höchsten Verwunderung Schimehs und seiner Gefährten hörte Reb Jekew den Bericht ganz ruhig an, und als er genug zu wissen glaubte tröstete er alle Anwesenden mit dem Bescheide, die Angelegenheit sei durchaus nicht so gefährlich, als sie aussehe. Er verpflichtete sie zugleich, ruhig beisammen zu bleiben, bis er selbst wiederkomme oder Nachricht sende, und entfernte sich dann in der Richtung zum Gemeindehause. Der Neuangekommene schaute ihm mit Verwunderung nach, und in seinen Zügen gab sich die Vermuthung kund, daß es im Kopfe des Rabbi nicht ganz richtig sei. Schimeh jedoch versicherte ihn, dass dieser„ mehr als Brodessen könne," was von allen Anwesenden eifrigst bestätigt wurde.

Mittlerweile war Reb Jekew beim Gemeindehause angekommen, doch nur mit Mühe konnte er den Einlass erringen, da dem Schames, der zugleich Thürsteherdienste versah, streng aufgetragen war, niemand Unberufenen einzulassen. Nur erst, als einer der Vorstände herausgerufen und ihm

die Versicherung geworden war, daß der Fremde in der fraglichen Sache eine Aussicht auf Hilfe habe, ward dieser in die Versammlung eingeführt. Er fand diese anstatt in eifrigster Berathung in völliger Rathlosigkeit; auf allen Angesichtern war eine Angst ausgeprägt, wie sie der Ertrinkende zeigt, der bereit ist, das schwächste Aestlein zu erfassen. Zauberworte mußten es sein, die Reb Jekew sprach, und ein eigenthümlicher Talisman, den er ihnen vorzeigte; denn bald wich bei allen der Ausdruck von Besorgniß und Muthlosigkeit dem einer freudigen Zuversicht und Rührigkeit. Wir aber verlassen die Berathung, ohne die Beschlüsse abzuwarten, und machen eine Reise zurück in die Vergangenheit, um die Ursachen des Geschickes zu erfahren, das über die Gemeinde N. hereingebrochen.

Wir wissen, daß Reb Jekew Bochur und Ahron mit den Spitznamen „Chosid" an einem und demselben Morgen die Jeschiwah verlassen. Wir haben den Einen liebevoll auf seinen Kreuz- und Querzügen begleitet, haben theilgenommen an seinen Schmerzen und Tröstungen, und sind bei der Wiedereinkehr der Freude in sein Herz nicht ganz gleichgiltig geblieben. Wir wollen jetzt, der Vollständigkeit unserer Erzählung willen, eine Weile auch dem anderen folgen, wenn wir auch für ihn, seine Wünsche und Bestrebungen keine Sympathien hegen können. Auf dem kürzesten Wege und so rasch als möglich war Ahron Chosid nach N. gereist, wo er bei dem streng-zelotischen Rabbi Samuel freundliche Aufnahme hoffte. Diese ward ihm auch im vollsten Sinne des Wortes zu Theil, nachdem er den Vorgang, um dessentwillen er die Jeschiwah Rabbi Jecheskels verlassen, genau nach der Wahrheit erzählt hatte. Denn auch die Bösen entschließen sich zur Wahrheit, wenn sie erkennen, daß sie ihnen in einem gegebenen Falle nützlicher sein kann als die Lüge.

Wie alle Menschen, die sich einer einseitigen Richtung überlassen, leicht an ihren schwachen Seiten gefasst werden, so ward auch Rabbi Samuel durch die Heucheleien Ahrons ganz für ihn gewonnen, um so mehr, als dieser bei Erzählung von der Wiederaufnahme Jekews an der Jeschiwah und von dessen moralischer Wiedergeburt es nicht räthlich gefunden mit den natürlichen Farben zu schildern. Sein Benehmen jedoch hatte bei der Rabbinerin und ihrer Tochter nicht denselben Erfolg. Erstere konnte sich eines Mistrauens gegen den Schleicher nicht entschlagen, und die letztere erklärte gegen die Mutter geradeheraus, daß sie sich in Gesellschaft des Feindes ihres früheren Bräutigams höchst unbehaglich fühle, wenn sie sich auch vornahm, ihn des Vaters wegen zu dulden und im nothwendigen Umgange schonend zu behandeln.

Ahron hatte es bald herausgefunden, daß er trotz des guten Ansehns, in welchem er bei dem Vater stand, er es bei der Tochter nicht weit bringen könne, und an Zwang von Seiten der Eltern war nicht zu denken. War nämlich Rabbi Samuel auch äußerst streng, wo es sich um religiöse

Meinungen und Uebungen handelte, so war er doch in jeder anderen Beziehung höchst milde und ein liebevoller Familienvater, der seine Autorität nie dazu mißbrauchte, bei den Seinigen Neigungen erzwingen zu wollen, welche ihrer Natur wiederstrebten. Ahron blieb noch eine Hoffnung. Er glaubte nämlich, daß er zwar als Bochur der schönen Rahel gleichgiltig sei, daß er aber als Rabbi in Amt und Würde ihre Gunst werde um so leichter gewinnen können, als sein Äußeres keineswegs unansehnlich, sondern eher stattlich und gefällig genannt werden konnte. Sein eifrigstes Bestreben war es daher, ein Rabbinat zu erlangen; und er setzte sich mit Gemeindevorständen und anderen Autoritäten in Nahe und Ferne durch Correspondenz in Verbindung, wobei die ausgedehnte Bekanntschaft und die Gönnerschaft Rabbi Samuels ihm wohl zu statten kam. Allein es waltete über seinen Bemühungen ein eigenes Misgeschick. Als einer, der noch niemals als Rabbiner figurirt, mußte er sich zu Probepredigten in jenen Orten bequemen, wo er angestellt zu werden wünschte, und mußte sich daselbst von thalmudistisch gebildeten Balbatim, die wie man sagt, Haare auf den Zähnen hatten, oft in ganz kurioser Weise auf den seinigen fühlen lassen. Allein das religiöse Wissen Ahrons war auf dem Wege durch den Kopf in's Herz in ersterem verblieben, ohne in das letztere einzudringen. Wie es aber nur wenige so große Meister der Redekunst gibt, das sie andere für Ideen zu begeistern wissen, bei deren Denken sie selber kalt bleiben, und zumeist nur das zu Herzen geht, was vom Herzen kommt; so ließen Ahrons Reden seine Zuhörer nur halb, das ist, nur von Seite des Verstandes befriedigt.

Auch war die damalige Zeit im wahren Sinne des Wortes eine kritische zu nennen, und in Bezug auf das religiöse Leben in der Judenheit der heutigen wohl vergleichbar; nur daß es damals bloß zwei Parteien gab, nämlich diejenige, die starr selbst am Geringsten des alten Herkommens hielt, und jene, welche (nach dem Beispiele der früheren, im Vereine mit den Arabern stattgehabten Glanzperiode), (das in seiner mittelalterlich hermetischen Abgeschlossenheit alternde Israel durch den Hauch moderner Bildung erfrischen wollte. Heute ist freilich zu den obigen zweien ähnlichen Parteien noch eine dritte hinzugekommen, die gleichgültig gegen alles, was jüdisch national oder religiös heißt, nur mit Widerwillen und aus Feigheit den jüdischen Namen beibehält und so durch ihre Zwitterhaftigkeit die Ehre des Judenthums befleckt. Ahron hatte unter allen den Büchern der Bibel gerade dasjenige zu seiner Lieblingslektüre erklärt, über dessen Heiligkeit selbst unsere alten Weisen nicht wenig debattirt haben, wir meinen das Buch Koheleth (Prediger), welches durch die Verschiedenheit des Sinnes, den man in so manchen Satz dieses Buches hineinzwängen kann, seinen an geschraubte und verschobene Schlüsse gewöhnten Geist am meisten Nahrung gewährte. Unter allen Sätzen dieses Buches aber galt ihm keiner höher, als der Bibelvers, der

in willkührlicher, doch nicht allzugezwungener Ueberſetzung lauten kann: „Halte feſt an dieſem, doch von andern laſſe deine Hand.

Ahron ſuchte nun, bevor er irgend in einer Kehillah ſein Predigertalent zeigte, genau nachzuforſchen, welcher Richtung die Mehrzahl der Mitglieder derſelben huldige und er nahm nicht Anſtand, heute Grundſätze bis in den Himmel zu erheben, gegen die er noch vor Kurzem eifervoll eine Lanze eingelegt. Zuweilen ſprach er nun auch gegen ſeine eigene Ueberzeugung; alſo nicht mit der für eine Disputation geeigneten feſten Waffe, und da man damals unter den Juden die Meinung anderer noch Weniger bloß auf Treu und Glauben hinnahm, auch der Widerſpruch nicht etwa zu einem Federkriege, ſondern zu einem ſogleich auszufechtenden Wortſtreite Anlaß gab, ſo geſchah es ihm auch nicht bloß ein einziges Mal, daß ſeine Behauptungen lifnee kohol vedoh widerlegt wurden, was einem jungen Rabbi, der eben erſt eine Kehillah ſuchte, eben nicht zur Empfehlung gereichte. Einmal widerfuhr noch Aergeres. Er war eben in einer Gemeinde, in welcher moderne Bildung und das Streben nach der Wiſſenſchaft der Neueren die Oberhand gewonnen hatte. Ahron meinte ſeine Sache recht klug zu machen, wenn er ganz im Geiſte ſeiner Zuhörer ſprach, ja um dieſer ſicher zu gefallen, etwas ſtark auftrug. Allein die Nemeſis war ihm auf der Ferſe, und der Heuchler ſollte ſchmählich entlarvt werden. Die Predigt wurde mit dem ſtrengſten Anſtande und ungetheilter Aufmerkſamkeit angehört. Ahron glaubte, als er Nachmittage desſelben Tages den Beſuch des Gemeindevorſtandes in corpore erhielt, auch ſchon die Ankündigung ſeiner Beſtallung zu erhalten. Wie beſtürzt ward er jedoch, als zwei der augenſcheinlich Angeſehenſten vom Vorſtande vortraten, und der eine folgendermaßen ſich äußerte: „Reb Ahron! (Schon daß nicht der bloße Titel Rabbi gebraucht wurde, ließ ihn nichts Gutes ahnen)". Ich und mein Freund da waren vor etwa zehn Wochen in Geſchäften in weite Ferne gereiſt. In der Gemeinde, wo wir damals den Sabbath verlebten, hatten wir Gelegenheit einen jungen Prediger zu hören, der mit ſcharfer Rede, ja mit beißendem Spotte alles das verkannte, was Ihr heute geprieſen habt. Sonderbare Weiſe trug jener junge Prediger nicht nur einen dem Eueren ganz gleichen Namen ſondern auch Euere Geſichtszüge. Es wäre ſonderbar, wenn wir beide, ich und mein Freund nämlich, die wir geſunde und bei uns als Geſchäftsleuten geſchärfte Sinne beſitzen, uns ſo völlig ſollten getäuſcht haben! Oder wollt Ihr nicht viel mehr, Reb Ahron! die Güte haben, uns über die Vorgänge in Euerem Geiſte und Gemüthe aufzuklären, welche dieſelben in ſo kurzer Zeit auf den früheren ganz entgegengeſetzten Weg geführt haben?

Dieſen Fall hatte Ahron nicht in den Kreis ſeiner überklugen Berechnungen gezogen, und überraſcht, verblüfft ſtotterte er etwas von Zugeſtändniſſen, die man den Aufforderungen der neueren Zeit machen müſſe, und wie ſonſt die Phraſen lauten, welcher ſich gegenwärtig öfter als je die Apoſtaten

politiſcher und religiöſer Ueberzeugung zur Beſchönigung ihrer Niederträchtigkeit bedienen. Doch auf den Vorſtand machten ſie keine Wirkung; wie ein Mann erhob ſich derſelbe, kehrte Ahron den Rücken, und verließ die den Kandidaten des Rabbinats zur Wohnung angewieſene Stube, ohne ihn weiter eines Wortes oder Blickes zu würdigen. Dieſe Miserfolge erzeugten in ihm eine fieberiſche Spannung und Aufregung, ſo daſs er mit wilder Haſt nach jeder Möglichkeit griff, ſeinem Ziele näher zu kommen, doch ſtets umſonſt. Endlich jedoch ſchien ihm das Glück zu lächeln. Längere Zeit hatte er keine Gelegenheit gehabt, ſich öffentlich hören zu laſſen; er benützte dieſe Zeit, und die gemachten Erfahrungen, um ſich zu etwas ganz Tüchtigem vorzubereiten. Nun ward er zur Abhaltung eines Vortrages in eine Gemeinde berufen, wo thalmudiſches und modernes Wiſſen einander das Gleichgewicht hielten, und Männer der neuern wie älteren Anſchauungsweiſe in ihren Meinungen keinen Grund zu Zwieſpalt und Parteiung ſahen. Hier hielt Ahron ſeine Vorträge in den Schranken angemeſſener Mäßigung, und gefiel. Aber er hatte hier einen Rivalen, der zwar mehr als den ältern Gemeindemitgliedern erwünſcht, zum Modernen hinneigte, jedoch durch Offenheit und Geradheit ſich deren Achtung errungen. Wenn nun auch der Mittelweg, den die Predigt Ahrons bezeichnete, dieſen Alten mehr zuſagte, ſo wurden ſie doch dadurch gegen ihn mißtrauiſch, weil ſein abgemeſſenes, zurückhaltendes Weſen in Verkehr und Geſpräch gegen die ſchlichte Geradheit ſeines Rivalen unvortheilhaft abſtach. Sind die Aeltern an und für ſich ſchon mistrauiſcher, ſo waren ſie dies hier um ſo mehr, als es nach ihrer Meinung die Erhaltung eines theuern Beſitzes, der Glaubensreinheit, galt und derjenige immer mistrauiſcher iſt, der einen Beſitz vertheidigt als der einen zu erwerben ſucht. Man einigte ſich in der Gemeinde, beide Candidaten noch einmal hören zu wollen und da man ſich von den erſt kürzlich empfangenen Eindrücken nicht wollte beirren laſſen, ſo wurden beide eingeladen, nach einigen Wochen abermals Vorträge zu halten. Aron war klug genug, die Urſache dieſer Zögerung einzuſehen, und nahm ſich vor, den Frommen hier noch eine beſondere Garantie ſeiner Strenggläubigkeit zu verſchaffen, ohne dadurch bei den mehr modern Gebildeten, alſo nach einem von jeher geltenden Vorurtheile für nieder religiös Geachteten am Credit zu verlieren. Wie noch heute kümmerte man ſich auch damals unter den Juden mehr als unter den Bekennern jedes anderen Glaubens um das Weſen der Religionsweiſer ſelbſt in entfernten Gegenden; und ſo war der Name und Ruf Rabbi Samuels weit und breit gekannt. Nur rechnete Ahron, daſs er die Sympathien aller den Älteren Zugewandten ſchon dadurch gewinnen müße, wenn er ſich einen Schwiegerſohn des frommen Rabbi Samuel nenne. Er faſſte nun den Vorſatz, ſogleich bei ſeiner Ankunft in N. ſeine Bewerbung um die Hand Rahels in's Werk zu ſetzen. Zwar verhehlte er ſich nicht, daſs er bei Rahel nie ein Zeichen der Sympathie mit ſeiner Perſönlichkeit entdeckt, daſs

auch ihre Mutter ſich gegen ihn ſehr gleichgiltig zeigte, und daſs ſeine wiederholten Fiaskos ihn auch in den Augen des Rabbi herabgeſetzt haben mochten. Aber das „Vielleicht doch!“ hat ſchon im Buſen ſo vieler Menſchen Hoffnungen auf Unwahrſcheinliches angeregt, warum nicht auch in den Ahron Chaſids, deſſen Herz nur zwei Wünſche kannte; eine gute Verſorgung und den Beſitz Rahels.

Auf dem weiten Wege, den die einſtweilige Rückreiſe nach N — erforderte, erhielt er einen Reiſegefährten, der dieſelbe Fahrgelegenheit benützend in ſeinem Berufe Aehnliches mit dem Ahrons aufweiſen konnte. Es war dieß ein Mitglied einer jener proteſtantiſchen Miſſionsgeſellſchaften, denen Bekehrung von heidniſchen Wilden zum Glauben an einen einzigen, geiſtigen Gott ein zu gefährliches Geſchäft ſchien, die es daher vorzogen, ihre Proſelyten nicht in allzu weiter Ferne und unter den Juden zu ſuchen, und unter den Gründen für die Abſchwörung des alten Glaubens auch ſolche anführten, deren Silberklang zuweilen die Sinne des Gelehrten eben ſo wie des Ungelehrten bezaubert.

Dieſe Art von Miſſionären waren auch nicht karg an Verſprechungen guter Verſorgungen und ſelbſt Sinecuren. Die Nothwendigkeit des Zuſammenſeins im engen Raume eines Wagens, das Beſchränktſein auf einander brachte um ſo ſchneller ein lebhaftes Geſpräch in Gang, als man glaubte, ſich ungeniert ausſprechen zu dürfen nnd einer von dem Wiſſen des anderen zu gewinnen hoffte. Der Miſſionär, weit klüger und gewandter als Ahron gewann bald einen tiefen Blick in deſſen innerſtes Weſen, und faſſte den Plan, den Köder nicht zu ſparen, um ad majorem dei gloriam einen Fang zu machen. Doch machte er bei Ahron, deſſen Wünſche auf anderem Gebiete zu befriedigen waren, nur geringe Fortſchritte, übergab dieſem jedoch, bevor ſie nach N — gelangten, ſeine Adreſſe, um wie er ſagte, zwiſchen den beiden neuen Freunden eine wiſſenſchaftliche Correſpondenz zu ermöglichen.

Zu N. angenommen, benützte Ahron die erſte Gelegenheit, wo er mit dem Rabbi allein ſein konnte, um dieſem ſein Herz zu öffnen. Der Wunſch nach dem Beſitze Rahels, ſagte er, ſei bei ihm ein lange gehegter, und da hier die Wahrheit wieder einmal nützlich ſein konnte, ſo machte er auch kein Hehl daraus, wie die Verlobung mit ihr auch ſeinen anderen Beſtrebungen förderlich ſein werde. Der Rabbi hatte den langen Sermon Ahrons mit Zeichen offenbaren Widerwillens doch bis zu Ende angehört, und als dieſer fertig war, antwortete er mit ſchneidender Kälte, er ſei der Abneigung ſeines Kindes gegen den Bewerber gewiſs; wäre dieß aber auch nicht der Fall, ſo würden er und ſeine Gattin nie ihre Einwilligung zur Verbindung mit einem Menſchen geben, deſſen Charakter höchſt zweifelhaft ſei. Voll Beſtürzung entfernte ſich Ahron, er hatte nicht einmal den Muth zu fragen, welche Vorfälle während ſeiner Abweſenheit ihm die Gunſt des Rabbi geraubt; wir aber wollen dem Leſer kurz doch getreulich erzählen, was die Sinnes-

änderung des sonst so consequenten Rabbi veranlaßt hatte. Nur Tage nach der letzten Abreise Ahrons aus N. hatte Rabbi Samuel von einem der angesehensten Männer seiner früheren Gemeinde, einem vielfach bewährten Freunde, eine Einladung zur Hochzeit dessen einzigen Sohnes erhalten. In dem Schreiben lag aber noch ein zweites, höchst zuvorkommendes von Rabbi Jecheskel, der begierig war, seinen vielgepriesenen Vorgänger im Amte kennen zu lernen und im Gefühle seines eigenen positiven Wertes von der Anwesenheit des würdigen Greises und der Vergleichung mit demselben keine Beeinträchtigung seines Ansehens befürchtete. Auch Gattin und Tochter des Rabbi waren zu dem Feste geladen, und freuten sich beide, Jugendfreundinnen wieder zu sehen, so hegte letztere noch die besondere Hoffnung, etwas über den zu erfahren, der noch immer in ihren Herzen wohnte, und von dessen Besserung und gegenwärtigen Bestrebungen dunkle Sagen bis zu ihr gedrungen waren. Dort erfuhr nun auch Rabbi Samuel, daß Ahron keineswegs an der Jeschiwah der Verfolgte sondern der Verfolger, durchaus aber nicht der Märtyrer seiner frommen Ueberzeugungen gewesen als welchen er sich zu schildern liebte. Auch erhielt der Rabbi von den bewährtesten Männern die Versicherung daß die neue Jeschiwah in jeder Beziehung nicht nur die göttlichen Gebote sondern auch jede gute Sitte, jeden frommen Brauch der Alten ehre und aufrecht erhalte, daß das Studium der neuen Wissenschaften richtig geleitet, selbst den religiösen Kenntnissen förderlich sei, und er erkannte Ahrons Verleumdungen in ihrer ganzen nackten Häßlichkeit. Auch die Art und Weise, wie Ahron an verschiedenen Orten bei seinen Probevorträgen den heterogensten Ansichten gehuldigt, war dem Rabbi von der glaubenswürdigsten Seite mitgetheilt worden, und er verabscheute den jungen Mann, der mit ihm und anderen ein so betrügerisches Spiel getrieben, weit mehr, als er früher ihn für wert geachtet.

Das Hinsterben der zartesten Pflanze seines Herzens, der Hoffnung auf den Besitz Rahels, einer Pflanze, die gleich dem Kellerpilze um so üppiger gewuchert hatte, als sie in düstern sonst aller Vegetation baaren Pfuhle erwachsen, raubte Ahron den besten Theil seines Muthes und seiner Thatkraft, und nur das von uns bereits einmal hervorgehobene „Vielleicht doch!“ bewog ihn, der bereits empfangenen Einladung zur Wiederholung seiner Probevorträge Folge zu geben. Allein wenn schon der muthige, an Sieg gewöhnte Kämpfer nicht immer gewiss ist, den Gegner nieder zu werfen, so wird der Muthlose, und wäre er ein Riese, nur zum Kinderspott. Nach dem nun auch erlebten Misserfolge kehrte in sein Herz ein dessen ganz würdiger Gast ein, die Sehnsucht nach — Rache. Wie alle Bösen glaubte er sich nämlich von derjenigen beleidigt und angefeindet, die sich nicht zum Opfer seiner schlimmen Begierden hatten brauchen lassen. Materielle Noth bewog ihn, seine Schritte zu beeilen. War auch damals der Usus noch nicht bekannt, vermöge dessen in der Jetztzeit „nur der Acceptierte Anspruch auf

Tochter Judeas an dem Strömen Babels gesessen sein, als die höhnenden Feinde von ihnen die Lieder Zions verlangten. So wie Rahel hier auf die Worte der ihrer Mutter und ihr zukommenden Botschaft mochten jene aufgehorcht haben, als ihnen die erste Nachricht zukam, ein Prophet habe die baldige Rückkehr zur Heimat und zum Glücke verkündet. Der Hausherr konnte über den Sender der Botschaft nur karge Auskunft geben, er kannte weder seine früheren Verhältnisse noch seinen Namen (er hatte ihn nur Rabbi nennen gehört); allein die Schilderung der Persönlichkeit allein, so viel sie auch im Laufe der Jahre sich verändert haben mochte, gab dem liebenden Herzen Gewissheit, und Rahel erkannte, dass wohl ein Unglück selten allein komme, dass aber der Allgütige auch des Glückes in Hülle und Fülle mit einemmale gewähren könne. Doch die beseligende Gewissheit blieb ihr Geheimnis. Zur Erhöhung ihrer Hoffnungen trat ein Gerichtsbote in die Stube, mit der Meldung, dass der früher verwehrte Zutritt zu den Verhafteten nun deren Angehörigen vollkommen frei stehe und dass ihnen die jede Bequemlichkeit ungehindert bereiten können. Eiligst verfügten sich nun Mutter und Tochter ins Gerichtsgebäude; mit lauten Schluchzen stürzte Rahel an die Brust ihres Vaters, und unbegreiflich blieb es dem letzteren, dass sein Kind, dem er Trost zusprechen wollte, an diesem reicher war als er selbst. Zwei Tage wurden nun theils in Hoffnung baldiger Befreiung, theils aber auch in banger Erwartung des Kommenden hingebracht.

Kein Verhör der Angeklagten wurde vorgenommen, erst am dritten Tage ihrer Haft, als diese schon erleichtert war, erfuhren die davon Betroffenen ausführlich den Inhalt der gegen sie erhobenen Anklage und zugleich, dass vom vielvermögenden Gönner baldige Hilfe zu erwarten sei. Am dritten Morgen nach seiner Abreise von N — kam Reb Jekew mit seinen Begleitern schon nach überaus eiliger Fahrt wieder dahin zurück. Er war von dem Bischofe und seinem Sekretär auf das Liebevollste und um so freudiger empfangen worden, als sie in dem Vorfalle den endlichen Abschluss der wirren Schicksale und Irrfahrten ihres Freundes ahnten. Sie waren dann die Anklagepunkte einzeln durchgegangen, und hatten ein Gutachten aufgesetzt, in welchem sie nachwiesen, dass jene heftigen Worte und Schriftstücke entweder in Zeiten oder in Ländern entstanden waren, wo das Christenthum gar nicht vorhanden, oder sie waren nur gegen die Götzen der heidnischen Bedrücker Israels und gegen diese selbst gerichtet, und nur die Pietät gegen die Einrichtungen der Vorfahren veranlasste die Israeliten, jene formale auch später beizubehalten. Der weise Richter nahm den Ausspruch des als im Hebräischen hochgelehrt gepriesenen Kirchenfürsten für vollgiltig an, und fällte sein Urtheil dahin, dass sowie der größere Theil der Anklage sich absichtlicher Trug und Lug erwiesen, auch der die Predigten Rabbi Samuels betreffende gewiss nichts als gehässige Verleumdung sei. Nun eilte der edle Mann selbst, die ersehnte Befreiung anzukündigen und führte den

ehemaligen Schüler in die Zelle des greisen Lehrers, dessen eifriger, und thatkräftiger Anwalt er geworden. Rabbi Samuel hatte sich eben wieder Besorgnissen hingegeben, welche nur die Tröstungen Rahels ein wenig zerstreuen konnte. Beim Eintritte des Richters und ihres ehemaligen Bräutigams flog sie, die sonst den Töchtern Israels ziemende Zurückhaltung vergessend, diesem mit einem lauten Aufschrei des Jubels entgegen, fasste seine Hand und führte ihn ihrem Vater zu. Rabbi Samuel war höchlichst betroffen, und erfuhr erst von dem Beamten den Zusammenhang der Anwesenheit des jungen Mannes mit dem früher Vorgefallenen. Lange blieb der Greis in tiefes Sinnen versunken, dann wandte er sich an den Richter: Herr! wie unsere Weisen erzählen, haben einst einige Jünglinge es gewagt, durch die diamantene Pforte des Paradieses zu dringen. Zwei sind darob zu Grunde gegangen, einer hat die heiligen Pflanzungen muthwillig zertreten, und sein Name ward ferner nicht genannt unter den Frommen, er war ein anderer geworden und hieß „Ein Anderer.“ Nur einer der Jünglinge hat, ohne Schaden zu nehmen, alle Gefahren des Weges und des Strebens überstanden.

Auch von meine Schülern kann ich Aehnliches berichten. Ach, der eine ist abtrünnig und ärger als Acher, er ist ein Feind und Ankläger der Seinen geworden. Aber der Verlorengeglaubte ist heimgekehrt, und ein zweiter Akiba hat mein Sohn mitgebracht erquickende Frucht des Paradieses dass sie uns erfrischen möge am heißen Tage der Prüfung.“ Thränen der Rührung im Auge hörte der Richter diese Worte, und freundlich drückte er die Hand des jungen Mannes, der in des Greises Umarmung seine Wonne ausweinte. Am Arme des Neugewonnenen, die in der Freude doppelt liebliche Tochter an der Seite verließ Rabbi Samuel und die sein Schicksal getheilt, mit ihm das Gerichtshaus, und der Tag der Befreiung war ein Festtag in der Gemeinde zu N — der in seiner Fröhlichkeit nur von dem übertroffen wurde, an welchem das greise, religiöse Haupt der Gemeinde die Hand seiner Tochter und mit Zustimmung der Gemeinde auch sein Amt an Rab Jekew übergab. Die erste Trauung, welche der neue Rabbiner vollzog, war die des Tischlers und Bellas, und ihnen und ihren Angehörigen wurden die Versprechen, die sie erhalten, im vollsten Maße erfüllt, und so den Israeliten eine Anzahl nützlicher Glaubensbrüder und Familien gewonnen, die sonst in ihrer Verkommenheit lästig geworden wären.

Der Apostat, ehemals Ahron Chosid, verließ, als er das Fehlgehen seines Anschlages erfuhr, schleunigst das Land, um einer etwaigen Untersuchung wegen verleumderischer Anklage zu entgehen. Die zufriedenen Glücklichen kümmerten sich nicht um ihn, sie kannten kein Gefühl der Rache, und so ist auch auf uns keine Nachricht über ihn gekommen.

Fehltritt und Sühne*)

Es gab eine Zeit, wo auch in Spanien Juden sein durften; und sie lebten daselbst glücklicher, ruhiger als in jedem andern Lande. Sie wurden nicht als Fremdlinge betrachtet, wie nur Geduldete behandelt, vielmehr in allem den Einheimischen gleichgestellt genoßen sie mit den Bürgern gleiches Recht. Niemand störte sie in der Ausübung ihrer Religionsgebräuche und Volkssitten, jedes Gewerbe und Handwerk war ihnen erlaubt und dabei hatten sie noch das Vorrecht, daß ihre Rabbiner Prozesse schlichten, Streitigkeiten nach talmudischem Gesetze ausgleichen durften, ja sogar über Verbrecher und Religionsübertreter Strafen verhängen konnten. Besonders war dies der Fall unter der Regierung des Don Juan Manuels, welcher die Juden sehr begünstigt und mit einem ihrer Rabbis dem Rab. Jehuda den Bakie so gar im freundschaftlichen Verhältnisse stand.

Um diese Zeit befand sich zu Madrid ein reicher und zugleich auch sehr frommer und redlicher Israelite, welcher sowohl von fremden Religionsgenoßen, als wie von den eigenen Glaubensbrüdern geliebt und geachtet wurde; denn R. Gabrial, so hieß der Mann, war so reich an Tugenden wie an Geld, er war der Waisen Vater, der Bedrängten Zuflucht und Helfer in der Noth, jedem, der seine Hilfe verlangte, darum blieb seine Wohnung selten frei von Fremden, an seinem Tische speisten täglich reisende Gelehrte, wandernde Rabbis, geschäftstreibende Kaufleute aus allen Gegenden, und jeder verließ zufrieden das Haus des gastfreundlichen Gabrials.

Dieser gold- und tugendreiche Mann besaß außer seinen andern Schätzen noch einen Juwel, daran sein Leben hing, das war seine einzige Tochter, die der gnädige Gott Israels mit so viel Liebreiz und Schönheit beschenkt, wie er sie vielleicht einst nur jüdischen Königstöchtern gegeben. Der regelmäßig gebildete Körper, schlank wie die Palme, wie die Morgenröthe so schön die volle Wange, lieblich wie der Mond der sanfte Blick des schwarzen Auges, Nacken und Busen weiß wie Elfenbein, die Zähne wie gereihte Perlen, die Lippen wie Korallen so roth, die feinste Seide das gelockte Haar am niedlichen Köpfchen. Des Vaters Stolz und Freude war die sechzehnjährige Zilla, so hieß die schöne Judenmaid; die edelsten reichsten Jünglinge warben um die holde Zilla, doch nur einem war es gelungen des Vaters Gunst und mit ihr auch die Tochter zu gewinnen — Der junge feingebildete Asriel, Sohn eines alten bewährten Freundes, begehrte Zilla zum Weibe und

*) Der Stoff zur folgenden Erzählung ist aus dem Werke: „Sailaih utschubath rabenu Ascher.

R. Gabrial gab sie ihm gerne; denn Asriel war reich und edelgesinnt, und an Kraft und männlicher Schönheit übertraf ihn selten ein Jüngling aus Israels Stamm. Zilla ward Asriels verlobte Braut und Vater Gabrial war entzückt vor Freude, über die glückliche Wahl seiner Tochter. Die Verlobten lebten einige Zeit vergnügt; doch nach einigen Wochen schien es, als wenn die Braut gegen ihren Verlobten eine Abneigung hätte. Nur kalt erwiederte sie seine Zärtlichkeiten, kurz und abgemessen waren ihre Reden, nicht selten füllten sich ihre Augen mit Thränen und Seufzer stiegen unwillkürlich aus der Brust, so oft der Bräutigam sich ihr nahte. Dies Betragen kränkte den Jüngling sehr, denn er liebte Zilla leidenschaftlich und würde sie auch als armes Mädchen gewählt haben; deßhalb klagte er sein Leid dem Vater seiner Braut und sprach: „Wenn Eure Tochter mich nicht liebt, mag sie's sagen, zwingen sollt Ihr sie nicht." Seufzer und Thränen waren Erwiederung auf des Vaters viele Fragen. Dies betrübte den alten Mann sehr und machte ihm viele kummervolle Tage. Hat vielleicht ein anderer ihr Herz gewonnen? Ists vielleicht ein Unwürdiger, dessen Namen sie nicht aussprechen will? — oder gar — was Gott verhüte ein Nichtisrael!? Unmöglich wäre es nicht, auch vornehme Christen kommen ins Haus, vielleicht daß sich ein schöner Jüngling des Landes in Zillas Seele eingeschlichen durch süße Reden und schmeichelhafte Worte? Ach wer gibt mir Auskunft? so dachte der besorgte Vater — und nicht umsonst waren seine Sorgen. Zilla die verlobte Braut liebte einen schönen Spanier, einen Christenjüngling von hohem Range. Don Perez der stolze blühende Mann, den kein Weib ohne wniges Wohlbehagen erblickte, dessen liebreiches Wesen alle Herzen einnahm, hatte auch die holde Tochter Gabrials besiegt und in ihrer Brust verzehrende Liebesflammen angefacht. Er sah die Judenmaid bei einem Stiergefechte, verliebte sich in sie und ward bald wieder geliebt. Seitdem traten Mißhelligkeiten zwischen den Verlobten ein, seitdem begann des Vaters Kummer, und seitdem hatten die Verliebten heimliche Zusammenkünfte und das fromme ittliche Mädchen ward ein lüsternes Weib, das nichts außer seiner heißverangenden Liebe achtete. Nicht der treuen Eltern Thränen, nicht des edlen Verlobten Kränkung, nur die verbotene Liebe füllte ihre ganze Seele, dem Buhlen zu gefallen war itzt ihr Trachten, ihm opferte sie ihr ganzes Dasein. — Heimliche unbewachte Liebe überschreitet leider oft das Maß, unenügsam, unersättlich wie sie ist, verlangt und gewährt sie immer mehr und mehr, der Nektar, der anfangs nur tropfenweis fließt, sprudelt später in Fülle aus der Schale und berauscht mit Sinnenlust, die früher blos vonetrunken in Seligkeit schwammen. Heimliche Liebe ist im Beginne das unflecckte Eden, darin das erste Menschenpaar schuldlos, täglich froh umherwandelt — dann aber, wann die lockende Sünde, flüstert süße Worte ins Ohr, bis Entzückten hören nicht die Stimme des warnenden Engels, die verbotene Frucht vom Baume der Liebe wird gebrochen, bis süße Harmlo-

ſigkeit ſchwindet und der Cherub mit dem flammenden Schwerte jagt die Sünder aus dem Eden. — So fiel auch Gabrials Tochter. In einer ſchwachen Stunde entſchlummerte Zillas wachender Engel und ihre jungfräuliche Reinheit ſtarb. — — —

Wer vermag ſie zu ſchildern, die Angſt, die Reue, die Gewiſſensvorwürfe, die itzt das gefallene Mädchen marterten! Konnte ſie noch vor des Vaters Augen treten, ohne zu erbeben? — Die Hochzeit nicht mehr ferne die Frucht verbotener Liebe unterm Herzen, ſie eine Tochter Iſraels und der Verführer ein Chriſt! — — Wahrlich beſſer der Tod, als das Leben in ſolcher Lage! Allein die übermäßige Liebe zu dem jungen Spanier erhielt ſie noch, daß ſie nicht verzweifelnd Hand an ſich legte. Wie aber die Schmach von ſich und ihrer Familie abwenden? Er, der Geliebte, kann ſie retten, kein Anderer. — Bei der nächſten Zuſammenkunft endeckte ſie ihm ihre traurige Lage. „Nun bin ich glücklich! ganz glücklich!“ rief dieſer freudig ſie umſchlingend, „nun muß dein Vater einwilligen, und ich führe dich zum Altare!“ — „Aber Geliebter!“ entgegnete Zilla, „ich bin ja eine Jüdin!“ — „Du ſollſt deinen Glauben verlaſſen und Chriſtin werden!“ — „Nur das verlange nicht mein Geliebter. Alles will ich dir opfern, nur den Glauben meiner Vorfahren nicht. Sieh ich will dir Magd, Schweſter, Freundin, Liebesweib ſein, nur begehre nicht, daß ich aufhöre Jüdin zu heißen. Ich weiß, daß ich viel ſündige gegen das Geſetz, aber Gott iſt gnädig, und er, der die Liebe zu dir in meinem Herzen entflammen ließ, wird mir einſt vergeben, was ich aus Liebe geſündiget habe. Wenn ich aber meinen Gott wegen meiner Liebe verläugne, an wen ſoll ich mich dann wenden? Laß mich ewig deine Freundin bleiben.“ — „Sonderbares Weib, ich will für den Augenblick nicht wortſtreiten, ſage nur, wie wirſt du dein Vergehen bergen, was willſt du beginnen, um der Schande zu entfliehen?“ „Das wollte ich eben mit dir mein theuerer Perez beſprechen. Du beſitzeſt eine Villa, bringe mich dahin, dort will ich ſo lange weilen, bis ich wieder in meines Vaters Haus zurückkehren kann.“ — „Aber Kind! man wird dich vermiſſen, dich ſuchen?“ — „Dafür werde ich ſchon ſorgen. Ich habe bereits den Wunſch ausgeſprochen, zu meiner Mutter Bruder nach Cordova zu reiſen, dort einige Monate zu bleiben. Meine Eltern willigen gerne ein und — anſtatt nach Cordova geht ich auf deine Villa — meine treue ganz ergebene Magd Thamar wird mich begleiten, ſie weiß von unſerer Liebe und wird uns nicht verrathen.“ — Don Perez, der die Judentochter innig und wahrhaft liebte, willigte ein. Tag und Ort werden beſtimmt und Zilla wäre auf dieſe Art vor öffentlicher Schmach gerettet geweſen. — Der gutherzige Gabrial hatte gegen die Reiſe ſeiner Tochter gar nichts einzuwenden, er ſah es vielmehr gern, daß das liebe Kind Zerſtreuung ſuche, weil es ſeit einiger Zeit nicht ſo blühend ausſah wie ehemals — und Zilla befand ſich mit ihrer Dienerin nach einigen Tagen auf Don Perez Villa.

Es verstrichen mehrere Monde, R. Gabrial bekam fleißig fälschliche Schreiben aus Cordova von seiner Tochter, und er hatte von dem Betrug nicht die geringste Ahnung. Auch Zilla ward hier in der Einsamkeit an der Seite des Geliebten wieder ruhiger, sie erwartete mit Sehnsucht den Tag ihrer Entbindung, hoffend, daß durch das Kind der Liebe ein stärkeres Band den geliebten Mann an sie fesseln werde. Die heißersehnte Stunde kam, Zilla ward von einem lieblichen Knaben entbunden. Don Perez jauchzte vor Freude als er den Säugling an der Mutterbrust ruhen sah; als aber Zilla den Neugebornen willig zur Taufe tragen ließ, schwamm er ganz in Wonne. Nun wird auch sie ihren starren Sinn ändern, dachte er — dem Kinde zu Liebe wird sie Christin und mein rechtliches Weib vor Gott und der Welt. Allein darin hat der junge Mann sich getäuscht — Weiber haben selten feste Grundsätze, wenn sie aber einmal eine Idee aufgefaßt, so verfolgen sie dieselbe ohne Unterlassen bis zum letzten Athemzuge und keine Macht wird sie davon abbringen. „Der Knabe ist dein, sprach sie, nachdem Perez mit ihr über die Erziehung des Kindes gesprochen hatte, „du kannst aus ihm machen was du willst, auch ich bin dein und kannst über mich gebieten, aber einen andern Gott als den einzigen Gott Israels anbeten kann ich so wenig, als neben dir noch einen andern Mann lieben."

Bis jetzt wäre Zillas Plan klug ersonnen und die Ausführung leicht gewesen, ja alles wäre gut abgelaufen, wenn nur die Verliebten allein um das Geheimniß gewußt hätten, so aber war noch ein Anderer damit vertraut. Zillas Dienerin nämlich, und diese ward zur Verrätherin. Die befahrte Thanar war heuchlerisch, kriechend, jeden Fehler des Gebieters lobend, jedes Laster preisend, und in jedes Verlangen der Herrschaft sich fügend. Sie wußte von der verbotenen Liebe ihrer Herrin, machte dabei oft den Liebesboten und schwieg, sie wußte von dem Falle des leichtfertigen Mädchens, und schwieg, sie unterstützte vielmehr die Tochter eines redlichen Mannes in ihrem schändlichen Vorhaben und folgte ihr auf Don Perez Landsitz, das alles kam ihr nicht schwer an; als sie aber sah, daß ihre Gebieterin den Knaben ein Christ werden ließ, da konnte sie nicht länger schweigen. Alle die über verübten Schändlichkeiten konnte sie ohne Reue ertragen, nur dieß vermochte sie nicht im Herzen verschwiegen ruhen zu lassen. Vom Gewissen gepeinigt entfloh sie heimlich und überbrachte ihrem Herrn die traurige Kunde. Herzzerreißend war R. Gabrials Jammer, als er seines geliebten Kindes Schmach erfahren, er zerriß sein Kleid, raufte das Haar des Bartes, warf sich zur Erde, weinte und schluchzte ohne Aufhören. „Ich werde elendlos in die Gruft fahren, o ich bin der unglückliche Mann, der das Elend gesehen, mich hat der Herr mit der Ruthe seines Grimmes gezüchtiget," — und Niemand vermochte ihn zu trösten.

Verödet stand jetzt das sonst menschenvolle Haus, darin Trauer und Wehklage hineingezogen, und wo diese Gäste einkehren, dort weilet Nie-

mand gerne. — All' seine Habe, ja die Hälfte seiner Lebensjahre hätte der Unglückliche hingegeben, wäre ihm nur seine Tochter rein ohne Makel geblieben. Wäre sie in einer Krankheit gestorben, er hätte geweint und den Herrn gepriesen, aber so schändlich zu sinken, mit einem Christen Buhlerei zu treiben, das war mehr als er zu ertragen vermochte. Gerne hätte er der Ausgeartete geflucht, doch seine Lippen verstummten von väterlicher Zärtlichkeit zusammengepreßt. — Käme sie zurück, er würde die Reuige wieder aufnehmen, gewiß — sie war ja seine Seele! — aber sie bleibt beim Buhlen! Da eilte er zum hohen Rabbi, um bei diesem Trost zu suchen. Rabbi Jehuda ben Bakir war beim König angesehen, vielleicht kann der sein Kind noch bei Zeiten retten, daß nicht auch ihr Seelenheil verloren gehe. Der Rabbi hörte aufmerksam des verzweiflungsvollen Gabrials Klage an und sprach: Noch ist Hoffnung da; wie Ihr sagt, ist Eure Tochter immer noch eine Jüdin. Ich will mit Euch zum Könige gehen, den Verführer anklagen, der König ist ein gerechter Herr, es kann nicht fehlen. Ihr sollt Eure Tochter wieder haben." — „Bedenkt aber Rabbi, der Verführer ist ein vornehmer Mann, ein Liebling des Königs," wandte Gabrial ein. — „Laßt mir mich machen; wir dürfen nicht länger säumen. Fort mit mir zum Könige, ich werde für Euch sprechen."

Gabrial gehorchte, und folgte seinem Sachwalter in die königliche Burg. Es war gerade an einem Tage, wo viele der Vornehmen und Granden bei Hofe erscheinen mußten. Der Audienzsaal war voll mit Menschen, obenan saß der König, ringsumher standen die Minister und Räthe, und erwarteten erfurchtsvoll des Herrn Befehle. Da trat auch R. Jehuda mit seinem Klienten in den Saal. Dreimal verneigte sich der Rabbi tief zur Erde, dann richtete er seine hohe Gestalt grade auf, wandte den Blick nach oben und mit ausgebreiteten Armen sprach er salbungsvoll den vorgeschriebenen beim Anblick eines Herrschers zu sprechenden Segen: „Gelobt bist du Jehova Herr der Welt, der Du von deiner Majestät einen Abglanz dem Könige von Fleisch und Blut zugetheilt hast — Lange lebe mein Herr und König!" — „Was führt Euch ehrwürdiger Mann zu uns, Ihr kommet ja sonst nicht ungerufen?" fragte der König huldvoll. Alles war gespannt auf das, was der Rabbi vorbringen werde, und dieser begann wie folgt: „Mein Herr und König! Groß Unheil ist geschehen in Israel, viel Unrecht ist einem deiner Knechte widerfahren und ich bin gekommen vor deinem Throne Gerechtigkeit zu verlangen." —

„Nun rede weiter Alter! wenn deinem Volke ist Unbilliges geschehen, wir wollen Frieden im Lande, niemand soll über Unrecht klagen, so lange unsere Hand des Reiches Zepter führt. Sei er Jude, Maure oder was immer, unsere Hand schützet ihn! darum sag an, worüber klagst du?" — „ —

„Gnädiger König! möge der Herr Zebaoth dich lange noch auf Spanien's Throne erhalten! — Ja ich will frei reden — Sehet hier diesen armen

niedergebeugten alten Mann" — auf Gabrial weisend — „betrachtet ihn, seine Augen sind roth von vielem Weinen, seine Wangen blaß und abgezehrt vor Kummer — diesem Manne ward seine Tochter, sein einziges Kind, das er mehr als sein Leben liebte, gewaltsam entrissen und weggeführt von einem wollüstigen Manne." —

„Hg! das ist schändlich; sagt, kennt ihr den Verführer, er soll der Strafe nicht entkommen!" —

„Mein Herr und König, zürne nicht — sehr schwer wird es mir den Namen dieses Mannes auszusprechen; denn es ist der Name eines deiner Staatsdiener." —

„Was muß ich hören? Einer meiner Staatsdiener hatte sich so weit vergessen ein Weib gewaltsam zu entführen? Nenne ihn! sogleich! ich will's!" rief der König zürnend und blickte finster im Saale herum. — Da trat Don Perez hervor, beugte das Knie und sprach demüthig, doch ohne Zagen „Mein Herr und König! Ich bins, den dieser Mann anklaget — bei mir ist das Judenmädchen zu Hause, doch nicht mit Gewalt oder List, wie der Rabbi vorgibt, hab ich die Maid entführt, es war ihr eigener Wille, sie verlangte auf mein Landhaus gebracht zu werden." —

„Und ihr habt es gern gethan," fiel der König ein. „Aber Perez verträgt sich diese schändliche That mit Eurem Range? Eine Judendirne im Hause verborgen halten." —

„Verzeihung mein König! Das Weib steht mir näher, Ich liebe die Judentochter wahrhaft und treu und wünsche auch sie einst als Gattin heim führen zu können." —

„Einst? warum nicht gleich? dem gekränkten Vater muß Genugthuung werden. Die Ehre seines Kindes ward durch Euch beschmutzt; Ihr sollt sie wieder rein waschen. Noch heute soll sie Eure rechtliche Gattin werden, Ich will es!" — „O Herr diese Gnade werde ich ewig preisen, das war ja stets mein heißester Wunsch, wenn nun. — —"

„Was habt Ihr dagegen einzuwenden? will etwa der Alte da nicht einwilligen? Seid vernünftig Mann, wandte sich der König an Gabriel, gebt sie ihm, doch wie? Ihn zittert, warum ängstiget Ihr Euch?" — „Vergebung Herr und König, ich bin ein unwissender Mann, verstehe nicht mit Königen zu sprechen. — Möge der Rabbi für mich das Wort führen, entgegnete R. Gabrial bebend. Darauf R. Jehuda das Wort nahm: „Mein Herr und König! Noch ist es ja nicht gewiß, daß die Dirne dem Manne gutwillig gefolgt ist. Lasset sie kommen, sie selbst mag uns Auskunft geben." —

„Ihr habt weise gesprochen, Rabbi, wir müssen die Aussage des Weibes früher hören. Perez, lasse deine Geliebte kommen, und wehe dir, wenn ihre Worte anders sagen, als die deinen!"

Zilla ward nach Madrid gebracht und am folgenden Tage dem Könige vorgestellt. Rabbi Jehudah, Rabbi Gabrial und Don Perez waren zu

genwärtig, als Zilla verhört wurde. Wie sich's von selbst versteht, stimmte ihre Aussage ganz mit der des Geliebten überein. Sie gestand Alles, ihr Vergehen, ihre Flucht aus dem Vaterhause, sie klagte sich selbst des Undank und der Sünde an. „Aber," setzte sie am Ende hinzu, „wie konnte ich anders, meine Liebe ist zu mächtig, sie reißt mich gewaltsam fort, ich mußte ihr folgen." Dem Vater waren diese Worte seiner Tochter Dolchstiche, Rabbi Jehudah entbrannte im Zorn, der König aber fühlte Mitleid mit der Judenmaid, in deren Brust so viele widerstreitende Gefühle kämpften, über welche die Liebe immer den Sieg davon trug. Mit herablassender Milde fragte er:„ Mein Kind, wenn deine Liebe wirklich so mächtig ist, weßhalb weigerst du dich denn Don Perez rechtliche Gattin zu werden?"— „Weil ich dem Gotte meiner Vorfahren entsagen müßte, und dies Herr kann ich nicht. Mir sagt's mein Inneres: Israel's Gott ist der wahre Gott, und er wird einst mir meine Sünden vergeben, wenn ich nur fest an ihm halte." Rabbi Gabrial schluchzte und weinte laut über die Reden seines Kindes selbst der König ward gerührt und sprach:„ Don Perez, du mußt ihr entsagen, sie verharrt auf ihrem Vorsatz, und Euch Rabbi Jehudah, übergebe ich die Sünderin, suchet sie zu bessern, legt ihr Buße auf, urtheilet nach Eurem Gesetze über sie, strafet sie für ihre Sünde, nur schonet ihr Leben." — „O Herr und König übergib sie nicht ihnen!" flehte Don Perez, sich dem Könige zu Füssen werfend „diese Männer sind furchtbare Richter, sie werden die Unglückliche martern und quälen." — „Stehe auf Perez, bei meinem Zorne kein Wort mehr. Sie will eine Jüdin bleiben, so soll sie auch nach jüdischen Gesetzen gerichtet werden." — „Allmächtiger Gott sie ist verloren, diese Menschen kennen kein Erbarmen," rief Don Perez verzweiflungsvoll. — „Ei was bangt dem Herrn so sehr um die Dirne sie will ja doch nicht sein Weib werden. Hier der Alte ist ihr Vater, er wird dem einzigen Kinde kein Leid geschehen lassen," sprach Rabbi Jehudah spöttisch und faßte das Mädchen. — Noch einen Blick warf Zilla nach dem Geliebten zurück, dann folgte sie ihrem Vater und dem finstern Rabbi und auch Perez entfernte sich schweigend und betrübten Gemüthes. —

In der großen Synagoge zu Madrid hatten sich die hochgelehrten Rabbiner am 5. Wochentag, dem bestimmten Gerichtstage bei den alten Juden, zu Gerichte versammelt. Ernster, feierlicher als gewöhnlich begann heute das Amt — die ganze Synode war beisammen, drei Oberrichter, zwölf geschworene Beisitzer; denn wichtige Gegenstände sollen heute verhandelt werden, und gar viel liegt an dem Urtheil, das sie fällen müssen. Darum waren auch die Männer in vollem Ornate hier. In schwarze Talare gekleidet, das Haupt mit weißen wollenen gefranzten Tüchern umhüllt, Denkriemen um Stirne und Arm geschlungen, so saßen sie im Kreise umher, den Oberleib in steter Bewegung, die hagern Finger zupften willenlos an den langen Bärten, und das hohe beschattete Auge starrte unter den dichten Brauen

nach dem auf einem hölzernen Pulte aufgeschlagenen Folianten. Eine halbe Stunde machte diese schaudervolle Stille gewährt haben, dann erhob Rabbi Jehudah ben Bakir das Haupt der Synode, seine Stimme und sprach: „Brüder, das Gebet ist zu Ende, wir haben unser Herz gereinigt von Parteilichkeit und vom persönlichen Hasse, so wollen wir im Namen des allmächtigen Gottes zum ernsten Werke schreiten. Setzet Euch Brüder! und Ihr Schames (Gerichtsdiener) öffnet die Pforte, und lasset die Parteien kommen." Der Diener that, wie ihm geboten ward, die geschlossene Synagogenthüre wurde aufgemacht, und herein trat Rabbi Gabrial, von seinem ehemaligen Schwiegersohne Asriel unterstützt, hinter ihm strömte eine Menge neugierigen Volkes herein, und füllte den ganzen Raum der Halle. Tiefe Stille herrschte. Höret Gabrial! begann izt der erste Richter: „Ihr stehet hier vor dem Beth Din bekennet und bereuet Eure Schuld, und füget Euch in das Urtheil, das wir über Euch sprechen werden." — "Hoher Rabbi, versetzte demüthig Gabrial, wohl weiß ich, daß ich ein Sünder bin; denn kein Mensch ist auf Erden so fromm, daß er nur stets Gutes thue, und niemals sündige. Die Engel sind nicht rein in seinen Augen, geschweige der Mensch, der Staubgebarene, doch sagt, welch sonderbares Verbrechen habe ich begangen, daß Ihr es für nöthig findet, ein Urtheil über mich zu sprechen?" —

„So höre! Du hast als ein frommgläubiger Israel zu wenig auf die Schritte deines Kindes geachtet, hast nicht gewacht über deine Tochter, darum ist sie auf Abwege gerathen, und hat auf Israel Schmach und Schande gehäuft. Sie hat Gottes Gebote übertreten, hat mit einem Ungläubigen gebuhlt darum sollst du büßen." — „Habe ich meinem Kinde zu viel nachgesehen, hab ich es mit so viel Zärtlichkeit geliebt, so bedenkt, daß es mein einziges Kind ist." — „Die Väter sollen nicht büßen für der Kinder Vergehen, heißt es in der Schrift! Nicht sterben die Väter wegen der Kinder Vergehen verbesserte der Oberrichter, „aber es heißt auch an einer andern Stelle: Er ahndet der Väter Schuld an den Kindern. Wir haben Alles überlegt, Deine Strafe ist nur gering. — 40 Geißelstreiche sollst du empfangen auf entblößten Rücken und 30 Sekel Gold sollst du auszahlen an Asriel für die Schmach, die ihm von deiner Tochter ward." — „Hoher Rabbi," nahm Asriel das Wort, „vergebt, wenn ich widerrede. Erlaßt dem tiefgebeugten Manne die Züchtigung. Ich bin bereit, die Unglückliche wieder aufzunehmen, denn obgleich sie gefallen, liebe ich sie dennoch und sie soll meine Hausfrau werden." Voller Verwunderung erhoben sich sämmtliche Rabbis und ein verworrenes Getöse entstand unter dem Volke. Rabbi Jehuda richtete sich auf und schrie mit gewaltiger Zornstimme: „Schmach über Dich Belijals Sohn! weißt du nicht, daß der Abkömling vom Hause Aarons keine Metze heiraten darf? Du bist ein Priester, darfst die Entweihte nicht zum Weibe nehmen." — „So nehmt mir meine Priesterwürde, ich will verzichten auf das Recht, den Segen über

das Volk zu sprechen und der Erste zu sein beim Thoralesen, wenn Zilla mein Weib werden will" entgegnete der Jüngling. — „Schweig oder unser Bannfluch soll Dein Sündenhaupt treffen und dich vernichten," schrie Rabbi Jehuda. — „Ich fürchte Euern Bannfluch nicht, auch findet Ihr an mir kein geduldiges Schaf, das seinen Rücken Euern Geißelstreichen hinhält. Nach eigener Überzeugung werde ich handeln, und thun wie mir die göttliche Stimme meines Herzens gebietet und Euch nicht fragen." — „Ha welche Lästerung!" riefen die Rabbis einer nach dem andern und Rabbi Jehuda fuhr fort: „Hast du vergessen, daß wir vom Könige die Macht haben, jeden Religionsverbrecher zu strafen nach dem Gesetze des Talmuds?" — Diese Worte wirkten, Asriel erstickte seinen edlen Zorn und ließ es zu, daß der greise Gabrial seinen Rücken entblößte, um die dictirten Geißelhiebe zu empfangen. Der alte Mann kniete auf den Boden nieder, legte die Stirn auf die Erde, und während der Schames ihm die Geißelhiebe gab, schlug er an die Brust und betete das große Sündenbekenntniß, „Asamnu." Kein Laut des Schmerzes, nicht eine Klage entfuhr seiner Brust und so lange blieb er liegen, bis der Richter rief: „Steh auf! Du hast genug gebüßt. Komm zu uns, dir sind Deine Sünden vergeben!" dann erst erhob er sich, ging zur heiligen Lade, küßte den Vorhang mit Inbrunst und ließ sich endlich auf einen niedern Sitz in der Richter Nähe nieder. Auch die Richter hatten ihre frühern Plätze wieder eingenommen und Rabbi Jehuda begann abermals: „Nun Brüder laßt uns auch über die Tochter aburtheilen! Ihr kennt ihr Verbrechen redet Einer nach dem Andern welche Strafe gebührt dem verbuhlten Weibe?" — „Ich bin der Meinung," erwiederte der nächstsitzende Rabbi, „Die Verbrecherin sollte viele Jahre eingesperrt bleiben bis Sehnsucht und Alter ihre Wange bleichen und die Schönheit, die erste Ursache ihres Falles, verschwunden sein wird. Das Haar des Hauptes werde ihr abgeschnitten, alte zerfetzte Kleider bedecken ihren Leib, Brod sei ihre Speise, Wasser ihr Getränk und bloßes Stroh ihre Lagerstätte."

„Dieser Ausspruch, obgleich gesetzlich recht," nahm ein Anderer das Wort, „scheint mir zu hart. Ein oder zwei Jahre reichen hin, sie einzusperren, bis sie alt geworden, ist zu viel." — „Auch ich bin dieser Meinung," versetzte ein Dritter, nur möchte ich sie in Freiheit lassen. Genug Strafe wenn sie mit geschecrtem Haupte und verhülltem Antlitze herum wandeln und jeder Freude entsagen muß." — So ward lange Zeit noch hin und her gestritten. Stellen aus den Talmud wurden citirt, die debattirende Richter geriethen in Hitze, sie zankten nicht nur mit dem Munde sondern fochten mit den Händen herum, stampften mit den Füssen.

Eine Zeit lies Rabbi Jehuda die hitzigen Kämpfer lärmen und toben — dann aber schlug er mit mächtiger Faust auf den vor ihm liegenden Folianten und gebot mit starker Stimme Stille. Die Streiter verstummten mit einem Male wie von einem Zauber gebannt und horchten

begierig, welchen Ausspruch sie aus dem Munde des hohen Rabbi vernehmen werden.

„Keiner von Euch," begann Rabbi Jehuda, „hat den Fall recht bedacht. Gering scheint euch das Vergehen, darum ist euer Urtheil so milde; nicht so ich. Eine Tochter Israels hat sich vergangen mit einem Nazarener, die verlobte Braut eines Kohens [Priester] ist eine Metze geworden. Erstickungstod oder Steinigung würde ihr Loos gewesen sein, wenn der heilige Tempel nicht zerstört wäre, die Richter noch im Thore zu Jerusalem säßen; und nach dem Ausspruche der Urim und Thumim urtheilten. Leider haben wir nicht mehr diese Macht, solche Strafen zu verhängen, indessen ist es doch unsere Pflicht, nach dem Ausspruche der heiligen Thora zu handeln, welcher lautet: „Du sollst das Böse unter dir ausrotten." Die Sünde würde wuchern in Israel wie giftiges Kraut, wenn wir nicht mit Strenge zu Werke gingen. Abgeschornes Haar wächst wieder mit der Zeit. Schloß und Riegel sind zu schwach gegen die sinnliche Lust. Das Weib könnte vom Buhlen Hilfe bekommen, durch seine Verwendung unserer Gewalt entnommen werden, worauf sie dann ihren Vorsatz ändern und eine Christin werden könnte. Dem allen vorzubeugen, müssen wir trachten, sie dem Buhlen verächtlich zu machen, ihr ihre Schönheit für immer zu benehmen. Zu den schönsten Zierden eines weiblichen Angesichtes gehören die rosigen Wangen, durch sie gewinnt nur das liebliche Antlitz. Der Verbrecherin werde daher die rechte Wange gebrandmarkt, so urtheile ich!"

„Die rechte Wange gebrandmarkt!" stimmten einige Richter mit ein, während die Opposition still auf dem Sitze blieb, „die Wange gebrandmarkt!" brüllte das Volk nach.

Da erhob sich ein junger Gelehrter Rabbi Israeli mit Namen, der bis jetzt stille gewesen und sprach: „Rabbi, Ihr habt wohl nach Eurer Uiberzeugung geurtheilt, doch möchte ich rathen, mit der Vollziehung zu warten, bis wir diese Frage einem andern berühmten Rabbi vorgelegt. Rabbi Ascher, Oberrabbi zu Toledo, ist ein frommer hochgelehrter Mann, er mag entscheiden, welche Strafe dem Weibe gebührt." —

„Ich bin damit zufrieden" — erwiederte der Oberrabbi — „Wir wollen den Fall einem Andern vorlegen, man soll nicht von mir sagen, Rabbi Jehuda habe ein falsches Urtheil gefällt doch ich bin gewiß, Rabbi Ascher denkt so wie ich." — Damit endete die Sitzung und das Volk verließ lärmend die Synagoge. —

Rabbi Israeli war ein junger Rabbi aus der Schule des großen Maimonides — Er hatte nicht nur den Talmud studirt, sondern auch andere nützliche Wissenschaften sich eigen gemacht, sein Geist war daher aufgeklärt und sein Herz gefühlvoller, als das seiner Collegen und deßhalb suchte er das Urtheil des Reb Jehuda ben Bakir zu vereiteln. Er selbst war noch zu jung und hatte noch zu wenig Autorität um durchdringen zu können,

von dem deutschen Rabbi zu Toledo erwartete er klare Einsicht, gebildeten Geist und ein menschlich fühlendes Herz, ihm wollte er den Rechtsfall vorlegen. Er selbst übernahm es, das Schreiben des Rabbi Jehuda dem Rabbi Ascher zu überbringen — Rabbi Ascher las den Brief mit Aufmerksamkeit, ließ sich von Rabbi Israeli die ganze Geschichte nochmals erzählen, darauf blätterte er lange Zeit in verschiedenen Folianten, sann, grübelte, — endlich sprang er freudig auf und rief — „ Gott sei Lob! daß ich in einer so wichtigen Frage mit dem großen Lichte Israels mit Rabbi Jehuda ben Bakir übereinstimmen kann! „Gehet heim lieber Israeli bringet dem großen Lichte Israels meinem Freunde Gruß und Frieden saget ihm der Herr möchte viele solche Männer in Israel werden lassen, wie Rabbi Jehuda ben Bakir. — Sein Urtheil ist weise, nur hätte man mit der Vollziehung nicht so lange säumen sollen, das Weib kann sich bedenken und durch den Uibertritt zum Christenthume der Strafe entgehen." —

Wie ein Donnerschlag erschütterten diese Worte den edlen R. Israeli — Von diesem Manne hätte er eine andere Rede erwartet — kaum daß er sich fassen konnte, folgendes zu entgegnen: „Verehrter Rabbi, erlaubet mir eine Bemerkung, ein solches Urtheil scheint mir gegen alle Rechte der Vernunft und der Natur. Eines Menschen Körper zu verunstalten, dazu hat kein Mensch das Recht. Man tödte den Verbrecher aber man mache ihn nicht zum Scheusale. Selbst die Talmudisten haben das mosaische Gesetz „Auge für Auge, Hand für Hand" in Geldstrafe unwandelt, weil es ihnen grausam und zwecklos schien, einen Menschen zu verunstalten. Wir sollen das Böse, Schändliche und Schädliche ausrotten aus der Gesellschaft, wie man einen Krebsschaden abschneidet vom gesunden Fleisch, damit er nicht anstecke — aber ein Weib deßhalb verunstalten, damit es ferner nicht noch mehr sündige, ist eine Thorheit gegen welche Vernunft, Menschlichkeit und die Rechte der Natur streiten, da müßte man alle Töchter Israels brandmarken damit sich kein Andersgläubiger in der Folge in sie verliebe." — „Ach — ich merke schon,' mit wem ich's zu thun habe — versetzte Rabbi Ascher. Ihr seid ein Anhänger des Fleischersohnes aus Kordova, der sich mit den gottlosen Büchern des Aristoteles und Plato befaßt, die auch stets vom Naturrechte schwatzen — Ihr seyd ein Schüler Maimonides — Dank meinem Gotte daß ich nicht bin wie sie — Wozu das Geschwätz von Naturrecht und Vernunft, wo das Gesetz gilt*) Kann man mit dieser Aftergelehrsamkeit den Talmud prüfen und auslegen?

Alle Euer Philosophen haben das Gesetz nie verstanden und ich verwerfe ihre Klügeleien, womit sie das Gesetz Moses verdrehen! Die Philo-

*) Diese und folgende Worte sind nicht vom Verfasser erdichtet, sondern wirklich dem Munde des besagten Rabbi entnommen — Sieh Peter Beers Skizze einer Geschichte der Erziehung Seite 66, 67.

sophie hat mit der göttlichen Uiberlieferung nichts zu schaffen, wir folgen dem Erbtheil unserer Väter und kümmern uns wenig um Eure sogenannten Naturrechte."

Nun debattirten die zwei Rabbis noch lange Zeit über diesen Gegenstand, jeder führte seine Gründe an, berief sich auf Stellen in der Thora aus dem Thalmud, da aber der junge Rabbi Israeli erkannte, daß alle Vorstellung an der Hartnäckigkeit des Rabbi Ascher scheitere, gab er sich zum Schein überwunden und bat den hohen Rabbi, seine Meinung in einem Briefe an Rabbi Jehuda darzulegen den er überbringen wolle. Dies geschah auch und Rabbi Israeli reiste wieder nach Madrid zurück.

Die Absicht des aufgeklärten jungen Gelehrten war edel, er sah ein, daß bei den fanatischen alten Rabbis kein Erbarmen ist, und daß sie das Urtheil vollziehen werden sobald das Gutachten des berühmten Rabbi Ascher in ihren Händen sein wird. Er wollte indessen die Sache verzögern und auf ein Mittel sinnen, die Unglückliche aus den Händen der gegenwärtigen Richter zu befreien darum eilte er nicht sehr nach Hause, sondern machte Umwege besuchte da und dort einen Freund, so daß er erst nach vielen Tagen in Madrid anlangte. Aber wie immer das Böse früher als das Gute das Ziel erreicht, geschah es auch hier. Rabbi Ascher war ein Menschenkenner, er traute dem jungen Rabbi, der stets vom Naturrechte sprach, wenig, und sandte deßhalb einen besondern Boten der früher als Rabbi Israeli in Madrid eintraf, an Rabbi Jehuda mit einem Schreiben folgenden Inhalts:

„Friede und langes Leben meinem Freunde dem großem Lichte Israels „Rabbi Jehuda ben Backir — sein Licht leuchte. Mit Betrübnis haben wir „die Schandthat vernommen die in deiner Gemeinde geschehen, aber auch „mit vieler Freude wahrgenommen, daß es in Israel noch wackere Männer „gibt, die das Gesetz verstehen — Dein Urtheil ist ganz recht, und es muß „so schnell als möglich vollzogen werden, damit das Weib nicht Zeit gewinne zu entfliehen, und eine noch schlimmere That zu begehen, nämlich „den jüdischen Glauben zu verlassen.

Freude glänzte auf Rabbi Jehudas Angesicht, wohlgefällig strich er sich den Bart ließ die Rabbis kommen und legte ihnen Rabbi Aschers Schreiben vor. Die Rabbinen staunten über die tief durchdringende Gelahrtheit ihres Vorgesetzten und nicht Einer wagte einen Einspruch zu thun.

Beschlossen wurde jetzt, daß noch heute Nacht das Urtheil an der Verbrecherin vollzogen werden solle.

Abermals sehen wir die Rabbinen in der Synagoge versammelt, doch nicht wie sonst am hellen Tage, sondern um Mitternacht; denn was sie heute auszuüben sich vorgenommen, darf das Sonnenlicht nicht beleuchten, Nur spärlich war die Halle von einer einzigen Ampel, die in der Mitte hing. erleuchtet und matt fiel ihr Strahl auf die finstere Gestalten der bärtigen Richter. Bei der heiligen Lade befand sich ein hölzerner rohgearbeiteter Sessel

mit Riemen und Gurten versehen, daneben stand ein hartherziger Mann mit aufgeschürzten Aermeln, ein glühendes Eisen in der Faust. Zwei robuste breitschulterige Todtengräber waren dem brandsüchtigen Aeskulap als Henkersknechte zugegeben — sie bliesen aus den vollen kupferrothen Balken in eine nahe stehende Pfanne die darin glühenden Kohlen anzufachen, um vorräthige Eisenstücke zu erhitzen. Schauerliche Stille herrschte in der weiten düstern Halle, denn außer den Richtern und den Knechten war Niemand vom Volke zugegen. Man hörte nichts als das Gesumme der betenden Rabbis und das Knistern der angefachten Gluth in der Pfanne. Nach vollendetem Gebete gab der erste Rabbi den Schergen einen Wink, schweigend näherten sich diese einem seitwärts angebrachten Pförtchen und verschwanden durch dasselbe. Bald erschienen sie wieder, die zitternde blasse Zilla an den Armen führend.

Um Gottes Barmherzigkeit, was solls mit mir? Wo ist mein Vater zu dem ihr mich bringen wollt?" fragte Zilla mit bebender Stimme und blickte ängstlich Böses ahnend, ringsumher. — „Was geschehen soll, wirst du gleich erfahren," erwiederte der Oberrichter, „gib Bescheid auf das was wir dich fragen. Leugne nicht und bekenne dein Verbrechen, damit dir Verzeihung werde!" — „Fraget, ich werde die Wahrheit reden!" stotterte das Weib — „Hast du mit einem Ungläubigen Umgang gepflogen?"

„Ich liebe einen edlen Jüngling, einen Bekenner des Christenglaubens." — „Hast du ein Kind ihm geboren und es taufen lassen?" — „Ja, ich gestehe meine Schande und Schwachheit, ich bin Mutter — der Knabe gehört ihm und er kann sein Kind erziehen wie er will." „Ihr habt nun das Geständniß aus ihrem Munde gehört, wir bedürfen nicht mehr der Zeugen und Aussagen, ihr geschehe nach Verdienst," sprach der Oberrabbi zu den Schergen sich wendend. „Ergreift sie und thut wie euch befohlen ward" —

Im ersten Augenblicke, da die Knechte naheten und sie den Mann mit dem glühenden Eisen in der Hand vor sich stehen sah, dachte Zilla man wolle sie tödten, sie stürzte vor die Richter nieder, bat um Erbarmen, um Schonung ihres Lebens. — Rabbi Jehuda versetzte darauf: „Wohl hast du dein Leben verwirkt — doch sollst du diesmal leichtern Kaufes davon kommen. Nicht sterben sollst du, nur gebrandmarkt werde dein Gesicht— — — Ein Schrei des Entsetzens entfuhr der geängstigten Brust der Verurtheilten — und ohnmächtig sank sie zu Boden. — Die beiden Knechte faßten sie, banden ihr Hände und Füsse, gürteten den Leib in den hölzernen Sessel fest. Der Brandgierige griff schnell mit der Linken nach dem Gesichte, erhob die Rechte mit dem glühenden Eisen und —

In dem Augenblicke ward die Pforte der Synagoge gewaltsam aufgesprengt — eine Menge Bewaffneter drangen herein, an ihrer Spitze Don Perez mit gezücktem Schwerte. Der zu dieser grausamen Operation Bestimmte warf das Glutheisen von sich und verkroch sich hinter einen

Betpult — einige der Rabbis thaten desgleichen, nur Rabbi Jehuda ben Backir, im Vertrauen auf des Königs Gunst trat ohne Furcht dem Störer entgegen und sprach: „Wer hat Euch Herr erlaubt in das Heiligthum mit gewaffneter Hand zu bringen?“ — „Heiligthum? wenn es je eines war, so habt ihr es in einer Mördergrube umwandelt“ — entgegnete Don Perez. „Redet blutige Heuchler, was wolltet ihr thun? Wo ist Zilla Gabriels Tochter? Ich lasse Eure Leiber in Stücken zerhauen wenn meiner Geliebten ein Haar gekrümmt worden.“ — „Wir besitzen des Königs Schutz und Gnade, kein Mensch darf uns kränken!“ versetzte der Rabbi trotzig. — „Doch nicht um Wehrlose zu morden! Wo ist Zilla? redet oder“ — „Dort sitzt sie ihre gerechte Strafe erwartend“ erwiederte Rabbi Jehuda.

Ohne weiter auf etwas zu achten, stürzte Don Perez auf die ohnmächtige noch immer bewußtlose Zilla und rief mit bewegter Stimme: „Zilla, geliebtes Weib wache auf! Ich bin da zu deiner Rettung, — ich dein Perez!“

Zilla schlug die Augen auf, blickte scheu umher und schüttelte zweifelnd das Haupt, als glaubte sie nicht an die Wirklichkeit. — Da aber Perez ohne Unterlaß ihren Namen rief und sie allmälig von den Banden befreit hatte, erwiederte sie mit leiser Stimme: „Wußte ich doch, du werdest mich nicht verlassen. Komm Geliebter, laß uns fliehen aus diesem grausen Orte“ — „Dank deinem Gotte Kind, und hier diesem edlen Jünglinge, — der dich gerettet, ohne ihn wäreſt du gewiß ein Opfer des Fanatismus geworden, er hat mich zu deiner Befreiung aufgefordert. — — „Du Asriel? du gekränkte edle Seele — du warst mein Schutzengel — Ach diese Großmuth — Sei ruhig Zilla“ — versetzte Asriel — „du folgteſt nur der Neigung deines Herzens — und ich hege keinen Groll gegen dich.“

„Das ist zu viel! — Doch Jehova ist ja gnädig, selbst gegen Sünder. — Ich fühle es, bald werde ich vor seinem Richterstuhle stehen, des Todes Schauer durchrieselt mein Gebein, bringet mich in meines Vaters Haus, damit ich noch vor meinem Tode mir der Eltern Verzeihung erflehen kann. —

Don Perez und Asriel führten Zilla aus der Synagoge. Die Krieger folgten hintennach.

„Morgen gehe ich zum König, ihm die Sache anzuzeigen,“ sprach Rabi Jehuda mit Ingrimm. — Zitternd ohne weiter ein Wort zu sagen entfernten sich auch die Richter aus der Synagoge. —

Schande und Angst, Reue und Gewissensvorwurf hatten die Gesundheit der schönen Zilla so zerrüttet, daß sie nach wenigen Tagen eine Leiche war. — Die tief gebeugten Eltern folgten bald nach. — Don Perez lebte einsam, suchte durch Reisen sich zu zerstreuen, sorgte für den Sohn seiner Liebe väterlich und vermachte ihm alle seine Besitzungen. Der König aber entzog von der Zeit an dem Rabbi Jehuda seine Gnade und den Rabbinen das Recht über Verbrecher ein Urtheil zu sprechen. — Der edle Asriel erbte Gabriels Reichthum, heiratete ein braves Weib und erreichte ein hohes Alter.

Kronprätendent und Bochur.

Historische Erzählung aus dem dritten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts.

Mein schönes Böhmerland! Wie prangst du heute in üppiger Schönheit, geschmückt mit den Reizen, die deine Industrie verschönern half, mit den Kleinodien, in denen keine Nebenbuhlerin dich zu übertreffen vermag, gesegnet mit lachenden Fluren, auf denen ein schöner Menschenschlag sich in reger Arbeit tummelt, und Kunst nnd Gewerbe umflechten dein junonisches Haupt mit duftenden unverwelklichen Blüthen! —

Und doch gab es eine Zeit, wo du zum Tode matt, aus selbst geschlagenen Wunden blutend, dalagst, bleich— aber noch in der Ohnmacht schön — so schön, daß deine Dränger um deinen Besitz sich blutig stritten. —

— — — — — — — — —

Die Zeit, in der wir unsere Erzählung beginnen lassen, fällt eben nach Beendigung, des gräßlichsten aller Bürger und Religionskriege, den vom Hintergrunde ein flammender Scheiterhaufen in Kostnitz grell beleuchtete, bis er in Greuel und Bürgerblut erstickte. Die Kämpfer waren gefallen, ihre Führer, die mit eherner Hand hoch das Banner des Kelches getragen hatten, deckte die Erde; doch, ihre Parthei, die utraquistische, hatte das Schlachtfeld, das ganze Böhmen, behauptet und selbst dem deutschen Kaiser, die Anerkennung abgerungen, aber sie sehnte sich nach Ruhe, nach den Segnungen des Friedens, welche die Erschöpfung des Landes und dessen Wunden zur Heilung bringen sollten. Nachdem das Getöse des Mars verstummt war, machte Pabst Niklas im Jahre 1448 noch den Versuch, die böhmische Nation mit der römischen Kirche wieder zu vereinigen, indem er den Kardinallegaten Johann Karvajal, mit dieser Mission nach Prag betraute; allein in dem öffentlichen Geistesturney parirte Rokyzana, der geistliche Führer der Utraquisten, glücklich die wuchtigen Lanzen und Kolbenstöße des Legaten, seinem crede! (glaube!) ein proba! (beweise es!) zurufend. So war in weltlichen und geistlichen Dingen den Kelchnern die Oberhand geblieben, nur fehlte ihnen in Erstern ein Führer, der mit fester geschickter Hand, das Steuer des Staatsschiffleins, durch die tosende Brandung ringsum, in den ersehnten Ruhehafen lenken sollte. —

Doch auch der Mann fand sich in dieser Noth, wir nennen ihn, — es war Georg von Podiebrad, der in gleichem Maße kühn wie schlau, durch einen gelungenen Handstreich der Stadt Prag sich bemächtigte, und einhellig von den Utraquisten zum Statthalter gewählt wurde. —

Wir bitten den Leser um Entschuldigung, daß wir seine Geduld, durch

diesen geschichtlichen Ueberblick in Anspruch nehmen, weil wir erst das Relief schaffen müssen, welches die Grundlage unserer Erzählung bilden soll und nur auf dieses kann die Reckengestalt, von Podiebrads, wie die des nicht minder ehrgeizigen und schlauen Rokyzana, dem geistigen Auge näher gebracht werden.

Stürmische Zeiten haben stets den Mann geschaffen, der dem Sturme entgegenzutreten, ihn zu beschwichtigen vermochte.

Georg von Podiebrad war dieser Mann seines Jahrhunderts. Je mehr wir über ihn lesen, desto stärker wird in uns die Überzeugung, daß unsere Geschichtsforscher ihn noch zu wenig, als Politiker und Strategicker (den damaligen Verhältnissen angepaßt) gewürdigt, ja wir nennen ihn kühn, den Napoleon Böhmens, ein Kind der böhmischen Revolution, wie dieser ein Kind der französischen. —

Sein erster energischer Schritt war die unter Drohungen an Kaiser Friederich gestellte Forderung, um Auslieferung des jugendlichen zum böhmischen Throne berechtigten Ladislaus. Wie er diese erreicht und das geheimnißvoll plötzliche Absterben des Königs, bald nach der Krönung, gehört nicht in den Rahmen unserer Erzählung.

Kurz vor seinem Tode übergab Ladislaus, in die Hände Georgs von Podiebrad, dem er sein volles Vertrauen schenkte, einen hohen Staatsgefangenen, Mathias Hunyadi auch Corvin genannt den Sohn des Helden Ungarns, Johann von Hunyad. —

Hier wollen wir das Garn der Erzählung vom Spinnrade rollen lassen.

I.

Beim Hirschgraben.

In reinster azurner Bläue strahlte der Himmelsbogen, da, wo er sich niederneigte, goldig umsäumt, von den Strahlen, der noch östlich stehenden Sonne; der Frühling hatte abermals sein jährliches Wiedererstehungsfest gefeiert, die schlummernden Kräfte der Natur wach gerufen, mächtig gerüttelt die, im Winterschlafe erstarrten Keimtriebe des Erdbodens, daß sie wie mit einem Zauberschlage erwachten und ihre beginnende Thätigkeit, in schwellenden Laubknospen und in schon grün sich kleidenden Sträuchern und Gräsern bekundeten.

Aus dem, der Stadt gegenüber befindlichen Thore des Prager Schlosses schritten zwei Männer und bogen, nach rechts abweichend, in den, ein wild zerklüftetes Thal, bildenden Theil des Hirschgrabens. So verschieden die Tracht dieser Männer war, von denen der Eine ein reich geschmücktes geistliches Kleid, durch einen von Edelsteinen funkelnden Gürtel geschürzt, trug, der Andere blos in schlichtem, aber ziemlich nach Pagentracht, der damaligen Zeit geschnittenem Kleide sich bewegte; in gleich grellem Abstand, war das Alterverhältniß der Beiden. Der, in reichgeschmückten Ornate, wiewohl

sichtlich größer und stärker, hatte in dem römisch streng geschnittenen Gesichte, das von einem, beim Kinn spitzig zulaufenden, aber schon grauen Bart umrahmt war, das Sigillum der letzten Altersperiode in Furchen ausgedrückt, während der mit behendem Schritte vorangehende Begleiter, eine mit schönem Schnitzwerk bedeckte Armbrust nachlässig in der Rechten wiegend, eine mit allen Attributen jugendlich männlicher Schönheit, gezierte Gestalt war. Nicht den slawischen Typus trugen seine Gesichtszüge sondern den mongolischen, der den Ungarn so eigenthümlich ist, doch war das Antlitz, durch die etwas hervorstehenden Jochbeine nicht verunschönt, im Gegentheile schienen sie anpassend zu den mandelförmig geschlitzten schwarzen Augen, der Adlernase und den schönen lang herab wallenden Haaren, die von einem, gegen die Pagenkleider seltsam abstechenden Kálpák bedeckt waren: In dem Erstern lernen wir, den Hirten der Utraquisten Rokyzana Pfarrer am Teyn kennen, in Letzteren, den internirten Mathias Corvin. Obzwar dieser an Georg v. Podiebrad, als Gefangener übergeben worden, hatte derselbe ihn doch nicht unter Schloß und Riegel bewahrt, sondern behandelte ihn mehr wie einen Gast, nachdem Mathias einen Eid abgelegt, daß er keinen Fluchtversuch unternehmen werde.

Dessenungeachtet schien sich unser Internirte nicht recht behaglich zu fühlen, wie wir aus den an Rokyzana gerichteten Worten, die wir belauschen, entnehmen.

Glaubt es mir, nahm Mathias das Wort, so sehr mich auch der Statthalter, das Leben süß und reich an fröhlichen Abwechslungen dahinbringen läßt, kurz mit einem Worte, liebreich wie ein Vater seinen Sohn behandelt, ich sehne mich dennoch, nach meinem Geburtslande, nach einem wild dahinsausenden Galopp über die weite Pußta, den räuberischen Wolf auffagend, oder nach einem kühn und schnell ausgeführten Kriegszug gegen den Erbfeind der Christenheit und Todfeind des Magyars, gegen den Türken.

Habt ihr denn eine so entschiedene Vorliebe für blutiges Handwerk, fiel Rokycana ihm ins Wort, daß euch die nach langer Abwesenheit wieder erscheinenden Genien des Friedens und ihr Gefolge, welche das vom Kriege so hart mitgenommene Böhmen beglücken sollen, mißmuthig stimmen, und könnt ihr nicht eure Jagdlust hier vollauf befriedigen? Mir däucht der Edelhirsch hier, fürwahr ein besser Wildpret, als euer Pußtenwolf; locken euch aber nur die Gefahren der Jagd, so wird euch der Gubernator mit kundigen Jägern nach den Böhmerwald senden, dort mögt ihr nach Herzenslust mit Meister Petz euch messen, traun, gefährlicher und stärker, als ein ganzes Rudel Wölfe.

Nicht Gefahren such ich Rokycana, sondern Thaten, hier, sprach Mathias, auf die Brust sich schlagend, lodert der noch ungestillte Ehrgeiz des Vaters Hunyad mich würdig zu erweisen; ein jeder Herzschlag verlangt Sühne und Reinigung unseres Wappenschildes, das zwei Brüder von dem

sterbenden Vater blank und rein überkamen, bis es durch das von Henkershand vergossene Blut des Einen befleckt wurde. Vergebt mir wenn ich diesem gepreßten Herzen Luft mache, meinem theuern Bruder eine Zähre nachweine und seinem Henker, dem wortbrüchigen König Ladislaus ins Grab noch Flüche nachsende. —

Ja! das war Gottes Hand und sein gerechtes Strafgericht, das diesen Frevel ihn mit dem Leben büßen ließ, so plötzlich und in so voller Jugendkraft, wie es mein Bruder war, da er ihn zu Tode brachte! Seid still, herrschte ihn Rokycana an, ihr wißt, daß der Statthalter es bei strenger Strafe verboten hat von dem jähen Tode des sel. Königs zu reden, wie leicht könnte ein lautes Wort in der so kurzen Entfernung vom Schloße, dort vernommen werden; eben so schlecht ziemt es euch, den von Gottes Gericht Getroffenen, im Grabe noch zu verdammen. — Der Tod versöhnt.

Was aber euere Herzenswünsche betrifft, so zweifle ich sehr, ob ihr je Böhmens Gauen verlaßen werdet; hat doch Podiebrad, dem seligen Könige sein Ritterwort verpfändet, Euch nie gänzlich der Freiheit wiederzugeben.

Mathias Blick, richtete sich bei diesen Worten, verstohlen auf den Sprecher, der mit gesenkter Augenwimper, als sollte sie scheu den verrätherischen Blick des Auges verhüllen, zu Boden stierte.

Es schien urplötzlich in des Jünglings arglos vertrauender Seele, ein Gedanke aufzudämmern, der ihm so vieles, bisher Räthselhafte erklärte, die ihn beseligende Hoffnung, nach Ladislaus Tod wieder seinen Lande, sich selbst, wiedergegeben zu werden, war durch die vom Vertrauten des Statthalters eben geäußerte Meinung mit einem Male zertrümmert Deshalb also, dachte er folgerichtig weiter, um ihn auf Nimmerwiederkehr ins theuere Heimathland zu fesseln, wurde er in Ergötzlichkeiten berauscht, die Staatsklugheit Podiebrads ließ also seine Briefe an den Onkel an den Palatin Gara nicht an die Adresse gelangen oder fing deren Antwortschreiben auf. Schnell durchkreuzten diese Gedanken sein Hirn, aber eben so schnell gebot ihm die Klugheit keine lange Pause eintreten zu lassen, um das Mißtrauen des Priesters nicht zu wecken.

Nach Fassung ringend, entgegnete er schwermüthig: Ihr fürchtet die Fänge des Adlers und wollt ihn nicht, nachdem er flügge geworden, in seinen Forst entlassen, in welchem jetzt die Aasgeier, die Türken, ihr grauses Spiel treiben! — Doch Gott befohlen! Gehabt euch wohl Rokycana: Ich gehe dem blutigen Handwerke nach und ihr — dem frommen. —

Er wandte sich mißmuthig von dem Priester, kaum leise die Hand streifend, die dieser ihm gereicht, dann trennten sich Beide. Rokycana nahm den Rückweg ins Schloß, Corvin aber schritt oder lief vielmehr vorwärts, als wollte er dem Bereiche des Schloßes entrinnen. So gelangte er, an Felsen und rieselnden Bächen vorbeistreifend zu einer nicht ganz schroff aufsteigenden Bergwand, die dem Thalkessel abschloß. Noch nie war er so weit

in dieſer Wildniß vorgedrungen und raſtlos vorwärts trieb ihn die Neugierde. Bald hatte er die Höhe erklimmt, mit der Armbruſt und den Händen, die den Weg verſperrenden Zweige zur Seite biegend. Mit vollen Zügen die auf Bergeshöhe ſo friſche Luft einathmend, gewann ſein ganzes Weſen wieder an Elaſtizität, das, durch Niedergedrücktheit und Mißtrauen getrübte Auge glänzte jetzt offen und kühn, es ſchweifte freudig überraſcht, über die reizende Gegend und die in ihrem ganzen Umfange, zu ſeinen Füßen ruhende Stadt, nur durch die in glitzernden Wellen ſich ſchlängelnde Moldau, von ihm geſchieden.

Lange blieb ſein ganzes Weſen in der Betrachtung dieſes herrlichen Panoramas verſenkt, bis er durch ein eigenthümliches Geräuſch geſtört wurde. Er blickte um ſich. Ein prachtvoll gefiederter Nußheher pochte mit ſeinem harten langen Schnabel an die Rinde eines Baumes und verurſachte dieſes ſeltſame Geräuſch. Raſch griff der in Jagdluſt erglühende Jüngling nach der Armbruſt und in wenigen Sekunden lag der arme Ruheſtörer von dem Bolzen getödtet, zu Boden.

In ungezügelter Freude aufjubelnd, ſprang der Jüngling nach der Beute: Ha, rief er in der hart aber männlich klingenden Sprache ſeiner Heimath, hab ich dich ſchönes Thierchen, nun ſollſt du mir ausgeſtopft das Zimmer ſchmücken. — Er hatte noch nicht ausgeſprochen, als zu ſeinem unermeßlichen Staunen in ungariſcher Sprache die Worte tönten:

Wer du auch ſeieſt Landsmann, ſei willkommen und laß uns Freunde ſein. Tritte ſchollen gedämpft durch den weichen Raſen und bald ſtand vor den Augen Corvins, eine ſchlanke in Mantel und Barett gekleidete Jünglingsgeſtalt.

Die kurze Pauſe des gegenſeitigen Begrüßens und Händereichens wollen wir in Betrachtung des neuen Ankömmlings benützen. Größer und von ſtärkerem Körperbaue als Corwin, auf den er das freudig aufleuchtende Auge niederſenkte, ſchien er um vier Jahre älter als jener, etwa zwei bis dreiundzwanzig Jahre zu zählen. Sein roſig blühendes Antlitz, das von einem bis an die Bruſt reichenden bräunlichen Barte umgeben war, trug nicht den mongoliſchen Tipus an ſich, ſondern den, eines ältern Stammes — des jüdiſchen.

Seine Kleidung war ganz die Tracht der Studenten der damaligen Zeit, welche auch die Hörer des jüdiſchen Codex die Bachurim zu tragen pflegten.

Mit wohltönend ſonorer Stimme nahm der Bochur das Wort:

Ich bin herzlich erfreut auf fremdem Boden unter den Tauſenden, die eine andere Zunge reden, einen Landsmann gefunden zu haben. Welch' eine Wolluſt wieder einmal die geliebten Heimathlaute ſprechen zu können und zu hören, was ſeit Jahr und Tag mir nicht widerfuhr.

Und ihr nicht wahr, ihr verſprechet mir öfter zu kommen, mit mir zu gehen — er hielt inne — in ſeiner Herzensfreude hatte er den einfachen,

aber doch den Rangunterschied kennzeichnenden Pagenanzug Corvins übersehen, der ihm jetzt auffiel und seinen Redefluß in Stockung gerathen ließ — ach ich vergesse, sprach er dann verlegen weiter, ich bitte um Verzeihung, ihr seid ein fürnehmer feiner Herr — wohl vom Schloße dort?

Ich bin vor allem Ungar, entgegnete Mathias in herzlichem Tone, und meine Stellung hier, hindert mich nicht einem „Bruder aus Ungarn" die Freundeshand zu reichen. Mich freut es noch mehr euch zu treffen, denn nur gezwungen weile ich hier und kann deshalb an Land und Leute wenig Lust gewinnen, doch bei Euch ists wohl anders, ihr zoget gewiß freiwillig her und habt euch schon an die Fremde gewöhnt, sie vielleicht liebgewonnen?

Ihr irrt, fiel ihm der Andere in die Rede, der Studien wegen, muß ich hier weilen, und hab der Heimath nicht vergessen, ich sehne mich sogar oft hin, wenn mich das Heimweh packt und in Gebilden, in denen die Seele schwelgt, meine Familie, die in allen Reizen der Natur prangende Heimathstätte nnd alles was mir lieb und theuer ist, auftauchen laße. Doch Ihr — wer zwingt den freien Magyar sein Vaterland zu meiden?

Das ist es eben, sprach Mathias, dumpf vor sich hin, ich bin kein freier Ungar, ich bin Staatsgefangener! Wenn euere Wiege auf ungarischem Boden gestanden, so werdet ihr den Hunyadi kennen, den das ganze Ungarn, als seinen Helden und Befreier preist. Wohl denn ich bin sein Sohn Mathias und gefangen — Kaum hatte er diese Worte in jenem vibrirenden Tone, der von tiefster Gemüthserregung zeugt, gesprochen, als der Bochur in von Freude, Staunen und Verwunderung gemischter Bewegung auf die Knie stürzte und die Hand des Jünglings an seine Lippen drückte. Mathias sah verlegen auf den Bochur nieder, bis dieser der überströmenden Empfindungen Herr geworden, die Hände gegen Himmel streckend ausrief: Gepriesen sei der Tag, der mir den Sohn des edlen Wohlthäters meiner Familie zuführt, dreifach gepriesen Gott in der Höh' der die Schwachen in Stand setzt die Großmuth und Gnade des edlen Hunyad an dessen Sohne zu vergelten. Dann sich zu Mathias wendend, sprach er: Wie ihr mich seht bin ich bereit Euch in Allem zu dienen. Wollt ihr flüchten, so will ich mein Leben gerne für euch einsetzen und alle Mittel aufbieten aus der verhaßten Gefangenschaft euch zu befreien, denn mein Vater verdankt dem eurigen Wohlstand, Sicherheit und Schutz seiner Familie. Hat euer Vater euch nichts von dem meinigen, vom alten Isak Imre erzählt.

Wenn ihr des alten Isak Imres Sohn seid, rief freudig auffubelnd Mathias und schlang hingebend die Hand um des Bochurs Hals, dann segne auch ich die Stunde, in welcher ich euch traf, weil sie mir wie eine Begünstigung des Himmels, einen Menschen zuführt, den der von allen Verlassene, Freund nennen kann, dem er sein volles Vertrauen schenken darf.

Gar oft hat mir der Vater *selig*, vom alten Isak erzählt, lobend seine Güte, Bescheidenheit und Weisheit. Und verdankt der alte Isak mei-

nem Vater, materielle Güter, so ist ihm dieser hingegen mehr Dank schuldig; denn der alte Imre hat meinem Vater das Leben gerettet, als ein von den Türken gedungener Giftmischer sich ins Lager zu Belgrad geschlichen und wohl seinen schändlichen Zweck erreicht haben würde, wenn nicht den Anschlag dein Vater, im letzten Momente entdeckt hätte. Du bist gewiß eines solchen Vaters würdiger Sohn, und darum seien wir Freunde — Freunde, wie es unsere Väter waren! Dein Anerbieten mir zur Flucht zu helfen, würde ich nicht zurückweisen, denn es ist keine Fabel, daß eine schwache Maus oft den Löwen zu befreien im Stande ist; aber stärker als des Feindes Hand, bindet den Ungarn sein gegebenes Wort und dies habe ich an Georg von Podiebrad verpfändet, mich nicht seiner Gewalt zu entziehen.

Mit freudestrahlenden Mienen, die nur durch den Schluß der Rede Corvins gestört wurden, hatte Imre seinem neugewonnenen jungen Freunde zugehört, wie dieser ihn umschlang und im gewinnenden Tone nun selbst die Freundschaft anbot, und der Gedanke, dem Sohne seines Wohlthäters doch in irgend nützlich sein zu können, das alles hatte ihn in selig wonniger Stimmung versetzt. Beide hatten auf dem grünen Rasenteppich sich niedergesetzt und saßen Hand in Hand, tief in des Freundes Aug schauend. An Imre war es über sein Leben und Verweilen auf böhmischem Boden zu berichten.

Wir wollen den Leser nicht nöthigen der ganzen Erzählung Imres mit allen ins Kleinste gehenden Schilderungen, in die sich unser guter Bochur mit wahrer Herzensluft erging, zu folgen und skizziren lieber flüchtig das Wesentliche daraus, insoweit es eben genügt, Charakter und Gemüth unseres eigentlichen Helden, — als solchen führen wir ihn dem Leser auf, — annäherend wiederzugeben. —

Joseph Imre, der Sohn des reichen frommen Pferdehändlers Isak, hatte sein achtzehntes Jahr erreicht, ohne auch nur im Mindesten des Vaters Wunsch, sich ganz dem Studium jüdischer Theologie zu widmen, in Erfüllung zu bringen.

In einem in schöner Umgebung gelegenen Dorfe, das meist von Juden bewohnt war, geboren, hatte er von Kindheit auf, das träumerische Herumstreifen in der einsamen freien Pußta, in Wald und Flur, weit mehr geliebt, als den von Babylon stammenden Talmud. Die Bibel hatte er mit Vorliebe studirt und dabei natürlichen Scharfsinn, schnelle Auffassung gezeigt, so daß der alte Isak seine rechte Freude daran hatte. Da trat eines Tages, der alte Vater zu ihm, legte liebreich seine Rechte auf den in Folge einer kleinen Promenade, etwas zerzausten Lockenkopf und sprach:

Mein einziges geliebtes Kind! Du hast heute Verstand genug, um einzusehen, daß dein Vater nur dein Wohl im Auge hat, und eine sichere Zukunft dir gründen will. — Allein was ist sicher bei uns Juden im Golus. *) Gewinnen wir nicht kümmerlich unser Lebensbedarf, preisgegeben den

*) Exil.

Gefahren und Unbilden, denen der vom Christen so verachtete Jehudi überall ausgesetzt ist. Ringsum lodert der Krieg Gogs und Magogs und wenn in demselben noch unser Leben geschont wird, so verdanken wir es nach Gott dem starken Arme unseres edlen Wohlthäters Hunyad. Und nicht allein irdische Güter sind in diesen bösen Zeiten gefährdet, auch die geistigen.

Verwahrlost und leer sind die Pflanzstätten jüdischer Religion und Sitte. Keine Jeschiwa blüht und die heranwachsende Jugend irrt nach rechts und links, ohne Ziel ohne Zweck, ohne Halt, aber auch ohne Zukunft. Mein Sohn, willst du einer von denen sein, die sich nicht unter das Joch der Thora bücken, sondern wie der körnerlose Halm im Winde treiben?

Möge Gott in dieser Stunde seinen Geist auf dich senken, der dir die Augen öffne — auf daß du den rechten Weg erkennen mögest! Wie lange willst du noch ein Füllen auf fetter Weide grasen? Ist es nicht weit schöner und besser, ein Leitstern der Verirrten, ein Hirt der Heerde zu sein — ach, hättest du nur Willen und Thatkraft es zu werden.

Joseph war mächtig von des Vaters Rede erschüttert, so hatte er noch nie mit ihm gesprochen. Das drang durch Mark und Bein und nahm den Weg ins Herz.

Mit Thränen in den Augen gelobte er von dieser Stunde an, ein würdiger Mensch, ein Lehrer und Führer seinem Volke zu werden. Der schöne Vorsatz ward zur That. Wohl einsehend, daß die Fremde weit eher geeignet sei seinen Sohn nicht vom Studium abzuziehen, vertraute der kluge Isak, einem vagirenden Sopher seinen einzigen Sohn an, damit dieser ihn nach Prag führe, das durch seine Jeschiwa eines ansehnlichen Rufes sich erfreuete.

Mit dem Segen des greisen Vaters erhielt er noch ein Empfehlungsschreiben an den Rosch Jeschiwah Prags, Pinchas ben Jonathan Hakodesch der ihn in Obhut und leiblicher wie geistiger Pflege nehmen sollte.

Eben jetzt war er recht im Zuge, dem ihm begierig zuhörenden Corvin sein Verhältniß zum Rabbi zu schildern, welches der Leser bald genug erfahren wird, als der langgezogene Ton eines Hüfthornes vernehmbar ward.

Eile so schnell als möglich fort, rief Mathias rasch aufspringend. Nächste Woche zur selben Stunde sehen wir uns, jetzt eile ich heim, das war das kündende Signal. Dann nahm er die Armbrust, den im Rasen liegenden Vogel, die einzige Beute für diesesmal, auch noch einen Händedruck und es schieden die jungen Freunde.

Imre eilte auf wohl bekannten Pfaden hinab bis tief ins Flußthal, wo ein Schiff alsbald ihn dem gegenüberliegenden Ghetto zuführte.

II.

In und aus dem Ghetto.

Der Leser wird uns fast beschuldigen, die poetische Lizenz arg mißbraucht zu haben, als wir ihm, einen Jeschiwajünger im 15. Jahrhundert, in der Nähe des Prager Schlosses unter so romantischen Umständen, vorführten.

Aber noch mehr dürfte er staunen, wenn er unter unserer Tarnkappe die gleich der des gehörnten Siegfrieds die Eigenschaft besitzt den Träger unsichtbar zu machen, das Schifflein besichtigt, welches bestimmt ist unsern Helden an das Ufer des gegenüber liegenden Ghettos zu tragen. Denn der Fährmann desselben ist auch ein Jude. Wie die Wallersteinische Chronik*) meldet, besaßen die Prager Israeliten der damaligen Zeit ein Privilegium zur freien Benützung dieser Wasserstrasse, welches einen erklecklichen Erwerb ins Ghetto brachte, sie aber vom Fährdienste, während der Sabbathe und Feiertage lossagte. Wir muthmaßen, daß wahrscheinlich den, in allen Zeiten als Patrioten bewährten Israeliten die Bewachung oder eine Art Postendienst bei der Wasserstrasse jener Seite von den Utraquisten, die in steter Fehde mit der Besatzung des Wischehrader Schlosses waren, oder in den Krieg zogen anvertraut wurde, wofür sie das Entgeld, die Nutznießung davon hatten.

Ueberhaupt schienen sie zur Zeit des Hußitenkrieges unglückseligen Angedenkens, der einem Orkane ähnlich das Land verheerte, und wie dieser die stärksten Bäume entwurzelte, die gebeugten Halme unbeschadet läßt, in wenig gestörter Ruhe gelebt zu haben. Die Chronisten, Hagek, Balbin, &c. welche mit Schadenfreude jede kleine Aufwallung christlicher Liebe in früherer Zeit gegen Juden genau registrirten, melden wohl die Gräuel der Hussiten gegen das eigene Fleisch, nichts aber von Judenverfolgungen. Desto ungestörter entfaltete sich das innere Leben geistigen und materiellen Fortschritt fördernd.

Eine sinnige Sage erzählt uns von einer Wunderblume, die von der Wüste stammend, unberührt vom Zahne der Zeit, trocken und sich zusammengerollt, ausdauert, bis sie in frisches Wasser gesetzt, Blatt und Blüthe treibt, herrlichen und erquickenden Duft ausströmend. — Der Wunderblume Rose von Jericho genannt, gleichst Du mein Volk Israel.

Aus Wüstenstaub entsprossen, hat es das Geschick durch alle Zeitru alle Stürme überdauernd unter die Völker und Nationen geführt, bestimmt, über dem ewig frischen Wasserquell der Gotteslehre, Blätter und Blüthen u Nutz und Frommen der Menschheit zu treiben, denn „die Gotteslehre war ihre Weisheit ihr Verständniß unter den Völkern.“ Inmitten der großen Erschütterungen, die unter heftigen Stößen oder in langsamen Verfall

*) Nach Mittheilung des verehrlichen Herrn Präsidenten der hiesigen Cultusgemeinderepräsentanz Ernst Wehli, der im Besitze fragmentarischer Abschriften, genannter überaus seltener Chronik ist.

seine Besieger, Assyrier, Römer und Griechen verschwinden ließ, blieb der „Besiegte“ das Judenthum, unverletzt in sich selbst zusammengerollt, bald Blüthe und Frucht treibend, wenn es in Verhältnissen gelangte, die ihm neue Nahrung neues Leben zuführten.

Die nach der Wormser Judengemeinde älteste Kehilla, die Prager, lieferte dazu den Beleg. Das Gatterthor welches von einem mit einer verrosteten Hellebarde bewaffneten Meschores uns gratis geöffnet wird, zeigt eine aller Welt abgeschlossene Colonie die immitten des Tobens „draußen“ einer nur durch geschäftlichen Verkehr belebten Ruhe genoß. Freilich waren die Häuschen kleine Holzgebäude von unscheinbaren schmutzigen Aussehen und die Straßen waren mit Schutt bedeckt, doch waren die Gemüther ihrer Einwohner weit ruhiger und das Familienleben inniger als selbst dort droben auf dem prächtigen Hradschin und in seinen Pallästen, dessen Bewohner manch Opfer politischen und religiösen Eifers zu betrauern hatten in deren Familien Sectirerei und Partheiung die verwandschaftlichsten Bande gelockert hatte.

Wir haben schon so viel Intresse an dem jugendlichen Helden unserer Erzählung gefunden, daß wir von diesem Überblicke abschweifen und gleich das Terrain recognosciren auf welchem jener sich bewegt und der geneigte Leser wird uns vielleicht die Mühe danken, wenn wir ihn gleich in eines der ersten jüdischen Häuser damals noch das „des Rabbiners“ einführen. Wir suchen daher die in der Nähe des Friedhofs gelegene Wohnung auf. In ein einstöckiges Haus das nicht gar hoch die Friedhofsmauer überragt treten wir und erklimmen die mehr einer Leiter ähnlichen Treppe und gelangen, über den mit Ziegeln belegten kleinen Vorhof, von dem abseits, ein durch Küchenabfälle den Weg in die Küche verrathenden Gang führt, in die sogenannte Schiurstube.

In dieser hatte sich eben eine erlesene Schaar Jünger der talmudischen Scholastick kurz gesagt Bochurim eingefunden um den Rüsttag des Schebuothfestes bei dem vom Rabbi Ihnen gespendeten Mittagstisch zu begehen; sie hatten heute keinen Schiur und sollten sogar auf Einladung des Rabbi sich vergnügen, damit die Sehne des Geistes nicht immer straff bleibe und darüber den Dienst versage.

Es ist ein eigen Völckchen, diese fahrenden Schüler des Judenthums ganz verschieden in Gang Haltung und inneres Leben, von den Jüngern fremder und fremdländischer Wissenschaft. Wenn du sie hier einzeln betrachtest Leser und aus dem schlotternden Gange den abgeblaßten Physiognomien, der nachläßig gebückten Haltung, eine Apathie gegen Lebenslust, und den Zweck der heutigen Versammlung folgern willst, so irrst du sehr.

Warte nur bis ein Geistesfunke zündend unter sie fährt, im Disput oder Gespräch, wie lebhaft es hergeht, schäckernd, lachend spiegeln sich in ihren Mienen die kaustisch ausgesprochenen Gedanken; stolz erhebt sich der

Nacken oder schmiegt sich wie Schlangenwindung dem scharfen Wortespfeile nach, den der Mund eben abgeschnellt.

Nach dem vom Rabbi den Gästen gespendeten Mahle sollte „geschmust“ [1]) werden und Jeder der Versammelten sollte Etwas zum „Besten“ geben eine „Schnurre“ Maisse [2]) Lozele [3]) Erlebtes und Erlittenes wie eben das Unterhaltungsgarn sich spinnen ließ. —

Eben trat gefolgt von zwei Mägden die in ihren Händen Laubwerk hielten, des Rabbi Tochter Hannah ein, welche in jeder Hand vor sich eine schöne Glasvase mit Blumensträußen trug aus denen wie eine frische entfaltete Rose ihr wunderliebliches Gesicht verklärt von Freundlichkeit und Frohsinn hervor schaute. Unsern Vergleich mit einer Rose wird auch der Leser passend finden, wenn er weibliche Schönheit zu würdigen weiß.

Die frisch und rosig angehauchte Wangen, der kleine rosige Mund welcher in freundlichem Lächeln eine Reihe Zähne wie Elfenbein enthüllte und in den Wangen zwei Grübchen in denen der Sage nach Schalk Cupido thronet blicken ließ, rufen unwillkührlich die Königin der Blumen in Erinnerung. Das Einzige was ein strenger Kritikus zu tadeln hätte wäre das mehr röthlich blonde Haar, welches von der lilienweißen Stirne und dem Alabasternacken greller abstach; doch paßte es wundervoll gut zu den leuchtend braunen Augen deren Blick bis tief in die Seele drang und wenn die langen Wimpern sie schloßen, neue Sehnsucht in diese Augensterne zu blicken, anfachte. Es ist ein sinniger Brauch bei den Israeliten das Fest des Empfanges der Gotteslehre, „deren Wege angenehm deren Pfade zum Frieden führen“ in Ausschmückung der Wohnungen und Gotteshäuser mit duftenden Blumen und jungem grünen Laubwerk zu verherrlichen. Die Betrachtung der prangenden duftenden Lenzeskinder ist geeignet auch Misogyne heiter zu stimmen, aber wir würden doch irren, die Erheiterung der Mienen aller Anwesenden beim Eintritte Hannas eben nur als Wirkung der Kinder Floras zu erklären.

Hannah war das einzige Kind des Rabbi dem sie nach Hinscheiden der Mutter ein wahres Himmelsmanna nach dem erlittenen Verluste war.

Sie hatte nun die Ordnung des Hauses aufrecht zu halten und als unumschränkte Gebieterin über Küche, Hof und Keller zu verfügen. Mit weiblichem Takte hatte die schöne Jungfrau es verstanden, inmitten der ihr huldigenden Männerwelt von denen jeder ihr gerne ein Kapitel aus Salomo's Lied der Lieder erklärt und gedeutet hätte, sich eine Achtung zu verschaffen, die diesen gegen alle Welt außer dem Rabbi Gleichgiltigen schwer abzuringen war. Heute war sie schon in Festtagsgewand gekleidet und begrüßte die mit vielen mitunter recht linkischen Bücklingen vor ihr aufstehenden Bachurim, Jedem ein freundliches und doch würdevolles Lächeln spendend

[1]) geplaudert. [2]) Erzählung. [3]) Anekdote.

dann ſtellte ſie die Blumen auf den Tiſch und beſchäftigte ſich mit dem Ordnen der Tiſchgeräthe für die Mahlzeit. „Wir ſind noch nicht vollzählig verſammelt, nahm ein hagerer Geſelle das Wort, deſſen ziemlich mit Grau, untermiſchtes Haar ihn als Alterspräſidenten der Verſammlung erſcheinen ließ und der in dieſer Eigenſchaft das Vorrecht eines Wortführers genoß, und ſchon bereitet unſere ſchöne Gönnerin das Mahl um uns in ihrer Geſtalt ein Stück „Olem haſeh“ zu zeigen.“

Dieſe für einen Bochur galant genug klingende Anſprache an Hannah veranlaßte ſie mit einem Blicke die Verſammlung zu meſſen; dann ſprach ſie mit der Geſte einer ſtreng auf die Hausordung achtenden Hausfrau.

So es fehlen alſo noch Gäſte und wer denn alles.

Joſeph Imre und Reb Salme, entgegnete der erwähnte Bochur, es iſt wirklich nicht recht von — Sein Redeſatz ward durch das Öffnen der Thüre unterbrochen an deren Schwelle ein Mann erſchien, dem alle Verſammelten wie aus einem Munde ein „Boruch Habbe [1]) Reb Salme zuriefen.

Wir fühlen uns verpflichtet, dem Leſer den neuen Ankömmling, deſſen Figur und Habit unſere Aufmerkſamkeit auf ſich lenkt näher zu ſchildern.

Wenn der liebe Gott eine Fichte ihres Laubſchmuckes und ihrer Zweige bis auf zweien zur Bildung der Arme beraubt und der Baumkrone ein etwas menſchenähnliches Geſicht verliehen hätte, ſo wäre Salme Klineberg als neuer Adam in die Welt getreten, aber mit weit entfernterer Ausſicht je eine Eva zu erhalten. Wenigſtens hatten die Evastöchter des Ghetto, Salme als gewaltigen „Mießnik“ in jenen kleinen „Cherem“ [2]) gelegt, deſſen ſich heute eine ſogenannte „Vogelſcheuche“ erfreut. Auf dem ſchwarzen krauſig wollenen Haar balancirte keck ein Barrett, von dem die Tradition erzählte, es ſei ein Erbſtück ſeines Großvaters geweſen, unter den buſchigen Augenbrauen blitzten recht lebhaft zwei etwas kleine Äuglein, die von einem mächtigen Bollwerk, einer Habichtsnaſe deren Spitze, wie der Magnet nach Norden, nach dem Munde gerichtet war, beſchützt, ihr Feuer nach allen Seiten richteten.

Weshalb er, der nichts weniger als Bochur, ſogar ein großer „Amhorez,“ [3]) war, in ſo gelehrter Geſellſchaft als ein gern geſehener Gaſt erſchien, wird nur dann erklärlich, wenn man ſeine ſoziale Stellung in der Gemeinde ins Auge faßt. Außer den Paſſah und Laubhüttenfeſten zu welcher Zeit er mit Mazos, Wein, und Paradiesäpfeln handelte, hatte er das ganze Jahr nichts Anderes zu thun, als die ganze Kehille und ihre Mitglieder mitunter auch die, außerhalb der Ghettothore befindliche Welt zu beobachten, alle Chibuſchim vulgo Tagesneuigkeiten erfuhr er zuerſt und erzählte ſelbe täglich in den Abendzirkeln, die er beſuchte.

Ein lebendiges Abendblatt des Ghetto hatte er jedoch die Gewohnheit, manch' nette Enten zu produciren, oder einen Vorfall der eine Mücke traf

[1]) Geſegnet der da kommt. (Ein Bewillkommungsgruß) [2]) Bann [3]) Ignorant.

auf einen Elephanten zu wälzen, so daß selbst seine intimsten Freunde zugaben er sei ein wenig „megasem“ [1]) während seine Feinde und zahlreichen Feindinnen, welch' letztere seine Lästerzunge besonders haßten, ihn gradezu als Prototyp eines „Schakren“ [2]) proklamirten. Die Bachurim waren aber seine erklärten Lieblinge. „Nicht umsonst, pflegte er zu sagen, geht die Krähe zum Raben, sondern weil sie seiner Art ist, und die Gemoreköpf habe ich gar so gern weil sie beinahe mir an Witz gleichkommen“ was natürlich wieder eine kleine Übertreibung, weil die Bochurim ihn noch an Witz übertrafen.

Dieses Auftreten als jüdischer „Münchhausen“ ließ Salme nichtsdestoweniger sehr beliebt bei der gegenwärtigen Gesellschaft erscheinen, die Bochurim, welche sich manchen „Stuff“ mit ihm erlaubten, wußten dennoch sein gutes Gemüth zu schätzen, das ihnen in allerlei Drangsal des menschlichen Lebens oft hilfreich beistand, besonders, wenn es galt, kleine „Deficite“ in dem Monatsbudget eines Bochurs, bis zum Eintreffen der elterlichen Subsidien zu beseitigen, dann erwies sich unser Salme als ein wahres „Finanzgenie.“

Trotz all' dieser Eigenschaften oder vielleicht dieserhalben besaß er einen argen Feind im Rabbinershause, welcher wirklich zu fürchten war; denn er verkörperte nichts Geringeres, als die hochnothpeinliche Justiz der Kehila in seiner Person — es war dies der Lector des Ghetto, der Bethdinschames Juda Koppelmann. Dieser mochte keine Größe neben sich, das heißt in der Umgebung des Rabbi dulden und Salme, der als privilegirter „Juxmacher“ der Gunst aller, selbst der Gewogenheit des ernsten Rabbi sich erfreute, fing bereits an, ihm fürchterlich zu werden.“ Juda Koppelmann verstand es aber auch seinen Haß fühlbar zu machen, wenn er im Auftrage des Rabbinates, Salmes Mazos, Eßrogim und Weine untersuchte, da gab es des Prüfens, Kostens und der Chikanen so viel, daß wie Salme auf „Treu und Glauben“ versicherte, ihm dabei einmal ein Eimer Wein ausgeronnen sei.

Traf Salme aber den Bethdinschammes am Erew Jomkipur in der Gasse, wie dieser mit madonnenhaft gesenkten Augen, als ob er nicht „Zwei zählen“ könne, seine Strohschuhe nach Hause trug, dann seufzte er bange auf, denn ach! er wußte es zu gut, wie derb Juda ihn Nachmittags Malkes[1]) schlagen werde, und daß er dabei mehr als „Zwei zählen“ könne.

Wir haben in der Schilderung der hervorragenden Mitglieder der Versammlung so die Zeit verplaudert, daß unmerkbar die Essensstunde nahte und der Rabbi am Eingang der Stube erschien, was die Eröffnung der Tafel bedeutete.

Rabbi Pinchas[1]) war eine hohe Gestalt mit den scharf ausgeprägten

[1]) übertreibend [2]) Lügner

1) Als Bußeart ließ man damals sich am Vorabende des Versöhnungstages geißeln.

[1]) מהרי"ד פנחס בן הקדוש מהר"ר יהונתן

Gesichtszügen eines Aszeten, die uns so unwillkürlich imponiren und an die „Helden des Talmuds“ erinnern, welche die „Leidenschaft“ zu besiegen wußten. Der Sohn des Märtyrers R. Jonathan war er von frühester Jugend zu jener düstern Weltanschauung, die das irdische Leben nur als „Vorhof“ zum Jenseits betrachtet, gelenkt worden. In seiner zarten Kindheit wurde er wie durch ein Wunder aus jenem Gemetzel im Jahre 1398 gerettet, das uns Avigdor Karo so ergreifend in seiner Seliche schildert, aber die kindliche Seele hatte den entsetzlichen Anblick des Hinschlachtens seines greisen Vaters und der Ermordung des Rosch hakohols, welcher vor seinen Augen geschah, in allen den furchtbaren Eindrücken durch sein ganzes weiteres Leben bewahrt und sein Denken und Verkehr war fortan von der außerhalb des Judenthums stehenden Menschheit für immer geschieden. Gegen seine Schüler und Gemeindeglieder war er milde und sanft, in so lange sie nicht gegen seine Ansichten und Lehren verstießen.

Von den Sitzen erhoben sich Alle um ihren „Lehrer und Führer“ zu begrüßern, der gemessenen Schrittes seinem großen Lehnstuhle am oberen Ende der Tafel zuschritt. Ein Wink, der Meschores brachte Wasser zum Waschen, alle setzten sich und Hanna gebot den Mägden die Suppe aufzutragen. Ein Platz war aber leer geblieben, der Rabbi bemerkte es und wußte gleich, wer noch fehle.

Warum ist Joseph Imre nicht an seinem Platze? frug er streng, Hannah.

Dieser schoß das Blut in die Wangen und verlegen wie Auskunft suchend, blickte sie auf die sitzenden Gäste nieder.

Es gibt Fragen, die kurz und überraschend gestellt wie eine Sonde, die Gedanken des Gefragten bloslegen, selbe so zu sagen auf frischer That ertappen. Wirklich sann Hanna schon längst über die Abwesenheit Imres nach, der ein unerhörter Frevel den Rabbi und die Gesellschaft auf sich warten ließ.

Ich weiß es nicht, erwiederte sie nach einer kleinen Pause, seit früh' fehlt er vom Hause.

Und ich, rief Salme vorlaut, habe ihn „nach Schul“ gleich zum Wasser gehen, gesehen.

Seine Wege, sprach der Rabbi ernst darauf, sind nicht die meinigen, der Bachur gefällt mir nicht, bei seinem hellen Verstande und offenen Kopf.“ Sein Sinn ist nicht demüthig in Erfaßung der Gotteslehre, sondern stürmisch und übermüthig, glaubt er höher als Andere zu stehen und seine Meinung dünkt ihm besser als die eines Amore.[1](Ich werde ihn nach Hause schicken er soll lieber bei seinem Vater Pferdhändler werden, als der Hirte einer „Heerde Israels“ sein; wenn einer heutigentags Raw werden will, muß er demüthig sein, um in den bösen Zeiten nicht durch seinen Stolz

[1]) Einer der späteren Gelehrten.

einen Nochri[1]) zu verletzen. Imre ist aber nicht der Mann, der sich was gefallen läßt und pocht zu sehr auf seine Körperkraft und sein Wissen — das er doch nur mir verdankt!

Hätte Jemand eben auf Hanna geblickt, die abgesondert an einem Tische mit speiste, er würde an ihr eine Unruhe bemerkt haben, sie wurde abwechselnd roth und blaß und blickte unverwandt nach den Lippen des Rabbi.

Neulichst fuhr dieser fort ist mei Hanneleben auf den Fischmarkt gegangen, schleicht ihr ein „schickerer Orel[2]) nach bis in die Jüdengasse. So schnell als sie konnte ist sie in das Haus geflüchtet aus dem grad Imre kommt, dem sie ihre Angst geklagt hat. Der Orel hat ihr doch eigentlich nichts gemacht, was thut Imre? geht hinaus grad auf den Nochri los und gibt ihm einen Hieb, daß er niederstürzte. Gedankt haben wir alle Gott daß er ist leben geblieben, und daraus kein Bilbel[3]) entstanden ist, dann haben wir dem Orel Geld gegeben, er soll sich weiter mit Bier kräftigen.

Hier schwieg der Rabbi und als ob er das Signal zur Ablieferung von „Gutachten" gegeben hätte, fing nun jeder aus der Gesellschaft, Das und Jenes an Imre zu tadeln an und man verbreitete sich des Weitern über seinen Charakter.

Alle übertönte die Stimme des Bethdinschames, der die vom Rabbi erwähnte Züchtigung des Nochri einen Eingriff Imres in seiner Gerichtsbarkeit nannte, denn er hätte klüger gehandelt und den Besoffenen wieder aus dem Ghetto geführt, auch müße er beipflichten das Imre seine Ansichten über alles stelle, neulichst habe jener zu ihm gesagt:

Unsere Chachomim[4]) die doch alles traditionell empfangen hätten, haben doch alles erprüft und erforscht, besonders in „Hilches Trefes[5]), warum sollen wir das was sie unbegründet ließen nicht außer Sofek[6]) stellen können.

Allgemeine Entrüstung erregte das Gehörte und die Rufe. Welch' ein Apikores[7]), das ist ein Chozuf[8]) wurden vernehmbar.

Sicherlich wäre nun über Imre ein Verdikt gefällt worden, welches das consilium abeundi des Rabbi per majora, in Ausführung gebracht hätte, wäre nicht durch Salme, der edelmüthig genug, die Vertheidigung Imres gegen so viele Ankläger übernahm, das Ernste der Situation ins Komische verwandelt worden.

Verzeiht Rabose, begann er gegen die Versammlung gewendet, aber zugestehen muß Jeder, daß Reb Imre ein guter herzlicher Mensch ist, der seine Gedanken offen wieder gibt und nicht wie Andere, (dabei schielte Salme in ostensibler Weise nach seinem Feinde, Juda Koppelmann, der seit er die

[1]) Fremder. [2]) besoffener Nichtjude. [3]) falsche Beschuldigung. [4]) Weisen. [5]) Lehre von verbotenem Vieh. [6]) Zweifel. [7]) Epikuräer. [8]) Frecher.

furchtbare Anklage gegen Imre geschleudert mit gesenkten Augen dasaß) die eifrig scheinen wollen wie „Pinchas und ärger sind als Simri“ Für sein Naturell kann kein Mensch, und ich selber hätte mich nicht zurückhalten können, wie der „Schegez“ [1]) unser schön Hanneleben nachgeloffen ist, — ich ich hätt' ihn halb todt geschlagen! —

Schallendes Gelächter lohnte das Plaidoyer Salmes, der wie männiglich bekannt war, an Muthe eher dem feigen Trasythes, als dem rasenden Ajax glich. Salme hatte gleichsam den gedachten Sieg pantomimisch darstellend ganz vergessen, daß eine Schüssel warmer Brühe vor ihm stand, seine kühne Handbewegung stieß diese vom Tische herunter und die Suppe überströmte die liebwertheften Sammtbeinkleider des heldenmüthigen Vertheidigers gekränkter Unschuld.

Eine neue noch stärkere Lachsalve folgte der ersten und der arme Begoßene wurde den Händen des Meschores überantwortet, der mit vielen Tüchern ihn ins Trockene bringen half.

In diesem Momente öffnete sich die Thüre und hereintrat Joseph Imre, der jetzt erst von seinem Ausfluge, auf dem wir ihn zuerst kennen gelernt, zurückkam.

Verzeiht Rabbi, sprach er vor diesem sich ehrbietig verneigend und auch Euch Rabose bitte ich um Vergebung, ich habe einen Landsmann getroffen und der hat mich durch sein Gespräch aufgehalten, seine Mittheilungen waren aber so wichtiger Natur, daß ich das Gespräch nicht abbrechen konnte.

Ich bin es euch mochel [2]) wenn es nicht wieder vorkommt, sprach der Rabbi, den Nachsatz schärfer betonend, doch sind es nicht Verstöße gegen den Koweb [3]) des Rebbe allein, dessen ihr schuldig seid, was ist des Menschen Ehre gegen Gottes Koweb. Ihr maßet euch aber auch an Sfeke de Rabonim aufklären zu wollen und glaubt diejenigen meistern zu können, welche ihr ganzes Leben in Talmud Thora zubrachten, darüber haben wir uns noch zu sprechen, aber hier ist nicht der geeignete Ort, jetzt schweigt und geht auf euern Platz.

In Imres Gesichte war nicht die mindeste Veränderung beim Anhören dieser Strafpredigt zu bemerken, um seine Mundwinkel zuckte es nur, als wollte er antworten, doch kannte er den Rabbi zu gut um nicht seinem Befehle sich zu fügen. Im Fortschreiten sah er Hannah, die ihm einen vorwurfsvollen Blick aus ihren schönen Augen zusandte, den er mit einer bittenden Pantomime beantwortete. Dann setzte er sich an den Tisch, zu dem auch Salme nach glücklich vollzogener Abtrocknung rückgekehrt war.

Das Diner nahm nun seinen ungestörten Gang, bis die Mahlzeit mit dem üblichen Tischgebete geschlossen werden sollte.

---

[1]) Abscheuliche. [2]) vergeben. [3]) Ehre.

Es herrscht ein schöner Brauch in Israel, daß keine Tafel beendigt werden darf, ohne der Gotteslehre zu gedenken; gewöhnlich forderte dann der Balbos [1]) den würdigsten der Gäste auf einen Vortrag zu halten und Reb Juda Koppelmann und Reb Eljokim, das bemoste Haupt legten schon die Stirne in Falten, über ein geeignetes Thema sinnend, da sie vermutheten, daß einem von ihnen diese Ehre zu Theil würde. Es sollte aber anders kommen.

Der Rebbe bezeichnete Joseph Imre, welcher als der Jüngste noch nie einen derartigen Vortrag im Rabbiners Hause gehalten hatte, als den Auserkorenen des heutigen Tages, damit wie er leichthin schloß, das Staunen der Anwesenden bemerkend, Joseph Imre öffentlich zeige, ob er denn wirklich im Stande sei, die harten Nüsse des Talmuds zu knacken, ohne den edlen Kern zu gefährden.

Du aber, rief er an Imre sich wendend, spreche ein Dowor Beitoh [2]) etwas zur Weltlage passendes, damit wir ersehen, wie du in der Auffassung des Gelernten, die Lehre mit dem Leben verbindest.

In der That war das Geforderte eine schwierige Aufgabe für den Unvorbereiteten. Er sollte eine Art Improvisation zu den Lehrsprüchen der Alten bilden, und daraus eine Nutzanwendung für die Wechselfälle des menschlichen Lebens oder eine Anspielung auf Ereignisse der Gegenwart folgern, was als die eigentliche Würze eines derartigen „Pschetls" betrachtet wurde.

Joseph Imre erhob sich jedoch ohne verlegen zu werden, verbeugte sich dankend vor dem Rabbi und ließ ein einziges Mal sinnend den Blick über die Versammlung gleiten.

Einen Moment lang ruhete der Blick seiner leuchtenden Augen auf Hannah, die neugierig von ihrem Tischchen aufgestanden war, und gleich den Andern in gespannter Erwartung zu ihm aufschaute.

Raboſe! begann Imre nach dieser kleinen Pause, mein hochverehrter Lehrer hat eben gegen mich eine schwere Anklage erhoben, die nur durch eine Mißdeutung meiner Worte entstanden sein kann. Ich muß es fest betonen, daß nur absichtliches oder unabsichtliches Mißverständniß solcher Deutung Raum gegeben hat, denn wäre meine Meinung in ihrem ganzen Inhalte nach aufgefaßt worden, aus dem Kategor [3]) wäre ein Sanegor [4]) geworden.

Ich will nun meine Denkungsart bekräftigen, um darzuthun, daß ich nicht von den mindesten Zweifeln über die Lehrsätze unserer Weisen gefoltert bin, einen derselben hervorheben, er lautet:

„Kohen scheeno moode beawoda een looh chelek kohuna" [5])

Es ist nicht unsere Absicht, die Rede Imres, welche mit allem Aufwande von Scharfsinn und Beredsamkeit diese These verfocht, widerzugeben,

[1]) Hausherr. [2]) Ein Wort zur Zeit. [3]) Abhandlung. [4]) Ankläger. [5]) Vertheidiger. [5]) Ein Priester, der nicht durchdrungen von dem Glauben an den Gottesdienst ist, hat keinen Antheil an der Priesterschaft.

wir wollen nur das herausheben, was Imre von edler Begeisterung getragen, hieraus für das Leben folgerte.

„Er nannte den Rabbi Priester, ihm sei heute die Vermittlung zwischen Israel und seinem Gotte zu Theil geworden, wenn sie auch nicht in Formeln und Ceremoniell wie damals im Heiligthume geschehen könne doch dürfe dieser Dienst nicht im Verborgenen, für Wenige, sondern solle ebenso vor dem „ganzen Volke geübt werden, und so wie der Priester auch die Gaben der Heiden dem Gotte Israels darbrachte, so solle er auch die außerhalb des Judenthums stehende Menge nicht stillschweigend verachten, was diese auch in ihrer Verblendung gegen Israel Böses denke und verübe denn dieser Wahn wurde und werde nur durch die Absperrung das Ausgeschlossensein von ihnen verschuldet.

Nur durch das Verbreiten der Gotteserkenntniß vor dem ganzen Volke könne das Wort des Propheten erfüllt werden, daß dereinst „des Ewigen Name und Herrlichkeit einzig über die Welt verbreitet sein werde. Dies führte ihn zu Vergleichen über die Kämpfe innerhalb der verschiedenen Confessionen, welche durch Nacht zum Licht durch Finsterniß zur Aufklärung führten; er gedachte Böhmens, wo so viele Secten die grausigsten blutigsten Fehden gegeneinander geführt hätten, die schließlich doch zur Versöhnung führen müssen! Gerade in dieser stürmischen Zeit müßte Israel hervortreten und sein Banner wenn auch nur in passivem Sinne entfallen, wenn es in der Achtung der Partheien steigen wolle! Lautlos hatte alles dem Vortrage Imres behorcht und wiewohl der Anflug seines Geistes ein so kühner war, daß di darin ausgesprochene Idee, obwohl wahr und gerechtfertigt, doch an die Macht der wirklich bestehenden Verhältnisse bei versuchter Ausführung gescheitert wäre, so fühlte sich doch alles hingerissen überwältigt von dem Eindrucke der mit Feuer und Gefühl gesprochenen Worte, geschmeichelt von der Stellung, die Imre selbst dem leidenden Israel im Rathe der Völker zusprach. Ausrufe des Beifalls und Jejascher Koach ertönten von allen Seiten gegen Imre.

Nur zwei waren still und unbewegt geblieben, der Bethdinschames welcher still vor sich hinblickte, als wären seine Gedanken durch Imres Vortrag nicht abgeleitet worden — und der Rabbi.

Was der Letztere hörte war ganz das Widerspiel seiner Meinungen der stricte Gegensatz seiner Ideen. Er wollte das Judenthum durch das Getriebe der Partheien durch Stürme und Kämpfe, neutral laviren lassen, und Imre verlangte ein kühnes Hinaustreten in die feindliche Welt, er sah den Goi, der seinen Vater und die Edelsten der Gemeinde in Mordlust erschlagen hatte fürchtend und hassend an, und Imre sein Schüler wollte diesen Goi belehren sich mit ihm verständigen.

Imres Rede und Verhältnisse, deren wir später noch gedenken werden, hatten das ihm dünkende Sündenmaß Imres nunmehr zum Ueberströmen gefüllt, doch hielt der Rabbi in sich wohl wissend, daß Heftigkeit nicht

am Platze sei, er ergriff das Wort und wie selten stark ertönte es aus seinem Munde.

Imre du gleichst jenem falschen Propheten in der Bibel, welcher zum Könige Israels sprach: „Hier ist das Horn, nun stoße, Euer ist der Sieg," dann aber kam der wahre Mann des Herrn und zeihte ihn der Lüge. Jung wie du bist mit unbefangenem Gemüthe, mit Augen, die nur in den Himmel zu sehen vermeinen, aber dadurch den Körper in die nächste Erdgrube fallen lassen, vermagst du die Welt nicht zu fassen wie sie ist, und gerade deßhalb solltest du aus der Vergangenheit lernen.

Blicke hinaus aus dem Fenster und laß' dir von den Grabsteinen des Beth Chaims Geschichte erzählen. Viele unter diesen werden dir verkünden, daß die unter ihnen Ruhenden und ihre Vorfahren den mörderischen Streichen deren erlegen sind — denen du Achtung abringen willst. — Unschuldig starben sie und das Schema Israel, das im letzten Athemzuge den einigen Gott Israels verkündete, haben ihre Mörder hohnlachend angehört!

Jeder Hingemetzelte schien ihnen ein angenehmes Brandopfer ihrem Gotte dargebracht —

Und trittst du hinaus du Wahnverblendeter und zeigst ihnen, „das Gesetz das wir von Mose empfangen, das Erbtheil der Söhne Jakobs" so werden sie mit Feuer und Schwert dich bedrohen. —

Solche Wahnsinnige die Kaiser und König belehren wollten, zeugte auch unser Jahrhundert aber sie endeten mit Schimpf, Schande und Tod.

Auf meiner Jeschiwa dulde ich keine Schwärmer solche Naturen schaffen nur Unheil, daher bereite dich vor, unsere Jeschiwa bald verlassen zu können; nicht meine Jeschiwa ist es die dich zum Manne und Rabbi bilden kann, nur das Leben, die prüfende Anschauung, vermag dies. —

Des Rabbi weitere Rede ward durch den Eintritt des Meschores unterbrochen, der den Besuch eines Reb Phaibisch Schadchen anmeldete.

Sagt ihm, daß ich für ihn zu sprechen bin, sprach der Rabbi, stand vom Sitze auf und zog sich in das andere Zimmer zurück, von der Gesellschaft mit einem gnädigen Nicken sich verabschiedend. —

Imre war bleich und vernichtet auf seinen Sessel zurückgefallen; die in noch so milder Form ihm ertheilte Verweisung traf ihn hart, trug etwas Unerklärliches an sich. Lange war ihm schon das räthselhafte kalte Benehmen des Rabbi gegen ihn, befremdend, aber daß es zu einem förmlichen Lossagen kommen werde, das ahnte er nicht!

Seine Gedanken wurden durch den Eintritt eines kleinen ältlichen Mannes einer Hogarthischen Carrikatur nicht unähnlich aufgeschreckt.

Hannah hatte inzwischen das Fenster geöffnet und blickte hinaus, während das trauliche Laubgeräusch der Fliederbäume des Friedhofs und der würzige Duft der Hollunderblüthen in das Zimmer drangen. — —

Warum wandte sie nicht jetzt ihr Antlitz, dessen Blick während des ganzen Vorganges nicht von Imre gewichen war, diesem zu?

Wollte sie ihm ihr feuchtes Auge, die Wirkung tiefinnerster Gemüthserschütterung verbergen, oder mochte sie Phaibisch nicht sehen, der gravitätisch durch die Gruppen der kichernden und zischelnden Bachurim, schritt?

Wir wissen es nicht! Und als das Kichern in lautes Lachen überschlug und gewisse Worte bis zu ihr drangen, schloß sie das Fenster und flüchtete in ihr Kämmerlein. —

III.

Herz und Ichus. [*])

Wir schilderten in dem vorigen Kapitel einzelne Personen des Ghetto und die kleinen Ereignisse am Tische des Rabbi, sind aber dem Leser die Aufklärung über das Verhältniß der Rabbinertochter zu Joseph und der Feindseligkeit des Rabbi gegen den Letztern schuldig geblieben.

Indem wir dieses Kapitel der Abtragung dieser Pflicht widmen, verbinden wir mit demselben einen tiefern Einblick in das Ghetto, neue Figuren tauchen auf, bizarr und intressant, und auch für diese nehmen wir die Geduld und Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch.

Diese Gestalten sind in unserer Erzählung so unvermeidlich, wie die im Hintergrunde eines Gemäldes in schwächern Conturen gezeichneten Figürchen, welche doch so wesentlich zum Verständniß zur bessern Auffassung des Ganzen beitragen. —

Siehe da, es erschien eine solche neue Figur vor uns, der erwähnte Phaibisch Schadchen.

Seine Gestalt hatte trotzdem an Phöbus Apollo gemahnenden Namen, auch nicht das Mindeste, dem Apoll vom Belvedere Ähnliche aufzuweisen, nur seine Macht war größer als die des Sonnengottes, denn er schlug sogar Cupido aus dem Felde.

Zu allen Zeiten wie heute noch gab es in den israelitischen Gemeinden Personen, welche den, um die Erlangung der Haube, für ihre Töchter besorgten Eltern, in der Auffindung geeigneter Individuen behilfig waren, welche in Auslegung des Spruches: „Und er soll dein Herr sein" den Heirathskandidatinnen vorgestellt wurden. Die Aufgabe der erwähnten „Vermittler" war es

„Zu prüfen was sich auf ewig bindet
Ob sich auch „Geld zum Gelde" findet."

Das nannte man dann eine „passende Parthie" und überließ das Weitere der sogenannten „Bestimmung" id est dem Fatum, und der Macht der Gewohnheit. Doch wurde noch ein anderer Factor, welcher damals

[*]) Geburtsadel.

eine mächtige Geltung hatte in Betracht gezogen es war dies der Geburtsadel — Jichus — Du wunderst dich lieber Leser, da doch die Juden damaliger Zeit — selbst Finanzcapazitäten — weder „Exzellenzen“ noch Freiherrn und wenn auch noch so oft geschlagen, keineswegs zu „Rittern“ wurden.

Der jüdische Geburtsadel, wiewohl erblicher Natur wurzelte aber nicht im dem „Wappen und Diplome,“ sondern in dem „Namen,“ den sich ein Ahne, durch sein Martyrium oder durch seine Gelehrsamkeit, in der Judenheit erworben hatte.

Dazumal wurde noch auf „Jichus“ gesehen und der Vorname des Großvaters, den der Enkel annahm, erhielt das Andenken an diesen wach und ließ ein Wenig Nimbus des Enkels Haupt umstrahlen.

Heute war auch Phaibisch, als der Bevollmächtigte einer Geldgroßmacht erschienen, um mit dem Rabbi Pinchas, dem Vertreter einer Dynastie welche bis zum großen Raschi in grader Linie aufragte, die diplomatischen Verhandlungen anzuknüpfen, welche wie zwischen zwei Staaten den „Frieden“ durch eheliche Verbindung zweier Sprößlinge sichern sollte.

Es handelte sich auch in diesem Falle um den Frieden, der durch ein feindseliges Verhältniß zwischen Rebbe und Rosch hakohol[1]) arg gefährdet war und das die Gemeinde selbst in Spaltung und Zwietracht zu bringen drohte.

Die Feindschaft des geistlichen und weltlichen Oberhauptes der Gemeinde bestand seit längerer Zeit.

Irgend ein Theiding, durch welche die enggezogene Grenzlinie zwischen „Kirche und Staat“ verletzt wurde, gab die Veranlassung zu einem Zerwürfnisse, das nach und nach solche Dimension gewann, daß der einsichtsvolle Rosch hakohol die bedauerlichen Folgen desselben einsehend, selbst den ersten Schritt zur Versöhnung anbahnen wollte.

Verwandschaftliche Bande sollten das Zerwürfniß beseitigen die neue Freundschaft unauflösbar festigen und die eheliche Verbindung seines mit so und soviel tausend Schock böhmischer Groschen ausgestatteten Sohnes mit der schönsten Perle des Ghetto mit Hannah sollte und mußte dies bewirken.

Mit dieser wahrhaft diplomatischen Mission wurde der gewiegte „Schadchen Phaibisch“ betraut, die Verhandlungen waren noch immer so zu sagen in Schwebe und der heutige Besuch unseres Diplomaten, der in seiner Toga „Krieg und Frieden“ hielt, forderte ein Ultimatum seitens des Rabbi. Dieser war sowohl der „glänzenden Parthie“ als auch des lieben Friedens willen geneigt die „Mechuttenschaft[2]) zu begünstigen, es wäre daher der „Schidduch“ auf „beiden Seiten“ fertig gewesen, wenn nicht ein kleiner Umstand, den Rabbi Pinchas gar nicht in den Kreis seiner Berechnungen gezogen hatte, das Project vorläufig scheitern ließ.

Hanna nämlich hatte bestimmt und fest erklärt, daß sie nie und nimmer

[1]) Gemeindevorsteher. [2]) Verschwägerung.

von Rosch hakohols Meier was wissen wolle, der, wie sie meinte, trotz seines Geldes auch nicht der Aermsten des Ghetto würdig sei. —

Sie könne und wolle nur die Frau eines schönen thatkräftigen Mannes sein, der Thora[1]) mit Derech Erez[2]) verbinde, der, setzte sie verschämt und erröthend hinzu, Joseph Imre, gleiche. —

Mit diesem etwas verhüllt erklärten Geständnisse ihrer Liebe zu Imre, das der kluge Vater, nicht als solches sondern mehr in der Vergleichsform aufnahm, legte sie den Grund zu dem Widerwillen desselben gegen Imre, den dieser, durch seine freisinnige Auffassung des Gelehrten, seinen von Kindheit her überkommenen Hang nach Unabhängigkeit des Denkens und Empfänglichkeit für Naturgemäße, noch vermehrte. Er glich aber ganz und gar nicht dem Ideale eines Talmudjüngers, wie ihn Rabbi Pinchas sich vorstellte.

Nicht abgehärmt und blaß sondern frisch und geröthet strahlte sein Antlitz voll Jugendlust und Feuer; seine Augen nicht matt und erloschen wie die der Andern, verkündeten den lebhaften empfänglichen Geist, der durch die Gesundheit und Frische des Körpers unterstützt schneller und gründlicher die schwierigsten Thesen erfaßte und bewältigte. Für R. Pinchas war es eine willkommene Gelegenheit in den freimüthigen Aeußerungen Imres, in seinen Ansichten über die Lehre und das Verhältniß des Judenthums zu den andern Confessionen, Grund zu finden ihn von seiner Jeschiwa zu entfernen, dann wird, dachte er, meine Tochter ihre kindische Neigung zu Imre vergessen, und zur Einsicht gelangen, daß der Sohn eines Pferdehändlers, in ein Nichts verschwinde gegen den Sohn eines Rosch hakohols. —

Das alles schlau berechnend, beschränkte sich R. Pinchas darauf, dem Schadchen zu sagen, daß seine Tochter Hannah, wohl in kindischer Marotte, erklärt habe, vor Vollendung ihres achtzehnten Jahres etwa in zwei Monaten, nicht zu heirathen, und er könne seine Tochter nicht zwingen, doch bitte er den Rosch hakohol bis zu dieser Frist zu gedulden, da er selbst nichts gegen die Parthie einzuwenden habe.

R. Phaibisch hatte mit süßlich sauerer Miene diesen Bescheid vernommen, der das noch ungewiße „Schadchones“ etwas höher hing, er zählte nochmals alle Vorzüge der Parthie auf, die in Jichus, Cheschiwes[3]) und Eschirus[4]) nichts zu wünschen übrig lasse — und verabschiedete sich dann vom Rebbe.

Aus dem Erzählten wird der Leser wohl ersehen haben, daß in Hannah und Imre, sich Herz zum Herzen fanden, die dem Calküle des Schadchen Phaibisch, von Jichus und Geld gradezu entgegenstanden; nur wird sich der Leser wundern, wie ein solches Verhältniß im Hause und unter den Augen des Rabbi gedeihen konnte. Wir müssen gestehen, daß, in Berücksichtigung der damaligen Erziehungsmethode, des noch patriarchalischen Verhältnisses

[1]) Lehre. [2]) Weltsitte. [3]) Biedersinn. [4]) Reichthum.

zwischen Eltern und Kind, dies uns selbst unerklärlich ist, wir glauben nur, daß die Neigung der Beiden, von der sie selbst sich nicht Rechenschaft geben konnten in dem Momente entstand, als sie sich gegenseitig in Herz und Gemüth erkannten, als sie ersahen, daß sie „für einander geschaffen" seien; da wurden sie selbst so kühn, wie jener Prometheus der Alten, sie holten sich das Feuer vom Himmel, jene Gluth der Leidenschaft beseligte sie, die das menschliche Gemüth verklärt und läutert, so lange es dieses Feuer, als ein himmlisches bewahrt und hütet, auf daß es nicht zum riesigen Adler der Reue sich gestalte, der an dem Herzen nagt.

Diese Gefühle wurden aber so mächtig, daß sie zum Ausbruche kommen mußten.

An jenem Abende, wo Imre die geängstigte Hannah beschützend, den Trunkenen mit nerviger Faust niederschlug, hatten sie, während sämmtliche Hausbewohner um den Niedergestürzten beschäftigt waren, erst in den Augen, dann auf den Lippen die Flammenzüge ihrer Liebe erkannt, gelesen und besiegelt —und ein Bund zweier Herzen so kindlich rein und lauter wie dieser, war noch nie im Ghetto geschlossen worden. —

Was Hannah heute litt, als von allen Seiten der „Freund ihrer Seele" angefeindet wurde, als ihr Vater sich von ihm lossagte und seinen Fortgang von der Jeschiwa bestimmte, läßt sich nicht in Worten sagen, des Grames war ihr Herz übervoll, daß es dann in Thränen überfloß, als sie in ihrer Kammer der Anwesenheit des Schadchens und des Zweckes derselben gedachte.

Ihre Thränen waren nicht ohne Zeugen geblieben, Zipora, die alte Magd des Hauses war unbemerkt herangeschlichen und den Gram ihrer jugendlichen Gebieterin gewahrend, zupfte sie diese leicht am Kleide. Die Alte durfte sich schon etwas Vertraulichkeit gegen Hannah erlauben; sie hatte seit langer Zeit, noch als die selige Rebezin lebte in diesem Hause gedient, die keine Hannah war auf ihrem Schooße groß gezogen, sie war kurz gesagt eine „alte Maad" in den Traditionen des Rabinershauses grau geworden.

Hanneleben mein Gold, frug sie theilnehmend, was ist passirt, wer hat dir so wehe gethan.

Niemand, rief Hanna abwehrend und brach neuerdings in lautes Schluchzen aus, das gesprochene Wort Lügen strafend.

Um Gotteswillen, meinte Zipora, laß doch mit dir reden, sei nicht eigensinnig — hier geht etwas vor.

Es währte geraume Zeit bis Zipora von Hanna die Ursache ihres Trübsinnes erfuhr.

Längst war jene mit dem Herzensgeheimnisse Hanna's, ihrer Liebe zu Imre betraut worden, denn wo gäbe es ein Geheimniß, das weibliche Naturen nicht an Theilnehmende verrathen hätten. Erst als Zipora hin und her rathend Imre verdächtigte, das „Kind" betrübt zu haben, beichtete Hanna, diesen

dann stellte sie die Blumen auf den Tisch und beschäftigte sich mit dem Ordnen der Tischgeräthe für die Mahlzeit. „Wir sind noch nicht vollzählig versammelt, nahm ein hagerer Geselle das Wort, dessen ziemlich mit Grau, untermischtes Haar ihn als Alterspräsidenten der Versammlung erscheinen ließ und der in dieser Eigenschaft das Vorrecht eines Wortführers genoß, und schon bereitet unsere schöne Gönnerin das Mahl um uns in ihrer Gestalt ein Stück „Olem haseh" zu zeigen."

Diese für einen Bochur galant genug klingende Ansprache an Hannah veranlaßte sie mit einem Blicke die Versammlung zu messen; dann sprach sie mit der Geste einer streng auf die Hausordung achtenden Hausfrau.

So es fehlen also noch Gäste und wer denn alles.

Joseph Imre und Reb Salme, entgegnete der erwähnte Bochur, es ist wirklich nicht recht von — Sein Redesatz ward durch das Öffnen der Thüre unterbrochen an deren Schwelle ein Mann erschien, dem alle Versammelten wie aus einem Munde ein „Boruch Habbe [1]) Reb Salme zuriefen.

Wir fühlen uns verpflichtet, dem Leser den neuen Ankömmling, dessen Figur und Habit unsere Aufmerksamkeit auf sich lenkt näher zu schildern.

Wenn der liebe Gott eine Fichte ihres Laubschmuckes und ihrer Zweige bis auf zweien zur Bildung der Arme beraubt und der Baumkrone ein etwas menschenähnliches Gesicht verliehen hätte, so wäre Salme Klineberg als neuer Adam in die Welt getreten, aber mit weit entfernterer Aussicht je eine Eva zu erhalten. Wenigstens hatten die Evastöchter des Ghetto, Salme als gewaltigen „Mießnik" in jenen kleinen „Cherem" [1]) gelegt, dessen sich heute eine sogenannte „Vogelscheuche" erfreut. Auf dem schwarzen krausig wollenen Haar balancirte keck ein Barrett, von dem die Tradition erzählte, es sei ein Erbstück seines Großvaters gewesen, unter den buschigen Augenbrauen blitzten recht lebhaft zwei etwas kleine Äuglein, die von einem mächtigen Bollwerk, einer Habichtsnase deren Spitze, wie der Magnet nach Norden, nach dem Munde gerichtet war, beschützt, ihr Feuer nach allen Seiten richteten.

Weshalb er, der nichts weniger als Bochur, sogar ein großer „Amhorez," [2]) war, in so gelehrter Gesellschaft als ein gern gesehener Gast erschien, wird nur dann erklärlich, wenn man seine soziale Stellung in der Gemeinde ins Auge faßt. Außer den Passah und Laubhüttenfesten zu welcher Zeit er mit Mazos, Wein, und Paradiesäpfeln handelte, hatte er das ganze Jahr nichts Anderes zu thun, als die ganze Kehille und ihre Mitglieder mitunter auch die, außerhalb der Ghettothore befindliche Welt zu beobachten, alle Chiduschim vulgo Tagesneuigkeiten erfuhr er zuerst und erzählte selbe täglich in den Abendzirkeln, die er besuchte.

Ein lebendiges Abendblatt des Ghetto hatte er jedoch die Gewohnheit, manch' nette Enten zu produciren, oder einen Vorfall der eine Mücke traf

[1]) Gesegnet der da kommt. (Ein Bewillkommnungsgruß) [2]) Baum [3]) Ignorant.

auf einen Elephanten zu wälzen, so daß selbst seine intimsten Freunde zugaben er sei ein wenig „megasem“ [1]) während seine Feinde und zahlreichen Feindinnen, welch' letztere seine Lästerzunge besonders haßten, ihn gradezu als Prototyp eines „Schakren“ [2]) proklamirten. Die Bachurim waren aber seine erklärten Lieblinge. „Nicht umsonst, pflegte er zu sagen, geht die Krähe zum Raben, sondern weil sie seiner Art ist, und die Gemoreköpf habe ich gar so gern weil sie beinahe mir an Witz gleichkommen“ was natürlich wieder eine kleine Übertreibung, weil die Bochurim ihn noch an Witz übertrafen.

Dieses Auftreten als jüdischer „Münchhausen“ ließ Salme nichtsdestoweniger sehr beliebt bei der gegenwärtigen Gesellschaft erscheinen, die Bochurim, welche sich manchen „Stuff“ mit ihm erlaubten, wußten dennoch sein gutes Gemüth zu schätzen, das ihnen in allerlei Drangsal des menschlichen Lebens oft hilfreich beistand, besonders, wenn es galt, kleine „Deficite“ in dem Monatsbudget eines Bochurs, bis zum Eintreffen der elterlichen Subsidien zu beseitigen, dann erwies sich unser Salme als ein wahres „Finanzgenie.“

Trotz all' dieser Eigenschaften oder vielleicht dieserhalben besaß er einen argen Feind im Rabbinershause, welcher wirklich zu fürchten war; denn er verkörperte nichts Geringeres, als die hochnothpeinliche Justiz der Kehila in seiner Person — es war dies der Lector des Ghetto, der Bethdinschames Juda Koppelmann. Dieser mochte keine Größe neben sich, das heißt in der Umgebung des Rabbi dulden und Salme, der als privilegirter „Juxmacher“ der Gunst aller, selbst der Gewogenheit des ernsten Rabbi sich erfreute, fing bereits an, ihm fürchterlich zu werden.“ Juda Koppelmann verstand es aber auch seinen Haß fühlbar zu machen, wenn er im Auftrage des Rabbinates, Salmes Mazos, Eßrogim und Weine untersuchte, da gab es des Prüfens, Kostens und der Chikanen so viel, daß wie Salme auf „Treu und Glauben“ versicherte, ihm dabei einmal ein Eimer Wein ausgeronnen sei.

Traf Salme aber den Bethdinschammes am Erew Jomkipur in der Gasse, wie dieser mit madonnenhaft gesenkten Augen, als ob er nicht „Zwei zählen“ könne, seine Strohschuhe nach Hause trug, dann seufzte er bange auf, denn ach! er wußte es zu gut, wie derb Juda ihn Nachmittags Malkes') schlagen werde, und daß er dabei mehr als „Zwei zählen“ könne.

Wir haben in der Schilderung der hervorragenden Mitglieder der Versammlung so die Zeit verplaudert, daß unmerkbar die Essensstunde nahte und der Rabbi am Eingang der Stube erschien, was die Eröffnung der Tafel bedeutete.

Rabbi Pinchas') war eine hohe Gestalt mit den scharf ausgeprägten

[1]) übertreibend [2]) Lügner

1) Als Bußeart ließ man damals sich am Vorabende des Versöhnungstages geißeln.

[1]) מהרי"ד פנחס בן הקדוש ר' יהונתן

Gesichtszügen eines Aszeten, die uns so unwillkürlich imponiren und an die „Helden des Talmuds“ erinnern, welche die „Leidenschaft“ zu besiegen wußten. Der Sohn des Märtyrers R. Jonathan war er von frühester Jugend zu jener düstern Weltanschauung, die das irdische Leben nur als „Vorhof“ zum Jenseits betrachtet, gelenkt worden. In seiner zarten Kindheit wurde er wie durch ein Wunder aus jenem Gemetzel im Jahre 1398 gerettet, das uns Avigdor Karo so ergreifend in seiner Seliche schildert, aber die kindliche Seele hatte den entsetzlichen Anblick des Hinschlachtens seines greisen Vaters und der Ermordung des Rosch hakohols, welcher vor seinen Augen geschah, in allen den furchtbaren Eindrücken durch sein ganzes weiteres Leben bewahrt und sein Denken und Verkehr war fortan von der außerhalb des Judenthums stehenden Menschheit für immer geschieden. Gegen seine Schüler und Gemeindeglieder war er milde und sanft, in so lange sie nicht gegen seine Ansichten und Lehren verstießen.

Von den Sitzen erhoben sich Alle um ihren „Lehrer und Führer“ zu begrüßern, der gemessenen Schrittes seinem großen Lehnstuhle am oberen Ende der Tafel zuschritt. Ein Wink, der Meschores brachte Wasser zum Waschen, alle setzten sich und Hanna gebot den Mägden die Suppe aufzutragen. Ein Platz war aber leer geblieben, der Rabbi bemerkte es und wußte gleich, wer noch fehle.

Warum ist Joseph Imre nicht an seinem Platze? frug er streng, Hannah.

Dieser schoß das Blut in die Wangen und verlegen wie Auskunft suchend, blickte sie auf die sitzenden Gäste nieder.

Es gibt Fragen, die kurz und überraschend gestellt wie eine Sonde, die Gedanken des Gefragten bloslegen, selbe so zu sagen auf frischer That ertappen. Wirklich sann Hanna schon längst über die Abwesenheit Imres nach, der ein unerhörter Frevel den Rabbi und die Gesellschaft auf sich warten ließ.

Ich weiß es nicht, erwiederte sie nach einer kleinen Pause, seit früh' fehlt er vom Hause.

Und ich, rief Salme vorlaut, habe ihn „nach Schul“ gleich zum Wasser gehen, gesehen.

Seine Wege, sprach der Rabbi ernst darauf, sind nicht die meinigen, der Bachur gefällt mir nicht, bei seinem hellen Verstande und offenen Kopf.“ Sein Sinn ist nicht demüthig in Erfaßung der Gotteslehre, sondern stürmisch und übermüthig, glaubt er höher als Andere zu stehen und seine Meinung dünkt ihm besser als die eines Amore.[1](Ich werde ihn nach Hause schicken er soll lieber bei seinem Vater Pferdhändler werden, als der Hirte einer „Heerde Israels“ sein; wenn einer heutigentags Raw werden will, muß er demüthig sein, um in den bösen Zeiten nicht durch seinen Stolz

[1]) Einer der späteren Gelehrten.

Der Gubernator selbst sprang auf und öffnete das Erkerfenster, um nach der Ursache des Lärmens zu spähen. Der Anblick, der sich ihm darbot war ein entsetzlicher — — — — — — — — — —

Auf einer Tragbahre befand sich in halbliegender Stellung seine einzige, von ihm zärtlich geliebte Tochter Katharina.

Das etwa vierzehnjährige Mädchen hatte den Kopf schlaff seitwärts hängen. Reiches blondes Haar fiel in aufgelösten Flechten um das bleiche anscheinend leblose Antlitz, stellenweise verdickt durch geronnenes Blut. Vor ihr stand händeringend die Mutter, Podiebrads Gemahlin Johanna, von ihr rührte jener gellende Angstschrei, den die arme Mutter bei diesem Anblicke ausgestoßen hatte.

Weiter abwärts standen zwei Männer und verbanden mit einem Tuche eine Wunde an Mathias Corvins Schläfe. In dem Einen dieser Männer erkennen wir Joseph Imre.

Zu seinen Füßen lag Mathias Kalpák, und das wirre blutbedeckte Haar Corvins flatterte frei im Winde. Doch schien er die Wunde nicht zu achten und eilte mit dem nothdürftig verbundenen Haupte zur Tragbahre, um die Gemahlin Podiebrads in ihren Bemühungen die Leblose in's Bewußtsein rückzurufen, zu unterstützen. Nicht fern davon lag zu Boden eine Leiche in Dienerkleidung mit zerschmettertem Schädel. —

Der Gubernator hatte dies im Nu überblickt und eilte so schnell er konnte die Treppe hinab, Rokyzana folgte ihm auf dem Fuße nach. So schnell als man dem geängsteten Vater diese bedauerliche Katastrophe erklärte, wollen wir sie dem Leser genauer mittheilen.

Katharina war auf ihrem Zelter einem sonst sanften Pferde in den Hirschgraben spazieren geritten, nur von einem Reitknechte begleitet, da sie trotz ihrer Jugend eine gewandte Reiterin war.

Unbegreiflicherweise, wahrscheinlich durch den Leichtsinn des hinter dem Pferde gehenden Reitknechtes ward das Roß scheu, schlug aus und traf den Knecht so unglücklich, daß er mit zerschmettertem Kopfe zu Boden sank. Der Stoß hatte aber auch Katharina vom Sattelkorbe geschleudert, wobei leider ihre Füße in den Steigbügeln hängen blieben und das scheue Pferd schleifte nun die nach Hilfe rufende Arme über Stein und Rasen, bis sie vor Schmerz und Qual das Bewußtsein verlor und einem elenden Tode bestimmt schien

Mathias Corvin und Imre hatten in einiger Entfernung von dem Unglücksorte von einander Abschied genommen, für immer wie sie meinten. Imre erklärte in den nächsten Tagen in die Heimath zu reisen, diesen Entschluß aus der Erzählung aller der Vorgänge im Rabbinershause, die der Leser schon kennt, motivirend. Mathias bedauerte innigst seinen jungen Freund, der aus dem Paradiese seiner Liebe vertrieben ward, ohne daß Er, der Gefangene, ihm Hilfe leisten konnte. Dann betraute er Imre mit ei-

ner mündlichen Mission an seine Mutter Elisabeth, die auf die politische Verhältniße Bezug hatte. — —

Damit du vor ihr beglaubigt seist, sprach er und zog einen Dolch aus dem Stiefel, zeige ihr diesen Stahl, den ich seit meiner Gefangenschaft bei mir trage, das mir überaus theuere Erbstück meines Vaters, des Wohlthäters Deiner Familie. Und jetzt schwöre mir, daß du an Niemanden etwas von diesem Berichte verrathen wirst. Als Imre die Hand zum Schwure erhoben hatte, ward in diesem Momente ein Hilferuf von der Ferne hörbar.

Beide eilten sofort nach dem Orte woher die Rufe schollen.

Durch Gestrüppe ward ein scheues Pferd sichtbar, das einen menschlichen Körper nach sich schleifend einer felsigen Schlucht zueilte.

Hier galt es rasch und entschlossen handeln. Der starke Imre fiel mit nerviger, kundiger Faust dem scheuen Pferde in die Zügel, seine ganze Körperschwere daran nachschleifen lassend, wodurch das Thier zum Stehen gebracht wurde. Nicht so glücklich war der schwächere Mathias, welcher von der andern Seite die Zügel fassend, stehen blieb, dadurch von der Wucht des Anpralles niedergerissen wurde und an einem Steine sich den Kopf verletzte; doch erhob er sich bald und, nachdem sie die ohnmächtige Katharina aus den Steigbügeln befreit und bei dem nahen Quell ihr das Antlitz mit Wasser netzten, trugen sie die noch immer Bewußtlose dem Schloße zu, wobei Corvin öfter ins Jagdhorn stieß, um Leute herbeizurufen, was auch endlich gelang.

Eine Tragbahre ward von dem Förster herbeigeschafft, die nun statt getödteten Wildes eine edlere Bürde trug. So wurde sie zum Schloße gebracht, während die Andern das unglückstiftende Roß und die Leiche des Dieners zum Schlosse schafften.

Ein Arzt wurde geholt, der mit Hilfe kräftiger Essenzen Katharina wieder ins Bewußtsein rief und nach sorgfältiger Untersuchung den Eltern die tröstliche Versicherung ertheilte, daß nach dem überstandenen Schreck und nach Heilung einiger Wunden des Hinterhauptes, nichts für das Leben ihrer Tochter zu fürchten sei.

Als Georg sich von Rokyzana empfahl, der den Leichnam des Reitknechtes besichtigte, wandte er sich an Mathias, um ihm für die Rettung Katharinens zu danken.

Nicht mir allein gebührt Euer Dank, Herr Gubernator, entgegnete dieser ablehnend, mir dem Schwachen allein war es nicht möglich. Ihr seid hiefür noch einem Andern verpflichtet, doch dieser ist — — ein Jude.

Er blickte sich bei diesen Worten nach Imre um; der aber war verschwunden . . . . . .

V.

Des Gubernators Dank.

Von den Eindrücken des heute Erlebten überwältigt, ſuchte Mathias, nur von einem Diener begleitet, der eine Schüſſel Waſſers und Leinwand zur Bereitung von Compreſſen trug, ſein Gemach auf. —

Seine Gedanken trugen die Seele in die Vergangenheit zurück, deren Bilder ſein ganzes Fühlen ſo feſſelten, daß er unbewußt und träumeriſch den Verband, welchen der Diener ihm neuerdings um den Kopf feſtigte, nicht zu verſpüren ſchien. —

Nur ein ſo ſtarker Geiſt wie Corvins, welcher ein einziges Ziel unverrückbar verfolgte, vermochte in ſolchen Erinnerungen ſich zu ergehen, ohne verzagt und niedergedrückt an ſeiner weitern Zukunft zu verzweifeln, ohne ſich loszuſagen von dem geſteckten Ziele, das ſchwere Schickſalsſchläge, die Erniedrigung in frühzeitiger Gefangenſchaft inmitten einer ihm völlig fremden, ja feindlichen Welt, nur um ſo unerreichbarer erſcheinen ließen. — —

Und dennoch gedachte der achtzehnjährige Mathias, — trotz der auftauchenden traurigen Erinnerungen an das Sterbebett des Vaters, an das von ſeines Bruders Blut befleckte Schaffot, an die düſtern Tage ſeiner Gefangenſchaft in Wien — die ungariſche Königskrone zu erlangen, und der geträumte Glanz dieſer Krone ſcheuchte alle dieſe trüben Bilder wieder in den Hintergrund; glaubte er doch ein, durch die Verdienſte ſeines Vaters und das Martyrium ſeines Bruders, feſt begründetes Anrecht auf dieſen Thron zu haben! Auf was jedoch ſtützte er die Hoffnung auf Befreiung, nachdem es ihm aus der Rede Rokyzanas zur Gewißheit wurde, daß man darauf bedacht ſei ihn nicht aus einer Gefangenſchaft in vergoldetem Käfige zu entlaſſen; daß man ſogar den Weg der Vermittlung mit den Seinen ihm abgeſchnitten hatte? —

Er gedachte des einzigen Menſchen, der ihm hier Freund war, zu dem er, deſſen ergebenes Gemüth erkennend, eine wahrhafte Zuneigung empfand; er gedachte Joſeph Imres, ſeiner heutigen Unterredung mit ihm in welcher ſie Beide ihren Herzenskummer, ihre Pläne und Wünſche ausgetauſcht hatten, und glaubte auf ſeine Ergebenheit in der Ausführung ſeines Auftrages rechnen zu können.

In richtiger Folge führte ihn die Vorſtellung Imres auf das heutige Begebniß, wie Imre und er das Leben der Tochter des Gubernators retteten, wodurch er den Dank ihres Vaters und man möchte ſagen ein Anrecht auf das Leben Katharinens ſich erworben hatte. —

Könnte der ſo rechtſchaffene Podiebrad ihn ſchnöde zurückweiſen, wenn er vor ihn hinträte ſprechend: „Georg von Podiebrad, ich gab Dir Deine Tochter wieder, gebe mich mir ſelbſt zurück, ſchenke mir die Freiheit, hat doch der unſchuldige Jüngling nichts gegen Dich und Dein Land verſchul-

det!" — Soll ich, ein Hunyad, um Gnade bittend vor den Emporkömmling hintreten? mahnte wieder eine andere Stimme in seinem Innern. —

Nein! rief er laut diesen Gedanken Ausdruck gebend, ich will nicht Lohn für eine That der Menschlichkeit empfangen, um welche nicht einmal ich, sondern der Jude Imre das Hauptverdienst hatte —

An der Thüre ward ein leises Klopfen vernehmbar, und der Diener eilte diese zu öffnen. —

Eine hagere alte Mannesgestalt trat, sich mehrmals verneigend, in das Zimmer; dem Aussehen nach durfte dieser Mann nahe den achtziger Jahren sein, das Gesicht war schon anämisch und mager, nur die Augen schienen noch ein Leben zu verkünden, wenn unter den stark gewölbten aber buschigen weißen Augenbraunen hervor ihr stechender Blick einen Gegenstand traf — das imponirende Bild eines alten, dem Grabe naheſtehenden Mannes vervollständigend, wallte ein langer weißer Bart bis zur Mitte der schmächtigen Brust herab.

Mathias schien den Eintretenden zu kennen nnd rief ihm zu: Seid willkommen alter Benesch, was bringt ihr für Botschaft?

Vom Gubernator, erwiederte kurz Benesch. Er läßt dem jungen Herrn Gruß entbieten und ersucht ihn morgen in der dritten Vormittagsstunde zu ihm in das Familienzimmer zu kommen.

Ich werde kommen, erklärte Mathias, jetzt sagt mir auch, wie geht es Katharinen?

Sie schläft, der Arzt hatte dies für gut befunden und meinte, daß die Heilung der Hinterhauptwunden nur wenige Tage beanspruchen würde.

Das freut mich, guter Alter, sprach Mathias, nun geht und bringet dem „Herrn Georg" meinen ehrerbietigsten Gruß. —

Vergebt junger Herr die Freiheit eines alten Dieners, sprach hierauf Benesch in demüthig bittendem Tone, ich möchte an euch einige Fragen richten. —

Fragt zu, erwiederte Mathias milde, ich steh' euch gerne Rede.

Ist es wahr, frug der Alte geheimnißvoll wispernd, und sein hagerer Rücken krümmte sich, daß ein Jude Euch bei der Rettung Katharinens behilflich war? Draußen sagten es die Träger der Bahre, ich aber mochte es nicht glauben.

Was ist Unglaubliches daran. Es ist wahr, Benesch, kann doch einem Menschen allein die Bändigung eines scheuen Pferdes nicht gelingen, — der Jude aber stärker als ich, konnte mit mir vereint es bewerkstelligen, so wollte es die Fügung Gottes. —

Und ein Jude, sprach bewegt der Greis, war dies Werkzeug göttlicher Fürsehung und setzt sein Leben für das eines fremden Menschen ein; so ist dieses Volk nicht gottverflucht und lasterhaft, wie sie mir damals vor sechzig Jahren sagten, als ich — — o Gott —

Der alte Mann brach in heftiges Weinen aus. —

Der andere Diener war näher getreten Mathias Staunen gewahrend und bemerkte: Der alte Beneſch treibt wieder ſeine Narrenspoſſen, er iſt eben alt und kindiſch worden. —

Schweige, junger Laffe, herrſchte Beneſch ihn an, weißt du nicht, was ſeit Jahren in meinem Innern brennt und wühlt? Das ſind nicht luſtige Narrenspoſſen, ſondern die jammervollen Qualen des Verdammten — Alle von „damals“ ſind in Schimpf und Elend geſtorben, nur ich bleibe da auf der ſchmerzensvollen Folter des Gewiſſens geſpannt — —

O wäre dieſer ſtarke Jude mir damals entgegengetreten und hätte mich zertreten wie einen Wurm, bevor ich ihn ſah jenen milden Greis mit dem großen Buche, jenes Lamm das vor mir, dem blutdürſtigen Tiger ſtand. — —

Heftiger jammerte der Greis und wankte zur Thüre hinaus — —

Mathias, in der Meinung, der alte Beneſch wäre verrückt worden, ward von dieſer Szene mächtig erſchüttert und befahl dem zurückgebliebenen Diener: Lauft dem Verrückten nach, daß er ſich kein Leides anthue. —

Seid ohne Sorge, gnädiger Herr, meinte der Diener, er iſt nicht verrückt, es überkömmt ihn nur zeitweilig die Erinnerung an ein Erlebniß vor ſechzig Jahren; beſonders wenn er einen Juden ſieht, dann klagt er ſich ſelbſt an und in ſolchen Zeiten gelang es uns, die Geſchichte jenes Ereigniſſes ihm zu entlocken, eine eigene Geſchichte wirklich. —

Ihr macht mich neugierig ſie kennen zu lernen, ſprach Mathias und forderte den redſeligen Diener auf, ſie zu erzählen. — — —

Im Jahre 1398, begann der Diener ſeine Erzählung, waren einige Ritter gegen die Juden erbittert und bangen und beredeten eine Anzahl Männer, mit denen ſie die wehrloſen Juden in der Synagoge am Oſterfeiertage überfielen, Alle niedermachten und plünderten. Beneſch war auch Einer dieſer Plünderer und hat ſogar, wie wir aus ſeinen Reden entnahmen einen alten Greis gemordet. Dieſe Frevelthat blieb ohne Beſtrafung, aber Beneſch fand in ſeinem Gewiſſen keine Ruhe, unaufhörlich folgte ihm das grauenvolle Bild jenes Gemetzels, nicht Kirche und Beichtſtuhl vermochten es zu bannen, unſtät trieb er ſich im Lande herum, dann wurde er Huſſit, im Kampfgewühl Aufregung oder Tod ſuchend. Dieſer ward von ihm nicht gefürchtet und ſeltſam, obwohl alle Genoſſen jener ſchändlichen That in den Greueln des Krieges einen unnatürlichen, martervollen Tod fanden, blieb er der Einzige verſchont und galt als der Tapferſte des Heeres.

Eine Heldenthat verübte er, als des Gubernators Vater, ſein Hauptmann im Heere Zizka's, von fünf Kaiſerlichen gefangen weggeſchleppt wurde, er warf ſich ihnen in den Weg, befreite den Hauptmann und nur zwei der Feinde entkamen. Der alte Podiebrad nahm ihn deshalb zu ſich, und Herr Georg hat dieſen Diener von ihm ererbt. Seit der alte Herr geſtorben

ist, ist sein Treiben noch seltsamer worden. Er selbst traut sich nicht in das Ghetto, aber jedes Jahr schickt er hinein fragen, wann die jüdischen Ostern beginnen. Zu dieser Zeit verläßt er das Schloß und treibt sich ohne aller andern Nahrung, als was die Natur ihm beut, in der Wildniß herum.

Herr Georg für das Leben eines so alten Dieners, dem sein Vater das Leben verdankte, besorgt, ließ ihn einst zu jener Zeit in ein Gemach sperren, wohin man ihm die erlesensten Getränke und Speisen brachte; er aber rührte nichts an und bat und beschwor den „Herrn Georg" ihn hinaus zu lassen, hier könne er nichts trinken; wie er den Becher an den Mund setze, käme ein Greis und — — in dem Becher wäre Blut. —

Seitdem läßt man den Alten alle Jahre zu dieser Frist fort und nach acht Tagen kömmt er verwildert und erschöpft heim. — Einst fühlte sich der Schloßvogt von den Launen des alten Benesch gekränkt und beschloß sich zu rächen. Er ließ einen jüdischen Handelsmann in Benesch Zimmer treten unter der Vorgabe etwas einzuhandeln und glaubte ihn damit recht zu kränken. Was zwischen den Beiden darin vorging, weiß Keiner, nur sah man nach geraumer Zeit den Juden jubelnd hinausgehn. in der Hand zwei funkelnde Dukaten, die ihm der Benesch geschenkt hatte, welcher feuchten Auges und mit gesenktem Haupte eine Strecke Weges ihm das Geleit gab.

Mathias wußte genug und gab dem Diener ein Zeichen innezuhalten. Dieser besichtigte nochmals Mathias kleine Kopfwunde und äußerte, daß von derselben nichts als eine leichte Schramme zurückbleiben werde. — Auf einen Wink Corvins verließ dann der Diener das Gemach. —

Mathias aber begab sich zeitiger denn sonst zur Ruhe, die ihm zum Bedürfnisse ward. Wüste Träume hatte diese Nacht ihm gebracht, die Bilder Imres, Katharinens, Benesch, Rokyzanas, tauchten vor der im Traumleben befangenen Seele in merkwürdigem wechselseitigen Rapporte auf und als der Tag graute, erhob er sich früher denn sonst vom Lager, in welchem es ihm diesmahl nicht behaglich ward. Er erwartete mit Ungeduld die zur Audienz im Familienzimmer des Gubernators bestimmte Zeit und pünktlich fand er sich in der dritten Vormittagsstunde dort ein. —

Der Empfang beim Gubernator war ein herzlicher.

Vielen Dank schulde ich Euch, rief ihm Georg gleich beim Eintreten entgegen und drückte ihm die dargebotene Rechte, für die Rettung meiner einzigen Tochter, und ich sinne und sinne, wie ich meine Schuld bei euch wett mache.

Mathias wollte eine jeden Dank ablehnende Antwort geben aber der Gubernator ließ ihn nicht zu Worte kommen.

Mathias Hunyadi, sprach Georg weiter, ich schwanke zwischen der Verpflichtung gegen einen Lebenden und gegen den Todten, der des Vaters und der des Statthalters. — Der Vater kann unmöglich dem Retter seines Kindes noch ferner die Freiheit vorenthalten, und der Landesverweser darf den Eid nicht brechen, der ihn an Ladislaus verpflichtete, Euch frei-

willig nie der Gefangenschaft zu entlassen! Da steht ihr nun vor mir mit so trotziger Miene, als wollet ihr sprechen „Nicht wahr, Du bist nun mein Schuldner und kannst die Schuld nicht abtragen!“ Ist es nicht so, stolzer Jüngling? —

Mathias blickte schweigend zur Erde, der Gubernator mochte so ziemlich seine Gedanken errathen haben. Nach einer kleinen Pause fuhr dieser fort:

Aber ich habe doch den Ausweg gefunden, der ohne Pflichtverletzung mich aus diesem Dilemma führt. — Nur gezwungen, darf ich dich der Freiheit wiedergeben. — Was meinst du, wenn die Ungarn dich von mir zum Könige erbäten, ja mich zwängen, Ihnen den zum Monarchen gewählten Mathias Corvin auszuliefern? Und wenn ich, der mächtige Gubernator Böhmens dies bewerkstellige und meinen jungen Freund zum Könige Ungarns wählen ließe — würdest Du alsdann noch trotzig und stolz vor mir stehn, junger Hunyad? —

Welche Gefühle Mathias, bei diesen Worten Podiebrads in seinem Innern bestürmten, kann man sich kaum vorstellen, diese Worte wirkten wahrhaft überraschend. — Es kam ihm vor, als würde er urplötzlich, an der Hand Georgs aus einem finstern Kerker tretend in einen Pallast zu einem herrlich schimmernden Throne gelangen, die für ihn so grauenvolle Vergangenheit schien geschieden hinter ihm zu liegen, und der vor ihm stehende Podiebrad sei es, der ihn einer bessern schönern Zukunft entgegenführe. — In seinem Herzen kämpfte es, während der Gubernator fragend auf ihn schaute, einen schweren Kampf — und sein widerstrebender Stolz unterlag. —

O! Herr, rief er auf die Knie stürzend, Ihr vergeltet tausendfach das Geringe, was ich gethan. — — Gerne lege ich in die Hände, unter den Schutz des weisen gerechten Podiebrad, mein Geschick, meine Zukunft. — Befehlet über mein Leben!

Stehe auf, mein junger Freund, sprach Georg in sanftem Tone und umarmte den Jüngling, diese Stunde hat mir wieder einen Sohn zum Ersatze gegeben für den verlorenen Ladislaus und will's Gott wird auch dich die Königskrone schmücken. Jetzt komme mit mir hinein, meine Tochter hat schon nach dir gefragt, und auch die Mutter Johanna will dir danken. —

Sträube dich nicht und folge mir.

Mathias wurzelte an der Stelle wie betäubt, das Versprechen des Gubernators, der auch der Mann war, sein Wort halten zu können, übertraf seine kühnsten Erwartungen. — Im selben Momente fiel ihm Jmre ein, der jüdische Bachur, dem er gestern unter Anderm den Auftrag ertheilt hatte, seiner Mutter zu berichten, daß von Podiebrad eine freiwillige Entlassung nicht zu gewärtigen sei; und heute war Podiebrad so gar bereit, ihm

die Bahn zur Königskrone zu ebnen! Welcher Umschwung der Verhältniße! heute bedurfte er auch der Sendung Imres nicht mehr, der so bescheiden, ohne einen Dank abzuwarten, sich von der Burg entfernt hatte, und Mathias allein all' den Lohn für die glückliche Rettung Katharinens ernten ließ. — Imre erschien in seinen Augen, gleich dem Joseph der Bibel, ein Werkzeug göttlicher Vorsehung, der auch ihm, wie dieser dem ägyptischen Mundschenke ein Sendbote des Glückes, der Bringer einer schöneren Zukunft war. — Durfte er sich gleich dem pharaonischen Diener undankbar beweisen? —

Unter diesen Gedanken war er dem Gubernator willenlos in das anstoßende Zimmer gefolgt. —

Vor einem Bette, das von in der Höhe befestigten Vorhängen umhüllt war, saß Georgs Gemahlin, Johanna von Rožmital, eine schon in den Vierzigen stehende Matrone. Als sie hinter dem eintretenden Manne Corvin gewahrte, eilte sie rasch auf ihn zu und duldete es nicht, daß er, die Knie beugend, ihr die Hände küßte, sondern drückte ihre Lippen an seine Stirne und führte ihn dem Bette näher, rufend: Katharina, da ist unser Mathias!

Alsbald öffneten sich die Vorhänge des Bettes, und es kam erst eine niedlich kleine Hand zum Vorscheine, dann das vollendet schöne Antlitz eines blonden Mädchens, welches, in der Phase zwischen Kind nnd Jungfrau stehend, die kindlich reinen Gesichtszüge des erstern mit dem sinnig verschämten Blicke der Jungfrau vereinte. Mathias hatte das kleine Sammthändchen gefaßt, drückte es sanft und preßte es an seine Lippen, glühend flammte sein Blick und verkündete der verschämt erröthenden Katharina, daß er aufs Neue bereit wäre, sein Leben für das ihre einzusetzen. — Während Johannas Mund von Dankesbetheuerungen überfloß, vermochte Katharina nur die wenigen Worte zu sprechen: Edler Mathias, es drängte mich, Euch mündlich den Dank eines Mädchens auszusprechen, welches Euch ihr Leben verdankt. — Ich werde Euerer Niemals vergessen! —

Der Blick ihrer schönen blauen Augen blieb innig auf Mathias haften, der verlegen erröthend, erwiederte:

Mein Leben, ich gäbe es willig hin, um euern Eltern ein so holdes Kind zu erhalten. Der Dank, den mir euere Lippen gespendet, lohnt reichlich eine Pflicht, welche jeder Christ — hier stockte Mathias verlegen — gegen seinen Nebenmenschen, wenn dieser in Gefahr ist, ausüben soll . . . Der Gubernator war näher getreten und klopfte dem Sprechenden leise auf die Achsel.

Mathias, bemerkte er, setzt euch . . . Ihr seid mir noch die Schilderung der vollzogenen Rettung schuldig geblieben. — Ihr sagtet gestern, ein Jude wäre dabei betheiligt gewesen, ich ließ nach ihm spähen, Niemand konnte über ihn Auskunft ertheilen, nur die Träger der Bahre sprachen

von einem jungen Juden, der in Gemeinschaft mit Euch Katharina getragen haben soll.

Katharina hatte sich bei diesen Worten aus dem Bette vorgebeugt und die Hand der aufmerksam horchenden Johanna fassend rief sie: Mutter ich entsinne mich — Als ich unten wie aus einem schweren Traume erwachte, traf mein erster Blick einen jungen Mann mit engelsmildem Antlitz, dessen Augen theilnahmsvoll auf mich gerichtet waren, ach sein Blick war so sanft und gut — als ich dann zur Treppe hinaufgetragen ward und nochmals hinschaute nach jener Seite wo er gestanden, war er nicht mehr zu sehen.

Merkwürdig ist es nur, meinte der Gubernator, wie ihr mit dem Juden zusammengekommen sein möget, Mathias — und daß dieser auch den Muth besaß, das schene Thier aufzuhalten — ein Jude! — wie seltsam! —

Es ist so Herr Georg, entgegnete Corvin, und wundert euch nicht, daß Juden der Regungen edler Gefühle fähig sind. In der Beurtheilung dieser Menschen herrscht ein Vorurtheil, wie es zwischen Nationen, zum Beispiele Deutsche und Böhmen, zu bestehen pflegt, nur tritt es den unterdrückten Juden gegenüber schärfer und gehässiger hervor. — Ihr wundert euch, daß ich in diesem Sinne die von aller Welt Angegriffenen und Beschimpften in Schutz nehme, aber mein gottseliger Vater hat es mich nicht anders gelehrt. Auch mein Vater verdankte einem Juden das Leben und hatte seither eine Achtung vor dem Charakter und Edelsinn dieses Juden bewahrt, daß er ihn höher denn manchen Christen schätzte, und wunderbar fügt es sich daß der würdige Sohn dieses Braven auch der Retter Euerer Tochter ward. — Erstaunen spiegelte sich auf den Mienen aller Anwesenden. —

Ich muß Euch nun erklären, auf welche Weise ich die Bekanntschaft des jungen Joseph Imre, so heißt dieser Jude, machte.

Mathias erzählte nun in Kürze sein dem Leser schon bekanntes Zusammentreffen mit Imre, für den er schon als Sohn des ihm bekannten Isak Imre die wärmste Zuneigung empfand, er verhehlte auch nicht das Verhältniß Imres zur Rabbinerstochter und die hiedurch veranlaßte Entfernung. Ich habe, schloß Mathias, nachdem ich mein ferneres Geschick freiwillig euerer Leitung übergeben kein Hehl mehr vor Euch Herr Gubernator und deshalb gestehe ich, daß ich auch dem jungen Juden unter strengster Geheimhaltung einen mündlichen Auftrag an meine Mutter übergeben habe, in welchem ich wahnbefangen, Euch als einen, streng dem überkommenen Befehle huldigenden Mann schilderte aus dessen Gewalt kein Entrinnen möglich sei. Wie übereilt habe ich da gehandelt, und wie glänzend habt ihr meinen unbesonnenen Auftrag Lügen gestraft!

Der Gubernator, welcher gleich den Andern aufmerksam der Erzählung Corvins gehorcht hatte, wurde bei dem Letztgehörten sehr ernst. Eine Pause

war eingetreten, während welcher der Gubernator im Zimmer nachdenklich auf und abschritt. Dann wandte er sich an Mathias, sprechend: Ihr nennt das rechte Wort, unbesonnen habt ihr gehandelt, denn wenn euer Bote sich bald seines Auftrages bei euerer Mutter entledigt, so sind alle meine gütlichen Bemühungen auf Euch die Königswahl zu lenken fruchtlos, dann ist mein Einfluß auf die Gegenpartei vollständig gescheitert; doch vielleicht wird euere Mutter dem Abgesandten keinen Glauben schenken?

Sie wird dem Sohne des alten Isak glauben, sagte Mathias mit gedrückter Stimme und schuldbewußt gesenkten Augen, außerdem habe ich ihm zur Beglaubigung den bei mir verborgen gebliebenen Dolch meines seligen Vaters mitgegeben.

Georg fixirte bei diesen Worten Mathias scharf, er las erst jetzt in des Jünglings Mienen, daß dieser, so wie er heute offen alles erzählte, früher argwöhnisch und mißtrauend gegen ihn gewesen sei und dies verdroß ihn. — —

Glaubt Ihr, fragte er Mathias streng, daß dieser Jude schon von Prag gezogen ist?

Ich weiß es nicht, meinte Mathias kleinlaut.

Dann gilt es dem vorzubeugen, sagte Georg in scharfem Tone.

Er zog die Glocke, und eine Minute später trat der alte Benesch ein. Lasse augenblicklich zwei Mann der Schloßwache heraufkommen, befahl er diesem.

Dem Befehle ward in größter Schnelligkeit gehorcht, und in kürzester Zeit standen zwei stämmige böhmische Krieger ehrerbietig vor ihrem Gebieter.

Eilt, sprach dieser, sogleich in das Judenviertel und forschet nach dem ungarischen Juden Joseph Imre, durchsuchet seine Wohnung, ob er einen Dolch oder Schriften besitzt, die ihr mir sämmtlich bringen sollt und schaffet schleunigst den Juden selbst, hieher auf's Schloß, — sobald er anlangt, verständigt mich davon.

Vergebt, sprach Mathias und sein Gesicht glühte vor innerer Aufregung, vergeßt nicht, Herr Gubernator, daß der Jude Imre mein Freund ist und mit mir der Retter euerer Tochter war. — Der Gubernator zuckte mit den Achseln als wollte er andeuten, daß er es nicht ändern könne, doch wandte er sich schnell zu den beiden Männern: Sorget, daß dem jungen Juden kein Leides geschehe, auch Niemandem der übrigen Juden ein Haar gekrümmt werde, rief er den auf seinen Wink Fortgehenden nach. Hierauf sprach er in milderem Tone zu Mathias:

Mein junger Freund, ich konnte nicht anders, folge mir, ich will dir die Berichte aus Ungarn vorlegen und die Schritte erklären, welche ich in deiner Angelegenheit thun werde; du wirst daraus ersehen, wie nothwendig eine kluge Neutralität dir geboten ist, damit Andere mit besserem Erfolge für dich handeln können.

Ich werde deinen Freund, dem ich immerhin für seinen Muth und seine Aufopferung dankbar sein will, kennen lernen und ihn prüfen, ob er deines Vertrauens würdig war. — Jetzt müssen wir uns ohne Zeugen sprechen, darum komme ins erste Zimmer. —

Der Gubernator wollte das Gemach verlassen, als Katharina rief: Bist du böse Väterchen, daß du mich ohne Kuß verlassest . . . Der zärtliche Vater eilte auf diese Mahnung zum Bette und willfahrte ihr. Ich bitte, sprach die kleine Schmeichlerin, schicke dann den guten Mathias wieder herein, er soll mir noch mehr von seinem Freunde und dessen Liebe erzählen, und sie klatschte dabei freudig in die Hände. — Es soll geschehn, sprach lächelnd der Vater und blickte bedeutsam auf seine Gemahlin, die in stiller Freude bald Mathias, bald Katharinen betrachtete.

Die Eltern waren seit gestern im Einverständniße, daß dereinst die Beiden ein Paar bilden sollen und die Zuneigung der jungen Leute freute sie deshalb. Mathias aber folgte, gespannt auf die Kunde aus dem fernen Heimathlande und die Berichte seines väterlichen Freundes Georg, diesem in das Arbeitszimmer.

VI.

Ein Schreckschuß im Ghetto.

Imre hatte sogleich, nachdem Katharina unter ärztlicher Pflege in das Schloß gebracht wurde, sich auf den Rückweg begeben; ihm genügte das Bewußtsein, ein Menschenleben gerettet zu haben, und er wollte nicht erst einen Dank abwarten, der ihm gegenüber in Geld oder Geschenken geleistet worden wäre, womit man sich mit dem Juden abgefunden geglaubt hätte. Wäre aber in diesem Augenblicke Jemand vor unseren Bachur hingetreten und hätte ihm Tonnen Goldes als Bezahlung für die Rettung Katharinens angeboten, er hätte sie zurückgewiesen. —

Heute habe ich, dachte er, gezeigt, daß ein Jude auch Muth besitzt, daß er auch sein Leben für den Nebenmenschen zu opfern bereit ist, ich habe dadurch „Mekadesch haschem“ [1]) gewesen, und Keiner in der Welt kann mir dieses bezahlen. — — — —

Wie aber, wenn meine Kraft versagt hätte, und das scheue, wüthig starke Thier uns Alle in die Felsschlucht hinabgeschleudert hätte?

Großer Gott! rief er und streckte beide Hände gegen den Himmel „Mees Haschomajim hoissoh soos hi nifloos beenenu“ [2]) In diesem Augenblicke hing meine Zukunft, mein Leben, und — meine Liebe in der Hand des Allmächtigen, in welcher der „Odem alles Lebenden“ ist.

---

[1]) Den Namen unseres Gottes verherrlicht. [2]) Vom Himmel war dies bestimmt wundervoll ist es in unsern Augen. (Psalmen.)

Jetzt stand er stille in feierlicher Andacht, seine Lippen regten sich nicht und doch betete er. Die Seele konnte das Lob und den Dank für ihren Schöpfer nur denken, empfinden, aber nicht aussprechen, das Herz wallte höher und in solchen erhabenen Momenten versagt die Sprache; es ist eine Verzückung, die der Mund nicht wiederzugeben weiß. —

Und als dieser Tribut seinem Schöpfer dargebracht war, eilte er mit schnellem elastischem Schritte der Ueberfahrt und seiner Wohnung zu.

Heute noch wollte er sich reisebereit stellen, obwohl seine eigentliche Abreise erst übermorgen stattfinden konnte, denn er hatte noch heute Nacht und am morgigen Tage die „Jahrzeit" seiner Mutter zu feiern, für ihn ein Tag der Trauer und beschaulicher Rast.

Jahrzeit ist die stille Feier der Erinnerung an ein durch den Tod entrissenes Familienglied, da ruft der gläubige und selbst der ungläubige Jude in sein Gedächtniß das Wirken und Leben des Verstorbenen, und ein neuer Jahresring bildet sich an der Trauerweide, die er in geistigem Sinne seinem Angedenken gepflanzt hat. — —

Daß besonders der Jude mit Pietät diesen Gedenktag begeht, dessen Feier ihm weder durch schriftliches noch durch mündliches Gesetz geboten wurde, liegt in dem Grundzuge, der in dem Familienleben des Israeliten vorherrscht und in den ethischen Anschauungen desselben wurzelt. —

Der Gott Israels, der in dem Namen der „Väter" sich den Patriarchen offenbarte, hat in seiner erhabenen Lehre das Gebot kindlicher Ehrfurcht verkündigt und seitdem betet der Israelit zu dem Gott der „Väter und Ahnmütter" und segnet mit dem Angedenken an diese sein Kind, er wünscht diesem, wenn es hinauszieht aus dem Vatershause, daß ihm das „Sechus [1]) seiner Ahnen" beistehe und wird es aus Gefahren errettet, so dankt dieses Kind Gott und dem „Sechus" — das ihm beigestanden.

Eine ostensive Feier gibt es an diesem Tage nicht in der Synagoge; der Jahrzeiter pflegt nur vorzubeten und verherrlicht in dem „Kaddisch" [2]) den allgütigen und allmächtigen Hüter Israels. — Von der Synagoge heimgekehrt, beginnt die wahre Feier, die Herzenstrauer daheim; jeden Gedanken an irdische Lust bannend, zündet er das „Neschomalicht" [3]) an, welches fortbrennt bis Jahrzeit und Licht erloschen ist. —

Die alten Weisen haben allegorisch die Seele und die Lehre dem Lichte verglichen. Wie sinnreich und zutreffend! Die „Seele" empfängt von der „Lehre" die Gluth, und jene beleuchtet diese. Was wäre die „Lehre" ohne die „feuerige" Begeisterung der „Seele" und wohin geräthe Letztere, wenn die „Lehre" nicht die „Feuersäule" in der Wanderung im Leben bilden würde. —

— — — — — — — — — —

[1]) Verdienst. [2]) Seelengebet. [3]) Seelenlicht.

Imre war aus der Altneusynagoge nach Hause gegangen. Auf dem Wege überkam ihn das Gefühl unbeschreiblicher Wehmuth, er fühlte sich heute verwaister denn je — was in der Welt kann uns eine Mutter ersetzen!

Noch heute, seit vierzehn Jahren konnte er sich ihrer geliebten Züge erinnern, er sah sie vor sich wie damals, als sie von dem Krankenbette sich erhoben hatte und ihren zehnjährigen Knaben küßte, dann wieder hüstelnd auf das Lager zurückfiel. — Wie manches scheinbar Unbedeutende bleibt aus der Jugendzeit so unvergeßlich und vibrirt noch in spätesten Zeiten, gleich der Aeolsharfe in sanftem Nachhalle, wenn der Hauch der Erinnerung darüber gleitet. —

Der zehnjährige Knabe Imre weinte und wurde entfernt, und als er Abend wieder in das Zimmer durfte, sah er den Vater blaß und abgehärmt neben den andern Männern um den Tisch sitzen und in den Büchern lesen. In der Ecke dort war eine Umzäunung aus weißen Linnen gebildet, und aus derselben flammte es feenhaft und unheimlich. —

Neugierig schlich er unbemerkt unter die Umgürtung, und da lag sein Mütterchen in so tiefem Schlafe; ein Lämpchen zu ihrem Haupte, das einen gar seltsamen Schein verbreitete, ließ den starren aber friedlichen Ausdruck ihrer Gesichtszüge schärfer hervortreten, und doch erschrack er mächtig da er das Händchen auf ihre Stirne legte, die war so kalt — eisig kalt, daß aus seiner gepreßten Brust ein Schrei sich losrang — — dann kam der Vater herbeigestürzt und nahm ihn auf die Arme, ach eine heiße Zähre rollte aus des Mannes Auge auf das bleiche Gesicht seines Sohnes. —

Er war dem Vater allein geblieben, sein Liebling, seine Hoffnung — in einigen Wochen hoffte er ihn wiederzusehn; nicht als Rabbi kam er zurück — des Vaters Hoffnung ward nicht erfüllt, denn sein Lehrer hieß ihn scheiden, er wußte es wohl weshalb — weil er seine Tochter liebte und ob seiner Anschauungen dem Vater verhaßt war; die Liebe zu Hanna konnte er nicht aus seinem Herzen reißen das fühlte er wohl, aber die Ansichten des Rabbi, warum vermochte er nicht selbe aufzunehmen, hatte der alte Mann etwa Unrecht? Nein — antwortete es in ihm.

Welcher Goi hat sich heute um den Juden gekümmert, der die Tochter des ersten Mannes in Böhmen gerettet, wie verächtlich haben ihn selbst die gemeinsten Diener im Schloße angesehen, als ob seine Berührung den Leib der Bewußtlosen entweiht hätte. —

Darin konnte er seinem Meister nicht Unrecht geben — aber er entschuldigte den Haß des Goi. — —

Hörte und sah es dieser jemals anders von seinen Eltern, seinen Lehrern, ja selbst von seinen Priestern? —

Wegen einiger Glaubenssätze hatten dieselben Gojim erst vor wenigen Jahren einander bis aufs Blut verfolgt — und gegen den Juden sollten sie liebreicher sein? — —

Es thut noth, daß Einer aus unserer Mitte ihnen entgegenträte: Seht, ich bin ein Jude, und fühle und denke ein menschlich Fühlen und Denken gleich dem Euern — Euere Eltern sprachen wahnbefangen, euere Lehrer lehrten falsch und euere Priester — haßen uns. — Gelänge es durch Wort und That dieses zur Geltung und Ueberzeugung zu bringen, so wäre ein geistiges Erlösungswerk im Sinne jenes Propheten vollbracht, welcher sprach: „Ist nicht ein Vater über uns Allen, hat nicht Ein Gott uns geschaffen? Warum streitet Bruder gegen Bruder?“ —

Diese Idee, das erhabene Idol eines begeisterten Gemüthes, für das er sein Herzblut hingegeben hätte, vermochte er nicht zu opfern. — Lieber fort in die Heimath! In der Stille, im kleinen Kreise dafür wirken, nicht als Rabbi, aber als Jude, mit dem Glauben an eine dereinstige Erlösung der Menschheit im Innern! —

Und Hanna, die ihn so rein und unschuldig liebte; er wollte starken Gemüthes ihr entsagen, sie bitten an ihn zu vergessen, da ihre Pfade von nun an schieden. — —

Unter diesen Gedanken hatte Imre die Wohnung und sein Gemach erreicht, aus einer Nische holte er eine Wachskerze, schrieb auf einen schmalen Papierstreifen in zierlicher Quadratschrift den Namen seiner verewigten Mutter, wickelte ihn um das untere Ende der Wachskerze und zündete diese an. — Ein anderes Licht — das Jahrzeitlicht darf man nicht benützen — hatte er auf den Tisch gestellt, zu welchem er sich setzte und in dem Mischnajoth zu lernen begann. —

So brachte er den größern Theil der Nacht zu, erst nach Mitternacht der Ruhe pflegend. —

Zeitig des Morgens erwachte er und ging zur Morgenandacht. Nach derselben nahm er keinen Imbiß zu sich, er fastete heute, wie es zur Jahrzeit Sitte ist.

Durch das geöffnete Fenster ward das trauliche Rauschen der Fliederbäume des Beth Chaims vernehmbar und gemahnte ihn an das Grab der Mutter, das er heute besucht haben würde, wäre er daheim gewesen. —

Ich will auf das Beth Chaim gehen, sprach er leise vor sich hin, es liegen auch Mütter unten, die früh ihren Kindern durch den Tod entrißen wurden, es liegt ja die selige Rebezin, Hannas Mutter, auch dort. —

Die Trauer hat auch ihren geheimnißvollen Reiz, und gerne versenkt sich das menschliche Gemüth, während solcher Stunden in die Gedanken des Todes und der Verwesung des Leibes, um erhebenden Trost in der Erinnerung an ein Jenseits zu gewinnen. —

Imre folgte diesem Zuge, er ging hinunter, öffnete die Pforte und schritt hinaus auf die Gräberstätte.

Wie still war es dort, so recht wohlthuend für ein trauerndes mit der Welt unzufriedenes Gemüth . . . .

Alle die Schläfer unter seinen Füßen hatten auf der großen Wahlstätte des Lebens gekämpft, gerungen und gelitten, bis ein höheres Geschick sie abrief und friedlich in der Mutter Erde Schooß bettete . . . .

Gleicht der Mensch nicht der Lerche, die in der Ackerfurche mühselig nistet, von dem Staube der Erde befleckt wird, bis sie sich erhebt und in den weiten Himmelsraum fliegt — empor zum schöneren Morgenroth! —

Gelobt seist Du gerechter Richter, so schloß Imre jenes Gebet, das der gläubige Jude beim Eintritte in den Friedhof sprechen soll und zog sinnend weiter, bis er an eine Grabsteingruppe gelangte, die gegen die andern, ohne Symmetrie und vereinzelt stehenden Denkmäler schon deshalb abstach, weil eine absichtliche Aneinanderreihung nicht zu verkennen war. — Imre kannte diese Gräber wohl, das waren jene stummen und doch so beredten Zeugen, an welche der Rabbi, gegen seinen Vortrag, den er an der Tafel gehalten, apellirt hatte.

Da lag unter den mächtigen viereckigen Steinen der Vater des Rabbi Pinchas, Rabbi Jonathan und der damalige Roschhakohol; unter den kleinern angereihten Steinen die andern Opfer jenes unglückseligen Passahtages. — —

Hat wirklich, frug sich Imre bei diesem Anblicke, ihr Schma Jisroel, ihr letzter Todeskampf keine Wirkung auf ihre Mörder gemacht, konnten diese sich weiden an ihrer grausigen Missethat, wie mein Rabbi meinte? —

Nein, tönte es als Antwort in seinem Innern, der Mensch hat nicht die Natur des Wolfes und der Hyäne; in dem niedrigsten Auswurfe dieses wüthenden Pöbels, mußte nach den Stunden der Wuth die nagende Reue, das anklagende Gewissen laut geworden sein — ein wildes reißendes Thier ist noch kein Mensch geworden. — Wer weiß, ob dieses Gewissen nicht so manchen Kain unter ihnen, der seinen Bruder erschlagen, unstät und flüchtig, ohne innere und äußere Ruhe in die Welt hinausstieß. —

Mein Rabbi hieß mich die Mazewes; [1]) die kalten Steine lesen — ich aber lese in dem fühlenden menschlichen Herzen. —

Eine silberklare Stimme rief seinen Namen und weckte ihn aus seinem Nachdenken; sie tönte von der Höhe. Er blickte aufwärts. Aus einem Fenster blickten zwei wohlbekannte Frauengestalten auf ihn nieder — die alte Magd Zipora und Hanna — — letztere war es, die ihn beim Namen gerufen. —

Guten Morgen! rief er ihr zu. Nur dieser und der nächste Tag verleiht mir einen guten Morgen in deiner Nähe, Hanna, dann wird es

[1]) Grabsteine.

Nacht in meinem Herzen, weil darin die Hoffnung auf deinen Besitz erlöschen muß. —

Warum, Geliebter, entgegnete Hanna, und leichte Bläſſe überflog ihr Antlitz, gibſt du dieſe Hoffnung auf, haben wir uns nicht Treue angelobt? — und eher iſt noch meines Vaters ſtarrer Sinn zu ändern, als daß je meine Neigung zu dir wankend würde — Heute noch, will ich mich zu den Füßen meines Vaters werfen, will zum letztenmale meine Bitten an ihn wenden, will —

Ein die Aufmerkſamkeit der Frauen ablenkender Vorgang ließ die Beiden im Zimmer ſich von dem Fenſter zurückziehen —

Der horchende Imre blieb noch eine kleine Weile unten ſtehn, bis Hanna wieder an dem Fenſter erſchien. Ihr ganzes Weſen ſchien unter ungemein heftiger Aufregung zu zittern, eine fieberhafte Anſpannung aller Gefühlsnerven erſchütterte ſie. —

Imre! — Krieger — man ſucht dich — rief ſie ſtoßweiſe mit angſtgepreßter Stimme. — —

Dieſer war einen Augenblick ganz erſtaunt, er wollte hinaufeilen in die Rabinerswohnung und lief dem Ausgange des Beth Chajims zu. — Als er die Thüre geöffnet, ſah er kleinere Gruppen Menſchen vor derſelben ſtehen, welche, als ſie ihn erblickten, ein „da iſt er, da iſt Imre“ riefen und auf den betroffen vor ihnen Stehenden zueilten. —

Wir wollen dem Leſer erzählen, was während der Zeit, in welcher Imre auf dem Friedhofe weilte, außerhalb desſelben im Ghetto vorging.

Unſer alter Bekannte Salme Klineberg, ſtand beim Ghettothore neben ſeinem guten Freunde dem Meſchores und erging ſich, der redſeligen Zunge die Zügel ſchießen laſſend, in allerhand Biographien und Charakterſkizzen einzelner Ghettobewohner, aber nicht immer, wie es gewöhnlich bei Biographien zu ſein pflegt, von der „guten Seite“ ſchildernd. —

Was ich euch ſagen muß, Feiwel, redete er dieſen an, mit Roſchhakohols Meier geht etwas vor, der Alte will doch den Powel [1]) los werden und läßt ihn antragen — meint ihr wem? — des Rebbes Tochter Hanna, der ſchönſten Maad der Kehille.

Muß ſolch ein Schofel ſo großes Maſel haben, meinte Feiwel, unwillig mit der Hellebarde auf die Erde ſchlagend.

Nun er hat das Maſel noch nit, warf Salme dazwiſchen ein, ihr wißt daß ich eine gute Rieh [2]) und Schmieh [3]) hab' und ſo hab' ich richtig herausgetippelt, was für Larmes beim Rebbe vorgefallen ſein. — Der Rebbe wär für den Schidduch, nur die Tochter will durchaus nit, nit allein, weil Meier ſo eine miße Brie [4]) iſt, ſondern auch weil ihr ein ganz anderer und ich muß ſagen, ſchöner und braver Menſch gefällt. —

[1]) ſchlechte Waare. [2]) Geſicht. [3]) Gehör. [4]) häßliches Geſchöpf.

He was sagt ihr, was ich für ein Chochem bin, wie ich das herausgebracht hab' „Venowi lewaw chochmoh“ [1]).

Wenn Salme zu Leuten von dem Kaliber Feiwels kam, liebte er es mit aufgeschnappten Bibelcitaten um sich zu werfen, um dadurch zu imponiren. — Diesmal hatte er gedachten Zweck nicht erreicht, Feiwel brannte vor Neugier den Namen jenes Glücklichen zu kennen, und ward durch dieses davon abschweifende Selbstlob und Citat Salmes ärgerlich. —

Was wollt' ihr damit sagen, brummte er, in dem Posek [2]) steckt doch der schöne brave Mann nicht, den Hanna will.

Nu Feiwel, ich hab' dir nur sagen wollen, daß ich mekoach sechel [3]) rathe, wer es ist — — — aber halt, was ist das, rief plötzlich Salme, schob das Barret in die Höhe und legte eine Hand flach vor die Stirne, um das weitausspähende Auge vor den Sonnenstrahlen zu schützen. — Der Meschores, hiedurch aufmerksam geworden, lehnte eine Leiter an die Mauer und kletterte hinauf, um besser jenes merkwürdige Object zu erspähen, dessen Anblick einen Salme zum Schweigen bringen konnte.

Immer näher schritten zwei Männer dem Ghetto zu, in den Sonnenstrahlen funkelten ihre Picken, hinter ihnen sah man noch einen baumstarken Menschen, ein mächtiges Ruder quer über die Achsel tragend. Als die Umrisse der Nahenden ihren Augen kennbarer wurden, rief Salme seinem Freunde zu:

Feiwel, das ist nit umsonst, wie kommen die Balmilchomes [4]) zu uns und noch dazu Jossel Schiffer hinter sie, das muß was bedeuten. — Ich werde Lärm schlagen, und es drin melden. —

Spornstreichs lief Salme fort, den Freund Feiwel, der inzwischen von der Leiter herabstieg und mit der Hellebarde in respectvoller Position sich aufstellte, allein auf seinem Posten lassend. —

Salme that wirklich alles Mögliche, um Allarm zu schlagen, die Zahl der gemeldeten Bewaffneten war, weil Salme sie nicht bestimmt angab, lavinenartig angewachsen und Legion geworden; Neugierige in großer Menge umstanden die Altneuschule, und einzelne Fleischhauergesellen mit geschliffenen Äxten unter der blutigen Schürze, hatten sich bei dem gegenüber befindlichen Friedhofe postirt. —

Man war freudig enttäuscht als blos zwei bewaffnete Söldner in Begleitung des jüdischen Fährmanns, den sie als Wegweiser mitgenommen, sichtbar wurden.

Mosche der Roschhakohol ging diesen muthig entgegen, durch die Gegenwart des starken Jossel Schiffer sichtlich beruhigter. — Was wünschen die Herren? frug er, leicht das Barret lüftend.

---

[1]) Das kluge Herz ist ein Prophet. [2]) Sprache. [3]) Mit Hilfe der Vernunft. [4]) Soldaten.

Wir kommen im Auftrage des Gubernators, sagte Einer hervortretend, und sollen schleunigst den ungarischen Juden Joseph Imre in Gewahr nehmen.

Der Roschhakohol schaute etwas verdutzt drein; „was hat Imre verbrochen, daß man ihn gefangen nimmt?“ frug er sich, und sein Staunen verwandelte sich in Neugierde.

Wir haben auch den strengen Auftrag, nahm der Söldner das Wort als er sah, daß der Roschhakohol eine Weile sprachlos blieb, die Wohnung des Imre durchzusuchen und Verdächtiges mitzunehmen und es bleibt uns keine Zeit zu warten.

Der Sohn des Roschhakohols, Meier hatte sich inzwischen durch die Menge wie ein Aal durchgewunden und rief mit schwacher piepender Stimme: Ich weiß — wo Imre wohnt und werde die Herren führen. — Den zornig funkelnden Blick des Vaters, der ihn jetzt traf, wenig beachtend, stellte er sich den Bewaffneten voran und führte sie zu dem Rabbinershause. — Jossel Schiffer aber schrie so laut, daß es der Roschhakohol hören konnte: Halt's mich zurück Leut, daß ich nit dem Mosserer [1]) einen Schlag mit mein Ruder geb', daß er liegen bleibt, wie ein Hund. Meinetwegen hätten sie den ganzen Tag nach Imre suchen gekönnt, und man hätt' ihn inzwischen mazil [2]) gewesen, wenn der Schofel [3]) Meier nicht gekommen wäre.

Es verbreitete sich ein Gemurmel des Unwillens über Meiers Benehmen unter dem Volke, und der Roschhakohol hielt es für angezeigt, um seiner Würde nichts zu vergeben, nach Hause zu gehn, innerlich tief betrübt über die Charakterlosigkeit seines Sohnes.

Meier, ein Ausbund raffinirter Bosheit, schwelgte in Wonne, wenn ihm Gelegenheit zur Ausübung derselben gegeben wurde, und heute, wo der rechtschaffene Imre — der im Ghetto ebenso beliebt als Meier verhaßt war, und gegen den Letzterer schon deshalb Haß empfand, — wie es schien in die Tfise [4]) geführt werden sollte, war er freudig bereit, den Soldaten in Aufsuchung des Opfers behilflich zu sein. — —

Wir sehen wie Recht Hanna hatte, als sie sagte, daß Meier auch nicht der Ärmsten des Ghettos würdig sei. —

Wider Erwarten traf man Imre nicht in der Wohnung, der Rabbi ward geholt, und wir müßen gestehen, daß er sehr erschrack, als er vernahm, Imre solle weggeführt werden; er bot den Kriegern ein bedeutendes Geldgeschenk an mit der Bitte Imre schonend zu behandeln, doch diese verweigerten die Annahme. Sie beschloßen in Imres Wohnung, bis zu dessen Heimkunft zu warten und begannen unterdeß mit der Durchsuchung des Zimmers. — Meier ging noch nicht, sondern hatte sich ungenirt auf einen Sessel gesetzt, den Verlauf der Durchsuchung neugierig verfolgend. Der

[1]) Denuzianten. [2]) gerettet. [3]) Bösewicht. [4]) Gefängniß.

Rabbi eilte bestürzt zu Hanna in das Zimmer, setzte sie von dem Vorfalle in Kenntniß, und sie theilte es auf der berichteten Weise, vom Fenster aus, Imre mit.

Als dieser aus dem Beth Chaim heraustrat und die Rufe der Umstehenden vernahm, welche erstaunt waren, ihn hier zu finden, stand er einige Augenblicke betroffen. — Jossel Schiffer und Salme eilten auf ihn zu und riefen: Lemaan Haschem [1]) geht plete [2]), versteckt euch, wir werden schon sorgen, daß euch die Balmilchomes nicht finden.

Es wirbelte in Imres Kopfe, und fahle Blässe überflog sein Antlitz; nach einer Pause sprach er gefaßt und mit leiser, bewegter Stimme: Beruhigt euch Freunde, ich bin mich keiner Schuld bewußt, es wird ein Mißverständniß sein, das sich bald aufklären wird. —

Halt Imre, rief Salme, mir ist eingefallen, es wird vielleicht eine Messire [3]) sein von dem schickrn Orel, den ihr vor einem Chodesch [4]) niedergeschlagen habt, der Rebbe hat sich immer gefürchtet —

Nein, guter Salme, unterbrach ihn Imre kopfschüttelnd, ich bin gewiß, daß meine Verhaftung nur auf einem Irrthume beruhet; ich gehe ruhig hinauf.

Festen Schrittes ging er in das Haus, und seine Wohnung erreichend, sah er gleich beim Eintritte Meier, der aus einer Schublade des Tisches einen Dolch herausgezogen und lange, das auf goldenem Knaufe befindliche Wappen, einen Raben, der in seinem Schnabel einen goldenen Ring trug, betrachtet hatte. —

Da ist er, sprach Meier aufblickend und auf den Eintretenden deutend zu den Söldnern, die ein ganzes Bündel Schriften zusammengestöbert hatten.

Imre schritt auf Meier zu, in der Absicht, ihm den Dolch wegzunehmen, wurde aber hieran durch die Söldner gehindert, welche ihm in den Weg traten und ihm erklärten, daß er ihr Gefangener sei.

Ich gehe mit euch, ihr braucht keine Gewalt anzuwenden, sprach Imre — eine Ruhe erkünstelnd, die gewiß nicht in seinem Wesen lag — nur lasset mich zuvor diesen Dolch, der weder mein noch dieses Mannes Eigenthum ist, in Verwahrung bringen.

Einen Dolch, rief der Eine, wir erhielten auch Befehl, diesen mitzunehmen, und schnell ging er auf Meier zu, nahm ihm den Dolch aus der Hand, und steckte ihn in seinen Gürtel. — —

Ich und Mathias sind verrathen oder belauscht worden, dieser aufhellende Gedanke schoß durch Imres Hirn; einen Augenblick dachte er an Flucht, dann den Kopf gegen die Brust neigend, schien er über sein ferneres Verhalten nachzusinnen. —

In diesem Augenblicke ward die Thüre geöffnet, und der Rabbi trat herein, an seiner Hand Hanna, die blaß und feuchten Auges bei der Thüre stehen blieb. —

[1]) Um des Himmelswillen. [2]) auf die Flucht. [3]) Denuziation. [4]) Monat.

Wie mächtig mußte ihre Liebe zu Imre sein, daß sie ihrem schreckdurchtobten Innern gebieten konnte und ihre Gefühle bei dem ergreifenden Anblicke eines Geliebten, der wie ein Verbrecher gefangen genommen wird, zubezwingen vermochte, um seinem Scheiden, vielleicht für immer, beizuwohnen. — Wie unergründlich und stark sind die Gefühle eines liebenden weiblichen Wesens! — —

Imre, sprach feierlich Rabbi Pinchas auf diesen zuschreitend, „Dine malchusse dine“ [1]). Ich kann dir nicht schildern, wie leid es mir thut dich in der Tfise zu wissen. „Kol Jisroel orovim seh baseh“ [2]), obwohl ich dich als rechtschaffenen guten Menschen kenne, ist es doch dein schwärmerisches Wesen, deine Heißblütigkeit, die mich nicht allein für dich, sondern sogar für die ganze Gemeinde zittern lassen. —

Bekenne offen, frei, wenn du derart gefehlt hast, vielleicht droht ein Unglück der Gesammtheit der Gemeinde und wir sind durch dein Bekenntniß im Stande, es noch bei Zeiten abzuwenden. — —

Rabbi, klang es zitternd von Imres Lippen, seid unbesorgt, die Gemeinde hat nichts zu fürchten — wie ich vermuthe, ist meine Gefangennahme im Zusammenhange mit der Weise, wie ich in den Besitz dieses Dolches gelangte, der in dem Gürtel jenes Kriegers steckt, doch seid versichert, daß ich zu keiner sträflichen That verleitet wurde, seid von meiner Unschuld überzeugt. — Und jetzt bitte ich euch mein Lehrer und Meister benscht mich, ich wollte um euern Segen auf meine morgige Abreise bitten — und heute gehe ich einem andern Verhängniße entgegen — doch über uns Alle waltet Gott! —

Er neigte sein Haupt vor dem Rabbi, der gerührt den Segen des sterbenden Patriarchen Jakob über ihn sprach: „Der Engel, der mich behütet vor allem Bösen“ etc.

Einen wehmutsvollen Abschiedsblick tauschte noch Imre mit Hanna aus, deren thränenumflorte Augen nur auf ihn gerichtet waren, worauf er sich an die Krieger wandte und mit den Worten „Gehen wir“ in ihrer Mitte festen Schrittes das Gemach verließ. — —

Meier, der während des ganzen Vorganges stille dageseſſen, erhob sich und schlich den Abgehenden nach. —

Der Rabbi aber mochte wohl in seinem Innern einen Vergleich zwischen dem freien Meier und dem gefangenen Imre angestellt haben, der nicht zu Meiers Gunsten ausgefallen sein konnte, denn der Rabbi würdigte ihn weder eines Blickes, noch eines Wortes. —

Bleich und erschöpft kehrte Hanna in ihr Stübchen zurück. Bis hieher hatten ihre Kräfte sie noch getragen, bewußtlos fiel sie nun in die Arme der guten Zipora, welche die Ohnmächtige zu Bette brachte, und sie nach

---

[1]) des Herrschers Wille ist Gesetz. [2]) Ganz Israel ist Bürge Einer für den Andern.

langer Bemühung durch kalte Waschungen die Lebensgeister in den zarten Körper zurück rief. —

Eine Viertelstunde später, Hanna hatte das Bett verlassen und saß ausruhend bei Tische, ward an die Thüre gepocht, und herein trat — Salme Klineberg.

Nicht verstört soll weiter Euer Haus werden, rief er beim Eintritte. Ist das ein Zaar,[1]) so ein feiner choschuwer Mensch wird weggeführt, die ganze Jüdengass' trauert darüber! Indessen hoff ich zu Gott, es wird ihm nicht schlimm gehn, ich weiß schon wo er hinkömmt. —

Sagt, redet! tönte es hastig aus beider Frauen Munde.

Er kömmt aufs Schloß auf ausdrücklichen Befehl des Gubernators. Wie die Balmilchomes vor meiner Schenk' gegangen sein, hab ich sie gebeten ein Glas Wein auf die Gesundheit unseres Gubernators zu trinken, und hab es gleich eingeschenkt, darauf hab' ich dem Einen schön gethan, hat er mir es gesagt, und auch daß Befehl ist, ihn schonend zu behandeln und Imre gleich vor den Gubernator zu führen. —

Gott sei gelobt und gedankt, rief Hanna, einen Verbrecher führt man nicht vor dem Statthalter — wie dank ich euch, guter Salme. —

Ihr seid ein großer Baldower[2]) rief Zipora.

Salmes Wesen bähte sich vor Freude über die ihm gewordene Anerkennung, dann rückte er das Barret zur Seite und nahm behäbig auf einem Sessel Platz, sprechend:

Jetzt wißt ihr noch nicht alles, was Salme Klineberg im Stande ist, Kinder! Morgen gehe ich ins Schloß, ich habe dort große Kundschaft, erstens den Schloßvogt und dann einen alten Orel, einen großen Chew Jisroel[3]), das ist ein feiner Mensch, der hat mich gefragt, ob noch Abkömmlinge von denen, welche bei der große Harige[4]) vor sechzig Jahren umgekommen seien, existiren, die arm sind und hat mir 2 Dukaten zur Vertheilung an sie mitgegeben, die ich dem Roschhakohol richtig gebracht hab. —

Der Orel gilt viel beim Herrn Georg, da werd' ich alles gewahr werden, und gleich Morgen. —

Salme, rief Hanna entzückt, ihr seid ein Malech[5]) an Güte, und die kann euch deswegen nur Gott bezahlen — wenn ihr mir gute Nachricht von Imre bringt, und Purpurröthe überflog ihr — vor kurzem noch blasses, Antlitz — dann will ich euch ein schönes neues Barret machen lassen und selbst eine prachtvolle Stickerei daran anbringen. — Wenn ich hinaufgehe, thue ich es leschem Mizwe[6]) antwortete Salme, es betrifft doch eine jüdische Neschome, dann werd' ich von euch auch Grüße an Imre ausrichten, nicht wahr, mein schönes Kind? und um sein häßliches Gesicht zog ein schelmisches Grinsen. — —

[1]) Kummer. [2]) Genie. [3]) Judenfreund. [4]) Gemetzel. [5]) Engel. [6]) eine Ausübung edler Pflicht.

Ja, hauchte Hanna, thut dies, und sie reichte ihr Händchen Salme, das dieser herzlich drückte und sich empfahl.

VII. Das Verhör.

Mathias Corvin ward von seinem neugewonnenen väterlichen Freunde über die Verhältniße in seinem Heimathlande genügend aufgeklärt. — Georg ließ ihn erkennen, daß eine ehrgeizige Gegenparthei in Ungarn sich gebildet habe, welche den Bestrebungen Elisabeth Hunyadis, die Krone ihrem Sohne zu gewinnen, entgegenarbeitete, und die sogar nicht davor zurückscheute, die Hilfe des fremden Georg von Podiebrad für ihre Zwecke anzurufen. — „Es gilt," sprach dieser zu Mathias, „jene Parthei in der Meinung zu belassen, daß ich ihren selbstsüchtigen Plänen förderlich sein werde; es dürfen daher nicht im Mindesten die innigen Beziehungen, in denen wir zu einander stehen, offenkundig werden, die Staatsklugheit verbietet dies; ich muß euere Gegner bis zum letzten entscheidenden Momente hinhalten, bis sie zu spät enttäuscht, euerer Parthei werden weichen müßen. Aus diesem Grunde könnet ihr leicht ermeßen, wie sehr es euerm eigenen Interesse zuwiderläuft, wenn euere Botschaft nach der Heimath gelangte; denn selbst euere Verwandten, wie ihr euch aus den vorliegenden Schreiben überzeugt habt, denken so niedrig, daß sie euern Ansprüchen entgegentreten.

Wie klein erscheine ich mir selbst in meinen Augen, rief Mathias begeistert aus, neben solcher Größe und Weisheit wie die Euere, hoher Herr, wie unwürdig fühle ich mich der Großmuth des Mannes, der mein Geschick in Händen haltend, so edelmüthig die eigenen Vortheile verstößt, um den Gefangenen aus dem Staube zu erheben! —

Wahr und warm gefühlt, waren die Worte so aus Mathias Munde kamen — und Podiebrad, der Menschenkenner, entgegnete, den Jüngling in seine Arme schließend:

Wenn ich einen Dank von dir verlange, lieber Mathias, so ist es der, daß du mich nicht mehr „hoher Herr" nennen sollst, — zwischen uns höre jeder Rangesunterschied auf — vergesse, daß ich der Machthaber in Böhmen und du mein Gefangener bist, — sei das Kind, dem ich väterlich rathe noch bei mir zu weilen, bis die Bahn geebnet ist, auf welcher es ohne Gefahr vorwärtsschreiten kann, und — sei dann mein Freund!

Georgs Auge blickte mit unwiderstehlicher Güte auf Mathias, der sich überschwänglich beglückt fühlend, nur die Worte stammeln konnte: „Mein Vater, — Freund" — und lange in der Umarmung Georgs ausharrte. —

Die Thüre des Zimmers öffnete sich jetzt, und Rokyzana, welcher freien Eintritt bei Georg hatte, blieb an der Schwelle vor Staunen wie angewurzelt haften, zwei Menschen in freundschaftlichster Umarmung gewahrend

von denen er vermeinte, daß sie nur als Gegner einander gegenüber treten könnten. — —

Sein kluger Geist ließ ihn gleich das Entstehen und die Wirkung der gegenwärtigen Situation erfassen und mit freundselig lächelnder Miene auf die Beiden zugehend, welche seinen Gruß erwiedernd, ihm entgegenschritten, rief er: Ei schaut, da schließt Ungarn und Böhmen ein Bündniß, welches das Beste für die Zukunft hoffen läßt; wahrlich, wenn ich nicht schon die Ehre genöße euer Freund zu sein, Herr Georg, ich würde euer Feind werden, ihr nähmet mich gefangen, und als Gefangener würde ich sodann auch euerer Freundschaft theilhaftig werden. —

Da ziehe ich es denn doch vor, meinte Georg auf den Scherz eingehend, daß ihr stets mein bewährter Freund bleibet und auch nicht einen Augenblick mein Feind werdet. — Diesen, fuhr er lächelnd fort auf Mathias deutend, mußte ich mir freilich erst in der von euch angedeuteten Weise, gewinnen. —

Und nunmehr, an der Seite eines alten weisen und eines jungen thatkräftigen Freundes, fürchte ich keinen Feind in der Welt mehr. —

Immerhin gratulire ich Euch zu dem Neugewonnenen, entgegnete der Priester, der weiseste Rath bedarf stets eines energischen Armes, der ihn ausführt, und der muthige Mathias, welcher gestern erst euere Tochter vom Tode rettete, besitzt einen solchen. — Euer Freund sei auch der meinige. —

Rokyzana reichte dem Jünglinge die Hand, welche dieser mit dankender Verneigung warm drückte. —

Jetzt meine Lieben, nahm Rokyzana das Wort, will ich euch mit dem eigentlichen Zwecke meines Hierseins bekannt machen. Ich kam her, um euch eine große Neuigkeit, eine Erfindung des menschlichen Geistes zu zeigen, welche bestimmt ist großen Einfluß auf den geistigen Entwicklungsgang der Nationen und Confessionen auszuüben, welche dem Arme, der für eine Idee das Schwert erhebt, ein Halt gebietet, damit der Geist den Wettkampf entscheide! —

Neugierig blickten die Beiden auf Rokyzana, welcher seinen Mantel auseinanderschlug und unter seinem linken Arme ein dickes Buch hervorzog, dieses auf den Tisch legte und dann abermals das Wort ergriff:

Ihr staunt mich an, Freunde und glaubt vielleicht, ich übertreibe . . Überzeugt euch selbst, öffnet dieses Buch — und ihr werdet den grübelnden Forschergeist eines Deutschen kennen und — fürchten lernen. —

Die Beiden eilten staunend wie neugierig auf das Buch zu und öffneten es. —

Ein Ruf der Uberraschung tönte von beider Lippen. —

Vor ihren Augen lag ein Exemplar der ersten, etwa im Jahre 1457 gedruckten lateinischen Bibel. —

Ohne daß sie sich es zu enträthseln vermochten, wie die Gleichheit

und Deutlichkeit der Buchstaben bewirkt worden, erkannten sie doch, daß es nicht reines Händewerk sei, daß sie wirklich eine Erfindung menschlichen Geistes von unberechenbarer Wichtigkeit vor sich hätten. —

Wenn man zurückblickt in jene grauen Zeiten, wo nur die allernothwendigsten Bücher, durch Mönchshandschrift zumeist, in den allerwenigsten Exemplaren verbreitet waren, und daher auch nur die kleinste Zahl Menschen sich Kenntniße anzueignen vermochte, ja selbst die Bibel unter der Menge fast gar nicht bekannt war — und bedenkt, wie mit einemmale die Möglichkeit ja das Gewisse einer Verbreitung der Erkenntniß, der Wissenschaft, der Erleuchtung des menschlichen Geistes in dem ersten Druckwerke vor Augen lag, kann man sich immer nur noch eine schwache Vorstellung von dem Eindrucke bilden, den dieses auf Georg von Podiebrad und Mathias Corvin hervorbrachte.

In diesem Augenblicke fühlten sie die Überlegenheit, die Macht deutschen Geistes und deutscher Forschung, welche dadurch einen Weltsieg erfochten — glänzender und herrlicher als je Armeen errungen haben. —

Georg von Podiebrad stand nachdenklich, und wie es schien ergriffen vor diesem Buche. —

Er gedachte der Vergangenheit und sah all' ihren romantisch zauberhaften Nimbus verschwinden vor der neuen Aera, welche die Buchdruckerkunst eingeleitet hatte! —

Nicht mehr wird rohe Gewalt Dogmen verfechten und Glaubenssätze vertheidigen, sprach es in ihm, nur der Geist, der Buchstabe — so genannt weil die ersten Lettern in Stäbchen eingeschnitten waren — wird den Strauß ausfechten — Schwerterblinken und Menschenblut wird dereinst nichts vermögen gegen die Zunge, welche zu allen Menschen, in allen Sprachen zu reden vermag — gegen das „gedruckte" Wort! —

Einst hatte der todesmuthige Hussite sein Brennusschwert dem ganzen katholischen Deutschland gegenüber in die Wagschale geworfen, daß sie wuchtig niedersank — und jetzt kam Einer, ein Einzelner aus dem deutschen Volke, Guttenberg aus Mainz, der seine Erfindung in die andere Schale legte — und das Schwert schnellte hoch empor! — —

Solchergestalt mochten die Gedanken Georgs gewesen sein, er sah und fühlte, daß mit dem Geiste der neuen Erfindung eine andere Epoche, wiewohl erst nach und nach herandämmern müsse. —

Ihr habt durchaus nicht übertrieben Rokyzana, sprach die lange Pause brechend, ernst Georg, ich bin der Bewunderung voll, gegenüber diesem glänzenden Zeugniße deutscher Erfindungsgabe, der eine einflußreiche Zukunft bestimmt zu sein scheint! —

Auch Mathias äußerte sich in diesem Sinne und wünschte das Geheimniß dieses gleichmäßigen „Schreibens" oder „Malens" kennen zu lernen.

Leider, antwortete Rokyzana, wachen die Deutschen ängstlich darüber, daß Niemand das Geheimniß erfahre! *) —

Georg wollte von diesem Thema abkommen. — Die Mittagsstunde war indeß herangenaht und Podiebrad lud Rokyzana und Mathias zur Tafel. Letzterer bat, versprochenermaßen erst zu Katharinen gehen zu dürfen, was der Gubernator freundlichst gewährte.

Rokyzana und Georg blieben allein. —

Ihr habt euch gewiß gewundert, frug Georg, als ihr meinen neuen Freund in Mathias sahet?

Ich wunderte mich blos, entgegnete der Gefragte, wie schnell ihr diese Umwandlung in dem wie mir scheint felsenharten Gemüthe eines Corvin bewerkstelligen konntet und billige es gewiß daß ihr, wenn es Euch nun einmal nicht beliebt in Ungarn eine gewisse Suprematie zu erlangen, einen euch ergebenen und verpflichteten Menschen auf den ungarischen Thron setzt, das scheint der Endzweck eueres Freundschaftsbündnißes mit Mathias zu sein. Rokyzana fixirte scharf bei diesen Worten seinen Freund.

Ihr habt meinen Plan errathen, nahm dieser das Wort, und ihn klug aus der Andeutung combinirt, die ich euch gestern gab, als wir eben durch den unglücklichen Zwischenfall, der meine Tochter betraf, unterbrochen wurden. —

Daß Mathias ihr Retter wurde, schien mir ein Fingerzeig höheren Waltens, und beschleunigte diesen meinen Entschluß — noch mehr, ich bin sogar gesonnen, um das Band, welches dereinst zwei Länder, wie Ungarn und Böhmen aneinander festigen soll, unauflösbar zu schlingen, Mathias zu meinem Eidame zu machen! Ich frage euch um Euere Meinung hierüber.

Rokyzana erhob sich und sprach:

Ich schmeichle mir ein Menschenkenner zu sein und Mathias scheint mir, ein nach Unabhängigkeit strebender Charakter, der nicht gerne sich verpflichtet fühlt. — Ihr handelt daher klug und weise wie immer, wenn ihr bestrebt seid, ihn auch durch verwandschaftliche Bande zu fesseln, damit er ganz uns gehöre. —

Es freut mich, sprach der Gubernator, daß ihr mein Freund es auch für gut erachtet und nächstens will ich euch über meine Schritte zu Gunsten Mathias Erhebung auf den ungarischen Thron in Kenntniß setzen. —

Ich habe euch nun auch eine interessante Mittheilung zu machen. Denkt nur — an der Rettung meiner Tochter betheiligte sich ein junger ungarischer Jude, der, seltsam genug, früher mit Mathias ein Freundschafts-

*) Die Buchdruckerkunst blieb Geheimniß bis 1462. — Die Gehilfen und Arbeiter wurden gleich Gefangenen festgehalten, bis einst im Kriege zweier Erzbischöfe Faust's Werkstätte zerstört wurde; die Arbeiter flohen nach allen Gegenden und legten überall Druckereien an.

bündniß geschlossen hat und von diesem Aufträge an seine Mutter nach Ungarn erhielt, deren Bekanntwerden ich zu fürchten habe. —

Ich lasse deshalb nach dem Juden spähen und gab Befehl ihn hieher zu bringen. —

Ich finde es in der That, äußerte Rokyzana, höchst unklug von Mathias, abgesehen davon, daß er sich mit einem solchen Menschen einließ, diesem sogar wichtige Geheimnisse anzuvertrauen, welche der Jude des geringsten Gewinnes halber verräth oder mißbraucht. Es klingt fürwahr gar wunderlich an mein Ohr daß ein Fürstensohn mit einem Juden Freundschaft schließen konnte! —

Wie mir ihn Mathias schilderte, sprach Podiebrad, soll dieser Jude ebenso wohlgebildet als edeldenkend sein. — Doch was ich bisher von diesem Volke hörte, läßt es mich gar nicht glauben, eher vermuthe ich, daß der Jude schlau des Jünglings leichtgläubigen Sinn berückt habe, wie es diesem Stamme eigen; nichtsdestoweniger bin ich neugierig, den vom Oriente stammenden Retter meiner Tochter, kennen zu lernen. —

In diesem Momente trat der alte Benesch ein und meldete, daß die Abgesandten des Gubernators mit dem Juden angelangt wären. —

Lupus in fabula, rief Podiebrad zu Rokyzana gewendet, der Jude wäre da — es ist aber jetzt Essenszeit und alle meine Gäste harren schon im Speisesaal, deshalb — Benesch, lasse den Juden in das kleine Domestickenzimmer führen, sorge, ich trage es dir strenge auf, daß er schonend behandelt werde und niemand der leichtfertigen Diener ihn necke oder beleidige. Merke es wohl, Benesch, und nach einer Stunde führe den Juden hieher. — Zu Befehl, entgegnete Benesch, verneigte sich tief und verschwand. —

Wenn ihr es erlaubt, Herr Georg, möchte ich dem Verhöre des Juden beiwohnen, es hat auch für mich Interesse, bat Rokyzana. —

Recht gerne, sprach Georg mit freundlichem Nicken zusagend — und nun zur Tafel! — Beide verließen das Gemach. — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Sonne stand schon hoch am Firmamente, ihre glühenden Strahlen tauchten in die glitzernden Moldanwellen, einen blendenden Feuerschein zurückspiegelnd, als unser Imre düster und schweigsam inmitten seiner bewaffneten Begleiter im Kahne „Josses Schiffers“ saß. — Dieser handhabte das Ruder kräftig und sein gebräuntes Gesicht, selbst die, unter den aufgeschürzten Ärmeln sichtbaren muskulösen Arme troffen von Schweiß. Nur manchmal hielt er mit den Rudern inne und warf seinem Glaubensbruder einen traurigen, mitleidsvollen Blick zu; er wischte dann den Schweiß, vielleicht auch eine Thräne aus dem Gesichte, welche das Befürchten eines traurigen Geschickes für den jungen Bochur in seinem Auge perlen ließ. —

In Imre war der Entschluß herangereift, sich als Dieb anzugeben, der, während Mathias um Katharinen beschäftigt war, durch den goldenen Knauf des Dolches gereizt, selben entwendet habe. — Ich werde den Gubernator bitten, dafür, daß ich zu Katharinens Rettung beitrug, mir den Diebstahl zu verzeihen, und so wird es doch möglich sein, daß ich vielleicht bald entlassen, Mathias Auftrag vollziehe, ohne daß die Entdeckung des Dolches oder der stattgefundene Verrath für Mathias schlimme Folgen haben wird. — Und warum soll man es nicht glauben, daß ein Jude auch stehlen kann? Sie denken ja noch Schlimmeres von uns! —

Schmerzlich verzog sich sein Antlitz bei diesem Gedanken.

Imre konnte nicht im Entferntesten ahnen, daß Mathias selbst sein eigener Angeber geworden sei, es war daher wirklich nichts Anderes zu vermuthen, als daß sie von Fremden belauscht und verrathen wären und dies annehmend, war der gefaßte Plan Imres ebenso schlau berechnet als in edlem Sinne entworfen.

Das jenseitige Ufer war erreicht, Jossel Schiffer stand auf, stemmte das Ruder gegen die Erde und reichte die Rechte dem Bochur: Gott behüt' Euch, Imre und soll Euch Milde und Gunst bei euern Richtern finden lassen, sprach er mit bewegter Stimme, und wenn ihr was zu bestellen habt —

Nichts, fiel Imre ein, als Grüße an meine Freunde. Ich hoffe und vertraue zu Gott dem Allmächtigen, daß ich sie alle wiedersehen werde. — Amen, sprach gerührt Jossel, noch ein Händedruck und sie schieden. —

Imre verhielt sich seither bis zur Ankunft im Schloße schweigsam, der alte Benesch kam herbei und nach einigen Worten wurde er in das vom Gubernator bestimmte Zimmer geführt. — Die Wache überlieferte Dolch und Manuscripte in die Hände eines andern Dieners, der diese forttrug, nicht lange war Imre allein geblieben, seufzend über seine gegenwärtige Lage, der alte Benesch kam bald wieder herein und brachte auf einer Tasse Brod, Confituren und Milch. Seht, sprach er, das habe ich für euch beseitigt, junger Mann, genießet und blickt nicht so traurig drein, überlasset euch nicht dem zehrenden Kummer. — In euern Jahren wird man noch des Grames Herr! Und wenn ihr auch ein Vergehen euch zu Schulden kommen ließet — was liegt daran? Ein solches Verbrechen habt ihr nicht begangen, wie ich es that! — Benesch Augen warfen unheimlichen Glanz, dann fuhr er wie mit sich selbst sprechend fort: Nur vergossenes Menschenblut kann die Ruhe rauben, aber nicht das vom Feinde — o nein! das thut wohl — sondern von Wehrlosen, Unschuldigen. Das, schrie er und schlug mit geballter Faust gegen die Brust, brennt hölliſch, da schreit es in des Mörders Herz gegen den Himmel! —

Joseph blickte erstaunt auf den Alten, dessen seltsame Reden ihn peinlich berührten. — Wahnsinnig war er nicht, das merkte er wohl, aber

leiden mochte er, furchtbar leiden, vielleicht für eine blutige That, an die ein Gewiſſen ſtets mahnte. — — Dieſer Greis, dachte er weiter, gleicht nicht jenen alten Weiſen, die am Freudenfeſte ausriefen: „Heil dem Alter, das unſere Jugend beſchämt“ — ſein Alter ſcheint niedergedrückt von dem ſchuldbeladenen Bewußtſein irgend einer Frevelthat. —

Er wollte den tobenden Aufruhr in des Alten Innern bannen, ſeine Selbſtanklage ablenken und erwiederte ſanften Tones: „Vergebt, guter alter Herr, ich danke euch ſehr für euere Güte, doch ich darf heute nichts von dem Gebotenen genießen, weil ich den Todestag meiner Mutter in Feier und Trauer begehe. — — Mein Vergehen kann nur Reue in mir erregen, aber dieſe läßt mich nicht verzweifeln an Gottes Barmherzigkeit und an die Milde eines gnädigen Richters, wie der Gubernator einer iſt. —

Beneſch Augen blieben lange prüfend auf Imre haften, und dieſer erwiederte arglos und treuherzig ſeinen Blick. —

Was ſprecht ihr da von Todestag, Feier, und göttlicher Barmherzigkeit, begann der Alte, dieſe Dinge kennt der alte Beneſch nicht. Ich habe als Katholiſcher Gottes Barmherzigkeit angefleht, dann als Huſſite ſie geſucht — und nirgends fand ich ſie. — Die Prieſter ſprachen freilich „verziehen und vergeben;“ ſie waren aber doch nicht im Stande meine alten Tage vor dieſen — furchtbaren Bildern zu ſchützen! — Jetzt bin ich gar Nichts, kann an nichts glauben, als an mich ſelbſt und an jenen Qualgeiſt, der mich peinigt — an mein Gewiſſen. — Gäbe es eine göttliche Barmherzigkeit, wie ihr meint, man würde mich nicht ſo leiden laſſen. — — Himmel, furchtbarer Himmel, fühlſt du kein Erbarmen, ſind meine Leiden dir noch zu gering? — rief der Alte ſo wehmüthig, daß es ſchaurig durch Mark und Bein drang. — Eine lange Pauſe trat ein, während welcher Imre ſich ganz ſtille verhielt, einſehend, daß dieſer Paroxysmus austoben und man den Alten ruhig gewähren laſſen müße. —

Dann wandte ſich Beneſch wieder an Joſeph und ſprach:

Ihr ſeid Jude und könnt dies nicht begreifen, denn ihr lebet ſo ſtrenge und blind in euerm alten Glauben; ſeid aber ſo glücklich dabei — ſo glücklich, wie jene unglücklich waren und ſind, welche euch darin ſtören. — Ich war auch einer dieſer Störefriede und bin deshalb ſo unglücklich. — Seht mich an, ſprach er weiter zu Imre gewendet, ich bin jetzt ſo alt und gebrechlich, meine Hände zittern, meine Beine wanken; aber einſt war ich ſtark, übermüthig ſtark, und ließ dies die Schwachen fühlen — allen Andern voran drang ich der Erſte in euere alte Synagoge und ſchlug einen großen Alten nieder; ihn ſchützte nicht das große Buch, welches er mir entgegen hielt. — Das war vor ſechzig Jahren, und die grauſe Szene ſteht noch heute blutig friſch vor meinem Auge. — —

Deshalb muß ich noch immer leiden. Was iſt ein Jude — Pah! doch da ſpricht es wieder in meinem Innern: er iſt ein Menſch, denkend,

fühlend, mit Schwächen und Vorzügen, wie jeder Andere, er genießt, lebt und leidet für seine Familie, für seinen Gott. — Ruchlos hast du ein solches Menschenleben hingemordet und das Glück seiner Familie für alle Zeiten zerstört. Unglückseliger, du mußt leiden! — Büße! Bereue! —

Ein erleichternder Thränenstrom schoß aus Benesch Auge, er weinte wie ein Kind. —

In Imres Gedanken begann es beim Hören dieser abgerissenen Redesätze zu tagen. —

Einem sengenden Blitzstrahle gleich, der in dunkler Nacht aus schwarzem Gewölke herabfährt und die Finsterniß für einen Moment erhellt, kam ihm schnell der Einblick in diese verdüsterte und zerrüttete Menschenseele. —

O göttlicher Fingerzeig! Da sah er einen solchen Kain vor sich, dem das Bild jener Brüder, vor deren Grab er erst heute gestanden, zur geißelnden Eumenide wurde. — Abel lag todt und Kain lebte — aber welch' ein Leben! ohne Glauben, ohne Ruhe, weil stets vor dem anklagenden Gewissen stehend. — Mein Rabbi, wärest du hier, dachte er, du würdest den Menschen selbst in jenem Goi wiedererkennen, der vielleicht deinen eigenen Vater erschlug; nicht mehr hassen könntest du ihn — mitleidig würdest du ihn trösten, ihm vergeben beim Anblicke jenes furchtbaren Strafgerichtes, welches jener droben verhängte, der da sprach: „Mein ist die Rache."

Imre war mächtig erschüttert aufgestanden und näherte sich dem weinenden Greise. —

Alter Mann, sprach er mit vor Aufregung zitternder Stimme, der Gott da droben, das unsichtbare Wesen, zu dem Christ und Jude betet, ist voll Erbarmen, „er will nicht den Untergang des Sünders, sondern daß er lebe und bereue!" — Und du bereust es ja, und wenn du auch manchmal Schutz suchend vor dem Ankläger, der in jedes Menschen Brust zu Gericht sitzt, Gott und die Ewigkeit verleugnest, so gleichst du jenen armen Kranken, die in der Fieberhitze Arzt und Heiltrank verschmähen; doch der Qual kannst du nicht entrinnen, die dich läutert, indem sie dich zum Bekenntniße deines Vergehens zwingt! — —

Der Greis hob sein thränengebadetes Gesicht gegen Imre.

Euere Zusprache, so mild und liebreich, heilt und ätzt meine Wunde gleichzeitig, sprach er in sanfterem Tone, ich hielt gleich den Andern die Juden für ein lasterhaftes, verworfenes Volk und ich fand und finde so edelmüthige und theilnehmende Menschen, wie ihr es seid unter ihnen. — Wie das wohlthut und zugleich schmerzt, ach mein Vergehen hat nun keine Entschuldigung mehr! —

Schrecklicher Wahn, rief Imre schmerzlich, du Moloch, dem die Menge huldigend so viele Menschenopfer bringt! Wann wird dein Altar zerstört werden, wann wird die Erkenntniß, daß alle Menschen, Brüder und alle diese Brüder in ihren Fehlern und Schwächen, in ihren Tugenden

und Leidenschaften nur Menschen sind, diesen blutigen Riesen niederstürzen lassen?

Ein Schellen der Glocke rief den Alten an seinen Dienst. —

Er trocknete sein Antlitz mit einem Tuche und sprach:

Dies ist das Zeichen, welches verkündet, daß die Tafel schon aufgehoben ist; ich habe Befehl, euch alsdann zum Verhöre vor den Gubernator zu bringen. — Junger Mann, es ist nicht allein Mitleid, das euere Jugend in mir erweckt, sondern wahrhaft empfundene Theilnahme; es spricht aus euerem ganzen Wesen so viel Güte und Milde, daß man für euere Unschuld schwören würde. — Aus dem Grunde meines Herzens wünsche ich euch einen guten Ausgang in euerer Sache — schuldig oder nicht schuldig könnet ihr auf meine Ergebenheit rechnen. — Bei diesen Worten reichte er dem Bochur die Hand, welche dieser warm drückte und führte ihn sodann durch eine Reihe von Zimmern, bis sie vor ein großes Gemach gelangten. Auf Imres Brust lag die zentnerschwere Last der spannendsten Erwartung; er ging eben einer Wendung in seinem Geschicke entgegen, vielleicht konnte er verurtheilt werden, und dann hatte der in den Augen der Glaubensgenossen für immer Gebrandmarkte, nichts mehr für seine Zukunft zu hoffen, oder — er wurde begnadigt — dann zog es ihn fort, hinweg in die süße theuere Heimath! Seine Brust arbeitete mächtig und drohte zu zerspringen unter der Gewalt der keuchenden tiefen Athemzüge, die er that, während Benesch in das Gemach gegangen war, ihn zu melden. —

Ein kurzer, für ihn schrecklich langer Augenblick, dann öffnete sich wieder die Thüre; „Muth! Muth!“ flüsterte ihm Eingangs derselben Benesch zu und führte ihn in das zum Verhöre bestimmte Zimmer. — —

Georg von Podiebrad saß mit seinem Freunde Rokyzana vor dem Tischchen, auf welchem die Bibel liegen geblieben war. Neben derselben lag Mathias Dolch und die Manuscripte Imres, in welchen Rokyzana blätterte.

Als Imre eingetreten war, warf er sich auf die Knie, nicht vor dem Fürsten von „Fleisch und Blut“, sondern in inbrünstigen Gedanken an den „König aller Könige“ mit dem heißen Gebete in der Seele: „Herr öffne meine Lippen, daß sie dein Lob verkünden,“ sei mit mir in dieser schweren Stunde! —

Steht auf, Jude, sprach Georg in liebreichem Tone, denn das Äußere, die männliche und ausdrucksvolle Schönheit Imres sprachen sehr zu seinen Gunsten.

Ich habe euch hieher bringen lassen, um aus euerem Munde den Zweck eueres Verweilens in Prag zu erfahren; man hat mir berichtet — Podiebrads Züge wurden ernst — daß ihr, ein Jude euch in politische Umtriebe einließet, mit einem Staatsgefangenen aus Ungarn Umgang gepflogen habt und sogar von diesem mit Aufträgen nach Ungarn betraut worden seid. Der Beweis — bei diesen Worten hob der Gubernator

Mathias Dolch in die Höhe, — liegt in meiner Hand. — Es ist dies ein Hochverrath an dem Lande, welches euch gastlich ein Asyl gewährte, an Böhmen; und wiewohl ihr jener selbe Jude seid, der verfloßenen Tages sich an der Rettung meiner Tochter betheiligte, so ist doch der Dank, den ich euch hiefür schulde, nicht im Stande, eine so schwarze That, die des Hochverraths, wett zu machen.

Der erblaßte Imre stand auf, er schien durch die in so festem, überzeugtem Tone gehaltene Anklage in seinem Entschluße wankend geworden zu sein, doch einen Augenblick nur, und er gewann wieder seine Fassung.

Hoher gnädigster Herr! begann er ruhig, seit vier Jahren weile ich hier, einzig nur, um mir Kenntniße in jüdischer Wissenschaft und im Talmude zu erwerben, da in unserm Lande jüdische Schulen fehlen. Ich gestehe, daß ich zufälliger Weise einen meiner Landsleute kennen lernte, den unglücklichen Sohn jenes Mannes, für den jeder Ungar gerne sein Blut und Leben hingegeben hätte, den Sohn Johann Hunyadis — aber fern lag mir jeder Gedanke an einen Hochverrath, wie ihr, mein Gnädigster mich dessen anklagt. Zu dem Dolche, den man mir wegnahm, gelangte ich durch eine andere Missethat, die ich reuig bekenne. — Josephs Stimme hatte einen klagenden, ergreifenden Klang. Nach einer kleinen Pause, während welcher ein aufmerksamer Lauscher einen schwachen Ruf des Staunens aus einer von einem Vorhange bedeckten Nische in der Nähe Rokyzanas vernehmen konnte, ergriff Imre wieder das Wort:

Ich lustwandelte in einer öden Gegend des Hirschgrabens an der Seite des edlen Mathias Hunyadi, da wurden wir plötzlich durch einen schwachen Hilferuf aufgeschreckt; wir eilten näher und gelangten zeitig genug, um ein scheues Roß, welches ein Mädchen nach sich schleifte, zu bändigen und es von einem Abhange zurückzuhalten. Dadurch bewerkstelligten wir Beide die Rettung euerer Tochter. Mathias wurde dabei ein wenig am Kopfe verletzt, nichts destoweniger bemühte er sich eifrig aus einer nahen Quelle Wasser zu schöpfen, um die Wunden der Bewußtlosen zu benetzen. In diesem Momente bemerkte ich aus seinem Gürtel einen goldenen Griff hervorragen, Habsucht und Gier verleiteten mich, zum Erstenmale in meinem Leben einen Diebstahl zu begehen — ich entwand sachte, während jener sich beugte, den Dolch. —

Hoch aufathmete Imre, das falsche Bekenntniß hatte sich mühsam seiner Brust losgerungen, dann fuhr er erleichtert fort.

Hoher gnädigster Herr! So wie ich als Mensch fühlend, meinem Nebenmenschen zu Hilfe eilte, so habe ich auch als schwacher sündiger Mensch gefrevelt — und habe gestohlen. Urtheilet milde, gnädigste Herren, nach euerer Einsicht, und lasset euch nicht von der Angabe eines Verleumders beirren! —

Erstaunen spiegelte sich auf den Gesichtern Georgs und Rokyzanas, das hätten sie nicht vermuthet — — ein Jude sollte so edelsinnig sein, sich selbst als Dieb angeben, sich einer so edlen Lüge bedienen, um durch das Opfer seiner eigenen Person, durch die Brandmarkung seiner Ehre, einen Andern, der nicht einmal sein Glaubensgenosse, zu retten; die weitere Erwägung der Bescheidenheit, mit welcher er seine muthige, edle That, die Aufopferung seines Lebens für die Rettung Katharinens in den Hintergrund stellte — all dies zusammengenommen rang ihnen mehr als bloße Bewunderung ab. —

Podiebrad flüsterte leise diese Gedanken seinem Freunde zu, er wollte des Dankes und der Bewunderung voll, den so edelsinnigen Angeklagten über die weiteren Vorgänge seit gestern aufklären und — ihn fürstlich belohnen; aber Rokyzana bat ihn sich zu gedulden, er wünsche noch des Juden Gesinnung weiter zu erproben. Aus jener Ecke vernahm man beim Tische deutlich den gepreßten Athemzug eines Horchenden. —

Imre hatte demüthig den Kopf geneigt, er schien bewältigt von der Wichtigkeit des Momentes, der über sein Geschick entscheiden sollte, da vernahm er plötzlich eine sonore Stimme, sie tönte aus Rokyzanas Munde, der von seinem Stuhle sich erhoben hatte und das Wort ergriff. Sein Antlitz gegen Imre wendend, erkannte dieser, aufblickend, in ihm den Oberpriester der Kelchner. —

Im Rabbinershause hatte man oft von dem gelehrten und bibelkundigen „hussitischen" Erzbischofe gesprochen und Salme Klineberg zeigte ihm einst diesen, als er in ihrer Nähe der Teynkirche zuschritt; und nur einmal brauchte man Rokyzanas Gestalt zu sehen, um sie wiederzuerkennen. Hoch erhob Imre das Haupt und blickte festen Auges auf den Priester.

Ihr seid schlau, Jude, begann dieser, und, um die schwere Strafe des Hochverraths von euch abzulenken, wollt ihr euch lieber der geringeren, als Dieb, unterziehen. — Gelt, die Bibel verbietet euch in den zehn Geboten das Stehlen, aber der Talmud gestattet den Christen zu betrügen und seine Macht zu untergraben! Wohl habt ihr eine Christin gerettet, aber ihr thatet dies nur, eine Belohnung hiefür gewärtigend. — Wir aber wissen mit Bestimmtheit, daß ihr den Dolch als Wahrzeichen euerer verrätherischen Mission erhieltet und diese nicht zu entdecken sogar schwuret. Welcher Lohn euch für die Ausführung dieses Auftrages zugesagt wurde, ist uns zwar unbekannt, allem Anscheine nach läßt euch aber nur die Aussicht auf diesen Lohn, zum Einhalten eueres Schwures bewegen! —

Beim Anhören dieser furchtbaren Anklage war Imre unerschütterlich stehen geblieben, er blickte unverwandt in des Priesters Auge. Nicht eine Miene verrieth das Toben in seinem Innern, nur Blässe überzog sein edles Antlitz und kalte Schweißtropfen perlten auf seiner Stirne. —

Er fühlte die Wucht dieser Anklage, welche das Judenthum und seine sittlich strenge Moral verleumdend, es für seine That verantwortlich machen wollte. Und diesen Angriff herausfühlend sah er ein, daß er den hingeschleuderten Handschuh aufheben müsse, ohne Berücksichtigung des Ortes wo er sich befand, der Anwesenden und seiner Person. —

Hochwürdiger Herr! sprach er mit volltönender Stimme, insolange nur meine Person vor euerem Richterstuhle steht, kann ich alles über mich ergehen lassen. —

Ich nannte mich Dieb, ihr nennt mich Hochverräther, streiten wir nicht darüber, was verpönter, schimpflicher ist, bestrafet mich nach Gutdünken, da ihr die volle Macht über meinen Körper habet — aber an meine „Seele" tastet nicht, nicht an mein Volk, nicht an unsern Glauben! Diese sind verletzt, wenn ihr meine Gefühle verkennend, meint, ich wäre von niedriger Habsucht geleitet, der Retter einer Christin geworden, weil diese Christin des Gubernators Tochter war. —

Ich aber habe aus der nach Hilfe rufenden Stimme nicht herausgehört, ob sie aus christlicher oder jüdischer Kehle komme, ob ein Bettel- oder Fürstenkind rufe, und der lebt nicht, der sich rühmen könnte, daß ich ihm irgend eine Entlohnung für eine That der Nächstenliebe abgefordert habe; mir genügte das Bewußtsein, bibelgerecht und talmudgerecht gehandelt zu haben. —

Wie verkennet ihr den Talmud, wenn ihr ihn in solchem Sinne auffaßt! Dieses große Sammelwerk, das in sich die Meinungen unserer von den Heiden bald verfolgten, bald geehrten Weisen enthält, die in verschiedenen Jahrhunderten lebten, läßt nur arme Mißhandelte gegen ihre Unterdrücker so sprechen — krümmt sich doch auch der Wurm, wenn er getreten wird. Aber, übertönend die Stimme, welche nach Rache ruft, tönt die edle festgesetzte Meinung des Talmuds, welche Gesetzesgeltung hat: „Du sollst den Nichtjuden lieben, ihn nicht betrügen, wenn er krank ist, ihn besuchen, trösten, seinen Greisen Verehrung bezeugen, seinen Armen gleich den Deinigen Almosen geben!" —

Und den regierenden Gewalten gegenüber, mahnt derselbe Talmud strenge den Juden, „sie zu achten, für ihr Wohl zu beten, damit Ordnung und Sitte nicht gefährdet werde! —

Das ist der übel beleumdete Talmud, die gerechte, weise und für alle Verhältnisse angepaßte Auslegung einer göttlichen Gesetzesgebung! — Befolgend diese weisen Lehren, trotzen wir seit Jahrhunderten der Verfolgung, die aus finsterem Wahne und giftigen Hasse entstammend, nicht eher aufhören wird, bis eine geistige Erlösung der Welt zu Theil werden wird.

Als er so kühn sprach und seinen Worten, welche nur die Verkörperung seiner Gefühle waren, ungehinderten Lauf ließ, schien aus dem An-

geklagten ein Kläger zu werden, der an einen höhern Richterstuhl sich gewendet, sein Auge blickte begeistert nach oben. —

Er hatte seine Rede geendigt und den Blick senkend, schien sein geistiges Wesen noch enthusiasmirt von der ausgesprochenen Idee, nicht in die traurige Wirklichkeit rückgekehrt zu sein.

Eine Stimme, in der er zu seinem Staunen, die Corvins erkannte, scholl aus einer Ecke hervor.

Ein Vorhang wurde zurückgeschlagen und hervortrat Mathias, rufend: „Genug der Prüfung, thut meinem Freunde nicht mehr wehe, er ist ein würdiger edler Mensch!“

Imre sah nur noch, wie Georg und Mathias mit freundlicher Geberde auf ihn zueilten und selbst Rokyzana ihm freundlich zuwinkte.

Was da vorging, konnte er nicht fassen, diese Überraschung vermochten seine durch Fasten, Trauer und die erlebten furchtbaren Aufregungen überreizten Nerven, sein angespannt thätiger Geist, nicht mehr zu ertragen — seine Sinne schwanden — und er brach bewußtlos zusammen.

VIII.

Salmes Fahrt und Abenteuer.

Der gute Salme hat redlich Wort gehalten, und rüstete sich für den Gang in das Schloß. In aller Frühe, bevor noch das Dämmerlicht ganz durch die ersten Sonnenstrahlen verdrängt worden war, stand er schon beim Fenster seines Junggesellenstübleins, angekleidet, mit den Tephilin am Kopfe und hielt seine Morgenandacht. —

Seine lange, hagere Figur nahm sich mit dem komisch keck bei Seite gestülpten Barette gar seltsam aus, etwa wie eine, auf schmalem Pfeiler angebrachte Caryatide. Heute betete er sehr inniglich, sein Geist schweifte nicht wie sonst scharfe Musterung über das Ghetto haltend, diesmal betete er wahrhaft andächtig und in seinem Herzen that er das Gelübde, sich einen kleinen Purim, einen Freudentag zu bereiten, wenn es ihm gelänge, gute und richtige Auskunft über Imre zu erhalten. Ein Gang aufs Schloß war für unsern Salme nichts Geringes. Trotz seiner Neugierde und Vorliebe für ein wenig Herumstreifen, kam er selten aus seiner kleinen Welt, dem Ghetto heraus. Er hatte so seine eigenen Begriffe von der Welt „draußen,“ es schien ihm außerhalb des Ghettos Alles eine „andere Schöpfung.“

Wiewohl Salme sich nun viel von seinen „Kundschaften“ im Schloße versprach, war er doch um das Gelingen seines Vorhabens sehr besorgt, nur sein unerschütterlicher Glaube an sein „Genie,“ an seine „Chochme“ ließ ihn etwas Muth fassen. Er schnürte daher nach beendeter Andacht ein Ränzlein zusammen, in welches er allerlei kulinarische Geschenke für seinen

mächtigen Protektor den Schloßvogt legte, obenauf kam sodann eine Flasche süßen Ungarweines für dessen Frau, welche, wie ihm wohlbekannt, den sorgenbrechenden Gaben des Bachus nicht abhold war. Salme mochte etwas von dem lateinischen in vino veritas ahnen und die Plauderhaftigkeit der Frauen in die zweite Linie seiner Berechnungen stellend, entwarf er im Geiste einen strategischen Plan, dem nichts Geringeres, als jene Flasche Weines zur Basis diente. —

Schmunzelnd und mit der Zunge schnalzend, als sehe er schon die Frau Schloßvogtin freundlich dem Weinglase zusprechen, schob er sein sachte das Ränzlein über den Rücken, küßte an der Schwelle die Mesusa und zog der Überfahrt zu. Jossel Schiffer betrachtete einen so seltenen Passagier wie Salme mit Staunen und dessen Ränzlein, das Salme behutsam zwischen seine hageren Beine gelegt hatte, mit einiger Neugierde, aber Salme kehrte sich nicht daran, sondern verhielt sich während der Dauer der Überfahrt schweigend.

Das jenseitige Ufer ward erreicht, und Salme stieg etwas beklommenen Gemüthes die Anhöhe hinauf; manchmal wandelte ihn eine gewisse Bangigkeit an und dann setzte er sich in das weiche Gras, eine Weile nachdenkend, bis er aus der Betrachtung seines Ränzleins, das ihm sicher zur Erreichung seiner Ziele verhelfen sollte, Muth faßte.

Nur nicht verzagt, sprach er vor sich hin, bin ich nicht auch das erstemal erschrocken, wie mich der Herr Schloßvogt zu dem alten Benesch geschickt hat und wie der Anfangs tobte wie ein Meschugener [1]) und dann geweint hat wie ein Kind — und doch hat es mir zu einer Mizwe [2]) verholfen und ich hab' für einige arme Leut' zwei Dukaten erhalten. Vielleicht werd' ich mit Gottes Hilfe wieder mazliach [3]) sein. —

Das wär ein Stückel, sprach er seinen Monolog fortsetzend, während der Rebbe mit dem Roschhakohol berathen werden, was sie in der Angelegenheit des guten Bochur thun sollen, werde ich Alles ausgeführt haben, werde Alles wissen so genau, als ob sie ein groß Statlones [4]) zum Gubernator geschickt hätten. Da wird alle Welt sehen, was Salme Klineberg für ein Mann ist, und daß auf ihn die Kehille stolz sein kann. Innerlich jauchzte er auf, als sehe er diesen seinen ehrgeizigen Traum schon verwirklicht.

Nach einer halben Stunde war er glücklich vor der Burg angelangt und schlich, vorsichtig spähend, um das verschlossene Gitterthor. Zu seinem großen Leidwesen war sein Gönner, der Schloßvogt nicht zu bemerken, und so beschloß er draußen auf ihn zu warten. Sein Nahen und Spähen war indessen drinnen im Schloßhofe nicht unbemerkt geblieben, und als Salme dem Thore den Rücken kehrend, geduldig in das Blaue starrte, ward plötz-

[1]) Wahnsinniger. [2]) guter That. [3]) glücklich. [4]) Gesandschaft.

lich von innen das Gitter geöffnet, eine ſtarke Hand faßte ihn an der Schulter und eine tiefe Stimme brüllte dem Erſchreckenden in das Ohr:

Was wollt' ihr hier? — Als ſich Salme bleich und wie Espenlaub zitternd, nach dem ungeſtümen Frager umwandte, machte dieſer, unſern Salme erkennend, ein freundlicheres Geſicht und rief:

Ah, ihr ſeid es Jude, bringt ihr mir vielleicht wieder ein Glas von dem geſtrigen Labetrunke? Kommt herein. Salme erkannte augenblicklich in dem Redner jenen Söldner, den er geſtern, als derſelbe Imre mit ſich führte, mit Wein tractirt hatte. Vielleicht wird der etwas über Imres Schickſal wiſſen, dachte er, und einen tiefen Bückling machend, ſprach er in demüthigem Tone: Ich bin gekommen wegen einer Beſtellung von dem gnädigſten Herrn Schloßvogt. —

So? rief der Krieger und ſchlug mit flacher Hand auf den Ranzen, und das tragt ihr alles darin? Sein Schlag, der die Flaſche ſtreifte, hatte dieſe ein wenig herausgedrückt, und verrätheriſch lugte der Flaſchenhals hervor, ohne daß Salme darum wußte. Der Söldner aber lächelte ſchlau vor ſich hin, als er die Wirkung ſeines Schlages bemerkte und ſprach in ſehr herabgeſtimmtem freundlichem Tone: Ihr könnt indeß mit mir gehen und in luſtiger Geſellſchaft die Ankunft des Schloßvogtes erwarten.

Zuviel Ehre, mein ſchöner tapferer Herr, erwiederte Salme in einem Tone, aus dem man die Beſorgniß um die „Beſtellung" des Schloßvogtes heraushören konnte; aber ſchon hatte ſein zuthunlicher Begleiter ihn unter dem Arme genommen und zog ihn der Wachſtube zu.

Nun Zdenko, was habt ihr für einen Fang gethan? riefen dem eintretenden Söldner mehrere ſeiner Kameraden entgegen; als ſie aber Salme erblickten, erſcholl unbändiges Gelächter im Kreiſe. „Da ſeht nur, der bringt ſich einen Juden!" hörte man rufen.

Zdenko, die beängſtigende Wirkung dieſes Empfanges auf Salme gewahrend, winkte ſeinen Freunden mit den Augen und bedeutſam den Finger auf Salmes Ranzen legend, ſprach er pfiffig lächelnd:

Ihr irrt, Freunde, wenn ihr dieſen Gaſt höhnt, weil er ein Jude iſt; er iſt ein ſo herzensguter Menſch, daß ich ihm ſeit geſtern wo er mir etwas zu koſten gab — Zdenko machte die Pantomime des Trinkens — ſehr gut bin, und ihr könnt überzeugt ſein, daß mein jüdiſcher Freund wenn es ihm möglich wäre, auch euch Alle bewirthen würde. —

Gewiß, meine ſchöne tapfere Herren, betheuerte Salme lebhaft, wenn der arme Salme Klineberg einmal die Ehre haben kann, in ſeinem Hauſe ſo würdige Gäſte zu empfangen, er wird das Beſte aus Küche und Keller holen und vorlegen — — — aber der Herr Schloßvogt bleibt lange aus.

Salme wandte in bangem Vorgefühle unruhig werdend, ſeinen Blick der halbgeöffneten Thüre zu, es ſchien ihm etwas ſchwül in der „luſtigen Geſellſchaft" Zdenkos zu werden. — In dieſem Augenblicke tauchte dieſelbe

ſtarke Hand, deren Wucht Salme ſchon einmal beim Gitter empfunden, in ſeinen Ranzen und riß mit ſo mächtigem Rucke die Flaſche heraus, daß der Knoten des Bündels aufriß. —

Salme ſchaute verblüfft drein; Zdenko aber ſprach: Da ſeht, wie mein Freund uns überraſchen wollte, und ſich ſelbſt heraufbemüht, um unſere durſtigen Kehlen zu erquicken. Ihr ſeid ein herzensguter Menſch, trotzdem ihr ein Jude ſeid. Bei dieſen Worten umarmte er den betroffenen Salme, dem gar übel zu Muthe war; einer der ehrenwerthen Spießgeſellen ſchlich wie auf Commando herbei und löſte, während Salme feſt in ſeines Freundes Arme gepreßt war, behende die Bänder des Ranzens, und als Salme ſich von der ungeſtümen Umarmung Zdenkos ein wenig erholt hatte, ſah er zu ſeiner großen innerlichen Betrübniß die ganze „Beſtellung für den Schloßvogt“ ſchon auf dem Tiſche ausgekramt; da lagen, eine ſchön goldbraun gebratene Gans, einige recht einladend ausſehende Würſte, mehreres, nach traditionell überkommenen Rezepten, zubereitetes Backwerk und dergleichen mehr. Salme ſchlich ſich nun beſchämt in eine Ecke und betrachtete von dort aus mit großem Mißbehagen, wie Zdenko, das Vorſchneideamt verwaltend, ſeinen Collegen die Portionen abtheilte, und wie die Krieger tapfer zugriffen und mit ſichtlichem Behagen es ſich wohl ſchmecken ließen.

So ſah er nun ſeinen klug ausgedachten Plan durch den abſcheulichen Hinterhalt in den er gerathen war, geſcheitert. Wie wird das enden? dachte Salme, und Schrecken durchrieſelte ſein Gebein, als er die Leiſtungen ihrer Kauwerkzeuge ſah, zu allerletzt werden ſie noch mich Bedalles [1]) eſſen! Im nächſten Augenblicke ſah er, wie Zdenko nach der Weinflaſche, die er für die Frau Schloßvogtin beſtimmt hatte, griff, und aus derſelben die Trinkgeräthe ſeiner Kameraden füllte. — Ein Seufzer entfuhr Salmes Munde, nun war alle Ausſicht auf Erfolg verſchwunden; denn mit leeren Händen, das ſah er wohl ein, durfte er nicht vor ſeine Gönner hintreten. —

Der gute Wein ſchien der Tiſchgeſellſchaft wohl zu munden, ein Gefühl des Wohlbehagens durch den ſeltenen Genuß einer guten Mahlzeit erhöht, durchſtrömte ſie, Luſtigkeit herrſchte im Kreiſe, und mancher konnte nicht umhin, dem unfreiwilligen Veranlaſſer dieſer genußreichen Stunde eine freundlich ſein ſollende Grimaſſe zu ſchneiden.

Zdenko wollte ſeinem Dankgefühle gegen Salme lauten Ausdruck geben. Es gebührt ſich, ſprach er ſich erhebend, daß wir auf das Wohl des herzensguten Gebers trinken: „Er ſoll leben und alle Juden!“

„Es leben die Juden!“ brüllte der Chorus nach, daß es weithin dröhnte. — —

Die Thüre der Stube öffnete ſich und am Eingange derſelben ſtand der alte Beneſch. — Er mußte den Toaſt der Übermüthigen gehört haben;

[1]) in Armuth.

sein Gesicht war fahler als sonst, unheimlich und drohend maß sein stechender Blick jeden Einzelnen in der Versammlung. — Diese war durch den plötzlichen Eintritt des Alten, dessen Unwillen sie zu fürchten Ursache hatte, eingeschüchtert worden; eine lautlose Stille herrschte in dem vor einer Weile noch lärmdurchtobten Zimmer. — — —

Dienst des allergnädigsten Gubernators, befahl Benesch. Es soll einer von denen, welche gestern im Judenviertel gewesen sind, wieder dorthin gehen und anordnen, daß einer der Angehörigen des Juden Joseph Imre sich aufs Schloß begebe, um dem Krankgewordenen beizustehen.

Die überraschten Zecher hatten sich von ihrer Bestürzung noch nicht erholt, als schon eine lange, wie aus der Erde geschoßene Gestalt, vor Benesch stand. Salme war es, der, nach dem Gehörten aus seiner Ecke springend, ganz an seine heikle Situation vergaß. Um Gotteswillen! gnädigster Herr Benesch! rief er in hastendem Tone, was sagt ihr! — Imre krank? Ich bin da, will ihn pflegen, will alles thun — ich bin sein einziger Freund, er hat ja sonst Niemanden. Lasset mich zu ihm! und er faltete bittend die Hände.

Benesch blickte höchst frappirt auf den vor ihm Stehenden, dessen Gesichtszüge ihm bekannt vorkamen. Besinnend fuhr er sich mit der Hand über die Stirne. Du bist es, rief er endlich, Salme erkennend. — Nun das trifft sich gut, gehe mit mir. — Und ihr, rief Benesch, sich zum Fortgehen wendend, den Söldnern zu, habt nicht mehr nöthig, in das Judenviertel zu gehn, um vielleicht dort ähnlichen Muthwillen zu treiben, wie mit diesem Juden hier. — Er sah, nach einem strafenden Blicke auf die Übrigen, fragend auf Salme, als wollte er dessen Beschwerde entgegennehmen. Dieser aber bewies einen seltenen Edelmuth.

Ich muß bitten, Herr Benesch, erklärte Salme, die Herren haben so gut und herzlich gegen mich armen Juden gehandelt, daß ich in meiner Herzensfreude ihnen freiwillig etwas aus meinem Ranzen zum Besten gegeben habe, dabei ergriff er den leeren Ranzen und hielt ihn mit komischer Geberde in der Luft. —

Ein dankbarer Blick Zdenkos fiel auf Salme, der nunmehr, dicht an Benesch Seite gehend, das Zimmer verließ, den Zufall preisend, der ihn aus dem „Rathe der Spötter" erlöste und zu Imre selbst gelangen ließ. Seinem innerlichen Frohlocken machte Wehmuth Platz, als er des armen Bochurs gedachte. —

Er bat den düster neben ihm herschreitenden Benesch um Aufklärung über Imres Geschick. —

Dieser erzählte bereitwillig, was er wußte, und Salme der ganz Ohr war, staunte nicht wenig, als er aus Benesch Munde vernahm, daß Imre der Freund Mathias Corvins sei und in Gemeinschaft mit ihm das Leben Katharinens, der Tochter des Gubernators, gerettet habe.

Salme glaubte zu träumen, räthſelhaft ſchien es ihm, daß Imre nichts davon im Ghetto verlautbart habe, noch räthſelhafter, weshalb er dennoch verhaftet worden ſei. Er geſtand Beneſch ſein Befremden.

Ich bin auch nicht klar darüber, meinte dieſer beiſtimmend, beſonders wenn ich bedenke, mit welcher Strenge der gnädigſte Herr Georg die Inhaftirung und das Verhör des jungen Mannes anordnete — und mit welcher Güte und Gnade man den Armen, ſeit er bewußtlos geworden, von allen Seiten überhäuft; ſelbſt unſer hochwürdiger Herr Erzbiſchof ließ ſich geſtern Abend nach dem Befinden des Kranken erkundigen, und gar erſt der junge Mathias und das gnädigſte Fräulein, die haben himmelhoch den Herrn Georg gebeten, daß der Kranke bis zu ſeiner Geneſung im Schloße bleiben ſolle. —

Salme blieb vor purer Verwunderung der Mund offen. — Aber ich alter Mann, fuhr Beneſch nach einer Pauſe fort, ſo lieb ich auch den Kranken gewonnen habe, mir grauſt es mit ihm allein; bei ſeinen phantaſtiſchen wunderlichen Reden iſt es mir manchmal, als ob ſeine Seele mich richten wollte, zu mir ſpräche, und unſäglich leide ich dabei! —

Deshalb bat ich auch, daß einer ſeiner Freunde unter den Juden, mit mir in die Pflege des Kranken ſich theile, und der gnädigſte Herr bewilligte es. Während ich fortging, um den Befehl in der Wachſtube zu ertheilen, ſind Mathias und der Arzt an ſeinem Bette geblieben. —

Sie waren oben angelangt, und Salme ging leiſe an Beneſch Seite in das Zimmer. —

Da lag, umſtanden von den bemeldeten Perſonen, Imre in einem Bette, ſein Geſicht war feucht von kaltem Schweiße, bleich, die Augen geſchloſſen, auf der Stirne lag ein naſſes Stück Linnen und der Arzt tauchte eben ein anderes in eine Schüſſel Waſſer. Auf einem Tiſchchen ſtanden Taſſen mit Milch und Eſſig, auf dem Boden eine Schüſſel mit, durch einen Aderlaß dem Kranken entnommenen Blute gefüllt. —

Mathias und der Arzt ſchienen ſich um die Eintretenden nicht zu kümmern, ihre Aufmerkſamkeit war ganz dem Kranken zugewendet, der bald die Hände wie im Gebete faltete, bald greifend oder geballt ſie in die Höhe ſtreckte.

Das Delirium naht wieder, flüſterte der Arzt, jene furchtbaren Erſchütterungen, welche ſeine Nerven betroffen haben mußten, ziehen ihre Ringe durch den ganzen Körper, gleich dem Steine, der immer weitere Kreiſe furchet, wenn er in das Waſſer fällt. — Horch!

Ein weinendes Stöhnen drang aus des Kranken Munde, ſeine Augenwimpern hoben ſich und die ſtarr funkelnden Augenſterne wurden ſichtbar.

„Was ſteht ihr da macht- und hilflos, ſcholl klagend und ergreifend ſeine Stimme, „ſeht ihr nicht, wie die ſtarke jugendliche Tochter

„die alte ehrwürdige Mutter mißhandelt, ihre Silberlocken ausrauft, „sie verhöhnt? Kömmt Niemand der Mutter zu Hilfe, welche von ihrem „eigenen Kinde von Haus und Hof vertrieben wird? — Feiglinge! Glaubt „ihr, Gott wird für euch kämpfen, wenn ihr schweigt? Nein! Kein Moses „ist da, der euch aus euerer Sklaverei führt!“

Er richtete sich bei diesen Worten hoch im Bette auf, sein früher marmorkaltes Gesicht glühte jetzt. —

„Warum lasset ihr mich nicht die Tochter warnen? Sie frevelt ja „im Irrthume —. warum duldest du es nicht Rabbi — — — — — — — „Auf dem Beth Chaim bin ich gewesen, da liegen sie begraben, die Er„schlagenen und Gestorbenen, leg' deinen Haß auch dazu Rabbi — sie sollen „über den Gräbern Freundschaft schließen — die Menschen, die „Brüder und Kinder!“ — — —

Hört ihr ihn, sprach Benesch mit zitternder Stimme, sein Haar sträubte sich und ängstlich schmiegte er sich an Salme. —

Welche Qual, das bringt mir den Tod! Immer spricht er von Gemordeten und will nicht hassen, sondern verzeihen. Mein Herz, mein zerrissenes blutendes Herz! Er preßte beide Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich.

Schafft den Alten hinaus, sprach der Arzt leise zu Mathias, denn das Sprechen und Weinen wirkt auf den Kranken schädlich, dieser bedarf ungetrübter Ruhe, ungestörter Stille.

Mathias richtete seinen Blick erst jetzt auf die Eingetretenen und den ihm völlig fremden Salme gewahrend, nahte er diesem und frug nach seinem Begehr.

Ich bin der Freund Imres, gnädigster junger Herr, entgegnete Salme und vom Herrn Benesch herberufen, um den Kranken zu pflegen.

Mathias wandte sich fragend aufblickend an Benesch. Ja, meinte dieser, mühsam sein Schluchzen unterdrückend, er ist sein Freund und erbot sich, bei dem Kranken zu bleiben. —

Es ist gut, sprach hierauf Mathias, aber ihr müßt gehen, denn ihr thuet besser daran den Juden allein bei dem Kranken zu lassen, da der Arzt jetzt euer aufgeregtes Wesen nicht beim Krankenbette dulden will. — Benesch gehorchte.

Der Kranke, welcher inzwischen in sein Bett zurückgefallen war und eine kleine Weile geruht hatte, fing wieder an unruhig zu werden. Seine Stimme tönte abermals, aber in traurigerem milderem Tone:

„Hanna, meine Geliebte, ich verlasse dich, ich opfere deinem Glücke „meine Liebe, wie ich für dich auch mein Leben geopfert hätte. — In mei„nem Herzen, das für alle Menschen brüderlich fühlt, bleibt nur ein Platz „für dich als Schwester.“ — — —

Leiſer und unverſtändlicher wurden ſeine Worte, man ſah nur noch ſeine Lippen ſich bewegen, und ein fieberndes Träumen umfing wieder ſeine Sinne.

Er ſpricht von ſeiner Liebe für ein Mädchen, das ihm ihr Vater nicht zum Weibe geben will, er hat mir alle ſeine Verhältniſſe und Wünſche offenbart, raunte Mathias dem Arzte ins Ohr.

Auch das mag zu ſeiner Krankheit beigetragen haben, meinte der Arzt. — Der Kranke ſcheint mir ein Gemiſch feſten und milden Temperamentes, ein mit zart beſaitetem Gemüthe begabter Menſch zu ſein; auf Solche wirken derartige Erſchütterungen intenſiver. — Hoffen wir das Beſte von der Widerſtandsfähigkeit ſeiner Jugendkraft, fremde Hilfe vermag hier nichts weiter zu bieten als Ruhe und Aufſicht. In drei bis vier Tagen muß die entſcheidende Kriſis eintreten, dann wird es ſich zeigen, ob wir hoffen können, oder ob wir fürchten müßen.

Der Arzt empfahl ſich, Salme und Mathias blieben allein. Dieſer wandte ſich um, eine Thräne des Mitleids verſtohlen aus dem Auge wiſchend, dann wies er Salme an, auf einem Stuhle Platz zu nehmen.

Als dieſer ſich nach demüthiger Verneigung geſetzt hatte, nahm Corvin leiſe ſprechend das Wort:

Euer Freund iſt ein edler ein wahrhaft frommer Menſch; wir können beide ſtolz darauf ſein, ihn Freund zu nennen!

Ich wünſche von Herzen, daß der gütige Gott ihm Geneſung ſende, damit er Großes und Gutes vollbringe im Leben, und daß dieſes Leben erhalten bleibe, Euch den Juden, ſeinen Brüdern, für die er kämpfen und ſtreben, mir dem Freunde, dem er rathend und helfend zur Seite ſtehen würde. Wollte Gott, daß es dann meinem Einfluße gelänge, ihn zum Haupt ſeiner verkümmerten Brüder in unſer beidem Heimathslande zu erheben! —

Er würde dereinſt dem Vaterlande und der Menſchheit große Dienſte leiſten! — — —

Ich gehe jetzt und vertraue euerer Sorgfalt einen lieben theuern Freund! Hütet ihn wie eueren Augapfel!

Seid ohne Sorge, gnädigſter Herr, betheuerte Salme, und küßte Corvins Hand, ich verſtehe mit Kranken umzugehn und werde ruhig bei ihm bleiben und für ſeine Geneſung Pſalmen beten; aber ich bitte zu geſtatten, daß ich Abends nach Hauſe gehe um ſeinen beſorgten Lehrer, der hier an ihm Vaterſtelle vertritt, zu tröſten. —

Das ſei euch erlaubt, und der alte Beneſch und ich werden euch alsdann ablöſen. Mathias winkte ihm gütig zu und ging. —

Der Kranke verhielt ſich ruhig, und Salme legte von Zeit zu Zeit, nach Vorſchrift des Arztes kühlende Umſchläge auf Imres, von perlendem Schweiße bedeckte Stirne.

Großer Gott! sprach er vor sich hin, die Sechie [1]) hat noch kein Jüdenkind gehabt, unter lauter Srores [2]) krank zu sein. — Gott soll ihm nur Refue schlemoh [3]) schicken, damit sein Streben und seine gute That ihren Sechar [4]) finden. — Dann rezitirte er leise die Verse des königlichen Sängers David, welche für Kranke gebetet werden.

Manchmal öffneten sich die Augen des Fiebernden, wenn Salme ihm behutsam einen Löffel Milch oder Essigwasser einflößte. —

Der Kranke schien die alten bekannten Laute von den Ufern des Jordans, wie sie Salme in näselndem eigenthümlichem Tone summte, zu hören, denn manchmal war es, als ob auch Imres Lippen sich mit bewegten bis er mählig in tieferen und tieferen Schlaf sank.

IX.

Sühne und Versöhnung.

Hanna zählte die ihr unendlich langsam verrinnenden Stunden jenes Tages, an welchem ihr getreuer Knappe Salme ausgezogen war, um das Geschick und den Aufenthalt ihres Amanten auszukundschaften. —

In den ersten Stunden des Tages wurde schon Zipora in Salmes Wohnung geschickt, diese war verschlossen und blieb es so den ganzen Tag. Mit ängstlicher Erwartung sah Hanna auf jedes Öffnen der Thüre, horchte auf das mindeste Geräusch — aber es ward Mittag und Abend, Salme kam nicht. Träumend und sinnend saß sie bei ihrem Tischchen und merkte gar nicht, wie ihr Vater, nachdem er lange Zeit an einem Buch geschrieben, in unwirscher Laune seinen Bart strich und das Zimmer in langen Schritten maß, bis er endlich vor ihr stehen blieb und sie lange und prüfend beobachtete. —

Sie fuhr empor wie aus bangem Traume. —

Vater, liebster Vater mein! rief sie wie aus Tiefinnerstem ihres Herzens und ihm entgegenfliegend, barg sie ihr Köpfchen an seiner Brust und sprechender als Worte bezeugte ein Thränenstrom ihren lang verhaltenen inneren Schmerz.

Der Rabbi fuhr mit der Hand streichelnd über ihre Schläfe und sprach gerührt: Du leidest mein Kind, du bist krank, dein Antlitz ist nicht von „Gestern und Vorgestern." Glaubst du ein Vaterauge täuschen zu können? dann irrst du; ich kenne dieses Leiden, das sind Jesurim schel Ahawoh [5]). — Ich kenne *den*, der die Wunde deinem Herzen geschlagen hat, aber ich will ihn nicht poresch beschem [6]) sein, denn zu wohl nur weiß ich, daß er deiner Liebe unwürdig, da er nicht allein ein Talmid mored ifne raboh [7]), sondern auch ein Verräther an unserem Glauben ist und deswegen mußt du dir ihn aus dem Sinne schlagen. —

[1]) Gunst. [2]) Vornehmen. [3]) vollkommene Genesung. [4]) Lohn. [5]) Leiden der Liebe in nicht wieder zugebendes Calembourg des Rabbi. [6]) mit Namen nennen. [7]) ein gegen den Meister sich auflehnender Schüler.

Während dieſer Anklage des Rabbi hatte Hanna das Haupt erhoben, und an den Lippen des Rabbi hing der Blick ihres thränenfeuchten Auges.

Vater vergib', rief ſie als er geendet hatte, dein Urtheil iſt ein hartes, ja kaum wage ich es zu ſagen, ein ungerechtes! Imre iſt kein Verräther, kann kein Verräther ſein! — Ja frei und offen bekenne ich es, ihn, nur ihn allein liebe ich und auch er liebt mich, nicht minder treu und wahr liebt er ſeiu Volk, ſeinen Glauben. Unſere Liebe hat ein Eden in unſer ganzes Sein gezaubert, in welchem wir beide ſchuldlos wandeln. Vater! Sei nicht du der Cherub mit dem flammenden Schwerte, der uns aus dieſem Paradieſe vertreibt! Ich fühle es jetzt, während Imre vielleicht im Kerker ſchmachtet, ja vielleicht ſchon verurtheilt iſt, wie ſehr ich ihn liebe! Und wenn auch Menſchenſatzung ihn verdammt, mein fühlend Herz ſpricht ihn frei — — frei gegenüber dem ſtrengen Richter, frei gegenüber meinem trotz alledem geliebten Vater! Hanna war zu Boden geſunken und umſchlang die Knie des Rabbi.

Kind, thörichtes Kind, ſprach dieſer ernſt und mit bewegter Stimme laſſe von der Vernunft dir rathen nnd reiße das trügeriſche gleißende Bild aus deinem Herzen, du mußt es, Wahnverblendete! — —

Und ſollte ich dein Vater mit blutendem Herzen, wie einſt Jiphtach, dich die Tochter opfern — der Rabbi geht dem Vater voran und muß dieſes Opfer bringen. — Wenn ich mein einziges Kind dem widerſpenſtigen Schüler, der durch ſeine verpönten Grundſätze, ſeinen an Schwärmerei grenzenden Glauben an eine Gemeinſchaft mit dem Goi, den Zaun unſerer Altvordern durchbricht, zum Geſponſe gebe, wird da nicht alle Welt glauben, daß ich ſeinen Glauben theile, ja daß dieſer eine Frucht meiner Lehren ſei? Werden nicht noch Enkel und Urenkel mir fluchen als demjenigen, der dieſen „Riß" im eigenem Lager geſchaffen? Nein, nein! Allein taumeln laſſe ich den Trunkenen, von ſelbſt wird er fallen! er will ſich in das feindliche Lager begeben um Frieden zu ſtiften? — dort wird er ſeinen Untergang finden, ſein Verderbniß in dieſer und jener Welt! Schon ſitzt er dort in ihrer Mitte, fuhr der Rabbi fort, und ſeine Sprache ward ſchneidend höhniſch, nun möge er ihnen Achtung vor dem Judenthume abgewinnen, ſein Banner ſoll er den Läſterern und Mördern entfalten, das Weſen des Judenthumes ſoll er ihnen zu erkennen geben — und ſie werden ihm dann ihren Glauben zeigen und — fühlen laſſen — ein kurzes gellendes Lachen ſchloß ſeine Rede.

Hanna hatte ſich von ihren Knien erhoben, keine Thräne perlte mehr in ihrem Auge, der tief einſchneidende Spott des Rabbi zeigte ihr, daß von ihrem Vater keine Gewährung zu hoffen ſei, und der Schmerz, den ihr dieſe Erkenntniß bereitete, war ſo groß, daß ihr ſogar die Thränen, die ihr Erleichterung bringen konnten, verſagten.

Ein Gepolter ward jetzt auf der Treppe vernehmbar. Vielleicht ist es Salme der Nachricht bringt, dachte Hanna und ihr Herz schlug heftiger; die Schritte kamen näher und näher, die Thüre öffnete sich und ihre Ahnung hatte sie diesmal nicht getäuscht; es war Salme. Athemlos stürzte er ins Zimmer, etwas Unerhörtes, Unerwartetes mußte seinen Schritt beflügelt haben. —

Der Rabbi und seine Tochter beeilten sich ihm einen Sessel zum Ausruhen anzubieten. Leichtbegreiflich war Hanna in athemloser Spannung und auch des Rabbi Neugier in hohem Grade erregt.

Verzeiht Rabbi, keuchte Salme mühsam heraus, ich muß mich erst ein wenig verschnaufen. Nach einer langen Pause des Rastens, nahm er wieder das Wort: Große Dinge sind geschehen, so wunderbar, weil Gottes Hand darin nicht zu verkennen ist. Gelobt ist Haschem Jisborach [1]) Israel ist nicht verwaist und es kann und wird in den Augen der Gojim zu Ehre und Ruhm sich wieder erheben. Und wollt ihr wissen, wer das schwache Werkzeug war, wen göttliche Fügung gewürdigt hat mekadesch haschem zu sein? Es ist euer Schüler Joseph Imre!

Wäre ein Donnerschlag aus heiterem Himmel zwischen die Beiden niedergefahren, er hätte nicht überraschender wirken können.

Der Rabbi hielt sich den Kopf, er glaubte zu träumen, war das die Antwort auf den Hohn und die Verachtung mit dem er eben Joseph Imre überschüttet hatte? —

Sagt mir nur, frug Hanna die Pause des Staunens unterbrechend mit zitterndem Tone, aus dem alle ihre Gefühle herauszuhören waren, ist Imre wohl, geschieht ihm kein Leides, wurde er verurtheilt?

Nein, er wird in allen Ehren gehalten; denkt nur, ein ungarischer Prinz, der Erzbischof, der Gubernator und seine Tochter, alle sind bei ihm gewesen — doch davon ein andermal. — Liebe Hanna — jetzt muß ich euch bitten, mich mit dem Rebbe allein zu lassen. —

Hanna gehorchte wiewohl ungern, aber Jubel und Freude hielten wieder ihren Einzug in das schwergequälte Herz. — Ihr Geliebter von Ehren überhäuft, weil er das Judenthum zu Ehren brachte, kein Makel und Fleck an seinem Charakter, o Wonne und Glück! — Ein Hoffnungsstrahl schimmerte daraus auf die ihr vor Kurzem noch öde und finster dünkende Zukunft.

Salme war mit Rabbi Pinchas allein geblieben.

Seit wir Jüden in das Goles [2]) gekommen sind, nahm der Erstere das Wort, hat man immer jeden Einzelnen von uns für den Andern verantwortlich gemacht, aber auch der Kowed und die Gunst, die dem Einen wiederfuhr, ist dem ganzen Klall [3]) zu Gute gekommen. —

[1]) sein gepriesener Name. [2]) Exil. [3]) Gesammtheit.

Was ich heute erlebt habe, Rebbe, bleibt mir unvergesslich, ich habe gesehen einen Szoren [1]) an dem Krankenbette eines Juden, bei dem kranken Imre, weinen. — Imre ist krank! rief erschüttert der Rabbi aus, um Gotteswillen, was ist ihm geschehen? Salme besann sich, daß er den Rabbi erst von den ihm durch Benesch bekannt gewordenen Vorgängen unterrichten müsse, und er that dies nun in aller Ausführlichkeit.

Was der in gespannter Aufmerksamkeit horchende Rabbi vernahm, ließ ihn mit einemmale Imre in ganz anderem Lichte erscheinen, er sah es nun ein, daß die ihm unüberschreitbar dünkende Kluft, welche die Annäherung des Christen und Juden zu verhindern schien, durch Liebe und Freundschaft der Bekenner beider Confessionen ausgefüllt werden könne. Es war wirklich alles so wunderbar, die durch Imre bewirkte Rettung der Tochter des Gubernators, seine Freundschaft mit dem gefangenen Mathias, der wie Salme erzählte, mit wahrer aufopfernder Liebe an ihm hing. Über das plötzliche Entstehen der Krankheit Imres äußerte Salme bedeutsam, daß Kummer über seine Verhaftung, die Allen noch ein Räthsel war, und wohl noch ein anderes Ungemach den Jüngling auf das Krankenlager geworfen haben; denn er phantasire oft von dem Rabbi und Hanna. Gott soll in seiner Hilf' sein, schloß Salme seinen Bericht, ich weiß es, wie sehr er euere Tochter und diese ihn wieder liebt — deshalb wollte ich das nicht in Hannas Gegenwart erzählen — aber ihr nehmt viel auf euer Gewissen Rebbe, wenn ihr das zu trennen vermeint, was für einander bestimmt zu sein scheint.

Dem Rabbi drangen die hellen Thränen aus den Augen, er sah es ein, wie er nur in Verblendung Imre verstoßen haben konnte und wie dieser ein Märtyrer seiner nur dem Judenthume Gewinn bringenden Gesinnungen geworden sei. —

Ribboni de kulo alma [2]) rief Rabbi Pinchas erschüttert aus, wie sehr habe ich den Besten aller Menschen verkannt, der bestimmt und würdig ist ein Gobel Bejisroel [3]) zu werden! O, daß ich ihn in meine Arme schließen könnte um ihn Mechila [4]) zu bitten. — Ja, Morgen noch eile ich mit dir Salme zu ihm, ich will ihn sehen den Guten und Edlen; nun mir die Augen geöffnet sind, erkenne ich erst recht den Werth dieses Kleinods. —

Morgen, wenn du wieder hinaufgehst, hole mich ab, ich gehe mit, und rief er Salme vor dem Abgehen freundlich warnend zu, Stillschweigen — selbst vor meiner Tochter Hanna! — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Unter der abwechselnder Wartung des Arztes und Benesch hatte der Kranke die zweite Nacht im Schloße verbracht, das Fieber raste bald ab, bald zunehmend noch immer in seinem Körper, und er bedurfte große Sorg-

[1]) Fürsten. [2]) Herr der ganzen Welt. [3]) eine Größe in Israel. [4]) um Vergebung

falt seitens seiner Wächter. Der alte Benesch horchte aufmerksam und ängstlich lauschend, jedem seiner Athemzüge.

Wunderbare Verkettung der Umstände! Da pflegte emsig treu der alte Hussite und Judenfeind Benesch den kranken jüdischen Jüngling, keine Schlafesanwandlung senkte auch nur seine Augenwimper; denn die Selbstgespräche des Kranken, welche jede wunde Faser in dessen Gemüthe losleg-ten, versetzten zuweilen Benesch in die ungeheuerste Aufregung. Bald schwatzte der Kranke viel von einem Dolche, den er gestohlen und bat in flehendem Tone um seine Bestrafung als Dieb, dann wieder sprach er in Freundschaftstone zu Mathias und beschwor ihn zu fliehen. —

Diesen Phantasien horchte der Greis innig bewegt, in dem Ganzen herrschte dennoch ein Grundton der Milde und Versöhnlichkeit vor; dann schien ihm dieser leidende Jude das getreue Spiegelbild seines Stammes, gegen den sich Benesch so schuldbewußt fühlte. —

Gar oft hob' Benesch sein Auge nach oben, als wollte er des göttlichen Richters Barmherzigkeit anrufen oder er kniete zu Füßen des Kranken, und was der alte Hussite seit Jahren nicht gethan — er betete zerknirscht ein inbrünstiges Gebet für die Genesung des ihm so unerklärlich lieb gewordenen kranken Juden! —

Der Morgen war längst herangebrochen und der alte Benesch saß bleich und erschöpft in einem Stuhle bei dem Kranken, der Arzt war mittlerweile in das Zimmer zum Bette getreten, er beobachtete mit dem scharfen Blicke eines Kenners die Physiognomie Imres. — Er fand in seinen freier leuchtenden Augen und den leichter gehobenen Athemzügen die ersten Kennzeichen einer beginnenden Genesung und sichtlich erfreut darüber, glitt ein befriedigtes Lächeln über des Arztes Züge.

Freundlich klopfte er dann dem Greise auf die Schulter, sprechend: Ihr habt brav ausgehalten, mein lieber Alter, ein Vater hätte den kranken Sohn nicht sorgsamer pflegen können, und euch zumeist kann, nach Gott, der Kranke danken, der nun schon auf dem Wege der Genesung sich befindet. —

Der Herr im Himmel sei gelobt, rief der Alte aus und eine Thräne fiel langsam aus seiner Wimper, möge er mir es dort am Tage des Gerichtes als gute sühnende That anrechnen!

Ihr bedürft jedoch sehr der Ruhe, guter Alter, meinte der Arzt, es wäre deshalb gut, wenn euch jemand in der Pflege des Kranken ablösen würde. —

Des Arztes Rede unterbrach das Eintreten Corvins, welcher um den Freund besorgt, den Arzt nach dem Befinden des Kranken frug. Dieser ertheilte die beruhigende Zusicherung, daß die Kräfte des Kranken über den bösen Feind, die Krankheit, bald die Oberhand bekommen würden. Ich will

fuhr der Arzt fort, den alten Beneſch bitten, ſein Lager jetzt aufzuſuchen, er darf und ſoll ſich Ruhe gönnen.

Nein, fiel Beneſch in die Rede, was ich thue iſt alles zu gering, mein gnädigſter junger Herr, mir iſt's jetzt als müßte ich bei dem Kranken bleiben, denn in Gegenwart dieſes kranken Jünglings treten die mich peinigenden furchtbaren Bilder zurück — er verhüllte jetzt ſein Antlitz mit beiden Händen. —

Da wurde leiſe an die Thüre gepocht, und hereintrat Salme, neben ihm leiſen Schrittes doch in würdiger Haltung — Rabbi Pinchas. Der Arzt und Mathias waren, als ſie den Rabbi erblickten, überraſcht und ſtille geworden.

Salme ſchlich näher, im Begriffe den neuen Ankömmling, als den Lehrer und Rabbi des Kranken vorzuführen. —

Da tönte ein furchtbar gellender Schrei im Zimmer, daß Alle vor Schreck, wie erſtarrt ſchienen. —

Beneſch, der ſein Geſicht erhebend, bei der Thüre Rabbi Pinchas gewahrte, hatte dieſen Schrei ausgeſtoßen, ſeine Augen ſchienen aus ihren Höhlen hervorgetreten zu ſein, und am ganzen Leibe zitternd, ſtreckte er die Hände taſtend vor ſich hin, als wollte er ein Phantom ergreifen. — —

Der Kranke hatte von dem furchtbaren Schrei geweckt, ſich hoch aufgerichtet und ließ ſein brennend Auge nach allen Seiten ſchweifen, Mathias und der Arzt hielten ihn in ſeinem Bette zurück, ſonſt wäre er hinausgeſprungen. — Salme blieb wie verſteinert an der Stelle haften, nur der Rabbi ſtand gefaßt und ruhig bei der Thüre, dem ihm gegenüber ſtehenden Beneſch, feſt in das Auge blickend.

Dieſer regte ſeine Lippen als wollte er ſprechen, er arbeitete ſichtlich mit allen Sehnen und Nerven ſeines Körpers, die ſtieren Augen waren blutig unterlaufen und heiße Gluth überfärbte ſein Antlitz.

Schneller und keuchender wurden ſeine Athemzüge, endlich rang es ſich von ſeinem Munde los, aber es ſchien nicht die Sprache eines Menſchen, ſondern ein dämoniſches Geheul zu ſein.

„Biſt du jetzt erſchienen, Alter, — um mich — mit dir zu nehmen „— aber — ohne Buch — ohne Blut! — Nein, nein — ich gehe nicht „— noch iſt der alte Beneſch ſtark!“ Bei dieſen Worten duckte er ſich, und als ob ſeine Muskeln von Stahl, eine übermenſchliche Kraft in ſeinem Körper walten würde, that er einen mächtigen Satz nach dem Fenſterflügel, dieſer brach, und in einem zweiten Sprunge in das freie war Beneſch verſchwunden.

In einer kurzen Spanne Zeit hatte ſich dieſe entſetzliche Szene abgeſpielt.

Der augenblicklichen Erſtarrung der Anweſenden folgte ein wirres Durcheinander, Mathias und der Arzt waren die Erſten, welche Faſſung

gewannen. Sie stürmten die Treppen hinab, um in den Felsgründen nach dem Unglücklichen zu spähen.

Bebend wie Espenlaub, in den bleichen Zügen Angst und Entsetzen, blieben Salme und Rabbi Pinchas allein, bei dem matt auf das Lager hingesunkenen Kranken. — —

X.

Ein Sieg des Lichtes.

Seit jener erschütternden Katastrophe waren acht Tage verflossen. — In der Nacht, welche den kranken Imre umgeben, leuchtete ein funkelnder Stern, der immer größer und lichtverbreitender wurde, bis es völlig um ihn helle ward. — Allmählig machte seine Genesung Fortschritte, und sein Geist regte wieder die Fittige, noch ehe der Körper die frühere Kraft gewonnen hatte. Uber Alles, was seit seiner Bewußtlosigkeit vorgegangen und über das neue Verhältniß seines Freundes Mathias zu Podiebrad aufgeklärt, pries er zunächst den Herrn der Heerschaaren, welcher die Herzen der Fürsten der guten Sache zulenkt; er jubelte und dankte seinem Schöpfer laut, nicht allein für die Genesung seines Leibes, sondern auch für den geistigen Sieg, den er über seinen Meister errungen, welcher nun durch das unwiderstehliche Argument der Thatsachen von seiner Abneigung gegen den Goi bekehrt war. Zu dieser Bekehrung hatte am meisten das traurige Ende des Hussiten Benesch beigetragen, der nur als Leiche in der Tiefe aufgefunden wurde. Imre und Mathias ahnten wohl die Ursache dieses, den andern unerklärlich gebliebenen Selbstmordes, und diese Ahnung täuschte sie nicht.

Ein furchtbares Gericht hatte den alten Hussiten ereilt, als er den Sohn des von ihm Gemordeten erblickend, ihn für das Gespenst seines Opfers hielt. Diese Enthüllung, welche dem Rabbi gegeben wurde, ergriff ihn so, daß er Thränen vergoß. Seit Salmes Bericht an dem, selbst von den Bitten seines Kindes unerweicht gebliebenen Starrsinn des Rabbi gerüttelt hatte, folgte Schlag auf Schlag die Vernichtung der ihn beherrschenden Anschauungen, seiner Scheu vor einem Hinaustreten in die Welt.

Der alte Rabbi hatte Merkwürdiges erlebt, die Sühne eines grauenvollen Verbrechens und dessen Bestrafung an dem Mörder seines Vaters und — die Gelöbnißablegung des Gubernators, den Juden Böhmens wieder alle die Freiheiten und Privilegien, welche ihnen etwa hundert Jahre zuvor Carl IV. ertheilt hatte, zu erneuern und rechtskräftig zu machen.

Die Wirkung aller dieser Thatsachen auf Rabbi Pinchas war eine mächtige, und bei dem Danke, den er für den Häter Israels empfand, lebte auch in ihm ein Gefühl der wärmsten Zuneigung, man möchte sagen Verehrung für seinen Schüler Imre, das völlige Gegentheil seiner frühern Gesinnungen gegen ihn. —

Wir wollen nun erzählen, wie es kam, daß Georg von Podiebrad das erwähnte Gelöbniß ablegte.

Georg von Podiebrad wußte von dem innern Seelenleiden, welches seinen alten Diener Benesch gequält hatte, und er ward durch Mathias von den höchst wahrscheinlichen Motiven jenes Selbstmordes unterrichtet, was auf den Gubernator tiefen Eindruck machte. Als man die Wohnung und die hinterbliebenen Sachen des alten Benesch durchforschte, fand man einen Beutel mit 200 Dukaten, an dem ein Zettel befestigt war, auf welchem geschrieben stand: „Nach meinem Tode an arme Juden zu vertheilen," weiter standen darauf die Worte, welche offenbar an den Gubernator gerichtet waren: „Allergnädigster Herr! Erweise den Juden Gutes und Liebreiches um die Qual der Verdammten zu hindern, welche die an den Juden begangene Verbrechen zu büßen haben." —

Der alte Benesch glaubte und nicht mit Unrecht, daß die nach seinem Tode, wie eine Mahnung aus der andern Welt an den Gubernator gerichtete Bitte, Erhörung finden würde. — —

Georg von Podiebrad beschloß, bei nächster Anwesenheit des Rabbi im Schlosse, diesem das zur Vertheilung bestimmte Geld zu übergeben.

In dem, dem Kranken im Schloße angewiesenen Zimmer hatte sich ein kleiner Kreis versammelt, um den Genesenen zu beglückwünschen. Mathias und Katharina, welch' letztere täglich, seit sie das Bett verlaßen durfte, den Kranken besuchte, und hiebei öfter mit Mathias zusammen kommend, diesen täglich inniger liebgewann, saßen vor dem in einem Lehnsessel ruhenden Bachur. Das Gesicht Imres trug schon, obwohl der Körper noch schwach war, das Inkarnat der wiederkehrenden Gesundheit auf den Wangen. — Rabbi Pinchas saß zu seiner Rechten und Salme Klineberg war in einem Winkel beschäftigt, die täglich für seinen jungen Freund gebrachte koschere Kost, aus seinem Ranzen, der seither von Zdenko's raubritterlichen Gelüsten verschont geblieben war, hervorzuholen. —

Der heutige Tag war der letzte, welchen Imre im Schlosse verbringen sollte, um Tags darauf völlig genesen, in die Rabbinerswohnung rückzukehren. —

Rabbi Pinchas hatte den Entschluß gefaßt, heute noch ein an seinem Schüler verübtes Unrecht gut zu machen und das Glück seiner Tochter zu begründen. Dieser hatte der Rabbi erst jetzt, bevor er auf das Schloß ging, mitgetheilt, daß Imre krank gewesen und nicht seines Freundes Mathias wegen, wie es anfangs hieß, im Schloße festgehalten sei. Hanna wäre auf diese Mittheilung gerne selbst auf das Schloß geeilt, hätte nicht der Vater ihr lächelnd die beruhigende Versicherung ertheilt, daß, mit gött-

licher Hilfe, Imre schon Morgen völlig genesen, vielleicht als ihr Chosen [1]) seinen Einzug in die Rabbinerswohnung halten werde. —

Die liebliche Jungfrau, reizend verschämt ihr Lockenhaupt an des Vaters Brust pressend, vermochte kein Wort zum Ausdrucke ihrer Freude zu finden; der Vater ging aber bald fort, Imre zu besuchen und ließ Hanna zurück, welche ausgelassen lustig, Zipora umhalste und küßte, bis die alte Magd nach der Ursache des an der Gebieterin ungewohnten Jubels fragend, die freudebringende Nachricht erfuhr. — Seit die Trauer um die hingeschiedene Rebezin einen düstern Schatten in das „Rabbinershaus" geworfen, hatte dieses keinen so freudigen Tag erlebt. — —

Als der Rabbi eintrat, erging sich die Gesellschaft in Gesprächen heitern und ernsten Inhalts, um dem Rekonvaleszenten die Zeit zu verkürzen. Sie standen alle beim Eintritte des Rabbi ehrerbietig auf, und man wies ihm den ersten Platz bei seinem Schüler an.

Eine Buße, nahm Rabbi Pinchas feierlich das Wort und seine Stimme klang gerührt, muß öffentlich vor allen geleistet werden.

Ich klage mich an, durch Kränkungen und Schimpf in Verkennung deiner edlen Absichten, dich verletzt, dir sehr wehe gethan zu haben. — Ich bitte dich, vergib alles dies deinem in Verblendung und Irrthume befangen gewesenen Rabbi. — —

Imre erhob sich bei dieser Anrede und faßte die Hände des Rabbi, welche dieser ihm bittend entgegengestreckt hatte. —

Wozu, entgegnete er bewegt, bedarf es der Bitte und Demüthigung des Meisters vor dem Schüler. — Ich habe längst verziehen und vergeben, wußte ich doch, daß du mein Rabbi dich nicht plötzlich von Grundsätzen lossagen könnest, die mit blutigen Zügen aus einer alten schrecklichen Zeit stammend, in dein Herz geschrieben waren, die nur der Anblick einer neuen und friedlichen Gegenwart dich vergessen lassen konnte. — Wir sind ja ein Am kscheh oref [2])! Lasse mich nun wieder deine weisen Lehren in mein Herz aufnehmen, laß' mich wieder dein Schüler sein, und zu deinen Füßen der Auslegung des Gesetzes horchen!

Ich werde glücklich sein, dich ferner als meinen Schüler preisen zu können, rief der greise Rabbi und stürzte in die Arme Imres, du bist ja meinem Herzen so theuer geworden wie ein Sohn — o daß ich dich so nennen könnte! — —

Nichts leichter, rief Salme, der, während Mathias und Katharina in einem Gemisch von Theilnahme und Bewegung, bei diesem Versöhnungsacte sich schweigend verhielten, näher getreten war. Gebt ihm euere Tochter Hanna, die er längst im Stillen liebt! — dann wird er doch euer Sohn.

[1]) Bräutigam. [2]) hartnäckiges Volk.

Diese so dreist ein zartes Thema berührende Einmischung Salmes löste wie mit einem Schwerthiebe den Knoten, welchen noch Keiner der Beiden zu betasten wagte. — — —

Imre hatte, außer vor Mathias dem Freunde, sein Herzensgeheimniß verborgen gehalten; hoffnungslos, wie ihm bisher seine Liebe geschienen, hatte er als Mann gegen diese Leidenschaft angekämpft und die Wunde seines Herzens den Blicken Anderer zu entziehen gesucht; er war daher nicht wenig erstaunt, aus Salmes Munde sein Geheimniß verrathen zu hören.

Purpurröthe überflog bei diesen Worten Salmes des Bochurs Antlitz, er senkte verlegen die Augen, in gespanntester Erwartung dessen, was der Rabbi auf Salmes Verdolmetschung seiner Gefühle antworten werde.

Dieser war aber jetzt von Mathias und Katharina umringt. Seid nicht hart Rabbi gegen euere Tochter, gegen das liebende Paar, bat Mathias, und selbst Katharina sah mit flehend emporgehaltenen Händen und innigem Gesichtsausdrucke zum Rabbi auf, und eine Thräne der Rührung rollte über ihre lieblichen Wangen.

In Gottes Namen denn, mögen sie glücklich sein! rief jubelnd Rabbi Pinchas, und feierlich auf Imre zugehend, sagte er zu diesem: Imre, mein Schüler, willst du auch mein Sohn sein und die Hand meiner Tochter zu einem Bunde für das ganze Leben annehmen?

Statt aller Antwort fiel der Bachur in seinem Freudetaumel dem Rabbi um den Hals, sie küßten sich die ehemaligen Antagonisten, der Meister und sein Schüler. Mathias und Katharina freudig bewegt, wurden im selben Augenblicke durch ein prasselndes Geklirr aufgeschreckt.

Salme, der ein feines Thongeschirr ergriffen und als Zeichen des Verlöbnißes nach alt jüdischer Sitte Masel tow [1]) rufend, es zu Boden geworfen, daß es zerbrach, hatte dieses verursacht.

Der erste Freudenrausch war noch nicht verflogen, auf den Mienen der Anwesenden war unverkennbar der Ausdruck innerer Befriedigung der Freude und des Glückes gelagert, als in dieser fröhlichen Stimmung der Gubernator, begleitet von einem Diener, welcher einen kleinen Beutel, das Legat des alten Hussiten enthaltend, trug, die Versammelten überraschte. Der Diener stellte den Beutel auf einen Schrank und entfernte sich nach tiefem Bückling. —

Georg von Podiebrad schritt, des Rabbis ehrbietige Verbeugung mit fast unmerkbarem Kopfesneigen erwiedernd, auf Imre zu, der ehrfurchtsvoll gesenkten Hauptes stehen blieb. Eine feierliche erwartungsvolle Stille herrschte jetzt im Kreise, der Gubernator unterbrach diese, indem er mild, aber doch würdevoll und festen Tones das Wort ergriff:

Junger Jude! Georg von Podiebrad ist nicht der Mann, welcher eine Schuld ungetilgt, einen erwiesenen großen Dienst unbelohnt läßt! Du

[1]) Glück auf.

warst es vornehmlich, welcher mit Mathias vereint, mir die Tochter rettete, und ich habe deinen Edelsinn, deine Aufopferung hart und schwer geprüft, aber du bestandest diese Probe glänzend, und wir Alle lernten deinen reinen, lautern Charakter achten und schätzen. Leider hatte diese Prüfung einen schmerzlichen Eindruck auf dein weiches Gemüth gemacht und warf dich auf das Krankenlager; ich machte mir selbst und meinem Freunde Rokyzana die heftigsten Vorwürfe darob, und wir sagten dem Himmel Dank, als er dich wieder dem Leben schenkte. —

Meine Verpflichtung dir gegenüber ist daher um so größer. — Ich stelle es dir frei, eine Gunstbezeigung von mir zu verlangen, welche ich erfüllen kann; nichts sei mir zu hoch, wenn es nur möglich, nur erreichbar ist. — —

Imre war während dieser, den Dank und die Erkenntlichkeit des Gubernators zeigenden Anrede, vor diesem auf die Knie gesunken und ergriff dann das Wort:

Allergnädigster Herr und Gebieter! Nicht für Menschenlohn, sondern des Gotteslohnes halber, habe ich das Leben euerer Tochter gerettet, und es ist mir als müßte ich auch auf diesen Verzicht leisten und jedes freudige erhebende Bewußtsein ob dieser guten That aus meiner Brust tilgen, wollte ich für diese, auch von meiner Religion mir gebotenen Pflichterfüllung, eine Gunst, einen Lohn bestimmen und annehmen. —

Hoher Herr! die Güte und Milde, mit der man hier mich den Juden aufnahm und pflegte, in einer Krankheit, welche nicht Menschen, sondern Gott mir auferlegte, hat mir unaussprechlich wohl gethan; was als leiser Wunsch, wie ein unerreichbares Idol, kaum über meine Lippen zu treten wagte, ich sah es erfüllt, sichtbar vor meinen Augen, ich sah wie meinethalben edle Christen bei dem Grundpfeiler aller Religionen, in Ausübung aufopfernder Menschenliebe wetteiferten, und das war viel, übergenug, Gott lob, daß ich es erlebt und überlebt! — Rührung übermannte Imre, er hielt einen Augenblick inne. — Dieser mein edler Freund, sprach er wieder, auf Mathias deutend, der so treu und gut mir beigestanden kennt meine Wünsche und Pläne, doch nichts für mich wünschte und hoffte ich, sondern für meine Brüder! Ich dachte, wenn man so oft alle Juden, ob des kleinsten Vergehens des Einzelnen aus unserer Mitte, zu Verbrechern stempelt, uns alle für die Sünde des Einen verantwortlich macht, alle beschuldigt und alle bestraft, sollte man auch das Gute und Nützliche, welches der Eine vollbringt, der Gesammtheit zum Lobe und Lohne anrechnen; — aber hierin gab es leider stets zweierlei Maß und Gewicht!

Hoher Herr! Gott hat euch an die Spitze eines großen Landes gestellt, welches in zwei großen Gemeinden in Prag und Eger, jüdische, dem Lande Böhmen treu ergebene Unterthanen bewohnen. Für diese bin ich so kühn gleiches Unterthanenrecht zu verlangen, nehmet sie auf als Diener und nicht als von Jedem geknechtete Sklaven eueres Staates! — Gerech-

tigkeit, Gerechtigkeit, Herr! Dies sei mein erbetener Lohn! die Erneuerung der vor hundert Jahren durch den erhabenen König Karolus ihnen gewährleisteten Rechte, welche in den Schrecknissen des Krieges und der Bürgerfehde nicht beachtet wurden und untergingen — um dies bitte ich euch! — — —

Gott verlieh dem schwachen Imre die Kraft und Ausdauer seinen Gefühlen Ausdruck, seinen, sein ganzes Denken und Empfinden beherrschenden Ideen, die Wortesgestaltung geben zu können. — —

Das Feuer, die Wärme und Innigkeit, mit welcher der Bochur gottbegeistert gesprochen, rißen die Anwesenden hin, Mathias nahte sich dem Knienden, um neben ihm niederkniend, seine Bitte mit der des Bochurs, zu vereinen, Salme schluchzte vor Rührung, und der Rabbi trat an das Fenster und hob die gefalteten Hände bittend in die Höhe, als wollte er Gottes Beistand in diesem entscheidenden Momente erflehen.

Katharina, ihrem Vater sich anschmiegend, flüsterte diesem auf die Knienden deutend, einige Worte zu.

Stehet auf, herrschte der Gubernator die Knienden an, das ist nicht Mannesart kniend zu verlangen, was rechtmäßige Gebühr und Forderung ist. Bei mir ist es schon längst beschloßen, ein altes Unrecht zu sühnen und den Juden seiner gedrückten Stellung zu entreißen, ich habe es bei der Bahre des alten Benesch angelobt, der durch sein ganzes Leben, ein an den Juden begangenes Verbrechen bereuend, das gräßliche Jammerbild eines von Gott gerichteten Sünders bot! —

Ihr ehrwürdiger Rabbi hört es! rief Georg von Podiebrad, dem nun gebückt vor ihm stehenden Rabbi Pinchas zu:

Die Buße meines alten Dieners Benesch war eine aufrichtige, und ging noch über seinen Tod hinaus.

Sein Vermächtniß — der Gubernator deutete auf den goldgefüllten Beutel — gehört den armen Juden, nehmt es hin um das Gold zu vertheilen, ein zweites Vermächtniß ließ er mir, das ich den Juden zu erfüllen gelobe; sie sollen, wie unter König Karl hochseligen Andenkens, meinen andern Unterthanen in Allem gleichgeschützt, gleichgeachtet sein, ich schwöre es — so wahr mir Gott helfe!

Angelobend hob er die Hand in die Höhe, dann fuhr er fort, an Imre sich wendend: Und du seltener uneigennütziger Mensch sei stets meiner Huld gewiß, ich will deinem Verlangen eingedenk, allen deinen Brüdern deine gute That lohnen. —

Georg von Podiebrad ging gefolgt von Katharinen und Mathias, welche vor ihrem Abgehen die Hand des wie stumm und betäubt in seiner Freude daſtehenden Bochurs herzlich drückten. Eine Gruppe glücklicher beseligter Menschen blieb in dem Zimmer zurück. Mit dankbar gegen Himmel

gerichteten Blick, sprach der Rabbi den Segensspruch beim Hören einer freudigen Kunde, die Zähren der Freude drangen dem Greise aus den Augen und mit dem Gefühle der Verehrung und Bewunderung blickte er auf Imre, beide waren umtanzt und umjauchzt von Salme Klineberg, der den goldgefüllten Beutel in der Hand, sich zeitweilig bückte, um bald des Rabbis bald Imres Hand zu küßen. — —

Der letzte Schlag auf das alte verwitterte Gebäude der Anschauungen des Rabbi Pinchas war gefallen.

XI.

Ein altjüdisches Hochzeitsfest.

(Schluß.)

Laubhüttenfest kam über das Land und brachte für das Grau in Grau in dem Jahrcyklus des Juden erquickendes Grün, in das eingepferchte Ghetto frische Zweige aus dem freien Walde draußen, dann die Palme des Südens, den herrlichen wohlduftenden Ethrog und die bräutliche Myrthe. Es kamen die Bauern von weitester Umgegend, und auf den plumpen selbstgeschnitzten Karren führten sie den Schmuck ihrer Wälder die Flora ihrer Gärten. Der Jude zimmerte seine Laube, seine Kinder schmückten sie aus, darin sollte er auf acht Tage sein Elend vergessen, sich des Lebens, des Schutzes seines Gottes freuen.

Heute am Rüsttage des Laubhüttenfestes, gab es großen Jubel unter der Prager Judenschaft, denn am selben Tage feierte der Bachur Imre seine Hochzeit mit Hanna, des Rabbi Pinchas Tochter. — Das jugendliche Paar sah seiner glücklichen Vereinigung entgegen, Alt und Jung priesen die Beiden, die populärsten Lieblinge des Ghettos glücklich, der sprach von dem „großen gelehrten" Reb Joseph Imre, welcher eine solche große Gsule [1]) über die Kehille gebracht habe, wiederum die Alte, welche beim Kezowes [2]) mit ihrer Base zusammengetroffen, sprach lange und begeistert von Hannas Malchusponem [3]), Zedikus [4]) und sonstigen herrlichen Eigenschaften, die behäbige Frau Kazivte [5]), vor deren Fleischbank oder eigentlich Obertribunal des Ghettos, das Gespräch geführt wurde, gab nickend und mitschwatzend ihre Zustimmung, kurz die öffentliche Meinung hatte sich eclatant zu Gunsten des Chosen und der Kalle ausgesprochen. Im Rabbinershause, dem Zentralpnnkte des Festes, herrschte ein fröhliches Treiben, ein buntes Gewoge. Der Vater des Bräutigams, der alte Isak Imre, war aus der Ferne gekommen, dem Ehrentage seines Sohnes beizuwohnen, und seine stattliche, würdige Gestalt, das edelgeformte Antlitz, vom silberlockigen Barte umrahmt, stellte selbst die imponirende Gestalt des neben ihm sitzenden

[1]) Erlösung. [2]) Fleischbank. [3]) königliches Antlitz. [4]) Frömmigkeit. [5]) Fleischhauerin.

Rabbi Pinchas in den Hintergrund. Da saßen die beiden Greise Hand in Hand, und ihre alten Herzen schlugen rascher und freudiger, während sie von dem Glücke ihrer Kinder sprachen; sie erzählten einander, wie sie selbst einst diesen Freudentag begangen und ein ergreifend schönes Bild aus seliger Jugendzeit rollte in der Erinnerung neuerdings ihrem Geiste vorüber. Überlassen wir die Alten dem heitern Geplauder, wir wollen den Glücklichsten nachspüren, den Brautleuten. Die saßen oben in der Sukke allein, und sie athmeten den würzigen Duft des Nadelholzes, des Dachwerkes der Hütte, und der Blätter und Blumen, welche auf dem Boden und Tische lagen. Imre hatte unter den heilsamsten Arzneien, des Glückes, der Liebe und der Zufriedenheit, rasch seine blühende Gesundheit und Kraft erlangt, nicht minder war Hanna wieder die strahlend schöne Jungfrau, die Wiederkehr der schönen Tage der Liebe hatte die reizenden Grübchen, den rosigen Teint wieder hergestellt. Fest umschlungen sich haltend, träumten die Beiden von der ihnen fröhlich entgegenwinkenden Zukunft — die schönsten herrlichsten Träume der Brautleute. — In grellstem Contraste zu den beiden schönen Menschengestalten tauchte so eben eine zwerghaft verwachsene häßliche Figur auf, es war Süßmille, der offiziöse Schalks- und Hochzeitsnarr des Ghettos, zugleich der Ceremonienmeister bei jeder größern Feier; er kam, um dem Brautpaare die Anzeige zu erstatten, daß die Trauung sogleich vor sich gehen werde und unten schon die jungen Leute und die „Unterführer" auf den Chosen warten. — Imre preßte noch einen Kuß auf Hannas Stirne und ging hinab auf die Gasse. — Unten harrten sein die Collegen, die Bochurim, und der Roschhakohol, welcher sich mit dem Rabbi völlig ausgesöhnt, als dieser ihm das Vermächtniß des Hussiten, die 200 Dukaten zur Vertheilung an die Armen übergeben hatte, wodurch des Roschhakohol etwas wankend gewordene Popularität, besonders bei der blos nach panes und nicht nach circenses rufenden Menge hergestellt war. — Dieser und der Vater des Bräutigams hatten das „Unterführen" bei dem Chosen, sie nahmen ihn in die Mitte und gefolgt von den Freunden des Bräutigams begab sich der Zug auf den großen Platz vor der Altneusynagoge. Damals war es noch Usus die Trauung unter freiem Himmel vorzunehmen; Alt und Jung aus dem Ghetto war herbeigeströmt, die meisten schaarten sich um den großen reichgestickten Baldachin, unter welchem sich der Chosen mit den Unterführern aufstellten, während Fanfaren und Paukenschläge ertönten.

Inzwischen ging im großen Zimmer des Rabbinershauses das „Bedecken" vor sich, der Rabbi Pinchas zog Hanna „die goldene Haube" an, was zugleich den zahlreich anwesenden Frauen das Signal zum Beginn eines allgemeinen Weinens und Schluchzens gab, worin besonders Zipora, die alte Maad, Großes leistete, vermuthlich weil sie sich jeder Hoffnung auf diese Haube begeben mußte; auch auf Hannas Thränendrüsen verfehlte die-

ser Rühract seine Wirkung nicht, und Süßmille Narr sah sich genöthigt, ein oft gebrauchtes, sehr energisches Mittel wieder-anzuwenden, um der sentimentalen Stimmung ein Ende zu machen. — Auf einen Wink seiner Hand fiel die Musik, wenn man sie so nennen konnte, mit aller ihr zu Gebote stehenden Kraft ein, das Weinen ward glücklich übertäubt, und nunmehr ordnete sich der Frauenzug und ging desselben Weges, wie früher der Chosen, hinab, nur zog diesmal die Musik mit, voran Süßmille, der das „Kallelied" singend, Purzelbäume schoß' und durch allerhand Späße und Schnurren nicht wenig zur Kurzweil der gaffenden Menge beitrug. Dann kamen die sogenannten „Rutheuträgerinnen," sie hatten jede in einem Silbergefäß einen Blumenstrauß, aus welchem buntfärbige, brennende Habdalahs hervorragten, dann folgte Hanna, der die goldene Haube vortrefflich paßte, was ihr auch oben Zipora unter Thränen und Schluchzen gestanden hatte. Der Zug gelangte so bis zu dem Baldachine, die Braut stellte sich dem Bräutigam gegenüber auf, es erfolgte der übliche Ringwechsel, der Rabbi Pinchas verlas mit bewegter Stimme die „Kethuba" [1]), worauf der alte Imre die sieben Segenssprüche rezitirte, denen die rings umherstehende Menge, mit weithin durch die Lüfte dröhnenden Amen antwortete. Der Weiheact war geschlossen, und in derselbeu Ordnung, mit dem einzigen Unterschiede, daß die Brautleute mit den „Unterführern" vereint, unter Fanfaren und Musikklängen den Zug eröffneten, begab man sich auf den Rückweg. Die Menge strömte nach. Der Festzug war nahe der Synagoge angelangt, als unter der Masse erst Stockung, dann ein Hin- und Rückströmen bemerkbar wurde.

Stehn bleiben, rief eine schallende Stimme.

Der Ruf kam von Feiwel Meschores, der keuchend und in stürmischem Laufe dem Zuge entgegenkam. In fliegenden Worten meldete er, daß „allergnädigste Herrschaften" zu Pferde das Ghettothor passirt und ihm auf dem Fuße folgten.

Der Bestätigung aus anderm Munde über diese im Ghetto noch nie gehörte Kunde, welche deshalb fast ungläubig angehört wurde, bedurfte es nicht, denn gleich darauf ward Pferdegetrappel hörbar, und um die Ecke bogen, zu nicht geringer Verwunderung der lautlos und Kopf an Kopf gedrängten Menge, zwei Edelknaben in herrlicher Tracht und fast gleichzeitig mit ihnen erschienen die Reitenden. In dem Einen, welcher über den vorgebeugten Croup eines edlen Rappen sichtbar ward, erkennen wir Mathias Corvin, mit der Linken griff er sorglich in den reichgeschmückten Zügel eines milchweißen Zelters, der seine jugendliche und schöne Braut, Katharina von Podiebrad im Sattelkorbe trug. —

---

[1]) Morgengabsurkunde.

Wir müßen, wenn auch nur flüchtig in den Gang der Ereigniße zurückgreifen, um dem Leſer über die weitern Erlebniße des Freundes Imres, Mathias Corvin, Aufklärung zu geben.

Georg von Podiebrad hatte ſein Wort erfüllend, allen ihm zu Gebote ſtehenden Einfluß angewandt, um in Ungarn die Königswahl auf ſeinen Schützling zu lenken, und dieſe Bemühungen wurden vom Erfolge gekrönt.

Insgeheim hatte er den ungariſchen Magnaten ſeinen Gefangenen Mathias als den Tauglichſten zum Könige vorgeſchlagen, und ſo gelang es dem Belgrader Hauptmann Szillagh leicht, in der einberufenen Ständeverſammlung die einſtimmige Erhebung Corvins auf den ungariſchen Königsthron zu bewerkſtelligen und die anderen Mitbewerber, Gara und Ulak aus dem Felde zu ſchlagen.

Aus der Rede, welche Szillagh zu Gunſten Corvins hielt, wollen wir eine Stelle hervorheben, welche einzig und allein aus des Letztern Charakterſchilderung, ihm die beſte Empfehlung für den Königstitel gab:

„Machet euch kein Bedenken, des vortrefflichen Helden und Statthal„ters Johann von Hunyad Sohn Mathias auf den Königsthron zu ſetzen. „Seine Kriegserfahrenheit, die er vom Vater erlernt, ſeine Unerſchrocken„heit jeden Feind anzugreifen, ſeine Unverdroßenheit, Hunger, Durſt, Kälte „und Hitze zu ertragen, ſeine Leutſeligkeit, ſein wahrer Religionseifer, end„lich ſeine eigene Liebe gegen ſein Vaterland und ſeine Nation ſpräche ihm „das Wort.“

Als das Volk hörte, daß Mathias zur Königswürde gelangen ſollte, äußerte es ungemeinen Jubel und Freude. Zu gleicher Zeit wurden einige vornehme Ungarn an Georg von Podiebrad abgeſchickt, mit dem Auftrag, dieſem, die ſo glücklich auf den jnngen Corvin gefallene Wahl zu eröffnen und um die Befreiung ihres nunmehrigen Königs zu bitten.

Bevor noch dieſe Botſchaft anlangte, nahm der Gubernator die Werbung Corvins um Katharinens Hand gnädig an und gab ihr, in der feierlichſt ſtattfindenden Verlobung der Liebenden Folge.

Dieſe Erhebung Corvins that ſeinen freundſchaftlichen Gefühlen für Imre nicht den mindeſten Eintrag, und als der um Mathias Vater ſo vielfach verdiente alte Iſak dem fürſtlichen Paare die Einladung brachte, dem Hochzeitsfeſte ſeines Sohnes beizuwohnen, empfingen ſie ihn höchſt freundſchaftlich und ſagten ihr Erſcheinen zu. Wie wir nun ſehen, hatten ſie dieſe Zuſage erfüllt. —

Der Bräutigam und ſein Vater, von dieſem Zeichen der Huld überaus erfreut, traten aus dem Zuge hervor und blieben in ehrfurchtsvoller Stellung vor den Ankommenden ſtehen. Corvin ſchwang ſich behende vom Roſſe und reichte hilfreich Katharinen die Rechte, welche darauf geſtützt gewandt aus dem Sattel ſprang, während die Pagen den Zaum des Zel-

ters hielten. Beide begrüßten und beglückwünschten den alten und jungen Imre auf das Herzlichste, Mathias bat, die verursachte Störung entschuldigend, sich mit seiner Braut dem Zuge anschließen zu dürfen und als dies geschehen, setzte sich dieser wieder in Bewegung, nur blieb die Menge ruhig und ernst und ließ sich selbst durch Süßmilles Capriolen und Schwänke nicht erschüttern. Die Menge zerstreute sich vor dem Rabbinershause, und der Bräutigam führte die hohen Gäste hinauf in die Wohnung, wo er ihnen seine Braut Hanna vorstellte. Mathias und Katharina fühlten sich von dem Reize dieser anmuthigen Gestalt bezaubert, letztere küßte die Stirne der Lieblichen und brachte ihr nochmals in ungekünstelten Worten ihren Glückwunsch dar, in welchem sie ihres Lebensretters Imre lobend erwähnte. Hanna fühlte ihre anfängliche Verlegenheit bald behoben, sie gab sich ungezwungen dem heitersten Geplauder hin, an welchem nach und nach auch die übrige Gesellschaft, Rabbi Pinchas und der alte Imre theilnahmen.

Es mochte etwa eine Stunde verflossen sein, als Mathias sich zu Imre hinbeugte und in gedämpftem Tone zu ihm sprach: Euere Verschwiegenheit ist hinlänglich erprobt, so daß ich euch getrost als Beweis meiner Freundschaft und besondern Gewogenheit dieses hier als Hochzeitsgeschenk überreichen kann. Er zog bei diesen Worten eine Pergamentrolle, an welcher mehrere Siegel befestigt waren, aus dem Wammse und sprach fortfahrend: Wiewohl es noch geraume Zeit währen wird, bis ihr, die, in dieser Urkunde euch gewährte Stellung, einnehmen werdet, so wollte ich euer Freund, euere Zukunft schon jetzt sicher stellen. Zur Frist; da ich als euer und der übrigen Ungarn König von hier fortziehe, erfüllet sich diese euch hiemit gegebene Installation als Rabbiner einer der größten Israelitengemeinde Ungarns, und dann ziehet ihr mit mir. — Bis dahin haltet es geheim

Imre war in sprachlos freudigem Staunen und Dankgefühle vor Mathias auf die Knie gesunken und küßte die Hand seines Freundes und nunmehrigen Königs. Er hatte an sich zu halten, um diese freudige Kunde nicht aller Welt zu verkünden. Mathias aber rief nunmehr laut: „Nun folgen die Geschenke meiner Braut!“ Er öffnete das Fenster und that einen gellenden Pfiff hinab, und nicht lange währte es, da kamen die Edelknaben mit mehrern Dienern und brachten den freudig und dankfühlend dastehenden Brautleuten funkelnde Geschmeide, feine Linnen und andere, wahrhaft fürstliche Geschenke.

Mathias und Katharina entzogen sich, freundlichen Abschied nehmend, dem Danke der Vermählten, und bald verkündete der Hufschlag ihrer Pferde ihren Abzug aus dem Ghetto.

Im großen Chassenehause, einer eigens zur Abhaltung der Hochzeitsfeier von der Gemeinde bestimmten Localität, hatten sich indeß die zahlreichen Gäste der Neuvermählten eingefunden und harrten auf das Erscheinen des

jungen Paares. Unter diesen Gästen überragte alle andere wie Saul, um Schulterhöhe, unser ehrenwerthe Salme Klineberg. Diesmal trug er schon ein neues, schönes Barret, das ihm Hanna versprochener Maßen geschenkt, desgleichen einen schönen Mantel, der an den Achseln befestigt, rückwärts flatternd die lange Gestalt bis hinab zu den Füßen bedeckte. Dieser Mantel war das „Chosengeschenk" Imres für seine liebevolle Pflege und Freundschaft. Salme hatte einen kleinen Kreis seiner Intimen um sich versammelt, denen er wohl zum hundertsten Male, nur daß er immer etwas „zusetzte," seine merkwürdigen Erlebnisse im Schlosse erzählte. In diesem Kreise, aus welchem zuweilen eine laute Lache über eine drastisch angebrachte Schnurre Salmes aufschlug, finden wir auch andere bekannte Gesichter, Feiwel Meschores, Jossel Schiffer und Schadchen Phaibisch sammt seiner kugelrunden Frau. Seltsamerweise hatte Phaibisch Schadchen, der aller ledigen Welt die „schönsten und besten" Parthien antrug, sich selbst den größten „Menuwel" [1]) auserlesen, doch unbeschadet dessen, war sie zu seinem Metier wie geschaffen und leistete ihrem Manne hiebei vortreffliche Dienste, sie hatte sogar zuweilen einen guten Einfall für etwas „Passendes."

In einer andern Gruppe, welche die Bachurim unter Senior Eljakim und Bethdinschames Reb Koppelman, bildeten, war der Gesprächsstoff mehr ernsten Inhaltes und bewegte sich wohl um „Hilches Sukke" [2]) was gerade á jour war; denn der bekannte Pilpulton ward in lebhaft angeregter Debatte bald vernehmbar. Der Bethdinschames, bekannt als großer „Gassen" [3]) hielt sich stolz der Debatte fern und stand dabei anscheinend theilnahmlos mit gesenkten Augen, deren Wimpern sich nur dann hoben, wenn eine der hübschen drallen Mägde, welche die Tafel deckten, an ihm vorüber huschte. Die Conversation nahm ein Ende, als die durch den hohen Besuch sich verspätenden Brautleute endlich anlangten. Nun begann man erst sich zur Tafel zu setzen an derem obern Ende Rabbi Pinchas präsidirte, neben ihm sein „Mechuten" der alte Imre und das junge Paar. Die fröhliche heitere Stimmung der Gesellschaft hatte bald ihren Zenith erreicht, als „Süßmille Narr" in schlecht und recht gelungenen Reimen jeden im Kreise portraitirte und hin und wieder Glückwünsche und Apotheosen für die Neuvermählten einflocht.

Auch die Geister des Weines „erfreuten manches Herz" in der Gesellschaft, namentlich zwei waren es, welche im Genuße desselben ein wenig gesündigt, Salme und der Bethdinschames Koppelman und als sie die Welt in überseliger Stimmung wie durch ein rosenfarbiges Glas betrachteten, schmolz ihre alte starre Feindschaft, sie lagen einander in den Armen. Reb Juda Koppelman gelobte, nicht mehr Salme beim Prüfen des Weines und

[1]) Häßliche. [2]) Gesetze über das Laubhüttenfest. [3]) Hochmuthsnarr.

der Mages zu chikaniren, dieser hingegen versprach sich hinfür jeder boshaften, bissigen Anspielung auf den Bethdinschames zu enthalten. —

In der allerglücklichsten und wonnigsten Stimmung, in Empfindungen, welchen die Sprache nicht Ausdruck zu geben vermöchte, saßen die Beiden durch den Bund der Ehe Vereinten da und Hanna schoß gar oft das Blut in die Wangen, wenn ein in seltsamen Feuer strahlender Blick Imres sie traf.

Unsere Geschichte neigt dem Ende zu, wir haben einen Kampf in den Gegensätzen der Confessionen und der Machthaber mit dem Judenthume, und aus diesem Letztern wieder Charaktere, wie sie durch diesen Kampf nothgedrungenerweise hervorgerufen werden mußten, geschildert. Diese Gegensätze, der geschilderte Kampf, wiewohl in andern Dimensionen, und mit andern Waffen geführt, besteht noch heute, er ist noch nicht ausgekämpft und wird fortgeführt werden, so lange nicht die noch gegenwärtig, gleich manchen in dieser Erzählung auftretenden Personen, gegen Fortschritt und Menschenrechte Ankämpfenden, eines Bessern belehrt sind.

Diese Bemerkung schicken wir dem Ende dieser Erzählung voraus, weil wir das Tendenziöse derselben, welches uns zum Vorwurfe gemacht wurde, damit entschuldigen wollen.

Gehen wir nun an die Vollendung des Zeitgemäldes, das wir entworfen, und berichten wir dem Leser die weitern Schicksale unseres Helden

Imre folgte begleitet von seiner jungen Frau seinem Könige Mathias Corvin, nachdem dieser auf dem Rakoser Felde mit seinem künftigen Schwiegervater Georg von Podiebrad einen, den Ländern Böhmen und Ungarn zum Heil gereichenden Frieden geschlossen. Georg von Podiebrad, später ebenfalls von den Ständen einstimmig zum Könige von Böhmen erwählt, wahrte auch als solcher die Gerechtsame der Juden, sein Freund und Rathgeber Rokyzana sprach jetzt eben so eifrig zu Gunsten der Juden, als er früher sich gegen sie ausgesprochen hätte. Imres edles Benehmen allein hatte diese Wandlung geschaffen. Rabbi Pinchas hatte gleichfalls seinen Vorurtheilen gegen den „Goi" vollständig entsagt, er zog sogar mit der Thorarolle und vereint mit dem Roschhakohol und der Elite der Judengemeinde dem Könige Georg entgegen, als dieser gleich nach seiner Krönung in den „Königshof" (in der heutigen Königshofer Gasse) übersiedelte, und begrüßte und segnete ihn auf dem Ringplatze. —

Imre waltete als Oberhirte einer großen Gemeinde in Ungarn wahrhaft segensvoll, nicht nach der starren Schule Schamais, sondern dem Grundsatze des großen Hillel treu, der in dem einen Satze: „Du sollst deinen Nebenmenschen lieben“ das ganze Wesen des Judenthums und seiner Lehre darstellte. Die Freundschaft zwischen ihm König Mathias und seiner Gemahlin, erlosch nie, und seine Stimme galt viel im Rathe der ungarischen Krone.

Jakob W. Pascheles.

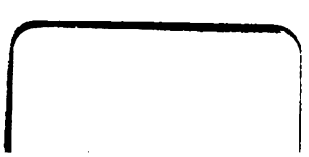
Schluß der fünften Sammlung.

Inhaltsverzeichniß

der fünften Sammlung.

Erste Abtheilung.

	Seite
Mönch und Jüdin von S. Wallerſtein	5
Die Tefilin von L. Horowitz	65
Ein jüdiſcher Lehrer von Daniel Ehrmann	87
Ben Zachai's letzte Mahnung von David Mendl	161
Rabbi Chaim von Mr.	162

Zweite Abtheilung.

	Seite
Meſuſah von David Mendl	195
Ein jüdiſcher Peter Schlemihl von David Mendl	210
Fehltritt und Sühne von L. W.	280
Kronprätendent und Bochur von Jakob W. Paſcheles	294